Die Weltbühne

Der Schaubühne XXII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

22. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 6

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg - Königsweg 33

Register der ‚Weltbühne‘

XXII. Jahrgang (1926) 1. Band

Vorwärts —! von Kurt Tucholsky

Wer, wie wir, vom ersten Tag nach dem Waffenstillstand an für Aufklärung über das Verbrechen der deutschen Militärs und ihrer Helfer gesorgt hat, ist wohl berechtigt, vor den lawinenhaften Publikationen, Diskussionen, Vorträgen, Büchern, Zeitungsartikeln, Broschüren und Streitschriften über den Krieg ein Wort zu sagen, das erklärt werden muß, wenn man uns recht verstehen soll. Dieses Wort heißt:

Genug.

So, wie die deutsche Linke den psychologischen Moment im Jahre 1918 verpaßt hat, damals, als der Alldeutsche Verband und die nachmaligen Fememörder, die Rupprechte und die falschen Wilhelms, die Richter und die Staatsanwälte still zu Hause saßen und in richtigem Instinkt ängstlich warteten, daß etwas geschähe, was sie jedenfalls rechtens über ihre Gegner verhängt hätten — so hat der deutsche Pazifismus den Augenblick verpaßt, wo ein Volk bereit war, auf ihn zu hören. Dieser Augenblick lag in den Monaten, die unmittelbar dem Kriege folgten.

Da waren die Leiden frisch, und die Wunden schmerzten; da brannte die Erinnerung, und da zitterte das ungeheure Erlebnis lebendig nach; da wußte Jeder zu bestätigen und zu erzählen und tats gern, weil er endlich, endlich sprechen durfte — da war viel zu machen. Es ist so gut wie nichts getan worden. Als die Generale ihre Memoiren beendet hatten und die Uniformierten ihre Reichswehr: da war es zu spät.

Weil aber das deutsche Volk ein besinnliches Volk ist, deshalb gelang der gegnerischen bewußt betriebenen Propaganda Etwas, das bei sonst keinem Volk der Welt gelungen wäre — nämlich jahrelang nach der Katastrophe die Walze der Zeit zurückzudrehn und mit einer Lügenaufklärung einzusetzen, die bei Andern sofort oder niemals gewirkt hätte: mit der endlosen, rückwärts gekehrten Debatte: Wer ist schuld?

Dieses Gesellschaftsspiel währt jetzt sieben Jahre. Seit sieben Jahren hören wir ununterbrochen die Taten der Einen rühmen und die der Andern verdammen, aber nicht, um aus den Irrtümern, die begangen worden sind, zu lernen — sondern: um neuer politischer Propaganda willen. Und Alle gehen mit. Wir sehen, heute noch, im Jahre 1926, rückwärts.

Daß wir Pazifisten aus einer Weltkatastrophe immer, unser ganzes Leben lang, Bilder und Material beziehen werden, um seine herannahende Wiederholung zu bekämpfen, ist klar. Daß der Tod von zwölf Millionen Menschen nicht einfach an den Menschen unsrer Generation vorübergehen darf, ist selbstverständlich. Aber es gibt nur Eines, womit wir arbeiten sollten:

mit den fertigen Lehren, die wir zu ziehen immerhin Zeit gehabt haben. Mit dem abschließenden Urteil. Wir treten immer wieder in die Verhandlung ein. Statt hinzurichten, vernehmen wir Zeugen.

Die Tatsache der deutschen Niederlage allein erklärt das nicht. Es gibt kein Volk auf der Erde, das noch so viel vom Krieg spricht wie wir und so vom Krieg spricht wie wir. England ist längst darüber hinaus, und auch Frankreich sieht den heutigen Tag, ohne den gestrigen zu vergessen. Wo leben wir? Im Jahre 1926 —? Blickt man in unsre Zeitungen, Zeitschriften, Literatur, Versammlungssäle, so glaubt man, im Jahre 1920 zu stecken. Warum —?

Daran ist zunächst die betrübliche Tatsache schuld, daß nichts bei uns so überaltert ist wie Publizistik und Politik. Und weil jeder Mensch die Erinnerungen, die Erlebnisse, die er in der Vollkraft seiner Jahre oder in der Jugend gehabt hat, meist bis an sein Lebensende weiterspinnt und stets glaubt, diese Ereignisse seien das Wichtigste nun für Alle, während sie doch nur für ihn wichtig waren, der sie so scharf aufgenommen hat wie nie mehr andre, weil es Leute gibt, die sich ihr ganzes Leben lang immerzu erinnern: deshalb werden wir und namentlich die nach uns kommen mit keinem Quentchen Einzelheiten verschont, die jene uns mitzuteilen haben — ohne die bündigen Lehren zu ziehen, ohne ihre gewonnenen Erfahrungen zu nützen, ohne mit fertigen Urteilen zu wirken. Es ist eine Erinnerung um der Erinnerung willen. Da ist aber noch etwas.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die gesamte Rechte in den Blutjahren so eine Art Hoch-Zeit erlebt hat, eine innigst wiederherbeigesehnte Epoche, wo Ärzte zu Halbgöttern, Polizei-Supernumerare zu Göttern und Privatdozenten zu leibhaftigen Hauptleuten aufrückten. . . Das vergißt sich nicht. Und davon sprechen sie nun ununterbrochen, kramen ihren Stammtischtopf vor uns aus, berichten und widerlegen, schnabbern wie alte Weiber und übertreiben wie grüne Jungen. Und wir hören artig zu.

Die unendlich geschickte Propaganda des Dolchstoßes kam hinzu. Es ist ja nicht wahr, wenn heute gesagt wird: die Dolchstoßlegende sei zerstört. Sie hat ihr Werk getan. Ob in belanglosen Gerichtsformalitäten ihre „Wahrheit" oder „Unwahrheit" erwiesen wird, tut dem, was sie geschadet hat, keinen Abbruch. Ihr Sieg ist nur erklärlich, wenn man weiß, daß wir fast die ganze Zeit in der Defensive gestanden haben.

Die Andern haben den Ton angegeben — nicht wir. Die Andern haben bestimmt, was in der uns aufgedrungenen Geschichtsstunde durchgenommen werden sollte — nicht wir. Die Andern haben Friedrich den Zweiten aufs Pflaster gezerrt. Wir durften abwehren, gegenbeweisen, uns mit der Widerlegung von Lügen plagen. Wir verteidigten. Wir griffen selten an.

Ich denke, daß es nach sieben Jahren genug ist.

Wer abgeschlossene Urteile bringt, soll uns immer willkommen sein. Wer an diese oder jene Einzelheit aus den Mordjahren erinnert, kurz und knapp, um einen bereits vorhandenen Schluß mit einem neuen Argument zu stärken — her zu uns! Wenn aber ein pensionierter Hauptmann zum dreihundertsten Mal seine taktischen und politischen Künste wiederkäut, wenn uns bis zur Erschlaffung eingetrichtert werden soll, warum damals die fünfte Brigade bei Pushbideize zurückgenommen worden ist, und warum der Staatssekretär v. Bogenhausen dem Vorschlag aus Rom am 23. März 1917 nicht nähertreten konnte: so jage man diese verstaubten Burschen mit einem Fußtritt in die Ecke und rufe: Kusch! Wir wollen das nicht mehr wissen.

Wir wollen es auch von unsrer Seite nicht mehr wissen. Pazifisten, Kriegsgegner, Kommunisten — sie haben allen Anlaß, zurückzugreifen, wenns die Sache erfordert. Aber nicht mit dieser heillosen Verehrung vor dem Geschehnis, nicht mit dieser historischen Herrschermiene, als besage die minutöse Auseinanderwicklung jener Verhältnisse irgendetwas für uns Heutige. Sie gibt uns nichts. Denn noch niemals haben Menschen aus der Geschichte gelernt, und sie werden es auch in Zukunft nicht tun. Hic Rhodus.

Hat denn Keiner den Mut, den aufgewärmten Rotkohlern endlich einmal zu erwidern: Das interessiert uns nicht, weils belanglos geworden ist —? Wir stärken ja das Hochgefühl und die Überzeugung von der persönlichen Wichtigkeit der Andern, wenn wir jedem sanft geröteten Brigadekommandeur den Gefallen tun, auf sein Denkmalsgewäsch zu antworten, einzugehen, staubige Quellenstudien zu machen und ewig in einer Bücherkiste zu wühlen, die längst muffig geworden ist. Niemals haben wir Denen die Hinfälligkeit ihres Systems durch Schweigen erklärt, niemals durch Interesselosigkeit auf der ganzen Linie gezeigt, daß wir Neues wollen und Andres, in dem sie keine Rolle zu spielen bestimmt sind. In Wahrheit steht noch ein halbes Volk vor den Machthabern der alten Tage stramm, und noch in der Grußverweigerung ist so viel heimliche Angst. Schweigen und vorübergehn. Das sollten wir tun.

Das fertige Urteil soll immer wieder angenagelt werden, wenn möglich: als Steckbrief. Das Urteil, in dem steht: wer seine Sache schlecht geführt hat; wer ausgekniffen ist; wer heute Geld bekommt und wer nicht; wer die Katastrophe verursacht, nicht verhindert, wer sie gefördert, vorbereitet hat; wer schuld ist. Die Verhandlung selbst ist vorbei.

Und so gibt es einen Wunsch zum Jahreswechsel:

Schaut nicht mehr rückwärts und begebt euch nicht aller Rechte, indem Ihr euch mit uniformierten Verbrechern auf eine Stufe stellt. Ist ihre körperliche Bestrafung, durch unsre eigne Schuld, nicht mehr möglich, so straft sie, so gut Ihr

heute noch könnt. Treibt die Zeit an ihnen vorbei. Und haltet euch nicht auf.

Haben sie Nachwuchs gezüchtet, der der Epoche zuwiderlebt, so schlagt auf den. Der verdients. Aber ignoriert die Alten, die Abgetakelten, die Geschlagenen, Die, die ihrer Zeit nicht gewachsen gewesen sind. Die Welt hört nicht mit Herrn Hindenburg auf und nicht mit Herrn Noske; der Kaiser schließt die Geschichte nicht ab und nicht Herr Scheidemann. Wie Jeder im einzelnen Moment gehandelt hat, ist ganz und gar gleichgültig. Die Fehler sind gemacht worden, die Verbrechen sind begangen worden, die Fahnenflucht ist begangen worden. Und man soll diese ausgedienten Bälge dahin werfen, wohin sie gehören: zu den ollen Kamellen.

Rückwärts blickend, die Arme verlangend, abwehrend, lockend und drohend in die Vergangenheit gestreckt, den Hintern der Gegenwart zugekehrt, langsam schreitend, immer rückwärts, rückwärts blickend — so geht ein Volk seine Bahn.

Eines wünsche ich uns Allen:

Daß wir endlich vorwärtsblicken.

Englische Politik von Joseph Friedfeld

Nicht so ruhig wie Englands parlamentarisches Leben droht das Leben außerhalb des Parlaments zu bleiben. Der wirtschaftliche und politische Antagonismus zwischen den Klassen wächst ungeachtet der Bemühungen des gemäßigten Flügels der konservativen Regierungspartei und der rechtsstehenden Führer der Arbeiterpartei. Die Arbeitslosigkeit zeigt keine Neigung zur Verminderung, in wichtigen Industrien versuchen die Unternehmer, die Löhne zu kürzen, und wenn auch durch die schweren Subsidien der Regierung an die Bergwerksbesitzer der Friede im Bergbau noch einige Monate dauern wird und die Kommission zur Prüfung der Lage des Bergbaus unter Vorsitz Sir Herbert Samuels ihre Arbeit noch fortsetzt, so sieht man doch mit Besorgnis dem Augenblick entgegen, wo sich zeigen muß, ob die Regierung den Mut haben wird, eine durchgreifende Reform im Eigentumsrecht und in der Organisation der Kohlenbergwerke durchzuführen.

Der rechte Flügel der Konservativen Partei, unter Führung des Staatssekretärs des Innern Sir William Joynson-Hicks, sucht für den Fall eines großen Streiks eine Bürgerwehrorganisation zu schaffen und fördert die Entwicklung und Organisierung fascistischer Gruppen in England.

Demgegenüber wächst in den Kreisen der Abgeordneten der Labour Party und mehr noch in den Arbeitermassen der Wunsch nach einer aktivern und bewußtern Politik der Partei im Parlament, während die Führer der Partei sich damit begnügen, die Rolle der offiziellen Opposition zu spielen, die früher der Liberalen Partei zugefallen ist.

Die Liberale Partei selbst nähert sich im Parlament immer mehr der Auflösung. Man spricht offen davon, daß ihr be-

gabtestes Mitglied: Lloyd George ihre Reihen verlassen und sich entweder als ein unabhängiger Abgeordneter betätigen oder der Labour Party anschließen will. Die Gegensätze zwischen Lloyd George und einem großen Teil der Liberalen Partei datieren noch aus den Jahren des Kriegs und den ersten Nachkriegsjahren, haben aber anscheinend durch die Kooperation in den letzten Jahren an Stärke nichts eingebüßt.

Dem rechten Flügel der Arbeiterpartei und insbesondere den gegenwärtigen Führern wäre eine solche Entwicklung durchaus erwünscht. Die Labour Party würde damit an die Stelle der Liberalen Partei treten und die regelrechte, gemäßigte Opposition bilden, die sich in die Maschinerie des bisherigen englischen Parlamentarismus gut einfügen könnte und, wenn sie an die Reihe kommt, die Regierung übernähme, um sie dann wieder an die andre Partei abzugeben. Durch diese gemäßigte und zurückhaltende Politik werde die Partei einen Teil der Stimmen des Mittelstandes erhalten und habe so Aussicht, in absehbarer Zeit über eine Mehrheit im Unterhause zu verfügen und dann eine Reihe nützlicher Reformen durchführen zu können.

Der Mehrheit der Abgeordneten der Labour Party aber, die sich in den beiden einflußreichsten Wochenblättern der Partei: ‚Lansburys Labour Weekly' und Brailfords ‚New Leader' äußert, liegt eine andre Auffassung von der Aufgabe der Arbeiterpartei im Parlament näher. Sie will in Reden und in der parlamentarischen Taktik die Entschlossenheit der arbeitenden Massen widerspiegeln, jeder Herabminderung ihres Lebensniveaus Widerstand zu leisten, will sich nicht damit begnügen, eine Opposition zu bilden, die Amendements zu den Gesetzen der Mehrheit einbringt, sondern will selber konstruktive Maßnahmen durchdrücken, um Arbeitslosigkeit und Verelendung der Massen zu mindern.

Die Erkenntnis, daß die jetzige Regierung es zu einem entscheidenden Kampf gegen die Arbeiterschaft kommen lassen will — sie ist es, die die Unzufriedenheit weiter Kreise der Arbeiterpartei mit der gefügigen Politik ihrer Führer erklärt. Die Verurteilung von Mitgliedern der Exekutive der Kommunistischen Partei und andern aktiven Kommunisten auf Betreiben der Regierung wegen Aufreizung zum Ungehorsam der Truppen und zum Klassenkampf hat die ganze Arbeiterpartei erregt. Die geringe Zahl der Mitglieder der Kommunistischen Partei in England und ihr geringer Einfluß macht die Tat der Regierung überflüssig, wenn sie nicht den Zweck hat, dies nur ein Vorspiel zu weitern politischen Verfolgungen und eine Abschreckung für kommende Streikgefahr sein zu lassen. Die Kommunisten wurden nicht verurteilt, weil sie etwas getan hatten, sondern weil sie gesetzwidrige Meinungen haben und propagieren, und weil ihre Partei gegen die bestehende Ordnung gerichtet sei. Dies ist der erste Fall einer solchen Verurteilung in England nur auf Grund von Ansichten und ihrer Propagierung und das erste Mal, daß, entgegen der englischen Tradition von Freiheit, eine Partei oder eine Ansicht über Wirtschafts- oder Staatspolitik für ungesetzlich erklärt wird,

ohne daß direkt Handlungen begangen wären, die gegen die bestehenden Gesetze verstoßen.

Aber es ist kaum anzunehmen, daß in der innern Politik Englands eine wirtschaftliche und politische Krise früher eintritt als im Frühjahr 1926. Dagegen birgt die äußere Politik und die Kolonialpolitik Englands die Möglichkeit überraschender und gefährlicher Wendungen.

Eine bedrohliche Krise zwischen dem irischen Freistaat und Ulster über die Entscheidung der Grenzregelungskommission ist freilich vorläufig durch finanzielle Opfer Englands abgewendet worden, und mit der Unterzeichnung des Locarno-Pakts hat Austen Chamberlain einen äußern Erfolg davongetragen. Ein großer Teil der Arbeiterpartei hat gegen den Pakt Stellung genommen, da er darin beängstigende Verpflichtungen Englands erblickte und auch eine Spitze gegen Rußland befürchtete. Eine Äußerung, die der englische Unterstaatssekretär für die Kolonien Ormsby-Gore am Tage nach Abschluß des Locarno-Paktes öffentlich in Manchester getan hat, wobei er erklärte, der Pakt sei als ein Schutz christlicher Zivilisation gegen Rußland gedacht, bot dieser Auffassung Nahrung, insbesondere, da seit November 1924 die englische Außenpolitik in Europa und Asien fast unverhüllt eine Rußland feindliche Tendenz hatte. Während der Debatte über den Locarno-Pakt im Unterhause zwang aber Ramsay MacDonald den englischen Außenminister zu einer ausdrücklichen Zurückweisung der Worte Ormsby-Gores und ihrer Tendenz.

Allerdings: der Konflikt mit der Türkei über Mossul war dazu geeignet, den englisch-russischen Gegensatz wiederum zu illustrieren. Rußland versprach der Türkei seine Unterstützung, und wenn England das Mossulgebiet behalten will, so geschieht dies nicht nur der Petroleumquellen halber, sondern auch, weil die Gebirge nördlich von Mossul eine beherrschende strategische Position zum Schutze Mesopotamiens und des Weges nach Indien und zugleich zur Bedrohung der Türkei, Persiens und namentlich Rußlands bilden.

Während es England unzweifelhaft gelungen ist, in den Verhandlungen mit dem mächtigsten arabischen Fürsten Ibn Saud, dem Führer der Wahabiten, einen Erfolg zu erzielen, ist die Lage in Aegypten kritisch geworden, wo das von den Engländern gestützte, verfassungswidrige Ministerium Zivar Paschas einer Opposition aller Parteien gegenübersteht.

Und in China hat die britische Politik gegenüber der konzilianten amerikanischen Politik eine Niederlage erlitten. Die Tarifkonferenz der Mächte, die eben stattgefunden hat, hat Chinas Forderungen nach völliger Souveränität Rechnung getragen und der Sieg des mit Rußland verbündeten chinesisch-nationalen Generals Feng über Marschall Tschang, auf den japanischer und englischer Imperialismus in China große Hoffnung gesetzt haben, bestätigt die wenigstens zeitweilige Schlappe der englischen Politik im Fernen Osten.

So werden womöglich Fragen der äußern Politik früher noch die Ruhe des englischen Parlamentes stören als die Zuspitzung der innern Krise, die langsam, aber sicher naht.

Fascismus in Frankreich —? von Ignaz Wrobel

> Es ist eine historisch nicht bloß erklärliche, sondern notwendige Illusion des um die Herrschaft kämpfenden und noch mehr des zur Herrschaft gelangten Bürgertums, daß sein Parlament die Zentralachse des sozialen Lebens, die treibende Macht der Weltgeschichte sei. Eine Auffassung, deren natürliche Blüte jener famose „parlamentarische Kretinismus" ist, der über dem selbstgefälligen Redegeplätscher von ein paar hundert Abgeordneten in einer bürgerlichen Gesetzgebungskammer die weltgeschichtlichen Riesenkräfte übersieht, die draußen im Schoße der gesellschaftlichen Entwicklung, ganz unbekümmert um die parlamentarische Gesetzesmacherei, wirksam sind.
>
> *Rosa Luxemburg, 1904*

> Im Parla-Parla-Parlament
> Das Reden nimmt kein End!
>
> *Georg Herwegh*

Vor einem Jahr — zu Weihnachten 1924 — lief ein leichtes Zittern durch Paris: die Kommunisten kommen! Alle Welt sprach von der „cellule", dumpfe Gerüchte gingen um, es hieß, die reichen Leute hätten bereits heimlich in Scharen die Stadt verlassen, und die Provinz war bei ihren Besuchen an der Seine etwas verwundert, das Bürgerblut nicht in Strömen auf dem Asphalt fließen zu sehen. Die kleine Panik verschwand, wie sie gekommen war. Diesmal scheint sie um ein paar Grade ernster.

In diesem Jahr spricht man vom Fascismus.

Es kann für deutsche Leser nicht stark genug betont werden:

Der französische Fascismus hat nichts, aber auch nicht das Allergeringste mit den deutschen Radaubrüdern zu tun, die in Bierkneipen und Weinlokalen, auf Rittergütern und in gemeinsamen Hotelbetten bezahlte Mordtaten ausknobeln oder in kleinen und großen Redaktionen politische Erpressungscampagnen vorbereiten, die den Gegner moralisch „erledigen" sollen. Der französische Fascismus ist eine vorwiegend geistige Sache; daß die Ausläufer, die Versammlungsfüller, die Straßenjungen der Bewegung laut, gewalttätig und mitunter roh sind, ändert am Kern nichts. Wer ist dieser Fascismus, und was will er —?

Er ist, vor Allem, gänzlich unimperialistisch. Seine großen Gruppen sind: die ‚Action Française' mit Daudet und Maurras und — rechts von ihr — der von ihr abgesprengte Nationaloekonom Valois, der Mann der „Blauhemden". Diese beiden Gruppen sind zahlenmäßig nicht sehr stark; die ‚Action Française' kann auf ein paar Hunderttausend, die Valois-Leute können auf etwa einige Zehntausend geschätzt werden; die ‚Jeunesses Patriotes' des Herrn Taittinger, Abgeordneten von Paris und Direktor der ‚Liberté', zählt 216 Sektionen und ist höchstens siebzigtausend Mann stark.

Die ‚Action Française' hält, bei allem Radikalismus der Gesinnung, ihren Augenblick nicht für gekommen und liegt mit

der Valois-Gruppe in einem bösen Streit, der sich neulich, bei einer Versammlung in der Salle Wagram, zu einem Handgemenge gesteigert hat. Finanziert werden diese Leute von unzufriedenen Industriellen; die Rollen, die diese Herren hier spielen, sind nicht recht durchsichtig. Eine Unterstüzung durch italienische Fascisten ist nicht beweisbar.

Diese Gruppen sind nur in Einem einig, Eines eint sie völlig, und das ist etwas Negatives. Sie verwerfen den Parlamentarismus in seiner jetzigen Form. Und hier haben sie, soweit ich das sehen kann, einen starken Zustrom im jungen Frankreich bekommen, in den verschiedenartigsten Gruppen junger Menschen, die weder Royalisten noch Anhänger des übel berüchtigten Daudet sind — die aber diesen Parlamentarismus rundweg verwerfen.

Das Parlament hat zweifellos in Frankreich während der letzten Monate eine große Einbuße an Autorität und Ansehen erlitten. Man kann demgegenüber einwenden, daß der Franzose — grade, weil er Demokrat ist — dem Parlament in geistiger Hinsicht niemals eine überwiegende Rolle zugesprochen hat; es war das Gehirn des Landes oder bildete sich wenigstens ein, es zu sein — und der Leib sah ein bißchen verachtungsvoll auf dieses scheinbar überflüssige Organ herab, das nicht aß und nicht sah, nicht schmeckte und sich nicht bewegte. In ruhigen Zeiten ließ mans gelten.

Man läßt es aber heute nicht gelten, wo die Zeiten für das bedrohte Land hart geworden sind. Dieses reiche Bauernland, das nicht, wie damals Deutschland, einen betrügerischen Bankerott machen will, um seine Gläubiger zu schädigen, trägt schwer an seinen beiden Schuldenlasten: an seiner äußern und an seiner innern. Wie schwer die äußere empfunden wird, zeigt die Tatsache, daß eine ernsthafte Diskussion darüber entstehen konnte, ob man zur Abgeltung der amerikanischen Schulden die unpopulären Kolonien — etwa Martinique und Guadeloupe — an die Amerikaner abtreten solle, zeigen die immer wieder erneuten Versuche, mit Amerika zu einem Arrangement zu kommen, um die fast unerträglichen Kriegsschulden zu mildern, bei denen übrigens der Bloc National eine Nominierung in Dollars glatt hat durchgehen lassen. Das Land büßt es heute.

Die innern Schulden sehen nicht weniger ernst aus. Hier darf allerdings niemals das fast mysteriöse Vertrauen der Massen in den Begriff „Frankreich" vergessen werden. Auch scheint mir vorläufig die oekonomische Disziplin viel größer zu sein, als sie etwa seinerzeit bei uns war, wo sich schon beim ersten Anzeichen der Katastrophe das Land in einen Haufen wüster Raffer auflöste. Davon ist hier nichts zu merken. (So sind, zum Beispiel, die Meldungen der ‚Deutschen Zeitung', die von „Inflationsorgien", von „Hunger auf der Straße und Hausse auf der Börse" berichten, glattweg erlogen Das Blatt hat entweder in Paris einen Fälscher zum Korrespondenten oder fälscht selbst.)

Zweifellos aber ist die Situation ernst. Noch gibt es keine Lohnbewegungen größern Ausmaßes, aber langsam, langsam

beginnen die Lebensmittelpreise, die Eisenbahntarife nachzuklettern — und was tut nun das Parlament?

Das Parlament ist hilflos. Muß hilflos sein — denn es ist in seiner ganzen Form und Arbeitsart nicht modern. Und hier sitzt der Punkt, wo der französische, wo der europäische Fascismus sich leicht jede gewünschte Popularität erringen kann: in einer zunächst negativen Kritik. Er hat aber recht, und ich halte es nicht für klug, wenn deutsche Demokraten diesen Tatsachen „taktisch" aus dem Wege gehn, indem sie — pscht! leise! — nicht davon sprechen. Das Ding hat den Krebs, und den heilt man nicht durch Stille. Es ist gar kein Zweifel, daß einige theoretische Ideen des Fascismus moderner sind als die Demokratie, die gegen ihr Interesse handelt, wenn sie ihre Existenz mit dem Parlamentarismus überhaupt verkoppelt.

Das französische Parlament tut Das, was alle Parlamente in verzwickten Lagen, für die sie heute nicht mehr geschaffen sind, tun: es berät. Obgleich sein Niveau in vielen Einzelfällen höher liegt als in Berlin, steht das Plenum auf derselben Stufe, und auch die größern Kommissionen können sich nicht von denen andrer Länder unterscheiden: auch hier gelten die ewigen Gesetze der Gesellschaftslehre. In dem Augenblick, wo eine wichtige Frage ins Parlament einzieht, unterliegt sie den besondern Regeln seines Spiels, nimmt die Luft an, die da herrscht, wird etwas völlig Andres ... Man hat oft den Eindruck, als ob dieser ganze Apparat mit seinen Rednern, Kommissionen, Sitzungen, Leitartikeln, Wichtigmachern, Couloirschwätzereien und Abgeordneten ganz in der Luft schwebe. Der Zusammenhang mit dem Lande ist dünn. Das Parlament ist Selbstzweck geworden.

Hier haben die Fascisten, hier haben die unzufriedenen Schichten der französischen Jugend recht, und hierin sind Alle einig. Etwas Neues an die Stelle des überlebten Alten zu setzen, vermögen auch sie nicht. Der Vorschlag, „ständische Generalstaaten" zu errichten, genügt nicht.

Der immer gut unterrichtete ‚Temps' hat neulich die Stimmung in der französischen Provinz geschildert, und was ich im Sommer während zweier Monate in Westfrankreich gesehen habe, stimmt mit dieser Schilderung durchaus überein. Die Provinz hat keine einheitliche Meinung, macht sich keine weiten Ideen, wenigstens zur Zeit nicht, die kleinen Lokalinteressen, die am französischen Stammtisch im ‚Café du Commerce' diskutiert werden, überwiegen. Aber es ist ganz deutlich zu merken, daß hier eine Möglichkeit liegt, der Boden zu einem Stimmungsumschwung. Die heute stumme Massen sind, können morgen eingreifen. Sie waren es ja auch, die im Jahre 1924 Poincaré gestürzt haben; und nicht Paris. Die Disposition ist da, und die Disposition ist namentlich in der Jugend da.

Will man heute die wahre Strömung des Landes kennen lernen, so liest und frequentiert man am besten Kreise und Zeitungen der Rechten. Denn es muß leider gesagt werden, daß im ‚Cartel des Gauches', wie sich diese rein parlamentarische Abstimmungsgruppe nennt, die keiner politischen Wirklichkeit

entspricht, nicht immer jene Kenntnis der europäischen Lage vorhanden ist, wie Freunde der Linken das wünschen mögen — und daß sich nicht selten in rechtsgerichteten Kreisen mehr Kenntnis, mehr Weitblick, mehr politisches Gefühl findet als auf der andern Seite, die, von Briand selbstverständlich immer abgesehn, mitunter ein bißchen kleinbürgerlich-provinziell wirkt. Das kann man nun nicht mit den Zitaten aus Leitartikeln und Salon-Besuchen widerlegen — das muß man erlebt haben. Und so sehr ich den gleichen deutschen Typen, die sich in parlamentarischen Kinkerlitzchen nur so wälzen, entgegengesetzt bin, so wenig wünsche ich, diese Äußerungen von dickgesäßigen Rittergutsbesitzern ausgeschlachtet zu sehn, die befriedigt ihren Topf Rotwein leeren:. „Na, da ham wirs ja!" Ihr habt gar nichts. Denn der Professor Hoetzsch ist in Deutschland keine Partei, sondern eine Ausnahme.

Wie sieht es nun in dieser rechtsgerichteten, intelligenten französischen Jugend aus —?

Aus eigner Erfahrung kann ich zunächst sagen, daß Unterhaltungen mit diesen jungen Leuten ganz, ganz anders verlaufen als in Deutschland. Die ärgsten Deutschenfresser sprechen mit einem Deutschen, und sie sprechen so, wie man in Frankreich spricht: also höflich, zuvorkommend, anständig. Niemals wird die Diskussion persönlich, niemals wird das flammende gallische Schwert gezogen. Das gibt es nicht.

Was Marcel Boucart im katholischen ‚Echo de Paris' unternommen hat: eine Rundfrage bei den Jungen, über die Jungen, über die Familie, über die deutsche Gefahr, über den Bolschewismus, über unsre Zeit — gibt viele Aufschlüsse. Vor Allem den, daß ein einheitlicher Wille, den man etwa den fascistischen nennen könnte, nicht vorhanden ist. Da finden sich die rührendsten und unreifsten Ansichten: die zu formende Liga gegen Deutschland, das trocken zu haltende Pulver, das gute Familienleben, an dem es mangle... nun, man muß nicht vergessen, daß der französische Klerikalismus der klerikalste ist, den man sich denken kann, an politischem Horizont und außenpolitischer Klugheit dem deutschen schon deshalb nicht gewachsen, weil er in Opposition mit ziemlich angeschossener Machtposition dem Staat gegenüber steht. Das ‚Echo de Paris', das hier und da auch ein bißchen munter dazwischenlügt, ist gezwungen, diese gesammelten Ratschläge „bien confus et très incomplets" zu nennen, was noch sehr milde ist. Aber daneben steht doch vieles Andre, daneben ist eine Beteiligung zu verzeichnen, die sich offenbar wirklich auf die verschiedenartigsten Volkskreise erstreckt und die durchaus nicht katholisch riecht, wie es ja auch in Frankreich mit Ausnahme einiger Landstriche keine kirchlichen Massen gibt. Neben der völligen Einsichtslosigkeit, die das Erbrecht noch ausdehnen will, dem Staat aber alle Sorgen für die bürgerliche Familie aufhalst, neben den unheilbaren und hier seltenen Reserveoffiziersnaturen, die „Gewehr über" exerzieren und so auf ihre Art die europäische Frage — etwa nach Art unsrer Reichswehrminister — lösen, findet sich Ernsthafteres. Und das ist die Beunruhigung der Jugend.

Diese jungen Leute fühlen, daß im Staat etwas nicht in Ordnung ist, und sie suchen. Mit ihnen sucht eine ganze Literatur. Es darf nicht vergessen werden, daß so, genau so, die große französische Revolution vorbereitet worden ist, und wenn es überhaupt etwas in Europa gibt, was die Anwendung der Sowjet-Grundsätze noch verhindern kann — ich glaube es nicht —, so liegt der Keim hier. Das klassische Land des Parlamentarismus sucht nach einer neuen Form, ohne Grundsätze aufgeben zu wollen, die ihm in Fleisch und Blut sind: die Grundsätze der individuellen Freiheit. Die Parlamente? Was haben alle Parlamente vor dem Kriegsausbruch getan? Hat man sie gefragt? Sie durften Ja rufen — und sie haben gerufen. Das wird hier gefühlt.

Ob es so zu Reformen kommen oder Neues gefunden werden wird? Tatsächlich sind moderne Massen eminent unpolitisch, und der neue Typus des jungen Franzosen ist bei allem Familiensinn, bei aller Kleinlichkeit, die ihm mitunter anhaften, smart oder will es sein, läuft ins Cinéma, tanzt . . . Die „politische Konstellation" ist ihm so gleichgültig, wie sie es in Wirklichkeit ist. Denn die Reden der Parlamentarier sind viel unbeträchtlicher, als uns Leute, die von der Deutung dieses Schwatzes leben, glauben machen wollen.

Der französische Fascismus hat eine Möglichkeit, eine einzige. Das ist die wirtschaftliche Katastrophe des Landes.

Die kann ihn emporreißen. Die kann ihm plötzlich breite, strömende Massen in die Arme treiben, Unzufriedene, Aufgescheuchte, Hungernde ... Aber es gibt keine Hungernden in Frankreich; Frankreich ist ein Bauernland und ernährt sich selbst. Und die paar Vorstädte der Industrie-Zentren allein werden es nicht schaffen, heute nicht schaffen, weil die Voraussetzungen zu einer solchen Umwälzung nicht gegeben sind. Sie können eines Tages gegeben sein.

Der französische Fascismus hat keine Führer — darauf weisen die Berufsparlamentarier lächelnd hin. Nun, ihre eignen sind nicht gar so groß, daß sie sich mit denen brüsten könnten, wenn auch der Vorwurf, die Führer der Rechtsopposition bestünden aus Leuten, die im Palais-Bourbon zu kurz gekommen seien, nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Aber schafft nicht eine Bewegung Männer —? Vor Allem dann, wenn diese Zukünftigen nicht dumme Jungen und verabschiedete Offiziere sind? Das ist die Frage.

Gelingt es Frankreich, seine finanziellen Schwierigkeiten zu beschwören, so wird weitergewurstelt. Gelingt es nicht, so besteht hier eine lose, aber doch schon angedeutete Form, in die sich der lenkbare Strom der Massen eines Tages ergießen kann. Jede Vermutung darüber halte ich für verfrüht.

Will aber die Demokratie aller Länder überhaupt in die Zukunft einrücken, so möge sie aus dieser zweifellos vorhandenen französischen antiparlamentarischen Bewegung, schlimmer: der Bewegung, die das Parlament gleichgültig läßt, eine Lehre ziehen. Diese:

Das Parlament in seiner gegenwärtigen Form ist ein Anachronismus.

Der Kampf um die Adria von Jakob Altmaier

In der Frankfurter Sozietäts-Druckerei ist ein großes Werk erschienen: ‚Der Kampf der Südslaven um Einheit und Freiheit'. Darin schildert Hermann Wendel die superkluge Balkanpolitik Bismarcks, die der sich immerhin noch leisten konnte, nach seinen und vor seinen Erfolgen für Preußen-Hohenzollern. Umso kläglicher war, was dem Eisenkanzler und der Eisenbartkur folgte. Wie sie nur den lieben Gott gefürchtet haben wollen, so wog immer noch der Balkan nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers auf. Für Franz Ferdinand und Habsburg ließen jedoch Wilhelm II. und seine Paladine allein in Serbien 18 000 deutsche Soldaten opfern. Sie modern und faulen dort, in den Massengräbern.

Die Südslaven sind im vereinigten Reich der Serben, Kroaten und Slovenen zur Freiheit gelangt; blutig bezahlt: im Balkankrieg gegen die Türken, von 1914 bis 1918 gegen Habsburg. Wenn die deutschen Professoren weniger die romantischen Dolchstöße als die rauhe Wirklichkeit liebten, dann wüßte unsre Jugend, daß der italienische Imperialismus im Ernstfall niemals vor den Karren des bismärckischen Dreibunds zu spannen gewesen ist, solange Oesterreich-Ungarn im Besitz von Triest, Fiume und Ragusa war. Solange es kein Jugoslavien gab und die Habsburger die Adria beherrschten, war keine Verständigung zwischen Rom und Wien möglich. Der Bergrutsch von 1918 begrub Habsburg samt der oesterreichisch-ungarischen Monarchie. Dalmatien ging heim zu seinen Brüdern, den Südslaven. Durchaus gegen den Willen und gegen die Wünsche des italienischen Imperialismus. Zwar verstand der, Triest zu behalten und später auch Fiume zu ergattern und inmitten Dalmatiens die Hafenstadt Zara dem italienischen Machtbereich einzuverleiben, nebst einigen adriatischen Inseln. Eine halbe Million und mehr Kroaten und Slovenen sind ihm jedoch noch nicht genug. Nicht genug, dem südslavischen Volk drei Pfähle in den Leib gerammt, die zur Zeit einzigen und besten Häfen weggenommen, wichtige Land- und Seewege streitig und fast wertlos gemacht zu haben: das Vaterland muß größer sein. Ganz Dalmatien soll es sein und die blaue Adria ein „mare nostro". Das ist der Grund, weshalb es heute noch ein selbständiges Albanien gibt, das ein ständiger Herd der Unruhe dank den ausgehaltenen Banden ist. Deshalb vor Allem: immer noch Balkanproblem und kein gesicherter Balkanfriede.

Wir leben im Zeitalter des „Selbstbestimmungsrechts". Was Wunder, wenn die italienisch-imperialistischen Ansprüche mit den in Dalmatien wohnenden „italienischen Stammesbrüdern" begründet werden. Hermann Wendel, als Stilkünstler der Erbe Franz Mehrings, sagt, daß Istrien und das Küstenland „in ihrer gesunden Gesichtsfarbe rein südslavisch, höchstens mit ein paar italienischen Sommersprossen gesprenkelt" seien. Wenn selbst Zara solch eine unverfälschte Sommersprosse wäre — kein Zweifel: das Hinterland und seine Bevölkerung sind südslavisch. Einem Staat von zwölf Millionen Einwohnern das Meer und seine Zugänge verwehren, seinem Handel die natür-

lichsten Wege versperren und verlegen zu wollen: das ist ein höchst ungesunder Zustand, der nicht einmal einem befriedeten, geschweige dem heutigen Europa zuträglich sein dürfte. Es sind nicht die politischen Explosionen der letzten Zeit, die den Gefahrenherd gezeigt haben. Wer je die strittigen Gebiete kennen gelernt hat, der weiß, wieviel Brandmaterial angesammelt ist. Man muß sich etwa die Farce von Fiume ansehen. Eine in zwei ungleiche Hälften zerlegte Stadt. Eine Brücke, die die Grenze bildet und hüben von italienischen, drüben von jugoslavischen Soldaten und Kontrolleuten bewacht wird. Paßrevision, Zollrevision! Verhältnisse, wie in Mannheim-Ludwigshafen zur Zeit des Ruhrkriegs. Es kommt hinzu: in Rom herrscht seit drei Jahren der saubere Mussolini. Wie er ein Bozen und die Deutschen in Südtirol behandelt, so werden die zu Italien geschlagenen Südslaven mißhandelt. Wen wundert es, wenn in der Hauptstadt Kroatiens, in Zagreb, italienische Konsulatschilder dran glauben müssen, als Rache für die von Mussolinis Banden in Triest zerstörte slovenische Zeitungsdruckerei? Und wenn der „Duce" Brandfackeln wirft und nach wilhelminischem Muster mit dem Säbel rasselt: wen erstaunt das Echo aus Split in Dalmatien? Ein Glück, daß die Belgrader kühlen Kopf behalten und nicht die Nerven verlieren. In schärfster Opposition gegen die Straße hat der jugoslavische Außenminister Nintschitsch eine Rede gegen die Zagreber Demonstranten gehalten, mit einem Mut und einer wahrhaft europäischen Gesinnung, wie wir sie in den vergangenen Jahren vergebens bei bekanntern Staatsmännern gesucht haben, und wie wir sie zwar vergebens von den Westarps, doch immerhin von den Locarno-Ministern erwarten dürften.

1919 erklärte in Versailles der damalige Vertreter des italienischen Imperialismus, der Ministerpräsident Orlando: er betrachte Kroaten und Slovenen als Feinde; genau nach dem Rezept, wie das durch die albanischen Berge unter furchtbaren Leiden und Entbehrungen geflüchtete serbische Heer im Kriege von den Italienern behandelt wurde, als es sich in Qualen des Hungers und des Durstes vor den italienischen Kriegsschiffen wand, nicht Speise noch Trank von dem „Bundesgenossen" erhalten konnte und weiterziehen mußte. Als dann die Habsburger zusammenbrachen und ihre Schiffe den Südslaven überlassen mußten, sprengten die Italiener das Großkampfschiff ‚Viribus unitis' in die Luft und expropriierten den Rest des Geschwaders. Auf Orlando ist bald Mussolini gefolgt. Die englische Arbeiterschaft hat ihm durch die Drohung eines Generalstreiks die Reise nach London versalzen. Es wäre gut, wenn ihm und seinen Auftraggebern auch in andern Dingen und bei andern Gelegenheiten aufs Maul und auf die Finger gesehen würde. Die sind fähig, noch andre Dinge in die Luft zu sprengen und einzustecken als Schiffe. Europa ist nicht nur Berlin, Paris und London. Auch der Balkan zählt mit. Ihm gegenüber hat jetzt Italien die Rolle Oesterreich-Ungarns übernommen. Ein Krieg um Dalmatien und die Adria, den landschaftlich schönsten Teil Europas, könnte zum schrecklichsten Schrecken des Erdteils werden. Auf dem Balkan hats schon mal begonnen.

Lex Holstein von einem Beamten

Ob Holstein nach dem Briefwechsel mit seinem Bankier — von Ernst Feder im Berliner Tageblatt veröffentlicht — als korrupt anzusehen ist oder nicht, hat wesentlich geschichtliches Interesse. Wichtiger ist die aktuelle und umfassendere Frage: ob derartige Fälle auch heute möglich, ob sie nachweisbar, ob sie, vor Allem, vermeidbar sind.

Zunächst eine Begriffsklärung: man kann Staatsgeschäfte anstatt nach sachlichen Kriterien des öffentlichen Wohls nach solchen des persönlichen Interesses, besonders der privaten Bereicherung, führen; man kann aber auch amtliche Kenntnis vollendeter Tatsachen, die zu schaffen man selbst (oft) gar nicht in der Lage ist, zu solchen persönlichen Zwecken ausnutzen. Jenes war etwa im Kriege bei den annexionistischen Stabsoffizieren aus Ludendorffs Umgebung der Fall, denen für die Zeit nach Friedensschluß fette Aufsichtsratsstellen von den interessierten Industrien zugesagt waren: das ist die glatte Korruption, die normalerweise strafrechtlich erfaßbar ist. Das andre Verhalten, das schon Bismarck für sich in Anspruch genommen hat, wurde auch von andern Beamten des Kaisertums — wie Holsteins Korrespondenz erweist — nicht verschmäht und ist in dem letzten Jahrzehnt zu einer lieben, man möchte fast sagen: notgedrungenen Gewohnheit weitester Kreise geworden. Wahrung des Amtsgeheimnisses und des Staatswohls in allen Fällen vorausgesetzt, läßt sich gegen ein solches Verhalten nach dem Sittengesetz unsrer Zeit zwar nichts einwenden. Trotzdem fragt sich, ob nicht eben aus Gründen staatspolitischer Zweckmäßigkeit und angesichts des zeitlich bedingten Menschenmaterials sich Mittel finden ließen, um von vorn herein diese Verbindung amtlichen Wissens und privaten Geschäfts nach Möglichkeit einzuschränken und in wichtigen Fällen durch einen scharfen gesetzgeberischen Strich von einander zu trennen.

Es kann sich nur um einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Beamten handeln. Holsteins Fall deutet auf den Außendienst. In der Tat wird das Wissen um die große Politik, das wirkliche, auch um Einzelheiten, die größte Verlockung zu privatgeschäftlicher Ausnutzung bieten. Aber es kommen alle sogenannten politischen Beamten in Betracht, deren Kreis nicht zu eng zu ziehen ist. Jeder, der mit einem Parteiminister hereingeschwemmt wird, gehört eigentlich dazu, aber auch jeder in einer noch so technisch firmierenden Behörde, die zuletzt über finanzielle Dinge zu entscheiden hat; denn bei uns regiert bekanntlich „die Wirtschaft". Wiederum bleibt eine Beschränkung auf die verantwortlichen Personen, die sogenannten höhern Beamten, geboten; es kümmert uns nicht, wenn ein Geheimrat privatwirtschaftlich etwa nicht so findig ist wie sein Kanzleisekretär, dem „die Sache" durch die Hände geht, und der daher dieselben amtlichen Kenntnisse gewinnen kann. Grundsätzliche Mittel sind zu finden, um diese ungeschriebenen, tatsächlich wirksamen Vorrechte bestimmter Beamter mindestens mittelbar für die Gesamtheit nutzbar zu machen.

Vor allen andern Berufen hat der Beamte in Reich, Staat und Gemeinde schon das merkwürdige Vorrecht voraus, daß ihm das Gemeinwesen für seine Tätigkeit, auch nach ihrer Beendung, gewissermaßen ein Kapital reserviert, dessen Zinsen ihm bis an sein Lebensende, für die Witwe noch darüber hinaus, in Form der Pension zustehen. Das Beamtentum ist sozialisiert worden, lange bevor man den Begriff wissenschaftlich oder parteipolitisch für die Gesamtwirtschaft erkannte und forderte. Aber dieselben Kreise, die der allgemeinen Sozialisierung das starke psychologische Argument entgegenhalten, sie vernichte die individuelle Initiative, lassen nicht an den Prärogativen des Beamten rütteln, deren vornehmste die lebenslängliche Existenzgarantie ohne Ansehung dieser individuellen Initiative ist. Die für den nichtbeamteten Bürger geltenden Sozial- und Invalidenrenten spielen gegenüber den bis 80 Prozent steigenden Pensionen vom Dienstgehalt keine Rolle.

Die Anwendung der Beamtenpension in staatswirtschaftlich zweckmäßigerer und staatsbürgerlich gerechterer Form als gegenwärtig bietet für unser Problem eine geeignete Lösung. Der ursprüngliche, sozial schöne Gedanke: dem Staatsdiener für ein Leben in Arbeit das Dasein auch während der Arbeitsunfähigkeit zu sichern, ist in vielen Beziehungen längst verloren gegangen. Die aufgezwungene Arbeits-„Unfähigkeit" durch die Altersgrenze gilt bekanntlich nicht für Minister. Der mit 65 Jahren zwangspensionierte Geheimrat kann unter Umständen am nächsten Tage Minister werden und es jahrelang bleiben. Dies ist nur Ein Widerspruch, der jedoch zeigt, wie der Staat durch fiskalische Gleichmacherei sich selbst der produktivsten Kräfte berauben kann. Der Beamte wird aber auch vor der Altersgrenze nach einer bestimmten Dienstzeit pensionsberechtigt, nicht wenn er arbeitsunfähig, sondern wenn er arbeitsunwillig geworden ist, wenn er aus persönlichen Gründen den öffentlichen Dienst nicht mehr leisten will. Hier ist die Pension aus öffentlichen Mitteln sozial ungerecht, zumal wenn der Pensionär seine Existenz aus andrer Arbeit bestreitet. Der Beamte, der in andrer amtlicher Stellung weiter dient, muß allerdings so lange auf die Pension aus seinem ersten Amt verzichten — sie ruht. So geht es vielen tüchtigen Offizieren der kaiserlichen Wehrmacht, die sich durch Zivildienst das Existenzrecht in der Republik erstreiten wollen. Aber der General, der eine Aufsichtsratspfründe mit seinem Namen dekoriert, oder der frondierende antirepublikanische Beamte a. D., der mit Schadenfreude den Karren weiter in den Dreck fahren sehen möchte — sie lassen sich bettelhaft genug von der Republik weiter füttern.

Erleuchtend auch für die Blindesten sind die jüngst aufgedeckten Fälle Rupprecht Wittelsbach und Martin Schiele. Der persönlich wohlhabende ehemalige bayrische Feldmarschall unterstützt mit seiner Pension antirepublikanische Organisationen, und der ehemalige Reichsinnenminister verfügt als alter Landwirt, gewohnt den Segen der Erde lieber an die Schweine zu verfüttern, als sich den Marktpreis von den verdammten Städtern vorschreiben zu lassen, über seine höchst

umstrittene Pension nach Belieben gewiß nicht aus Gründen der Humanität, sondern um dem Racker von Staat eins auszuwischen. Daß solch sinnwidriger Mißbrauch für die Zukunft unterbunden werde, ist zwar allgemeine Auffassung, aber leider immer noch nicht allgemeiner Wille. Doch die Notwendigkeit, die Pension wieder auf ihre staatlich und sozial gerechte Urform zurückzuführen, muß weiter gehen.

Das zunehmende Bedürfnis der Beamten, sich Privateinnahmen während des Dienstes oder durch Übergang in auskömmlichere Privatstellungen neben der Pension zu verschaffen, beruht größtenteils auf den elenden Gehältern. Darüber ist kein Wort zuviel zu sagen. Das Heilmittel gegen diese Privatbereicherung liegt nun — mögen alle Finanzgewaltigen höhnen und alle Tarifgläubigen wettern — in einer ganz wesentlichen Gehaltsaufbesserung jenes kleinen Kreises als politisch charakterisierter Beamter, aber gleichzeitig in einer wesentlichen Pensionskürzung der jetzt (und ferner für andre Beamte) geltenden Sätze, einer völligen Streichung der Pension sogar für den Fall des Übergangs in jeden andern nährenden Beruf. Das in Deutschlands heutiger Finanzmisere gewiß noch unerreichbare Ideal wäre eine so starke Erhöhung der Invaliditätsrente und eine so wesentliche Senkung der Pensionen für Beamte mit dem gedachten Sondergehalt, daß eine möglichst große Annäherung beider an einander zustandekäme.

Die praktische Folge dieses Vorschlags wäre: der „politische" Beamte wird an seinen Dienst durch ein so hohes Gehalt gebunden, daß Nebenerwerb für ihn nicht mehr notwendig wird, die Konkurrenz einer Privatstellung nicht mehr verlockend sein kann — gebunden an den Dienst, dessen Quittierung dem Pensionär höchstens das Existenzminimum sichert, dessen Vertauschung mit einer Privatstellung das Gemeinwesen von jeder Verpflichtung gegen ihn befreit.

Man muß sich bewußt sein, daß heute und morgen keine politische Partei die Einsicht, geschweige den Mut findet, im Interesse des Gemeinwohls und eines ihm angepaßten Beamtenapparats solche Kriterien für die Gesetzgebung zu erörtern; dazu sind sie in ihren Zielen zu differenzierend, in ihren Voraussetzungen zu wirklichkeitstreu. Der bewährte Respekt vor dem Demos wie vor dem edlen menschlichen Kern kommt dabei zu wenig auf seine Rechnung.

Dem alten Holstein aber sei man dankbar, daß er die Erörterung dieser Fragen wenigstens mittelbar angeregt hat. Käme es nur auf seine Person an, so wäre die — erwiesene oder nicht erwiesene — Korruption seines Sonderfalles gesetzgeberisch weit leichter zu beheben. Fragt man nämlich nach den Motiven seines fanatischen Börsenspiels, so hat man gegenüber der anscheinend persönlichen Bedürfnislosigkeit der grauen Eminenz keine andre Erklärung, als daß er mit seinen Gewinnen den Mitwissern seines unmännlichen Privatlebens, von dem er die Pfeile des öffentlichen Ärgernisses diabolisch genug auf Philipp Eulenburg ablenken ließ, Maul und Taschen stopfen mußte. Für diesen Fall hätte also die Streichung des bekannten Strafgesetzparagraphen 175 genügt.

Ein vergessener Mord von ***

Deutschland ist verpestet von Leichen, Mordbuben und verstaubten Justizakten. Ein bestialischer Gestank, den man nur riechen, von dem man nicht reden darf: die nationale Feme paßt auf. Und die Polizei stammelt wie Pythagoras bei der Einnahme von Syrakus: Stört meine Kreise nicht!

Fast wie Ironie klingt es, wenn man einen Mord aus den Kapp-Tagen aufwühlen will. Wir haben so viele politische Morde erlebt, daß ein einzelner alter leicht vergessen wird. Aber nicht allein, daß sichs um einen Mord handelt, von dem die Öffentlichkeit nie erfahren hat, und der ungesühnt geblieben ist wie die meisten Morde der Rechten. Sondern es gilt auch, zu beweisen, daß die Nationalisten nicht erst mit der Schwarzen Reichswehr begonnen haben, Jeden totzuschlagen, der ihnen lästig ist. Es gilt, zu beweisen, daß die deutsche Justiz nicht das erste Mal Akten abgeschlossen und Voruntersuchungen eingestellt hat, weil einfach „nichts zu ermitteln ist". Es gilt, zu beweisen, daß die Mitarbeit der Öffentlichkeit an der Sühnung und Aufdeckung der Morde von größerer Bedeutung ist, als man einzugestehen wagt.

*

Am 20. März 1920 rückte unter der Führung eines Oberleutnants Schulz eine Kompagnie des Regimes Kapp in Prenzlau ein. Bei der Truppe befanden sich die beiden Offiziere Leutnant Wehmeyer und Leutnant Bild. Wehmeyer ist aus dem Mordprozeß der berüchtigten Hundertschaft z. b. V., deren Führer der Ehrenhauptmann Stennes war, eine nicht unbekannte Persönlichkeit des nationalen Mordlebens. Bild ist niemals in die Öffentlichkeit getreten.

Oberleutnant Schulz — ob identisch mit der Hauptperson der Schwarzen Reichswehr, läßt sich nicht feststellen — gab dem Leutnant Bild den Befehl, mit 20 Mann das Haus des Vorsitzenden der USPD von Prenzlau, des Malermeisters Richard Steinweg, zu umstellen, zu durchsuchen und den „roten Hund" zu verhaften. Bild führte den Befehl aus. Nach Steinwegs Verhaftung kommandierte er vier Leute ab, die den Häftling in die Mitte nahmen und unter Bilds Führung zur Kaserne abrückten. Dabei fiel auf, daß sie nicht den gebräuchlichen Weg einschlugen, sondern durch freies Gelände zur Hinterfront der Kaserne marschierten, sodaß sie auf dem Kasernenhof ankamen.

Steinweg war nicht mehr bei ihnen. Leutnant Bild meldete, der Häftling habe einen Fluchtversuch gemacht und nach dreimaligem Anruf „auf der Flucht" erschossen werden müssen.

Wer aus E. J. Gumbels Buch die deutsche Mordchronik kennt, der weiß, daß das immer eine beliebte Motivierung nationalistischer Greueltaten gewesen ist.

*

Nach dem Kapp-Putsch machte sich die Staatsanwaltschaft von Prenzlau, bei der heute noch die Akten liegen, daran, den Mord aufzuklären. Dem Charakter der deutschen Justiz entsprechend blieb der Erfolg aus. Die Täter waren nicht zu ermitteln, obwohl Leutnant Bild, der zu einer prenzlauer Bäckerstochter Beziehungen hatte, noch monatelang in Prenzlau gesehen wurde. Man konnte eben einfach nicht — wollen.

Wie die Dinge in Deutschland liegen, wärs nutzlos, jetzt noch Sühnung dieses Mordes zu verlangen. Aber es darf nicht nutzlos sein, eindringlich zu mahnen: Macht es bei den Massenmördern der Schwarzen Reichswehr anders!

Poelzig an die Front! von Robert Breuer

Wenn Berlin einen Stadtbaurat haben möchte, der mit klarem Sachsinn jede Aufgabe zu lösen und durch die Kraft männlich gebändigter Phantasie in die Sphäre des Künstlerischen zu erhöhen vermag, der zugleich die Tradition der Stadt von Gilly und Schinkel her fortsetzt, indem er den geistigen Rhythmus dieser Architekten in modernes Material und moderne Konstruktionsmöglichkeiten hineinströmen läßt, wenn Berlin einen Meister des Grundrisses, der Fassadenaufteilung, der großen Linie und des zarten Details haben will, so braucht es keinen Augenblick länger zu suchen. Eingeweihte wissen von ihm seit Jahren, Eifersüchtige hemmen ihn mit tadelnswerter Kurzsichtigkeit. Dennoch bewährt er sich immer wieder, selbst an den unglücklichsten, durch die Umstände, aber auch durch Schikanen erschwerten Aufgaben: Hans Poelzig, der von dem, was er kann, bisher in Berlin nur Proben zu geben vermochte. Diese Proben freilich zeigen Jedem, der Raum zu fühlen und die körperhafte Versinnlichung einer Konstruktion zu empfinden vermag, den reifen Künstler. Aber Berlin zieht es vor, zu suchen, was es besitzen könnte, und Ludwig Hoffmann, der wissen müßte, was hier nötig wäre, tut nicht das Seine. Ein Schwächerer als Poelzig wäre ob solcher Tragik, nicht bilden zu können, obgleich Hirn und Sinne von Figur übervoll sind, längst mürrisch geworden. Daß Poelzig bis heute seine innere Heiterkeit sich zu erhalten wußte und sie mit geschmeidiger, aus der Fülle schöpfender Produktivität oberstes Gesetz jedes Schaffens sein läßt, beweist die Gesundheit dieses schöpferischen Dranges. Nicht minder bewundernswert ist die Reinlichkeit, die er sich, einer Konzession an die Banalität oder das Sensationelle unzugänglich, bewahrt hat. Sachsinn, Reinlichkeit, helle Erkenntnis des Raumes als einer kristallinischen Ausgliederung aus der amorphen Umwelt, als eines aus einheitlichen Zellen organisch gefügten Eigenlebens, Fingerspitzengefühl für die Nuance der Verhältnisse von Kurven und Farben: das Alles sind die Tugenden, die man auch an dem neuen Bau Poelzigs, an dem Kinohaus ‚Capitol' feststellen kann.

Es ist zunächst erstaunlich, wie sich dieses Bauwerk in seiner verblüffenden Schlichtheit und in der spürbaren Dünne seiner Konstruktion und seiner Wände schon heute gegen die Massivität der romanischen Steinkolosse (Gedächtniskirche)

durchzusetzen weiß. Es wird gar nicht lange dauern, und die Vorübergehenden werden nicht zuerst die Prunkbauten und, von ihnen halb erdrückt, die Absonderlichkeit dieser kühlen Front entdecken, sondern sie werden von der temperamentvoll gegliederten Horizontale des Poelzig-Baus ergriffen sein und verwundert, nur noch mit einem flüchtigen Blick, die ungegliederten Steinbrüche streifen. Die Abtötung des Unorganischen und Zeit-Entrückten durch das Lebendige wäre heute schon vollkommen, wenn man Poelzig nicht gehindert hätte, sein Haus um zwei Stockwerke höher zu bauen. Die Gründe, die gegen seine Absicht vorgebracht wurden, sind eigenartig: Hoffmann wünschte, daß den Kirchgängern die Bäume des Zoologischen Gartens nicht verdeckt würden, und der Zoologische Garten wollte in der dichtesten Nähe einen Affenkäfig bauen, dem nicht die Sonne weggenommen werden durfte. Der Affenkäfig ist zwar nicht gebaut worden, und auch die Lust an Baumwipfeln kann städtebaulich zuweilen ein Unsinn sein, jedenfalls: Poelzig mußte sich verwehren, die ganze Wucht seines architektonischen Gedankens Wirklichkeit werden zu lassen. Er hat auch aus solcher Not einen Kontrast und damit eine architektonische Kraft zu gewinnen verstanden.

Hat man die straffe, aus dem Motiv eines großen Fenstervierecks sich entwickelnde Fassade genossen, und tritt man durch den niedern Eingang in das Innere, so wird man schon in der Vorhalle auf das Angenehmste überrascht durch die leichte, schwebende, mit lichtem Grünblau nicht etwa den Himmel nachahmende, wohl aber Höhe illusionierende Decke. Die Macht der Illusion ist eines der größten Geheimnisse, das der schöpferische Architekt wirksam machen muß. Poelzig besitzt auch hierin Vollkommenheit. Man kommt an die Treppen und empfindet an der wendelnden Bewegung, den Überschneidungen und den sich ergebenden Durchblicken gleich wieder dieses Prinzip des Schwebens und der die Technik des leichten und dünnen Materials nutzenden Phantastik und Grazie der modernen Unbegrenztheit. (Vergleiche eine Postkutsche mit einer Schnellzugslokomotive, eine Betonkonstruktion mit einem Werksteinbau.) Aufsteigende Elemente der Gotik paaren sich mit der Präzision der klassischen Säulenstellung. Architektur der chemischen Wage.

Das volle Erlebnis aber erschließt sich im Zuschauerraum. Hier wirkt die Illusion des Hohen, Freien, Leichten und Lichten überwältigend. Der Eintretende fühlt den lebendigen Raum und nichts als Raum, eine straffe, in sich selbst lebendige, höchst nervöse und doch von ruhigstem Schöpfungswillen vollzogene Ausgliederung aus der übrigen Welt. Maße, Farbe und Licht erzeugen das Wunder. Durch die Elastizität der Schwingungen, durch die vom erdfesten Rotbraun zum lichtesten Gelb emporflutende, die sich verjüngende und so sich entmaterialisierende Kuppel noch hebende Farbigkeit und durch das Licht, das den Raum beseelt, wird dies Kinohaus zu einer den Stil der Zeit bestimmenden Architektur.

Berlin, das den Stadtbaurat sucht, die Parole heißt: Poelzig an die Front!

Der Fall Wandt von Felix Fechenbach

Der alte Glaßbrenner sagte einmal: „Gerechtigkeit ist eine schöne Sache, aber es gibt auch Justiz." Der sinnfälligste Beweis für die Richtigkeit dieser Gegenüberstellung ist heute unbestritten die deutsche Justiz. Und wenn man, wie ich es tue, den Zustand der Justiz eines Landes als Gradmesser für die sittliche Kraft des Volkes anlegt, dann steht es schlimm um das deutsche Volk — sehr schlimm.

Der 4. Strafsenat des Reichsgerichts hat den Antrag des pazifistischen Schriftstellers Heinrich Wandt auf Wiederaufnahme des Verfahrens gegen ihn abgelehnt, obwohl sich der Oberreichsanwalt dem Antrag ausdrücklich angeschlossen hatte. Am 13. Dezember 1923 war Wandt vom 5. Strafsenat des Reichsgerichts zu sechs Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt worden. Neun Monate davon waren durch Untersuchungshaft abgebüßt. Wandt soll nach dem Urteil die Niederschrift der Vernehmung eines gefangenen belgischen Unteroffiziers Debeuckelaere durch einen deutschen Offizier von einem gewissen Z. erhalten haben, der sie aus dem Reichsarchiv entwendet haben soll. Wandt habe diese Urkunde — was er entschieden bestreitet — 1921 einem belgischen Schriftsteller zur Veröffentlichung ausgehändigt. Der belgische Kriegsgefangene Debeuckelaere wird in diesem Dokument als Obmann der aktivistischen flämischen Frontpartei bezeichnet, seine Gewinnung für die deutsche Auffassung als wichtig angesehen. Debeuckelaere habe als Endziel der Frontpartei die Errichtung eines selbständig verwalteten Flandern innerhalb eines freien Belgien und die Herbeiführung eines Verständigungsfriedens zwischen Belgien und Deutschland vertreten. In der angeblich durch Wandt besorgten Veröffentlichung des Schriftstücks erblickte das Gericht „diplomatischen Landesverrat".

Landesverrat aber liegt nach § 92 RStGB nur vor, wenn das veröffentlichte Schriftstück geheim war und seine Geheimhaltung im Interesse des Deutschen Reiches geboten erschien. Der Staatsrechtslehrer Walther Schücking, als Sachverständiger vom Reichsgericht vernommen, hat die Frage nach der Notwendigkeit der Geheimhaltung des Schriftstücks im Interesse des Reichs verneint. Außerdem hat der Verteidiger in der Verhandlung erklärt, die maßgebende Stelle: das Deutsche Auswärtige Amt habe ausdrücklich bescheinigt, daß das Dokument Debeuckelaere nicht unter die Schriftstücke falle, die im Sinne des § 92 Staatsgeheimnisse sind. Das dem Gericht überreichte Gutachten ist vom Reichsaußenminister Stresemann unterzeichnet. Der belgische Schriftsteller Wullus ist bereit, eidlich zu bezeugen, daß das Dokument von ihm bereits in seinem ersten Schwarzbuch Ende Juli 1920 veröffentlicht worden ist, also längst bevor Wandt das Schriftstück kennen gelernt hatte. Wullus ist ferner bereit, eidlich zu bezeugen, daß er das Dokument überhaupt nicht von Wandt erhalten hat. Dieser Beweis wurde vom Verteidiger während der Verhandlung angeboten — vom Gericht aber ohne Begründung abgelehnt!

Nun erfährt man auch die vom Reichsgericht bisher schamhaft verschwiegene Begründung der Ablehnung des Wiederaufnahmeantrags von andrer Seite. Im Wiederaufnahmeantrag wurde einwandfrei nachgewiesen, daß das Dokument Debeuckelaere in Belgien bereits bekannt und veröffentlicht war, bevor es zu Wandts Kenntnis gelangte. Das Reichsgericht aber weiß sich zu helfen. Es begründet die Ablehnung des Wiederaufnahmeantrags damit, daß „Teile des Dokuments" im Ausland nicht bekannt gewesen und erst durch Wandt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden seien. Diese noch „geheimen" Teile des Dokuments sind: Aktenzeichen, Stempel, Datum und Unterschrift!!!

Das ist nicht etwa ein schlechter Silvesterscherz, sondern die lautere juristische Weisheit des obersten deutschen Gerichtshofs. Der 4. Strafsenat des Reichsgerichts fand wohl keine bessere Möglichkeit, die Unfehlbarkeit des 5. Strafsenats zu retten. Eine Justizmerkwürdigkeit besonderer Art ist auch, daß einer der Richter, die den Wiederaufnahmeantrag abgelehnt haben, bereits dem verurteilenden Senat angehört hat!

Der Fall Wandt ist zum Fall Deutsche Justiz geworden. Er hat aber neben seiner juristischen noch eine andre und zwar eine sehr wichtige außenpolitische Seite. Der verurteilende Senat hat nämlich, um die Notwendigkeit der Geheimhaltung des Dokuments zu beweisen, zu folgender mehr als merkwürdigen Konstruktion gegriffen. Das Urteil sagt wörtlich:

> Maßgebend ist, daß durch den Verrat des Schriftstücks zugleich die belgischen Persönlichkeiten verraten worden sind, mit denen die deutsche Regierung während des Krieges in Verbindung getreten war. Sollte unsre Regierung einmal in die Lage kommen, für ihre Zwecke der Hilfe jener Männer sich von neuem bedienen zu müssen, was bei einer Veränderung der gegenwärtigen politischen Lage leicht eintreten könnte, so würde ihr das durch den Verrat bedeutend erschwert sein.

Wenn Worte einen Sinn haben, dann heißt das doch nichts Andres, als daß die deutsche Republik gegebenenfalls Belgien erneut besetzen könnte und dann der Hilfe der flämischen Aktivisten bedürfte! An eine solche Möglichkeit ist aber nur im Falle eines deutsch-belgischen Krieges zu denken und zwar eines Krieges in ziemlich naher Zukunft, denn die im Dokument genannten Flamen sind nicht mehr sehr jung, und die deutsche Regierung könnte sich ihrer allenfalls noch in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren bedienen. Wenn schon die Richter des Reichsgerichts wahnsinnig genug sind, derartige militärisch-politische Vorstellungen zu hegen und kundzutun: in deutschen Regierungskreisen dürfte man doch ein wenig anders über diese Dinge denken. Die Unterzeichnung des Vertrags von Locarno wurde als Beginn der Befriedung Europas gepriesen. Durch diesen Vertrag wird aber auch der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien für die Zukunft ausgeschlossen. Hat nicht die deutsche Regierung mit der Ratifikation des Vertrages ernsthaft alle Verpflichtungen aus diesem Vertrag übernommen? Glaubt nun die deutsche Regierung nicht, daß durch die Aufrechterhaltung des skandalösen Urteils gegen Wandt mit seiner

sonderbaren militaristischen Begründung bei den Vertragsmächten Zweifel an der Aufrichtigkeit der deutschen Regierung geweckt werden müssen?

Wenn man schon beim Reichsgericht einen Justizskandal mit einem noch größern totschlagen will, so dürfte doch das Auswärtige Amt ein lebhaftes Interesse daran haben, daß im Fall Wandt endlich dem Recht zum Siege verholfen, daß das unhaltbare Urteil aufgehoben, und daß der gänzlich unschuldige Heinrich Wandt schnellstens auf freien Fuß gesetzt wird.

An den Rand geschrieben von Arnold Zweig

Der Verlag Ernst Rowohlt hat mir einen bösen Gefallen angetan. Er hat einem Menschen, dem ein defektes Auge das Lesen erschwert, wo nicht verbietet, und der sich seit Monaten mit großgedruckten Schriften behilft, sofern er nicht Korrektur zu lesen hatte — hat also einem solchen Menschen ein ziemlich klein, aber übrigens mit bestem Geschmack gedrucktes Buch gesandt, aufgeschnitten und lesefertig, bequem in die Tasche zu schieben, und der so zum Leser Erkorene, ich also, Schreiber dieses, ging in die vom Titel listig aufgestellte Falle und naschte von der ersten Seite, die „Alfred Polgar, An den Rand geschrieben" heißt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ich von diesem fast 300 Seiten starken Buche trotz augenärztlichen Abratens gut die Hälfte gelesen habe. Ich finde, daß diese ersten 150 Seiten das Filigran der Alltagsraritäten mit behutsamsten Gläsern durchleuchten und einrahmen. Mehr tun sie eigentlich nicht. Aber die zarteste Zunge, die heute Dinge benennt, in Rhythmen vibriert und das Schwierige exakt in Laute umsetzt, hat sich die Leichtigkeit und Mühe genommen, das so Gesehene auszusprechen, und eine etwas melancholische und dazu noch leichthin heitere Schreibkunst hat sie „an den Rand geschrieben".

Nicht auf die Seite also, dorthin, wo mit finsterer Entschlossenheit oder bleich vor Leidenschaft die Texte stehen, die das Leben beeinflussen wollen — wie Unamuno etwa, Miguel de, von dessen sicherlich wichtigen und gewichtigen Schriften der Verlag Meyer & Jessen in München mir drei ebenfalls schmale, auch sehr anständig gedruckte, überdies hübsch gebundene Taschenbände geschickt hat. Weltbekannt und sehr tapfer hat der Rektor von Salamanca seine Stelle in der Front der Geister gegen die Gewalt nahe unserm eignen Flügel, und was in diesen drei Schriften — ein Essay: ‚Das tragische Lebensgefühl'; eine Erzählung: ‚Abel Sanchez'; ein Novellenband: ‚Der Spiegel des Todes' — von ihm zeugt, wird ihn ohne Zweifel als das Gewöhnliche überragend und das Geistige in der Welt stärkend ausweisen. Polgar aber, dieser sanfte Wiener Centralist — was das ist, lest in seinem Buche —, hält sich abseits von der mächtigen und trächtigen Buchseite und kritzelt seine Schriftzeichen auf den herrlichen breiten Büttenrand, den das Buch der menschlichen Tage, weil es aus einer guten Offizin stammt, gottlob hat.

Und dazu fällt mir ein, daß es schon einmal einen subtilen und sehr fingerfeinen Geist gegeben hat, der sich mit Alfred Polgar freilich nur darin vergleichen läßt, daß auch er ein Jude und ein Kommentator war, und dessen Schriften auch an den Rand geschrieben sind und mit größter Sorgfalt noch heute sogar gedruckt werden: nämlich den großen Rabbi Schelomo Jizchaki aus Troyes, Licht der Gelehrsamkeit ze Wormes bî dem rîne, Raschi genannt, der den klassischen Kommentar zur Bibel und zum Talmud niederlegte und auf immer hinterließ. Nun ist der babylonische Talmud das in Stichworten mitgeschriebene und abgefaßte Protokoll der religionsgesetzlichen Diskussionen, die in den Lehrhäusern von Sura und Pumbedita den verpflichtenden Sinn einzelner, mündlich überlieferter Vorschriften, Bräuche und Lebensanweisungen festzulegen sich bemühten, wobei uraltes Volksgut der Juden, legendarisch, parabelhaft, mythenträchtig ebenso herangezogen ward wie die Sitten und Maximen des damaligen jüdischen und babylonischen Alltags. So entstand das schwierigst zu verstehende Buch der Welt, weil stets Rede und Gegenrede, jede oft aber in einem einzigen Wort zusammengefaßt, von dem Leser selber aufzudröseln sind — und für Jeden, der sich damit vertraut machen will, hat Jacob Former (für die Brandussche Verlagsbuchhandlung) eine Auswahl: ‚Der Babylonische Talmud' übertragen und erläutert, und es ist ein prachtvoll gedrucktes Buch geworden und, Pröschel & Trepte Dank, ein großlettriges, das dem Patientenauge wohltut. Nun ist Fromer gewiß keine unangefochtene Autorität, aber was er gemacht hat, ward gut und klar und gibt von der Schwierigkeit der Materie, an der sich seit anderthalb Jahrtausenden die jüdischen Verstände schärfen, einen ausgezeichneten Begriff. Raschi nun, dieser große Lehrer, ist für jeden dieser Versuche die Basis. Er ist derjenige, der in tausend unscheinbaren Intuitionen den klaren realen — nicht den spiritual-transzendenten — Wort-Sinn jeder Stelle festgestellt und fortlaufend zugefügt hat, und so gibt es seit seiner Zeit keine Talmud-Ausgabe mehr ohne den klein, eng, scharf gedruckten Raschi — am Rande.

Ja, so ist das mit dem Polgars. Man liest das eine Stückchen, drei Seiten, noch eins, noch etliche — und so kommentiert sich in kurzen Stücken das Vergängliche und das Bezaubernde, das Eklige und Staubige, das Rätselhafte und das Durchsichtige des täglichen Lebens: auf seinen genauen Wortsinn gebracht, mit der zartesten Federspitze nachgezeichnet — da steht es. Und bleibt so stehen. Niemand kann seine Gegenstände, seine Zimmer, seine Weltansicht noch haben wie vorher, bevor sie polgarisiert wurden. Der Kommentar hebt den Text aus dem Gewöhnlichen und Üblichen: und wenn man nicht von je gewohnt war, dem immer neuen Leben immer neue Sinne und ein unersättliches Herz entgegenzusetzen, so lernt man es. Das Marginal verändert den Leser — eine ziemlich eindringliche Art zu schreiben! Oder, um es chinesisch zu sagen, was seit der Kwan-non (oder qua-non) des Trocadero, Kreidekreis genannt, bei Reinhardt frisch lackiert und gepritzelt, unerläßlich ist: „Das Allerweichste in der Welt überwindet das Allerhärteste."

Nestroy und Kleist

Vor zwanzig Jahren hat Reinhardt an Nestroy vorbeigegriffen. ‚Einen Jux will er sich machen' oder wollte er damals, indem er die Zeit zopfigen Bürgertums, idyllischer Beschränktheit, deutsch-oesterreichischer Kleinstädterei zu erneuern — aber auch zu parodieren versuchte. Die raffiniertesten Stilkünste und die feinsten Bestrebungen guter moderner Malerei halfen einem deutlichen Possenstil, einer seltsamen Karikaturistik und einem bescheidenen Naturalismus eine Verbindung eingehen, die höchst unnatürlich ausfiel, weil die Darsteller des Humors entrieten und ungeheuer spaßig nur sich selber vorkamen. Sie verstellten die Stimme, verdrehten die Miene, verrenkten den Leib, redeten mit den Beinen, kreischten, grinsten, zappelten, glotzten, tänzelten und flogen herum, bis sie schwitzten und die Zuschauer einen Lärm verfluchten, der sie wach erhielt. Der Regisseur dieser Posse muß wissen, daß sie etwa hinter ‚Lumpacivagabundus' an naivem Lebensinhalt wie an gemütlich-zynischem Spott zurückbleibt. Aber er muß zugleich wissen, daß diese acht Szenen einst eine Reihe heiterer Lieder und daseinsfreudiger Scherze waren, von „lüftigem" Blut und lebhaftem Atem; daß Männer von Geist und Witz ihre ersten klassischen Interpreten waren; daß das alte Wien mit seinen Glacis und Kaffeegärtchen ihnen ebenso gern wie Johann Straußens Vorgänger Lanner zuhörte. Und muß drittens wissen, daß Nestroy ein Wortkünstler ersten Ranges ist, an dem sich versündigt, wer zugunsten billiger Vaudevilletrics seinen Dialog vernachlässigt. Bei Nestroy gibts keine tote, gibts nicht einmal eine unfruchtbare Silbe. Seine sprachliche Assoziationskraft ist unerschöpflich. Wenn man glaubt, daß ein Satz von ihm wortspielerisch überhaupt nicht mehr weiterzuspinnen ist, dann wandelt er noch den letzten Buchstaben ab.

Um diese Eigentümlichkeit wird ein Regisseur sich nicht kümmern, der erträgt oder veranlaßt, daß bei Nestroy von Hitler und der Marne die Rede ist. Dem Ehrgeiz des Theaters der Königgrätzer Straße genügt, eine Silvestervorstellung zu machen, so „flott", daß sie möglichst bis Fasching vorhält. Das wird sie vielleicht. Dank Dagny Servaes, die zum Küssen ist. Dank Rudolf Forster, dem es als Schauspieler an Naivität fehlt, der aber eben deshalb Weinberls Gram, so gar nicht zum verfluchten Kerl das Zeug zu haben, mit lustiger Emphatik tönen lassen kann. Dank Elisabeth Bergner, die als Christopherl beweist, daß man unrecht tut, ihren Humor nicht genau so auszubeuten wie ihre Tragik. Und dank Karl Etlinger, der vermöge seines Saftes von dieser Welt und vermöge seiner Verträumtheit immer in andern Regionen ist. Schon mit seiner Maske und seiner Tracht, die sich auf Erden selten begeben: der angeklebten strohblonden Perücke und den riesenhaften Babuschen unter runzlig fallenden Hosen, stellt er sich in ein Zwischenreich, wo Hausknechte nicht die gröbsten Fäuste, sondern das weichste Gemüt besitzen, und wo sie raimundisch zu singen anheben, wenn sie lange genug nestroyisch gequibbelt haben.

*

Aesthetenhafte Aesthetiker, und als solche antipreußisch gesonnen, haben ihre Abneigung gegen den Junker Heinrich v. Kleist auch daraus genährt, daß der Graf vom Strahl auf das Käthchen von Heilbronn mit der Peitsche losgehe. Aber tut er das denn? Er holt die Peitsche ja nur von der Wand. Und so war richtig, daß der Regisseur Eugen Klöpfer nicht ‚Ein großes historisches Ritterschauspiel' gab, sondern das Lustspiel, das in dem eisernen Panzer steckt. Franz von Holbein hatte das Stück kurz und klein redigiert. Laube hat sich dem Original dann wieder genähert. Den Meiningern war das Dichterwort heilig: sie strichen fast nichts als Kunigunde vor ihrer Grotte. Daran hielten sich ungefähr Hülsen und Hochberg, L'Arronge und Brahm. Erst Reinhardt kehrte zu Holbein zurück. Er nahm, weil er Zeit brauchte, um seine „echten" Versatzstücke aufzubauen, der Feuerprobe die zweite Hälfte, dem Käthchen die poetisch schönste Szene (am Bache) und dem Kaiser die leise und weise Heiterkeit seines Monologs. Bei diesen Regisseuren waren zwischen einem schweren, prachtvoll verzierten Goldrahmen und einem gradlinigen, deutschen Holzrahmen wie von Dürer so ziemlich alle Arten vertreten. Manche versuchten, die Umgebung von Heilbronn ins Bühnenbild einzufangen, manche siedelten diese Gärten und Wälder, diese Höhlen und Schlösser irgendwo zwischen Frankreich und dem Böhmerwald an. Die Hauptsache: daß Kleists Geist durchdrang.

Am wohltuendsten drang er bei Fehling durch. Dessen Ausgangspunkt, Motto, Leitmotiv, Endzweck: Das Alles ist ein Scherz, den sich die Gottheit macht! Auf diesem Wege geht Klöpfer noch einen Schritt weiter. Er tilgt die ganze Kaiserei, als sei sie in einer Republik nicht mehr zeitgemäß, transponiert Kleists Hochdeutsch in sein geliebtes Schwäbisch, hat nichts dagegen, daß ein Raubritter lispelt, und läßt in einem Märchenwald von Max Pechstein und auf den umliegenden Schlössern die unbekümmertsten Späße sprießen. Pathetiker wie Theodor Becker werden zu Komikern (und sollten es bleiben). Gottschalk, bei Jemand wie Kraußneck der leibhaftige Schalk Gottes, wird bei Bonn ein höchst irdisch lustiger Sauf- und Raufkumpan seines Prinzen Heinz oder Ritters vom Strahl: des herzhaft nobeln Paul Hartmann. Sein Käthchen soll ihrer Liebe nachtwandlerisch sicher und dann wieder zu Tode verzagt sein; sie soll Visionen erleben und Landsknechtsmärsche zu Fuß machen können; sie soll ein starkes Herz und die zartesten Nerven, mehr noch: sie soll eine Tag- und eine Nachtseele haben. Um das Alles in einem zu treffen, ist Genie nötig. Ob Toni van Eyck ein Genie ist, wird sich erst zeigen müssen. Aber sie ist fünfzehn Jahre alt. Und für uns, die wir auf allen Gebieten des Seelenlebens den Zauber der Unbewußtheit empfinden und den Reiz von Käthchens kindlicher Unbewußtheit mit neuen Augen sehen gelernt haben — für uns deckt sich ein unverbildetes, seine Wirkungen noch nicht kennendes, schlicht und anmutig vor sich hin spielendes Mädchen so vollständig mit der Dichtergestalt, daß ich mich eigentlich nicht erinnere, von dem Stück jemals so viel Vergnügen gehabt zu haben.

Heinrich aus Andernach von Alfred Polgar

Ein Spiel von Unruh, das Liebe, Frieden, Eintracht und Verzeihung den Feinden admoniert. Der Winzer Heinrich, seßhaft am Rhein, im okkupierten Gebiet, ist von einem Franzosen mißhandelt worden. Da er Rache an dem Beleidiger nehmen will, wehren ihm die deutschen Frauen. Die deutschen Männer hetzen. Nur der blonde Goldschmied mahnt zur Vergebung. Einer, sagt er ungefähr, müsse endlich die Kette von Kränkung und Wider-Kränkung, in die das Geschlecht der Menschen verstrickt sei, durchreißen. Heinrich und die Männer argumentieren dagegen. Der blinde Goldschmied, sie stärker zu beschwören, bringt des Winzers schlummerndes Kind auf die Wiese (wo das Spiel sich, 1925, begibt), Reinhold heißt es und ist auch so. Wovon träumt ein deutscher Knabe? Nicht von Frühlingserwachen und Fußball. Sondern von Heinrich dem Vogler. (Der seinen Feinden verzieh.) Des Winzers Rache-Entschlossenheit, angeweht von solchem Traum seines Kindes, wird wankend. Sie ganz zu brechen, spielt der Goldschmied einen letzten, grausigen Trumpf aus: Kriegskrüppel bringen den der Erde entrissenen, modernden Leichnam des unbekannten Soldaten. C'est der Krieg! Oder auch: Das ist la guerre! Erstickt vor solchem Anblick nicht das Rache- und Haßgeschrei in euern Kehlen? Es erstickt. (Wie phantasielos die Menschen sind. Der Hinweis auf Tod und Verwesung genügt nicht, sie zu bessern. Erst da sie den Tod mit Sinnen wahrnehmen, ihn sehen und riechen, werden sie gut.) In Tränen schmilzt Heinrichs Zorn dahin. Zur blühenden Rebe wandelt sich die Peitsche in des schlummernden Kindes Faust, die deutschen Männer, Sozialisten, Hakenkreuzler, Demokraten und Wurschtige (Juden sind keine dabei) reichen einander die Hände zum Bund nicht wider dem Feind im Lande, sondern wider den Feind in der eignen Brust, die Sonne geht auf, Glockenklang, von etwas Salmhoferscher Musik angesäuert, schwingt her, zum Friedensbau werden die Steine gefügt, die bereitet waren, einen Feind zu töten. Und drunten fließt der Rhein.

Pazifismus des Schwächern ist gewiß auch was Schönes, aber er wirds nicht machen. Die Bereitwilligkeit des Lammes, dem Löwen, grast er neben ihm, nichts zu tun, scheint in allen Belangen, auch in den deutschen; ohne Belang. Unruh ist ein eifervoller advocatus agni. Sehr feierliche Worte legt er ihm in den sanften Mund. Dichter können sich eben hineindenken, hineinfühlen, in Lämmer sowohl wie in Löwen. Aber für dieses königliche Tier schreibt man, ach, keine Rollen mehr. Theaterpech! Andre Spiele hätten sie am Rhein gespielt, wären die Zeiten anders gelaufen, als sie gelaufen sind. Kein Mann aus Andernach hätte durch der Güte Kraft Peitschen in Rebstöcke verwandelt und auf Hiebe Liebe gereimt, von andern Königen hätte Reinhold, das Kind, aus dem Traum gesprochen als von Heinrich dem Vogler, nicht Pax! sondern Pack's! hätte es geheißen, nicht im Himmelstau der Augen, sondern in metallischen Gegenständen hätte sich die Finale-Sonne gespiegelt, und die Musik dazu wäre nicht von Salmhofer gewesen.

Doch bleibt Tugend Tugend, auch wenn sie aus der Not gemacht ist, und an die schmerzgeborene Gesinnung des Dichters, der das Spiel von Heinrich aus Andernach ersann, rührt kein Zweifel. Bliebe es nur nicht so ganz und gar Spiel, ein Spiel, reich in der Oberfläche und arm in der Tiefe, unfähig, zu überzeugen, unfähig, zu verführen, im leeren Raum der Abstraktion aus Worten bauend, was nur wieder Worte tragen kann. Unruh gibt nicht Trost, sondern Pathos der Tröstung. Nirgendwo steigt er hinab zu den Müttern des Leides, das verhängt ist. Blut und Tränen trocknet er mit Löschpapier.

Direktor Herterich hat das Spiel, im Burgtheater, eindrucksvoll inszeniert. Er selbst spricht den Goldschmied Karl, den blinden Seher, ausgezeichnet klar, schlicht, mit starker innerer Resonanz, macht auch optisch gute Figur. Jeder Zoll ein Goldschmied und ein Karl.

Wirtschaft von Spectator

Aus dem hohlen Geläute der Weihnachtsblätter, aus dem Tannenduft der Druckerschwärze, wie sie regelmäßig gegen Jahres-Ende die Welt des Deutschen „dem Menschen ein Wohlgefallen" überfluten, drang es dieses Mal wie verschämtes oder freches Gewinsel, hoffnungsvoll-hoffnungslos, und hörte sich an, wie das geschäftige Rascheln von vielen Schaben über Papier: Not der Wirtschaft. Es wird schlimmer — es wird besser! Helft — helft Jeder nach Kräften, nein, über seine Kräfte! Sursum corda..." Aber so, wie sie sich im Krieg, trotz aller Meinungsverschiedenheiten, darüber einig waren, daß „Krieg Krieg ist", wissen sie heute ganz genau, daß Wirtschaft Wirtschaft ist.

Und es hat genau denselben mörderischen Sinn. Über Clemenceaus Äußerung, es seien zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt, erhob sich seinerzeit ein wildes Getöse — heute beweist einem jeder Schmock des entlegensten Generalanzeigers, daß die „Sanierung der Wirtschaft" eben noch viele „Opfer" fordern werde, daß noch viele unproduktive Unternehmungen „gedrosselt" werden müssen, mit der gleichen Sachverständigkeit wie seinerzeit die großen Strategen des Hinterlandes. Mit dürren Worten heißt das: wenn der eine Teil der Nation verreckt ist, dann wird der andre — der bessere? — vielleicht leben können.

Man weiß wahrhaftig nicht, was ungeheuerlicher ist: der Zynismus, der Das den Betroffenen zu bieten wagt, oder die Stupidität, mit der es hingenommen wird. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie gottverlassen der Mensch bei uns unter der Herrschaft der Sachen, nein, nicht einmal der Sachen, sondern ihres Schattens geraten ist: hier ist einer. Sanierung der Wirtschaft — welch ein Hohn! Das Ding Wirtschaft, der Popanz Wirtschaft, das Gespenst Wirtschaft wird saniert — dafür wird der Mensch geopfert. Wie wäre es, wenn mans umgekehrt versuchte? Würde sich dann das Gespenst nicht doch in sein Nichts auflösen? Ich frage im Ernst:

Wer weiß es denn, wer ist die Autorität, wer hat die Kompetenz, zu behaupten, daß dies so sein müsse, nachdem in einem

Anschauungsunterricht ohne gleichen für Jeden, der sehen kann, seit Jahren der Irrtum und die Ratlosigkeit unsrer Wissenschaftler und Praktiker auf diesem Gebiet evident geworden ist, selbst wenn man von bösem Willen und gemeinster Interessenvertretung schon absehen wollte: angefangen von der Deckung der Kriegsschulden durch innere Anleihen, über die Inflationskredite der Reichsbank, die Finanzierung des Ruhrkriegs, den Währungsverfall bis zu der falschen Blüte der Inlandskonjunktur und ihren Folgen, der Vergrabung der errafften Vermögen in unproduktive Anlagen! Was wußten sie, was haben sie vorausgesehen, was haben sie verhindert?

Und nach alledem: dies stupide Einschwenken wie auf Kommando — auf ein Wort hin, auf eine Phrase, als wäre es ein unwiderlegliches Naturgesetz.

Ein Mann ist krank. Er soll saniert werden, soll rote Blutkörperchen bilden, etwas Fett ansetzen, seine Nerven und Muskeln stählen, um arbeitsfähig zu bleiben. So wird er in ein Sanatorium geschickt und gepflegt. Ist es das? Nein, es sind eben zwei Männer. Für zwei langts nicht. Und was geschieht? Der andre wird aufs Pflaster geworfen, und damit er in seiner Erregung nicht etwa Skandal macht oder gewalttätig wird, postiert man den Hausknecht mit dem Prügel vor die Tür. Und Niemand sagt etwa: wir müssen den bessern Mann retten — um den schlechten ist es nicht schade. Bewahre, sie weinen heiße Krokodilstränen und sagen: Schade um den guten Mann — aber er hat ja nichts. Das ist es: er hat nichts. Und damit er noch weniger als nichts hat, sperren die Habenden ihre Schatullen mit doppelten Schlössern ab, und das Ganze heißt dann Kreditnot. Aber in der Agonie noch liegt über den Zügen des Sterbenden ein glückliches Lächeln: er geht mit dem Bewußtsein aus der Welt, daß die Wirtschaft „saniert" wird. Genau so ist es — wenn man diese einfache Angelegenheit des Plunders pseudowissenschaftlicher Redensarten entkleidet und den Phrasendunst wegbläst.

Das Volk der Denker scheint nicht nur das Denken, sondern auch den Gebrauch des Verstandes verlernt zu haben. Wie ein Kind kann der deutsche Bürger nur grade noch Das appercipieren, was ihm im Moment unter die Augen gehalten wird. „Zeigt dem Erbfeind die Zähne! Wählt national!" — und er pariert und wählt national, genau in dem Augenblick, wo beim Erbfeind die Linksregierung antritt. „Wählt Hindenburg!" Selbstverständlich — wie darf man den guten alten Marschall kränken! Zwar ist „nationale" Regierung und Prestigepräsidentschaft mit allem neuen Mißtrauen des Auslandes beladen, das die Schwierigkeiten auch unsrer Wirtschaft nur vergrößert — die Rechnung kommt nach —; doch davon ist in der Siegesbegeisterung nicht die Rede: man hats „ihnen" gezeigt, daß der alte deutsche Gott ... Zwar muß die nationale Regierung samt dem nationalen Präsidenten den Weg beschreiten und zu Ende gehen, auf dessen ersten Etappen Rathenau sein Leben lassen mußte: daß aber die Kosten für diese Verspätung dasselbe begeisterte Stimmvieh bezahlen muß, das damals gejubelt hat, das steht nicht in seiner Zeitung, und

was nicht in seiner Zeitung steht, hat der Andre gelogen. Daß inzwischen seine Interessen und die jener Drahtzieher nicht mehr die gleichen sind: auch das steht nicht in der Zeitung. Die Wirtschaft muß saniert werden — das ist Eins; die Fürsten machen Rechte geltend und verlangen ungeheure Abfindungen — das ist ein Andres. Die Staatseinheit muß gewahrt werden, aus nationalen Gründen — das leuchtet ihnen ein; Bayern aber will seinen König, seine Militärhoheit, Finanzhoheit, Außenpolitik auf eigne Faust, und auch die übrigen Länder geizen nicht mit Ansprüchen — das ist ein Andres. Zusammenhänge denken, in seinen eigensten Angelegenheiten einigermaßen Bescheid wissen, wie einem Manne ziemt, der den Ruf der Tüchtigkeit und Umsicht in Geschäften hat — davon ist im deutschen Staatsleben nicht ein Hauch zu spüren. Kaum erklingt das Wort Volk, Staat, Verfassung, so wird das deutsche Gesicht lang und feierlich, die Augen starren vor Ergebenheit und Ratlosigkeit, und dahinter leuchtet die Helmspitze in alter Glorie. Solchermaßen hypnotisiert, erliegt man jedem Wortfetisch. Daß heute die Sachen und nicht mehr die Menschen herrschen (wie sie sich einbilden): das ist vielleicht das wohlverdiente Schicksal einer Zeit, die sich auf so schamlose Art und mit solcher Leichtigkeit ihres Menschlichen entäußert hat — bei uns aber herrschen die Worte, die mißverstandenen Namen der Sachen.

Morus hat ja vor kurzem auf diesen Blättern gesagt, wie man dem Ding „periodische Krise" nur einen andern Namen gegeben hat, offenbar um den Dummen zu schrecken. Aber weil es eine sozialistische Partei gibt, die nichts Sozialistisches mehr tut, ist doch nicht verboten, marxistische Einsichten zu haben. Denn um was handelt sichs heute? Um eine Krisis als Folge jener Anarchie der Produktion, die jedem Studenten der Nationaloekonomie wohlbekannt ist — nur daß man in unsrer Jugend erst dicke Bücher lesen mußte, um das „Problem" zu verstehen, während der Anschauungsunterricht der Gegenwart das entbehrlich macht. (Wo blieb sie übrigens — jene im Kriege und später so viel beredete, als notwendig erkannte „Umstellung" der deutschen Produktion?) Wenn der Fabrikant X mit diktatorischer Geste justament eine Million Emailnachttöpfe fabrizieren läßt und eines Tages nicht mehr weiß, wem er sie verkaufen soll, teils weil die Mexikaner jetzt selber welche aus Thon machen oder aus Amerika beziehen, oder weil die Deutschen sich diesen Luxus nicht mehr leisten, sondern lieber kunstseidene Strümpfe kaufen — so ist das wahrhaftig kein Problem zum Fürchten, wenns auch an sich fürchterlich ist. Es ist auch nicht schwer zu verstehen, daß man, wenn eines Mannes Ausgaben für Zigaretten und Schokolade, sagen wir: auf fünfzehn Mark im Monat fixiert sind, sowohl dumm wie unproduktiv handelt, indem man ihn mit meterlangen verblüffenden Reklamen von Zigaretten und Schokolade haranguiert: was die Erzeuger erreichen können, ist höchstens, daß der Mann einmal fünf Mark für Schokolade und zehn Mark für Zigaretten und einmal acht für Schokolade und sieben für Zigaretten anlegen wird — eine Steigerung des Absatzes und

der Produktion wird dadurch nicht eintreten. Dagegen sind die Ausgaben für diese Reklame ein glatter Verlust. Nun kann einem der Staat heute zwar verbieten, ein Buch zu lesen, das ihm nicht gefällt, und den Autor ins Gefängnis stecken; aber er kann Niemand hindern, so viel Emailnachttöpfe zu erzeugen oder die Wände und Planken mit so viel Reklamen zu bedecken, wie er nur will, obgleich das unter Umständen weit schlimmer und schädigender ist als ein noch so „unsittliches" Buch.

Freilich: eines schönen und nicht zu fernen Tages — vorher müssen erst noch viele „unproduktive" Arbeiter und Bürger zugrunde gehen — wird ers doch tun müssen; oder sie selber, die Erzeuger, dieses Salz unsrer Welt, deren Gut zum höchsten Gut avanciert ist, sie, die der Staat sind, werden sich zusammensetzen müssen und feststellen, was und wieviel erzeugt werden soll. Sie beginnen ja schon jetzt im Kleinen und merken bereits, daß es sich nicht mehr um Drosselung der Konkurrenz handelt. Und was heißt das, lieber Bürger und Arbeiter und gedrosselter Unternehmer? Nun, nichts andres als: Kontrolle der Produktion — aber von oben, weil du es versäumt hast. Und sie wird sich — unter Opfern von „Menschenmaterial" — immer weiter und weiter ausdehnen und nicht nur die Länder und Staaten, sondern auch die Kontinente umfassen. Denn über ein Kleines und aber über ein Kleines wird es keine einträglichen Einflußsphären und keine offene Tür und keinen Platz an der Sonne mehr geben, das heißt: keinen Absatzmarkt, auf dem man mit Kanonen im Hintergrunde seinen gehäuften Schund an den Mann bringen kann. Und auf diesem Umweg wird eines Tages die Einsicht kommen, daß es verkehrt ist, seinen eignen Kunden auf dem Inlandsmarkt zu ruinieren, indem man ihn hungernd auf die Straße wirft — eine Einsicht, die schon längst hätte wirksam werden können, wenn ... ja, wenn die Administratoren des öffentlichen Wohls sich hinter dem Geheimnis der „Sanierung der Wirtschaft" nicht so sicher und unangreifbar fühlten und die Führer der eigentlichen Erzeuger, der Arbeiter nämlich, noch etwas andres wären als eben Funktionäre.

Herrn Wendriners Jahr fängt gut an

von Kaspar Hauser

'n Morgen, Herr Freutel, warum sind Sie noch nicht da —? Ach so, hier is Keiner ...! Skandal, halbzehne — immer ist man der Erste im Büro! Ach, da sind Sie ja! Wo wahn Sie denn so lange? Draußen? Ich bezahl Sie nich für draußen — ich bezahl Sie für drin! Danke. Prost Neujahr. Ich Ihn auch. Was is mit John und Eliasberg? Sie, das muß mir heute noch raus — wir schreiben 1926 — das wird mir jetzt anders! Herein. Was wolln Sie? Prost Neujahr. Ja, ich weiß. Danke. Nein, weiter nichts. Den Mann wern wir bei nächster Gelegenheit rausschmeißen, Freutel — ich kann das Gesicht schon nicht mehr sehn. Werfen Sie die Tinte nich um! Herein. Prost Neujahr. Sie mir auch ... ich Ihn auch. Ja. Danke.

Freutel, riegeln Sie die Tür ab! — die Leute machen mich rein verrückt mit ihrem Prost Neujahr! Alle komm se am selben Tag damit! Der Kalender hängt schief. Freutel — ham Sie noch 'n Jammer von gestern? Da klinkt jemand an der Tür... Nein, lassen Se! Ach, Sie sinds, Kipper! Padong! Ich hab abgeriegelt, um ungestört ze arbeiten... Prost Neujahr. Danke. Gut amüsiert? Ihre Familie wohlauf? Ja? Na, das freut mich. Nehm Sie Platz! Danke, wir auch. Nehm Sie 'ne Zigarre? Ja, lieber Freund...! Ich hab Ihnen gesagt, sprechen Sie im nächsten Jahr vor, ich wer mein Möglichstes tun — gewiß. Was? Was? Bis übermorgen abend? Kipper, machen Sie Witze? Wo soll ich bis übermorgen abend fünfzehntausend hernehmen? In bar? Lieber Freund, bin ich Schacht —? Gehn Sie zu dem — der gibt Ihnen auch nichts, aber er ist wenigstens prima. Ende der Woche? Ausgeschlossen. Lieber Kipper, gedulden Sie sich — nu hörn Se, nehm Sie Vernunft an! Ich bitte Sie — was ist das für 'ne Einstellung! Hier, ham Sie heute den Artikel im Börsen-Courier gelesen? Sehr vernünftig; als ob er uns Beide hier sitzen sieht — der Mann sagt: Die wirtschaftspolitische Krise ist ein Problem... Sie wollen keine Artikel, Sie wollen Geld? Was meinen Sie, wie gern möcht ichs Ihnen geben! Aber, lieber Kipper, wer zahlt mir —? Wir haben jetzt die Weihnachtsgratifikationen ausgeschüttet — auch schon was? Das sagen Sie nicht! Es multipliziert sich. Aber ich kann aus meiner Haut keine Riemen schneiden — ich kann nicht, nu machen Sie was! Kein Mensch zahlt Ihnen heute. Nu — prolongieren Sie schon — wir sind ein Haus von Renommee, das wissen Sie ganz genau, wir lassen keine Wechsel zu Protest gehn — wir prolongieren bloß... Fünfzehntausend...! Na, also gut: zweihundertfünfzig bar, Ende der nächsten — warten Sie mal — übernächste Woche... und den Rest am 30. Juni — nun, ich hab doch gewußt, mit Ihnen kann man reden. Mein erstes Geschäft in diesem Jahr. Noch 'ne Zigarre? Nu — ich will Sie nicht aufhalten — vielleicht haben Sie noch Gänge... Jeder hat ja heute Gänge. Prost Neujahr! Auf Wiedersehn, Kipper. Freutel! Ist das die ganze Post? Kinder, Ihr feiert zu viel. Weihnachten und Neujahr und dann noch der Sonnabend — das ganze Jahr nichts wie Feiertage! Lassen Sies klingeln — na, gehn Se schon ran! Wer is da? Mein Schwager? Gehm Se her. Morgen, Max. Ja, danke. Prost Neujahr! Schon zurück aus Glogau? Was machen die Schwiegereltern? Na, das 's ja fein. Gut bekomm? Danke, wir auch. Ja. Nein. Weihnachten wars sehr gemütlich — wir wahn natürlich bei uns, ang Famiich. Hanni hat sich sehr gefreut. Mir? 'ne sehr aparte Flügeldecke. Ich hab se mir selbst gekauft — aber Hanni hat se mir geschenkt, als Überraschung. Fritz hat sich natürlich 'n Magen verdorben — wir sitzen bei Tisch, auf ein Mal kommt ihm der ganze Karpfen wieder raus. So'n teurer Fisch. Ein Jammer. Es geht ihm schon wieder besser. Silvester —? Ich wollt ja zu Hause bleihm, aber Hanni und Lotte wollten ausgehn — sind wir ausgegangen. Erst warn wir im Schauspielhaus, zur Premiere — 'ne sehr schöne Aufführung — Fuchsens warn auch da — sag mal, hast

du mir nicht neulich erzählt, der Mann is in Schwierigkeiten? Sie saßen jedenfalls Parkettloge. Vorderplätze. Ja. Hinterher warn wir im Esplanaht. Erich hat 'n Tisch reservieren lassen. Sehr elegant. Ja, unverschämte Preise. Die Leute nehm für eine Flasche französchen Sekt fünfundsiebzig Mark. Wir ham nur eine Flasche genommen — den andern deutschen. Gehn Sie aus der Leitung! Sie Ochse, legen Sie doch den Hörer hin! Ungebildeter Lümmel! Ich führe meine geschäftlichen Gespräche, wanns mir paßt! Max! Max! Bist du noch da? Na ja, weiter wär wohl nichts. Ja, grüß schön. Danke. Hach... Was is nu schon wieder? Mojn, Blumann! Bitte, nehm Se Platz. Prost Neujahr. Danke. Was? Was —? Was wolln Se —? Reden Sie — ohne Umschweife. Was? Ich soll stunden? Ja, sagen Sie mal — das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen — in diesem Jahr noch nicht! Sie versprechen mir — Sie versprechen mir, im Jahr 1926 wern Sie zahln, ich hab schlaflose Nächte Ihretwegen, die ganze Silvesterfeier is mir verdorben — gestern hab ich noch zu meiner Frau gesagt, Du wirst sehen, Blumann zahlt — das ist ein anständiger Mensch — und jetzt sitzen Sie ganz kalt da und sagen: nicht vor Mai? Ja, lieber Freund, was glauben Sie denn? Meinen Sie, mir gibt Einer Aufschub? Eben war Einer da, bar aufn Tisch hat er bekomm, so schwers mir auch gefallen ist! Wechsel! Ich will Ihre Wechsel gar nicht sehn! Ich kenn Ihre Wechsel! Da wern Sie nächstens anbauen müssen, für die Prolongationen! Nein, keinen Tag. Was heißt das: Sie ham Frau und Kinder? Ich hab auch Frau und Kinder. Hätten Sie nicht heiraten solln. Nich eine Minute. Zahln Se. Ham Sie heute den Artikel im Börsen-Courier gelesen? Hier, lesen Sie, was der Mann schreibt: Die wirtschaftspolitische Krise ist ein Problem... Nicht eine Sekunde Aufschub! Sie richten mich zu Grunde, mich und mein Geschäft mit! Ist das ein Anfang vom Jahr! Wenn ich das gewußt hätte, wär ich überhaupt nicht ins Büro gekommen! Wenn man 'ne Verpflichtung eingeht, soll man sie halten — sind Sie 'n anständiger Kaufmann oder sind Sie ein Wechselschieber? Also? Hab ich mir gleich gedacht. Wenn ich bis nächsten Freitag mein Geld nicht hab — lassen Sie mich auch mal zu Worte komm — da solln Se sehn! Gut, liegen Sie auf der Straße! Sie wern schon nicht auf der Straße liegen! Mit mir nich, ich sag Ihnen... Nein, ich bin für Sie nicht eher zu sprechen, bis Sie nicht... Atchö. Hast du das gesehn! Was wolln Sie, Freutel? Natürlich hab ihn rausgeschmissen —! Wie ich so zu mein Geld kommen werde —? Lieber Freund, ich wer Ihn mal was sagen: Wenn ich nicht prolongier, zahlt er ein bißchen was. So viel hat er. Prolongier ich aber — da zahlt er gar nicht. Ich kenn doch das von mir. Ich bin jetzt nicht zu sprechen! Prost Neujahr. Prosit Neujahr, Frollein Richter, Prost Neujahr! Freutel, machen Sie die Tür zu, zum Himmeldonnerwetter! Ach so, die B.Z. Prost Neujahr, Schulz. Prost Neujahr!!! Freutel, ich geh mal raus — man ist doch auch nur 'n Mensch...

Das ist ein neues Jahr... Hier könnt mal gestrichen werden, wie oft hab ich das schon gesagt... So! Jetzt ist mir der

Hosenknopp abgesprungen ...! Besetzt! Besetzt! Gehn Sie von der Tür weg, Sie könn doch hören, daß besetzt ist! Hach — Locarno-Geist in allen Parlamenten. Paris, den 2. Januar. Wie Havas meldet ... Man is ein geplagter Mensch. Die einzige ruhige Stunde, die man am Tage hat, is hier draußen —!

Dichtkunst 1926 von Theobald Tiger

Was werden die Dichter heuer schreiben —?
Das wird auch in diesem Jahre so bleiben:

Wenn der Sekundaner, sanft erhitzt,
vor einem nackerten Bilderbuch sitzt,
steigt ihm das Blut in die Gefäße,
er wackelt leise mit dem Gesäße;
hochrot der Kopf, hochrot das Ohr,
stellt er sich etwas Schönes vor:
eine züngelnde und rundbauchige Fee —
und dann spielt er mit seiner Lieblingsidee.

So auch der Deutsche.
Alle Knaben,
die eine Schreibmaschine haben,
verfassen heute radikal
die Weltgeschichte noch einmal.

Der alte Fritz sagt mürrisch: „Er . . .!"
und plaudert mit dem Affen Voltaire;
er kann zwar nicht richtig deutsch buchstabieren,
doch das tut der Krückstock remplacieren —
davon leben die Biographen.

Die Juden vom Film gehn mit Bismarck schlafen
und stehn mit Moltken wieder auf —
das ist so der deutsche Lebenslauf.
Arminius, der Große Kurfürst und Stein
spielen einen schönen Bierskat zu Drein;
Blücher und Barbarossa mit Bart
kiebitzen dazu auf deutsche Art;
und inmitten dieses großen Geschreis
steht Turnvater Jahn und riecht nach Schweiß.
Und segnend schwebt über alle Diese
die gute Königin Luise,
eine wahrhafte, echte, deutsche Frau.

Fällt einem nichts ein, schreibt er: Gneisenau.
Und auch die Operetten aus Wien
benötigen Landes-Dynastien
(mit Renten).
So besinnt sich weit und breit
der Deutsche auf seine Vergangenheit:
Hochrot der Kopf, hochrot das Ohr,
stellt er sich etwas Schönes vor
in Büchern, Theaterstücken, Journalen —
und dann spielt er mit seinem Nationalen.

Denn dieses Deutschtum mit Sonnenstich
ist eine Beschäftigung an und für sich.
Es gibt Leute, die statt Kinder zu zeugen, schreiben.
Das wird auch im kommenden Jahre so bleiben.

Bemerkungen

Tschitscherin bei Seeckt

Tschitscherin hat auf der Heimreise nach Moskau in Berlin Station gemacht. Für zwei Tage. Am zweiten Tag, am 22. Dezember, hatte der General v. Seeckt, in dem Viele den kommenden Mann sehen, zu seinem ersten politischen Frühstück seit dem April 1920 geladen. Herr Tschitscherin war der Ehrengast.

Die Tatsache wurde von der Presse zwar beachtet, aber nicht kommentiert. Nur der ‚Vorwärts' leistete sich einen dummen Ausfall gegen die Kommunistische Partei.

Wesentlich schärfer und wesentlich kritischer hat die Auslandspresse diesen Besuch beurteilt. Der Berliner Korrespondent des ‚Daily Telegraph', Mr. Wilcox, nach dem Politischen Almanach der bestunterrichtete Berliner Korrespondent, nebenbei auch das Sprachrohr Lord D'Abernons und damit aus erster Quelle informiert, drahtete am 23. Dezember seinem Blatte:

> „Diese Zusammenkunft hatte Tschitscherin selbst mittelbar veranlaßt, zu der Zeit, wo Herr Stresemann noch nicht nach Berlin zurückgekehrt war, und zwar in der Absicht, auf die Weise mit jenen konservativen Kreisen in Fühlung zu kommen, die dem Vertrag von Locarno abgeneigt sind. General Seeckt gehört zu diesen Kreisen und stellt insofern ihren wichtigsten Vertreter dar, als er über die Heeresmacht des Reichs verfügt und wahrscheinlich mit ihr anfangen kann, was er will."

Das ist also die Meinung des eigentlichen Inspirators der Politik Gustav Stresemanns.

Es gibt aber noch eine Deutung. Und die lautet: Der repräsentative Vertreter einer Großmacht hat den Mann besucht, mit dem er im Jahre 1926 als seinem Gegenspieler zu rechnen haben wird. Daß Tschitscherin selbst sich vermutlich einen ganz andern Partner wünscht, kommt hierbei nicht in Betracht. Denn Tschitscherin ist ein kluger Mann und rechnet mit den realen Gewalten. Und die einzige reale Gewalt in Deutschland ist Seeckt.

Mit oder ohne Ausnahmezustand.

Berthold Jacob

Frage ans Reichswehrministerium

Der Führer der westdeutschen Pazifisten, Dr. Küster in Hagen, ist auf Veranlassung des Reichswehrministeriums wegen eines Aufsatzes über die Schwarze Reichswehr in den Anklagezustand versetzt worden. Gegenstand der Anklage ist das Delikt des Landesverrats. Wir gewöhnlichen Sterblichen schließen folgendermaßen:

Angenommen, es gibt eine Schwarze Reichswehr, dann ist Jemand, der davon Mitteilung macht, ein Helfer der Behörden und verdient eine Belohnung, weil er ein Verbrechen entdeckt hat. Denn es gibt offiziell keine Schwarze Reichswehr, jede nichtoffizielle Schwarze Reichswehr ist darum nichts als eine Verbrecherbande, die des Staates Machtbefugnisse widerrechtlich an sich reißt. Beweis: die vielfachen Versicherungen im Parlament, daß das Reich eine Schwarze Reichswehr nicht anerkennt, erkennt und duldet.

Angenommen aber, es gibt keine Schwarze Reichswehr, dann ist Der, der gegen gewisse Menschen die Beschuldigung erhebt, sie bildeten heimlich eine solche schwarze Schar, kein Verräter — denn der deckt nur auf, was ist —, sondern Einer, der sagt, was nicht ist, also vielleicht ein Lügner, Verleumder, oder auch nur Einer, der in einem sachlichen Irrtum befangen ist.

Weder im Falle Eins noch im Falle Zwei ist Platz für das Delikt des Verrats oder gar des Landesverrats. Da das Reichswehrministerium nun aber den

Antrag auf Bestrafung wegen Landesverrats gestellt hat, muß diese Behörde entweder ihre eigne Logik haben oder sich bei dem Begriff: Landesverrat etwas Eignes denken. Darf man das Ministerium bitten, diesen Begriff mit nicht nur militärischer, sondern auch logischer Schärfe einmal den deutschen Bürgern auseinanderzusetzen? Das Schicksal Aller hängt davon ab. Wir könnten schließlich Alle einmal in ein Landesverratsverfahren verwickelt werden, wenn wir am Brunnen vor dem Tore eine zufällig stehen gebliebene Kanone finden und darüber ein „Eingesandt" an unsre Zeitung schicken. Darf ich also im Namen aller meiner wißbegierigen und ordnungsliebenden Mitbürger das Reichswehrministerium bitten, sich zu äußern und uns zu belehren?

Erfolgt keine Rückäußerung, so darf man annehmen, daß ein künftig auftauchender „Hauptmann von Köpenick" wohl verhaften, aber nicht verhaftet werden darf und überdies Jedem, der von seiner Existenz Mitteilung macht, eine Anklage wegen Landesverrats einbringt.

Ernst Moritz Häufig

Vererbung

Die Linke der Berliner Studentenschaft, von den Kommunisten bis zu den Jungdemokraten, kämpft gegen die ungeheure Uebermacht ihrer Gegner bei entscheidenden Anlässen in Einer Front. Fern jeder Kompromißlerei, aus der rein taktischen Erwägung, daß die verschiedenen Gruppen einzeln nichts, geschlossen immerhin etwas vermögen, finden sie sich dann zusammen. Das Trennende wird — unbeschadet einer programmatischen Gegensätzlichkeit — für die Dauer der einheitlichen Aktion zurückgestellt, der Gegner gemeinsam attackiert.

Solcher Anlässe sind mehr, als der Außenstehende sieht. Was zuletzt die Linke auf den Plan rief, war erstens: die Ausweisung eines revolutionären Studenten Martin Fenske von der Universität München mit dem Verbot für ihn, an den übrigen bayrischen Universitäten weiterzustudieren; zweitens: die erneute Propaganda der Technischen Nothilfe an den Berliner Hochschulen. Die Linke berief eine Protestversammlung ein, die Flugblätter trugen die Unterschriften der Einzelgruppen.

Aber eine Unterschrift fehlte diesmal . . . Vielleicht, meint Ihr, waren es die Demokraten, die zwar gegen die Reaktion kämpfen, sofern es sie selber angeht, die aber die Ausweisung eines kommunistischen Kommilitonen ruhig hinnähmen? Ah, nein: die jungen Demokraten erkannten den reaktionären Ursprung beider Aktionen und schlossen sich keineswegs aus. Dann wohl die Pazifisten, vieldeutig wie Ehrenmitglieder französischer Friedensorganisationen, rotierende Janusköpfe . . .? Nein, auch nicht — pazifistische Studenten sind nicht pazifistische Generäle: sie stehen links, und zwar entschieden links.

Ihr erratet es nicht. Es ist undenkbar — aber es ist geschehen. Es ist geschehen, und man möchte am liebsten nach Madagaskar auswandern. Die — wie bringe ichs nur aufs Papier? — die größte Linksorganisation der Universität: die sozialdemokratische Studentengruppe fehlte unter den Veranstaltern. Kommunistische und demokratische Jugend, Lenins und Rathenaus Jünger, in tausend Fällen erbittertste Gegner, formierten eine gemeinsame Abwehr, als es um den letzten Rest der Freiheit der linken Studentenschaft ging. Die jungen Republikaner des Herrn Wels ließen erklären, ihnen sei um die Große Koalition angst, und ein Zusammengehen mit staatsverneinenden Elementen sei unvereinbar mit der Parteiauffassung. Der Vorstand der sozialdemokratischen Studenten, ein Vollbart, wenngleich vermutlich glatt rasiert, posaunte etwas

von Verfassungstreue und ähnlichen Requisiten, ohne sich dieses elementaren Unsinns auch nur bewußt zu sein. Quidde und Korsch sollten referieren; die Jungdemokraten unterzeichneten bereitwilligst, neben Kommunisten und Nelsonbündlern und Pazifisten — die Jung-Sozialdemokraten, plus royal que le roi, lehnten ab.

Wenn Herr Wels oder sonst eine bedeutende Null der Parteibonzenschaft ein Von-Fall-zu-Fall-Zusammenarbeiten mit den Kommunisten kategorisch verdammt, sogar in einem Falle, wo Demokraten für Einheitsaktion sind — so wundert das Keinen mehr. Was aber soll man von einer Jugend sagen, die die Relegation eines Kameraden hinnimmt, ohne mit der Wimper zu zucken? Ohne politischen Instinkt für eine solche Propagandamöglichkeit? Und ohne ein moralisches Gefühl für die beschämende Tatsache, daß demokratische Studenten, zumindest in der allerelementarsten Frage der Solidarität, sozialdemokratischen überlegen sind?

Welche Perspektiven! Welch ein Wechsel auf die Zukunft!

Hans Bußmann

Der Fall Vogel

Am 28. April 1925 stand hier Kurt Hillers Glosse über Bruno Vogels ironisches Büchlein ‚Es lebe der Krieg!' und darin war zitiert ein Stück aus Vogels Skizze von dem „Herrn Oberst", der seine Truppe zu einem sinnlosen Sturmangriff schickt, durchs Scherenfernrohr „beobachtet" und dabei onaniert. Am 29. April wurde das Buch auf die Denunziation einer Dresdner Pute beschlagnahmt, Vogel wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und wegen Gotteslästerung angeklagt und der Besitzer des Leipzig-Plagwitzer Verlags Die Wölfe wegen Fluchtverdachts verhaftet.

Die Protest-Manifeste und -Meetings „gegen Justizwillkür, für freies geistiges Schaffen" — warum schweigen sie über diesen Fall? Er ist nicht weniger skandalös als die Fälle Lask, Becher, Gärtner, Klaeber; im Gegenteil, er ist skandalöser: weil die Anwendung der Paragraphen, die man gegen Vogel zückt — §§ 166, 184 StGB —, noch bedenklicher ist als die Benutzung des gegen Jene zitierten Gesetzes zum Schutze der Republik (vor wahren Republikanern!) und des Paragraphen über Aufreizung zum Klassenhaß (Aufreizung zum Völkerhaß ist erlaubt, ja: erwünscht!). Anklage wegen Gotteslästerung — als ob einer antireligiös ist, der nicht den Kriegsgott vergöttert! Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften — als ob ein Sexualia benutzender Prosaiker eo ipso Pornographiker ... und als ob nur „artige" Kunst großartig ist! Als ob durch Vogels Buch außer dem Interesse der Mucker und der Militaristen irgend Jemands Interesse verletzt wird! (Das Interesse der Sittlichkeit wird gewiß nicht verletzt — sintemalen es eine erweisbar „richtige" Sittlichkeit gar nicht gibt.)

Vogel ist Sozialist, doch nicht Vulgärmarxist; Pazifist, doch nicht sanfter Heinrich und nicht Unterscheider von „Angriffskrieg" und „Verteidigungskrieg" — darum kümmert weder eine Partei noch sonst ein Verein sich um ihn, darum schweigt man in den Protest-Manifesten und -Meetings ihn tot. Aber eben darum ist dieser junge, starke Geistkämpfer eine Hoffnung Aller, die eine Deutsche Linke wollen; unsre Hoffnung. Je rabiater ihn die Andern ignorieren, umso leidenschaftlicher fordern wir: Man stelle das Verfahren gegen ihn ein! Man enthafte seinen Verleger! Man sabotiere nicht die Verbreitung seines Buchs!

Franz Leschnitzer

Russischer Film

Die Internationale Arbeiter-Hilfe zeigt den ersten Großfilm ihrer Produktionsstelle in Moskau: ‚Sein Mahnruf'. Außerst geschickt und packend wird die

aufsteigende Bahn Sowjet-Rußlands von der Herbstrevolution 1917 bis zum Tode Lenins der absteigenden seiner Feinde gegenübergestellt. Das Schicksal eines emigrierten Fabrikbesitzers und seines Sohnes, der dann aus Paris nach Rußland zurückkehrt, um vergrabene Schätze zurückzuholen, gibt den Rahmen für den fortwährenden jähen Wechsel, in dem wir zwischen den immer mehr erstarkenden Bezirken der freien Arbeit und dem bereits verwesenden Vergnügungstaumel im Nachkriegs-Europa hin und her geschleudert werden. Die erste elektrische Birne glüht in der Stube des fernen Provinzdorfes auf und beleuchtet das Buch des lernenden Arbeiters zu der Zeit, wo der letzte Großfürst das Strumpfband der Pariser Kokotte mit dem Orden seines Hauses ziert. Der erste Silberrubel mit Stern, Sichel und Hammer erweist die äußere Befestigung, während das letzte schmutzige Francstück der Hand des Emigranten entrollt — wobei wir einen Augenblick mit Wehmut daran denken, daß es auch eine große Revolution war, die die Embleme des Franc geschaffen hat.

So stark wie die propagandistische Begabung der Schöpfer dieses Films ist die schauspielerische aller Mitwirkenden, nicht nur der Einzelspieler. Besonders die Kinder dieser neuen Gesellschaft sind von einer freien und ausdrucksvollen spielerischen Bewegung, die an eine lebendige Zukunft der Mündigen glauben läßt. Was aber in diesem Film wahrhaft erschüttert, was keine Propaganda schaffen konnte, und was sieht, wer Augen hat, zu sehen, das ist der stille Glanz befreiter Menschen: sie können sich wieder Bewegungen hingeben, die den unmittelbaren Quellen des Lebens entspringen und, gespeist aus dem Boden eines noch unverdorbenen Volkstums, wie am Anfang der Geschichte mythenbildend die Geschicke des Einzelnen mit hoch reißen zum wahrhaft blutvollen Anteil an einem Ganzen. Und wenn am Schluß „Sein Mahnruf", Lenins Mahnruf ertönt, so ist das mehr als der Ruf zum Parteibeitritt: es ist der Ruf des schon heute zum Mythos gewordenen Führers eines befreiten Volkes, den Schwung der neuen Gemeinschaft rein zu erhalten, damit das prometheische Feuer der Menschheit nicht erlösche.

Helmuth v. Krause

Beim Schneider

Nun lasse ich mir einen neuen Anzug anmessen, und das ist eine seltsame Sache. Männer sind nie so komisch, als wenn sie rasiert werden oder beim Schneider vorm Spiegel stehn; was an kokettem Magdtum im Manne steckt, kommt sprühend ans Licht. So schön, wie sich jeder Mann beim Friseur vorkommt, möchte ich einmal Sonntags sein. Freilich, beim Schneider sind wir nicht eigentlich schön, da sind wir nachdenklich.

Hier sind die drei Spiegel, einer für von vorn, und die beiden andern für die Seiten und gegebenenfalls für das Revers. Ja, da stehst du nun.

Während der dicke Schneider mit einem halben Pfund Stecknadeln im Mund und einem scheußlichen Schnupfen, den er mir sicherlich überlassen wird, seine Bänder um mich schlingt, an mir herumzupft, sehe ich mich, nach so langer Zeit, im Profil. Pfui Deibel! Das Profil, sagt der Weise, ist am aufschlußreichsten . . . Und mit diesem Profil laufe ich also ganz nichtsahnend und selbstverständlich herum? Sehr unvorsichtig! Die Augen gehn ja noch an — aber welche Unterpartie! Das ist bitter. Und diese verkniffnen Lippen —! Ich habe immer gefunden, daß Leute mit leicht hervorstehender Unterlippe reich sind, sie schlürfen gewissermaßen das Geld auf, es gibt ihnen einen gesicherten, unbekümmerten Ausdruck . . . Ich stecke die Unterlippe ein klein wenig vor, gleich sehe ich viel

wohlhabender aus, ich will jetzt immer so herumlaufen, mit einer ganz unmerklichen Schnute — das wird das Geld anziehn. Nur nicht vergessen —! Die roten Haare sind böse. Man kann eigentlich nicht sagen, daß sie lichterlohrot sind, aber etwas Aehnliches ist es schon. Also sagen wir: rot, aber interessant. Und diese fettigen Locken ... haben nicht die Neger in Amerika ein Mittel erfunden, um Kraushaar zu glätten? Neulich hat ein völkisches Blatt über mich geschrieben: „Dieser degenerierte Wüstensohn ..." Doch, das ist wahr.

So, jetzt piekt mich der Schneider mit der Nadel in die Haut, sagt: „O!", das macht er immer so, und das nächste Mal legt er mir Zeuglappen um, die plötzlich ganz anders aussehen, als ich das bei der Bestellung gehofft hatte. Da hatten sie mir so feine Modeschnitte gezeigt, auf denen langbeinige, elegante Herren zur Promenade spazierten, sogar die Bäume im Hintergrund waren leicht übergebügelt ... Und jetzt steht da ein großer, viereckiger Lümmel vorm Spiegel, mit etwas zu kurzen Beinen und einem Eierkopf ...

Was den neuen Anzug betrifft, so gibt es zweierlei Arten von Menschen. Ich gehöre zu der andern. Die Einen meinen nämlich, nun käme das große Glück, sehen verächtlich auf ihren alten herunter und ersehnen gierig den neuen. Ich für meinen Teil umfasse den treuen, alten Anzug mit zärtlichen, ja, liebenden Blicken — der sitzt, Gottseidank. Aber was wird das mit dem neuen werden? Er wird hinten an der Achsel eine Falte werfen, und vorn wird er sich spannen ... Mißtrauisch sehe ich an mir herunter ... „Na?", sagt der Schneider.

Ich habe nichts in den Taschen, der Anzug tut so, als säße er wie angegossen, das hat ihm der Schneider vorher beigebracht. Kaum bin ich draußen, stopfe ich eine dicke Viehhändler-Brieftasche in die Brust, ein Portemonnaie über den Popo links, einen riesigen Gefängnisschlüsselbund rechts, in die Seitentaschen ‚L'Europe', ‚L'Europe Nouvelle', ‚L'Intransigeant' und, selbstverständlich, die ‚Weltbühne'. Und nun sehe ich aus wie ein Filmdirektor, als er noch soo klein war, bei einem Anzug darf man nicht sehn, daß er neu ist, meiner sieht schon, wie ich nach Hause komme, aus, als sei ich in ihm auf die Welt gekommen, und ich werde mir wohl bald einen neuen Anzug anmessen lassen.

„Und das ist nun, angesichts der kulturpolitischen und wirtschaftskulturellen Probleme, Ihre Einstellung, Herr Panter?"

Ja, sieh mal an —

Peter Panter

Heimg'funden

Nach vielen vergeblichen Bemühungen ist es endlich der französischen Pathé-Filmgesellschaft gelungen, Wilhelm II. zu veranlassen, sich in Doorn während des Verlaufes eines Tages verfilmen zu lassen. Die französische Gesellschaft hat den Film gestern abend der englischen Presse vorgeführt und wird ihn auch heute in der ganzen Welt in der neuen Nummer der Pathé-Zeitbilder vorführen. Wilhelm II. soll sich als Filmschauspieler bewährt haben.

Vossische Zeitung

Hugenbergpredigt

Mir scheint, du bist wo reingetreten!
Der Zeitungsriese schrumpft zum Zwerg
(Wenn Hugenberg nicht zum Propheten,
kommt der Prophet zum Hugenberg.)

Der du so gern Skandal erfindest,
um zu beweisen, wer korrupt,
ich glaube, du erschrickst zumindest,
wenn dir mal wer aufs Vorhemd tuppt.

Riskiere nicht so laut 'ne Lippe
um „Ämterjagd und Völkerbund".
Beim Rennen nach der Futterkrippe
ist doch dein Stall im Vordergrund.

Nimm nie die Anderen beim Schopfe,
wenn du nicht, daß mans dir tu, willst.
Weil sonst auf deinem eignen Kopfe
die warme Holstein-Butter schmilzt.

Karl Schnog

Antworten

Fritz Lemke. Sie stellen fest, daß in Nummer 51 des vorigen Jahrgangs Hellmut v. Gerlach zweimal von Julius Alter spricht, daß aber doch wohl Niemand sich als „der andre Julius" bezeichnen wird, weil es dazu allzu viele Juliusse in der Geschichte gegeben hat. Selbstverständlich war das ein Druckfehler, war tatsächlich Junius Alter gemeint. Noch mehr hat Sie die Behauptung überrascht, daß bis heute nicht gelungen sei, „dieses Pseudonym zu lüpfen". Sie für Ihr Teil waren immer überzeugt, daß das Pamphlet von dem Kapp des Kapp-Putsches stamme. Von dem stammt allerdings ein Pamphlet gegen Bethmann Hollweg. Aber nur möglicherweise, nicht absolut sicher auch dieses.

Antikorruptionist. Sie schicken mir fünf Seiten voll Mitteilungen über skandalöse Vorgänge bei einer Reichsbehörde, die ebenso wert wie bedürftig seien und sicherlich sind, den betrogenen Steuerzahlern zur Kenntnis gebracht zu werden, schließen mit dem Satz: „Von den vorstehenden Ausführungen können Sie nach Gutdünken Gebrauch machen" und unterzeichnen: „Ein eifriger Anhänger Ihrer Zeitschrift". Ja, glauben Sie im Ernst, daß mich „gut dünken" wird, auch nur von einer Zeile „Gebrauch zu machen", wenn Sie Ihren Namen und Ihre Wohnung verschweigen? Die „vorstehenden Ausführungen" eines „Anhängers", wie ich mir nicht viele wünsche, nämlich eines ohne Zivilcourage, gehen so tief ins technische Detail, daß ich an Ihrer Fähigkeit, den Wahrheitsbeweis für Beschuldigungen von ziemlich gewaltigem Ausmaß anzutreten, wirklich nicht zweifle. Aber ich habe diese Fähigkeit keineswegs und nicht die mindeste Lust, vor Gericht mutterseelenallein einer Sorte von schlauen Füchsen ausgeliefert zu sein, die beamtete Fachleute zu Legionen reingelegt haben, mit mir also wohl erst recht kinderleichtes Spiel haben würden.

Ad. Hinze. Sie schreiben der Vossischen Zeitung: „Als während der Aera Kahr in Bayern Jedermann, der nicht das vorschriftsmäßige Hakenkreuz aufwies, in Gefahr geriet, einem der beliebten Rollkommandos überantwortet zu werden, wurde in einer bekannten Wochenschrift die Parole ausgegeben: Reisende, meidet Bayern! Und die Folge war, daß die kleine republikanische Schar in München und in den andern Städten Bayerns sich auf dem bedrängten Posten völlig isoliert fühlte und ganz und gar den Mut sinken ließ." Als Herausgeber der bekannten Wochenschrift gestehe ich, mir jene Parole ausgedacht und sie ununterbrochen herausgeschmettert zu haben, und trete, gegen Ihre Vorwürfe, heute noch für sie ein. Die Ereignisse haben mir durchaus recht gegeben. Die Parole wurde vom Ausland übernommen. In der Schweiz, in Holland, in Skandinavien sah man auf Bahnhöfen und sonstwo Plakate mit dem Wortlaut dieser Parole. Die unmittelbare Folge war freilich, daß die bayrischen Republikaner sich isoliert fühlten. Aber mir handelte sichs um die mittelbare Folge. Und die war genau vorauszuberechnen. Den Bayern, die ja doch großenteils vom Fremdenverkehr leben, mußte allmählich oder schneller zu der Einsicht verholfen werden, daß sie mit der Begünstigung der Hakenkreuzlerei Selbstmord begingen. Und die Einsicht kam ihnen schneller, als Der geglaubt hatte, der nicht weiß, daß ihre Schwerfälligkeit vielfach Fassade für eine gar nicht geringe merkantile Hurtigkeit ist. Nachdem das Land seine magerste Fremdensaison überstanden hatte, revoltierten die Kurorte, und das Garmisch-Partenkirchener Tagblatt erklärte für alle: „Die Juden gehen nicht nach Bayern, sie lassen sich nicht beschimpfen, anpöbeln und selbst schlagen. Der gemeine Überfall auf Kommerzienrat Fraenkel, die Anpöbelung der jüdisch aussehenden Menschen in München, die gemeine Beschimpfung in einem Teil der Presse, das hat eine Gegenbewegung verursacht: den absoluten Boykott Bayerns durch die

Juden und eines Teiles von Nichtjuden. Der Feldzug gegen die Juden kann mit einem wirtschaftlichen Fiasko enden, den zwar die Vernünftigen vorausgesehen haben, den aber die Gewerbetreibenden und Alle, die von dem Ertrag ihrer Arbeit leben müssen, bezahlen werden. Die Vorstandschaft des Vereins für das Gastgewerbe trifft kein Vorwurf, denn sie hat die Dinge kommen sehen und bei allen Stellen, selbst beim Minister Dr. Schweyer, oft darauf hingewiesen. Leider vergeblich. Nun ist es reichlich spät, und es wird Jahre kosten, die Schlepperdienste, die man dem Auslande und seinen Hotels geleistet hat, ungeschehen zu machen. Die gleiche Klage wie Garmisch-Partenkirchen erheben München, das leer aller Besucher ist, ausgenommen den durchgehenden Touristenverkehr, den gleichen Schmerz haben Nürnberg und alle Orte, die nicht ausgesprochen Heilbäder sind." Gegen die Kurorte kann in Bayern nicht leicht regiert werden. Diese ihre kategorische Kundgebung brachte den Umschwung. Danach war unmöglich, den Begriff „nichtbayrische Deutsche", der staatsrechtlich immer ein Wahnsinn gewesen war, mit dem man aber bis dahin immer operiert hatte, aufrecht zu erhalten. Die lästige Fremdenpolizei verlor ihre Lästigkeit. Die militaristischen Demonstrationen ließen nach. Die Fremden jedes Landes und jeder Rasse wurden nach der Zeit der Entbehrung mit weiter geöffneten Armen als selbst vor dem Kriege empfangen. Und nachweisbar ist diese Rückkehr von den Gepflogenheiten wilder Völkerstämme zu den Umgangsformen menschlicher Gesittung auch den Republikanern zugute gekommen. Sie fühlen sich keineswegs mehr isoliert. Sie haben wieder Mut gefaßt. Und sie, grade sie würden, wenn Bayern nicht gründlich geheilt sein sollte, unbedingt billigen, daß ich im äußersten Notfall von neuem die bewährte Parole ausgäbe: Reisende, meidet Bayern!

Reichstagsabgeordnete. Dem Deutschen Friedenskartell macht „die schon seit Wochen andauernde Verwesung des Reichsministeriums des Innern durch den Reichswehrminister" keine geringe Sorge. Diese „Verwesung" — ein guter Ausdruck — hat nun den Vorstand veranlaßt, die ‚Denkschrift für ein Ausführungsgesetz zum Artikel 48 der Reichsverfassung' von A. Freymuth erweitert herauszugeben. Was die Denkschrift zur Zeit der Entstehung bezweckte, stellt in Nummer 50 der ‚Weltbühne' *** fest. Die Gefahr ist heute womöglich noch größer als damals. Tut jetzt Ihr eure Pflicht! Sonst haben wir in ein paar Wochen wieder den Ausnahmezustand.

Deutscher Richter. Sind Sie schon einmal auf einer Polizeiwache verhauen worden? Sie sollten das nicht versäumen. Es übt sehr. Aber sicherlich sind Sie noch nie, denn sonst wären diese lächerlichen Strafen unerklärlich, die Sie über rohe Polizeibeamte, Mißbraucher ihrer Dienstgewalt verhängen. Geldstrafen, Strafaufschub, Milde, Milde, Milde. Ihre Urteile über diese Missetäter werden veröffentlicht. Die Urteile des Volkes über Sie leider nicht.

Teutone. Wenn deine nationalste Zeitung deutsch schreibt, so klingt das unverdorbenen Ohren meistens wie Kauderwelsch. Aber wehe, wenn sies gar mit den Fremdwörtern kriegt! Fremdwörter sind Glückssache. Und sie hat gewöhnlich Unglück. Sie schreibt: „Bronnens Rheinlandspiel gehört in die Kartothek brünstiger Dramatik ohne künstlerisches Format." Man wundert sich nur, daß mit Dramatik und Format kein Malheur passiert ist, die ja doch schließlich auch nicht in die Kategorie der völkischen Vokabeln gehören.

Neugieriger. Die Nachricht, daß der Reichswehrminister neulich nachts aus dem Bett gefallen sei, weil er von einem König Cohn von Bayern geträumt habe, bewahrheitet sich leider nicht.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Sabotage des Völkerbunds von Ignotius

Was geschieht eigentlich im Hintergrunde des sogenannten Skandals bei der Besetzung der Völkerbundsposten, den die Rechtsblätter so schlau aufgedeckt haben? Jeder Skandal und seine Enthüllung hat irgendeinen Zweck. Wenn man sich in diesem Falle die Frage Cui bono? stellt, läßt sie sich schwer beantworten. Ist wirklich dieser ganze Skandal nur angezettelt worden, um die der Rechten unliebsame Entsendung eines Zentrumspolitikers zu verhindern und einem stellungslosen Diplomaten zu einer Unterkunft in Genf zu verhelfen? Soll das Spiel so plump sein, oder wird hier vielleicht mit derben Mitteln ein sehr schlaues Spiel gespielt? Die Indiskretion stammt nach den Behauptungen der demokratischen Presse aus dem Auswärtigen Amt — und das muß man schon der Wilhelm-Straße zubilligen: aus purer Dummheit und Redseligkeit wird dort nicht aus der Schule geplaudert. Die beschränkten und untergeordneten Beamten dieses Amtes reden nicht — sie schweigen vornehm und bedeutungsvoll; nur von höhern Stellen werden bewußte und zielsichere Indiskretionen verbreitet. Man wird kaum annehmen, daß die Indiskretion vom Außenminister selbst stammt, dessen schlechte Beziehungen zu der Hugenberg-Presse hinlänglich bekannt sind. Es müßten also Stellen vom Außenminister abwärts — allerdings nicht sehr weit nach unten — geplaudert haben, immer vorausgesetzt, daß die Linkspresse Recht hat, wenn sie die Informationen des ‚Tag' auf Berliner Quellen reduziert. War es nur Corpsgeist, der diesen „kriegkerischen" Ausfall erzeugte? Ein zu plumpes Spiel für Borussenhände...

Der angezettelte Skandal geht über die Postenjägerei hinaus. Er ist ein Angriff auf den Völkerbund selbst — eine Sabotage des Völkerbundes!

Schon seit Jahren herrschte im Auswärtigen Amt der sonderbare Zustand, daß der Völkerbundsreferent der größte Gegner des Völkerbunds war. Die persönlichen Qualitäten des Herrn v. Bülow seien hier nicht angezweifelt; sein Buch ist das Ergebnis fleißigen Studiums, obwohl Vieles falsch gesehen ist. Er selbst würde mit seiner angenehmen, äußerlich konziliaten Art einen ausgezeichneten Gesandten abgeben — aber an die Stelle, wo er sitzt, paßt er grade wie die berühmte Faust auf ein in dem Fall erblindetes Auge. Dieser Referent wider Willen war außerdem krank und monatelang verreist; und wer die Kompetenzangst der Wilhelm-Straße kennt, wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß kein Beamter aus einem andern Ressort sich in diesen Monaten an Bülows Gebiet herangetraut hat.

Erst nach Bülows Rückkehr schritten die zuständigen Stellen zu der Behandlung der Völkerbundsvertretung. Der Vertrag von Versailles ist zwar im Auswärtigen Amt keine beliebte Lektüre — man glaubt ihn dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man ihn ignoriert —; aber dem Referenten waren doch die Satzungen bekannt, die, in Artikel 6, sagen: „Die Sekre-

täre und das Personal des Sekretariats werden mit Zustimmung des Rates durch den Generalsekretär ernannt." Der Deutschen Regierung steht bestenfalls nichts weiter als das Recht des Agrements zu. Fürchtete man vielleicht, daß der Außenminister der Ernennung eines Mannes zustimmen könnte, der sogar imstande wäre, ein Anhänger der Völkerbundsidee zu sein? Wenn man schon den Völkerbund schlucken muß, dann will man wenigstens einen Mann dort haben, der mindestens in dieser ganzen rückgratlosen, internationalen Bagage wie ein Sprengpulver wirken wird!

Einen zuverlässigen Mann mußte man haben — darüber war man sich klar. Gott weiß, was der Minister für Dummheiten gemacht hätte! Man traut ja doch Stresemann nicht recht. Er ist nun einmal nicht vom Bau. Er mag so konziliant sein, wie er will, und sich ostentativ möglichst wenig hineinmischen: sobald er den Rücken dreht, erheben sich tiefgebeugte Köpfe, und mißtrauische Blicke schießen hinter ihm her. Er sollte sogar, flüsterte man sich erschrocken zu, der Ernennung jenes Zentrumspolitikers nicht abweisend gegenübergestanden haben. Die mußte verhindert werden; und bevor Stresemann sichs versah, saß er mitten drin im schönsten Konflikt mit dem Völkerbund. Denn diese ganze Angelegenheit ist ja nicht nur ein Privatzank, für dessen Unerfreulichkeit unsre Nerven durch häufige Wiederholung abgestumpft sind, sondern wird zu einem Kompetenzstreit mit dem Völkerbund.

Sir Eric Drummond wird sich selbstverständlich die jahrelang mühsam aufgebaute, durchaus harmonische Arbeit seines Instituts nicht durch unliebsame Elemente stören lassen. Schließlich stehen hier wichtigere Dinge auf dem Spiel. Man mag zu dem Völkerbund stehen, wie man will: man kann sich nicht von der Arbeit am Weltfrieden durch Eifersüchteleien der Wilhelm-Straße ablenken lassen. Was nun, wenn Sir Eric Drummond einen der Namen herausgriffe, um den in der Rechtspresse der Kampf tobt? Wird der Außenminister sein Veto einlegen? Und mit welcher Begründung? Ungeeignet? Wofür? Für internationale Zusammenarbeit? Dazu ist Stresemann zu klug. Wird er einen Andern vorschlagen? Man hat in Genf ein besseres Gedächtnis für die Geschichte der Verträge als in Berlin. Und schließlich ist es das deutsche Volk, das seine Vertreter nach Genf schickt, und nicht eine mehr oder minder lange währende Regierung. Daher ist anzunehmen, daß die Völkerbundskreise sich vergewissern werden, ob die vorgeschlagenen Beamten auch das Vertrauen der Parteien haben, die die bleibenden Größen hinter den ständigen Regierungskrisen sind.

Man stelle sich doch gefälligst einmal die deutschen Vorgänge aus der Genfer Perspektive vor. Da Sir Eric Drummond verreist ist, weiß man eigentlich noch nicht, wieviel Prozent Unwillen in seiner Aeußerung lag und wieviel Empörung bei Helfferichs Schwager; sicher ist, daß Sir Eric Drummonds Äußerung sich nicht auf Anregungen beziehen kann, die etwa von einem Manne wie Marx stammen. Aber nun hat er wahrhaftig Grund, befremdet zu sein. Mit welchen Ängsten sieht

man in Genf den deutschen Beamten entgegen! Man gibt sich in Deutschland alle Mühe, die eignen Vertreter zu diskreditieren, noch bevor sie Genf erreichen. Man stelle sich einen Kaufmann vor, der die Kunden vor dem Vertrauen zu seinen eignen Reisenden warnt. Bis jetzt hat der Völkerbund bei der Ernennung der Beamten mit keiner andern Macht Konflikte gehabt, bis ihm Deutschland das Schauspiel würdeloser Streitigkeiten glaubte bieten zu müssen. Und am schlimmsten ist, daß die Kräfte hinter den Kulissen, die die ganze Angelegenheit angezettelt haben, diese Schaustellung nur hervorriefen, um ihre eignen Ziele zu verschleiern. Pekuniär vorteilhaft ist de facto nur der Posten des Untersekretärs oder des Abteilungsdirektors; die Bezahlung der übrigen Posten wiegt den Aufenthalt in Genfs halbjährigem Winter bei eisigem Wind, wiegt die Arbeit von früh bis spät und in erster Linie die Bindung für 21 oder 7 Jahre nicht auf.

Es ist grade die Geringfügigkeit des Streitobjekts, die in einem die Gewißheit hervorruft, daß das Spiel um einen wichtigern Einsatz geht. Im Auswärtigen Ausschuß hat Stresemann keineswegs zur Klärung der Lage beigetragen. Er verteidigte sich gegen Vorwürfe, die kein Mensch gegen ihn erhoben hatte. Er hat nicht an Aschmann telegraphiert, er hat nicht Kriegk die Depesche zugeflüstert — aber das hat man weder geglaubt noch behauptet. Die Beschuldigung, daß das Auswärtige Amt eine Indiskretion begangen habe, stützte sich auf einen Artikel des Herrn Kriegk, woraus hervorzugehen schien, daß er Aschmanns Telegramm vor der amtlichen Veröffentlichung gekannt habe. Wie nicht anders zu erwarten, leugnete Kriegk die „Mitwirkung" des Auswärtigen Amts bei seiner Veröffentlichung, und dieses Dementi führte Stresemann als stärkstes Argument an. Und fügte hinzu: „Ich bemerke ausdrücklich, daß irgendein Beamter des Auswärtigen Amtes persönliche Politik in dieser Frage nicht getrieben hat". Ging da ein Lächeln über Stresemanns Züge? Oder hat er sich schon so in der Gewalt, daß er bei diesen Worten ernst bleiben konnte? Außerdem versuchte er mit der ganzen Geschicklichkeit, die ihm zu Gebote steht, zwischen den Forderungen des Amts und den Erfordernissen praktischer Politik zu manövrieren. „Wen soll man nach Genf schicken — einen Beamten oder einen Nichtbeamten?", fragte er. Es gelang ihm, diese selbstgestellte Frage nicht zu beantworten oder sie jedenfalls zwischen den Klippen des Einerseits und Andrerseits ins Ungewisse zu steuern. Stresemanns zwei Seelen kämpften dabei hörbar in seiner Brust. Als Parteiführer muß er auf dem Recht der Parteien bestehen — als Chef seines Amtes verteidigte er lahm die Beamtenprivilegien. Dabei hat er einen Satz geprägt, der festgehalten werden muß. Er fordert für Völkerbundsposten Männer mit Verwaltungspraxis, Kenntnissen auf dem Spezialgebiet und politischem Savoir vivre, damit sie „mit den Leuten, mit denen sie zusammenarbeiten, auskommen können — Leute, die dies nicht verstehen, sind dafür nicht geeignet". Wer wollte das bestreiten! Und nun darf man gespannt sein, welche Männer die Völkerbundsposten erhalten werden.

Wer weiterhungert, wird erschossen!

von Felix Fechenbach

Als Ferdinand Lassalle im Jahre 1863 den Satz schrieb: „Die Demokratie hat allein das Recht, vom Recht zu sprechen, da sie allein den Bruch desselben niemals sanktioniert hat", da gab es noch keine Weimarer Verfassung, die als „freieste Verfassung der Welt" in ihrem Artikel 48 den Bruch des Rechts sanktioniert hat. In dieser schönen Verfassung stehen prächtige Dinge:

Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Die Wohnung jedes Deutschen ist eine Freistätte und unverletzlich. Das Briefgeheimnis sowie das Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis sind unverletzlich. Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung in Wort, Schrift, Druck, Bild oder in andrer Weise frei zu äußern. Alle Deutschen haben das Recht, sich ohne Anmeldung oder besondere Erlaubnis friedlich und unbewaffnet zu versammeln. Alle Deutsche haben das Recht, zu Zwecken, die den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, Vereine oder Gesellschaften zu bilden.

Aber es steht auch noch etwas Andres in der Verfassung. In Artikel 48 heißt es:

Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet ist, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten.

Gestützt auf diese Bestimmung können die wichtigsten Freiheitsrechte der Staatsbürger, insbesondere jene prächtigen, außer Kraft gesetzt werden. Der Bruch des Rechts wird so zur geheiligten Staatsaktion.

Nun ist bekannt, daß trotz offiziöser Dementis das Reichsministerium des Innern und das Reichswehrministerium „in Sorge um die Auswirkungen der wachsenden Arbeitslosigkeit" dabei sind, Vorbereitungen für die Verhängung des Ausnahmezustandes auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung zu treffen. In der glorreichen Aera der Rechtsregierung sind wir in eine katastrophale Wirtschaftskrise hineingeschliddert, die mehr als vier Millionen Menschen, die Familienangehörigen mitgerechnet, zum Elend der Arbeitslosigkeit verdammt. In der oft bis zur Verzweiflung gesteigerten Notlage der Arbeitslosen sieht die Regierung offenbar keine „erhebliche Störung der öffentlichen Ordnung", wohl aber in den möglichen Auswirkungen der ungeheuern Notlage breitester Schichten. Nach Artikel 163 der Reichsverfassung soll zwar jedem Deutschen die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben, und für den Fall, daß keine angemessene Arbeitslosigkeit nachgewiesen werden kann, der notwendige Unterhalt von Staats wegen zugesichert werden. Aber genügende Arbeitsmöglichkeit weiß die Regierung nicht zu beschaffen, und die Arbeitslosenunterstützung will sie nicht in solchem Maße gewähren, daß der notwendige Unterhalt be-

stritten werden kann. Um der Erfüllung ihrer Verpflichtungen aus Artikel 163 der Reichsverfassung zu entgehen, spielt sie nun mit dem Gedanken der Verhängung des Ausnahmezustandes.

Die Arbeitslosigkeit bedeutet Hunger für über vier Millionen Menschen. Hunger tut weh. Hunger kann sogar die sprichwörtliche Lammsgeduld des deutschen Staatsbürgers zum Reißen bringen. Artikel 163 zeigt der Regierung den Weg, den sie zu gehen hat, um der sozialen Not zu steuern. Aber Artikel 48 ist bequemer. Damit kann man sogar die chronische Regierungskrise überwinden und ein bißchen Diktatur spielen.

Man erinnert sich noch der Herrschaft des Artikels 48 aus früherer Zeit, da Stahlhelme durch die Straßen zogen und an allen Ecken Schilder standen mit der freundlichen Aufschrift: „Wer weitergeht, wird erschossen!" Jetzt soll sich der Ausnahmezustand gegen den Hunger richten. Wer weiterhungert, wird erschossen! Die hungrigen Arbeitslosen werden wohl einstimmig erklären, daß sie nicht mehr hungern, und „die Auswirkungen der wachsenden Arbeitslosigkeit" sind mit einem Schlage behoben.

Wenn die Regierung ihren Karren so in den Dreck gefahren hat, daß sie sich nicht mehr zu helfen weiß, dann soll sie nur nicht glauben, daß der Artikel 48 als ultima ratio ein Allheilmittel ist. Das in der Verfassung vorgesehene Ausführungsgesetz zum Artikel 48 ist noch immer nicht geschaffen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß bei Verhängung des Ausnahmezustandes an Freiheiten der Staatsbürger weit mehr verloren geht, als selbst nach dem Wortlaut des Artikels 48 zulässig ist. So könnte leicht geschehen, daß die „Staatsmänner", die mit dem Gedanken der Diktatur spielen, von ihrem eignen Kinde verschlungen werden. An Beispielen fehlt es nicht.

Mussolini und unsereins von Kurt Hiller

I.

Eine ausländische Tageszeitung veranstaltete eine internationale Rundfrage über Mussolini und ehrte mich durch Befragung. Die Richtung des Blattes ist: auf unbürgerliche Art linksbürgerlich. Ich antwortete:

II.

Mussolini — was ich zunächst nicht kann, ist: einstimmen in das Wutgeheul der Weltdemokratie über diesen Mann, der, wie mir scheint, keineswegs nur der Antipode, sondern auch die lebende Widerlegung des Demokratismus ist. Demokratie heißt: Herrschaft jeder empirischen Mehrheit; wer wollte bestreiten, daß die Mehrheit des italienischen Volkes seit langem treu hinter Mussolini steht? Daß die Begeisterung breitester Teile der Massen seines Volkes diesen Kraftkerl trägt? Damit ist nicht die Richtigkeit seiner Politik bewiesen; aber hätte der Demokratismus recht, wäre sies damit. Wenden wir uns von den Illiberalismen, der Willkür, der Gewaltmethode Mussolinis mit Schaudern ab, so wenden wir uns implicite vom Grundaxiom des Demokratismus ab; denn die Mehrheit seiner Nation

billigt sie. Die Fasci sind Volk, nicht Adelsgremien von Großgrundbesitzern, Professoren, Kirchenfürsten, Industriebaronen. Voll Proleten stecken die Fasci! Warum kommt die Weltdemokratie, kommt die sozialistische Internationale nicht auf den Gedanken, daß tiefe Enttäuschung der Massen über die Impotenz der Demokratie und des Sozialismus es ist, was den Fascismus erzeugt, was seinen Sieg ermöglicht hat? An allen Dingen der Welt übt der Demokratismus Korrektur, nur an sich selbst nicht. Kein Vorgang, keine Erscheinung, kein System bleibt in den Parlamenten unkritisiert, nur der Parlamentarismus bleibt es. Hat der demokratische Parlamentarismus den Krieg verhindert? Hat er ihn auch nur um eine Minute abgekürzt? Hat er die Lage der Arbeiterschaft gehoben? In keinem Land der Welt war die Arbeiterbewegung so zerspalten und zerrissen und sich selbst aufhebend wie in Italien, in keinem der Liberalismus so seicht und verlogen wie in Italien: führte doch der Liberalismus dies Volk in den Krieg; in einen reinen Eroberungskrieg. Was hatten sie denn, die italienischen Massen, von den modernen, freiheitlichen, demokratisch-sozialistischen Ideen? Nichts. Vielleicht, fühlten da nun Millionen, bringt das Rinascimento der alten Ideen, das Regime der Autorität, die stramme römische Tradition uns mehr Glück. So kam es, daß der Fascio sie fascinierte. So gab der Demos sein Votum für die Autokratie ab; für die theatralische Führung durch den Einen; für die Militärdiktatur. Schließlich ist der Duce selbst aus der demokratisch-sozialistischen Bewegung hervorgewachsen; deren Spießigkeit ihm nicht Genüge tat. Er ist ein Kraftkerl (kein Pathet nur); und Kraftkerle kann die demokratisch-sozialistische Bewegung — Bewegung? — nicht gebrauchen. (Sie sägte in Amsterdam den prächtigen Edo Fimmen, in Berlin jüngst Leonard Nelson ab, einen der größten Deutschen, die heut leben und lehren.) Übrigens: wo ist denn, in allem Wesentlichen, der große Unterschied? Der bürgerliche Sozialismus ist „für" Frieden und führt Kriege — der Fascismus ist für Krieg und führt ihn vielleicht nicht einmal; der bürgerliche Sozialismus ist „für" Sozialismus und stützt die kapitalistische Gesellschaftsordnung — der Fascismus ist für Stützung der Kapitalsordnung und injiziert ihr systematisch Sozialismus-Dosen, wie sie sie nicht gewöhnt war. Es fehlt dem Fascismus Eines: die Heuchelei. Er ist so ehrlich wie brutal. Und hat Schwung, Eleganz, Vitalität. Mussolini, man sehe sich ihn an, ist kein Kaffer, kein Mucker, kein Sauertopf, wie die Prominenten der linksbürgerlichen und bürgerlich-sozialistischen Parteien Frankreichs und Deutschlands und andrer Länder des Kontinents es in der Mehrzahl der Fälle sind; er hat Kultur. Er sieht aus wie Jemand, der Kraft hat, aber etwas von Kunst versteht und Philosophen gelesen hat. Die Reichskanzler der Republik Deutschland, zum Beispiel, mögen sie dem Zentrum oder der Sozialdemokratie angehört haben, sahen durch die Bank nicht so aus. Das Aufgeschlossene fehlte ihren Zügen; denen des Duce eignet es. Die „Posen", die man ihm vorwirft (etwa: daß er sich mit jungen Löwen photographieren läßt), finde ich entzückend. Er pfeift auf ledernen Ernst; die frische Fröhlichkeit der Macht exhibiert er. Er ist

kein Triebverdränger. Darum gestattet er auch seinen Freunden so viele Exzesse des Machttriebs. Bis zum politischen Mord. Muß man eigens aussprechen, daß man den Mord verdammt? Aber die Demokraten, die sich so grenzenlos entrüsten, tätigten selber Mord an Millionen Schuldloser — 1914 bis 18. Wenn ich mich genau prüfe, ist mir Mussolini, dessen Politik ich weder als Deutscher noch als Pazifist noch als Sozialist ihrem Inhalte nach billigen kann, als formaler Typus des Staatsmanns deshalb so sympathisch, weil er das Gegenteil eines Verdrängers ist. Ein weltfroh-eleganter Energiekerl, Sportskerl, Mordskerl, Renaissancekerl, intellektuell, doch mit gemäßigt-reaktionären Inhalten, ist mir lieber, ich leugne es nicht, als ein gemäßigt-linker Leichenbitter, der im Endeffekt auch nichts hervorbringt, was den Mächten der Beharrung irgend Abbruch tut.

III.

Dieser Text erschien; in des fremden Landes Hauptstadt. Ich hab' ihn euch aus zwei Gründen mitgeteilt; zweitens, weil ich denke, er interessiert euch (einerlei ob Ihr ihm zustimmt). Aber erstens, um euch zu fragen, ob Ihr für möglich haltet, daß in Deutschland auch nur eine einzige Zeitung ihn bringen würde. Ob es in Deutschland auch nur ein einziges täglich erscheinendes Blatt gibt, groß oder klein, wo unsereins Das würde sagen dürfen, was hier gesagt wird, und es so würde sagen dürfen, wie es hier gesagt ist. Kennt Ihr eine einzige republikanische Gazette, von der Kölnischen bis zur Leipziger Volkszeitung, wo ein Republikaner an den heiligen Pfeilern der philistrokratischen Kirche: allgemeines Stimmrecht, Mehrheitsherrschaft, auch nur leis zu rütteln wagen dürfte? Wo erlaubt wäre, auf die Taubheit der demokratischen Nuß, auf die Impotenz des demokratischen Prinzips mit Fingern zu zeigen? Einer der schärfern, bessern Demokraten, Otto Nuschke, bekam vor kurzem fertig, in der Zeitung, die er leitet, zu schreiben: „Die geistigen Führer Deutschlands stehen im Lager der deutschen Demokraten." „DIE geistigen Führer" — man unterschätze nicht, was das besagt. Das besagt: Wer nicht im Lager der deutschen Demokraten steht, kann vonvornherein als geistiger Führer nicht in Frage kommen, als geistiger Führer nicht anerkannt werden; er mag sein, wer er wolle, er mag Albert Einstein, Leonhard Frank, Stefan George, Vitus Heller, Hermann Graf Keyserling, Heinrich Mann, Leonard Nelson, Rudolf Pannwitz, Hugo Sinzheimer, Helene Stöcker, Ernst Thrasolt, Ernst Toller, Fritz v. Unruh, Robert Wilbrandt, Gustav Wyneken heißen —: es wird bestritten, daß er geistigen Kalibers ist, oder — wo das nicht gut angeht —, daß er Führerformat hat. A priori sind als geistige Führer der Nation ernstzunehmen immer nur deutsche Demokraten. Geister, die dieses Kriterium nicht erfüllen, sind Ideologen, Phantasten, liebenswürdige Utopisten oder lächerliche Grimasseure, allenfalls Intellektuelle in Gänsefüßchen. Einen andern Sinn kann die These Herrn Nuschkes nicht haben.

Aber vermag man sich ein Blatt der Demokratie, der klerikalen oder der liberalen, vorzustellen mit der Deutung des

Weltkriegs als eines von Politikern getätigten Massenmordes? Ein SPD-Blatt mit Worten der Verehrung für den militanten Antimilitaristen Fimmen? Günstigstenfalls, wenn es sehr „links" ist, mit Worten kühler Toleranz für ihn. Und in kommunistischen Zeitungen — wäre mit deren parteirituеller Engherzigkeit das Bekenntnis aesthetischer Sympathie für den schwarzen Mann Mussolini vereinbar? Dürfte die alte Platte ‚Faschismus' je von ihrem politischen Grammophon verschwinden? Gibt es einen einzigen marxistischen Redakteur in Deutschland, der begriffe, daß man eine Politik inhaltlich scharf ablehnen, den Politiker aber, als Typus, schätzen kann, weil er Kultur besitzt, weil er Philosophen gelesen hat, weil er kein Triebverdränger ist? Man stelle sich den marxistischen Redakteur vor dem Worte ‚Kultur' vor, gar vor dem Worte ‚Philosophen' — von dem Worte ‚Triebverdränger' ganz zu schweigen. Man stelle sich, bitte recht leibhaft, das Gesicht des Redakteurs . . . und dann seinen Entschluß vor!

Wollte demnach in einer Zeitung Deutschlands unsereiner seine ehrliche und notgedrungen etwas verwickelte Meinung über Mussolini äußern, dann müßte er sich schon zur nationalistischen Presse begeben. Das kommt moralisch selbstverständlich nicht in Betracht. Ganz davon abgesehen, daß die deutschen Fascisten um erkleckliche Grade plumper und dümmer als die italienischen sind, wäre es unfair, den Demokratismus, den man ja von links her angreift, von einer Seite zu überfallen, gegen die man ihn schließlich, trotz Allem, zu verteidigen hat. Doch es wäre nicht einmal möglich. Denn welcher nationalistische Schriftleiter würde ein Bekenntnis zur Arbeiterbewegung oder gar zum Pazifismus in den Spalten seiner Zeitung dulden? Eher bisse er sich die Nase ab! Trotz Entzücktheit über Antiparlamentarismen.

IV.

Mussolini — dieses Sujet ist wahrhaftig nicht von entscheidender Bedeutung. Aber man erkenne seine Symbolik! Ebenso unsimpel, ebenso verzwickt, komplex, synthetizistisch wie den Fall Mussolini, ebenso andersartig — gegenüber der konventionellen politischen Optik bei uns — betrachtet ein jüngerer, gar nicht mehr seltener, aber fast ganz machtloser Typ von Politiker in Deutschland tausend andre Gegenstände der Politik, ja die gesamte Problematik der Politik . . . und hat keine Presse. Ihr wißt doch, daß es darauf ankommt, jahrzehntelang den Leuten täglich zweimal das Selbe ins Hirn zu hämmern. Der revolutionäre Pazifismus, der logokratische Sozialismus, der auf Spießermehrheiten pfeifende republikanische Radikalismus, wie er von fast allen politischen Mitarbeitern dieser Wochenschrift gelebt und gelehrt wird, hat keine Presse in Deutschland; keine Zeitung, die ihn auch nur dulden würde; das muß euch, deucht mich, bekümmern, Leser dieser Wochenschrift! In Paris, in London, in Prag sehen die Dinge doch anders aus. Da vegetiert unser Typ nicht so stättelos. Da sind wohl gleichfalls die Zeitungen der Rechten durchweg reaktionär, aber nicht, wie bei uns, die Zeitungen der Linken durchweg konservativ.

Das neue Strafgesetzbuch von Curt Rosenberg

In Nummer 52 der ‚Weltbühne' von 1925 befindet sich ein Aufsatz des von mir wegen seines moralischen Mutes und seiner Verstandesschärfe sehr hoch geschätzten Kurt Hiller, worin dieser sich auch mit dem amtlichen Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuchs beschäftigt. Seine Ansichten darüber möchte ich nicht unwidersprochen lassen.

Hiller nennt den Entwurf: ein beinah in jeder Beziehung katastrophales Machwerk. Zum Beweis führt er die Bestimmungen gegen Arbeitsscheue, Bettler und Landstreicher an, die nach den §§ 378 ff. des Entwurfs dem Arbeitshaus überwiesen werden können. Ferner nimmt er an der Freiheit, die dem Richter in der Strafzumessung nach dem Entwurf gegeben werden soll, Anstoß. Er wird aber den Fortschritten, die der Entwurf gegenüber dem geltenden Strafrecht bringt, in keiner Weise gerecht. Es scheint mir auch bedenklich, daß er einseitig für die sogenannte klassische Richtung des Herrn Professor Schmidt gegen Professor Radbruch, der die Lisztsche Schule vertritt, Stellung nimmt.

Was zunächst seine Ausführungen über die harte Strafe für Bettler, Arbeitsscheue und Landstreicher angeht, so schließt sich der Entwurf hier im Wesentlichen an das geltende Strafrecht an. Er geht allerdings weiter, indem er die Überweisung an das Arbeitshaus nicht nur bei Rückfall oder Gewerbsmäßigkeit vorsieht, sondern allgemein dem richterlichen Ermessen überläßt. Ich gebe zu, daß es sehr bedenklich ist, in dieser Frage dem Richter schrankenlose Freiheit zu gewähren. Hillers Befürchtung, daß die Vorschrift auch auf Wandervögel ausgedehnt werden könne, teile ich allerdings nicht, da diese gewöhnlich nicht im Hauptberuf Wandervögel sind, sondern daneben noch irgendeine „redliche Beschäftigung" im Sinne des Gesetzes haben.

Ich gebe auch zu, daß die weite Ausdehnung des Rahmens, innerhalb dessen die Strafzumessung nach dem Entwurf erfolgen kann, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Richter ein bißchen bedenklich ist. Aber diese Ausdehnung bedeutet doch vornehmlich, daß der Richter die Strafe unter allen Umständen sehr weit nach unten ermäßigen kann, während seiner Willkür nach oben Schranken gesetzt sind. Ein solches freies Ermäßigungsrecht nach unten besteht zur Zeit in vielen Fällen nicht, auch dann nicht, wenn nach der Ansicht des Gerichts die geringste vom Gesetz vorgesehene Strafe viel zu hoch wäre. Dies kommt namentlich vor bei Meineid, Amtsverbrechen oder Rückfalldelikten. Der Entwurf läßt jetzt in allen Fällen mildernde Umstände zu (§ 73). Darüber hinaus ermächtigt er den Richter in besonders leichten Fällen, die Strafe auch noch weiter nach freiem Ermessen herabzusetzen (§ 75). Diese Reformen würden in vielen Fällen gradezu als Erlösung begrüßt werden können. Weiter wird die Straferschwerung bei Rückfall nicht mehr obligatorisch gemacht (§ 72). Einen sehr wichtigen Fortschritt enthält auch

§ 22 des Entwurfs über den Notstand. Danach bleibt, wer eine strafbare Handlung begeht, um die gegenwärtige, nicht anders abwendbare Gefahr eines erheblichen Schadens für sich oder einen Andern abzuwenden, von der auf die vorsätzliche Begehung der Tat gesetzten Strafe frei. Er kann also nur, soweit die Handlung auch bei Fahrlässigkeit strafbar ist, wegen eines Fahrlässigkeitsdelikts bestraft werden. Diese Vorschrift geht sehr weit und würde grade diejenigen Fälle treffen, wo der Täter sich in einem Konflikt zwischen entgegengesetzten Motiven befindet, und wo bisher vielfach die Berücksichtigung eines Konflikts bei der Strafzumessung in angemessener Weise nicht möglich war.

Es ist ferner ein Fortschritt, daß die Bestimmungen über die Bewährungsfrist und den bedingten Straferlaß in das neue Strafgesetzbuch hineingearbeitet sind. Sie finden überall Anwendung, wo nur auf Gefängnisstrafe oder Geldstrafe erkannt wird; dies ist aber nach dem Entwurf bei allen Delikten möglich, da überall mildernde Umstände zugelassen sind.

Weiter wird die anstößige Praxis beseitigt, wonach der Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt gleichfalls bestraft werden muß, was namentlich bei den Abtreibungsdelikten praktisch zu werden pflegte. Hier muß Bestrafung eintreten, auch wenn das angewendete Mittel ganz untauglich war, ja selbst dann, wenn die Täterin tatsächlich sich gar nicht in schwangerm Zustand befand, sondern nur glaubte, daß sie es wäre. Von andern Einzelheiten, die als Fortschritte zu bezeichnen sind, seien hervorgehoben: Einführung des Begriffs der verminderten Zurechnungsfähigkeit als obligatorischer Strafmilderungsgrund (§ 17, Absatz 2); Heraufsetzung des Strafmündigkeitsalters auf 14 Jahre (§ 12); Befugnis des Gerichts, von der Vollstreckung einer Freiheitsstrafe abzusehen, die als Ersatz für Geldstrafe eingesetzt ist, wenn die Geldstrafe ohne Verschulden des Täters nicht vollstreckt werden kann (§ 34, Absatz 4); genaue Feststellung derjenigen Umstände, die das Gericht bei der Strafzumessung zu berücksichtigen hat in einer Form, die dem modernen Empfinden Rechnung trägt (§ 67).

Daß der Entwurf auch redaktionell und systematisch erhebliche Fortschritte bringt, ist gleichfalls nicht zu verkennen.

Ich halte es unter diesen Umständen bei aller Rücksicht auf das Recht der Kritik an Einzelheiten für eine grobe Ungerechtigkeit, den Entwurf kurzerhand als katastrophales Machwerk abzutun, das keinerlei Sympathie verdiene und am besten in die Wolfsschlucht geworfen würde. Damit erleichtert man nur der Reaktion die Arbeit, die am liebsten Alles beim Alten lassen möchte und in diesen Bestrebungen durch die sogenannte klassische Strafrechtsschule unterstützt wird. Eine solche Haltung dient nicht den Interessen des Fortschritts und der Erleichterung der Leiden, die zur Zeit durch die Strafjustiz herbeigeführt werden. Grade die Leserschaft der ‚Weltbühne' sollte sich für die fortschrittlichen Gedanken, die der Entwurf aufweist, einsetzen

Zeppelin-Spende von Theobald Tiger

Herrn Eckener dargewidmet

Hier ist ein wahrhaft deutscher Mann.

Spannt den Ballon für den Ozean an,
und alle Leute mögen ihn leiden:
so aufdringlich schlicht und so laut bescheiden...
Es steigt sein Ruhm in die Höhe und weiter —
Niemand gedenkt der Mitarbeiter.
Es steigen die nationalsten Faxen —
Niemand gedenkt der Angelsachsen,
die den Flug immerhin zuerst unternommen.
Und als er drüben angekommen,
brüllt auf ein Volk: Es ist erreicht!
Die Stammtischgehirne sind sanft erweicht.
    Ehrendoktor. Geschrei. Baldachin:
    „Zeppelin —! Zeppelin —!"

Das läßt den wahrhaften Deutschen nicht schlafen.

Aus dem nationalen Luftschiffhafen
bittet er um milde Gaben.
Weil wir sonst keine Sorgen haben:
Der Nordpol! Er muß zum Nordpol fliegen!
Deutschland liegt vorn! Und Deutschland muß siegen!
Wer darf das bezahlen? Arbeiter. Kinder.
Auch schwere Kriegsbeschädigte nicht minder,
kurz: die Geld haben. Er wird führen,
15 % Verwaltungsgebühren,
Reklame auf Postkarten und Plakat,
Direktoren, Briefbogen, Apparat...
    Stumm bleiben die Massen, auf dem Land, in Berlin:
        „Zeppelin...? Zeppelin...?"

Keinen Pfennig.
                Eine Million
Männer hungern seit Monaten schon,
haben kein Geld für deine Taten,
pfeifen auf Nordpol und Luftakrobaten;
suchen sich hier das kleine Stück
trocken Brot und Arbeit, ihr bißchen Glück...
Fahr immerzu!
            Pack ein! Pack ein
in deinen Ballon den ganzen Verein
der großmäuligen Militaristen,
der Fememörder, Gerichtssadisten —
Singt bei der Abfahrt brausende Lieder!
Nimm sie mit und komm nie mehr wieder!
Beglücke die Eskimos! Laufe Ski
und begründe da eine Monarchie!
Du bist nicht Deutschland. Du bist nicht der Staat.

Das ausgehungerte Proletariat
sieht dich ohne Bedauern ziehn —
    Zeppelin —! Zeppelin —!

Die Ebert-Legende von Ignaz Wrobel

Antwort auf eine Antwort

Ich habe hier, in Nummer 50 des vorigen Jahrgangs, daran erinnert, wie Ebert im Jahre 1918 seine Aufgabe verkannt, seine Auftraggeber verraten und uns den jetzigen herrlichen Zeiten entgegengeführt hat. Einer seiner frühern Pressechefs ist, in Nummer 52, andrer Meinung:

Jeder Vergleich der Jahre 1789 und 1918 ist unhaltbar und lenkt von der Sache ab. Der 9. November hat uns niemals die völlige Umgestaltung der Wirtschaftsform, der Verwaltung und der Arbeitergsetzgebung eines Landes bringen können, das dazu weder reif noch präpariert gewesen ist. Von Ebert die Taten der echten französischen Revolutionäre verlangen, heißt der Geschichte und dem Mann Unrecht tun.

Es war aber im Jahre 1918 im Keim etwas da, das der beflissene Volksbeauftragte im Keim bekämpft hat: der energische demokratische Wille, in Verwaltung und Gerichtswesen, in Diplomatie und Universität Schluß zu machen und neu zu beginnen. Dieser Reformsinn war keineswegs bolschewistisch: er war auch auf Seiten der Arbeiter recht bürgerlich und wäre niemals imstande gewesen, etwa große Sozialisierungen durchzuführen.

Der Verräter Ebert hat zweierlei mißgetan:

Er hat diesen latenten, immanenten Willen nicht begriffen und nicht aufgefangen. Er hat ihn abgefangen. Er war so verstrickt in den allerübelsten Vorstellungen von der Unentbehrlichkeit der „Spezialisten", daß er sein Amt lieber von seinem etwas verwunderten reaktionären Inhaber verwalten ließ, als diesen zu entfernen und einen Gewerkschaftsmann einzusetzen, dessen Kollegen sich, wie die Beispiele zeigen, überraschend gut eingearbeitet haben. Es gibt keine revolutionäre Bewegung, die eine fix und fertig ausgebildete Schar von Beamten zum Beginn ihrer Machtentfaltung vorweisen kann. Der da übersetzte „revolvere" wörtlich mit „zurückwälzen". Die immense antimilitaristische Bewegung wurde von ihm niemals verstanden; die neuaufglänzenden bürgerlichen Ideale der Demokratie auch nicht. Daß er die Revolution des Vierten Standes nicht machen konnte, mag sein geschichtliches Verhängnis gewesen sein. Daß er nicht einmal die des Dritten gemacht hat, ist seine Schuld.

Die Gereiztheit der Parteigenossen, die dieser geborene Regierungsrat „Bolschewisten" nannte, rührte ja eben daher, daß in den entscheidenden Tagen um den 9. November nichts, nichts und noch einmal nichts von den Ebert-Leuten unternommen wurde. Der Instinkt der Masse fühlte vollkommen richtig: Jetzt ist der Augenblick da; kein Gutsbesitzer wunderte sich, wenn er expropriiert würde, kein Offizier, kein Richter, wenn er abgesetzt, keine Verwaltung, wenn man ihr das Oberste zu unterst kehrte. Es geschah nichts. Da muckten sie auf.

Und als hier Ebert das böse Gewissen schlug, da wurde seine Schuld positiv. Wer so wenig politisches Gefühl hat, um

nicht zu sehen, daß es in diesem Moment das Aeußerste an verbrecherischem Wahnsinn war, einen Staat, der grade an seinen Lastern zusammengebrochen war, mit eben diesen Lastern wiederaufzubauen, dem ist nicht zu helfen. Hinter Ebert standen wenige Tage lang Millionen von Arbeitern — er holte sich entlaufene Offiziere und baute mit denen Etwas auf, was er die Ordnung nannte, und was die Arbeiter bald als Gefängnis erkannten. Hinter ihm standen wochenlang zahllose Studenten, Rechtsanwälte, selbst Beamte — er beließ die Richter und Landräte in ihren Stellungen und baute auf. Was dann begann, ist frisch in aller Erinnerung.

Es ist ja nicht wahr, wenn gesagt wird: der 9. November konnte keine Entscheidung bringen. Er hat eine gebracht. Den vollständigen Sieg der deutschen Reaktion. Und das ist Eberts Schuld, von der ihn Niemand reinwaschen kann.

Die allereinfachsten Reformen aus Angst versäumen, die simpelsten Notwendigkeiten verkennen, das Sinnfällige nicht tun, seine Rücksicht noch auf die Symbole der alten Herrschaft ausdehnen — das heißt nicht: ein Experiment vermieden haben, das heißt: ein Feigling und ein Verräter an der eignen Sache sein, die man also umsonst, vergebens, sinnlos ein Lebenlang geführt, um sie wegzuwerfen, als man die Möglichkeit hatte, sie wenigstens stückweise durchzusetzen.

In dieser Sache gibt es keine Diskussion. Hier heißt es nur die Augen aufmachen. Wo stehen wir heute —? Wo stehen wir nach fünfzig Jahren Sozialdemokratie —?

Auf dem Land die niemals geduckte Herrschaft der Amtsvorsteher und der Gutsbesitzer; in den Gerichten dieselben Richter wie unter dem Kaiser, nur: grausamer, nur kälter, nur rücksichtsloser; in der Verwaltung abgesprengte und halb verlachte Einschiebsel, die sich zu assimilieren oder zu verschwinden haben — und oben drüber, wie Öl auf dem Wasser, hier und da ein sozialistischer Minister, der bestenfalls tut, was er kann, und das ist nicht viel. Auf den Universitäten und in den Schulen die böseste Vorbereitung zu einer imperialistischen Revanche, ungeistig, aber mit organisierten Freiübungen. Das ist das Resultat von Eberts Wirkens.

Man hat uns so oft das Wort „Realpolitiker" entgegengeschleudert. Wir wollen es sein. Die realpolitische Lage Deutschlands ist trostlos, und sie hätte es nicht zu sein brauchen, wenn Eberts „Verdienst" nicht eben bodenlose Charakterlosigkeit gewesen wäre. Angst vor dem Wagnis ist noch keine Abkehr von der Romantik. Und weil wir hier nicht in der Pressekonferenz sind: Arbeitermorde kann man ableugnen — aus der Welt schaffen kann man sie nicht.

Niemals wäre unter dem Kaiser ein Militäreinmarsch in Thüringen und Sachsen möglich gewesen, obgleich er möglich gewesen wäre — niemals hätte das kaiserliche Imperium gewagt, die Rechte der Bundesstaaten derart zu zerstören. Niemals war das Leben Oppositioneller unter dem Kaiser so wohlfeil — „sie haben uns doch wenigstens nicht totgeschlagen", sagte mir Harden eines Tages. Unter Ebert war es möglich. Lügen hilft da nicht.

Im Bürgertum und in einem Teil der Arbeiterschaft waren im November 1918 alle Voraussetzungen zu einem Umschwung gegeben, und unterstützt wurden sie durch die fast einheitliche Gesinnung des müden Heeres. Herr Scheidemann schmeichelte am Brandenburger Tor den niedrigsten Kino-Instinkten der Zurückkehrenden und begrüßte sie als „Unbesiegte". Sie waren in Wahrheit so besiegt wie er.

Es steht also fest:

Ebert hat nicht nur den vorhandenen Voraussetzungen keine Wirklichkeit verliehen — er ist noch weiter gegangen und hat bis ins Mark das oppositionelle Bürgertum, die Indifferenten und die eigne Partei zur Reaktion herübergezogen. Daran können wir jahrzehntelang knabbern. Und von vorn anfangen.

Weil wir aber von Ebert nichts Unmögliches erwartet, sondern nur Mögliches verlangt haben, deshalb darf unter keinen Umständen die Legende bestehen bleiben, als hätten diese verschlafenen Wichtigmacher um ihn etwa dem Vaterlande genützt, als sei das der naturgewollte Ablauf einer Bewegung, die in unsrer Generation zum ersten — und wahrscheinlich leider auch zum letzten — Mal den preußischen Boden hat wanken lassen. Wer nicht fühlt, was damals in den Straßen für ein Wind geweht hat, der soll sich nicht mit Politik beschäftigen.

Erfahrungsgemäß ist ja nun Niemand ideologischer als jene Sorte von Menschen, die die „materialistische Geschichtsauffassung" gepachtet haben und im tiefsten deutschen Elend den Umfang ihrer Niederlage noch nicht einmal sehen. Daß der Fall Wandt, diese Rache eines blamierten Militarismus, heute ohne die Leisetreter des November nicht möglich wäre, sehen sie nicht. Daß und wie heute allüberall Sozialdemokraten behandelt werden, fühlen sie nicht. Auf Warnungen hören sie nicht. Ihnen ist „Evolution" eine schöne Entschuldigung für ein gedeihliches Bureauwirken mit langsamer Arbeitererziehung durch Schreibmaschinenerlasse. Und wenn sie an der Laterne hängen, so zappeln sie erlöschend mit den Beinen, und ihr letztes Wort heißt: „Ein historisch belangloser Einzelfall."

Um in Zukunft Fehler zu vermeiden, muß man die der Vergangenheit erkannt haben:

Die Männer des November haben nicht erreicht, was zu erreichen war: Personalreform an allen Gliedern des Staates; Aufhebung des Militarismus; demokratische Erziehung der Jugend, und — vor Allem — die Unterstützung einer neuen geistigen Atmosphäre, deren Ansätze vorhanden waren. Sie haben sie zerstört.

Die Männer des November haben den Ungeist der andern Seite mit allen ihren Machtmitteln unterstützt, mit Geld, mit Ämterverleihung, mit staatlicher Hilfe jeder Art; in der Wahl ihrer Mittel waren sie unbedenklich — bis zum Mord. Dieses Blut wischt kein noch so gelehrter Aufsatz von ihnen ab. Manche Mörder sind Oberpräsidenten geworden, manche sind gestorben. Ihr Andenken sei verflucht — aber Kleinbürger kann man nicht verfluchen.

Jeder Anhänger dieser Männer hat das Recht verwirkt, auf Herrn Cuno, Herrn Luther und Herrn Helfferich zu schelten — sie haben es weitaus schlimmer getrieben als diese Drei, und wenn sich heute jeder nationale Minierer im Amt in Sicherheit fühlen darf, so kann er sich bei ihnen bedanken.

Zuviel verlangt, daß auch wir es tun.

Haben wir eine Klassenjustiz: Ja oder Nein? Haben wir ein antirepublikanisches Heer? Ja oder Nein? Haben wir eine reaktionäre Verwaltung? Haben wir eine schändliche Jugenderziehung auf den Universitäten? Hier gibt es keine Jahreszahlen zu memorieren — hier gibt es eine, nur eine Antwort.

Und wenn wir die erteilt haben, laßt uns nicht länger bei dem Andenken von Männern verweilen, die das nicht wert sind. Geht weiter in der Zeit, fangt von vorn an und führt euch, wenn Ihr je wieder an die Macht kommt, anders und wahrhaft revolutionär auf. Veröffentlicht Akten und enteignet die Fürsten. Werft die Richter auf die Straße und ersetzt mißliebige Beamte. Baut das Haus neu auf, aber nicht die Abtritte. Und laßt nicht zu, daß Feigheit historisch entschuldig wird.

Von der französischen Revolution ist heute noch etwa übrig geblieben: ihre Siege. Von Ebert ist heute noch etwa übrig: seine Niederlagen, sein Mangel an Mut, sein Verrat der Genossen.

Und so lebte er fort, wenn er fortlebte.

Neue Taten über sein Andenken —!

Seeckt von einem alten Soldaten

Der General der Infanterie Hans v. Seeckt entstammt einer altpreußischen Offiziersfamilie. Sein Vater war zuletzt Kommandierender des V.A.K. in Posen. Geboren 1866 und aufgewachsen ist der junge Seeckt in Detmold. Beim Alexander-Regiment, aus dem schon sein Vater hervorgegangen war, durchlief er die Stufenleiter des Subalternen, wurde sehr bald zum Generalstab kommandiert und rückte mit Kriegsbeginn als 48jähriger Oberst und Chef des Generalstabs des III. Märkischen Corps ins Feld. Der alte Lochow kommandierte das Corps; zu seinem Kriegsruhm hat ihm ausschließlich Seeckt verholfen. Seine erste größere Waffentat war die Unternehmung bei Soissons im Januar 1915, die ihm den Pour le mérite einbrachte. Gleich darauf wurde er von Falckenhayn, der ganz große Stücke auf ihn hielt, als Chef des Stabes zum Oberkommando der neugebildeten XI. Armee Mackensen versetzt, die sich zum Durchbruch der russischen Front in Westgalizien um Ratibor und Gleiwitz versammelte. Als die Armee am 1. Mai in der Linie Tarnow—Gorlice antrat und nach kurzem Feuerwirbel in die russischen Stellungen einbrach, war Seeckts Name in Aller Munde. Die Erfindung des Trommelfeuers wird ihm jedoch fälschlich zugeschrieben. Tatsächlich hatte der Franzose dieses Angriffsverfahren bereits im Februar 1915 in der Champagne angewandt, ohne übrigens größere Erfolge

damit zu erzielen. Seeckts Verdienst mag allenfalls in der Fortbildung dieses Verfahrens bestanden haben. Nach Beendigung des Sommerfeldzugs 1915 wurde die XI. Armee nach Ungarn gefahren. Im Banat marschierte sie auf. Sie war inzwischen dem General v. Gallwitz unterstellt worden. Mackensen wurde Oberbefehlshaber der vereinigten Armeen Gallwitz, Kövesz und der Bulgaren. Sein Stabschef hieß wiederum Seeckt. Und der pflückte, während sein unglücklicher Gönner Falckenhayn sich vor Verdun festbiß, die Lorbeeren der serbischen Wintercampagne. Den Marsch nach Saloniki hat der Generalmajor v. Seeckt — den Rang hatte er schon nach der Galizien-Offensive erhalten — wegen dynastischer Bedenklichkeiten des Obersten Kriegsherrn nicht durchzusetzen vermocht.

Im Juli 1916 überschwemmte Brussilows Angriffswoge von neuem die schwachen oesterreichischen Staudämme. Die Kommandoverhältnisse im Osten mußten neu geregelt werden. Hindenburg wurde Oberbefehlshaber des größten Teils der Ostfront. Dem Oesterreicher blieb ein geringfügiger und minder wichtiger Abschnitt, den nominell der junge Erzherzog Karl, der spätere Kaiser, als Befehlsgebiet zugeteilt erhielt. Sein Stabschef — und damit der absolute Herr — wurde Seeckt. Er blieb es nicht lange Zeit.

Falckenhayns Sonne war im Westen gesunken. Die Operation vor Verdun, dessen Erde immer neues Blut in sich trank, und an die er seinen Namen gewandt, hatte er stillegen müssen, als die blutige Sommeschlacht aufbrannte. Am 29. August 1916 war Ludendorff sein Nachfolger geworden. Der sah seine erste Aufgabe darin, alle Anhänger der Schule Falckenhayn, gegen die er in erster Linie seit zwei Jahren batailliert hatte, aus den maßgeblichen Kommandostellen zu beseitigen. Falckenhayns Schule hatte den Abnutzungskrieg gepredigt; Ludendorff gründete alsbald die Hochschule des Vernichtungskrieges. Der hervorragendste Jünger des abgesetzten Generalissimus war Seeckt. Er war insofern ein politischer Kopf, als er der nüchternen Überlegung Ausdruck gab, daß die zernierte Festung — Deutschland — bestenfalls Die Aufhebung der Belagerung erstreben dürfe. Das wäre Siegs genug gewesen. Was hätten die Belagerten darüber hinaus überhaupt noch erreichen können?

Solche Überzeugung war Anlaß genug, den Mann in die Wüste zu schicken. Er wurde nach kurzer Zeit vom Kommando abgelöst — und hat niemals mehr eins bekleidet. Als Mackensen den rumänischen Feldzug eröffnete, war an seiner Seite nicht Seeckt, sondern der Chef der Operationsabteilung der Aera Falckenhayn: Generalmajor Tappen. Für den Rest des Krieges war Seeckt als Militärbevollmächtigter teils am bulgarischen Zarenhof, teils dem Sultan attachiert. Kurz vor Kriegsschluß, nach Ludendorffs Niederbruch und Demission, kam er nach Berlin. Er hätte wohl der Nachfolger seines alten Feindes werden sollen; aber die Regierung des Prinzen Max von Baden glaubte, in Groener einen bessern Vertreter der Oktober-Demokratie präsentieren zu können.

Der Zusammenbruch sieht Seeckt in der Friedenskommission von Versailles als Vertreter für Kriegsgefangenenfragen. Mit Brockdorff-Rantzau kehrt er zurück. Aus der gemeinsamen Ablehnung der Unterzeichnung des Friedensvertrages stammt die Bekanntschaft der beiden Männer. Wer Seeckt damals prophezeit hätte, daß der gleiche Brockdorff-Rantzau ihm sieben Jahre darauf einen leibhaften Bolschewiken an den Frühstückstisch schicken werde, der wäre von dem nüchternen Soldaten für verrückt erklärt worden.

Noch im Frühjahr 1919 erhielt Seeckt eine neue Aufgabe. Er wurde Oberbefehlshaber des sogenannten AOK Nord in Königsberg. Die dazugehörige Armee stand allerdings auf dem Papier. Vorhanden waren einige wilde, zusammengelaufene Detachements, die die baltische Grenze gegen den erwarteten bolschewistischen Einfall sichern sollten. Die rote Armee ist nie gekommen. Der Feind kam von der andern Seite. Die Ludendorffianer wollten ihre Macht im Baltikum aufs neue errichten. Seeckt war aus persönlichem Ressentiment selbstverständlich gegen diese Aktion. Er hat auf Befehl der Regierung die Grenzen gesperrt. Dafür, daß seine Organe ihm zuwiderhandelten, wár er nicht haftbar zu machen. Er für sein Teil hat Alles getan, was er konnte, um die Raubpläne der Goltze zu sabotieren.

Im Herbst 1919 ließ er sich von Noske in sein Ministerium berufen. Unter ihm wurde er Chef des Truppenamts. Am 13. März 1920 weigerte er sich, auf die Rebellen zu schießen. Die nach Stuttgart entwichene Regierung ernannte ihn mit dem letzten Draht zum Oberbefehlshaber an Lüttwitzens Stelle. Am 18. März hat Seeckt im Verlauf einer Kommandeurbesprechung im Reichswehrministerium den Meuterer Lüttwitz gestürzt. Auf sein Betreiben einigten sich die Kommandeure zuerst auf die Formel: Wir stehen nicht hinter Lüttwitz — und dann auf den drohenden „Roten Schrecken". Bevor noch das Kabinett Bauer in die Wilhelm-Straße zurückgekehrt war, ernannte der Minister Schiffer Seeckt zum Oberbefehlshaber des Gruppenkommandos I. Theodor Wolff soll nicht geringes Verdienst an diesem Wechsel haben.

Und nun beginnt Seeckts Friedenskarriere. Das neue Heer ist sein ureignes Werk. Im Juli 1920 nimmt Seeckt neben Fehrenbach an der Konferenz von Spa teil. Dort versucht er, den Militärs der Entente die Notwendigkeit der Beibehaltung schwerer Artillerie mit der Begründung plausibel zu machen, daß die moralische Wirkung schwerer Granatfeuer auf Aufständische unersetzlich sei. Der britische General Morgan hat später mitgeteilt, daß er über diesen Grad von Blutdurst den eignen Volksgenossen gegenüber höchst erstaunt gewesen sei. Nach Spa avanciert Seeckt zum Chef der Heeresleitung; die Gruppenkommandeure werden ihm unterstellt. In den nächsten Jahren erneuert Seeckt Scharnhorsts Krümpersystem mit geringem Erfolg. Die Kaders fallen zusammen oder empören sich wider den Schöpfer. Am 26. September 1923 verhängt Reichspräsident Ebert den Ausnahmezustand. Zwei Tage vorher war Justizrat Claß von Seeckt, dem er den Militärputsch zu offe-

rieren gewagt hatte, aus dem Clubsessel herauskomplimentiert worden. Am 27. wurde Haftbefehl gegen den Führer der Schwarzen Reichswehr erlassen. Die Geschichte ist den Lesern der ‚Weltbühne' bekannt. Am 8. November erhielt Seeckt die vollziehende Gewalt. Er nutzte die Gunst der Stunde zur rücksichtslosen Niederknüppelung aller entschiedenen Republikaner und ihrer Organisationen. Seeckt hat die Reichswehr bewußt zum Tummelplatz aller schwarzweißroten Geister gemacht. Als kluger Mann mußte er selbstverständlich dem Hyperradikalismus der Ludendorffianer vorbauen. Weiter ging seine Unduldsamkeit jedoch nie. Er hat sich eigentlich niemals offiziell mit den politischen Aspirationen seiner frühern Gesellschaftsschicht identifiziert. Daß er Herrn Tschitscherin kürzlich eingeladen hat, scheint Vielen ein Menetekel zu sein. Sein Name wurde immer wieder mit den Befürchtungen zusammengebracht, die für das Jahr 1926 mit der Verhängung des Ausnahmezustands rechnen.

Seit dem 1. Januar ist Seeckt Inhaber eines Titels, den es nicht mehr gibt. Mit dieser Titelverleihung hat sich der Reichspräsident Hindenburg einen kleinen Silvesterscherz erlaubt, für den wir ihm dankbar sein müssen. Er war nämlich rechtens gar nicht in der Lage, den Chef der Heeresleitung zum „Generaloberst" zu „befördern". Das Reichswehrgesetz vom 23. März 1921, das die Kommandoverhältnisse der Wehrmacht endgültig regelt, kennt diesen Dienstgrad genau so wenig wie den des Generalfeldmarschalls oder wie bei der Kriegsmarine den des Großadmirals. Deshalb bedeutet der Akt des Staatsoberhaupts keinerlei Beförderung, sondern nur die Verleihung eines Titels, die den klaren Bestimmungen der Reichsverfassung ebenso entgegensteht wie der Unfug des bayrischen Räte-Segens. Übrigens ist der Rang des Generalobersten auch in keiner Besoldungsgruppe registriert. Es bleibt also abzuwarten, wie die Bezüge des Herrn v. Seeckt sich verändern werden. Herr v. Hindenburg — für diesen Regierungsakt trägt er, wohl zum ersten Mal in seiner Präsidentenzeit, die ausschließliche Verantwortung — hat in Gemeinschaft mit Herrn Geßler, von dem die Gegenzeichnung der Kabinettsordre stammt, einen netten, runden und vollwichtigen Verfassungsbruch begangen.

Seeckts Verhältnis zu seinem Geßler ist lobenswert. Aber Seeckt ist seit jeher der Prinzipal, Geßler der Prokurist. Wann immer — der Chef der Heeresleitung wird nicht still und zurückgezogen in Pension gehen. Die Aera Geßler-Seeckt kann nur unter Donner und Blitz ihr Ende finden.

Begegnung mit Zeigner von Hans Bauer

Erich Zeigner ist nach Verbüßung seiner Strafhaft noch nicht wieder an die Öffentlichkeit getreten. Es schwirrten Gerüchte, daß er als Geiger nach Brasilien gehe, oder daß er die Politik aufzugeben gedenke und in der Industrie heimisch werden wolle. Dies Alles stimmt nicht. Zeigner fühlt sich als Politiker und will Politiker bleiben. Gefängnis und Mißachtung,

die er auch innerhalb seiner Partei erfahren hat, haben keineswegs vermocht, ihn zu deprimieren und in ihm das Gefühl der Schuldbeladenheit zu erwecken.

Zeigner hat eine Sünde begangen, als er von jenem Brandt eine Summe Geldes — nicht für sich, sondern für seine Partei — annahm. Keine Sünde gegen die Gesetze der Lauterkeit und Unbestechlichkeit, sondern eine gegen die Gebote der Klugheit und Vorsicht. Er weiß das. Er hat das begangen, was ein Staatspolitiker, der er nicht sein will, zwar nie begeht, was aber einem Kämpfer zuweilen unterläuft: eine Dummheit. Und so sehen es vermutlich auch seine Feinde, die ihm die Falle gestellt haben. Solche Esel sind die Nationalen nun doch nicht, daß sie ernstlich glauben könnten, in Zeigner einen Schuft überführt und nicht nur einen Vertrauensseligen übertölpelt zu haben. Leider aber ist der Kampf, den Zeigner in seinen eignen Reihen zu führen hat, nicht so leicht, wie er ursprünglich gedacht hat. Aus diesem Grunde vermeidet er vorläufig noch die große politische Öffentlichkeit und will, bis zum Erfolg der auf seine Rehabilitierung gerichteten Kleinarbeit, vorerst nur als Herausgeber einer zu begründenden sozialistischen Auslandskorrespondenz für den Sozialismus wirken.

Ich habe Zeigner nach den Erfahrungen gefragt, die er als sächsischer Ministerpräsident gemacht hat.

„Wenn ich frühmorgens die Treppe hinauf in mein Arbeitszimmer ging," sagte er, „dann war ich immer wieder auf Eines neugierig: wer alles wohl heute wieder versuchen würde, mich einzuwickeln."

In diesem „Eingewickeltwerden" sieht Zeigner die große Gefahr für die in hohe Ämter gelangenden Sozialisten, eine Gefahr, deren Bedrohlichkeit nicht davon abhänge, ob Jemand auf dem rechten oder auf dem linken Flügel der Partei steht. Oft habe er die Erfahrung gemacht; daß Genossen, die in Versammlungen immer besonders radikal zu reden pflegten, der wohlorganisierten Einwicklungsmaschinerie am raschesten zum Opfer gefallen seien.

„Bezieht sich das auch auf die Kommunisten?", fragte ich.

„Auf die Kommunisten nicht", erwiderte Zeigner. „Ich halte sie für unklar und werde nie der Kommunistischen Partei beitreten. Aber ich muß gestehen, daß ich gern mit ihnen zusammengearbeitet habe, und daß sie in Stunden, da ich lau zu werden fürchtete, auf mich immer wieder als Aufwirbler und Wachrüttler gewirkt haben.

Bei den Parteifreunden, die immer davor stehen, in führende Staatsstellungen einzurücken, vermißt Zeigner den ernsten, sich auf alle Details erstreckenden und alle Faktoren berücksichtigenden Eifer der vorbereitenden Arbeit. Regierungsprogramme müßten Monate, müßten Jahre vor ihrer Verlesung fertig sein. Es dürfte in der Partei keine Ueberrumplung durch plötzlich eintretende Tatsachen geben. Noch der einfachste Hilfsarbeiter-Aspirant fürs Staatsministerium müßte lange vor dem Beginn seiner Wirksamkeit innerlich im Klaren darüber sein, was er wolle, und wie er es wolle.

Von dem Berliner Parteivorstand glaubt Zeigner, daß er den Boden des revolutionären Sozialismus immer mehr verlassen hat. Aber er erhofft eine Besserung nicht aus Konventikeln und politischen Salons, die sich das Ziel setzen, die SPD von außen zu berennen, sondern nur von der praktischen, zielbewußten Propaganda für den Linkssozialismus innerhalb der Partei, von einer Propaganda, die an die Massen der Arbeiter herandringt. Diese Propaganda muß sie herausreißen aus ihrer Apathie gegen die beschämende Geistesverfassung, die die Sozialdemokratie im Auer-, im Magdeburger und im Dolchstoß-Prozeß offenbart hat. Von vielen führenden Sozialisten argwöhnt Zeigner, daß sie sich, bei aller subjektiven sozialistischen Redlichkeit, doch innerlich mit den Grundanschauungen der Bourgeoisie abgefunden haben, und daß sie das Zeug zum Kämpfer nicht mehr besitzen. Als einen Mann seines Herzens und vorbildlichen Sozialisten bezeichnet er Dißmann, den deutschen Vertreter in der Amsterdamer Gewerkschafts-Internationale. Dieser — im innersten Wesen Proletarier gebliebene — Führer besitze eine Fähigkeit, die heute bei weitem nicht mehr alle Sozialisten besäßen, nämlich die: morgen mit dem Gewehr auf die Barrikade zu klettern und für seine Überzeugung mit dem Leben einzutreten.

Zeigner ist vom Pazifismus und von den Gedanken der Bodenreform her zum Sozialismus gestoßen. Er steht auch heute noch in den Reihen der Pazifisten und Bodenreformer; aber er glaubt, daß die pazifistischen Ideen auf die innere Politik nur mit Vorsicht angewendet werden dürfen. Leider habe die Geschichte des letzten Jahrzehnts immer wieder gezeigt, daß Revolutionen entweder elend stecken blieben oder blutig zusammengehauen wurden, wenn sie des aggressiven Elements entraten zu können geglaubt hatten. Auf das Reichsbanner blickt Zeigner mit Skepsis. Das Vertrauen, das seine Führer für den Fall von Putschen oder Revolten in die Neutralität der Reichswehr setzen, hält er für verderblich.

Den bedeutsamsten welthistorischen Vorgang der letzten Jahre sieht Zeigner nicht in Locarno, dem er hauptsächlich die Bedeutung eines Aufmarschplan-Entwurfs der Weltmächte gegen Rußland beimißt, sondern in der Radikalisierung der englischen Gewerkschaften und in dem Wachstum der amerikanischen Arbeiterbewegung. Deutschland mißt er bei den kommenden Weltauseinandersetzungen einen sehr bescheidenen Anteil zu. Soweit es für die Welt noch Gewicht habe, sei es ein Ballast-Gewicht.

Erich Zeigner hat einen rasenden Aufstieg hinter sich. Innerhalb weniger Monate avancierte er von einem einfachen, selbst innerhalb der Leipziger Parteikreise wenig bekannten Mitglied der SPD erst zum sächsischen Justizminister und dann zum Ministerpräsidenten. Er hätte es sehr leicht haben können, im Genuß einer hohen Würde und eines in weiten Kreisen angesehenen und auch vom Gegner leidlich geachteten politischen Namens zu bleiben. Er hätte nur über seine Amtshandlungen jene Dezenz des politischen Bekenntnisses zu breiten brauchen, durch die der Staatspolitiker sich so vorteilhaft vom

Parteimann unterscheidet, er hätte nur zu den andern Machthabern des Reichs und der Länder in jenes erträgliche Verhältnis zu kommen versuchen müssen, das die Tatsache der Meinungsgegensätzlichkeit der Tatsache der Kollegialität unterordnet. Erich Zeigner hat statt dessen von der hohen Plattform der Ministerpräsidentschaft herunter den Finger auf die Wunde des Ruhrschwindels gelegt und den Reichskanzler Cuno einen politischen Bankerotteur genannt, hat statt dessen, als der Ersten einer, auf den Pestbazillus der Schwarzen Reichswehr hingewiesen und gegen den unfähigen und für die Republik so gefährlichen Otto Geßler Stellung genommen.

Wenn gar nichts sonst, so ist Zeigner für die deutsche Politik mindestens ein Charakter-Novum. Gewiß: er hatte nicht den sozialistischen Ochsentrott hinter sich, als er Minister wurde — aber vielleicht war es grade die Tatsache seines, Funktionären ja oft verdächtigen, Intellektualismus, der ihn den Versuchungen der Assimilation an die Regierungs-Atmosphäre widerstehen ließ. Während ein großer Teil der Sozialisten sich nur revolutionär gebärdet, weil er die Annehmlichkeiten der Bürgerlichkeit nie kennen gelernt hat, hat dieser das Bürgertum innerlich überwunden.

Erich Zeigner wird wiederkehren in die Politik. Er soll wiederkehren. Wir wollen für ihn zeugen.

Paul Cassirers Werk von Robert Breuer

Wie die Künste von Florenz nicht ohne die Medici vorstellbar sind, und wie Michelangelo nicht ohne Julius II. genannt werden kann, ebenso ist unmöglich, aus der Kunstgeschichte der letzten drei Jahrzehnte Paul Cassirer fortzudenken. Das sei ohne irgendwelches Pathos gesagt; das ist nichts als eine nüchterne Feststellung. Nachdem die Kirche und die Fürsten ihren produktiven Einfluß als Auftraggeber und Stilbestimmer verloren haben, ist als Organisator des Marktes der Kunsthändler an ihre Stelle getreten. Für das Deutschland nach Makart, Anton v. Werner und Begas, für das Deutschland, das den Zusammenbruch des wilhelminischen Barock rechtzeitig erkannte und den Weg nach Europa zu suchen begann, für das Deutschland, das sich endgültig von der etwas ranzig gewordenen Romantik abwandte und einer lebendigen Gegenwart zukehrte, hieß dieser Kunsthändler, dieser Geburtshelfer der Kunst: Paul Cassirer. Die Eröffnung seines Salons, zwei Jahre vor dem Beginn des neuen Jahrhunderts, war Vorstoß und Sammlung, Vernichtung und Aufbau, war Einleitung und Disposition eines neuen Kapitels — bis heute des letzten — der Kunst, der Malerei und der Plastik, nicht nur Berlins, sondern Deutschlands.

Was Paul Cassirer vorfand, waren klägliche Reste abgebrauchten Glanzes. Gurlitt, der einst für Feuerbach, Böcklin und Menzel Pionier gewesen war, stand abseits; bei Schulte wucherten die Vergnügungen der Hofgesellschaft und dessen, was sich in ihre Schleppen eingenistet hatte; das Künstlerhaus zeigte die Gleichgültigkeiten der kleinen Berufspinsler; und

die großen Ausstellungen der Moabiter Wüste spiegelten unterwürfig den sittlichen und kulturellen Verfall einer Monarchie und ihrer Trabanten. Aus München waren einige Fanfaren erklungen; Sezession und Luitpold-Gruppe hatten sich zu regen begonnen und durchleuchteten die Stickluft der verstaubten Ateliers mit einem kecken und dekorativen, aber eben nicht beharrenden Feuerwerk. Das Wirksamste, was vom Süden kam, war die zersetzende Linie des Simplicissimus. In Berlin gab es neben den unsichern, ihr größtes Ziel in Meunier erreicht habenden Versuchen von Keller & Reiner nur den vermotteten Pomp überholter Vergangenheit, die antiquarisch gewordene Wiederholung der letzten, dem Leben des Tages bereits entglittenen Klassiker und die wohl verwegene und zum Sprung bereite, aber nicht in Marsch zu bringende revolutionäre Avantgarde. Liebermann und Tschudi waren in Berlin; aber erst als Paul Cassirer kam, setzte der Sturm ein, der das Publikum aufrüttelte, den Liebhabern der Künste neue Leidenschaft einblies und dem Kapital die Perspektive des zeitgemäßen Ausdrucks seiner Art und seiner Macht eröffnete.

Gleich die erste Ausstellung des Salons Cassirer, eingerichtet von van de Velde, „ganz bescheiden, zurückgezogen, wie gemacht für intime Kunst", brachte Liebermann, Degas und Meunier. Nun muß man wissen, wie damals selbst fortgeschrittene Chronikeure über Liebermann und Degas dachten. Ueber Liebermann: „Liebermann ist mit einem Mal so zur Anerkennung gelangt, daß man fast fürchten möchte, daß er, der allein stehen muß, Schule machen, Einfluß gewinnen könnte. Keine Spur einer Kunst, die aus ihrem jeweiligen Zweck und ihrem Material herauswächst, die, im richtigen und besten Sinn verstanden, Stil ist, wie die alten Meister." Über Degas: „Empfindet er denn zu gleicher Zeit Lust durch die Musik der Farben und Ekel vor der Form und gibt ihnen Ausdruck? Das widerspräche ja aller kunstphysiologischen Erfahrung." Widerwillig, aber unentrinnbar mußte die öffentliche Meinung und mußten die Sachverständigen sich fügen. Im April 1899 melden die Chroniken: „Nur bei Cassirer ist etwas Außerordentliches zu sehen." Der Salon zeigte Segantini, Manet und Monet. Zur gleichen Zeit gab es in den übrigen Berliner Salons nur Leichen und Gleichgültigkeiten zu sehen: E. Kips, Langhammer, Frenzel, Neven du Mont. Im April 1900 versammelten sich im Salon Cassirer die Meister von Fontainebleau; 1901 empfingen hier die Berliner das Erlebnis Daumier. Zur gleichen Zeit vegetierten bei Schulte Guthrie, Julius Exter, Ernst Oppler und im Künstlerhaus Paul Souchay und Otto Reiniger. Cassirer aber reißt noch im gleichen Jahr 1901 durch Monets ‚Frühstück im Freien' die Willigen auf die elastische und hochsteigende Kurve der lebendigen Kunst. Gewiß: man hat auch schon vordem in Berlin und in Deutschland Manet und Monet, die Fontainebleauer und die Barbizoner gekannt; man wußte auch von Liebermann. Aber den Strom der neuen Kunst in das Blut der Berliner und der Deutschen hineingeleitet, hineingepreßt hat erst Paul Cassirer durch das Medium seines Salons und der von ihm organisierten Ber-

liner Sezession. Er verfuhr dabei klug und energisch, leidenschaftlich, aber doch mit pädagogischer Einsicht. In dem Katalog der ersten Ausstellung der Sezession (1899) heißt es, daß das Charakteristikum hauptsächlich gegeben sei durch Das, was man nicht bringe, durch die kleine Auswahl und durch den Umstand. daß man es nicht würdig fände, zur Verdeckung der eignen Schwäche Anleihen im Ausland zu machen. In dieser ersten Ausstellung der Berliner Sezession fanden sich zusammen: Böcklin, Dettmann, Engel, Habermann, Hodler, Hofmann, Kalckreuth, Leibl, Leistikow, Liebermann, Looschen, Menzel, Samberger, Schlichting, Schlittgen, Schuster-Woldau, Slevogt, Stuck, Thoma, Trübner, Vinnen, Zügel, dazu die Bildhauer Kruse, Klimsch und Hildebrand. Noch viel Gleichgültige also, würdige Vertreter der Vergangenheit, aber auch schon die Flügelmänner der Zukunft. Die zweite Ausstellung brachte: Renoir, Whistler, Pissarro, Zorn, Segantini; die dritte: Israels, Monet, Somoff, van Gogh, Rodin; die vierte: Manets ‚Stier', Monets ‚Frühstück', Hodlers ‚Tell' und Munchs ‚Norwegischen Sommerabend'. Zugleich waren Corinth, die Liebermann-Schule — die wahrhaftig die Welt zu bevölkern begann — und all die Maler gezeigt worden, deren Namen nun schon dreißig Jahre mehr oder weniger gehalten haben, und die auch heute noch kaum ernsthaft bedroht sind. Dazu die Bildhauer Gaul, Kolbe, Barlach und Lehmbruck. Kurz: das Geschlecht der Impressionisten und Derer, die den Instinkt der Zeit in eine geschlossene Ausdrucksform zu bringen vermochten, ist durch die Ausstellung der Sezession zur Unterstützung dessen, was der Salon Cassirer bot, den zunächst widerstrebenden, bald aber erweckten und erfaßten, bald gläubig gewordenen und künstlerisch aufflammenden Deutschen vorgeführt und einverleibt worden. Gemessen an der Uninteressiertheit des Publikums von heute, gemessen auch an den turbulenten Revolten des sogenannten Expressionismus war die Wirkung der Sezession und des Salons Cassirer eine Klärung und ein Aufbau des künstlerischen Lebens der Deutschen, wie sie — die Unentzündbarkeit dieser Rasse und die soziale Zerklüftung der Zeit in Relation gesetzt — wohl verglichen werden darf mit dem Mäzenatentum der Medici und dem Gewaltdiktat des zweiten Julius. Ohne Zweifel: Manches von dem, was später war, soll auch in diesem Augenblick nicht vergessen sein; J. B. Neumann, Wolfgang Gurlitt und Alfred Flechtheim, die sich der inzwischen neu herangewachsenen Generationen angenommen haben, können des Dankes Derer, die auch dort hoffen, wo man noch nicht sagen kann, was werden mag, gewiß sein. Der große Zerbrecher der deutschen Fossilität aber, der Einpeitscher einer blind und kunstdumm gewordenen Generation, der praktische Prophet der neuen Kunst war Paul Cassirer. Durch ihn haben wir die entscheidenden Stunden unsrer tiefsten künstlerischen Erlebnisse, die maßgebende Bildung unsres Lichtsinns, den Wegweiser zum Stil unsrer selbst und damit eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Zweck unsres Daseins erhalten. Paul Cassirer hat eine große, ihm von der Geschichte gesetzte Aufgabe erfüllt. Ihm sei Dank.

Neue Musik? von Klaus Pringsheim

I.

Die Atonalen

Die Sehnsucht der heutigen Musikergeneration ist: das neunzehnte, das „romantische" Jahrhundert zu überwinden. Der Versuch ist nicht strafbar, aber das Ziel ist fern, und einstweilen wird weit darüber hinausgeschossen. Fürs erste sollen zwei Kleinigkeiten abgeschafft werden: Tonalität und Persönlichkeit. Tonalität: die Sprache des Musikers, und Persönlichkeit: ihr Inhalt — auf ihrer Verbindung beruht, was wir Musik nennen; wir, die noch nicht alle Beziehungen zum schubertisch-wagnerischen Zeitalter abgebrochen haben.

Was ist, genauer gefragt, Tonalität? Heute, als Angriffsziel, ein Schlagwort, hinter dem ein dichtes System fachtechnischer Begriffe sich birgt; doch dem liegt eine Tatsache zugrunde, die durch keine Art von Übereinkommen geschaffen ist: die Tatsache einer physikalischen Gesetzmäßigkeit, deren grandiose Simplizität jeden Zweifel an ihrer Gottgewolltheit als närrischen Aberwitz erscheinen ließe. Wir reden in der Musik von Konsonanzen und Dissonanzen, von der Konsonanz einer Oktave zum Beispiel — und dann stellt sich heraus, daß die Schwingungszahlen der beiden Töne, die eben diese Oktave bilden, sich zu einander just wie zwei zu eins verhalten: kann es irgendwo in der Welt ein „konsonanteres", „harmonischeres" Zahlenverhältnis geben als dieses, kann die Natur eindringlicher, feierlicher aussprechen, daß die Regeln der Konsonanz ihr unwiderrufliches Werk sind, daß sie — wohl einmal ein Fund, doch nie eine Erfindung, gar eine willkürliche, willkürlich abschaffbare, von Musikern gewesen? Alle „tonalen" Beziehungen, auf denen unsre „Harmonielehre" aufgebaut ist, wie unser Harmoniegefühl auf ihnen beruht, sind Spiegelbild und Widerspiel von Relationen, an deren Gültigkeit und Unwandelbarkeit zu rütteln dem Musiker nicht zusteht. Unser Naturwissen gibt uns recht, wenn wir unserm Gefühl recht geben, das den Kodex der Tonalität als primäres, kategorisches Gesetz der Musik proklamiert. Da hilft es nichts, uns Trägheit, Gewohnheit, Autoritätsgläubigkeit und andre konservative Laster vorzuwerfen; die Dreieinigkeit psychologischer, musik-phaenomenologischer und physikalischer Realität steht unerschütterlich.

Tonalität: das ist also eine uralthergebrachte, keineswegs aktuelle Sache; erst ihr Gegenpol „Atonalität" hat sie in unsern Tagen interessant zu machen vermocht. Was ist Atonalität? Verneinung der Tonalität. Nicht die Sache, selbstverständlich, wird geleugnet, doch ihr Sinn; das Recht ihrer Herrschaft wird bestritten. Es kennzeichnet den Stand einer Bewegung, die sich die Zukunft erobern will, daß ihre Parole ein Negativum ist. Gewiß: alle Opposition scheint von Natur oder Bestimmung unpositiv, und ihre erste Kraft liegt im Negieren; aber das Wort „Atonalität" ist heute nicht nur oppositioneller Kampfruf, bezeichnet nicht mehr nur ein „Los von" oder „Nieder";

die sprachschöpferische Impotenz, deren Produkt es ist, wird Symbol einer nur-negativen, nur-destruktiven „Einstellung", aus der der Wille zu neuem Aufbau erst sekundär, mehr Wunsch als Wille, erwächst. Atonalität ist Nihilismus — zu Zeiten eine historisch notwendige, doch nie eine endgültige, im Grunde keine geltungsfähige, geltungsberechtigte Erscheinung; Nihilismus errichtet keine neuen Systeme, in der Kunst so wenig wie in der Gesellschaft.

Warum Atonalität? Weil, sagen ihre Anhänger, der Boden der Tonalität erschöpft sei. Beweis seiner Erschöpftheit: er bringt (heute) nichts Rechtes — und jedenfalls nichts „Neues" hervor. So etwa argumentieren sie. Und es ist, wie wenn die Dichter sagten: Wir müssen eine neue Sprache haben — die alte haben unsre Vorgänger verbraucht! Die Verteidigung ist nicht diskutierbar; das Tun, das verteidigt werden soll, könnte es dennoch sein. Ein neuer Boden also soll bereitet — zunächst muß er entdeckt werden. Man sucht — wo? in vergangenen Epochen — und findet, so wenig wie in Bachs und Mozarts Jahrhundert, in jenem der Lasso und Palestrina neuen Baugrund, stößt hier wie dort immer wieder auf das Fundament unsres tonal-harmonischen Systems. Man steigt tiefer hinab zu den vorharmonischen „Niederländern", tiefer in fast prähistorisches Gelände, hinab endlich in die quasi-vortonale Welt der Urväter (anstatt: ins Reich der Mütter, das der Schaffende sozusagen in sich trägt): in die Urgründe des gregorianischen Chorals. Von hier ist der Weg eines Jahrtausends in unsre Gegenwart gebahnt. Und von hier soll der Durchbruch in unbekanntes Neuland gelingen. Aber es ist nicht das Erwachen junger Kraft, das sich in solchen Träumen signalisiert; weit eher sind sie ein Symptom degenerativer Verlegenheit. Die paradoxe Konsonanz des Dekadenten und des Primitiven kennen wir auch in andern Künsten; beispielhaft brachte sie vor dem Krieg der von Kandinsky und Franz Marc herausgegebene ‚Blaue Reiter' zum Vorschein, und auf verblüffendste Art bestätigt sie Freuds Paarung: Neurotiker und Wilde (Nervös-Entartete und — Primitive). Vielleicht wäre voreilig, die Sympathie mit der Musik des frühen Mittelalters schlechthin als Verfallserscheinung anzuklagen; doch die (kulturfeindliche) Hypothese, daß das Heil unsrer Zukunft aus ältester Vergangenheit erwachsen müsse, besticht nur durch den Reiz einer großzügigen Geste, die das Werk späterer Jahrhunderte verachtungsvoll abtut wie ausrangierten Plunder.

Das obligate Verhältnis der Väter und Söhne scheint heute pervertiert bis zur völligen Vertauschung der Rollen. Die Jungen sind es, die gewissermaßen die Welt nicht mehr verstehen; ihr Futurismus ist nicht Zukunftsfreudigkeit, sondern Flucht in die Zukunft, Flucht aus einer Gegenwart, in der sie ihren Platz nicht finden; sie haben nicht den Optimismus revolutionärer Stürmer, ihre Stärke ist der Mut der Verzweiflung, die nichts zu verlieren hat, die hoffnungslose Formel: „So geht es nicht weiter" ist ihr Evangelium. Das (nicht mehr un-)reife Alter aber, seine allbekannte Pflicht zu konservativem Pessimismus schlecht erfüllend, tröstet sie mit der heitern Frage: Warum

sollte es denn nicht weitergehen? (Wobei zu bemerken ist, daß Weitergehen keineswegs Stehenbleiben bedeutet.)

Ja: warum eigentlich nicht? (Eine durchaus zukunftsfreudige Frage.) Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts, deren Erbe so schwer auf den Heutigen lastet, hatte Entwicklung und Stetigkeit dank dem Genie Weniger und der Gläubigkeit Vieler, die deren Neues befestigen halfen. Zur Stunde beherrscht die Ungläubigkeit der Vielen, ihre schicksalhafte Wurzellosigkeit, Überlieferungsfeindlichkeit die Situation; den befruchtenden Glauben an das Genie, das, fürchten wir, nicht da ist, ersetzt ein wahrhaft rührendes Vertrauen zum Fortschritt an sich, dem kollektiven Fortschritt der Generation. Fortschritt ist notwendig. Aber Fortschritt hat in der Kunst nur Sinn als Korrelat des (gemußt, nicht gewollt) Neuen, als sekundäre Begleiterscheinung; Fortschritt an sich und um seiner selbst willen hat keinen. „Ich will das Unbekannte", schrieb Busoni; und dieses Wort, das ihn als bewußtesten Repräsentanten der Zeit bestätigt, ist offenes Geständnis eines Nicht-müssens. Hier stehe ich, ich könnte auch anders. Artistische und historische Spekulation sind wesentlich die treibenden Kräfte der heutigen Musik, beide resultierend aus der Vorstellung einer Existenzkrise, auf deren Höhe unsre Musik sich befände, einer Krise, die nicht zuletzt darin besteht, daß zuviel von ihr gesprochen wird; Jene zum mindesten, die sie so körperhaft deutlich zu erleben vorgeben, gleichen ein wenig dem Seefahrer, der einen Ruck zu verspüren meint, wenn sein Schiff den Aequator kreuzt. Das Historische findet sich allemal von selbst; törichte Sorge, es nicht zu verpassen.

Atonalität: nicht Alle, die das Wort im Munde führen meinen es wörtlich. Manche haben nichts Andres im Sinn als Erweiterung des tonalen Horizonts — also Fortschritt, der Weitergehen bedeutet; sie sind uns willkommen. Doch auch der Wille, dem negativen Namen positiven Inhalt zu geben, ist zu spüren; Arnold Schönberg, Jusqu'auboutist seiner Überzeugung — einer Überzeugung, die er sich auferlegt — hat diesen Willen. Aus den zwölf Tönen der chromatischen Reihe, die allein — sozusagen nur die Buchstaben des Alphabets — er von unsrer Musik übernimmt, baut er sich ein neues System, und er verteidigt es mit den ungleichen Kräften eines besessenen Streiters und eines mittlern Advokatenkopfs gegen den Protest der Jahrhunderte. Eine neue Sprache: die harmonisch-tonalen Wertbeziehungen, die für uns den „Sinn" einer Tonfolge bedingen, müssen ausgerottet werden; um Gottes willen keine Konsonanz, auch keine zufällige: sie könnte als atavistischer Rückfall gedeutet werden. Eine neue Sprache: nicht leicht, indeß sie erst von Werk zu Werk entsteht, ihr Bildungsgesetz, ihre Grammatik, ihre Syntax zu ergründen. Irgendeine „Grundgestalt", ein neues Urwort gewissermaßen — einen „Urgedanken" sie zu nennen, fühle ich mich nicht legitimiert — soll fortan in jedem Stück schönbergischer Musik als lebenspendendes Element wirken und seinen Ablauf, seine Form, seine Erscheinung bestimmen. (Sind erst genug solcher „Gestalten" geprägt, daß sichs mit einem festen Stamm neuer Urwort-

stämme bequem hantieren läßt, so kann das, nach den bisherigen Proben zu schließen, ein kurioser Jargon werden.) Die „Grundgestalt" also, ihre Funktion ist nicht zweifelhaft, wird Träger dessen, was Eingeweihte als „Neuen Ausdruck" verkünden; wobei offen bleibt, was unter dem Absolutum Neuer Ausdruck zu verstehen ist. Immerhin, wenn sie gar ein „Einfall" ist, muß sie es im Quadrat sein: ein neuer Gedanke, und gleich als Vokabel in der neuen Sprache eingefallen. (Das scheint uns vergleichsweise, wie wenn ein Deutscher auf Persisch witzig wäre.)

Schönberg gilt als Expressionist par excellence. Der Name genügt nicht; treffender wäre: Kompressionist. Er komprimiert; er will „reinen Ausdruck gewinnen" — ein Begriff, der Ideologie des Chemikers so gemäß wie der des Künstlers fremd. Wir kennen Kompositionen der Schönberg-Schule, deren Ablauf Sache von Sekunden ist: es sind Konzentrationslager hochprozentigen Ausdrucks. Nur vermögen wir, leider, seiner nicht teilhaft zu werden. Ohne Zweifel ist denkbar, daß sich — etwa der Nährwert eines Koteletts in einer Pille konzentrieren ließe. Aber nach dem Genuß eines solchen Präparats würden wir nicht das Gefühl haben, ein Kotelett verzehrt zu haben; auch wenn der Sättigungseffekt nicht ausbleiben sollte: wir fühlten uns um das Erlebnis Kotelett betrogen. Ähnlich fühlen wir uns, wenn uns solch ein schönbergisches Ausdruckskondensat zugeführt wird, um das Erlebnis Musik betrogen. Aber Ausdruck, der nicht zum Erlebnis erlöst wird, ist, als wäre er nicht gewesen.

In der Entwicklung der „Grundgestalt", einer Entwicklung, deren Subjekt, nicht Objekt sie wäre, müßte das atonale Regime sich beweisen; doch kaum exponiert, sinkt sie sogleich in die konventionelle Rolle des „Themas", das „verarbeitet" wird. Sie offenbart sich nicht als treibende Kraft; sie wird — richtiger: es wird mit ihr getrieben; so, daß es jeder Beschreibung spottet. Da es nichts Neues unter der Sonne gibt, jedenfalls nicht unter der Sonne Schönbergs, verschmäht er weder, um ein Thema zu zerlegen, die bewährten Kunstgriffe der symphonischen Anatomie, noch verbietet ihm sein Gelübde den unmäßigsten Gebrauch jener Mittel, mit deren Hilfe von je das tonale Komponierhandwerk ein Stück Musik in Bewegung gesetzt hat. Wie da die altbekannten (oder altvergessenen) Schemen der zünftig-polyphonen Satzweise: Umkehrung, Krebs, Umkehrung des Krebses (Krebs der Umkehrung), Kanon, Spiegel, Akrostichon ... in allen erdenklichen Kombinationen, Permutationen, kleinlichsten Variationen herhalten müssen, um mit Müh und Not ein paar Takten auf die künstlichen Beine zu helfen —: die Ohnmacht der Prothese, selbst die Regel ihres fiktiven Lebens hervorzubringen, das gestalterische Unvermögen der „Grundgestalt", ihre konstitutionelle Impotenz könnte nicht krasser zutage treten.

Was ist, um nur eins herauszugreifen, ein „Krebs"? Wenn das Wort „Liebe" einen hätte, hieße er „ebeil"; aber der Dichter verbannt so läppische Buchstabenspielerei in die Rätselecke der Illustrierten. Den Musiker entschuldigt, daß seine Sprache

nun einmal eine Kunstsprache ist, solcherart, daß das Artifizielle darin gleichsam das Natürliche. Bach, und mehr noch seine großen Vorgänger, waren groß in der Kleinarbeit aller kontrapunktischen Formenspiele, und sie waren ihr mit echter Spielleidenschaft hingegeben. Fragen des Geschmacks und des Geistes beiseite, bewundern wir die minutiöse Genauigkeit ihrer musik-arithmetischen Kunststücke, die Pünktlichkeit, mit der ihre kompliziertesten Tonrechnungen ohne Rest aufgehen, und lassen im übrigen dergleichen zur Hälfte als Mittel zum Schul- oder Lehrzweck, zur andern als Schrullen noch-mittelalterlicher Käppchenmeisterei gelten; soweit das ganze Regulativ der polyphonen Dialektik in der großen Kunst wirksam wurde, diente es allemal nur der musikalischen Inneneinrichtung, immer blieb es dem Haupt- und Grundgesetz der Tonalität untertan: eine nachgeordnete Instanz in der Verwaltung des Staates Musik. Daß noch das verschmitzteste Gebilde die Eigenschaft hatte, zu „klingen" — ein verschämter Fachausdruck etwa für: dem Ohr angenehm sein —, war sein Reiz und seine Rechtfertigung. Beides fehlt, wenn man, dem Gebot der atonalen Lehre folgend, zugleich mit den Begriffen Konsonanz und Dissonanz den Wert des Klang-Ereignisses verneint und das Akustische als belangloses Nebenbei der Musik abtut. So sicher es früher eine „Kunst" war, einen vielstimmigen Kanon zu Ende zu führen — gleichviel, ob er den Namen eines Kunstwerks oder nur einer Kunstübung verdiente —: so sicher ist es heute keine, wenn die Schranken der tonalen Klanggesetze vorsätzlich ignoriert werden. Es ist schlechthin absurd, das Urprinzip der Tonalität zu negieren und es durch seine Derivate ersetzen zu wollen (die, von jenem losgelöst, jedes Daseinsrecht verloren haben): alle „neuen Formprinzipien" der Schönberg-Schule sind, logisch und historisch, auf dem Boden erwachsen, von dem sie sich losgesagt. „Atonale" Musik ist „bodenlose" Musik: sie zerflatterte im Raum, ein Nichts, das nicht die Kraft besaß, ein Etwas zu werden — oder sie klammert sich ängstlich an die Gerüste, die nur auf tonalem Grund errichtet werden konnten.

Besuch bei Mary Wigman von Marcellus Schiffer

„Bitte, nehmen Sie Platz", sagte Mary Wigman zu mir. Ich blickte mich in dem streng gehaltenen Wohnzimmer um, entdeckte aber keinerlei Sitzgelegenheit. So blieb ich stehen, und sie schien es gar nicht zu bemerken.

„Man nennt Sie die deutsche Pawlowa", begann ich stehend. „Es würde mich infolgedessen interessieren, etwas über Ihre Ziele und Pläne für die kommende Saison zu erfahren."

„Die neue Tanznummer, die ich mit meiner Gruppe bringen werde, betitelt sich: Herumwanderung, Siebeneck, Pythagoräischer Lehrsatz, Abstraktus, Convex und Abkochen der Wandervögel", antwortete sie mir herb und schlicht.

Ich notierte und fragte begeistert: „Und nach welcher Musik werden Sie diese Gruppe gruppieren?"

Sie sah mich unwillig an.

„Musik?", sagte sie mürrisch. „Ist Ihnen nicht bekannt, daß ich Musik nicht mag!? Ich mag Musik nicht, ich halte nichts davon. Es gibt nichts Unmusikalerisches als Musik! Was hat denn Musik mit Tanz zu tun?"

„Aber", sagte ich schon halb überzeugt, „man behauptet doch, daß Musik und Tanz ..."

„Tanz", unterbrach sie mich ärgerlich, „— Sie sind über das Wort Tanz offenbar nicht ganz aufgeklärt, wie die meisten Menschen. Tanz ist ein Ausdruck der Gymnastik! Tanz kommt nicht von tanzen, sondern von Tennis!"

„Und könnten Sie mir etwas über die Pläne mitteilen, die Sie mit Ihren Schülerinnen haben?", fragte ich

„Ich dressiere sie, soweit es menschenmöglich ist", antwortete sie. „Aber sie sind mir noch nicht hart genug. Hart müssen sie werden, herb und hart und hungrig! Wenn ich tanze, muß ich vor allen Dingen hungrig sein. Dann kommt am leichtesten die Ekstase über mich und meine Gruppe."

„Und was halten Sie von dem Tanz, der ein Ausdruck der Sinnlichkeit ist?", fragte ich.

Die deutsche Pawlowa sah mich an, wie man eine große Schundliteratur ansieht.

„Ich habe nur ein Ziel vor Augen!", sagte sie böse. „Meine Schülerinnen müssen so werden, daß jeder Mann hingerissen ausruft: Ich möchte keine von ihnen zur Frau haben!"

Im Nebenzimmer hörte ich einige Schülerinnen kichern. Mary stürzte wie eine Furie hinaus. Gleich darauf hörte ich ein paar Klatsche. Ich sah mich jetzt im Wohnzimmer um und bemerkte, daß es überhaupt nicht eingerichtet war. Ich betrat das andre Nebenzimmer. Es war noch weniger eingerichtet. Es war düster.

„Dieses ist mein Schlafzimmer", sagte Mary Wigman, die wieder neben mir stand.

Ich war erstaunt über so viel Herbheit. Ein leeres Vogelbauer hing am Fenster.

„Warum ist kein Vogel drin?", fragte ich.

„Weil ich keine Mätzchen liebe", antwortete sie. „Bauer genügt."

Ich fühlte, daß ich ihre Zeit mißbrauchte — aber ich hatte noch etwas auf dem Herzen.

Ich erzählte ihr den besten jüdischen Witz, den es gibt.

Ich war befriedigt. Ich hatte mich nicht geirrt. Sie verzog keine Miene.

„Haben Sie schon jemals in Ihrem Leben gelacht?", fragte ich. Aber sie blickte mich erstarrt an, düster, ernst und uneingerichtet. Sie schien zu leiden. Ihr Mund verzerrte sich fanatisch, und ein dröhnender Gongschlag drang aus ihrer Kehle.

Noch ein Gongschlag, noch ein Gongschlag — daß mir Alles vor den Augen zu tanzen begann, daß selbst Mary Wigman tanzte, was sie bisher noch nie getan hatte...

Ja — sie tanzte! Sie tanzte direkt mit Lust und Liebe. Und daran erkannte ich plötzlich, daß ich etwas sehr Unwahrscheinliches erlebt hatte. Rasch, ehe sie wieder zu sich käme, verabschiedete ich mich von unsrer guten Turnmutter Jahn.

Lysistrata

Also die Neger-Revue im Nelson-Theater ist viel, sehr viel sehenswerter. In den Kammerspielen hatte man sich verschiedentlich geirrt. Eine aristophanische Komödie lebt von drei Elementen: von ihrem sexuellen Witz, von ihren zeitsatirischen Anspielungen und, nicht zuletzt, von ihrer Menschlichkeit. Wer die ‚Lysistrata' unsrer Bühne erobern wollte, müßte ganze Arbeit tun: er müßte den sexuellen Witz, dessen satanische Unflätigkeit für uns nur noch zu lesen, nicht mehr zu sprechen, nicht mehr anzuhören ist, entweder zum Humor erhöhen oder zur Pikanterie verfeinern; und er müßte zweitens die Zeitsatire aktualisieren. Das dritte Element springt aus dem Thema selbst — daß nämlich die Frauen sich durch Verweigerung der ehelichen Liebe die Männer gefügig machen — auch ohne dichterische Hilfe sichtbar genug heraus. Auf die Weise haben Ludwig Anzengruber und Maurice Donnay die Komödie neugeschaffen. Es ist deutsch, wie in den ‚Kreuzelschreibern' vor dem Hintergrund des Kulturkampfs außer dem komischen Gehalt der Sexualität der tragische ausgeschöpft wird: wie sich der alte Brenninger wegräumt, weil die Rebellion selbst seine fünfzigjährige Ehe nicht verschont hat. Es ist gallisch, daß diese Perspektive des untergrabenen Familienlebens dem Vaudeville für die Réjane ganz fehlt; daß keiner von den vielen Frauen ein Herd, eine regelrechte Wirtschaft zuzutrauen ist; daß der Lysistrata ein Liebhaber namens Agathos gegeben wird und damit ein zweiter Grund, den Gatten Cinésias abzuweisen; daß dieser Liebhaber die Ehemänner, Offiziere der französischen Armee, zu der Hetäre Salabacca schickt, um ungestört bei Lysistrata sein zu können; daß Salabacca, gleichfalls die Geliebte des Agathos, Lunte riecht und stracks mit ihren öffentlichen Hausgenossinnen und deren Gästen die Wohnung des Cinésias stürmt. Es ist...

Ja, was ist das eigentlich, was für die Kammerspiele aus Donnays Spiel mit der Musik von A. Dutacq der Übersetzer Arthur Rundt, der „musikalische Neubearbeiter" Jap Kool, der Regisseur Erich Engel und der Theatermaler R. C. Neher gemacht haben? Es ist weder klassizistisch noch modern, weder deutsch noch griechisch noch pariserisch. Es ist im schlechtesten Sinne neuberlinisch. Man lacht in jedem der vier Akte zweimal und hat vom einen zum nächsten Mal Zeit genug, über eine Theaterleitung zu staunen, die keinen Schriftsteller findet, ihr einen schlagenden Reim zu dichten, keinen Komponisten, durch eine einprägsame Tonfolge die Stimmung zu heben. Alles müssen die Schauspieler tun. Sie tun, was in ihren gar nicht geringen Kräften steht. Curt Bois legitimiert sich selbst an solchem Libretto für Shaw. Und die Mädels sind eine immer knuspriger als die andre. Auf Else Eckersberg kommt in dieser Kumpanei die geistige Überlegenheit, auf Grete Mosheim die Naivität, auf Camilla Spira die Clownerie und auf Anni Mewes die prangende Schönheit. Aber, ach, wie sollen sie uns einen Abend zu fesseln, leisten, was

das Halbdutzend Veranstalter schuldig geblieben ist: Ausgelassenheit mit Empfindsamkeit, errötende Schamhaftigkeit mit bacchantischer Trunkenheit, eheliche Sittlichkeit mit gottergebener Sinnlichkeit zu mischen, also spüren zu lassen, daß manche Menschen in ihrem Körper eine Seele haben! Um das aber straflos ungespürt lassen zu dürfen, um durch nichts als einen Taumel des Dionysos, durch einen farben- und formentollen Rausch uns zu entzünden: dazu fehlt eben die paradiesische Schamlosigkeit und eine überlebensgroße Witzigkeit. Was nützt der gute Wille, „wenn du die Waffe, die einzig siegen kann in diesem Krieg, wenn du den Witz zu Haus gelassen hast"! Es war schließlich wie eine Jagd auf wilde Schweine, denen man vorher die Hauer ausgebrochen hat: gefahrlos und langweilig. Die Neger-Revue im Nelson-Theater ist viel, sehr viel sehenswerter.

Die Welt, in der man sich langweilt

von Alfred Polgar

Das Lustspiel von Pailleron — „auteur de comédies spirituelles d'une imagination légère et déliée", sagt der redliche kleine Larousse — war ein Glanzstück des Burgtheaters, als es noch das Burgtheater war. Nun erscheint es wieder, auf den Glanz hergerichtet, wenn auch nicht auf den alten. Spielleiter: Herr Hans Brahm, mit humoriger Phantasie, immer bemüht um Lebendigkeit und Farbigkeit des Bühnenbildes, um heitere Wirkung der Parallelismen und Kontraste. Die Gesellschaftsszenen wirkten ein bißchen überinstrumentiert, die Satire, an sich altmodisch genug, durch altmodische Spaßtechniken noch vergröbert — die Witzigkeit sprach da gewissermaßen ein totes Idiom —, aber im Ganzen war es sehr hübsch, wurde auch hübsch und lustig gespielt. Gegen die immanente Langeweile der verblaßten und abgescheuerten Komödie ist allerdings nichts zu machen. Ihre Fadheit steht so lästig-unabweislich da, wie auf der Bühne des Wiener Akademie-Theaters die abscheulichen Gipsvasen, den Spielern den Weg, den Zuschauern die Aussicht wehrend.

Dennoch, versäumt es nicht, ‚Die Welt, in der man sich langweilt' anzusehen, um der alten und der jungen Dame willen, die — ein Schwesternpaar, obgleich Generationen zwischen ihnen sind — Theater, indem sie es machen, fortzaubern und tote Komödie, indem sie sie spielen, in lebendigstes Leben verwandeln. Frau Wilbrandt ist die weltkluge Herzogin. Das Sympathische der Figur, das Sympathische der Darstellerin verschmelzen in eins. Ihre Geste, ihr Wort und Lächeln sind gute Wärmeleiter, und wie verschwenderisch-gerne gibt Herzogin Auguste aus von der vielen, im Laufe eines langen hellen Lebens ersparten Sonne! Wie viel junge Anmut ist aufbewahrt in ihrem Matronentum, wie viel Tageszuversicht in ihrem Abend! Und, um von der Kunst zu reden, mit welchem Takt spielt diese alte Frau Theater, wie läßt sie die Pointen fallen, daß sie sitzen, wie fein dosiert sie Spöttisches und Rührung!

Ihr werdet nicht bald ihresgleichen sehen, außer Ihr erlebt noch Fräulein Seidler als Matrone. Denn auch dieser Schauspielerin wächst das Komödiantische aus dem Echtesten ihres Wesens, mühelos erjagt sie, was sie fühlt, Temperament treibt, Klugheit und Instinkt sichern ihr Spiel, Humor lockert es, Grazie schmückt es mit natürlichstem Schmuck.

Der Autoismus von Kurt Heinig

Die Photographie des amerikanischen Durchschnittsmenschen, die wir Lewis zu verdanken haben — obwohl nicht alle Amerikaner so aussehen, als ob sie Babitt hießen —, ist doch auch das Konterfei unsres geliebten deutschen Zeitgenossen. Alle Welt redet heute vom Vergaser ebenso sachverständig, wie vor hundert Jahren die Leute über die Türkei „weit hinten" sprachen. Jeder, der keine Verantwortung für Das hat, was er vorschlägt, hält seine Gehirnblähungen für Pferdekräfte, ohne damit auch nur einen Apfel vom Baum zu locken, und die ganze Welt riecht nach Betriebsstoff. Spricht man vom Verkehr, der die Völker verbindet, wie von 1914 bis 1918 schon einmal gehabt, so erscheint ausschließlich die Technik im Blickfeld der Diskussion; wird über Amerika geredet, so zeigt sich Alles von der Quantität und Konstruktion berauscht; wird über die notwendige Rationalisierung der Produktion debattiert, so ist sicherlich das erste und das letzte Argument: Ford, Ford, Ford...

Das ist der Autoismus, der jetzt alle guten Geister beherrscht.

Wir leiden am Autoismus. Der alte Goethe versinkt so langsam in der Verachtung der Vor-Benzol-Zeit, die sogenannten modernen Dichter ärgern sich lyrisch, daß sie immer noch zu Fuß laufen müssen, und die Andern, die Techniker, Volkswirtschaftler, Professoren und . . . . isten jeder Art predigen Amerikanisierung, Automobilisierung, Fordisierung.

Untersuchen wir das Problem hier in Amerika am Tatbestand.

Da ist zuerst der Automobil-Vergleich zwischen Deutschland und Amerika. Es gibt eine Art Eindrucksalkoholiker. Sie kommen vom Broadway zurück, ohne den Autolärm und die mächtigen Häuserfronten ausgeschlafen zu haben. Die autoleeren Asphaltflecken des Potsdamer Platzes machen sie so pessimistisch, daß sie unsre Zukunft überhaupt nicht mehr sehen, und ein Silberstreifen erscheint ihnen an unserm Horizont erst dann wieder möglich, wenn er durch Wolkenkratzer verbaut ist.

Dazu kann nicht deutlich genug gesagt werden, daß hier einfach die Vergleichsbasis schief ist, und daß deshalb auch die Schlußfolgerungen falsch sind.

Die Vereinigten Staaten von Amerika umfassen ungefähr 8 000 000 Quadratkilometer. Deutschland hat noch nicht 500 000. Drüben hausen, wenn die Menschenzusammenballung in den Städten abgerechnet wird, immer nur wenige Menschen

nicht allzu seßhaft in weiten Räumen, während sich bei uns auf der gleichen Flächeneinheit deren etwa hundert häufen, die seit Generationen dort wachsen und absterben.

Für den Amerikaner war schon immer das Verkehrsmittel die Voraussetzung seiner Existenz. Kolonisationsland wird nicht durch Produktion, sondern durch Überwindung der Entfernungen erschlossen. Eisenbahnen und Straßenbahnen setzen festes Gefüge des Waren- und Menschenaustauschs voraus, so wie ursprünglich diese Funktionen unter verwandten, wenn auch einfachern Bedingungen von den Trägerpfaden, Karrenwegen und Karawanenstraßen (bis zu den Chausseen) erfüllt wurden. Die moderne amerikanische Straße ist das Netz der Kapillargefäße im Wirtschaftskörper der Vereinigten Staaten.

Bei 5 000 000 Kilometer Straßen haben die Amerikaner annähernd 20 000 000 Autos; auf jeden fünften Einwohner kommt der berühmte Kraftwagen. Käme in Deutschland auf jeden fünften Einwohner ein Wagen, so wären das 13 000 000 Autos bei — 150 000 Kilometer Straßen. In den Vereinigten Staaten haben wir heute auf jedem Wegkilometer 4 Kraftwagen; bei gleichen Voraussetzungen wären es bei uns demnach deren rund 90 — alle 11 Meter 1 Auto auf allen Strecken Deutschlands!

Zum Auto gehören technisch qualifizierte Straßen. Hier hat der Amerikaner wieder einmal fertig gebracht, was uns wirklich fehlt: die Konstruktion eines Kreislaufs. Betriebsstoff wird im Umfang der tatsächlichen Autobenutzung, der wirklichen Straßenbefahrung verbraucht. Steuer auf den Betriebsstoff entspricht also mathematisch genau dem Abnutzungskoeffizienten der Verkehrseinrichtungen durch den einzelnen Wagen. Parallel zu jener Ziffer läuft das Interesse des Autobesitzers an der Unterhaltung der Verkehrswege, an ihrer Qualität und ihrer weitern Ausdehnung. Deswegen wird die Betriebsstoffsteuer zum Straßenbau verwandt. Der Erfolg ist sichtbar. Man fährt in Amerika eigentlich meistens auf einer „Avus".

Bei uns werden die Straßen als geschichtliche Bauwerke, zum mindesten als Denkmäler behandelt. Sie werden für Heerwürmer, Krümperwagen und Ewigkeiten hergestellt. In Amerika wandert das Zementband in bequemer Breite (für zwei Autos) über Berg und Tal, läuft am Lineal oder in Rennbahnkurven. Straßenbaumaschinen fertigen an einem Tag 600, auch 800 Meter.

So etwas an europäischer Kraft- und Raumverschwendung wie unsre Döberitzer Heerstraße oder die Avenue nach Tervüren bei Brüssel oder die Chaussee nach Versailles — so etwas gibts nicht einmal in Washington, der guten Stube der Vereinigten Staaten. Die Leute sind zu praktisch, die Straße ist ihnen keine Angelegenheit der Architektur, sondern „die Straße dient dem Verkehr" — tatsächlich, nicht nur in Proklamationen sprachgewaltiger Polizeipräsidenten.

Dazu kommt, daß das Auto ein Gebrauchsgut ist, ein besserer Kinderwagen, dessen Ersatzteile auch bei Woolworths

im Zehn-Cents-Warenhaus zu haben sind. Ähnlich wie bei uns die Radioteile einzeln gekauft und zusammengesetzt oder ergänzt werden, so existieren in Amerika in jeder Straße und an jeder wichtigern Chausseekreuzung Läden für Automobilbedarf.

Zum Automobilbedarf gehört auch der Betriebsstoff. Er ist überall aus den feuersichern Straßenpumpen zu entnehmen.

Und nun ein kleines Rechenexempel.

Eine Gallone (4,62 Liter) Betriebsstoff kostet samt Steuer 16—17 Cents. Das sind 67 Pfennige. Das sind 15—16 Pfennige für den Liter. Der Arbeiterstundenlohn schwankt zwischen 0,40 und 1,45 Dollar. Mit andern Worten: Für einen Stundenlohn kann der amerikanische Arbeiter je nach Einkommen und nach Kapazität seines Wagens vergnügt über hundert Kilometer verfahren.

Das Auto ist allgemein auf Abzahlung zu haben. Etwa ein Drittel Anzahlung.

Der Auto-Abzahlungshandel macht daraus kein Geschäft, bei dem er 30 oder 40 Prozent verdienen will.

Der Auto-Althandel verkauft ebenfalls auf Abzahlung.

Das allgemeine Lebensniveau, die Lebensgewohnheiten, die noch stark kolonial sind, und nicht zuletzt der gewonnene Krieg sorgen für Ehrlichkeit. Jedermann läßt sein Auto stehen, wo er ausgestiegen ist, und findet es wieder, wenn er davonfahren will. Es ist selbstverständlich, daß man sein Auto selbst fährt, es vor dem Büro tagsüber halten läßt, mit ihm abends heimfährt und es bis zum nächsten Morgen der Straße anvertraut.

Gewaschen wird das Auto — wenn es denn durchaus sein muß — in der Waschanstalt in zwanzig Minuten. Und wenn ihm irgendwo einmal irgendetwas passiert, so regelt das die Versicherungsgesellschaft.

Aus all diesen Tatsachen folgt, daß es eine einfache Übertragung der amerikanischen Automobilverhältnisse auf Deutschland einfach nicht gibt. Und wer diese Übertragung doch vornehmen möchte, der leidet eben am Autoismus.

Man kann nicht in Technik inkarnierten Geist dadurch für sich mobilisieren, daß man Maschinen kauft und mit nach Hause nimmt. Das wäre der Student, der meint, das Wissen zu besitzen, das er schwarz auf weiß nach Hause trägt. Maschinen sind nicht Mittel zu beliebigem Zweck, sondern erwachsen aus Ideen, Erfahrungen und Organisation. Und diese Voraussetzungen haben ihren eignen Boden: Natur, Umwelt, Mentalität, Geschichte, Zustände.

Und zuguterletzt: es muß Geist vorhanden sein, wenn andrer auf ihn übertragbar sein soll! Vergleichen ist keine Angelegenheit der Kopierkunst, sondern eine Frage der Erkenntniskritik.

Womit gesagt sein soll, daß wir den amerikanischen Autoismus weder praktisch noch in der ideellen Form der deutschromantischen Sehnsucht nach Benzolgeruch und „viel" Verkehr brauchen können. Die ganze Volkswirtschaft besteht doch nicht nur aus Ford-Reklame!

Bemerkungen

Abwärts, abwärts!

Das „Wunder" der Rentenmark hat wohl nur beglückt, die es gepriesen haben. Die arbeitenden, abhängigen Schichten haben nicht viel davon gemerkt — es geht ihnen bei der festen Mark so schlecht wie bei der gleitenden. Die Vergütungen, die man ihnen zuwirft, reichen aus, um ein hoffnungsloses Leben hinzuvegetieren.

Es hat sich in der sozialen Lage der arbeitenden Schichten nichts geändert. Unaufhaltsam setzt sich jener Prozeß fort, der im Jahre 1914 begonnen hat und noch lange nicht abgeschlossen ist. Das „Wunder" der Rentenmark hat den Kreis der sozial Enterbten höchstens noch beträchtlich erweitert und in den letzten zwei Jahren die sozialen Zustände weiter verschlechtert. Man muß sich ein Buch durchlesen, wie es jetzt Walter Eschbach unter dem Titel: ‚Kinderelend und Jugendnot' (bei E. Laub in Berlin) neu herausgegeben hat. Da findet man hauptsächlich Material aus den ersten fünf Nachkriegsjahren. Eschbach spricht von einer „Bilanz des Krieges". Wir sind heute schon wieder so weit, daß wir von einer „Bilanz des Friedens" sprechen können. Und Eschbach hätte sich ein Verdienst erworben, wenn er gegenübergestellt hätte, wie sich Krieg und Frieden ausgewirkt haben. Die Jahre 1924 und 1925, angeblich Jahre der wahren „Friedensverträge" haben eine entsetzliche Krise der sozialen Verhältnisse gezeitigt. Eschbach hat sich mit einem bloßen „Augenblick" begnügt, der genügt.

Gegen 1923 sind im Jahre 1924 die Eheschließungen weiter gesunken, die Zahl der Selbstmorde hat zugenommen, Früh- und Fehlgeburten treten viel öfter auf, die Wohnungsnot hat sich verschlimmert, trotz der Hauszinssteuer für jene Leute, die sich Eigenheime bauen lassen und Hypotheken auf unsre Kosten aufnehmen können. Die Kinderkrankheiten breiten sich aus. Es ist nirgends eine Wendung eingetreten.

Man hat dafür abgebaut. Die gemeinnützigen Anstalten sind in finanziellen Schwierigkeiten, Heime müssen schließen; Bankerott auf der ganzen Linie. Und der Staat, der Steuerzahler... stützt Pleitekonzerne der Großindustrie und wertet die enttronten Fürsten auf, statt sie ihr Brot als Versicherungsagenten erwerben zu lassen. Die 20 Millionen, die aussterben müssen, gehören sicherlich nicht zu den besitzenden Schichten. Es gibt einen innern Zusammenhang, wenn im mecklenburgischen Landtag die Mittel zum Ausbau von Kliniken verweigert werden, während den Junkern zur Organisierung von Femebanden die Steuern gestundet werden. Könnten sich die 20 Millionen eines Tages nicht vielleicht doch weigern, zu sterben oder auszuwandern?!

Eschbach bringt Bilder. Und diese Bilder verkünden, wie es in Deutschland aussieht. Kürzlich haben wir schauerliche Berichte über das Kinderelend in China gelesen. Aber wenn man diese körperlich verfallenen Mädchen und Jungen sieht — von allen Folgen eines elenden Daseins heimgesucht, dürftig bekleidet, unfähig zu lernen, eingepfercht in erbärmliche Löcher, preisgegeben verzweifelten Erwachsenen, ohne Wäsche, ohne Bett —: das deutsche Volk verkommt unter dem „Retter" weiter, wie es 1914 unter ihm begonnen hat, auf den Hund zu kommen. Ich weiß nicht, wie die Statuten der ‚Deutschen Gesellschaft von 1914' lauten — ich kann mir nur eine Gesellschaft denken, die dieses Jahr verflucht.

Es ist geklagt worden, daß in China die Kinder in die Fabriken mitgenommen werden. Wir schlagen den Rekord! Wir sind auch hier vornan. Bei uns machen Dreijährige schon Heimarbeit. Lest

nun noch ein Mal den jungen Friedrich Engels über die Lage der Arbeiter in England. Es hat sich nicht viel geändert.

Kurt Kersten

Etats

Dem Reichstag ist ein Etat zugegangen, der in Einnahme und Ausgabe mit 7,7 Milliarden abschließt und dem preußischen Landtag einer, der mit 3,3 Milliarden beziffert ist. Im Jahre 1910 kam Preußen ohne Eisenbahn, die jetzt weggefallen ist, mit 2,2 Milliarden aus, das Reich mit 2,8 Milliarden. Von diesem Betrag gehen noch ab: 600 Millionen für den Schuldendienst, der durch die Inflation hinfällig geworden ist. Heer und Marine kosteten 1910 zusammen 1,3 Milliarden, während 1926 für den 6. Teil des damaligen Sollbestandes 1,2 Milliarden vorgesehen sind.

Aus dem Dawes-Plan sollte das Reich für dieses Jahr nur 100 Millionen beisteuern. Für die gänzlich überflüssig gewordene Marine muß der deutsche Steuerzahler — nach Locarno! — 600 Millionen herbluten. Trotzdem läßt sich das deutsche Volk Alles, auch diese Etats widerstandslos gefallen, und die Volksvertreter stimmen zu, ohne mit der Wimper zu zucken. Bei vernünftiger Finanzgebarung ließen sich 4 bis 5 Milliarden Steuern sparen.

Wir verlangen, daß die Etats, sowohl im Landtag wie im Reichstag, namentlich zur Abstimmung kommen, sodaß bei jedem einzelnen Abgeordneten festgestellt werden kann, ob er für oder gegen sie gestimmt hat, und ob er deshalb später von neuem in den Reichs- oder Landtag geschickt werden darf oder nicht.

Leopold Loewenthal

Ein Opfer

Wohltätigkeit taugt in den meisten Fällen nur dazu, der herrschenden Masse ein unberechtigtes Gefühl von Beruhigung zu geben. Wenn hier doch an die Wohltätigkeit — aber nicht an die der herrschenden Klasse — appelliert wird, so geschieht das, weil einem wertvollen, unsäglich gequälten Menschen geholfen werden muß, weil die Erde nicht um den Wert dieses Menschen ärmer werden darf. Dieser Mensch ist der Arbeiter Clemens Schreiber. Ich habe ihn in der Festung Niederschönenfeld kennengelernt als einen klugen, geschickten, Jedermann hilfreichen Menschen, der den Gefangenen alle möglichen Geräte verfertigte, mir, zum Beispiel, eine Geheimlaterne, deren Schein die Kontrolle von außen nicht sehen konnte, und die mich instandsetzte, nachdem dunkel gemacht war, weiterzuarbeiten.

Schreiber stammt aus einer nach Kempten im Allgäu aus Oesterreich zugewanderten Familie. In den Krieg mußte er zu seiner eignen Überraschung als oesterreichischer Soldat, weil seine Mutter versäumt hatte, sich naturalisieren zu lassen. Durch einen Nierenschuß wurde der gesunde, kräftige Mann zum hundertprozentig arbeitsunfähigen Invaliden. Trotzdem fanden ihn die Kämpfe um Revolution und Räterepublik auf einem verantwortungsvollen Posten, den er mit Energie und Umsicht ausfüllte. Beim Zusammenbruch der Räterepublik zu zwei Jahren Festung verurteilt, brach er körperlich vollständig zusammen und schwebte im Festungslazarett von Sankt-Georg-Bayreuth wochenlang zwischen Leben und Tod. Als er aber nach Niederschönenfeld gebracht worden war, da setzte der — durch den Fall Hagemeister berüchtigt gewordene — Festungsarzt Steindl die Invalidität von 100 auf 40 Prozent herab. Fünf Tage vor Schreibers Entlassung wurde ihm mitgeteilt, daß er und seine Familie als lästige Ausländer an die oesterreichische Grenze abgeschoben würden.

Ohne Heim, fast arbeitsunfähig, ohne jede Habe, ließ sich Schreiber nach langen Irrfahrten endlich in Ried in Tirol nieder. Mit

dem Staat kämpft er um seine Kriegsrente, die, dem Attest des Niederschönenfelder „Arztes" gemäß, 1 Schilling 10 Groschen — 85 Pfennige! — im Monat ausmacht. Schreiber, dem die offizielle Ausübung eines Handwerks untersagt ist, sieht sich auf Almosen für kleine Hilfeleistungen angewiesen.

Die Deutsche Liga für Menschenrechte — Berlin, Wilhelm-Straße 48, Postscheckkonto Berlin 21 255 — wird Geldspenden für Clemens Schreiber an ihn weiterleiten und über sie in der Zeitschrift ‚Das andre Deutschland' quittieren. Gebt!

Erich Mühsam

Germanistik-Kolleg für Germanen

Die Begriffe ‚scheinbar' und ‚anscheinend' auseinanderzuhalten, bereitet Manchem anscheinend nicht unscheinbare Schwierigkeiten, besonders manchem antisemitischen Schmock. Hätte der bei einem Semiten Deutsch gelernt, ihm schiene nicht nur, sondern wäre klar, daß der Schein trügt — nämlich der Schein, daß Anschein das Selbe wie Schein sei. Einem Baum mags egal sein, ob die Sonne ihn anscheint oder auf ihn scheint; weniger egal ist es Eheleuten, ob sie scheinbar oder anscheinend solche sind. Denn was scheinbar ist, ist in Wahrheit nicht; während wahr-scheinlich (also dreiviertel-gewiß) ist, was anscheinend ist —: eine Unterscheidung, die nur Der für ein „Produkt echt jüdischer Spitzfindigkeit" hält, der mit echt teutschem Stumpfsinn begabt ist ... und der, spielte er den Shylock, auf seinem Anschein bestünde statt auf seinem Schein.

*

Die Nationalgalerie hat August Gauls großartiges letztes und Meisterwerk erworben. Wofür sie zu beglückwünschen ist.

Der tüchtige journalistische und Prosakünstler, dessen großartiges letztes und Meisterwerk ebendiese famose und Ausdrucksform ist, wäre zu beglückwünschen, nämlich für eine klare und Selbsterkenntnis, hielt' er sich für einen Flach- und Schwachkopf. Oder für einen Flachen und für einen Schwachkopf. Aber natürlich hielt' er sich höchstens für einen flachen und Schwachkopf .. und verursachte so, als großartiges allerletztes und Meisterwerk, einen Satz, der in seinem Deutsch lautete: „Selbsterkenntnis ist bei miserablen und also Zeitungsschreibern der (wenn sie diesen und Unglücksschritt nicht schon vorher gingen) letzte und Hauptschritt zur schimpflichsten und Sprachverhunzung." Wofür sie grad so zu verwünschen sind, wie sies für Aufreizung zum Völkerhaß, für Anstiftung zum Massenmord, für ihr gesamtes herzloshirnloses, verflucht-verruchtes Sudlertum ja sowieso sind.

Franz Leschnitzer

Ist der Stadtbaurat Frontoffizier?

Wenn es sich darum handelt, Poelzig bessere und größere Aufgaben in Berlin zu sichern, so bin ich mit Freuden dabei. Eine Kraft wie diese müßte wirklich anders genutzt werden. Aber selbst wenn Poelzig das Architektur-Genie wäre, als das er Vielen gilt, würde ich ihn nicht für den wünschenswerten Stadtbaurat Berlins halten. Der Stadtbaurat hat nämlich nicht die Aufgabe, Berlin durch städtische Bauten architektonisch in dieser oder jener Beziehung zu beeinflussen. Er hat darüber weit hinaus auf lange Sicht festzulegen, wo gebaut werden soll, wo nicht gebaut werden darf, wie gebaut werden muß (flach, hoch, offen, geschlossen). Er ist Bevölkerungspolitiker, Verkehrsorganisator, Statistiker, Hygieniker. Er braucht überhaupt nicht Architekt zu sein, wenn er für die einzelnen Aufgaben die besten Architekten heranzuziehen versteht. Stil-Experimente sind völlig unangebracht. Auf sie den Nachdruck zu legen, ist äußerst schädlich. Es ist sehr schön, wenn der Stadtbaurat ein Genie ist. Aber seine Genialität müßte von ganz andrer Wesensart sein als die

des „großen Architekten". Er ist nicht Taktiker: er ist Stratege. Der reinste Typ ist der Direktor des Ruhr-Siedlungsverbandes Dr. Schmidt-Essen, der nicht aus Einzelhäusern (Schule, Rathaus, Krematorium), sondern aus ganzen Stadtteilen, aus ganzen Gemeinden, aus Wirtschaftsgebieten und Frei-Zonen als Einheiten „baut". Es ist sehr bedenklich, den Berliner Stadtbaurat unter den „Meistern der Form" zu suchen. Der Mißerfolg wäre unvermeidlich. Es scheint uns übrigens sehr fraglich, ob Poelzigs Ehrgeiz in diese Richtung geht. Poelzig ist eine Zeitlang, nach dem Kriege, Stadtbaurat in Dresden gewesen. Er ging, als er erkannte, daß er in der Ungunst der Zeit zum Bauen nicht kam. Poelzigs Ehrgeiz ist, zu bauen — und dieser Ehrgeiz ist bei einem Mann seiner Kraft selbstverständlich. Als er hoffen konnte, in Salzburg das Festspielhaus zu bauen, sprach er sein Glaubensbekenntnis aus:

> „Alle rein technischen Erwägungen sind dem Künstler von vorn herein ein Greuel ... Der Künstler weiß nur zu gut, daß grade der Kunst der Deutschen das Krause, Vielgestaltige, Umwege Machende, das ganz und gar Unrationalistische den Zauber aufdrückt ... Er denkt an nichts als an die Möglichkeit, wie er dieses Stück Land mit Gebilden seiner Phantasie bepflanzen kann, und versucht dann erst, seine Gebilde auf das Niveau zurückzuschrauben, auf dem das heutige Leben sich bewegt ... Wenn ich mich heute gradezu zum Lobpreise des fast Unpraktischen bekenne, des technisch nicht in grader Linie Einwandfreien, des Krummen, ja Weitläufigen, so tue ich das, weil in mir als Künstler der Protest gegen die praktische Forderung immer lauter geworden ist."

Dieses Bekenntnis in allen Ehren! Aber wird die Entwicklung einer Großstadt von solchen Anschauungen Nutzen haben? Es könnte sein, daß Poelzig in den letzten fünf Jahren seine Anschauungen revidiert hat. Aber grade das ‚Capitol' macht es nicht sehr wahrscheinlich. Äußere — unter keinen Umständen zu billigende — Einwirkungen zwangen ihn, sachlich zu sein. Denn sie ließen von seinen ersten (gotisierenden) Plänen nur zwei simple Ladengeschosse übrig. Ein Oud, ein Mies, ein Scharoun hätte grade aus solcher Aufgabe etwas Lebendiges, Gespanntes, Helles und Frisches entwickelt. Der Romantiker Poelzig aber wurde lustlos.

Robert Breuer hat, in Nummer 1 der ‚Weltbühne', ganz recht: Poelzig gehört an die Front. Ihm gehören große, reiche Bau-Aufgaben. Aber er würde sich wenig wohlfühlen im Großen Hauptquartier, wo Bebauungspläne, Nutzungspläne und dergleichen banale, technisch-rationale Geschichten ausgearbeitet werden.

Adolf Behne

Liebe Weltbühne!

Arthur Kahanes Sohn hat seinen ersten Schulgang hinter sich.

Der Vater fragt ihn, wo er sitze.

„Zweiter Rang, zweite Reihe!"

Katastrophen

Die Elemente haben sich verschworen.
Es wanken Länder, Ämter, Ruhm und Ruf.
Die Flüsse steigen, Horty scheint verloren,
Carol brach aus und mit ihm der Vesuv.

So hat dem „Bund Erwachender Magyaren"
sogar das frühe Aufstehn nicht genützt.
Die ganze Welt hat es ja doch erfahren,
wie man mit falschen Noten Rassen schützt.

Jetzt zittern allerorts die Reichsverweser
und scheu'n den Morgen, der im Osten graut.
In diesem Sinne, heißgeliebter Leser,
schöpf' einmal Atem. Aber nicht zu laut.

Denn: ragen auch diverse Trümmerhaufen —
die heiße Lava wird im Umsehn kalt.
Die wilden Wasser werden sich verlaufen,
und dann herrscht wiederum — die Staatsgewalt!

Karl Schnog

Antworten

Vereinigung linksgerichteter Verleger. In Nummer 1 der ‚Weltbühne' hat Franz Leschnitzer geschrieben: „Die Protest-Manifeste und -Meetings ‚gegen Justizwillkür, für freies geistiges Schaffen' — warum schweigen sie über den Fall Vogel?" Daraufhin teilt Ihr mir mit, daß sich in eurer Kundgebung am 22. November 1925 Vogels Verleger Arthur Wolf in einer großen Rede mit dem Schicksal seines Autors befaßt hat, daß Ihr aber außerdem eine umfangreiche Broschüre vorbereitet, die sämtliche Willkürakte der Justiz aus den letzten Monaten gegen künstlerische und literarische Werke anprangert, allen Abgeordneten, dem Rechtsausschuß des Reichstags und der Presse zugehen wird und zum Zweck hat: die deutsche Öffentlichkeit gegen eine solche Justiz aufzurufen, die Einstellung der Verfahren zu erzwingen und die Freilassung von Rolf Gärtner und Heinrich Wandt durchzusetzen.

Weintrinker. „Prinz Louis Ferdinand von Preußen bei der Weinprobe des Malagaweins. Eins der Fässer zeichnete der Prinz mit seinem Namen." Weinfässer sind wehrlos.

Vergnügungsreisender. Du hast in Nummer 1 gelesen, daß man den „äußersten Notfall" abwarten müsse, um wieder die Parole auszugeben: Reisende, meidet Bayern!, und fragst, ob diesen äußersten Notfall denn nicht schon die ungeheuerliche Affäre Luppe herbeigeführt habe. Beinahe, aber nicht ganz. Man kann immer noch hoffen, daß die Anstifter dieses Skandals im letzten Augenblick selbst ein Grauen vor ihrer Absicht überkommen wird, einen rechtschaffenen Mann des Meineids zu zeihen, weil er in zwei Gerichtsverhandlungen, die fast zwei Jahre auseinanderlagen, über Vorgänge, die drei und fünf Jahre zurücklagen, und obendrein völlig unwesentliche Vorgänge, zwei nicht baarscharf übereinstimmende Aussagen gemacht hat. Das kann man hoffen. Und wenn diese Hoffnung trügt, hat man die andre, daß das Gericht sich solcher Staatsanwälte nicht würdig zeigen, sondern den rechtschaffenen Mann, dessen einziges Verbrechen ist, nicht reaktionär zu sein, freisprechen wird. Und erst wenn auch diese Hoffnung trügt, und wenn dann nicht die bayrischen Republikaner die Kraft aufbringen, endlich ihr Land von Grund auf zu säubern: erst dann wird man dazu schreiten, auf dem erprobten Umweg abermals die durchgreifende Hilfe der bayrischen Kurorte in Anspruch zu nehmen.

Angestellter. Nach dem Reichstagsbericht über die 79. Sitzung erklärt Herr Geheimrat Abel vom Innenministerium, daß „21 Prozent der Schulkinder speisungsbedürftig, 25 Prozent erholungsbedürftig und 18 Prozent unterernährt" seien, und fährt fort: „Wenn der Geburtenrückgang anhält, geht das deutsche Volk dem Untergange entgegen. Die Grundlage der Familie müssen vier Kinder sein." Tu es nicht und sieh zu, wie du einem der verbrecherischsten Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuchs und deinem eignen Untergange entgehst.

Teutone. Der Schmock deiner nationalsten Zeitung, von dem ich voriges Mal festgestellt habe, daß er in die Kartothek der Analphabeten gehört, hat sich auch Käthchens von Heilbronn angenommen. „Aus Kleists Blut stieg der Schrei der Muttermilch, der nach heilender, duldender, erlösender Liebe verlangte, um den Mann wieder heimzuführen zum Anfang des Lebens." „Es ist die Phantasie eines Mädchentraums, in dem eine Sternschnuppe fiel und so das Kind zeichnete für den Empfang des Glückes." „Auf- und Abtritte waren wundervoll ausgearbeitet in ihrer zielenden Deutung der Dichtung." Am wundervollsten die Abtritte. „Käthchens gesunde Sehnsucht beschwingt mädchenhafte, keusche Phantasie." Aber wäre die Sehnsucht auch gesund und die Phantasie keusch, wenn der Autor Hof-

mannsthal oder Brecht hieße? Eure Briefe, mein Gönner, befassen sich gern damit, mir den Unterschied zwischen euch und uns vorzurücken. Zu euern Gunsten, versteht sich. Nun, ich bin wahrscheinlich nicht belesen genug; aber ich kenne keinen jüdischen Schriftsteller, der imstande wäre, vier Spalten mit dem orientalisch-schwülstigen Deutsch deines teutschen Wippchen zu füllen und dabei völlig leer zu lassen.

Antimonarchisten. In einer Konferenz, die von vielen politischen und kulturellen Organisationen beschickt war, ist vorige Woche ein Ausschuß zur Durchführung eines Volksentscheids über die Fürstenabfindung eingesetzt worden. Wer von euch bereit ist, sich dem Volksbegehren anzuschließen, zögere nicht, das Herrn Dr. Robert Kuczynski, Berlin, Wilhelm-Straße 48, mitzuteilen. Es ist ein Kreuz: was jedes andre Volk, selbst das oesterreichische, mit einer Handbewegung abtut, das zu erledigen gebraucht das deutsche Volk Jahre und einen Riesenapparat. Aber auch das muß hingenommen werden, wenn nur der Zweck erreicht wird: daß die feige entlaufenen Fürsten allenfalls den Betrag erhalten, den sie nötig haben, um sich als Filmschauspieler oder Versicherungsagenten zu etablieren, aber keinen roten Heller darüber.

Klatschmäuler. Unter den vielen Tugenden Paul Cassirers war vielleicht die schönste die Liebe zu seinen beiden Brüdern Hugo und Richard, dem großen Kaufmann und dem großen Psychiater, deren Menschentum ihrem hohen Nutzwert für die Zeitgenossen nicht nachstand. Paul war jünger als Beide, sprach aber gewöhnlich so über sie, wie wenn er ihr Sohn und ihr Vater in einem wäre, ehrfürchtig und patriarchalisch zugleich. Beide sind kurz nach einander gestorben. Bei Richards Begräbnis vor drei Monaten hat Paul die Äußerung getan, daß er nicht glaube, diesen Verlust überleben zu können. Sicherlich liegt hier einer der Gründe zu seinem Selbstmord. Womöglich der Hauptgrund.

Gottfried Traub. Sie jammern in der München-Augsburger Abendzeitung, daß sich die ‚Weltbühne' dauernd an der deutschen Justiz reibe; der freilich Sie zu hohem Danke verpflichtet sind. Tausend Justizmorde aus den letzten Jahren mögen für dies Mal auf sich beruhen bleiben. Aber wie dünket Sie Gottesmann der Fall Wandt? Ein Mann wird für ein Vergehen, das er gar nicht begangen hat, und das straffrei wäre, wenn ers begangen hätte, ins Zuchthaus gesteckt. Ein Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens wird unter Mitwirkung eines der Richter, von denen das Fehlurteil stammt, abgelehnt. Kürzlich hat nun beim Oberreichsanwalt Ebermayer eine Audienz des Verteidigers Obuch und des frühern Verteidigers Curt Rosenfeld stattgefunden, deren Ergebnis war, daß die Anwälte einen Antrag auf vorläufige Strafunterbrechung — im Hinblick auf ein zweites Wiederaufnahmegesuch mit neuem Material — stellten sollten. Obgleich die Verteidiger aus dieser Audienz den Eindruck gewonnen hatten, daß man dem Antrag auf Strafunterbrechung stattgeben werde, ist er jetzt rundweg abgelehnt worden. Hat man Ihnen, Herr D. Traub, nie berichtet, daß in Leipzig täglich arme Teufel für Bagatellen zu fünf bis fünfzehn Jahren Zuchthaus verdonnert werden, während die Mörder dutzendfach frei herumlaufen oder, wie der Graf Arco, nach einer fidelen Festungstid losgelassen werden? Noch zu unsern Lebzeiten wird man über die deutsche Justiz der zwanziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem gleichen Schauder und Abscheu sprechen wie über die Hexen- und Inquisitionsprozesse des dunkelsten Mittelalters. Und verdammen, wer je die Courage gehabt hat, sich dieser deutschen Justiz anzunehmen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die deutsche Rechte von Berthold Jacob

Man ist seit Monaten heftig bemüht, eine deutsche Linke zu bilden, deren Aufgabe die Erneuerung des politischen Lebens sein soll. Die Erneuerung kommt, ohne Zweifel — nur ganz woanders her als von links. Herrn Hugenbergs Fanfare vom 9. Januar und ihre verschiedenen Echos haben leider die Oeffentlichkeit recht unzureichend alarmiert. Der Herr der schwerindustriellen Presse verlangte, nach Ablehnung der Militärdiktatur à la 1923, die seinen wirtschaftlichen Ansprüchen offenbar nicht mehr genügt, die Vereinigung der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei nach Ausschiffung Stresemanns und unter Verleugnung des parlamentarischen Charakters dieser Gruppen. Und am 10. Januar druckte die Deutsche Zeitung die Leitsätze der „Notgemeinschaft", in die sich die Antilocarnisten des rechten Flügels der Deutschnationalen, die Diehards des Alldeutschen Verbandes und ein paar versprengte Völkische geflüchtet haben.

Mit dieser Neuformation ist die erste Voraussetzung zur Bildung der deutschen Nationalpartei bereits erfüllt. Die Deutschnationalen waren ja immer schon hugenbergfähig. Die zweite, wichtigere Voraussetzung aber: die Ausschaltung Stresemanns muß noch folgen; und wenn die Offiziosi der Deutschen Volkspartei diese Möglichkeit heute noch in feierlichen Erklärungen abschwören, so ist dem doch für keinen Pfifferling Zukunftswert beizumessen.

Hinzu kommt, daß der ‚Stahlhelm' (vom 10. Januar) denselben Standpunkt einnimmt wie Herr Hugenberg. Auch der ‚Stahlhelm' setzt sich für die Nationalpartei ein, die unabhängig von Parlamentsmehrheiten die Macht im Staate an sich reißen soll. Auch er will die Zerschlagung des alten Parteisystems. Ziviler Fascismus, dem der Jungdeutsche Orden des Herrn Mahraun bereits den Weg geöffnet hat. Zuerst verlacht und befehdet von den Führern der Verbände, die den tiefern Sinn der unter Rechberg sich vorbereitenden „Westorientierung" nicht begreifen wollten. Inzwischen ist Vieles klarer geworden. Die großen Verbände beginnen den Freicorpscharakter abzustreifen. Die Nationalpartei des Herrn Hugenberg, die faktisch unter ihm, taktisch zweifellos unter Herrn Luther marschieren soll, wird den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund vollziehen. Die Sozialdemokratie, die als erste Partei diesen Schritt gefordert hat, ist ausgeschaltet. Die Wege nach Pan-Europa sind offen; aber dieses Pan-Europa wird nicht im Zeichen Herriots, MacDonalds und Loebes Wirklichkeit werden, sondern im Zeichen des internationalen Wirtschaftsfascismus, der allerdings nicht die Züge Mussolinis tragen wird. Es ist der zivile Fascismus, den Ignaz Wrobel hier kürzlich für Frankreich angekündigt hat.

Das Fazit der innenpolitischen Entwicklung Deutschlands heißt nach alldem: Regeneration der politischen Rechten — Beharrung der sogenannten Linken im Zustand der Lethargie, begünstigt durch die Wesenlosigkeit des Parlamentarismus.

Die Schuld der deutschen Sozialdemokratie ist riesengroß. Sie hat in der eben beendeten Krise, vom Austritt der deutschnationalen Minister aus dem Reichskabinett bis zum 13. Januar, alle Entwicklungsmöglichkeiten in der Hand gehabt und — nicht genutzt. Sie hat ihre Trümpfe sämtlich unter den Tisch fallen lassen, und sie hat ihr Spiel und ihren Körper zu so geringem Preise verkauft, daß man beinah versucht wäre, davon zu sprechen, daß sie sich diesmal nicht prostituiert habe. Für die Votierung der Locarno-Verträge hat sie von Herrn Luther das Linsengericht einer Herabsetzung der niedrigsten Steuersätze eingehandelt. Nicht einmal die letzte Konsequenz der seit zwölf Jahren begangenen Strich-Politik hat sie zu ziehen vermocht. Die SPD mußte in die Regierung, wenn sie ihre Politik vom 4. August, vom 9. November und vom Ruhrkrieg nicht desavouieren wollte. Das hat sie getan.

Eins der Hauptargumente gegen die Regierungsbeteiligung war innerhalb der Führerclique der SPD zweifellos Angst. Einmal in der Regierung hätte sie via Deutsche Volkspartei und Zentrum mit den Fürsten praktieren müssen. Die Kommunisten hätten aus solcher Haltung zweifellos ein gehöriges Parteigeschäft gemacht. Nun haben die braven SPD-Leute allerdings auch vor dem drohenden Volksentscheid Angst. Und hier ist ein Angelpunkt für die Erneuerer des politischen Lebens, wertvoller als alle geistreichen Diskussionen in rotdrapierten politischen Salons. Die Parteihäupter fürchten den Präzedenzfall, der die Ueberflüssigkeit der politischen Parteien nachweisen, die Phrase von der Realpolitik widerlegen kann. Der Antiabfindungsausschuß Robert Kuczynskis hat — wahrscheinlich unbewußt — eine Aufgabe übernommen, der gegenüber ziemlich gleichgültig bleibt, ob die vormaligen Dynasten und ihre Mätressen auch nur einen roten Maravedi erhalten oder nicht. Die Aufgabe heißt: Öffentliche Demonstration der Tatsache, daß die Existenz der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands — um sie handelt es sich zunächst; die andern kommen später daran — nicht nur nicht erforderlich ist zur Durchführung politischer Aktionen im Interesse der Arbeiterschaft, sondern daß sie ganz und gar unwillig dazu ist. Der Volksentscheid, die von Preuß halbscharf geschliffene, von Sollmann schartig gemachte Waffe, muß, von den Händen des Antiabfindungsausschusses geführt, die Unzulänglichkeit der bis heute üblichen parteipolitischen Methoden blitzhell beleuchten. Gedeiht die Aktion, dann ist die Angst der Parteibürokratie als gerechtfertigt nachgewiesen, der Parteivorstand isoliert (der sich deshalb inzwischen auch für einen Volksentscheid erklärt hat). Zum ersten Mal wird der direkte, unverfälschte Volkswille den Apparat meistern. Das ist eine tröstliche Aussicht in diesem kahlen und kalten Winter. Die einzige. Denn morgen kann, wieder einmal von der Küstriner Zitadelle herab, der kalte Schlag niedersausen, den Herr Hugenberg „geistig vorbereitet", und der alle Frühlingshoffnungen vernichten müßte.

Herrn Severings stolzes Wort: „Solange ich an dieser Stelle stehe, gibt es keinen Putsch" ist in ernster Gefahr, über Nacht zur Lüge zu werden, wenn auch zur historischen Lüge.

Das neue Heer von einem alten Soldaten

Ein Teil der Bestimmung des deutschen Reichsheeres nach dem Reichswehrgesetz: Grenzschutz und Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern ist nach dem Abschluß des Londoner Paktes, der die Sicherheit und Unverletzbarkeit der deutschen Grenzen festsetzt, hinfällig geworden. Der Wehrmacht der deutschen Republik bleibt heute nur die Aufgabe, die innere Ruhe zu sichern.

Bei dem merkwürdigen, traditionellen Verhältnis des Militärs zu dem Begriff des innern Feindes wird man sich deshalb daran gewöhnen müssen, die Reichswehr von nun an mehr denn je als möglichen Gegner der Arbeiterschaft zu betrachten. Es ist falsch, etwa zu glauben, daß sich die Spitze dieser ständigen Bedrohung nur gegen die Kommunisten richte. Alles, was in Deutschland links von der Demokratischen Partei steht, fällt unter den Begriff: Innerer Feind.

Der Vergleich mit den stehenden Heeren der europäischen Militärmächte deckt die Reichswehr nicht vollkommen. Weit eher kann das Heer der deutschen Republik mit dem englischen Soldheer vor 1914 verglichen werden, das ja damals anders war, als es heute ist.

Die Reichswehr gilt in der öffentlichen Meinung nicht nur Deutschlands als eine vorzüglich ausgebildete und bewährte Truppe. Der Minister Geßler hat sie noch im Mai 1925 vor dem Reichstag sozusagen als Eliteheer gerühmt. Mit Recht?

Was sich dem Beschauer zunächst aufdrängt, ist eine furchterregende Ueberspitzung des preußischen Kommißdrills von anno Wilhelm. Das System des preußischen Militarismus ist ohne jede Rücksicht auf die sichtbar gewordenen schweren Schäden mit minutiöser Präzision genau so wieder aufgebaut worden, wie es 1918 in Trümmer gegangen ist. Die Mannschaften werden auf den Kasernenhöfen herumgehetzt wie nur je. Das Kriegsknechtstum hat niemals in so hoher Blüte gestanden. Die Folge ist eine tieffressende Unterwühlung des Geistes der Truppe. Die Unzufriedenheit der ältern, langgedienten Mannschaften und des Unteroffizierscorps hat hier und da schon zu versteckten, gelegentlich auch zu offenen Unbotmäßigkeiten geführt. Im Heere herrscht ein Offiziershaß, wie er in dem Grade früher nie zu bemerken gewesen ist. Der Truppe hat sich vor allen Dingen ein Gefühl maßloser Gleichgültigkeit gegen die „nationalen Forderungen" der Offiziere bemächtigt.

Sicherlich trifft das Alles nicht für die jungen Mannschaften zu, die drei, vier Mal im Jahr aus den Rekrutenschulen der vaterländischen Verbände ins Heer gepumpt werden. Oft kommen sie schon nach ganz kurzer „Dienstzeit" wieder zur Entlassung — entgegen der Bestimmung, daß jede Einstellung auf zwölf Jahre zu erfolgen hat. Aber selbst sie unterliegen der Ansteckung und Beeinflussung durch die „alten Kerls". In der Reichswehr feiert die Roheit Orgien. Es hat niemals so viele Soldatenmißhandlungen gegeben wie in diesem angeblich völlig demokratischen Heer. Die Selbstmordstatistik spricht

Bände. Zu allen diesen Uebeln treten noch zwei, die zur Verbitterung der Mannschaft erheblich beitragen.

Das Eine ist der sogenannte ‚Staatspolitische Unterricht', der sich von dem ‚Vaterländischen Unterricht' der Kriegsjahre nur dadurch unterscheidet, daß er noch unverhüllter für die chauvinistischen und imperialistischen Kriegsziele des deutschen Nationalismus wirbt. Die Heeresfachschulen, die ursprünglich dem lange dienenden Reichswehrmann die elementaren Grundlagen für den spätern bürgerlichen Beruf geben sollen, sind eine Pflanzschule nationalistischer Verhetzung. Der — erzwungene — Besuch dieser Fachschulen weckt deshalb bei den ältern Mannschaften nur Mißvergnügen und Empörung.

Das zweite jener beiden Uebel ist die Korruption, die sich besonders in den Feldwebelbüros der Kompagnien und in den Schreibstuben der Stäbe breit macht. Da werden Bücher bestellt, zu deren „freiwilligem" Bezug die Mannschaften verpflichtet werden, und an denen die Feldwebel verdienen, und ähnliche Dinge mehr.

Der Offiziersersatz der Reichswehr ist wieder eine andre offene Wunde. Die gesetzlich festgelegte Beförderung eines gewissen Kontingents alter Unteroffiziere in den Offiziersstand wird immer umgangen. Stattdessen bildet die Reichswehr in sogenannten ‚Führerkursen' selbst das Material heran, das sie später in ihr Offiziercorps aufzunehmen gedenkt. Daß dieses Material fast ausschließlich aus Werwolf-, Wiking- und Stahlhelm-Führern besteht, ist bekannt. Von den alten Unteroffizieren erwartet man demnach nicht das Maß „vaterländischer Gesinnung", das für den Offizier unerläßlich erscheint. Aus diesen Führerkursen ergeben sich dann schwere Mißhelligkeiten, die gewöhnlich ihren Ausdruck in der offenen Weigerung der Unteroffiziere zur Mitwirkung an der Ausbildung solcher Verbandsführer finden. Sie üben offene Obstruktion oder doch passive Resistenz.

Demgegenüber ist der alte Vorkriegsgegensatz zwischen den Offizieren der Front und des Generalstabs heute fast verschwunden. Das wird auf den schnellen Wechsel bei der Besetzung der Generalstabsstellen zurückzuführen sein. Im Generalstab selbst ist auch der im Kriege aufgesprungene Gegensatz zwischen den Schulen Falckenhayn und Ludendorff, die beide auf den Grafen Schlieffen zurückgehen, so ziemlich überbrückt. Alle Kommandeure sind Kreaturen Seeckts, der die ersten zwei Jahre seiner Befehlsführung fast ausschließlich dazu verwandt hat, die ihm unbequemen Anhänger von Ludendorffs Büffeltaktik aus dem Heer zu entfernen.

Leider ist mit der Verkleinerung des Heeres nicht auch ein Abbau des unförmigen Kommandoapparats, ein Abbau der in allen Dienststellen betriebenen schematisch-bürokratischen Geschäftsführung eingetreten. Der militärische Amtsschimmel vollführt nach wie vor die possierlichsten Sprünge. Die alte Kracke ist noch schwerfälliger und lendenlahmer geworden, und ein kürzlich bekannt gewordener Befehl des Generals Seeckt an die ihm untergeordneten Dienststellen der Heeresleitung führt darüber tönende Klage.

Da der Reichswehr alle schweren Waffen fehlen, so kann sie normalerweise für den Außenkrieg von keiner wesentlichen Bedeutung sein. Aber für die wehrlose Arbeiterschaft wird sie auch ohne schwere Waffen immer ein gefährlicher Gegner bleiben. Zudem übersehe man nicht die durchaus offenkundigen Ansätze zu Bestrebungen, die der Reichswehr eine modernen militärischen Verhältnissen angepaßte Durchbewaffnung mit neuen schweren Waffen für den innern Ernstfall sichern sollen.

Wie stark die Reichswehr ist? Da legale und halblegale Faktoren ineinanderfließen, kommt es auf die Reserven an. Und wie groß die sind, hängt davon ab, wie eng die Verquikkung mit den „Wehrverbänden" ist.

Mussolini und Hiller von M. M. Gehrke

In Nummer 2 der ‚Weltbühne' hat Kurt Hiller für Persönlichkeit und „Symbolik" Seiner Exzellenz des Herrn Benito Mussolini eine Lanze gebrochen. Wenn Hiller Arbeiterbewegung und Liberalismus in Italien charakterisiert, so stützt er sich dabei sicherlich auf einwandfreie Quellen, Statistiken, Studien. Ich habe seinem profunden und sachlichen Wissen nichts weiter entgegenzusetzen als die persönliche Anschauung. Nur auf die Tatsache gestützt, daß ich ein paar Nachkriegsjahre in Italien verlebt habe, behaupte ich gegen Hiller, daß sein Satz: „Die Fasci sind Volk" unrichtig, mindestens unscharf ist. Genau so gut könnte ein italienischer Publizist behaupten: „Die vaterlandischen Verbände sind Volk", und „voll Proleten stecken die vaterländischen Verbände". Und da er jederzeit wird nachweisen können, daß ein Teil ihrer Mitglieder identisch ist mit so viel Mitläufern versunkener Roter Armeen und vergessener Räterepublikversuche, so hat er ja wohl „recht", schon hier hat er recht. Wie viel mehr hätte ers, wenn es umgekehrt, wenn Deutschland heute in der Lage Italiens wäre: ein Halb- oder Dreiviertelsiegerstaat, mit „ruhmgekröntem" Herrscher (nur hätte unsrer mehr gequasselt als Victor Emanuel), jedoch tief in den wirtschaftlichen Nöten der Zeit, zwischen „zerspaltener Arbeiterbewegung und verlogenem Liberalismus" schwankend, und nun scheinbar ein bißchen gerettet von einem „Sportskerl, Mordskerl, Energiekerl", hinter dem selbstverständlich sofort die gesamte Jugend und gewiß auch ein paar Gewerkschaften stünden — würde Hiller dann auch beweisen, daß die deutsche fascistische Bewegung vom Volke getragen sei? Er würde Tag und Nacht das Gegenteil verkünden und täte recht daran. Immer weiter gedacht: es hätten nicht die Italiener ein paar beträchtliche Fetzen von Oesterreich, sondern es hätte Deutschland Antwerpen, das Kohlenbecken von Briey und andre Unentbehrlichkeiten geschluckt und betriebe dortselbst ein dem fascistischen in Tirol adaequates Regime (das das einstige preußischen im Elsaß tief in den Schatten stellt): wer würde seine Stimme zum Protest erheben im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit? Kurt Hiller; und er täte abermals recht damit. Nun der Fall umgekehrt liegt, schweigt er am derzeiti-

gen Kernpunkt des Problems diskret vorbei; und damit tut er unrecht.

Ich begegne anticipando dem Einwand, daß Deutschland eben in einem solchen Fall keinen Mussolini hervorbringen würde. Das ist nicht stichhaltig. Vom Apfelbaum kann man keine Ananas verlangen, und wenn die Reichskanzler unsrer Republik weniger gut aussehen als der Duce, so liegt das nicht daran, daß die Italiener größere Geister, sondern daran, daß sie im allgemeinen bessere Körper und schönere Köpfe hervorbringen als wir; was ja gewiß nicht zu unterschätzen ist. Alles Andre: ihr Schwung, ihre Eleganz und Vitalität und unsre Schwunglosigkeit, Linkischkeit, Dumpfheit gehen, als Parallelen dazu, auf die urverschiedenen Voraussetzungen zurück, unter denen beide Völker geworden sind, und die dem einen nicht als Verdienst, dem andern nicht als Schuld angerechnet werden dürfen. In diesen Zusammenhang gehört auch der Sinn für den beau geste. Jeder Italiener hat ihn, Mussolini konnte damit rechnen, das half der fascistischen Bewegung. Der Deutsche hat ihn nicht, nur hier und da, als ein einzelner Hiller, aus der Distanz, so wie es schließlich auch einzelne Südländer geben mag, die die Verdienste sachlich trockenen Preußentums über die eigne vage Gentilezza stellen. So viel zum Kapitel Aesthetenfreude. Daß die Freude am Kling-Klang-Gloria das „Volk" zu den Fascistenfeiern und selbst in die Fasci rennen läßt, ist eine selbstverständliche Folgeerscheinung, die wenig genug besagt. Ich weiß nicht, ob Hiller diese Dinge jemals aus eigner Anschauung kennen gelernt hat; ich selbst hatte das Vergnügen zuletzt Ende Oktober 1925, als man die Jahrestage des Marsches auf Rom und des Sieges von Vittorio Veneto feierte, Königs Geburtstag nicht zu vergessen, und ich kann Hiller versichern, daß ich mich Zug für Zug in unsre Deutschen Tage von 1923 zurückversetzt gefühlt habe. Es war dieselbe Couleur in grün (weißrot). Blechmusikkapellen, die noch im Hof des Doms vorm Tedeum „Giovinezza, giovinezza" (statt des Ehrhardt-Liedes) spielen; Kinder, ungezählte schwarzhemdige Schulbuben und Pfadfinderjungens, geführt von der lieben Geistlichkeit — statt vom Oberlehrer; die ganz alten Veteranen, alle, alle, die mit dem Sieg über die Oesterreicher so viel zu tun haben wie unsre Hakenkreuzbürschlein mit Tannenberg; fast oder gar keine erwachsenen Männer — die nur mit den Weibern am Straßenrand stehen und zuschauen. Selbstverständlich Fahnen und Evviva und Eja, eja, allala und quer übers Straßenpflaster die metergroßen Aufschriften: Hoch Mussolini, der König, Diaz! Immer sechs Mussolinis auf einen Victor Emanuel.

Mit einem kleinen Nachspiel: am nächsten Morgen waren die meisten der schönen Evviva-Inschriften verschwunden. Da stand auf ein Mal in gleichen Ausmaßen an vielen Ecken zu lesen: Nieder mit der feigen Schlächterei! Da ist Matteottis Geist umgegangen. Da hat, verehrter Kurt Hiller, Das gesprochen, was mundtot und niedergehalten ist in Italien: das Volk

Von den Fememorden von * * *

Endlich hat die Abteilung I A eingesehen, daß es sinnlos ist, durch passiven Widerstand die Aufklärung der scheußlichen Verbrechen zu verzögern, die unter dem Schutz der Reichswehr die Feme der Schwarzen Reichswehr verübt hat. Endlich hat sie, die Abteilung I A, unter dem Druck der öffentlichen Meinung sich dazu verstanden, wenigstens drei der Mörder durch Plakate in Berlin und „andern Städten des Reichs" zu suchen und auf ihre Ergreifung eine Belohnung zu setzen. Ungeschickter hätte mans nicht machen können; und wenn trotzdem schon in den ersten Tagen fast 100 Zeugen aufgetreten sind und ihre Aussagen zu Protokoll gegeben haben, so ist das ein Resultat, das den Behörden nur unangenehm ist. Die Summe der Aussagen beweist nämlich die Notwendigkeit einer zentralen Prozeßführung gegen die Feme des Jahres 1923 oder zumindest einer Zusammenfassung der Küstriner, der Spandau-Döberitzer und der Mecklenburger Fememord-Serien. Gericht und Polizei lehnen diesen Großprozeß ab, weil die Aufklärung der Verbrechen um — Wochen verlängert werden würde. Ach, der Täter, seine Anstifter und seine Helfer sind schließlich bald ermittelt; aber die Urheber, die Geldgeber, die Politiker, die ein Interesse an der intensiven Tätigkeit der Feme hatten, sind nicht so leicht zu fassen, zumal dann nicht, wenn erst Jahre vergehen mußten, bis man sich am Alexanderplatz davon überzeugt hatte, daß die Zeugenaussagen von Fememorden keine Schauermärchen waren.

Die Plakate kommen zu spät. Die Morde stammen aus dem Sommer 1923, und jetzt ist es Anfang 1926. Die Täter befinden sich zum größten Teil erst seit Herbst 1925 in Haft. Viel, viel zu viel Zeit hat man ihnen gelassen, alle Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen. Da ist die Plakatierung eine lächerliche Geste. Mehr als solch eine Geste hat man auch gar nicht bezweckt — wie hätte man sonst fertigbringen können, unter den zur Aussage aufgeforderten Zeugen Leute zu nennen, die ihre Angaben längst zu Protokoll gegeben haben! Das Volk wollte Namen, Tatsachen, Bilder und hat sie bekommen. Um die Harmonie des Gesamteindrucks zu erhöhen, hat man das Bild des Friedrich Wahrnecke mitpubliziert und unter die Mörder gereiht, ohne daß er wegen Beteiligung am Mord gesucht würde. Auf Anfragen bei der Polizei heißt es: „Den haben wir nur so da drauf gesetzt!" Kurz: die späte Aufforderung zur Unterstützung der Polizei verdanken wir weniger dem Pflichteifer und Interesse der Herren als vielmehr: erstens der Rücksicht auf die Stimme des gemeinen Volkes; zweitens dem drohenden Eingriff der Rechtsausschüsse des Reichs- und Landtages; drittens dem Drängen des Justiz- und Innenministeriums; viertens der Hoffnung, andre als offiziöse Meldungen zu den Fememorden unglaubwürdig machen zu können.

Das Plakat kommt aber nicht nur zu spät, sondern ist auch unzureichend. Abgesehen davon, daß ein solches Plakat in jedes Nest des deutschen Reiches und nicht nur in einige „andre Städte" gehört: die Personalbeschreibung der gesuchten Fememörder ist überhaupt nicht zu finden. Das Plakat verrät, zum

Beispiel, den Namen Büsching, der längst mit einem andern vertauscht ist, nennt Geburts-Ort und -Datum, die man Keinem ansehen kann, und gibt eine Photographie, die — wie fast alle Zeugen versichern — durchaus unähnlich ist. Eine so lächerliche Ausschreibung hat die Polizei noch niemals herausgebracht. Dabei handelt sichs hier doch nicht etwa um irgendeine Unterschlagung oder Falschmünzerei, sondern um die gemeinsten und brutalsten Verbrechen, die Deutschland je zu verfolgen gehabt hat.

Die Belohnung wird es gewesen sein, die die Armee von Zeugen angelockt hat, da denen selbstverständlich nicht auffällt, daß die Belohnung nur auf die Ermöglichung der Verhaftung dieser Fememörder ausgesetzt ist. Um die Gefahr einer Verhaftung zu vermindern, reißt man die Plakate ab, wo man kann. Zweck haben sie also nur in beschränktestem Maße. So sehr die Tatbestände der Morde an chinesische Dramen erinnern: die Aufklärungsarbeit der Behörden ist ein Lustspiel mit kriminellem Einschlag und sein bester Witz, daß die Polizei heute so tut, als seien die Verbrechen vorgestern begangen worden. Ein Scherz, den man sich allerdings auf Kosten des Volkes, auf Kosten der beklagenswerten Angehörigen unschuldig ermordeter Menschen leistet.

Zurück zum Balkan? von Hans Glenk

Seit Wochen hallen die Blätter wider von der immerhin großzügig angelegten und recht weite Kreise ziehenden und umfassenden Affäre der ungarischen Notenfälscher. Das Wunder ist geschehen: die ganze Welt ist auf Ungarn aufmerksam geworden und betrachtet es mit einmütiger Mißbilligung. Was die Karolyi-Zeit, die Räte-Regierung, der weiße Terror nur vorübergehend vermocht, was die Greuel der Heijas-Banden, die Massakres, die „Selbstmorde" jüdisch-sozialistischer Ungarn — die vorm Sprung in die Donau sich merkwürdigerweise die Augen auszustechen und die Hände auf dem Rücken zusammenzubinden pflegten — nicht zustande gebracht hatten: das vermochte — wie begreiflich! — die Bedrohung des internationalen Kapitals. Jetzt hilft kein Mundspitzen mehr, jetzt muß gepfiffen werden. Und die Welt stellt sich vor ihre heiligsten Güter und pfeift Halt.

Es ist der gegebene Augenblick, sich einmal über Voraussetzungen und Beschaffenheit dieses uns so nahen und dabei so unbekannten Landes klar zu werden, das auf neuern Atlanten mit Recht Magyarien heißt; wir haben in der Schule noch gelernt, es Ungarn zu nennen. Oder vielmehr: wir haben es kennen gelernt in der Verbindung Oesterreich-Ungarn, Doppelmonarchie, durch Personalunion eines dem andern unauflöslich verbunden. Wir erfuhren zwar, daß Ungarn vom Stamm der Magyaren bewohnt sei, der seine eigne Sprache spreche; aber für uns, die wir geschult waren, von oben nach unten zu sehen, den Herrscher mindestens als Exponenten des Volkes zu betrachten, blieb Ungarn ein Anhängsel Oesterreichs, im Grunde eine großdeutsche Angelegenheit. Ich entsinne mich noch meines Erstaunens, als mir einmal kurz vor dem Kriege ein Honved-Offizier wütend erklärte, er sei nicht oesterreichisch-ungarischer Offizier, sondern ausschließlich ungarischer, und das bedeute etwas

ganz Andres, da die K. K. und die K. U. Armee zwei völlig verschiedene Dinge seien — „Gott sei Dank". Ich war damals noch ein Kind; dennoch kamen mir, als er das Alles in erregtem und leicht gebrochenem Deutsch vorbrachte, zum ersten Mal Zweifel an der Zuverlässigkeit unsres Geographie-Unterrichts.

Merkwürdigerweise hat sich die Vorstellung von der Unteilbarkeit des Begriffs Oesterreich-Ungarn im deutschen Unterbewußtsein über Krieg und Revolution hinaus so unverändert erhalten, daß man in Deutschland auch bei gebildeten und politisch interessierten Leuten nicht selten der Auffassung begegnet, Ungarn sei, ebenso wie Oesterreich, Republik und Herr Nikolaus von Horthy ihr Hindenburg, das heißt: Präsident. Horthy ist aber legitim und verfassungsmäßig, was unsre Rechte illegitim und verfassungswidrig aus Hindenburg machen möchte oder hat machen wollen: Platzhalter des Königs, Reichsverweser. Magyarien ist, so lautet die offizielle Formel, ein Königreich, das sich durch außenpolitische Gründe gezwungen sieht, den König außer Landes zu halten. Dieser König heißt Otto, ist der älteste, dreizehnjährige, Sohn Karls IV. und lebt unter der unbeirrbaren Führung seiner gescheiten und bigotten Mutter fern im Süd ein entsetzlich unterrichtsbelastetes Leben. Dort, in Lequeito, empfängt er, neben seltenem Wiener Besuch, des öftern Budapester Abordnungen, die er durch seine unbestreitbare kindliche Schönheit und sein perfektes Magyarisch entzückt. Geburts- und Namenstag „Seiner Majestät des Erbkönigs" werden in den Kirchen der ihm getreuen Hauptstadt Budapest mit Hochämtern und feierlichen Messen begangen, zu Weihnachten gedenken gefühlvolle Zeitungsartikel der verbannten königlichen Kinder, gewisse Kreise senden Geschenke, und im übrigen nimmt die Öffentlichkeit nicht allzu viel Notiz von diesem Teil des nationalen Unglücks. Man begnügt sich damit, theoretisch ein Königreich zu sein, und wartet in Geduld auf die bessern Zeiten, wo man es auch praktisch wieder sein wird.

Ob es je zu dieser Praxis kommt, das ist allerdings die Frage, und noch viel unentschiedener ist die andre: wer denn dann tatsächlich an der Spitze dieses Königreiches stehen wird. Offiziell spricht man in rührender Treue zum angestammten Herrscherhaus zwar immer nur vom Erbkönig Otto; jedoch verfügt dies angestammte Herrscherhaus selbst über allerhand kräftige Nebenzweige, die vor dem legitimen Herrscher den Vorteil haben, nicht außerhalb Ungarns leben zu müssen. Das wimmelt in Budapest nur so von Erzherzögen und Erzherzoginnen, die alle miteinander so populär sind wie früher einmal, und bald wieder, die Hohenzollernprinzen in Berlin. Am populärsten ist der neuerdings dauernd und nicht immer in erfreulichen Zusammenhängen genannte Erzherzog Albrecht, ein gebildeter und charmanter junger Mensch, der hauptsächlich auf Betreiben seiner klugen Mutter, der Erzherzogin Isabella, das Protektorat ungefähr sämtlicher Jugendorganisationen sämtlicher Konfessionen verwaltet, mit dem höchst selbstverständlichen Erfolg, daß die ganze Generation, die in fünf bis zehn Jahren erwachsen sein wird, zu seiner Fahne schwört. Auch in den Komitees aller möglichen internationalen Unternehmungen spielt Erzherzog Albrecht eine Rolle, keiner seiner Vettern kommt ihm darin gleich, und wenn auch nicht grade offiziell, so doch schon recht offiziös ist er der aussichtsreichste Thronprätendent gegen den kleinen Otto. Der Abwesende hat immer Unrecht...

Nicht unerwähnt bleibe in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß, wie Otto nicht nach Ungarn hinein-, so seine mehr oder minder getreuen Vettern nicht aus Ungarn herauskönnen, es sei denn im Flugzeug. Aus Oesterreich sind sie ohnehin verbannt, und die übrigen Grenzstaaten: Tschechoslowakei, Serbien, Rumänien geben ihnen weder das Aufenthalts- noch auch nur das Durchreisevisum. Als vor anderthalb Jahren Erzherzog Joseph Franz in Sybillenort die jüngste Tochter des sächsischen Exkönigs heiratete, unternahm er die Hochzeitsreise zu Schiff von Passau nach Pest keineswegs um der Romantik der Wachau willen, sondern einfach deswegen, weil ihm die durch tschechoslowakisches oder oesterreichisches Gebiet führende Eisenbahnfahrt aus jenen Gründen nicht möglich war. Allerdings wurden er und Anna Pia Monica, die jetzt Erzherzogin Anna heißt, durch die königlichen Ehren des Budapester Empfangs reichlich für die Unfreundlichkeit der Nachfolgestaaten und die verregneten Tage auf der Donau entschädigt. Trotzdem ist es, wie man sieht, heutzutage nicht unbedingt beneidenswert, Königlich Ungarischer Erzherzog zu sein.

Hauptsächlich deshalb nicht, weil es da, trotz aller Popularität, noch eine im Geheimen und gelegentlich schon recht öffentlichen ziemlich mächtige Partei gibt, die die Ansicht vertritt, die habsburgischen Erzherzöge hätten in Ungarn nichts zu suchen; am allerwenigsten aber besäßen sie Anrechte auf den theoretischen ungarischen Thron. Dies Anrecht stünde nicht einem aufoktroyierten und landfremden, sondern einzig einem einheimischen kernmagyarischen Adelsgeschlecht zu, wie sich deren elf noch einwandfrei aus der Zeit der hunnischen Eroberung erhalten haben. Diese elf können einstweilen damit anfangen, den magyarischen Königsthron unter einander auszuknobeln — viel Vergnügen!

Ganz so scherzhaft, wie sie sich anhört, ist die Sache aber nicht. Man entsinnt sich vielleicht, daß vor knapp zweieinhalb Jahren an der ungarisch-oesterreichischen Grenze der — auch jetzt im Zusammenhang mit der Falschgeldaffäre wieder viel genannte und seit einigen Tagen sogar verhaftete — ungarische Abgeordnete Franz Ulain festgenommen wurde, als er grade nach Bayern reisen wollte, in der Aktenmappe den Bündnisvertrag mit Herrn Adolf Hitler. Ulains wichtigster Mitverschworener, der mit ihm, gestützt auf zweihundert Hitlerianer und die Stoßtrupps der Erwachenden Magyaren, die Verfassung zu stürzen gedachte: Dr. Bela von Szemere de genere Huba, erklärte dem Untersuchungsrichter auf die höhnische Frage, ob er wohl habe Reichsverweser werden wollen, mit ruhiger Verachtung: „Reichsverweser — ich? Der De genere Huba ist? König habe ich werden wollen!" Mit dieser Erklärung war es ihm vollkommen ernst, und es störte ihn nicht im Geringsten, daß er im bürgerlichen Leben vorerst noch Chefarzt des Weißen-Kreuz-Spitals war. Selbstverständlich ist er es auch geblieben. Ihm und Herrn Ulain hat das bißchen Festung nicht geschadet. Tout comme chez nous.

Aber ob nun die Kernmagyaren den Thron Ungarns besteigen werden oder nicht: die Gestaltung von Ungarns Zukunft wird sehr bald in ihrer Hand liegen. De facto gestalten sie schon seine Gegenwart, und zwar einfach dadurch, daß die Gegenströmungen von Regierungs- und Arbeiterparteien, die diese Einwirkung verhindern könnten, nicht oder nur scheinbar vorhanden sind. Die Rolle der

Arbeiterpartei ist in dem Agrarland Ungarn ohnehin gleich Null, und die Regierungsparteien arbeiten ja nicht erst seit dem Krieg in einer Richtung, die zwangsläufig zu völliger Magyarisierung führt. Nun ist es wahrlich das gute Recht von Land und Volk, das zu werden, was es ohnehin schon ist, nämlich hier magyarisch, oder es wieder zu werden, wenn es — wie Ungarn im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts — gewaltsam daran gehindert worden ist. Nur muß man sich klar darüber sein, welche Folgen eine solche hundertprozentige Nationalisierung haben wird, und die Folge für Ungarn heißt zweifelsohne: Balkan.

So wie es das Klima ist, das die menschliche Entwicklung eines Volkes bestimmt, so sind es Lage und Sprache, von der seine Stellung zu und zwischen andern Völkern abhängt. Und die Sprache ist es, durch die Ungarn isoliert wird, seine Sprache, die mancher Ausländer trotz jahrzehntelangen Aufenthalts in Ungarn nicht zu erlernen vermag, die nicht indogermanisch, also auch nicht, wie man gelegentlich behaupten hört, slawisch, sondern dem Slawischen nur durch eine Anzahl Lehnwörter verbunden ist, eine Sprache, in der man anders zu denken lernen muß, da sie auf völlig andern, nämlich nicht indogermanischen Konstruktionsgrundsätzen beruht als die germanischen, romanischen, slawischen Sprachen. Sie kennt das Hilfszeitwort haben nicht; Verbindungswörter wie mit, durch, für, unter werden zu Fällen des Hauptworts; das besitzanzeigende Fürwort wird angehängt; die Konjugation ändert sich jenachdem, ob ein Objekt beim Zeitwort steht oder nicht. Die einzigen ihm verwandten Sprachen sind in Europa das Türkische und das Finnische. Aber Türkei und Finnland sind Grenzländer, Übergänge nach Asien, Ungarn ist noch ein Land der Mitte, und darum muß es die ihm durch seine Sprache auferlegte Isolierung auszugleichen suchen. Frühere Geschlechter empfanden das stärker als die heutigen; die Parlamentswie auch die Umgangssprache der Gesellschaft war in Ungarn bis etwa 1840 das — Lateinische. Dann erwachte das Nationalbewußtsein, und das verachtete Magyarisch, die Sprache der Bauern und des niedern Stadtvolks wurde künstlich zur Schriftsprache gemacht, wobei es nicht ohne Renkungen und Gewaltsamkeiten abging. Gleichzeitig sorgte aber der Zusammenhang mit Oesterreich und die Herrschaft der Habsburger für kulturellen Rückhalt am Deutschtum, ohne den die zwanzig Millionen Magyaren einfach nicht bestehen konnten.

Dieser Zustand dauerte bis 1904. Dann gelang dem — heute zweiundachtzigjährigen — Grafen Albert Apponyi, der selbst mit größter Leichtigkeit und Vollendung fünf Sprachen spricht und aus diesem und andern Gründen, vornehmlich auch wegen seiner wirklich prachtvollen und ungebeugten greisen Riesenerscheinung, seit Jahr und Tag als kulturelles Aushängeschild seiner Nation dient — in diesem Jahr 1904 also gelang ihm, sein berühmtes Schulgesetz durchzubringen, durch welches das Magyarische als ausschließliche Unterrichtssprache eingeführt und die deutsche Sprache als Unterrichtsfach in den Volksschulen abgeschafft wurde. Ob Graf Apponyi, wenn er heute in Genf und anderswo in so hinreißender Rede für das Recht der magyarischen Minderheiten in den an Serbien, Rumänien und die Tschechoslowakei verlorenen Gebieten plädiert, sich wohl der deutschen Minderheiten erinnert, die er selbst in einer Zeit tiefsten Friedens zu unterdrücken geholfen hat?

Jedenfalls sind die Früchte seiner Schulpolitik, begünstigt durch die Ereignisse von 1918, heute voll gereift. In der Hauptstadt der Tschechoslowakei, die schließlich für ihre Sprache den panslawischen Rückhalt hat und nebenbei erheblich antideutscher ist als Budapest — in Prag passiert einem auch ohne die captatio benevolentiae des Wörtchens „Prossim" nie mehr das, was einem in Ungarns Hauptstadt trotz allem „kérem szépen" dauernd geschieht: daß der um den Weg befragte Schutzmann auf eine deutsche Frage keine deutsche Antwort weiß. Aber nicht nur der Schutzmann, auch der Straßenbahnschaffner, der Billetteur der Untergrundbahn, der Eisenbahnkondukteur — sie alle, sofern sie unter Vierzig sind, sprechen kein Wort Deutsch, da sie ja nicht mehr im vorigen Jahrhundert in die Schule gegangen sind. In „dem" Reisebüro Budapests, dem großen „internationalen" Reisebüro im Vigádó, fand ich an der Kasse ein junges Mädchen, das nur seine Muttersprache kannte; nicht einmal das Wort „Schnellzug" und dergleichen Technika waren ihr in einem andern Idiom geläufig. Ich glaube nicht, daß die Berliner Reisebüros Angestellte beschäftigen, die nicht wenigstens ein paar Brocken Englisch oder Französisch zur Verfügung haben, und dabei ist das Deutsche immerhin eine Weltsprache, im Gegensatz zum Ungarischen. Übrigens trifft man in Budapest gelegentlich auch auf ältere Leute, die kein Deutsch „können", wobei es sich jedoch in der Mehrzahl der Fälle um Chauvinismus handelt — kein gutes Zeichen.

Selbstverständlich gibts Ausnahmen. Ausnahmen bilden, von den Schwabendörfern auf der Ofener Seite abgesehen: die Zahlkellner, die Dienstmänner, sämtliche Geschäftsinhaber — Alles in Allem eine ganz erkleckliche Anzahl von Menschen. Die Erklärung dafür ist sehr einfach: Geschäftsinhaber, Dienstmänner, Zahlkellner in Budapest sind Juden, die ewigen Ostpioniere der deutschen Sprache. Es ist fast unvorstellbar, wieviel Juden es in Budapest gibt. Als der Inhalt des Vertrags Hitler-Ulain bekannt wurde, worin unter anderm ein Paragraph besagte, es sollten an einem bestimmten Tage 200 gut bewaffnete Hitlergardisten in Budapest eintreffen, sämtliche Juden zusammenfangen und in Konzentrationslager verbringen — da ging ein unendliches Gelächter durch die Caféhäuser am Korso und Ring: die Budapester Juden zählen ihrer nämlich 250 000, genau ein Viertel der hauptstädtischen Gesamtbevölkerung. Diese Viertelmillion nun hat aus sich eine Oberschicht hervorgebracht, wie sie vielleicht nur in den internationalen Dynastien der Rothschilds und einiger andrer ihresgleichen hat; sie hat Frauen und Männer von unaufdringlichster Vornehmheit in ihren Reihen, sie verfügt über Kunstschätze von internationalem Ruf, und sie beschickt die internationale Arena mit den besten Sportsleuten Ungarns. (Der ungarische Fechtchampion, zum Beispiel, ist Jude.) Die 250 000 Juden sind es, die zehn bis zwölf guten Theatern ermöglichen, die elegantesten Schauspielerinnen im Pariser Stil vor einem strahlend luxuriösen Publikum entzückend spielen zu lassen — ohne daß freilich die neue Dramatik im Programm eine mehr als experimentelle Rolle innehätte. Auch mit den Opernbühnen steht es mäßig. Aber im Konzertwesen marschiert Budapest an der Spitze. Alles kommt hin an Musikern, was gut und teuer ist, wird umjubelt und verwöhnt und kehrt brennend gern wieder, da, wie mir ein in Ungarn sehr gefeierter berühmter deutscher Dirigent kürzlich begeistert sagte, das ungarische Publikum und be-

sonders die Aristokratie nicht nur enthusiasmiert, sondern auch verständnisvoll sei wie keine zweite. Er nannte mir dann als Beispiel ein oder zwei Barone von magyarischem Namen und war sehr erstaunt, von mir zu hören, daß es sich dabei um jüdische und nicht um magyarische Aristokratie handle, und daß es der Extrakt jener 250 000 sei, dem er seine Erfolge schulde. Sie sind es, denen Budapest Ansehen und Anschein einer Weltstadt verdankt, auf ihnen ruht die „ungarische" Kultur. Auf ihnen und den Siebenbürgener Sachsen, den Deutschstämmigen, die das sachlichere, im Allgemeinen mehr der Wissenschaft zugewandte und sie fördernde Gegengewicht bilden. Auf dem Untergrund des Magyarentums aber schwimmt diese ganze Kultur wie Öl auf dem Wasser — unverbunden. Die Namen, die bei uns die ungarische Gegenwartsliteratur und somit das eigentliche Geistesleben des Landes vertreten — Molnár, Biró, Lengyel, Szép, Heltai —, gehören Juden, keinen Magyaren. Nur die Musiker — Bartók, Kodaly — müssen ausgenommen werden.

Die ungarischen Juden sind, von den paar Radikalisten der Rätezeit abgesehen, ihrem zutiefst konservativen Wesen entsprechend, Legitimisten, treue Stützen des Hauses Habsburg, die zuverlässigsten Paladine des kleinen Erbkönigs. Der Grund ist, über den Konservativismus hinaus, ein recht konkreter: die Habsburger haben grade in Ungarn die Juden nach Kräften favorisiert und — baronisiert, um sich in den wirtschaftlich kräftigsten Kreisen ein Gegengewicht gegen die wenig schmiegsamen Magnaten zu sichern. Die ungarischen Juden sind aber durchaus nicht nur habsburgisch gesinnt: sie sind auch durchweg von einer glühenden Liebe zu dem Land erfüllt, in dem sie verachtet, verfolgt und gemartert wurden wie — Rußland und Polen ausgenommen — in keinem zweiten Staat Europas. Ihre Vaterlandsliebe artet gradezu ins Chauvinistische aus: Budapest ist die schönste Stadt der Welt, Ungarn das schönste Land, das die tapfersten Männer, die schönsten Frauen, die größten Künstler, die feurigsten Weine und die beste Küche hervorgebracht hat. Kein Kernmagyar kann sein Land begeisterter preisen als der ungarische Jude. Wahr ist von all diesen Superlativen meiner bescheidenen Meinung nach nur die beste Küche, wofür denn auch jedes dritte Haus in Pest ein Café oder Restaurant ist und jedes fünfte eine Apotheke für die verdorbenen Mägen. Was dazwischen liegt, sind Modeläden für Mann und Weib.

Es ist bekannt, wie Ungarn den Patriotismus seiner jüdischen Mitbürger vergilt: mit Bomben. Das grauenvolle Schicksal der hingemetzelten jüdischen Redakteure Somogyi und Bacso hat Aufsehen genug erregt; die Bombenattentate der — mittlerweile nachträglich freigesprochenen — Erwachenden auf den Elisabethstädter Klub und den Csongráder Frauenverein, nebenbei bemerkt: Jahre nach der Räteregierung geschehen, haben Dutzenden von Unschuldigen Leben oder gesunde Glieder gekostet. Mißhandlungen von Juden sind noch heute an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, wobei man gelegentlich auch mal einen Staatsanwalt von altmagyarischem Adel erwischt, meist aber im anschließenden Prozeß „nachweist", daß der Verprügelte der — Angreifer war. Was wird weiter geschehen? Das Magyarentum wird das Judentum nicht aufsaugen, sondern vernichten, mit dem Judentum wird die deutsche Sprache verschwinden, mit der deutschen Sprache verschwindet der kulturelle

Rückhalt am Nordwesten, und der Wegweiser zeigt klar und eindeutig nach Südosten, nach dem Balkan.

Amerikanisierter Balkan nannte Ludwig Hatvany vor Jahren schon seine Vaterstadt mit ihren prächtigen Brücken und Straßen, ihrer „ersten Untergrundbahn des Kontinents" — einer Spielzeugangelegenheit von höchstens der Länge der Schöneberger Nebenstrecke —, ihrem zweistöckigen Autobus, ihrem riesigen Trambahnnetz. Aber heute, nach Krieg und Revolutionen, furchtbaren territorialen Verstümmelungen und einer der oesterreichischen, wenn auch nicht der deutschen gleichen Inflation — heute ist das immerhin schmückende Beiwort Hatvanys nicht mehr recht am Platz. Die wilhelminisch ausgedehnten Straßen und Plätze sind schmutzig und verwahrlost, die Verkehrsmittel von einer katastrophalen Unzuverlässigkeit, manche Dinge der öffentlichen Organisation — wie die Garderobenverhältnisse in den so wichtigen Theatern und Konzerthäusern — spotten in ihrer Umständlichkeit und Desorganisiertheit jeder Beschreibung. Von Amerikanisierung ist äußerlich nichts mehr zu spüren, innerlich macht sich dagegen eine Verpreußung geltend, die nicht eben erfreulich wirkt. Statt der leise gschlamperten Wiener Liebenswürdigkeit: Berliner Geschnauze, anmaßende Unfreundlichkeit der Subalternen, ein kleinlicher Bürokratismus, der zwar Gemeingut der internationalen Beamtenschaft ist, aber doch in den Formen recht verschieden sein kann. Die ungarische Form ist die preußische; verpreußter Balkan — keine angenehme Mischung. Dabei herrscht in vielen Dingen eine Rückschrittlichkeit, die weder dem Preußentum noch dem Amerikanismus entspricht. Die Frau, obgleich verwöhnt und anscheinend sich jeder Freiheit freuend, ist in mancher Hinsicht noch nicht sehr weit über den Haremsstandpunkt hinaus gediehen. Es ist fast eine Unmöglichkeit für sie, spät abends allein über die Straße zu gehen; das tun nur Kokotten, und eine Dame, die es gleichfalls tut, riskiert dann eben, wie eine Kokotte behandelt zu werden. Wie man mit einer anständigen Frau anbandelt, das ahnt der feurige Magyar nicht, das müßte er erst in Deutschland lernen. Aber wahrscheinlich ist ja sein Standpunkt der sittlich höhere . . . Immerhin zwingt die Not der Zeit auch die Ungarin, entgegen ihrem tatsächlich vorhandenen Hang zu üppigem Haremsleben, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Und das bekommt ihr manchmal schlecht genug. Ich habe erlebt, daß ein Kapellmeister eine der Presse zugänglich gemachte Generalprobe abklopfte, da er unter den Anwesenden eine Dame bemerkte und die Probe „nur für die Presse" stattfände. Keine Versicherung, daß die Dame die Musikreferentin einer großen französischen Zeitung sei, nützte ihr: der Kapellmeister spielte erst weiter, nachdem sie den Saal verlassen hatte. Eine der Eisenbahndirektionen, bei der eine deutsche Zeitungskorrespondentin um die landesübliche Freifahrtkarte einkam, erklärte: an Damen gäbe sie keine derartigen Legitimationen — nur an Journalisten!

Zurück in den Harem — zurück zum Balkan!

Man braucht das Ausland nicht — man braucht Europa nicht. Der kluge Graf Bethlen mag reden und versichern, soviel er will: sein Land dankt es ihm nicht. Sein Land, verkörpert in den Erwachenden, will die splendid isolation. Es schließt sich ab mit den rigorosesten Zollgesetzen und den schauerlichsten Grenzkontrollen, vergeudet aber gleichzeitig Millionen in Schmuggelgeldern, um die

Luxuswünsche seiner Einwohner befriedigen zu können — und wird dabei immer teurer. Die Isolation wird es erreichen, den splendor kaum. Ungarn ist nicht England, und wir leben 1926. Wenn es weiter diesen seinen Kurs steuert — der übrigens in der Presse kurzweg immer nur „Kurs" genannt, und worunter die christlichnationale Richtung verstanden wird —, wenn sich nicht im Zusammenhang mit den letzten Geschehnissen tatsächlich der Völkerbund einmischt und das Land sozusagen gegen seinen Willen zum Glück, also in eine gänzlich andre Richtung zwingt: dann ist das Fragezeichen hinter dem Titel dieser Betrachtungen bereits überflüssig. Dann geht sein Weg fraglos und grade: zurück zum Balkan.

Arcos Festungshaft von Ernst Toller

Graf Arco war zu Festungshaft verurteilt worden. Aber er wurde nicht etwa in die Festungsanstalt überführt, in der die sozialistischen Gefangenen ihre Strafen verbüßen mußten. Für ihn eröffnete man eine eigne Anstalt in Landsberg am Lech. Ihn trafen nicht die neuen Bestimmungen über Strafvollzug. Er durfte unbeaufsichtigt Besuche empfangen, durfte ungehindert Licht brennen, schreiben, in monarchistischen Blättern monarchistische Aufsätze veröffentlichen, Spaziergänge in die Stadt machen, auf einem Gut in der Nähe von Landsberg die Landwirtschaft erlernen, dort den Abgeordneten der Bayrischen Volkspartei, Herrn Georg Heim, zufällig treffen und Gespräche mit ihm führen.

Den zu lebenslänglicher Festungshaft Verurteilten begnadigte die bayrische Regierung im Jahre 1924. Die amtliche Mitteilung lautete: „Die Strafverfolgung gegen den Grafen Arco wurde auf Grund eines Ministerratsbeschlusses am 13. April 1924 mit Aussicht auf spätere Bewilligung einer Bewährungsfrist unterbrochen."

Dazu schreibt der Miesbacher Anzeiger Donnerstag, am 17. April 1924: „Seine Freilassung geschah nach der aus dem Hitler-Prozeß übernommenen Formel der Strafunterbrechung mit Aussicht auf Bewährungsfrist, die er auch einhalten kann, da es in Bayern ja keine Tyrannen mehr zu beseitigen gibt. Er ist inzwischen 27 Jahre alt geworden, gewachsen, breit geworden, ein fester Kampl, und soll sich jetzt seines Lebens freuen wie seiner Tat fürs Vaterland."

Ueber den ersten Empfang in der Freiheit berichtete die ‚Münchner Post': „Der begnadigte Eisner-Mörder Graf Arco wurde am 6. Mai bei seiner Rückkehr in sein Schloß Sankt Martin im Innkreis von der Bevölkerung des Dorfes auf das lebhafteste gefeiert. Die erste Begrüßung vollzog am Nachmittag die Gemeindevertretung mit dem Bürgermeister an der Spitze, ferner die Beamtenschaft und Abgeordnete sämtlicher Ortsvereine. Abends versammelte sich das Volk in einem Lampionzug mit Musik vor dem Schloß. Hieran schloß sich im Schloßhof ein geselliges Beisammensein, bei dem mehrere Reden auf den heldenhaften Grafen gehalten wurden. Spät nachts wurde der junge Arco unter brausenden Hochrufen und Fahnen und Musik ins Schloß geleitet."

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

IX

Walther Rode

Man muß, will man Oesterreich schildern, von den Außenseitern sprechen. Das ist nicht erst seit heute so, aber heute mehr so als früher: daß die Offiziellen Mittelmäßigkeiten sind und Die, die etwas bedeuten, sich abseits halten. Darum ist nicht leicht ein richtiges Bild von diesem Volk zu bekommen. Man sieht als seine legitimierten Vertreter so oft nur glatte Flachköpfe von ländlich-biederer Liebenswürdigkeit, die etwas unbeholfen deutsch reden. In irgendeinem Dorfwirtshaus oder auf einer Vicinalbahn, auf einer Hütte oder in einem Caféhauseck trifft man dann einen Kreuz- und Querkopf, der es faustdick hinter den Ohren hat, und von dem man meint, er müsse allein einen halben Staat mit Geist versorgen können. Aber wenn man Wiener fragt, wer er ist, kennen sie ihn nicht, oder irgendeiner weiß von ihm, er sei ein Narr oder ein Besserwisser, meistens ein Raunzer und jedenfalls ein in weiten Kreisen unbekannter Einzelgänger, der nur in irgendeinem kleinen Kreis, „Kletzel" genannt, eine Art von Berühmtheit genießt. So ist Oesterreich nun einmal. Es weiß von altersher mit seinen Männern nichts anzufangen. Darum hat es auch viele, mit denen nichts anzufangen ist. Darum ist es die Heimat der Anarchisten und Defaitisten und darum auch auf seinen wahren Wert und Gehalt so schwer zu beurteilen.

Walther Rode ist Rechtsanwalt, aus Czernowitz, wo viele Wiener herstammen, die ja alle nicht aus Wien sind, ein großer, starker, dicker Mensch mit einem runden Kopf, einem runden Gesicht und runden Augen. Er sieht eigentlich aus wie ein großer schlimmer Bub, der trotzt und darüber nachdenkt, wie er den Lehrer ärgern kann. Seitdem er mir einmal erzählt hat, daß es zu seinen Kindergewohnheiten gehörte, die Frau Doktor Eugenie S. auf dem Schulweg zu prügeln, kann ich ihn mir nicht mehr anders vorstellen als mit kurzen Hosen und Tintenfingern, wie er die berühmte Philanthropin am Zopf reißt. Ich glaube auch, er hat sich seitdem nicht verändert. Eigentlich werden wir ja Alle nie erwachsen, wir tun nur so. Aber Walther Rode tut nicht einmal so.

Dieser Mann also hat schon einige Schriften und Reden in seinem Leben verfaßt, die sehr bemerkenswert waren, und ist dann gleich wieder in die Anonymität zurückgekehrt, in der er sich wohlfühlt. Ich hätte keinen Anlaß, ihn grade jetzt unter die Oesterreichischen Köpfe einzureihen, wenn er nicht vor kurzer Zeit eine Schrift verfaßt und eine Rede gehalten hätte, die beide etwas ganz Außerordentliches sind, ja, die Phänomene darstellen, wie sie den Bewohnern der kaiserlich deutschen Republik einfach undenkbar erscheinen müssen.

Das kam so. Es gab einen Prozeß Pruscha in Wien. Ein altes Weiberl, das die komische Angewohnheit hatte, junge Hakenkreuzbuben gegen Erweisung von Minnedienst bei sich wohnen und essen zu lassen, war eines Nachts gestorben, und

zwar war sie nach der Meinung des Amtsarztes erwürgt worden. Obwohl dem Laien nicht unwahrscheinlich vorkam, daß ihr derzeitiger Bettgeher und -lieger, ein zwanzigjähriger Hitlerianer aus Thüringen, der kein erstklassiges Alibi aufzubringen hatte, ihr den Hals zugedrückt habe, versteiften sich Polizei und Staatsanwaltschaft auf ihre Freundin, auch ein altes Weiberl namens Pruscha, und es gelang der Justiz, die Geschworenen in einen Schuldspruch hineinzureden. Im Augenblick der Verurteilung begann ein heftiger öffentlicher Kampf gegen das Urteil, und so kam die Sache wohlvorbereitet vor die Revisionsinstanz, den Obersten Gerichtshof (wie hier das Reichsgericht heißt). Der aber verwarf, unter offen zu Schau getragener Mißachtung des plädierenden Verteidigers, die Nichtigkeitsbeschwerde.

Jetzt trat Walther Rode auf den Schauplatz. Er hatte bis dahin nichts mit dem juristischen noch mit dem journalistischen Kampf um die Schuld der Pruscha zu tun gehabt. Einen Tag nach der Verwerfung der Revision publizierte er einen Artikel: ‚Der Kassationshof' in dem demokratischen ‚Morgen' Maximilian Schreiers. Und man sah aus diesem Pamphlet, wie intensiv er die ganze Affäre miterlebt haben mußte, während er schwieg; wie sie ihn geschüttelt und erschüttert haben mußte, während er ein unbewegter Zuschauer zu sein schien. Wenn Egon Erwin Kisch eine Neuauflage seines ‚Klassischen Journalismus' macht, so muß er diesen Artikel aufnehmen. Er liest sich, als ob er aus einem glühenden Ofen herausgeschleudert wäre; und, obwohl er einmalig, ohne Vorgang oder Fortsetzung ist, als ob er aus einem Buche oder aus einem Leben der Pamphlete herausgerissen wäre. Er verbrennt die Augen und läßt die Nerven zittern, man fürchtet sich vor ihm, fürchtet für den Verfasser und fürchtet für den Kassationshof, fürchtet auch für den Staat, der in Ehrerbietung diesen Gerichtshof als den obersten betrachten soll. Einer von diesen, denkt man, kann das nicht überleben.

Man höre... Aber nein, ich will erst die Geschichte zu Ende erzählen, eh' ich mir das Vergnügen des Zitierens mache.

Also die Staatsanwaltschaft sah, daß das denn doch nicht ging, und stellte Walther Rode mit dem Herausgeber des ‚Morgen' unter Anklage. Wir haben hier das Glück, daß es noch Schwurgerichte gibt, und daß Pressesachen zu ihrer Kompetenz gehören. (Davon ahnt das republikanische Deutsche Reich nichts, hier aber war es auch unter Franz Joseph so.) Es mußte also nicht unbedingt mit vieljährigem Gefängnis endigen; trotzdem war man allgemein nicht grade siegesgewiß. Wenn aber die Volksrichter schuldig sprachen, so ließen es die gelehrten Richter gewiß nicht unter vielen Monaten abgehen. Nur Rode selbst versicherte: „Die Geschworenen werden mich schon verstehen."

Er ist nicht einmal ein guter Redner im üblichen Sinn, die Worte gehen ihm nicht leicht vom Mund, er spricht abgehackt, stockend, es drängt sich zuviel in seinem Gehirn, als daß ein leichter Abfluß möglich wäre. Als Zwischenrufer ist er gefürchtet, weil er scharf, witzig, aggressiv ist. Seine Rede aber

ist oft überladen, oft abschweifend, sie dröhnt nicht, ermangelt des Schwungs und Pathos. Außerdem beliebt ihm nicht selten, lieber die Zuhörer zu ärgern, statt sie für sich zu gewinnen. Nein, man war nicht sehr optimistisch gestimmt.

Rode sprach drei Stunden, die Geschworenen verneinten die Schuldfrage mit zehn zu zwei Stimmen, die Frau des Ersten Staatsanwalts bekam einen Weinkrampf, und jetzt liegt die Rede als eine dicke Broschüre vor: ‚Gericht über den Obersten Gerichtshof'. Es steht drin: „Meine Herren! Ich bin angeklagt, zu Haß und Verachtung gegen den Kassationshof aufgereizt zu haben. Ich wollte zu Haß und Verachtung gegen den Kassationshof aufreizen!" Ja, das war die seltsame Verteidigungsmethode dieses Angeklagten: er häufte das Verbrechen, dessen er angeklagt war. Er hatte ein Pamphlet von zwei Spalten geschrieben und sprach ein andres von sechzig Seiten. Und wenn ihm das eine die Anklage gebracht hatte, so trug ihm das andre den Freispruch ein. Und nun komme ich zu den Zitaten, die ein schwaches, aber doch ein Bild davon geben können, was hier an Verunglimpfung geleistet worden ist.

> Schon früher habe ich der mala bestia der letztinstanzlichen Senate alle ihre Bösartigkeiten und Sünden in die Zähne hinein aufgezählt.
>
> Der Kassationshof ist dieselbe Versammlung von Justamentariern geblieben, die er immer war; ein Orden, dessen Mitglieder sich zweimal wöchentlich versammeln zum Choral: „Die Nichtigkeitsbeschwerde wird verworfen."
>
> Da das ganze Verfahren vor dem Kassationshof nichts ist als Spiel und Routine, da Urteilsgründe so billig sind wie Brombeeren und ebenso leicht für Verwerfung wie für Stattgebung gefunden werden können . . .
>
> Aber der Kassationshof ist auf Nein eingestellt; er spricht einfach ab; er will einfach nicht; er läßt sich nicht drängen. Der Verteidiger wird vom ersten bis zum letzten Wort widerlegt; was er sagt, ist tatsachenwidrig, rechtswidrig, überflüssig.
>
> Schon vor dem Urteilsspruch ruft der Kassationshof, ein unsichtbarer Sekundant jedes Rechtsbruches, dem Richter ermunternd zu: „Herr Doktor, nicht gewichen, frisch, nur zugestoßen, ich pariere!"
>
> Für den Kassationshof gibt es nur eine Erwägung, und diese ist, den Fall abzutun, nur um Gotteswillen keine Wiederholung des Prozesses zuzulassen. Um diesen Zweck zu erreichen, scheut er vor keinem Argument, vor keiner Vergewaltigung des Gesetzes zurück.
>
> Der Kassationshof kann auch anders. Wenn es sich nicht um eine Bedienerin ohne Distinktion, sondern etwa um eine Bedienerin handelt, die einmal den Leibstuhl eines Senatspräsidenten, wenn auch eines andern Gerichtshofes, verwaltet hat, und dieser Senatspräsident Referenten und Vorsitzende abgelaufen hat, so erlangen die Nichtigkeitsgründe eines solchen Weibleins unheimliche Kräfte. Durch die sonst eisige Reihe der Hofräte geht plötzlich mildes Verstehen; die Überzeugung von

der Stichhaltigkeit der Prozeßrügen glüht in ihren Gesichtern; der Verteidiger der gekränkten Verurteilten rückt vor zum Diener am Recht.

Das sind Stichproben aus dem Artikel des ‚Morgen'. In der Rede vor dem Schwurgericht war auch eine sehr gründliche historische Darstellung der bösen Taten des Obersten Gerichtshofes enthalten und eine erschöpfende Aufzählung der Nichtigkeitsgründe im Prozeß Pruscha — aber sie machen eben fünfzig von den sechzig Seiten aus, die ich hier nicht wiederholen kann und deshalb im Original nachzulesen Jedermann empfehle. Ich kann nur Endgültiges, Aphoristisches zitieren:

> Der Oberste Gerichtshof hat die Nichtigkeitsbeschwerde der Franziska Pruscha hochmütig, schleuderhaft, leichtfertig, pflichtwidrig zurückgewiesen.
>
> Sie sind, meine Herren Geschworenen, eine Art jüngstes Gericht, vor dem die Hofräte des Kassationshofes, schuldbeladen, sich zu verantworten haben.
>
> Nichtsnutzig das Nichtigkeitsverfahren, nichtsnutziger die Praxis, die es zum zwecklosen Spiel erniedrigt. Nichtswürdig der ganze Betrieb, der Hoffnungen erweckt, von vorn herein entschlossen, sie zu enttäuschen. Sie geben einer Nichtigkeitsbeschwerde von Zeit zu Zeit statt, um zu beweisen, daß ihre Fähigkeit nicht ganz steril ist. Gemessen an der Aufgabe, die ihnen zufällt: der Oberste Gerichtshof des Landes zu sein — leisten sie elende Arbeit. Nichts als Scheintätigkeit wird entwickelt. Zwanzig Lackierergehilfen, zu demselben Amte berufen, würden Besseres leisten.

Aber es gibt selbstverständlich nicht nur Kraftstellen und Zornausbrüche — „auch die Höflichkeit hat ihre Grenzen", heißt es nicht ohne Grund einmal in dieser Rede —, sondern auch süße kleine Bosheiten und Herabsetzungen. So wenn Rode — nebenbei — behauptet, „die Meisterschaft auf dem Waldhorn" habe schon manchen Landesgerichtsrat an den Obersten Gerichtshof gebracht, und dann dieses reizende Motiv wiederholt: man könne es dem Obersten Gerichtshof eigentlich nicht verargen, daß er „die Kämpfe um Freiheit und Unschuld als Behelligung im Waldhornblasen" auffaßt. Worauf dann das Waldhornthema mit Wucht geschlossen wird: „Die Gerechtigkeit ist ein Ideal, das ungestörte Waldhornblasen ist auch eines. Die da dürsten nach Gerechtigkeit, mögen darüber den Verstand verlieren."

Oder wie jenes Leibstuhl-Motiv aus dem angeklagten Artikel paraphrasiert und beendigt wird: „Ich habe die Leibstuhlbedienerin des Senatspräsidenten erfunden als Personifikation des Motivs letztinstanzlicher Milde. Ich habe diesen Kassationshof vom kurulischen Sessel heruntergelangt und auf den Nachttopf gesetzt, um ihn durch Erniedrigung zu strafen." Genug. Die Auswahl fällt mir zu schwer. Es gefällt mir Alles, was da an Respektlosigkeit, an Rücksichtslosigkeit und Hemmungslosigkeit des Angriffs geleistet ist, zu gut.

Besonders hervorgehoben war in der Anklage der Satz des Artikels: „Der Hofrat ist eine Strafe Gottes für ein Volk,

das unfähig ist, sich aus Beamtenhörigkeit zu befreien." Und der Angeklagte hat nicht verabsäumt, diesen schönen, aber wahren Satz den Hofräten, die ja auch beim Schwurgericht dabei sind, noch einmal gründlich zu wiederholen. Und das ist eben das Erfrischende und Erquickende an der ganzen Angelegenheit: daß, obwohl Oesterreich unter Beamtenhörigkeit steht, doch hie und da solche Dinge vor den Hofräten gesagt werden, die dann, durch Frechheit hypnotisiert, einen Augenblick ihre Allmacht vergessen. Wer könnte Gleiches in der deutschen Republik wagen? Aber freilich wird andern Tags der Pamphletist im Kampf ums Recht wieder ein bedeutungsloser Einzelgänger (dem die andern Hofräte, wenn sie ihm auf der Straße begegnen, liebenswürdig-verlogen zu seiner glänzenden rhetorischen Leistung gratulieren). Allmacht und Hörigkeit fangen wieder an, wo sie aufgehört haben.

Von Walther Rode aber ist noch zu sagen, daß er den Schwur, mit dem er sein Plaidoyer schloß, seinen vieljährigen Kampf gegen den Kassationshof nicht aufzugeben, bis er zur Grube fahre, fluchbeladen, gewiß schon vergessen hat, weil er vielleicht einer Astrologin lauscht, die ihm sein Schicksal aus den Sternen sagt; oder weil er einen neuen Roman aus dem Französischen übersetzt; oder weil er mit jungen Mädchen Tango tanzt; oder weil er jemand Andern am Zopf reißen muß. Es ist hier eben Oesterreich, das Ihr nicht versteht.

Presseverbot auf Umwegen von Hans Gathmann

Die Reichsverfassung garantiert eindeutig die Freiheit der Presse. Doch wie so viele „Errungenschaften" der neuen deutschen Verfassung steht die Freiheit der Presse nur auf dem Papier. In Wirklichkeit nämlich hat heute trotz verfassungsmäßiger Garantie der Pressefreiheit jede polizeiliche oder städtische Behörde die Möglichkeit, mißliebige Zeitungen zu verbieten, ohne daß dazu diese etwa durch die Art ihres Inhalts mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen brauchen. Die Handhabe zur Unterdrückung der Pressefreiheit, zum Verbot jeder Druckschrift mit unerwünschtem Inhalt bietet § 56 Ziffer 12 der Reichsgewerbeordnung aus dem Jahre 1869. Aus dem Jahre 1869! Da heißt es:

> Ausgeschlossen vom Feilbieten und Aufsuchen von Bestellungen im Umherziehen sind ferner:
>
> Druckschriften, andre Schriften und Bildwerke, insofern sie in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind oder mittels Zusicherung von Prämien oder Gewinnen vertrieben werden...

Die Auslegung, die dieser Kautschukparagraph in der Praxis erfährt, ist sehr eigenartig. Sie macht die Pressefreiheit überhaupt illusorisch. Mir liegt als Beweis die folgende Entscheidung der Polizeiverordnung in Liegnitz vom 21. Dezember 1925 vor:

> Gemäß §§ 42a, 43, 56 Ziffer 12 der Reichsgewerbeordnung ist die Polizei berechtigt, die Erlaubnis zur Verteilung von Druckschriften auf öffentlichen Wegen, Straßen und Plätzen

sowie im Umherziehen zu verbieten, wenn sie in sittlicher und religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind. Der Begriff der „Schriften, die in sittlicher Beziehung Ärgernis geben", beschränkt sich nicht auf geschlechtliche Sittlichkeit. Auch selbst ein politischer Inhalt kann unter Umständen gegen die Grundsätze der Moral verstoßen und sittliche Gefühle verletzen. Eine gerichtliche Beschlagnahme braucht einem polizeilichen Verbot keineswegs voranzugehen.

Die Folge einer so willkürlichen Auslegung eines Gewerbeordnungsparagraphen ist, daß nicht nur in Liegnitz, sondern auch in Oels, Görlitz, Glogau, Breslau und vielen andern schlesischen Provinzstädten, wo in Magistrat oder Polizei maßgebende Reaktionäre sitzen, nachweislich kommunistische, ja sogar demokratische Blätter vom öffentlichen Verkauf ausgeschlossen sind.

Die Zeitungshändler, die etwa auf städtischem Terrain Verkaufsstände oder Kioske gemietet haben, ein sehr häufiger Fall, sind übel daran. Es wird ihnen durch einen Pachtvertrag diktiert, welche Zeitungen sie verkaufen dürfen, und welche verboten sind. So hat der Magistrat von Glogau in seinen Pachtverträgen mit Zeitungshändlern die Klausel stehen:

> Bei Auswahl des Lesestoffes hat der Mieter kulturellen und volksbildnerischen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen und jede einseitige politische Einstellung zu vermeiden. Magistrat und Stadtpolizeiverwaltung haben das Recht, die Feilhaltung bestimmter Zeitungen, Zeitschriften und Druckschriften zu untersagen.

Beruft sich der Zeitungshändler auf die Reichsverfassung, übertritt er also das Verkaufsverbot für einen Gegenstand, für den kein Herstellungsverbot besteht, so wird ihm kurzerhand wegen Vertragsbruchs gekündigt, und er verliert seine Existenz.

Die Praxis ergibt somit:

Der Druck kommunistischer, sozialdemokratischer, demokratischer, pazifistischer Blätter kann nach der Reichsverfassung nicht verboten werden. Verboten werden kann aber nach der Reichsgewerbeordnung und ihrer sehr weitherzigen Auslegung von jeder untergeordneten Provinzbehörde der Verkauf jeder dieser Behörde politisch unsympathischen Zeitung oder Wochenschrift. Ein fast sechzig Jahre alter Paragraph der Gewerbeordnung liefert den Vorwand, die Pressefreiheit von hinten zu erdolchen. In Schlesien geschieht das ausgiebig. Wie ist es in andern Provinzen? Ich fürchte: nicht besser. Denn vor allen Dingen macht ja auch die Reichsbahn von diesem Gewerbeordnungsparagraphen nach Belieben Gebrauch.

Da der Paragraph zu der verfassungsmäßig garantierten Pressefreiheit in krassestem Widerspruch steht und der Willkür Tür und Tor öffnet, mögen sich die Parteien, die an der Pressefreiheit interessiert sind, einmal mit dieser wichtigen Angelegenheit befassen und durchsetzen, daß im Interesse der Wahrung der Pressefreiheit eine so weitherzige Auslegung dieses Paragraphen, wie ich sie dokumentarisch belegt habe, unmöglich gemacht wird. Die Völkischen kommen nicht in Frage. Ihr ‚Stahlhelm' und ihr ‚Hakenkreuzler' ist noch niemals unter das lockere Fallbeil dieses Paragraphen gefallen.

Neue Musik? von Klaus Pringsheim

II.

Die Objektiven

Es ist absurd, tote Tabulaturen als Instrument des neuen Ausdrucks erwecken zu wollen. Schönbergs Methode, ein Thema zu zerarbeiten, ist die sicherste, sein Letztes an Ausdruck (das „herausgetrieben" werden soll) abzuwürgen, daß Ausdruck sich in Albdruck wandelt. Man versuche einmal, nach seinem Muster mit irgendeiner „melodischen" Tonfolge, die wir kennen — sie müßte durchaus nicht von Schumann sein — zu verfahren: nicht auszudenken, was aus ihrem „Ausdruck" würde. Überflüssiger Einwand: daß durch Aneinanderreihung melodischer Tonfolgen (wie sie dem Komponisten einfallen) keine Symphonie entsteht. Selbstverständlich: ohne symphonische Arbeit keine Symphonie, Arbeit und Einfall sind zweierlei, wir wissen es; und der Schönberg-Apostel Erwin Stein hätte unrecht, Andersgläubigen die Meinung zu unterstellen, „daß Beethoven die neunte Symphonie ‚eingefallen' ist wie einem Feuilletonisten ein schlechter Witz". Das meinen wir nicht. Aber die beste Symphonie wäre doch wohl die, der wir glauben dürfen, der kategorische Imperativ ihres zentralen Einfalls — gemeinhin: ihres ersten Hauptthemas — habe sie sozusagen aus der Pistole geschossen; von der, mit andern Worten, wir sagen könnten, sie sei — nicht dem Komponisten selbstverständlich, diesem schwer arbeitenden Erdensohn, doch seinem Einfall, dem Kind einer zweifellos bessern Herkunft, wie aus dem Ärmel geschüttelt.

Der Komplex: Einfall — Erfindung — Phantasie — künstlerische Potenz läßt sich nicht mit einem Feuilletonistenwitz erledigen; er steht nur mittelbar, eher negativ als positiv, zur Diskussion. Eine Sprach- (und Denk-)verwirrung ohnegleichen hat sich der Generation bemächtigt und umkreist das Problem der musikalisch-schöpferischen Persönlichkeit, seine Luzidität verfinsternd. Gefühl, Inspiration, Lyrik, Sentimentalität, Subjektivismus — Worte und Begriffe, geschiedensten Kategorien angehörend, werden durcheinandergemengt. Während noch „freies Sich-ausleben der Persönlichkeit" als Bedingung — oder wenigstens als mildernder Umstand für den schaffenden Musiker gefordert wird, ist in Wahrheit der Kampf gegen die Persönlichkeit auf der ganzen Linie entbrannt.

„Die neue Musikanschauung ist dadurch bestimmt, daß die Musik nicht mehr nur Wiedergabe eines menschlichen Erlebens ist, sondern zunächst in sich ruhendes, abgeschlossenes Kunstwerk": Franz Willms, der ihr huldigt, schreibt es. Ein kleiner „Krebs" ist ihm untergelaufen: er kehrt die Reihenfolge um. Keine „Musikanschauung" kann dekretieren, daß Musik „zunächst" ein „abgeschlossenes Kunstwerk" sei; aber vielleicht könnte sie „letzten Endes" eins werden. Der sprachliche Fehlgriff ist symptomatisch; dahinter birgt sich die zeitgemäße Tendenz, die subjektive, einzig legitime Entstehungsursache des musikalischen „Kunstwerks" zu ignorieren. Musik fällt

nicht vom Himmel — es sei denn vom Himmel Dessen, dem sie in den Schoß fällt: ein höchst persönliches Erlebnis des Betroffenen, ein Vorgang, der sich nicht reglementieren läßt, der den Namen eines Mysteriums verdient, jedesmal von neuem. Daß wir ihn wirksam werden fühlen (nicht etwa nur: daß er wirksam geworden), unterscheidet das Kunstwerk vom Werk der Technik. Die „neue Musikanschauung" läßt das Kunstwerk „in sich ruhen", und sie läßt daher die Tatsache seiner Inspiriertheit auf sich beruhen wie Etwas, das notwendigerweise einmal gewesen, doch wen hätte das hinterher noch zu interessieren? Also etwa: Nehmt mich in Gebrauch, spricht das fertige Produkt, ich bin da. Das ist die Sprache einer Nähmaschine; es ist nicht die Sprache einer Symphonie. Die Nähmaschine ist gemacht worden, der Prozeß ihrer Herstellung war reglementiert, sie hat keine Geschichte. Die Symphonie hat ihre Geschichte, und ihr Leben besteht darin, daß sie sie erzählt: diese immer wieder interessante Geschichte eines persönlich-mysteriösen Geschehens; ihre Vergangenheit ist ihre Gegenwart — oder sie ist wie das Werk einer Technik.

Vom Ignorieren zum Negieren ist nur ein Schritt. Das Unbestreitbare freilich negiert man nicht gradezu, man läßt es links liegen, macht sich nicht darum wissen, eskamotiert es unter den Tisch. Das Wort „Objektive Musik" spukt in den heutigen Köpfen — ein Wort, dessen Sinn zu Ende zu denken ich mich vergeblich bemühe; sicher ist, daß der Begriff „objektiv" hier antithetisch von „subjektiv" abgeleitet ist, wie Atonalität von Tonalität. Objektiv — der Name könnte, wie er gemeint sein muß, etwa durch „außerpersönlich" ersetzt werden: was also ist außerpersönliche Musik? Wir kennen persönlichkeitsarme Musik, so arm, daß wir sie gern als unpersönlich wollen gelten lassen: das wäre, scheint es, eine Möglichkeit. Eine andre: überpersönlich. Überpersönlich wie eine Kathedrale. Wie, zum Beispiel, der Kölner Dom; ein Werk ohne Zweifel, das einen Künstler als Schöpfer hat, und doch ein „in sich ruhendes" Kunstwerk. Relativ in sich ruhend; wir fühlen es, kunstgeschichtlichem Wissen entgegen, nicht als persönlichen Ausdruck seines ersten Baumeisters — nicht mehr und jedenfalls nicht allein; doch als Ausdruck trotzdem: als überpersönlichen Gemeinschaftsausdruck einer Zeit, eines Volks, einer Kultur. Welche Analogie ergibt sich für die Musik? Einer Sonate, einer Bläsersuite kommt nicht der Anspruch einer Kathedrale zu: nicht der Anspruch auf irgendwelche Allgemeingültigkeit. Wer unter Heutigen hätte die ethische Kraft zum Opfer, wer den innern Beruf zum Dienst jener höhern Anonymität, die zugleich namenloses Untergehen und Aufgehen in einer überpersönlichen Gemeinschaft ist? Neue Volksmusik? Es sieht nicht danach aus, als ob das grade ihre nächste Sorge wäre. Vergessen wir nicht, daß sie alle im Zeitalter des Urheberrechts und der bürgerlich-gesellschaftlich sanktionierten Künstlereitelkeit leben. Bachs Zeit, gewiß, war eine andre, und sein Werk war ein andres. Oder Beethovens Neunte: man mag ihr, den Unterschied außer Acht, der immerhin zwischen Kirchen-bauen und Symphonien-schreiben be-

steht, die „überpersönliche" Funktion eines musikalischen Doms zuweisen, nichts spricht dagegen; doch was spricht endlich dafür, daß dadurch im mindesten jene Relation verwischt wird, vermöge deren wir das einmalig Geschaffene auf die Persönlichkeit des Schöpfers beziehen? Es wird ewig unausdenkbar bleiben, daß ein Werk wie die Neunte sein Dasein irgendeiner Vielheit von Personen sollte verdanken können.

Was ist außerpersönliche Musik? Ein Nonsens: solange das persönliche Subjekt des Prozesses, durch den Musik entsteht, nicht entbehrt werden kann. Was also ist „objektive Musik"? Nichts Positives offenbar; ein Verstoß gegen die „romantische Ausdrucksaesthetik". Die affektiven Kräfte der Musik stehen tief im Kurs bei den Heutigen. Da ist, zum Beispiel, Ernst Krenek, der von den „psychischen Komponenten einer musikalischen Erscheinung" die denkbar schlechteste Meinung hat. „Nichts ist auf diesem Gebiet definierbar, nichts klar, Alles subjektiv und indiskutabel." Ein Künstler, dem das „Subjektive" in der Kunst schlechthin zuwider ist, der alles Emotionelle verachtet; dergleichen nennt er, ein bißchen komisch, „private Assoziationen" —: „beim Hörer", und „ebenso beim Autor". Beim Hörer: „Was jener ausgelassen findet, scheint diesem bescheiden heiter." Beim Autor: allerdings, „der Fall, daß ein Komponist besonders überzeugende Mittel anwendet, das heißt solche, deren Assoziationskomplexe er mit zahlreichen Hörern teilt", dieser Fall könne „natürlich vorkommen", sei aber „prinzipiell nicht wesentlich: denn es kann nach zehn Jahren ein andrer Zeitgeist seinen Mitteln völlig verständnislos gegenüberstehen". Krenek ist für seine Person, so lesen wir zwischen den Zeilen, auf das Schlimmste gefaßt; jedenfalls, auf den Zeitgeist von 1935 verläßt er sich nicht. Aber das Allerunwahrscheinlichste „kommt vor", in der Tat: noch nach sieben mal zehn Jahren wächst die Zahl der Hörer, mit denen der Tristan-Komponist die „Assoziationskomplexe" seiner „Mittel" teilt: jener „besonders überzeugenden Mittel" nämlich, die wir gemeinhin unter dem wegwerfenden Namen der „schöpferischen Potenz" zusammenfassen; aus ähnlichen, wenn auch minder krassen „Fällen", in denen unsre „privaten Assoziationen" sich offenbar noch immer mit jenen der Autoren decken, besteht die Musik des neunzehnten Jahrhundert, soweit sie heute lebt. Aber für unsre Kreneks ist das „prinzipiell nicht wesentlich": ein subjektiv-indiskutables Kapitel. Wir sind bescheiden erheitert.

Prinzipiell wesentlich, weil „objektiv feststellbar", ist ihnen nur eins: „die rein musikalisch-logische Folge der Teile". Auf deutsch: das Nur-konstruktive. Im Großen: das Architektonische. Im Kleinen: das kontrapunktische Detail (in das, aus andrer Verlegenheit, Schönberg sich geflüchtet). Auch Brahms ließ die konstruktive Komponente nicht verkümmern, wir durften zufrieden sein; aber er ließ die Komponente nicht tun, als wäre sie der Komponist. Anders der Krenek: er will nur ein objektiv-konstruierendes Etwas sein; nichts weiter. Man wird sich doch nicht am Ende noch als „Persönlichkeit" verdächtigen lassen. (Seltsame Verwirrung: Musik, wie alle Kunst, ist

Menschensache, und Persönlichkeit das Beste, was dem Menschen nachgesagt werden kann; diese Menschen schämen sich, daß sie Menschen sind.)

Der Komponist hat es leicht, von seinem Platz den Kampf gegen die Persönlichkeit zu unterstützen; es genügt, daß er keine zeigt. In der Tat: wenn wir in typisch „heutigen" Kompositionen markantere Züge entdecken, scheinen sie — weniger einem individuellen Profil als dem Kollektivgesicht der Generation anzugehören; so tut sich, wie von selbst, ein erster Schritt zur Ent-subjektivierung der Musik. Ein zweiter bereitet sich vor: im Bereich des instrumentalen Musizierens. Wir kennen hier zwei Quellen des Subjektiven: „Auffassung" und „Stimmung" des Interpreten — jene Ergebnis seiner persönlichen Auseinandersetzung mit dem Werk: fixierter Beitrag eines schon abgeschlossenen Prozesses (der, das Wunder des ersten Musikwerdens auf persönlich-neue Weise reproduzierend, von ihm eine Art allemal mysteriöser Legitimität empfängt); diese Anteil des Augenblicks, der physischen und psychischen Verfassung, der musikantischen Intuition. (Nikischs Leistung entschied sich am Pult, Mahlers bei der ersten Berührung mit der Partitur.) Aber echte Konstruktivisten-Musik will nicht gedeutet, nicht erlebt, sie will nur präzis exekutiert werden. „Es war eine richtige Nähmaschine", soll Strawinsky nach einer Aufführung seines Concertino gesagt haben, und es ist das höchste Lob, das er zu vergeben hatte. Sollte der „Zeitgeist" die Gelegenheit wahrnehmen, Auswüchse des Interpreten-Subjektivismus zu bekämpfen, Wucherungen der Virtuosenlaune oder Anmaßungen illegitimer Eigenwilligkeit, so wollen wir uns recht herzlich freuen. Aber kein Kampf ist härter als dieser, denn die Unechten wissen sich zu wehren, und keiner erforderte mehr Subtilität, Elastizität, Sinn und Verständnis für Nuance; das Kapitel Interpreten-Persönlichkeit ist das heikelste unsrer Musik, der summarische Persönlichkeitsverächter wird sich nie darin zurechtfinden.

Der Dieb von Bagdad von Hans Siemsen

Dieser Film zerfällt in drei Teile: einen herrlichen ersten, einen sehenswerten, erstaunlichen dritten und einen langgedehnten, schwachen Mittel-Teil.

Erst ist da nur: der Dieb von Bagdad, ein kühner, lustiger, schöner, junger Landstreicher — und die Prinzessin, die er bestehlen will, und in die er sich verliebt.

Dann ist da: der Konkurrenzkampf zwischen diesem Landstreicher und drei veritablen exotischen Fürsten. Sie wollen alle die Prinzessin. Der soll sie kriegen, der in sechs Monaten „das köstlichste Kleinod" der Welt herbeischafft. Sie sausen los, es herbeizuschaffen. Die drei Fürsten suchen in den Kaufläden, Bazaren und Hafenstädten ihrer Länder, was gut und teuer ist. Sie finden: den fliegenden Teppich, die Kristallkugel, durch die man hellsehen kann, und den Apfel, der Tote zum Leben erweckt. Aber sie kämpfen nicht selbst um diese Wunderdinge, sondern erstehen sie oder lassen sie sich von

ihren Leuten ‚besorgen". Der kühne Landstreicher aber schlägt sich im Zauberland mit Zauberern, Hexen, Drachen und andern Gefahren herum, bis er den Zauberschlüssel, das Flügelroß, den unsichtbar machenden Mantel und die Truhe mit den Zauberkörnern ergattert hat, die Alles herbeischaffen, was man sich wünscht.

Mit diesen Wunderdingen erobert er die von der Konkurrenz schon fast vergewaltigte Prinzessin und befreit die ebenfalls von der Konkurrenz schon eroberte Stadt Bagdad. Mit der Prinzessin — die ihn, den kühnen, ach, schon von Anfang an geliebt hat — im Arm, schwebt er nun auf dem fliegenden Teppich direkt in den siebenten Himmel davon.

Der Mittelteil — das ist die Suche nach den Wunderdingen. Ganz hübsch. Und auch ganz märchenhaft. Aber doch ein bißchen so wie die Wolfsschlucht im ‚Freischütz'. Zauber — aber Kulissenzauber. Recht prunkvoll und prächtig — aber Theaterprunk.

Sehr viel märchenhafter ist es schon, wenn die Zauberdinge in Aktion treten. Das am Himmel hintrabende weiße Flügelroß. Der über Dächer und Wolken wie eine fliegende Insel hinschwebende Teppich. Der Zaubermantel, der seine Menschen in unsichtbar-sichtbarem Wirbel dahinträgt. Die Zauberkörner, die Brot aus der Luft, Pferde aus dem Felsen und ganze Armeen aus der Erde wachsen lasen. Das ist nicht mehr Kulissen-Zauber, sondern Film-Zauber. Durch Technik und Trick Wirklichkeit gewordenes Märchen. Da jubeln die Kinder — und die Alten freuen sich.

Aber das Zauberhafteste ist der erste Teil — ganz ohne Technik und Trick und Zauberei. Der Teil, wo Douglas Fairbanks nichts weiter ist als ein lustiger, verwegener, junger Gauner und Landstreicher, der die Leute beklaut und betrügt, sich in Bagdad herumtreibt, sich in die Prinzessin verliebt und mit Hilfe gestohlener Kleider ein Prinz von eignen Gnaden wird. Das ist der schönste Zauber von allen. Jener Zauber, der von einem schönen, vollkommen gesunden, edel gewachsenen, begnadeten Menschen ausgeht. Dieser ganze erste Teil ist wie ein einziger Tanz. Wie dieser Mensch (Fairbanks) geht, läuft, stehen bleibt, sich umdreht, über ein Geländer springt, sich hinlegt, aufsteht, lächelt, still wird, traurig wird — das sieht man, seit Nijinski nicht mehr da ist, kaum noch im russischen Ballett. Von jeder Bewegung dieses herrlichen Körpers geht ein Strom von Schönheit, Glück und Lebensfreude aus. Daneben versinkt die ganze Technik, daneben verblassen all die prächtigen Bilder des malerisch aufgebauten Orients, daneben ist die ganze Trick- und Kinozauberei ein Schmarrn.

Dieser Film, habe ich gelesen, „hat natürlich nichts von der hold einfältigen Blumenseele, die deutsche Märchengläubigkeit atmet". Und Douglas Fairbanks „hat nicht viel Mimisches einzusetzen", er ist „kein Schauspieler", „es fehlt die Seele". Sieh mal an! Wenn ich bloß wüßte, wo diese vielgerühmte, holde, deutsche Blumenseele eigentlich zu finden ist?! Vielleicht in der Großaufnahme des schmerz- oder liebe-verzerrten Schauspielerponims? Das Großaufnahme-Auge in holdem Wahn-

sinn rollend? Ist das „die Seele", die hier fehlt? Weiß man immer noch nicht, daß, ganz besonders für den Film, der vollkommene, gut gewachsene Körper genau so wichtig ist, wie das bedeutendste Schauspielerhaupt und genau so viel „Seele" offenbaren kann wie das seelenvollste Klapperauge?

„So einen Film können wir in Deutschland nicht machen, weil wir gar nicht das Geld dazu haben", hat man mir erzählt. Ich glaube das nicht. Ich glaube: die Pracht- und Prunkbauten, die Märchenbilder, die Trickaufnahmen — grade all Das, was Geld kostet, könnten wir ganz gut auch machen. Aber ich fürchte: selbst wenn uns Amerika seine sämtlichen Dollars schenkte, so könnten wir diesen Film doch nicht machen. Weil wir nämlich keinen einzigen Filmschauspieler haben, der so gehen, so laufen, so sitzen, so sich bewegen, so tanzen kann wie dieser Fairbanks. Wir können mit den Augen klappern — aber wir können uns nicht bewegen. Wir haben „die Seele" — aber nicht den Körper.

Reiner Tisch von Alfred Polgar

In diesem Lustspiel von Lonsdale langweilt sich unter Andern auch eine junge Frau, und zwar an der Seite ihres Mannes, der allerdings Schriftsteller ist. Infolgedessen sucht und findet sie, nach weniger papiernen Romanen als denen ihres Gatten lüstern, in fideler Gesellschaft Zerstreuung, ist im Begriff, sich mit einem zynischen bessern Herrn zu verplempern, und speist eben im Kreise munterer Kameraden, als etwas eintritt... nämlich eine Prostituierte. (Sozusagen: den Anblickenden bietet sich ein schrecklicher Eintritt.) Der Schriftsteller hat das Mädchen mitgebracht, von der Straße herauf, um an seiner Frau, indem er ihr solche Grenz-Erscheinung des amoralischen Lebens, das ihre Freunde leben, vorführt, eine Roßkur zu versuchen. Nun, man kann sichs ausmalen, wie empört die Tafelrunde ist, da ihr das ordinäre Frauenzimmer als ihresgleichen demonstriert wird. Zudem bekommt die Gesellschaft von dem Schriftsteller Grobheiten zu hören, die sie sich gewiß nicht bieten ließe, wenn ein Mann dürftigern Formats und kleinerer Statur als Herr Bassermann sie ihnen böte. So jedoch getraut sich Niemand, solchem Grenadier der Moral ein Glas an den Kopf zu werfen, alle trollen sich mit eingezogener Schlechtigkeit, die Frau aber begibt sich ins Arbeitszimmer ihres Mannes und wirft, das kann auf keinen Fall schaden, seine Manuskripte in den Ofen. (Figuren aus der Schriftsteller-Branche, besonders Epiker, machen auf der Szene meist lächerlichen Eindruck; daß Einer coram publico fürs Romanschreiben lebt, hat etwas unwiderstehlich Komisches. Im Leben mag ja so was vorkommen, aber als Evidenz auf dem Theater wirkt es, wie wenn ein Ernst bei seiner ganzen Lächerlichkeit erwischt würde.) Ja, also der Schriftsteller verläßt das Haus, weil er die Roßkur für mißglückt erachtet, die Prostituierte aber, ehe sie in den Sumpf der Großstadt zurücktaucht, tut Einiges, um das abgerissene Eheband neu zu knüpfen. Sie ist ein gutes Ding und hat — nicht jedes Freudenmädchen hält so rein — was übrig

für Familienglück mit Kinderstube. Im dritten Akt wählt der bewanderte Verführer, vor die Wahl gestellt, die Konsequenzen oder sich aus der Affäre zu ziehen, dieses. Mit geschickten Fingern fädelt er den Gatten wieder in die Gattin ein und lehrt ihn, wie man Frauen fesselt: indem man ihnen täglich Blumen schickt und sich oft nach ihrem Befinden erkundigt. Hoffentlich wird der Tiefblick, den so der Romanschriftsteller in die Psychologie der Frau und in die Technik des Verführens tun durfte, nicht nur seiner Ehe, sondern auch seiner Literatur zu Nutze kommen.

Das gutartige, in kleinen und großen Szenen behaglich sich auswickelnde Stück erhält im Wiener Deutschen Volkstheater seine vollkommene Rechtfertigung durch Albert Bassermann als Darsteller des Gatten. Er wendet auch an die Lustspielrolle jene geistig-körperliche Intensität (in seinem überartikulierten Sprechen findet sie ihre klingende Spiegelung), die um alle seine Bühnengestalten etwas wie ein elektrisches Feld schafft, auch die leere Dialogstelle mit Spannung lädt und auch der gleichgültigen Minute, sie einschaltend in den kontinuierlichen Strom seines Denkens und Fühlens, Bedeutung gibt. In den leeren Rahmen, der die Rolle bestimmt, spannt Bassermann ein lebendiges Nervensystem; und gibt, das Instrument als souveräner Könner meisternd, der theaterdünnen Stimme der Figur Polyphonie des Menschlichen.

Das fließende Band von Kurt Heinig

Es gehört zur Kleiderordnung für jeden Amerika-Reisenden — das „fließende Band". Zum Erinnerungsgepäck gehören seit vielen Jahren die Schlachthäuser von Chicago, das bekannte Versandwarenhaus in der gleichen Stadt, der Niagara-Fall — der Rest ist in Kleinigkeiten verschieden.

Es gibt jetzt 54 Motortypen und 495 verschiedene Serienfabrikate an Personenwagen. Die Preise schwanken zwischen 260 und 10 300 Dollar. Die fließende Fabrikation hat also bisher weder das genormte Hotel-Handtuch noch den Einheits-Füllfederhalter oder das vorschriftsmäßige Universalauto erzeugt.

Der innere Zusammenhang zwischen Massenproduktion und Einheitsfabrikat ist ein ganz andrer, als gemeinhin angenommen wird. Auch Ford fabriziert 7 Serien-Typen und in seiner Fabrik für Lincoln-Cars außerdem noch 14 vornehme Serien-Produkte. Daneben läuft die Lastwagen- und die Traktoren-Fabrikation. Die Vereinigten Staaten haben bei 54 Motortypen und 495 Serienfabrikaten eine Jahresproduktion von 4 Millionen Wagen. Deutschland hat über 100 Motortypen und für jeden Kommerzienrat Meyer eine eigne Karosserie — bei einer Jahresproduktion, die um die 100 000 herumliegt. Daneben verschwenden wir noch Zeit, Geld und Kraft an unzählige Motorrad-Typen, und unsre Automobilfabrikanten haben alle denselben Horizont wie Wilhelm II. Sie möchten nicht nur mit tausendpferdigen Automobilen immerfort siegen: sie grüßen auch — in Annoncen — als Generäle des bester

Motorrads der Welt die Konkurrenz. Was diese sich allerdings, wie kürzlich an England erlebt, nicht immer gefallen läßt.

Ford beschickt keine Automobil-Rennen. Ihm kommt es merkwürdigerweise nur darauf an, daß seine Wagen im Allgemeinen brauchbar sind.

Die amerikanische Normisierung, wie sie bei uns verstanden wird, ist eine europäische Täuschung. Die Einheits-„Mentalität" verwechseln Die, die vom balkanisierten Europa kommen, mit dem Einheits-Fabrikat. Die große Menge — für unsre Begriffe die große Menge — unterstützt die Verwechslung. Es tritt aber noch etwas hinzu, was diese Täuschung fördert: das ist die äußerliche Einheitlichkeit der Lebensauffassung, die Uniformität der Gedanken, die Normisierung der Ausdrucksformen.

Man überlege sich: ein Land mit 120 Millionen Einwohnern, das praktisch nur zwei politische Parteien kennt! Wie einheitlich muß die Grundauffassung dieser Staatsbürger sein!

In Colliers ‚The national Weekly' schrieb kürzlich ein ebenso bekannter wie echter amerikanischer Sprüchemacher, daß, „von einem Block weit" (zwei Straßen entfernt) betrachtet, alle amerikanischen jungen Mädchen völlig gleich aussähen. Das gilt auch für die Männer. Aber die Normisierung des Geschmacks ist noch keine Einheitsfabrikation und keine Einheitsware.

Den Winterpaletot des jungen Mannes kann man im Preise von 25 bis 150 Dollar in allen Qualitäten kaufen. Die Preise der Schuhe liegen zwischen 3 und 15 Dollar. Für das Girl bekommst du den pelzbesetzten Wintermantel, wenn du 22,50 Dollar ausgibst; ebenso ist aber noch das Produkt für 300 Dollar nicht nur ein Serienfabrikat, sondern auch vom gleichen Stil.

Am drastischsten scheint mir diese reale Normisierung der Ausdrucksformen, die von den deutschen Industriellen als Normisierung der Produktion aufgefaßt und für Deutschland kaum möglich genannt wird, beim Damenhut zur Wirklichkeit geworden zu sein.

Wer entsinnt sich nicht jener phantastisch vornehmen Goldbrokat-Hüte, die 1919/20 von Paris aus lanciert wurden? Sie werden jetzt auch in Amerika getragen, sind aber keine Angelegenheit der obern weiblichen Zehntausend, sondern das Hutgeschäft der kleinen Ladenmädels verkauft ihn für 2,5 Dollar.

Und „einen Block weiter" sieht auch sie wie eine Dame der Society aus. So scheint in Amerika Alles genormt und typisiert, ist es aber nicht, weil es die Brieftaschen noch nicht sind. Manche von Denen, die es dennoch so betrachten, berichten und predigen, haben die Sache nicht nur aus zu großer Entfernung gesehen — einen Block zu weit —: sie haben sich auch vorgefaßte Meinungen wie ein Brett vor den Kopf gebunden.

So hat Herr Köttgen, der Generaldirektor der völkisch durchsetzten Siemens-Schuckert-Betriebe, nach einer Reise durch die Vereinigten Staaten ein umfassend und bedeutend irrendes Buch über Amerika geschrieben. Es gibt in vieler Hinsicht erschöpfend falsche Auskunft. Der Grund liegt wohl darin, daß mit ihm eine notwendig erscheinende Behauptung bewiesen

werden sollte, die nämlich, daß nicht Normisierung und Rationalisierung, sondern längere Arbeitszeit und verschärftes Arbeitstempo uns von den Ketten frei machen würden.

Was nun das fließende Band betrifft, so ist es nicht, was oft angenommen wird, eine Art Wasserleitung, aus der mehr oder weniger schnell Autos herauslaufen, jenachdem wie oben Herr Ford am Hahne dreht. Aber der Gedanke, das Produktionstempo automatisch regulieren zu können, ist unsern deutschen Unternehmern zu reizvoll, als daß sie sich bisher Mühe gegeben hätten, mit ihrer eignen Verantwortlichkeit einmal dem Prinzip der fließenden Produktion ernsthaft gegenüberzutreten.

In dem einen Ford-Betrieb, der der Oeffentlichkeit so zugänglich ist wie der Maschinensaal irgendeiner Gewerbeausstellung — alle halbe Stunde eine Führung mit Erklärer —, ist das fließende Band überhaupt nichts andres als ein Zusammensetz-Band. Erst in dem neuern, meist weniger beachteten und besichtigten River-Rouge-Betrieb finden wir daneben das Zubringer- und das Arbeits-Band voll ausgebildet.

Die entscheidende Eigenart der Ford-Produktion ist also nicht das Tempo des Zusammensetz-Bandes, sondern die Zerlegung einer an sich komplizierten Arbeit in etwa 9000 einzelne, meist rein maschinelle Vorgänge und die Beseitigung der Zubringer- und Weiterbeförderungskosten des Arbeitsgutes.

Bei den Amerikanern ist die menschensparende Maschine nicht nur aus dem Massenkonsum, sondern vielfach auch aus dem Mangel an qualifizierten Arbeitskräften entstanden. Bei uns kann eine Modifizierung der Produktionszerlegung erfolgen. Einfache Uebertragung ist eben nicht möglich. Aber das Andre, was im Wesen der fließenden Produktion liegt, das ist das eigentliche Zukunftsproblem für die deutsche Wirtschaft, nämlich leidenschaftliche Jagd auf die toten Unkosten im Preis des Produkts. Was der Arbeiter laufen muß, wenn das Arbeitsgut nicht von selbst zu ihm kommt und nach der Behandlung von allein nicht weitergehen will, das kann er nicht arbeiten. Der Arbeiter muß laufen, wenn ihm die Werkzeuge nicht in die Hand gegeben werden, und er muß wieder laufen, wenn der Betrieb nicht organisch gegliedert ist.

Bei uns ist die Entwicklung einen „antiamerikanischen" Weg gegangen. Unsre deutschen Produktionsstätten haben sich in den letzten zehn Jahren räumlich trotz zurückgehender Warenerzeugung fortgesetzt weiter ausgedehnt. Das mobile Kapital, das in Sachwerten festgelegt ist, hat den Boden der Produktion nicht befestigt, sondern auseinandergezogen. Es ist sicherlich nicht zu hoch geschätzt, wenn angenommen wird, daß der deutsche Arbeiter heute in den Betrieben durchschnittlich um ein Drittel mehr laufen muß als vor dem Kriege.

Bekämen die deutschen Kapitalisten genügend Geld, um ihre derzeit weitläufigen Betriebe mit schönen fließenden Bändern zu dekorieren, so würde das heißen: ihnen ihre volkswirtschaftliche Dummheit auf Räder setzen. Solche Industriekapitäne wie Köttgen begnügen sich mit der weisen Formel, daß sie ja gern amerikanisch organisieren und rationalisieren möchten, daß aber dazu das Geld fehle. Es ist ein wahres Glück,

daß dazu das Geld fehlt. Gefährlich ist an diesem Glück nur, daß die deutschen Unternehmer sich das Geld verschaffen möchten, indem sie den deutschen Arbeiter schlechter bezahlen. Hier liegt der große Unterschied und zugleich die Möglichkeit einer Uebertragung der Idee. In Amerika hat die moderne Industrie den Kampf gegen die toten Unkosten im Preise des Produkts bis zur Bandfabrikation entwickelt. Das ist die eigentliche Bedeutung des fließenden Bandes, mit dem im übrigen nach unsrer Auffassung weder die Klassengegensätze umschlungen noch der Kapitalismus aufgehängt werden kann.

Berliner auf Reisen von Peter Panter

Das mit dem Jägerhütchen ist ja schon längst nicht mehr wahr, und auch die Brille ist kein untrügliches Kennzeichen. Doch unter dem dicken Ulster, dem schnittigen Jackett und dem nach Maß gearbeiteten Oberhemd klopft das alte Herz. Welches —?

Es gibt zwei Sorten von Berlinern: die „Ham-Se-kein-Jrößern?"-Berliner und die „Na — faabelhaft"-Berliner. Die zweite Garnitur ist unangenehmer.

Der nörgelnde Berliner ist bekannt. Er vergleicht Alles mit zu Hause, ist grundsätzlich nicht begeistert, und, viel zu nervös, um in Ruhe etwas Fremdes auf sich wirken zu lassen, bekleckert er, was er sieht, mit faulen Witzen. Seine Stadt hat für diese Tätigkeit das schöne Wort „meckern" erfunden. Dieser Berliner meckert.

Sein Kollege, der „Unerhöört"-Berliner, tut etwas Andres, nicht minder Schauerliches.

Ich habe jetzt seit etwa achtzehn Monaten lobende Berliner vor Augen gehabt, und wenn sie anerkennen, machen sie das so:

Der lobende Berliner hebt sich zunächst selbst, wenn er lobt. Sein Lob, das meist kritiklos und unbegründet ist, bringt ihn in innige Verbindung mit dem gelobten Objekt, nach der Melodie: „Was ich mir ansehe, ist eben immer gut — sonst seh ichs mir gar nicht erst an!" Ein Glanz des Belobten fällt auf ihn zurück, sein „Faabelhaft" gilt auch dem auserlesenen Publikum, das sich diese Sehenswürdigkeit ansehen darf, und enthält ein erhebliches Quantum Verachtung für die armen Luder, die nicht dabei sind.

Die Monomanie dieses Volkstamms ist größer als bei jedem andern. Daß Hundebesitzer auf ihren Köter stolz sind und sich in die Brust werfen: „Meiner läuft aber schneller!", das ist auf der ganzen Welt so. Aber die „aura" des Berliners, sein unkörperlicher Körper reicht noch viel weiter: er erstreckt sich auf Zahnbürsten und Unterhosen, auf sein Automobil und auf seinen Füllfederhalter, auf Alles, was bei ihm und mit ihm ist . . . Denn was er hat, ist wohlgetan, und so etwas gibts zum zweiten Mal nicht auf der Welt. Er sagts auch: „Wenn Se mal richtjen Kaffee trinken wolln, müssn Se zu mir kommen!' Und da der Andre selbstverständlich nicht die einzig wahre Kinderflaschenquelle, nicht Den Schneider, nicht Den Zahnarzt hat, so strahlt

die Sonne allein im Universum. Und hat der Nebenmann Etwas, das er nicht auch haben kann, ja, an dessen Bewunderung sogar er nicht teilnehmen kann, dann es ist aus, und das Zeug verfällt der Verdammnis. Überall dabei sein; von Allem verstehn; nur nichts auslassen: das sind die drei Farben seiner Stadt.

Hat der Berliner aber einmal gelobt, dann gibts keine Widerrede und vor Allem nichts mehr am Ort, was nun noch des Lobes wert wäre. „Wenn Se den nich jesehn ham, ham Se übahaupt nischt jesehn —!" Dixit.

Die Form des Berliner Lobes läßt deutlich erkennen, wie sehr der Tadel in dieser Stadt das Primäre ist — es wirkt immer wie ein ins Freundliche umgebogener, für dieses Mal nicht anwendbarer Tadel. „Das ist schon sehr begabt!" — wieviel Huld, wieviel Leutseligkeit steckt darin! Dies Lob grüßt wie eine dicke Hand aus einer hochherrschaftlichen Limousine.

Bevor der Berliner aber tadelt oder lobtadelt, setzt er sich gestrafft aufs Richterstühlchen, und niemals, unter keinen Umständen, ist er locker und unbefangen. Er will diss nu mal genau feststellen — und die eingezogenen Lippen und das leicht zurückgenommene Kinn demonstrieren, wessen sich das Objekt der Kritik zu gewärtigen hat. „Na, nu zeijen Sie mal, was Sie könn!" Worauf sich Notre-Dame, Sascha Guitry, die Seine und die Sonne in Chantilly abzuschwitzen haben.

Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort —? Dann scheint der Berliner ewig jung, jünger, noch jünger. Seine grauenhafte Unausgeglichenheit und seine ewig schwabbrige Nervosität lassen keinen Klang ausklingen — mit zitternden Nervenenden wartet er auf den ersten Eindruck, und hat er den, bleibt er dabei. Den wiederholt er dreitausend Mal — unmöglich, ihn davon abzubringen. „Die Unterpartie ist zu kurz", entscheidet er nach zehn Sekunden — den ganzen Abend zieht sich das wie ein Leitmotiv durch Unterhaltung, Kritik und Zwiegespräch, und noch abends im Bett, wenn er das Licht löscht, murmelt er, leicht beleidigt: „Ja, aber die Unterpartie war zu kurz . . ."

Der Berliner ist bekanntlich einer der schlechtesten Zuhörer — er will selber. (Daher können ihm auch die Frauen im Allgemeinen nichts tun.) Und ich habe mich immer gewundert, warum weitgereiste Berliner so gar nichts von ihren Reisen mit nach Hause bringen . . . Jetzt weiß ich es. Sie hören nicht zu. Wenn die Sonne über dem Meer untergeht, wenn Einer singt und Eine tanzt, wenn Paris silbrig leuchtet, und wenn die Damen aus Lemberg abends lebende Gruppen stellen: der Kerl hört nicht zu. Er bringt das Subjekt, das zum Begriff „Welt" bekanntlich hinzukommen muß, erst richtig zur Geltung. Ohne ihn ist sie nicht.

Die armen Leute . . . Sie sind sich selber im Weg, ihr Bauch ist ein optisches Hindernis, und wenn sie sich mal richtig amüsieren wollen, gucken sie sich in den Spiegel. Ihr Tadel ist ein persönlicher Frontalangriff, ihr Lob eine Ordensverleihung an sich selbst, und man greift kaum fehl, wenn man dahin geht, wohin der Berliner keinen Schritt rührt. Berlin ist so groß: es hat vier Millionen Einwohner. Berlin ist so klein: auf Reisen sieht der Berliner nicht über den Spittelmarkt. Und ewig werde

ich an das Wort eines Landsmanns denken, der nach vierwöchigem Aufenthalt das Wort der Worte über Paris gesprochen hat. Dieses:

„Paris — wat is denn det für 'ne Stadt! Hier jibts ja nich mah Schockeladenkeks —!"

Der dies sprach, war aber gar nicht aus Berlin, und da kann man sehen, wie vorsichtig man sein muß.

Mein Bruder von Joachim Ringelnatz

Mein Bruder löst immer Probleme.
Mein Bruder verfolgt ein Ziel.
Mich nennt er eine bequeme
Schlawinernatur ohne Stil.

Mein Bruder wohnt — Ehrensache —
Und sagt, er habe Niveau.
Doch wenn ich darüber lache,
Beschimpft er mich: ich sei roh.

Mein Bruder muß Rechnung tragen
Und spricht gern über Kultur.
Mich hat er einmal geschlagen,
Weil mir dabei was entfuhr.

Mein Bruder haut mich sehr häufig.
Er nennt das dann „aus Prinzip".
Solche Worte sind ihm geläufig.
Ich habe ihn deshalb so lieb.

Ich würde ihn auch gern mal hauen.
Doch er ist leider sehr stark.
Nur wenn er Glück hat bei Frauen,
Dann schenkt er mir immer zwei Mark.

Ich bin zwar ein saudummes Luder,
Meine beiden Beine sind schief.
Im übrigen ist mein Bruder
Gar nicht verwandt, sondern stief.

Doch wenn ich „gestiefelter Kater"
Ihn nenne, dann schäumt er wie Most
Und schreibt Beschwerden an Vater,
Und die trage ich dann zur Post.

Ich trage ihm alle Pakete,
Die größer sind, als er denkt.
Jetzt hat er meine Trompete
Hinter meinem Rücken verschenkt.

Ein Bischof hat einen braunen
Frack meinem Bruder verehrt.
Sie würden überhaupt staunen,
Mit wem mein Bruder verkehrt.

Dagegen lebe ich — meint er —
Ganz stur wie ein Vieh in den Tag.
Manchmal, wo Damen sind, weint er;
So einer stirbt mal am Schlag.

Bemerkungen

Der Namensfimmel

Ein Theaterzettel von heute sieht komisch aus. Früher stand da: Regie: Franz Durchfaller. Heute haben wir:

Spielwart — Regie — Künstlerische Oberleitung — Entwurf und Ausführung, es muß Alles angegeben werden. Daß man auch einmal anonym arbeiten kann, um der Sache willen, das wäre ja gelacht —! Der Film tobt sich in diesem falschen Individualismus noch weit mehr aus, und wenn Einer ein Pissoir anstreicht, dann kleckst er bestimmt seinen Namen unten in eine Ecke; es könnte wichtig sein.

Denn weil der Handwerker mit Gewalt ein Kinschtler sein will und alle Welt auf das Niveau pfeift, jede Arbeit so zu einem gewaltigen Einzelfall steigernd, sind wir das Land, in dem ein sauber geformter Löffel „Entwurf von Professor Bruno Paul" ist, und es soll mich nicht wundern, wenn nächstens ein Esel, einen Klacks gemacht habend, iat: „Entwurf Lucian Bernhard". Das muß wohl so sein.

Wir Schreiber sind die Dummen. Da setzen wir einfach unsern Namen unter unsre Arbeit — einen einzigen, kümmerlichen Namen. Ich schlage vor, in Zukunft folgendermaßen zu verfahren:

„Der Namensfimmel"
von
Ignaz Wrobel.
Interpunktion: Thomas Mann.
Fremdwörter: Hans Reimann.
Druckfehler: Reinhold Wulle.
Künstlerische Oberleitung: S. J.

„Reklame muß sind!", sagte der Einbrecher — da hinterließ er etwas am Tatort.

Ignaz Wrobel

Aufbau-Illusionen

Vorige Woche veranstaltete der ‚Aufbau' seinen zweiten kontradiktorischen Abend. Im Lager der Sozialistischen Monatshefte stehen Persönlichkeiten, die sich von ihren Genossen der offiziellen Partei vor Allem dadurch unterscheiden, daß sie zum großen Teil wirklich Persönlichkeiten sind, keine Bürokraten, Männer, die etwas zu sagen haben und die Courage besitzen, das auch zu tun. Kaliski sprach und Wissell, der Wirtschaftsminister der Revolution, und ihre Kritik der deutschen Wirtschaft, ihre Analyse der Krise war Punkt für Punkt schlagend und überzeugend. Aber ...

Aber dann rückten diese klugen, geistig so beweglichen Sozialisten mit ihren Rezepten heraus — und siehe da: einer nach dem andern wußte uns nichts anzubieten als einen Waggon voll Illusionen. Im Parkett saßen die Herren von der Industrie und nickten lächelnd Beifall. Planwirtschaft? Aber bitte: die so leidenschaftlich geforderte deutsch-französische Zusammenarbeit ist ganz unser Fall. Haben wir sie nicht verwirklicht? Wissell verlangt die Sozialisierung und hat da ein sorgfältig ausgearbeitetes Programm entworfen. Er weist treffend darauf hin, daß die ganze Entwicklung seit der Revolution ihm und all Denen recht gegeben hat, die vorausgesagt haben, daß nur so dem wirtschaftlichen Zusammenbruch, der Not und dem Elend gesteuert werden könne. Ja, warum hat dann Herr Wissell die Sozialisierung nicht durchgeführt? Weil er die Macht dazu nicht hatte.

Ach, an klugen, an bestechenden Programmen für die Sozialisierung hat es uns auch 1918 nicht gefehlt. Nur an der Macht. Woraus zu schließen wäre, daß sie es ist, die wir zunächst erringen müssen. Die Herren Wissell und Kaliski aber bescheren uns — neue? nein, die alten, auf neu gewendeten Programme! Wir sind damit noch auf Jahre eingedeckt.

Und so ist es an allen Ecken und Enden. In Deutschland weiß

eine einzige Schicht der Bevölkerung ganz klar und genau, was sie will: die Industrie. Wenn sie Programme aufstellt, so tut sie das nicht zum eignen Gebrauch, sondern weil es opportun ist, von Wirtschaft und Wiederaufbau zu reden, wo man den Profit meint. Die Industrie kann sich heute den Luxus leisten, von Völkerbund, von Frieden, von Pan-Europa zu sprechen — und erobert inzwischen immer mehr Macht und noch mehr Macht. Die Linke, die Sozialdemokratie aber stellt mit Genugtuung fest, daß es ihre Forderungen sind, die heute die Industriellen als „reuige Sünder" vertreten, ihre Außenpolitik, die jene befürworten: das Etikett stimmt — wer wird da noch fragen, was sich dahinter verbirgt?

Dahinter verbirgt sich die Macht. Und die kann man leider nicht theoretisch konstruieren: man muß sie erkämpfen, wenn man sie besitzen will. Und darum gibt es heute nur eine Forderung und nur ein Problem: die Zusammenschweißung der gesamten Arbeiterschaft, des ganzen proletarisierten Mittelstandes zu einer einheitlichen und schlagkräftigen Armee mit dem Ziel, alle jene Machtpositionen zu erobern, die jetzt in den Händen der Reaktion sind, um der heute nur sozialistisch etikettierten Außenpolitik erst einmal einen sozialistischen Inhalt zu geben, um an die Stelle des „Friedens", der keiner ist, den Frieden zu setzen. Und darum ist das ganze Brimborium von Pan-Europa, Völkerbund, Sozialisierung nicht nur ein überflüssiges, sondern ein gefährliches Spiel. Während man den Waggon mit Illusionen durch Deutschland schiebt, von West nach Ost und von Nord nach Süd, um die Fracht richtig an den Mann zu bringen, können eines Tages andre Waggons zu rollen beginnen. Die werden dann aber keine Illusionen geladen haben, sondern 6 Pferde oder 45 Mann.

Leo Lania

Der Fall Everling

M. d. R. und Rechtsanwalt: das muß nicht unvereinbar sein. Ist der Rechtsanwalt jedoch Mitglied der Fraktion 50:50, dann ist sicher, daß diese zwei Beschäftigungen eines Tages einander widersprechen werden.

Der deutschnationale Abgeordnete Rechtsanwalt Dr. Everling hat, obwohl für ihn ein Interessenkonflikt nicht in Frage kommt, nun doch eines von seinen zwei Mandaten niedergelegt. Und zwar als Rechtsanwalt die Vertretung des ehemaligen Herzogs von Sachsen-Altenburg in dem Prozeß gegen den Staat Thüringen. Daß Dr. Everling, als guter Monarchist, der er doch ist oder sein will, das Mandat für den Rechtsausschuß des „Hohen Hauses" dem einer juristischen Vertretung seines Herzogs vorgezogen hat, ist verständlich. Denn wo könnte er wohl im Augenblick seinen Fürsten besser dienen als in einem Ausschuß, der ihm, nachdem die Tatsache seines Doppelmandats bekannt geworden war, den Stuhl nicht einmal vor die Tür des Ausschusses, geschweige denn vor die Tür des Wallot-Baus überhaupt gesetzt hat!

Wer wird nun aber künftig den ehemaligen Herzog vertreten? Auch der Rechtsanwalt Everling wird, wie fast alle Anwälte, gemeinsam mit einem oder mehreren andern seine Praxis ausüben. Da wärs sehr interessant, zu erfahren, und wir fragen deshalb Herrn Dr. Everling M. d. R. höflichst, ob er nicht nur an einen seiner Mitanwälte — und so selbstverständlich auch Mitarbeiter — den Prozeß abgegeben, sondern tatsächlich so niedergelegt hat, daß ihm nicht eines schönen Tages — ganz aus Versehen — die Akten in die Hände und gute Ratschläge aus dem Munde fallen können.

Wir haben an den Unverschämtheiten der Ehemaligen, auch ohne daß M. d. R.-Anwälte sie vertreten, und ihrer legalen und illegalen Bettgenossinnen

mehr als genug. Oder hat vielleicht Jemand noch nicht eine Liste voll Unterschriften gesammelt und an den Ausschuß zur Vorbereitung des Volksentscheids für die Fürstenabfindung (Dr. Robert Kuczynski, Berlin, Wilhelm-Straße 48) geschickt? Dann tue ers schnellstens.

Arthur Seehof

Von Bode

Die deutsche Presse hat Wilhelm v. Bode zu seinem achtzigsten Geburtstag Hymnen und Dithyramben dargebracht. In der DAZ las ich, Bode habe dem deutschen Volke „Provinzen des Geistes" erobert. Seit Bismarck hat Keiner so Geburtstag gefeiert. Das hat mich nun nicht weiter überrascht. Denn da die Deutschen ohne Bismarckwarten nicht leben können, so haben sie sich aus Wilhelm v. Bode einen Bismarckturm der Kunst gemacht. Gewundert hat mich nur, daß man so furchtbar ängstlich jeder leisesten Erwähnung gewisser mit Bodes Namen verbundener Irrtümer und Mißgriffe aus dem Wege gegangen ist. Der Recke ist ja doch für sein Teil keineswegs zaghaft. Jedenfalls scheint die herzlichste Liebe zu ihm ohne alle Grenzen zu sein. Der Kultusminister wird beschworen, nicht so viele Umstände mit den Bauten auf der Museums-Insel zu machen, da Bode ungeduldig wird. Es sei an sich wohl wünschenswert, die Räume statt mit schweren romanischen und gotischen Steingewölben mit stilfreien Decken einzurichten — aber wer wird mit dem Umbau Zeit verlieren, wenn Bode einweihen will!

Fern sei es von mir, für das Ministerium einzutreten. Ich kenne seine Absichten nicht näher, bin aber hinreichend überzeugt, daß sie professoral sind. Ich denke auch nicht daran, Bode alle Verdienste abzusprechen. Er war als Abteilungs-Direktor ausgezeichnet, wenn nicht seine Engherzigkeit und sein Eigensinn das Museum schädigten. Bode hat sich einmal gerühmt, daß er die schönsten Grecos als Zugabe beim Ankauf irgendeines bessern Meisters nach Belieben hätte haben können. Aber er mag Greco nicht. Sein künstlerisch ganz banales Urteil und die allgemeine Preisung dieses Urteils als eines unfehlbaren sind schuld, daß unsre Sammlung wohl für immer ohne ein Werk von Greco sein wird. Es ist wahr: Bode hat dem Museum in Uneigennützigkeit Vieles geschenkt. Das Ministerium wollte ihm durch Aufstellung seiner Porträtbüste in einem Raume des Kaiser-Friedrich-Museums danken. Aber Bode hat abgelehnt.

Das ist schade. Es wird ihn nun eine andre Büste im Kaiser-Friedrich-Museum repräsentieren: jene triste Flora, deren verlegen süßes Lächeln auf dickem Halse einer peinlichen Erinnerung zu gelten scheint. Ich muß aber betonen, daß mich Zuschreibungen gar nicht interessieren — nicht einmal falsche. Und so ist mir viel, viel peinlicher als alle falschen und fragwürdigen Zuschreibungen, als alle frisch gewagten und halb gewonnenen Restaurierungen Bodes die Erinnerung an einen Aufsatz, den Bode vor vier Jahren in der Vossischen Zeitung veröffentlicht hat: ‚Die Berliner Museen während der Umsturztage'. Bode erzählt, wie seine Museen ohne Bewachung waren. Selbst Haenisch erreichte keinen Schutz. Geholfen hat — Rosa Luxemburg, von Bode „Frau Rosa" genannt. Rosa Luxemburg freute sich, mit Bode in Verbindung getreten zu sein. Für den Fall, daß ihre Partei zur Macht käme, hoffte sie auf eine neue große Zeit für die Museen mit Bodes Hilfe. Selbst durch Bodes Antisemitismus hindurch spürt man den Wert dieser Frau. Bode schließt: „Es sollte anders kommen. Eine oder zwei Wochen später war sie erschlagen... Ob das wirklich eine verpaßte Gelegenheit für unsre Museen war?"

Sind dies die „Provinzen des Geistes" oder ist das Geist der Provinz?

Selbst Rosa Luxemburg hätte mit Bode den Berliner Museen keine Zukunft sichern können. Sie dachte an eine Fruchtbarmachung dieser Schätze. Aber Bode ist der Prototyp des Nichts-als-Sammlers. Bode ist selbst ein Museum ... mit Oberlichtsälen und Dunkelkammern, mit Prachtportal, Drehtür, Windfang und Falltreppe und mit allem Comfort des Mittelalters — sehr, sehr groß und furchtbar langweilig.

Adolf Behne

Buster Keaton

Das ist Chaplins markantester Rivale, der jüngste und in seinen Eingebungen konsequenteste unter den Matadoren des amerikanischen Burleskfilms, jener trostreichen Spezies, die in ihrer herrlichen Unverbrauchtheit grade durch diesen Knockabout-Hamlet bestätigt wird. Bereits in manchem Capriccio Pattys konnte er sich als terrierhaft keßbeweglicher Gegentyp und durch ein nie zuvor gesehenes Feuer des Ausrutschens und Hinschlagens die Herzen erobern; das war kein Umkipper mehr, kein schlichtes Fallen oder Purzeln, sondern ein wildjauchzender Salto kopfüber in den Asphalt, das urplötzliche Sichhinklatschen eines wahren Ekstatikers der Ungeschicklichkeit.

Auch heute noch erlabt uns Keaton dann und wann mit diesem hohen C des Hintüberkegelns; aber es ist etwas ganz Andres, was jetzt seinen eignen Filmen die besondere Note gibt. Einmal nämlich der persönliche Ausdruck stiller Geduld und leiser Traurigkeit, den auch die niederträchtigsten Bosheiten des Geschicks und die kläglichsten Situationen nicht zu zerreißen allenfalls ins sanft Beleidigt oder leicht Beunruhigte abzuwandeln vermögen. Als ein entzückend bescheidener Märtyrer geht Buster Keaton dümmlich-divinatorisch durch alle Prüfungen der Lächerlichkeit und die haarsträubendsten Gefahren hindurch, ein hilflos-anstelliger Überwinder und grade in seiner Schüchternheit glänzender Held. Zu diesem Reiz der Gestalt tritt ein besonderes Ingenium, das Requisit zu phantastischen Komplikationen unsinnigen Mißbrauchs und zu den erstaunlichsten Verwendungsmöglichkeiten zu installieren, den paradoxen Witz eines Apparats, einer technischen Einrichtung zu befreien und auf fast palmströmsche Weise spielen zu lassen. Nicht nur die komische Widersetzlichkeit der Dinge ist entfesselt, die ja alle amerikanischen Grotesken würzt, sondern darüber hinaus dem Werkzeug, der Maschine, dem Mechanismus ein äußerster Humor exzentrischen Funktionierens abgewonnen.

Willi Wolfradt

Nachher

„Wieviel Uhr ..." — aber schon sank die Hand schlaff herunter. „Ach so —", sagte er. Ich lächelte, doch als ich den Ausdruck seiner Augen bemerkte, stellte ich die Lachfalten wieder grade. „Keine Zeit", flüsterte er. „Sich daran zu gewöhnen, daß es keine Zeit mehr gibt. Ja." Ich bog ab. „Haben Sie sich da unten auch die Zeit geometrisch vorgestellt?", sagte ich. „Nein, wie —", sagte er. „Als lebe man im Raum vorwärts", sagte ich. „Als könne man im Raum der Zeit auf- und abrutschen, vorwärts und rückwärts, mit allen Spielen im Raum; wer da hinten auftaucht, ist noch klein, er kommt auf uns zu, wird immer größer, dann nimmt seine Gestalt ab, verschwindet hinten, wissen Sie?" „Das kenne ich nicht", sagte er. „Nicht?", sagte ich. „Es ist so:

Das kleine Haus, in dem ich einmal wohnte, steht unbeweglich. Nun setzt es sich in Bewegung, besonders nachts, wenn wir nicht einschlafen können, hört man, was es macht. Es fährt

durch die Zeit. Vorn, am Bug schäumt das Zeitwasser hoch auf, mit solcher Geschwindigkeit geht es vorwärts, es zerteilt die Zeit, sie gleitet rechts und links am Haus vorbei, da rauscht sie auf, überall, und wir liegen in der kleinen Bettschublade ,und werden davongetragen, wehrlos, machtlos, weiter und immer weiter. Manchmal streckt sich eine Hand aus solch einem Bett, sie hängt laß herunter und bewegt sich etwas — zurück? Da gibt es kein Zurück. Manchmal schaudert der Schlafende vor dem, was nun kommt — aber sie fahren mit ihm. Ahnungen helfen nicht. Morgens früh, wenn du aufwachst, hält das Haus schon anderswo."

„Ja — etwas Ähnliches habe ich doch wohl schon empfunden", sagte er. „Man ist übrigens nicht sehr glücklich dabei."

„Nein", sagte ich. „Man ist nicht sehr glücklich dabei. Zum Schluß bleibt die etwas trübe Empfindung von einer Masse Eindrücke, es wäre ein herzhafter Spaß, wenn man den Zeitraffer anbringen könnte und das ganze Leben, das man zu führen verurteilt ist, donnerte mit einem Male herunter. Aber das war nicht zu machen."

„Haben Sie sich sehr gesehnt, zu ... hierher zu kommen?", sagte er.

„Oft", sagte ich. „Hunger habe ich alle meine Lebtage gehabt. Hunger nach Geld, dann: Hunger nach Frauen, dann, als das vorbei war: Hunger nach Stille. O, solchen Hunger nach Ruhe. Mehr: Hunger nach Vollendung. Nicht mehr müssen — nicht mehr durch die Zeit fahren müssen —".

„Man geht spurlos dahin —", sagte er. „Nein", sagte ich. „Man geht nicht spurlos dahin. Ach, denken Sie nicht an Denkmäler — das ist ja lächerlich. Und ich weiß schon, was Sie jetzt sagen wollen: unsterbliche Werke. Ich bitte Sie ... Nein, etwas Andres. Ich habe etwas dort gelassen, ja, ich habe etwas dort gelassen." „Was?", sagte er, ein wenig ironisch.

„Ich habe den Dingen etwas gelassen", sagte ich. „Seit jenem Tage, wo ich den greisen Klavierspieler in Paris wiedersah, den mein Vater zwanzig Jahre vorher in Köln gesehen hatte. Er spielte noch dieselben Stücke, der Wandervirtuose — noch genau dieselben. Und da war mir, als grüßte mich mein toter Vater. Auch ich habe den Dingen etwas gesagt. Ich habe an Vieles, was länger Dauer hat als ich und Sie, Grüße befestigt. Ich habe hier einen Gruß angeheftet und da einen Kranz, hier einen Fluch und da ein abwehrendes Schweigen ... und als ich das tat, da merkte ich, daß die Dinge schon voll waren von solchen Grüßen Verstorbener. Fast alle hatten sich an die Materie gehalten, hatten Spuren hinterlassen; wenn man vorüberstrich, bat, flehte, beschwor, fluchte und segnete es herunter, von diesen Sachen, die die Menschen tot nennen. Ich bin nicht spurlos dahingegangen. Nur —"

„Nur —?", sagte er.

„Nur —", sagte ich. „Die Menschen sind Analphabeten. Sie können es nicht lesen."

Er sah mich an und tastete an die Stelle, wo damals seine Uhr gesteckt hatte. „Kommen Sie!", sagte er. „Wir wollen zum Nachmittagskaffee."

Kaspar Hauser

Geheimrat Louis Hagen meint . .

Als Präsident der Kölner Handelskammer
„erkläre ich: Das Schlimmste ist vorbei.
Hört man auch viel vom Arbeitslosenjammer:
die deutsche Industrie ist sorgenfrei!

Betrachtet Pleite, Pfändung, Wechselschulden
als letzte Quittung der Vergangenheit.
Die große Masse muß sich nur gedulden.
Der neue Zinsfuß bringt die neue Zeit."

Wir aber — trotz der U. S. A.-Kredite —
sehn in die Zukunft trübe und erschreckt.
Wir kennen Teuerung und hohe Miete
und wissen nur zu gut, wie Hunger schmeckt.

Wenn wir Herrn Hagen nicht so gut begreifen,
wie seine Kölner Freunde das gekonnt,
Dann nur aus einem Grund: So'n Silberstreifen
geht wirklich über unsern Horizont.

Karl Schnog

Antworten

Antimonarchisten. Ihr fragt, ob das Schiedsgericht über die Fürstenabfindung, das beim Reichsgericht eingesetzt werden soll, die Vorbereitung des Volksentscheids überflüssig mache. Zunächst keineswegs. Da man nicht weiß, wie das Schiedsgericht aussehen und wie knechtselig es urteilen wird, tut Ihr unter allen Umständen gut, Herrn Dr. Robert Kuczynski, Berlin, Wilhelm-Straße 48, mitzuteilen, daß Ihr euch dem Volksbegehren anschließt. Im schlimmsten Falle — und der Fall wäre ja hocherfreulich — habt Ihr eine Postkarte verschwendet.

E. B. Die Kreuzzeitung hat auf ihrem Siechenlager — inzwischen ist das kranke Huhn in die fürsorglichen Arme der Deutschen Tageszeitung genommen worden — eine Erklärung für die Weigerung der Sozialdemokraten, an der Großen Koalition teilzunehmen, entdeckt und zwar diese: „Die Sozialdemokratie arbeitet auf eine zweite Revolution hin. Dieses Revolutionsstreben führt sie notgedrungen an die Seite der Kommunisten, mag das staatliche Endziel für die Sozialdemokraten auch nicht so schroff sein. Ihr Kampf gilt jedenfalls der Republik, die ihr zu bürgerlich geworden ist... Es paßt ihr schon lange nicht mehr, daß sie die Gewalt im Staate mit bürgerlichen, wenn auch ihr freundlich gesinnten Parteien teilen soll. Sie möchte ganze Arbeit machen und glaubt, nunmehr eine Etappe weiter gehen zu müssen, wenn das eigentliche Ziel ihrer Politik nicht ganz begraben werden soll. Für Situationen, die in revolutionärem Sinn auszubeuten sind, hat die Sozialdemokratie einen sichern Instinkt." Ein schroffes Endziel oder ein Ziel, das begraben werden soll: da kann sich der selige Wippchen noch einmal begraben lassen. Bisher hatte man nur zu bemerken gemeint, daß die Sozialdemokratie sich in die bürgerliche Republik ganz gut hineingefunden und einen sichern Instinkt für Situationen bewiesen habe, die in gegenrevolutionärem, in bourgeoisem, in antiproletarischem Sinn auszubeuten sind. Aber die Kreuzzeitung hat gewiß einen schärfern Blick, eine bessere Witterung als unsereiner.

Felix Stössinger. Sie senden mir eine Anzeige aus dem ‚Musikalienhandel', der als einen „Schlager allerersten Ranges" von Fritz Hiddessen anzeigt: „Die Reichswehr ist uns viel zu klein." Na jewiß doch! Vielleicht singt der Mann allabendlich ein paar zugkräftige Seiten aus ihrem Fünfhundertmillionen-Etat. Wenn da die Leut nicht lachen...

Stud. med. Walter W. Sie fragen: „Warum nimmt die ‚Weltbühne' oft und gern die Gelegenheit wahr, gegen die Psychoanalyse zu Felde zu ziehen?" Mir ist kein Fall bekannt. Ausgelacht worden sind hier immer nur die modischen Mitläufer einer Wissenschaft, deren Kern tiefernst zu nehmen ist, und deren Schöpfer geniale Eingebungen gehabt hat. Aber die erkenntnistheoretische Methode ist von der therapeutischen Bedeutung der Modekrankheit durchaus zu trennen. Und was ihren Einfluß auf den bramsigen und geblähten Stil der Klamaukintellektuellen angeht, so ists doch wohl schade um jede Backpfeife, die danebengeht. Der Meister ist viel zu groß, um größenwahnsinnig zu sein. Dafür sind es die Schüler. Übrigens auch nicht alle. Wie hier nächstens festzustellen sein wird.

Teutone. Das Reichsbanner hat einen Probealarm veranstaltet. Es handelt sich nicht um eine künstlerische, sondern um eine politische Angelegenheit. Also fragt in deiner nationalsten Zeitung nicht der Analphabet, sondern ein Hans Naivus, was für ein Geschrei sich erheben würde, „wenn etwa die Vaterländischen Verbände einen derartigen Probealarm veranstalten würden". Nach „wenn" nie „würde"; „veranstalteten" muß es heißen. Die Antwort aber lautet, daß das Reichsbanner die Aufgabe hat, den bestehenden Staat, so gut oder

schlecht er sein mag, zu stützen, während die Vaterländischen Verbände den Wunsch haben, ihn zu stürzen. Und daß deshalb ein Alarm ihrer Mordbanden allerdings ein ziemlich lautes Geschrei unter eben den Massen hervorrufen würde, von denen Hans Naivus wahrheitsgemäß behauptet, es sei ihnen in der Monarchie zweifellos besser gegangen als heute; ohne wahrheitsgemäß hinzuzufügen, daß diese selbe Monarchie den Weltkrieg verschuldet, dank dem es jenen Massen heute zweifellos schlechter geht als dazumal.

R. A. in Friedenau. Wie Sie mir mitteilen, wird in Storkow von dem Gerichtsvollzieher Kindermann und dem Rechtsberater Fensky an Mitglieder der ‚Kyffhäuserjugend' theoretischer Schießunterricht erteilt. Ob auch Übungen mit Gewehren abzuhalten sein würden, wird die Zentralstelle des Kyffhäuserverbandes entscheiden. Und gewiß nicht die Republik.

Jurist. Deine Kollegen haben den verantwortlichen Redakteur des sozialdemokratischen Parteiorgans von Plauen zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt. Wegen Kirchenlästerung. Beleidigt fühlte sich ein Prokurist des lieben Gottes, und bemängelt hatte der Sozialdemokrat, daß der Pastor der Lutherkirche in Hitleruniform gesehen worden sei, und daß die Pauluskirche schwarz-weiß-roten Flaggenschmuck getragen habe. Wie ich höre, hat der liebe Gott sehr bedauert, Herrn Hitler noch nicht bei sich zu haben. Wir bedauern auch

Efraim Frisch. Sie haben in den Nachrufen auf Paul Cassirer eine Lücke entdeckt und wünschen sie auszufüllen. „Es wird die Bedeutung und den Ruhm des merkwürdigen Mannes gewiß nicht mindern wenn man weiß, daß die Begründer des Kunstsalons Cassirer Bruno und Paul Cassirer waren — ja, daß Bruno seinen Vetter zu der gemeinsamen Unternehmung gebracht und einige Jahre an ihrer Leitung mitgewirkt hat. Der später von Bruno begründete Kunstverlag und die Zeitschrift ‚Kunst und Künstler' unter der Redaktion Emil Heilbuts sind ohne Zweifel ebenfalls sehr wesentliche Faktoren einer Entwicklung gewesen auf dem Gebiet, auf welchem sich Paul Cassirers Aktivität so erfolgreich ausgewirkt hat." Ihr zweiter Wunsch: hier so schnell wie möglich eine Entgegnung auf Kurt Hillers ‚Mussolini und unsereins' zu finden, wird Ihnen gleichfalls schon in dieser Nummer erfüllt.

Kriminalist. Inserat der Rhein- und Ruhr-Zeitung: „Hundefreunde! Am Sonntag findet im Bergschlößchen eine interne Hundeschau statt, verbunden mit Bewertung und Prämiierung durch neutrale Richter." Ick kieke, staune, wundre mir. Ach, wenn doch in Deutschland die Menschenfreunde neutrale Richter fänden!

Anonymer Lump. Ah, schreibst du mir, deshalb setzen Sie sich seit so langer Zeit für Herrn Heinrich Wandt ein: weil Sie eine neue Auflage seiner ‚Etappe Gent' vorbereitet haben und inzwischen unter dem Deckmantel frommer Nächstenliebe dafür Reklame machen wollten! Nun würde ich zwar, wenn ich die ‚Etappe Gent' im Verlag hätte, den gesamten Ertrag dem Autor zugute kommen lassen, dessen Notlage groß ist; und wenn ich sie in Verlag genommen hätte, so wärs geschähen, weil ein tapferer Kampf gegen die kaiserliche Offizierskamarilla den Tendenzen meines Blattes entspricht und mein Herze labt. Aber ich habe ja die Broschüre keineswegs im Verlag. Sondern es ist nur mit dem Friedensbund der Kriegsteilnehmer, Berlin, Versöhnungs-Straße 3 (Postscheckkonto Carl Marmulla, Berlin, 134 038) verabredet worden, daß sie den Lesern der ‚Weltbühne' statt für zwei Mark portofrei für anderthalb Mark geliefert wird. Möchten recht viele sie bestellen und mit uns daran arbeiten, daß ein unschuldiger Mann aus dem Zuchthaus befreit wird!

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Kreidekreis

Gemeint ist nicht der chinesische, den Klabund popularisiert hat: aus dem die streitenden Parteien, die Mütter, den Gegenstand ihres Herzens oder der Macht, das Kind, herausreißen sollen. Gemeint ist der Kreidekreis, in den man hypnotisierend das Huhn zur Bewegungslosigkeit einschließt — in mein geliebtes Deutsch übertragen: der Mehrheitsfimmel, in den sich bei jeder neuen Kabinettsbildung die republikanischen Parteien immer stärker einschließen und so vom Gegenstand ihres Herzens oder der Macht aussperren lassen. Draußen aber steht mit selbstverständlicher Befriedigung die unsterbliche junkerliche Feldwebelfresse, die Kommando-Rute in der Hand . . .

Warum haben sich Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum bei der jüngsten Kabinettsbildung ihre Taktik wiederum von den antirepublikanischen Parteien vorschreiben lassen, indem die Arbeiterpartei draußen blieb, die beiden bürgerlichen Gruppen nur in einer angeblich von München geduldeten Form mitmachten? Weil sie eine „parlamentarische Mehrheit" haben „mußten", was keineswegs mit programmatischer Einheit identisch zu sein braucht. Warum mußten sie diese körperliche Mehrheit haben? Weil sie ohne sie sofort von den Antirepublikanern rechts und ganz links zu stürzen gewesen wären. Daß dann aber die Stürzer für ihr Teil zu neuer Mehrheitsbildung gezwungen und dennoch nicht imstande sein würden: über diesen Kreidekreis hinaus scheint keines republikanischen Parteiführers Erwägung zu reichen. Die Antirepublikaner würden vielleicht — vielleicht! — ein Mal, auch zwei Mal das ebenso kindische wie unfruchtbare Spiel versuchen, eine ausgesprochen republikanische Reichsregierung ohne absolute Mehrheit zu stürzen; aber sie werden es aufgeben, wenn sich ein Mal oder zwei Mal herausgestellt hat, daß sie selbst sich zu positiver Einheit nicht zusammenfinden können, und daß ein neuer Rechtsblock allein ebenso morgen schon zu stürzen wäre, wenn die Republikaner samt den Kommunisten Gleiches mit Gleichem zu vergelten imstande wären.

Wenn sie dazu imstande wären! Dagegen hat die Reaktion ihren wirkungsvollen Kreidekreis gezogen. Ihr genügt schon die bloße Drohung, um die Novemberlinge kirre zu machen. Und die lassen sich ihr eignes schlechtes Gewissen, ihre sachliche Ungeeignetheit und ihre moralische Minderwertigkeit zum Regierungsgeschäft gottergeben ins Gesicht schleudern, lassen sich widerspruchslos in jenem unausrottbaren Ton des Guts- und Kasernenhofs anfahren, in dem die kassubische Herrenkaste mit ihren industrialisierten Spießgesellen uns den herrlichen Tagen von Versailles entgegengeführt hat.

Und soweit die Republikaner sich nicht widerspruchslos einschüchtern lassen, sind sie „anständig", spiegeln sie sich Achtung vor einem parlamentarischen Gleichgewicht vor, das es in Deutschland nicht gibt, und glauben, daß drüben die Sachwalter der rohen Faust, der Ausbeutung und Meinungsdrosselung sich doch einmal zur Gleichberechtigung bekehren werden. In den Ländern mit parlamentarischer Ueberlieferung hat es, besonders in der Nachkriegszeit, beinahe mehr parlamentarische Minderheits- als Mehrheitsregierungen gegeben. Das war möglich, weil man das bei uns undenkbare fair play gelten ließ, dem Andern mit der Macht auch die Verantwortung aufbürdete und ihn mit der Aussicht in Schranken hielt, sich jederzeit Macht und Verantwortung zurückholen zu können, während man, selbst zur Macht gelangt, schon wieder mit dem kommenden Systemwechsel vor Augen maßvoll schaltete und waltete. Bei uns haben die Republikaner noch stets sich nur die Verantwortung aufbürden und die Macht aus den Händen winden lassen. Wie stolz fühlen sich nicht die Sozialdemokraten, die einer Ueberlieferung zufolge die deutsche Republik ausgerufen haben sollen, jetzt wieder als „Opposition"! Wogegen? Gegen ihre eigne innere Subalternität! Solange den Republikanern nicht das selbstverständliche Bewußtsein in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie im Recht sitzen, daß die junkerlichen Altsassen und ihre Trabanten aber die Opposition bilden — so lange werden wir keinen Parlamentarismus haben. Denn die Radikalkur, mit der man seinerzeit in England und Frankreich den alten Machthabern ihre Stellung in Reih und Glied anzuweisen gewußt hat, ist leider bei uns unwiederbringlich versäumt worden. So lange aber bleibt die Reaktion im Recht, wenn sie den Republikanern das Fiasko des Parlamentarismus in die Schuhe schiebt, so lange werden diese in den Kreidekreis der eignen Inferiorität eingespannt bleiben.

Und dennoch wäre das Gegenmittel so einfach wie volkstümlich: sich einmal nicht verblüffen lassen.

Mildernde Umstände für Ebert

von Hellmut v. Gerlach

In Nummer 2 der ‚Weltbühne' tritt Ignaz Wrobel als Staatsanwalt gegen Ebert auf. Darf ich vielleicht die Rolle des Verteidigers übernehmen, damit das Urteil des Volksgerichts der Leser nicht unbillig hart ausfalle?

Ich übernehme sie umso lieber, als ich weiß, daß Ebert unfreundlich über mich dachte. Und weil ich sachlich in wesentlichen Fragen mit ihm von Grund aus differierte. Kaum ein Mal, als ich in den Wochen nach der Revolution amtlich mit ihm zu tun hatte, kamen wir zu denselben Folgerungen. Seine Unterlassungssünden in jenen Tagen wiegen schwer, seine Tatsünden anti-pazifistischer Natur noch schwerer.

Dennoch — er hat das eine überragende Verdienst: In einer Zeit, wo man auf der Rechten feige, in der Mitte ratlos und passiv und auf der Linken vielfach verstiegen war, behielt er Nerven, Energie und gesunden Menschenverstand. Als Alles labil geworden war, blieb er stabil. Half freilich auch, so manches des Untergangs Würdige zu stabilisieren. Aber war nicht selbst eine verpfuschte Revolution besser als das Chaos, das uns bedrohte?

Als kleiner Akteur habe ich damals im Staatstheater mitgespielt. So bescheiden meine Rolle war, so erlaubte sie mir doch, von innen her vielleicht ein gerechteres Urteil zu gewinnen, als es für den Zuschauer im Parkett möglich war. Der sah nur die unendlich unvollkommene Aufführung. Aber wir hinter den Kulissen sahen auch die erschütternd großen Schwierigkeiten, die selbst ein Genie kaum hätte bewältigen können.

Unzähliges, was von November 1918 bis Januar 1919 hätte gemacht werden sollen, ist nicht gemacht worden. Himmelschreiend erscheint uns jetzt, daß man damals nicht die Fürstenvermögen eingezogen, den Großgrundbesitz durch ein Agrargesetz gebändigt, die Gutsbezirke aufgehoben hat.

Warum wurde so viel verabsäumt? Weil die neuen Machthaber von dem einen Gedanken, der alle andern verschlang, besessen waren: Wie verhüten wir, daß der politische Umsturz in einen wirtschaftlichen Zusammenbruch ausmünde?

Deutschland war durch mehr als vier Jahre Krieg vollständig ausgepumpt. Die Blockade dauerte an. Millionen und Abermillionen Soldaten strömten von Ost und West in teilweise sehr gelockerter Ordnung zurück. Die ungestörte Weiterführung der Ernährung von Volk und Heer war die jede andre überragende Forderung.

Wie mancher Konferenz entsinne ich mich, in deren Mittelpunkt die bange Frage stand: Was geschieht, wenn auch nur an einem wichtigen Punkt die Lebensmittelzufuhr stockt, etliche Zehntausend Soldaten plötzlich nichts mehr zu essen finden? Eine Hungerrevolte im Rahmen der Revolution: das war es, wovor die verantwortlichen Personen am meisten Sorge hatten. Ein Versagen irgendwo konnte den ganzen Mechanismus in Unordnung bringen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Aber das Brot blieb doch die Grundlage des Aufbaus eines neuen Staatswesens.

Unsre Vorräte waren minimal. Nur wenn sie gerecht verteilt wurden und pünktlich überallhin kamen, war Hungersnot vermeidbar.

Deshalb mußte der Verwaltungsapparat ungestört weiter funktionieren.

Freie Wirtschaft hatten wir seit Jahren nicht mehr. Ein unendlich kompliziertes System von Ernährungsverordnungen regelte die gesamte Verteilung der Lebensmittel. An diesem System in dem Augenblick zu rütteln, wo die zurückflutenden Soldatenmillionen die Ansprüche an die Nahrungsversorgung vervielfachten, wäre ein Verbrechen gewesen. Einerlei, ob das System an sich schlecht oder gut war: in diesem Augenblick durfte man sich nicht auf Experimente einlassen.

Sollte die Maschine weiterlaufen, so mußte aber auch die geübte Bedienungsmannschaft, wenigstens zunächst, bleiben.

Selbstverständlich waren die Verwaltungsbeamten zu 99,9% reaktionär. Andre Elemente waren, namentlich in Preußen, ja nie herangelassen worden. Aber sie waren eingearbeitet. Sie kannten nicht nur die Bestimmungen, sondern auch die Personen und die Verhältnisse ihres Verwaltungsbezirks. Sollte man sie wegen ihrer Gesinnung zum Teufel jagen und durch gut republikanisch gesinnte Neulinge ersetzen?

Auf die Gefahr hin, als elender Schwächling zu erscheinen, erkläre ich: Auch ich hätte diesen Mut nicht aufgebracht.

Es wurde eine Anzahl provozierend reaktionärer Beamter sofort abgesetzt. Nicht immer war man in der Wahl ihrer Nachfolger glücklich. Eingearbeitete Verwaltungsbeamte mit Linksgesinnung gab es ja eben nicht. Es drängten sich auch Elemente in den Vordergrund, deren wesentlichste Qualifikation zum Revolutionär in einem großen Mundwerk bestand. Sicherlich hat man mit einer Reihe von Gewerkschaftsbeamten als Landräten ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Aber selbst sie mußten sich doch erst allmählich in ihren neuen Pflichtenkreis eingewöhnen. Und sie standen vor Allem nicht entfernt in der Zahl zur Verfügung, die eine vollständige Ablösung der reaktionären Beamten ermöglicht hätte.

Mir scheint, Severing hat den richtigen Weg gewählt: planmäßige Durchdringung des Verwaltungsapparats mit republikanischen Männern.

Ich widerspreche entschieden der Behauptung, wir hätten heute eine reaktionäre Verwaltung.

Wir haben noch viele Reaktionäre in der Verwaltung. Aber von Jahr zu Jahr ist es besser geworden. Der selige Innenminister v. Puttkamer muß sich in gradezu rotierender Bewegung befinden, wenn er sieht, welche politischen Überzeugungen heute die Mehrzahl der Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten und etwa die Hälfe der Landräte hegen.

Man soll den Fachmann nicht überschätzen. Man darf ihn aber auch nicht unterschätzen. Besonders begabte Leute können sich in allen Lebensstellungen zurechtfinden — die Regel wird man immer auf Durchschnittsmenschen zurechtschneiden müssen.

Ich habe aufs Äußerste die fast fanatische Abneigung beklagt, die Ebert der Unabhängigen Sozialdemokratie entgegenbrachte. Aber ich, der ich die Außenpolitik der Unabhängigen in und nach dem Kriege immer unterschreiben konnte, muß doch zugeben, daß ihre Innenpolitik nach der Revolution in gradezu trostloser Weise zwischen Demokratie und Rätesystem hin- und herpendelte. Weshalb ja auch ein Mann wie Eduard Bernstein sich von ihnen trennte und wieder zur Partei Friedrich Eberts zurückkehrte.

Ich habe 1918/19 vielfach mit den Arbeiter- und Soldatenräten zu tun gehabt. Das waren, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, alles eher als blutrünstige Revolutionäre. Sie haben in vielen Orten zur Erhaltung der Ordnung, zur Durchführung der Lebensmittelversorgung und zum Schutz von Staatseigentum sogar Beträchtliches geleistet. Aber politisch

waren sie, namentlich die Soldaten in ihnen, meist die reinen Kinder. Auf ihnen den neuen Staat aufzubauen, wäre eine Torheit ohnegleichen gewesen.

Die russischen Bolschewisten versuchten damals, Deutschland zum Glacis Sowjet-Rußlands zu machen. Die russische Regierung bot den Volksbeauftragten an, mit russischer Hilfe den Kampf am Rhein fortzuführen. Und Radek predigte im Spartakusbund den gemeinsamen Kampf der deutschen und der russischen Arbeiter gegen die Franzosen.

Die Unabhängigen waren ganz anti-militaristisch. Aber gegen die Parole der Sowjetbildung für Deutschland fanden sie kein klares Nein.

Darum suchte Ebert, der überzeugter Demokrat war, lieber Anschluß an die Parteien rechts von ihm. Er war durchaus nicht charakterlos. Sein verhängnisvoller Irrtum bestand nur darin, daß er die bolschewistisch-antidemokratische Gefahr links weit überschätzte und die reaktionär-antidemokratische Gefahr rechts unterschätzte.

Paul Liman hat seinem Abgott Bismarck schweres Unrecht getan, indem er ihn als Revolutionär feierte.

Wenn übereifrige Sozialdemokraten Ebert als Revolutionär verherrlichen wollen, fordern sie mit Recht schärfsten Widerspruch heraus.

Er war ein Demokrat, der ganz ohne sein Zutun in eine Revolution als Führer hineingestellt wurde.

Wenn diese Revolution uns nur als eine mit Anführungsstrichen erscheint, so deshalb, weil das deutsche Volk noch nicht die nötige politische und geistige Evolution zurückgelegt hatte, um für eine wirkliche Revolution reif zu sein.

Strafrechtsstümperei von Kurt Hiller

Ich bin gewiß gegen die Schwarze Reichswehr — obwohl ich die legale, ihre Nährmutter, für viel gefährlicher halte und Diejenigen urkomisch finde, die sich über die schwarze echauffieren und die schwarzweißrote poussieren; aber schädlicher und schändlicher als das Spiel Schwarze Reichswehr — bei dem einige Republikfeinde sich wechselseitig murksen — ist die Schmach des Gebärzwangs für Millionen Proletinnen. Der Amtliche Strafgesetzentwurf enthält ihn, wie das geltende Gesetz. Sogar die halbreife Schülerin, die von einem lungenkranken Neger (der nebenbei Säufer ist) vergewaltigt ward, und der Arzt und Menschenfreund, der sie von der Frucht solcher Notzucht befreit, müssen nach diesem eugenischen Gesetzentwurf mit Gefängnis bestraft werden. Was verschlägt demgegenüber, daß der Versuch der Abtreibung mit untauglichem Mittel am untauglichen Objekt nicht mehr strafbar ist? Wenn eine Jungfrau, die sich für schwanger hält, Zuckerwasser trinkt, in dem Glauben, damit ihre vermeintliche Frucht zu töten (ein beliebter Examensfall), so ist sie nach heutigem Rechte strafbar, nach dem geplanten neuen nicht mehr —: fürwahr, ein hinreißender Fortschritt. Ebenso hinreißend wie der, daß fortan nicht mehr in bestimmten Fällen, sondern in allen Fällen mildernde Umstände zugelassen

sein sollen, daß bei Rückfall Straferschwerung nicht mehr obligatorisch ist, und was Curt Rosenberg in Nummer 2 der ‚Weltbühne', vornehm aber irrig gegen mich polemisierend, sonst noch für Nuancen vorbringt.

Irrig schon im Ausgangspunkt. Ich soll, zum Beweis für meine These: Dieser Entwurf ist ein Machwerk, Bestimmungen angeführt haben, wonach Bettler „dem Arbeitshaus überwiesen werden können". So sanft liegt der Fall nicht. Der Gewerbsbettler „kann" nicht, sondern muß dem Arbeitshaus überwiesen werden (§ 378 Absatz 2). Und selbst dort, wo der Richter nicht muß, sondern nur kann, kann er den „Arbeitsscheuen" für drei volle Jahre und, durch stetig sich wiederholende Verlängerungen, lebenslänglich seiner Freiheit berauben (§ 46); obwohl der Mann weder je gemordet noch geraubt noch betrogen, gefälscht oder gestohlen hat. Das ist infam, das ist barbarisch, dawider ist jeder Fluch zu schwach! Und man nimmt nicht „einseitig" „für" die klassische Strafrechtsschule Partei, wenn man, gemeinsam mit ihr, die ‚moderne' Verirrung geißelt, die Das gutheißt. So wenig man für den Fascismus „Lanzen bricht", weil man gewisse Argumente des Fascismus gegen die Leerheit und den Stumpfsinn der Demokratie für richtig hält. (Und weil man in der Tatsache des Fascismus selbst. auch des deutschen, ein Argument gegen die Demokratie sieht.)

In Lappalien zeigt der Amtliche Entwurf „Fortschritte"; mag sein. Im Wesentlichen konserviert er das Unrecht des bestehenden Zustands oder vermehrt es noch. Ich sprach von der Abtreibung. Ich könnte vom Ehebruch, von der „Kuppelei", von der sinnlosen Verschärfung des Paragraphen 175 sprechen. Aber „redaktionell", aber „systematisch" bringe der Entwurf so erhebliche Fortschritte. Da will ich mit zwei Beispielen aufwarten. Das eine: ‚Unzucht' heißt in diesem Entwurf jede nichteheliche Geschlechtshandlung, vom Beischlaf herunter bis zu den harmlosesten Berührungen; plötzlich kommt da ein Paragraph 270, der verbietet, „eine Sache, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt ist", öffentlich anzukündigen, anzupreisen oder auszustellen; die Höchststrafe ist: zwei Jahre Gefängnis. (Als wollte man die Geschlechtskrankheiten künstlich züchten!) Nun ist ein begattungverhütendes Mittel, seiner Natur nach, alternativ zu nichtehelichem oder zu ehelichem Gebrauche bestimmt; man kann ihm das, wenn es im Schaufenster liegt, nicht ansehen; in jedem Falle fällt der Hammer des Paragraphen 270 darauf: sodaß der ehrenwerte Gesetzesdichter hier sogar den ehelichen Verkehr ‚Unzucht' schilt. Welch eine Folgerichtigkeit! Wie systematisch! Und was für Perspektiven!

Zweites Beispiel: Eltern, die ihrem achtundzwanzigjährigen Sohn aus keinem andern Motiv als aus menschlicher Einsicht und elterlicher Güte gelegentlich die stille Abhaltung einer erotischen Feierstunde mit der Freundin in einem Zimmer der elterlichen Wohnung, die er bewohnt, gestatten, sollen dafür, nach § 275 dieses „fortschrittlichen" Entwurfs, bis zu zehn — zehn! — Jahren im Zuchthaus büßen; während, nach § 240, die widerwärtigsten und wirklich miserabelsten Exemplare

Mensch, nämlich Kanaillen, welche an zarten Kindern, Gebrechlichen, Kranken und Wehrlosen, die ihrer Fürsorge oder Obhut anvertraut sind, Körperverletzungen oder Mißhandlungen begehen, und zwar nicht im Affekt, sondern „grausam oder in der Absicht, sie zu quälen", mit Gefängnis von drei Monaten oder mehr, in „besonders schweren" Fällen mit Zuchthaus bis zu fünf — fünf! — Jahren bestraft werden sollen. In der Tat: „redaktionell" und besonders „systematisch" ein Meisterstück!

Wollte ich nun noch darlegen, und zwar halbwegs präzis, mit welch aufpeitschend-niederträchtiger nationalistischer Subtilität der Landesverratsparagraph in diesem Entwurf erweitert, ausgebaut und verschärft wird, und wollte ich gar die so dicke wie dumme „Begründung" des Ganzen sezieren, dann brauchte ich Seiten, Hefte, Bände. Die ‚Weltbühne' ist keine juristische Fachzeitschrift, will das nicht sein und kann das nicht sein. Aber grade deshalb darf sie nicht zulassen, daß in ihren Lesern der Glaube geweckt wird, als sei „den Interessen des Fortschritts und der Erleichterung der Leiden" gedient, wenn man die anonymen Verfasser dieses scheinmodernen, in Wahrheit konservativ-klerikalen Legislaturkitschs anharft, statt ihnen ihr Opus um die Ohren zu schmettern.

Angestellte von Theobald Tiger

Auf jeden Drehsitz im Bureau
da warten hundert Leute;
man nimmt, was kommt — nur irgendwo
und heute, heute, heute.
Drin schuften sie
wies liebe Vieh,
sie hörn vom Chef die Schritte.
Und murren sie, so höhnt er sie:
„Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!"

Mensch, duck dich. Muck dich nicht zu laut!
Sie zahln dich nicht zum Spaße!
Halts Maul — sonst wirst du abgebaut,
dann liegst du auf der Straße.
Acht Stunden nur?
Was ist die Uhr?
Das ist bei uns so Sitte:
Mach bis um Zehne Inventur . . .
„Wenns Ihnen nicht paßt — bitte!"

Durch eure Schuld.
Ihr habt euch nie
geeint und nie vereinigt.
Durch Jammern wird die Industrie
und Börse nicht gereinigt.
Doch tut Ihr was,
dann wirds auch was.
Und ists soweit,
dann kommt die Zeit,
wo Ihr mit heftigem Tritte
und ungeahnter Schnelligkeit
herauswerft eure Obrigkeit:
„Wenns Ihnen nicht paßt —: bitte!"

Ungarische Falschgeldpolitik von Michael Karolyi

Graf Michael Karolyi, von Geburt und Erziehung hochfeudal, und aus Erbschaftsrecht Vorsitzender des ungarischen ‚Landbunds', wird eines Tages Pazifist und Agrarreformer.

Seine Frau, Gräfin Katinka Andrássy, kommt aus einem gleich feudalen Hause, wird zur Kameradin und schließlich zur aktiven Kampfgenossin ihres Mannes.

Die Karolyi strebten im Kriege den Frieden an: gewiß ein unerhörtes Verbrechen in den Augen des deutschen Generalstabs. Amerika aber — sollte man meinen — hatte zu jener Zeit genau entgegengesetzte Auffassungen Die Karolyi traten für die Agrarreform ein; etwa eine Million hungriger Sklaven der Scholle sollten in einen Stand gehoben werden, dessen reinster Typ die amerikanischen Farmer sind. Gewiß ein höllisches Verbrechen, schnöder Verrat an den geheiligten Grundsätzen des Egoismus der ungarischen Herrenklasse. Amerika aber? Seit ein gewisser Lincoln das Werk eines gewissen Washington zum glücklichen Ende geführt hat, ist doch Feudalismus in Nordamerika gradezu verpönt.

Die Karolyis wollten für Ungarn das Selbe. Sie scheiterten. Nicht am ungarischen Volke, sondern an Clemenceau. Für das damalige Frankreich und seine Bundesgenossen bedeutete ein verfaultes Horthy-Ungarn Verminderung des Widerstandes. Selbst Frankreich aber fiel es nie ein, die Person Michael Karolyis zu verfolgen.

Das blieb dem amerikanischen Außenminister Kellogg vorbehalten. Vor einem Jahr, als das Ehepaar auf Einladung bedeutender Organisationen nach Amerika fahren sollte, mußte das amerikanische Auswärtige Amt schließlich, nach einer Reihe heftiger Waffengänge und dramatischer Zwischenfälle, nachgeben.

Vor einigen Wochen wurde nun Frau Karolyi von einer der Säulen der Republikanischen Partei, der Partei Coolidges: dem Verleger und Industriellen Henry Straßburger, zu einem Besuch eingeladen. Die Einreise wurde ihr verweigert, obwohl Staatssekretär Kellogg ahnen mußte, daß er die Geduld der amerikanischen öffentlichen Meinung auf eine harte Probe stellte. Aber Kellogg wagte den Tanz. Und in der Tat: die Musik, die ihm die amerikanische Presse seitdem aufspielt, ist ohrenbetäubend. Die ganze amerikanische Presse schlägt Alarm, und zwar ununterbrochen Alarm. Das erste Mal in der Geschichte Amerikas ist ein amerikanischer Außenminister gezwungen, sich in einem weltpolitischen Exposé an zweiter Stelle, gleich nach dem Weltgerichtshof, mit einer Privatperson zu befassen: „Das Staatsdepartement verfügt über vertrauliche Informationen . . ."

Nun: das ist nichts als Ausrede. Warum treibt aber Herr Kellogg, sonst ein sehr geschickter Diplomat, die Sachen im Fall Karolyi derart auf die Spitze? Auf Vorstellungen der Horthy-Diplomatie sicherlich nicht. Der Einfluß, den ein Land vom Range Horthy-Ungarns bei den Herren der Welt auszuüben vermag, ist so gering, daß man dafür keinesfalls innenpolitische Schwierigkeiten in Kauf nehmen würde.

Nur eine Erklärung bleibt: in den nächsten Wochen hätte in Wall Street eine größere ungarische Anleihe aufgelegt werden sollen. Anleihen solcher heruntergekommener Balkanstaaten bedingen Provisionssätze in phantastischer Höhe. Ein Besuch der Karolyi in Amerika hätte das Programm gewisser

Bankhäuser in diesem Punkte gestört. Das darf nicht sein. Denn das Auflegungsprogramm ist in Washington oberstes Gesetz. Vor nicht allzulanger Zeit war das noch wesentlich anders. „Vertrauliche Informationen", wonach ein verwerfliches Subjekt namens Ludwig Kossuth so weit gesunken war, daß es sich an silbernen Löffeln gutgesinnter Bürger vergriff, haben seinerzeit wohl auch das Washingtoner Staatsdepartement erreicht. Und doch: nicht nur, daß man ihm die Einreise keineswegs versagte — er wurde von einem amerikanischen Kriegsschiff aus Konstantinopel abgeholt.

Kossuth hat man im Jahre 1851 noch als Helden behandelt. Mit Karolyi geht man im Jahre 1925 wie mit einem tollen Hunde um.

Was hat sich da geändert? Die ungarische Rebellion oder das amerikanische Staatsdepartement?

*

Den folgenden Aufsatz hat Karolyi auf Wunsch des Herausgebers für die ‚Weltbühne' geschrieben.

Hill Gilland

Sechs Jahre sinds her, daß ich ins Exil gegangen bin. Ein Steckbrief ist hinter mir erlassen, und ich könnte nur als Strafgefangener nach Ungarn zurück. In meiner Abwesenheit ist das Urteil über mich gefällt worden: ich sei Landesverräter, Spion, Dieb und hätte noch eine ganze Reihe Charaktereigenschaften ähnlicher Art. Auf Grund dieser Feststellungen der ungarischen Richter verschiedenster Instanz hat man mein Vermögen, aber auch das meines minderjährigen Sohnes konfisziert.

In dem Prozeß, den Horthy-Ungarn gegen mich geführt hat, gab es nur einen Beweis — und das waren die Aussagen und Erklärungen eines Mannes, von dem jedes Wort dank seiner fast beispiellos hohen gesellschaftlichen Stellung und seiner reinen patriotischen Gesinnung heilig ist. Dieser Mann, der Ankläger und zugleich Kronzeuge im Prozeß gegen mich, der große Sachverständige in ungarischen Ehrensachen, der Held des christlichen Ungarn lebt noch, allerdings in etwas mißlichen Verhältnissen. Er heißt Prinz Ludwig Windischgraetz und bewohnt die Nachbarzelle des ungarischen Reichskommissars für öffentliche Ordnung und christliche Sitten, Emmerich von Nádossy. Noch vor kurzem, als ich ihn wegen der zahllos oft widerlegten Lügen, die er in seinem Machwerk ‚Vom roten zum schwarzen Prinzen' wieder einmal aufgetischt hatte, vor ein deutsches Gericht ziehen wollte, kniff er mit der Erklärung, sein hochentwickeltes Ehrgefühl erlaube ihm nicht, mit einem steckbrieflich verfolgten Subjekt, wie ich bin, sich hinzustellen. Damals war gegen ihn bereits Privatanzeige wegen Unterschlagung einiger Wertpapiere erstattet. Und schließlich sind auch die Informationen, die dazu geführt haben, daß mir das Auswärtige Amt der Vereinigten Staaten von Nordamerika Schwierigkeiten macht, auf Windischgraetz zurückzuführen.

Schadenfreude? Nichts wäre falscher. Das sind die Fälle, wo stets die ganze Nation in Mitleidenschaft gezogen wird, weil man sie so gern für die Taten der herrschenden Schicht verantwortlich macht. Aber Prinz Ludwig Windischgraetz, Emmerich von Nádossy, Feldbischof Zadrawetz, Graf Teleki und alle diese vorgeschobenen

Figuranten des Horthy-Bethlen-Regimes sind noch lange nicht verlorene Menschen. Wohl hat man sie auf frischer Tat ertappt. Windischgraetz stand bei der Maschine, Nádossy ließ „das Diplomatengepäck" versiegeln, und Zadrawetz, der heilige Pater, sollte den Verwertungsagenten das Schweigegelübde abnehmen. All dies und tausend andre Dinge stehen eindeutig fest. Noch größer aber ist die Zahl der noch interessantern Dinge und noch wesentlichern Zusammenhänge, die man zum Teil nie erfahren wird.

Und was geschieht nach alldem? Bringt etwa Europa die moralische Kraft auf, diese gefährlichste Falschmünzerbande der Weltgeschichte unmöglich zu machen? Wieso? — wird man fragen: sie sitzen doch! Ja, sie sitzen — aber: als Nationalhelden, die auf vorgeschobenen Positionen, auf dem Felde der Ehre verwundet worden sind. Die eigentliche Armee und deren Generalstab blickt mit Dankbarkeit auf ihre Helden.

Aus Budapest wird von der Regierung in alle Richtungen der Welt mit unverhohlener Freude und Erleichterung verkündet: „Die polizeiliche Untersuchung ist abgeschlossen." Dies bedeutet, daß die Bequemlichkeit der Windischgraetz, Nádossy, Zadrawetz eben geopfert werden mußte, um den Sturm vom Haupte Horthys, Bethlens und der verschiedenen Habsburger abwenden zu können. Am liebsten hätte man dieses selbe Ziel durch Verhaftung der französischen Detektive erreicht, die taktlos genug waren, sich in den Besitz patriotisch-christlicher Geheimnisse zu setzen. Dies geht vorerst nicht. Man mußte also diesmal noch anders verfahren: die Jagd auf den prinzlichen Gütern mußte eben abgebrochen werden. Blutenden Herzens und zögernden Willens mußte man auf Befehl des revolutionären Frankreich verdienstvolle, magyarische, christliche Männer in die Zelle wandern lassen.

Nun: nach einigen Monaten werden sie ihre Zellen verlassen dürfen, vom Oberpatrioten Horthy begnadigt und vom Glorienschein des Märtyrertums umgeben. Dann aber beginnt das Spiel aufs neue. Und solange Horthy und Bethlen, diese beiden Spießgesellen der politisierenden Falschmünzer, nicht abtreten, solange sich Europa von ihnen in lächerlichster Weise an der Nase führen läßt — so lange bleibt eben Ungarn nicht nur Schauplatz beispielloser Verbrechen, sondern auch Ausgangspunkt internationaler Verwicklungen. In sechs Jahren hat Ungarn vier Staatsstreiche erlebt, und jedes Mal drohte ein Krieg auszubrechen. Jedes Mal wurden die Rollen genau so verteilt wie dieses Mal: Horthy wußte von nichts; irgendein Bethlen sprang nach dem Mißerfolg der Aktion, als der Mann, der sich korrekt verhalten hat, ein; und es fanden sich selbstverständlich auch ein paar „Schuldige", die sich für einige Zeit ins Gefängnis begaben, um das Gebell der ausländischen Hunde zu beschwichtigen.

Die Affäre Windischgraetz ist der vierte Putsch, der dank der Taktlosigkeit von Ausländern — diesmal waren es die Franzosen — gescheitert ist. Der vierte, aber keineswegs der letzte. Windischgraetz, diesem Hampelmann der Gegenrevolution, wird noch so manche gute christlich-patriotische Idee

kommen, die er unter Horthys Schutz zur Ausführung zu bringen versuchen wird.

Und wer trägt zuletzt die Verantwortung? Das feudale Ungarn sicherlich nicht. Windischgraetz und Genossen tun nur, wozu sie von der Geschichte und der Entwicklung bestimmt sind. Sie sind Fäulnisprodukte und verbreiten die Fäulnis weiter. Europa aber unterstützte und unterstützt Horthy-Ungarn mit Geld und guten Worten. Die erste Quittung auf die Hilfsaktion des Völkerbundes sind die falschen Franc-Scheine. Europa ist ein bißchen überrascht, hier und dort sogar entrüstet; man ruft aufgeregt nach Justiz und — man überträgt die Gerichtsbarkeit den Häuptern der Bande. Und wieder einmal rettet Europa Horthy und Bethlen und mit ihnen auch das brave Trio Windischgraetz, Nádossy und Zadrawetz..

Dieses Mal aber wird es nicht mehr zwei Jahre dauern, bis Europa auch Das quittiert bekommen wird.

Deutsche Aphorismen von Franz Carl Endres

Das Vaterland ist ein physikalisches Rätsel. Man sieht sein Inneres besser von außen.

*

Militarismus ist eine Angelegenheit des Untertanengeistes, nicht eine der Heeresstärke.

*

Über die Reaktion klagen heißt: seine eignen Sünden beweinen. Jeder Hirte ist reaktionär, weil er eben eine Herde kommandiert.

*

Im Orient gibt es keine Kamelkarawane, der nicht ein Esel voranschreitet. Das hat mich an Manches im Vaterlande erinnert.

*

Hätte Christus nicht besser gesagt: „Vater, vergib Ihnen, denn sie wissen, was sie tun"? Es gibt keine größere Sünde des vernunftbegabten Menschen als: nicht zu wissen, was man tut. Siehe die deutsche Republik.

*

Der Pazifismus wird den Frieden der Welt erst erreichen, wenn er aufhört, ein Beklager des Kampfes zu sein, und anfängt, ein Kämpfer gegen den Kampf zu werden. Recht geht vor Macht erst dann, wenn Macht das Recht gegen Macht eingesetzt hat. Aber, verehrte Verdutzte: Macht ist nicht das Selbe wie Macht. Macht als Exekutive des Einzel-, Gruppen- oder Staaten-Egoismus ist nicht das Selbe wie die Macht des Willens der Kulturmenschheit. Auch das Naturgesetz ist Macht. Aber die Macht der absoluten Selbstverständlichkeit. Und diese Macht ist Recht, trotzdem dieses Recht Macht ist.

*

Die Reichswehr ist der Schutz Eurer Republik. Eurer! Ich finde, daß sie in diesem Sinne sich tadellos verhält.

Ein Deutscher träumte einmal, daß er einem freien Volk angehöre. Am Morgen erschrak er so über diesen Traum, daß er deutscher Republikaner wurde, um Alles wieder gut zu machen, was er an Ausschweifungen im Traum sich geleistet hatte.

Der Dicke in Rußland von Ignaz Wrobel

Henri Béraud, der Verfasser des entzückenden ‚Martyre de l'Obèse' und andrer guter Bücher, ist Journalist und hat jüngst im Auftrag des ‚Journal' Rußland besucht. Was er da gesehen hat, steht nicht nur in dem kleinen Buch ‚Ce que j'ai vu à Moscou' (Les Editions de France, 20 Avenue Rapp, Paris), sondern war auch, Artikel für Artikel, im ‚Journal' abgedruckt. Die Auflage des ‚Journal' wird auf etwa 800—900 000 geschätzt, das Blatt kann also mit 3 Millionen Lesern rechnen. Daher scheint mir Bérauds Reisebericht einer Betrachtung wert zu sein — nicht Bérauds wegen, sondern um zu erfahren, wie eine so breite Schicht des französischen Bürgertums über fremdes Land informiert wird.

Im ersten Kapitel fährt Béraud in die Pariser Russische Gesandtschaft. „Gibt es in ganz Paris einen Chauffeur, der nicht wüßte, wo Herr Krassin wohnt? Nein. Das kommt sicherlich daher, daß alle Taxi-Chauffeure mehr oder weniger Russen sind." Der ‚Progrès Civique' hat ein famoses ‚Schwarzes Buch' von Paul Allard erscheinen lassen, worin — getreu nach dem Vorbild Flauberts — die Assoziationen aufgestellt sind, die das französische Durchschnittsgehirn auf Reizworte automatisch produziert. Da findet sich unter „Chauffeurs (de taxi) . . . : Sont tous d'anciens colonels russes." Gut. Wohlversehen mit den nötigen Papieren, tritt nun der Informator seine Reise an. Mit der Kenntnis Rußlands und seiner politischen Geschichte scheints weniger gut bestellt zu sein. „Ich erwartete etwas Außerordentliches, etwas Unmenschliches, eine Art von städtischem und sozialem Futurismus." Hat der Dicke nichts über Rußland gelesen, vorher? Weiß er nicht, daß die pathetische und heroische Epoche des Bolschewismus vorbei ist? Er scheint es nicht zu wissen.

Lenin. „Lenin, der ehemalige Geächtete, der herumirrende pauper, spielte in seinen letzten Tagen die Rolle des Zaren . . . Welch ein Weg vom möblierten Zimmer auf Montparnasse bis zum Kreml!" Und welch ein Journalist, der zwar weiß, woher Lenin stammt, der aber keine Schlußfolgerungen aus der Tatsache zieht, daß Lenin — im Gegensatz zu den deutschen Sozialdemokraten, die heraufgekommen sind — heruntergestiegen ist, Alles aufgegeben hat, das blanke Nichts für die mögliche wohlsituierte Lebensstellung eintauschte, um einer Idee willen.

Und nun spaziert Herr Béraud in Moskau umher. Die typischen Cliché-Beschreibungen fremder Städte, unplastisch, glatt, gleichgültig — und hierbei kommt nun zu Tage, daß der Journalist kein Wort Russisch kann. Das ist kein Vorwurf — ich kanns nicht, viele Leser auch nicht, und viele Reisende, die nach Rußland gegangen sind, erst recht nicht. Aber man muß das doch abziehen — man muß doch immer fühlen, wieviel einem entgeht, und nun noch in einem Lande, dessen Wandlung so auf geistige Vorgänge gestellt ist. Von dieser Bescheidenheit ist hier nichts zu merken. Er sieht Alles, versteht Alles, weiß Alles, zieht aus Allem seine Folgerungen. Meist die falschen.

„Die Kutscher sind ausnahmslos Konterrevolutionäre." Bum. Wahrscheinlich haben sie, wie alle Proletarier in der ganzen Welt, auf die Regierung geschimpft — Schimpfen ist eine Lebensnotwendigkeit wie Atmen —; aber Béraud weiß: Konterrevolutionäre. Und nun kommt er mit Kommunisten in Berührung; soweit die französisch sprechen können, erzählen sie ihm etwas, er gibt es wieder... Wie verachtungsvoll erzählt er dieses hier, welches Achselzucken setzt er bei seinen Lesern voraus! Einer sagt ihm, dem Franzosen: „Aber selbst eure Kommunisten — was sind denn das für Kerls! Weiße. Sie singen die Internationale im Parlament, aber beim Abendessen erzählen sie mit Heldenmiene vom Krieg und von ihrer guten Führung, von ihren Kriegsorden..." Gemein, diese Russen. Aber sie scheinen mir mehr von Paris (und Berlin) zu wissen als Herr Béraud von Moskau.

Der Kenner der russischen Literatur spricht von einem so platten Kleinbürger wie Mereschkowski, den die Revolution schonungslos enthüllt hat — er nennt ihn den „Großen". Ja, über Renaissance schreiben und Renaissance erleben, das ist freilich zweierlei . . .

Einer der Höhepunkte des Buches scheint mir das sechszehnte Kapitel: ‚Sur le toit'. Es handelt sich um das Dachrestaurant Na Kryche. Da erzählen dem Forscher zwei jüdische Kommunisten, wie es in Rußland zugeht, und das hat die Welt noch nicht gehört. Ich weiß nicht, wen er da zu Tisch gehabt hat — entweder haben die Beiden schlecht französisch gesprochen, oder Béraud hat sie nicht verstanden, oder er hat sich auf dem Dach etwas dazugeschrieben . . . aber ein so ausgemachtes Geschwätz über russische Zustände soll man sich nochmal suchen. Die vollkommene Verständnislosigkeit, mit der über die Neue Oekonomische Politik gefaselt wird, der Mangel an jeglicher Dokumentation . . . es gibt in Paris eine kleine Bar, die Herr Béraud kennen wird. An sie habe ich gedacht, als ich dieses Kapitel las. Die Bar heißt: ‚Le Boeuf sur le Toit'.

Herausgerissene Fetzen aus Trotzkis Büchern würzen das Heftchen. Und Herr Béraud ist so klug — ihm macht man keine Potemkinschen Dörfer vor. Ihm nicht. Die andern Besucher — er hat das selbst gesehen — werden in Autocars herumgefahren, denen zeigen die Sowjet-Beamten das Rußland, wie sie es aufgefaßt wissen wollen, Alles Betrug und Lüge, gestellt, arrangiert... Daß man aber den Pariser Journalisten unbehelligt überall herumlaufen ließ, fällt ihm nicht auf, und auf den Gedanken, auch Andre könnten wohl von dieser Freiheit Gebrauch machen, kommt er nicht. „Die Leute, die an diesen Fahrten teilnehmen, sind meist Arbeiter und Lehrer aus Westeuropa, zum größten Teil gute, anständige Leute, aber doch schließlich durch ihren Beruf durchaus nicht qualifiziert, eine Untersuchung anzustellen." Man muß wohl schon am ‚Journal' mitarbeiten... Dann weiß man Alles ganz genau.

Zum Beispiel, daß diese lächerliche russische Kommunisten-Partei ganz klein ist — was sagen Sie nun? „An diesem Granitblock zerschellen alle Erklärungen." Sogar die, daß die Kommunistische Partei den Anhängern, die eintreten wollen,

die ärgsten Schwierigkeiten macht, daß sie die Eingetretenen siebt, siebt, daß sie klein bleiben will, um ihre Intensität zu erhalten ... nein, das ist gewiß keine Erklärung. Das ist eine Ausrede.

Der Pariser in Moskau ... Sonntag in der Vorstadt und plötzlicher Regenguß. „Da sehe ich nun, in welchem Maß die Fröhlichkeit in Rußland verschwunden ist. Man stelle sich vor, was bei uns geschähe, wenn dergleichen etwa in Robinson (Paris-Treptow) vor sich ginge: wie die geputzte Menge davonläuft, Alle lachen, singen, machen Dummheiten, die Munterkeit des Volks, das sich den Teufel um den Himmel und seine geöffneten Schleusen kehrt, sich selbst und seine Wasserpartie verspottet ..." Und das gibt es nun Alles in Rußland nicht! Ja, dann ist dem Lande nicht zu helfen.

Ein Kenner. Er hat Herriot gelesen, und was Herr de Monzie über Rußland geschrieben hat — aber bei aller schuldigen Sympathie: es wäre vielleicht nicht falsch gewesen, nun auch noch andre Autoren zu Rate zu ziehn. Welcher Plattkopf! Der französische Arbeiter würde nicht mit dem russischen tauschen! Aber mit dem deutschen auch nicht — denn grade der Franzose hängt an seiner Heimat, an den kleinen Nichtigkeiten, an jener Summe von winzigen Sachen, die eine Atmosphäre ausmachen ... Und die Russen sind keine Franzosen. Eine Teilstrecke auf der elektrischen Bahn in Moskau kostet 1 Franc 20 Centimes ... Womit denn also Trotzki endgültig erledigt sein dürfte.

Herr Béraud nennt sich einen Sohn des Volkes. Er hat da seinem Papa keinen guten Dienst erwiesen. „Vielleicht haben unsre Arbeiter noch nicht Alles, was man ihnen wünschen könnte ..." Nein, doch wohl vielleicht nicht durchaus Alles. Aber man muß den fettgedruckten Erlösungsschrei im ‚Journal' gesehen haben, das einen Satz seines dicken Korrespondenten als Schlagzeile am Kopf des Blattes abdruckte — so erfreut war es. Endlich! „Dieser Volksstaat, das gelobte Land der Arbeiter, dessen Bild man unsre Leute in Puteaux und Saint-Denis (Arbeiterviertel von Paris) bewundern läßt, dieser Staat ist in der Tat nichts als ein kapitalistisches Regime, das, genau wie die andern, auf der Ungleichheit der Menschen fundiert ist, auf der Verzichtleistung der Schwachen ... Das ist die Wahrheit." Gottseidank! sagen 3 Millionen. Also auch in Rußland: Ungleichheit, Resignation der Bedrückten ..., dann ist ja Alles in schönster Ordnung. Aber so einfach ist das Ding wohl nicht.

Herr Béraud fühlt, daß bei ihm etwas nicht in Ordnung ist, denn er verteidigt sich. Im Vorwort. (In dem übrigens der schöne Satz steht: „Bei uns haben die Arbeiter die einzige Revolution gemacht, die mitzählt: die Revolution der Löhne.") Er verteidigt sich, stellt sich mit der ganzen Breitseite hin und sagt, ihm wären die faulen Äpfel ganz gleich. Wenn er die Sowjets gelobt hätte, dann würde ihn eben die ‚Action Française' angreifen ... Ach nein.

Daß ein westlicher Demokrat die Unfreiheit der russischen Presse tadelt, ist schon komisch genug — ist Herr Béraud immer

nur in den Redaktionsräumen des ‚Journal' gewesen und nie in der kaufmännischen Abteilung? Daß der Reisende die Duplizität zwischen dem Wirken der Internationale in Europa und der Tätigkeit der kommunistischen Regierung im Innern Rußlands anmerkt, ist verständlich. Daß er aber nichts weiß, nichts gelesen hat, nichts kennt — so hält er die russische Doktrin für pazifistisch und zuckt jedesmal zusammen, wenn er das Wort „Marokko" schreiben muß —, daß er nichts gelernt, nichts scharf gesehen, nichts verstanden hat: das ist bitter. Es ist eine Frechheit, eine Studie über die russische Presse zu schreiben, wenn man nicht russisch lesen und schreiben kann; es ist eine dumme feuilletonistische Oberflächlichkeit, mit ein paar angeleimten Worten einem so komplizierten Land das Urteil sprechen zu wollen. Man sehe sich daraufhin die bescheidenen und anständigen Berichte des Generals Schoenaich an: der kann auch kein Russisch, aber er sagts; er ist vorsichtig, er gibt meist die Quellen an, aus denen er geschöpft hat, und die ganze Reinlichkeit und saubere Menschlichkeit des Mannes spricht aus diesen lehrreichen Beschreibungen — die ebenso gut zu einem negativen Resultat hätten kommen können. Meinungen gelten hier gar nichts. Tatsachen Alles. Béraud kennt sie nicht.

Die Komik, daß der Angehörige einer Geistesrichtung, die das entsetzlichste Morden der Welt geduldet hat, andern Leuten Moralität lehren will, geht gar nicht in meine kleine Arbeit — die Abwehr wird über das Ende hinausschäumen, und ich werde noch ein Postscriptum ansetzen müssen. Der Sohn des Volkes, der nichts, nichts, nichts von dem Wenigen, was er an Lektüre über Rußland zu sich genommen, begriffen hat — nicht einmal der kundige, klardenkende und gescheite Jules Moch, der Sohn Gaston Mochs, hat reinigend auf ihn gewirkt —, er ist ein Reporter, der seiner eigentlichen Aufgabe, viel zu sehen, zu hören, zu riechen, untreu wird, der Mann, der vom Hotel aus ein Land beurteilt ... aber wenn das Buch sowjetfreundlich wäre, taugte es auch nichts. Von der russischen Seele, von den wirtschaftlichen Vorgängen, von den innenpolitischen Ereignissen, von den Versuchen, den heldenhaften Niederlagen — kein Wort. Was würde Béraud sagen, wenn Einer, der kein Französisch kann, in den Verlag der Nouvelle Revue Française ginge und von da aus ein Buch ‚Frankreich' in die Welt setzte Und von so etwas beziehen Millionen Franzosen ihre Kenntnis über Rußland.

Auf dem Dachrestaurant in Moskau gehts folgendermaßen zu:

„Der zweite Mann am Tisch stimmte düster zu. Er hatte, vom ersten Glase Wodka an, kein Wort gesprochen, ganz vertieft, sich ein merkwürdiges Essen zusammenzubauen: er ließ die Butter im Rotwein schwimmen, schmierte Käse auf die Birnen, begoß den Braten mit Zitronenlimonade ..."

Ich weiß nicht, ob Herr Béraud eine Waschfrau hat. Wenn er aber eine hat, tut er gut, ihr das zu erzählen.

*

P.S.: Auch sie wird es nicht glauben.

Die Stimme des Volkes von Emil Rabold

I.

Mir ist die angenehme Aufgabe erwachsen, in dem Ausschuß zur Durchführung des Volksentscheids für entschädigungslose Enteignung der Fürsten zu wirken. Von dem Augenblick an, wo der Ausschuß (Robert Kuczynskis Ausschuß) die Richtlinien für seinen Gesetzentwurf bekanntgab — am 7. Januar —, ergoß sich in das Sekretariat eine wahre Hochflut von Zuschriften. Hunderte waren es schon in den ersten Tagen, Tausende sind es inzwischen geworden. Endlose Listen mit Namensunterschriften sind den Briefen beigefügt.

Die Zustimmungserklärungen erfolgten spontan. Keine Organisation hat mitgewirkt. Dabei waren die Richtlinien nur in einem verschwindenden Bruchteil der deutschen Presse wiedergegeben worden — Pressefreiheit! Wären sie auch nur von hundert oder gar von tausend deutschen Zeitungen gedruckt worden: der Ausschuß hätte die Fülle der Eingänge nicht bewältigen können, die Post hätte Hilfskräfte gebraucht, um die Briefe in die Wilhelm-Straße 48 zu befördern. Das Volk schläft nicht. Nur seine Führer setzen Fett an.

Und die Briefe selbst? Ach, kämen sie doch täglich in dieser Zahl und in dieser erquickenden Frische an die Parteisekretariate, zu den Reichstagsfraktionen, in die Redaktionsstuben! Vielleicht würden sie grade an diesen Stellen, wo die Verbindung mit dem Leben erstorben scheint, eine Ahnung wachrufen können von dem, was wirklich im Volke vorgeht, vielleicht sogar einen Umschwung zum Bessern herbeiführen. Dieses Volk mag schwanken in seinen Stimmungen; aber noch immer in der Geschichte hat es seine Führer überragt und übertroffen.

Stürmisch brennt dieses Volk jetzt auf eine Abrechnung mit den „mammonistischen Bestien", wie es in einem Brief an den Ausschuß heißt. Die Abrechnung wird kommen. Und verdammt sei, wer diesen herrlichen Willen durchkreuzt, den Aufmarsch der Millionen durch feiges Zagen ins Wanken zu bringen versucht.

II.

„Ich bin eine 74jährige Frau, werde nicht mehr lange leben und habe nur noch den einen Wunsch, mit Denen abzurechnen, die uns in dieses Elend gestoßen haben". Die Schreiberin war vermögend, hat im Kriege den Sohn, nach dem Kriege den Mann und das Geld verloren. Sie sitzt jetzt in einem Altersstift und bekommt monatlich 26 Mark aus der Rentnerfürsorge. Alle Stiftsdamen, schreibt sie, werden für die Enteignung der Fürsten stimmen. Leidensgefährtinnen haben ihren Namen daneben gekritzelt.

Die Kriegswitwen. Sie rechnen ihre Renten vor und formulieren also: Sobald wir erwachsene Söhne oder Töchter haben, wird unsre kümmerliche Rente gekürzt — warum gilt für die Fürsten nicht wenigstens dieser Grundsatz? „Schade, daß dieser Betrug so lange ungehindert geschehen konnte.

Macht endlich Schluß! Diese Räuberbande muß enteignet werden."

Oder unzählige Stimmen der durch Krieg und Inflation um Hab und Gut gebrachten Rentner: „Auf keinen Fall von der Bestimmung ablassen, daß alle mit den Fürsten abgeschlossenen Verträge für nichtig erklärt werden! Unsre Sparkassenbücher, unsre mündelsicher angelegten Kapitalien sind auch für nichtig erklärt worden." Oder (unterstrichen): „Ja nicht ablassen von der Ungültigmachung aller Verträge! Es muß genau so gemacht werden wie mit unsern Kriegsanleihen. Gleiches Recht für Alle." Und dann oft eine Berufung auf die Bibel oder auf die Verfassung. Sehr oft auch ein Bedauern darüber, daß die Guillotine einem vergangenen Jahrhundert angehört.

Da sind die langen Listen von Kaufleuten, Beamten, Ingenieuren. Ganze Familien — Mann, Frau, Kinder, Enkel, Köchinnen, Dienstmädchen — unterschreiben, Menschen also, die schließlich ihr Auskommen haben. Aber für die Renten der fürstlichen Huren wollen sie doch nicht sorgen. Zu schreiend ist der Widerspruch zu der vorhandenen Not.

Aus einer großen Strafanstalt in der Mark kommt eine Liste mit 73 Unterschriften — sämtliche Justizbeamte erklären sich für die Enteignung der Fürsten. Aerzte, Lehrer, Professoren, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Pastoren und Bürofräuleins wünschen rasche und durchgreifende Taten. Ganze Redaktionen bürgerlicher Provinzzeitungen haben dem Ausschuß zu seinem energischen Schritt gratuliert und sich auf die Richtlinien verpflichtet.

Aus Mietskasernen kommen die Unterschriften sämtlicher Hausbewohner. In Nowawes hat Einer zwei Tische auf die Straße gestellt und innerhalb zweier Stunden 583 Unterschriften gesammelt. Er will gerne noch ein paar Tausend mehr bringen und bedankt sich bei Kuczynski, daß er endlich den Aufruf erlassen habe. Nur nicht wieder zurückweichen! Ueberhaupt — für Viele ist Kuczynski der Retter geworden. Wer ist dieser Mann, der den Mut aufgebracht hat . . .?

Aus dem Kreise Ruppin ein dicker Brief. Für Volksentscheid, Enteignung. Sollte es in Doorn an Geld fehlen: 66 Milliarden in großen, 6 Millionen in kleinen, 100 000 Mark in kleinsten Scheinen sind beigelegt. Echtes Geld. Von der Reichsbank hergestellt, noch funkelnagelneu. Wenns nicht ausreicht, sollen noch ein paar Milliarden nachgeschickt werden. „Andre sind auch damit abgefunden worden. Warum soll Wilhelm eine Ausnahme machen?" Der Ausschuß wird den Auftrag des Briefschreibers bei der Hofkammer in Doorn ausrichten.

In dem Brief einer kaufmännischen Angestellten heißt es: „Schade, daß mir nicht vergönnt ist, Reichspräsident zu werden. Ich würde schon eine Abfindung zahlen, aber eine, die mit dem Dreschflegel ausgezahlt wird. Es wäre überhaupt wünschenswert, wenn mehr solcher Aufrufe erfolgten."

III.

Eine herrliche Aktion ist in Fluß gekommen. Das Volksbegehren ist da. Gesetzesschuster und bürokratische Angst-

meier verstaubter Parteistuben sollens nicht wieder verpfuschen. Wird jetzt an einem Strange gezogen, machen sich die noch ausstehenden Parteien diesmal wirklich zu Trägern einer Bewegung des Volkes, dann wird auch der Volksentscheid jenes Ergebnis zeitigen, auf das die Millionen brennen.

Gewiß: von der begeisterten Zustimmung, den raffsüchtigen Fürsten einen Generalmarsch zu blasen, bis zur Einzeichnung in die amtlichen Listen liegt noch eine Strecke Weges. Unter dem Segen republikanischer Minister haben ergraute Geheimräte das urdemokratische Recht des Volksbegehrens mit bürokratischen Dämmen verbaut. Der Regierung, den Behörden sind tausenderlei Möglichkeiten gegeben, den Volkswillen zu fälschen, seinen klaren Ausdruck nicht ungehemmt zur Entfaltung kommen zu lassen.

Aber die 4 Millionen Stimmen, die für das Volksbegehren notwendig sind, werden allein in den Großstädten leicht aufzubringen sein. Beim Volksentscheid jedoch ist geheime Abstimmung. Und dann allerdings wird der letzte Mann mobilisiert werden müssen!

Hekatombe von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen

Das Jahr hat oft dreihundert Tage und mehr.
Aber nur einen bestimmten,
der — so oder so —
Dinge vermittelt, die, wenn sie auch, long, long ago,
lange schon tot sind, doch wenigstens lange schon her,
aber trotz alledem endlich auch immerhin irgendwo:
inhaltsschwer!
Großmütterchen weint.
Das ist schon so ausgemacht mit dem Kalender,
der über dem Schnurrbart und Kaiser
sich mählich entblättert,
aber wenn all so Verflossenes plötzlich ganz kürzlich erscheint,
weil es das Schicksal mit Großmütterchen
so oder umgekehrt meint,
nimmt sie fünf Blumen und mancherlei traurige Bänder,
holt einen Stuhl und klettert.
Ich denke in einem solchen Moment
nur noch an Großmütterchens Testament.
Aber nun ehrt sie so nett und so sinnig
und richtet penibel
schnell unterwegs den verrückten Monarchen zurecht,
steigt dann herunter
und faltet die Hände samt Bibel,
schaut hoch hinauf —
und findet die Anordnung schlecht.
Dieserlei läßt sich dann oft wiederholen und ändern.
Großmütterchen klettert,
bespricht sich mit Blumen und Bändern,
faltet zum Schlusse dann wieder die mühenden Hände,
nötigt zur Andacht und sagt: sie empfände,
als ob er noch grade — wie damals so — vor ihr ständ
So feiern wir jeglicher irdischen Regung bar
Großmütterchens heiligsten Tag.
Ein Mal im Jahr.

Pensionsversicherung der Redakteure?

von Clemens Pietsch

Der Gedanke der sozialen Versicherung und der Drang nach Alters- und Invaliditätsversorgung — der im Zug dieser armseligen Zeit zu liegen scheint — hat jetzt auch die große Gemeinschaft der deutschen Redakteure erfaßt, obwohl ihr bislang die hierzulande verehrte Pensionsfähigkeit und die Züchtung von Rentenhysterikern nicht als Idole vor Augen gestanden haben. WTB verkündet mit einigem Pathos, daß „am 9. Januar zwischen den Verlegern und den Redakteuren der deutschen Presse ein Vertragswerk zustande gekommen ist, das das gemeinsame Zusammenwirken der Redakteure und Verleger im Zeitungsgewerbe sichern und ihre Hinterbliebenen von den Sorgen um die Folgen von Invalidität, Alter und Todesfall entlasten soll". Dies Vertragswerk besteht aus einem Rahmenvertrag, der einen Tarif- und Normaldienstvertrag — schauerliches Wort! — sowie einen Komplex von Verträgen umfaßt. Diese Verträge wollen die Alters- und Hinterbliebenenversorgung der Redakteure regeln.

Der Tarif- und Normaldienstvertrag ist so viel wert und hat so viel Wert wie alle Tarifverträge, nämlich genau so viel, wie der jeweils stärkere Vertragspartner ihm beizulegen bereit ist. Man braucht diese Stabilisierung eines seiner Natur nach etwas unsichern Arbeitsverhältnisses jedenfalls den deutschen Redakteuren nicht als „soziale Errungenschaft" anzupreisen. Es ist darin nichts andres festgelegt, als was anständige Verlage immer gewährt haben.

Aber die schärfste Kritik fordert es heraus, wenn der Vorstand des Reichsverbands der deutschen Presse sich unterfängt, das mit diesem Tarif- und Normaldienstvertrag ganz unnatürlich zusammengekoppelte Versicherungswerk der Gesamtheit der deutschen Redakteure — nicht nur den Mitgliedern des Reichsverbands — als Zwangsversicherung aufdrängen zu wollen. Für diese Zwangsversicherung sollen sich sämtliche deutschen Redakteure zunächst einmal allmonatlich 5 Prozent ihrer Existenzminimums-Gehälter — die bisher der Kaufkraft der Schachtmark in keiner Weise angeglichen worden sind — abziehen lassen. Die Herren vom Vorstand des Reichsverbands haben die einfache Methode des Lohn- und Gehaltsabzugs offenbar aus Erzbergers Steuerwerk übernommen. Aber schon durch dieses werden die Einkommen der geistigen Arbeiter so schwer vorbelastet, daß sie noch einen fünfprozentigen Abzug ohne Gefährdung ihrer Existenzmöglichkeit nicht ertragen.

Dazu kommt, daß der Vorstand des Reichsverbands und der Leiter des Verbandsorgans ‚Deutsche Presse' (Richter) grundsätzlich und systematisch abgelehnt haben, vor dem Abschluß dieses ungeheuerlichen, mit hundert Fußangeln und Schikanierparagraphen versehenen, fünfzig gedruckte Quartseiten umfassenden Versicherungsvertrags auch nur ein Wort über die konkreten Versicherungsbedingungen verlauten zu lassen. Eine kurze Aufklärungsschrift, die Anfang Januar übermittelt wer-

den sollte, ist ausgeblieben. Artikel und Hinweise, die in der ‚Deutschen Presse' das Versicherungsthema behandeln wollten, wurden prinzipiell abgelehnt; statt dessen brachte die ‚Deutsche Presse' wochenlang vor dem Abschluß des Versicherungswerks Bühnen-, Sport- und Locarno-Nummern heraus, in denen auch nicht ein Wort von den wirtschaftlichen Interessen des Redakteursstands enthalten war. Das Versicherungswerk, das für alle deutschen Redakteure obligatorisch gemacht werden soll, ist also unter Ausschluß der Oeffentlichkeit und ohne die geringste Informierung der hauptsächlich Betroffenen und Leidtragenden, unter Ausschaltung jeglicher Kritik, hinter verschlossenen Türen fabriziert worden. Es ist auch danach geraten.

Der umfangreiche, mit allen juristischen und versicherungstechnischen Schikanen gespickte Versicherungsvertragstext ist erst einen Tag vor der Unterzeichnung des ganzen Rahmenvertrags den Vorsitzenden der Ortsgruppen und der Landesverbände des Reichsverbands übersandt worden, sodaß sie gar nicht in der Lage waren, sich selbst oder die Mitglieder ausreichend zu unterrichten. Jedem Versicherungsagenten, der einem Privatmann einen Vertrag zur Unterschrift vorlegen wollte, ohne ihm Zeit zur Prüfung der Bedingungen zu lassen, würde die Tür gewiesen werden. Im übrigen haben Kollegen aus dem Redakteursstand nach Einsicht des Kollektiv-Versicherungsvertrags erklärt, daß diese Bedingungen erheblich schlechter seien, als sie von andern Versicherungen privaten Personen gewährt würden.

Der Vorstand des Reichsverbands hat aber, wohl weil er auf einen Sturm der Entrüstung gefaßt war, diktatorisch das gesamte Vertragswerk samt der Kollektivversicherung unterschrieben, ohne von allen Ortsgruppen und Landesverbänden zu dieser Unterzeichnung ausdrücklich ermächtigt worden zu sein. Jetzt soll bei der „Reichsarbeitsverwaltung" — das heißt gewiß: beim Reichsarbeitsministerium — die Allgemeinverbindlichkeit dieser Verträge beantragt werden.

Der Vorstand des Reichsverbands der deutschen Presse nimmt sich also die Freiheit, über den magern Geldbeutel von 5000 deutschen Redakteuren, die er als Mitglieder zählt, zu verfügen, und zugleich über das Einkommen aller andern Redakteure einen fünfprozentigen Abzug zu verhängen. Er hat eigenmächtig aus dem großen Kreis der deutschen Versicherungsgesellschaften drei ausgewählt, denen dieses mühelose, provisionsfreie, fette Kollektivversicherungsgeschäft zufallen soll. Er hat die freie Konkurrenz der Versicherungsgesellschaften ebenso ausgeschaltet wie die Kritik und das Urteil der Tausende von Versicherungsnehmern — und glaubt nun, daß wirklich das Reichsarbeitsministerium genötigt werden kann, unter dies stärkste Stück brutaler Vergewaltigung eines bisher freien Berufs den Stempel gesetzlicher Legitimierung zu drücken.

Die Proteste gegen die Verbindlichkeitserklärung dieses Versicherungsvertrags — dessen darf der Vorstand des Reichsverbands gewiß sein — werden nur so prasseln.

Moritz Heimann von Arthur Eloesser

Gedenkrede, gehalten am 3. Januar in der Tribüne

Vor drei Monaten haben wir Moritz Heimann zur höchstverdienten Ruhe bestattet, nachdem er sich mit der ihm eignen Gründlichkeit auch mit dem Tode unterhalten, nachdem er auch aus dieser Zwiesprache Einsichten gewonnen hatte, die er, wie Alles, an seine Freunde austeilte. Schließlich war er ganz transparent geworden, körperlich und seelisch, fähig der nächsten Verwandlung, zu der er sich entschlossen hatte, als er hier nichts mehr zu lernen fand. Wenn ein Schriftsteller stirbt, pflegt nach kurzem offiziellen Lärm ein fast verlegenes Schweigen um ihn zu entstehen. Man weist auf seine Bücher, man überläßt es ihnen, ob sie seinen Namen vermehren oder vermindern werden. Diese Situation pflegen wir mit einer gewissen Gleichmütigkeit aufzunehmen. Anders ist es mit Moritz Heimann. Wir verweisen noch nicht auf seine Bücher, wie hoch wir sie auch schätzen mögen: es ist uns bisher noch nicht möglich gewesen, die rein persönliche Beziehung zu ihm abzuschneiden. Neben ihm hat es Schöpfer von höherm Ruf und weiterer Wirksamkeit gegeben, aber wohl keinen, der so wie er in fast apostolischem Sinne eine Gemeinde bildete, eine Gemeinde, die von ihm kein Dogma, keine Art von Parole empfing, die nur die eine Bestimmung hatte, ihn zu fragen, ihn zu hören, ihn zu lieben. Vor über zehn Jahren hatte ich eine rührende Begegnung: ich lernte auf einer Eisenbahnfahrt ein junges Paar kennen, das seine knapp bemessene Hochzeitsreise hauptsächlich dazu benutzte, um zu Moritz Heimann eine Wallfahrt zu unternehmen, um etwas wie Segen bei ihm zu finden. Diese Begeisterung ließ mich damals noch ungläubig; ich hatte einen skeptischen Vorbehalt, als ob es zu weich von ihm ausginge, als ob es zu still, zu pietistisch in dieser Brüdergemeinde zuginge, in der man nicht Donnerwetter sagen dürfte. Heute habe ich die Genugtuung, daß ich schließlich selbst in die Gemeinde eintrat, daß ich besonders in seinen schweren Leidensjahren von ihm noch manchen Händedruck empfangen habe und dieses gütige, dieses unvergeßliche Lächeln, das doch nicht nur Sanftmut, das Wissen und Bereitschaft war.

Man hat ihn im Scherz den Lektor aller Deutschen genannt, und dieser Scherz kommt doch dem Ernst ziemlich nahe, da er einer der verantwortlichsten Stellen eine unermüdliche, weil immer hoffende Aufmerksamkeit, eine unerschöpfliche, weil immer tätige Geduld gewidmet hat. Kein Mensch hat wohl so viel Gedrucktes gelesen, kein Mensch hat vor Allem so viel Ungedrucktes lesen müssen, das aus grünen Hoffnungen geboren schließlich doch nicht ans Licht kommen sollte. Heimann hat viel geschrieben, Gedichte, Essays, Erzählungen, Dramen, Vieles auch, was der Tag ihm zutrug, und was der Tag auch wieder forttrug. Beobachtend, fördernd, schaffend saß er im Zentrum der werdenden Literatur. Trotzdem ist uns keine Erinnerung von ihm, als ob er Tinte an den Fingern gehabt, als ob sein Wesen nach Druckerschwärze geduftet hätte. Moritz Heimann hat noch viel mehr gesprochen als geschrieben; er hat

eigentlich immer gesprochen, und wir können uns auch heute kaum vorstellen, daß diese immer willige Beredsamkeit sich den letzten Punkt gesetzt hat. Bei ihm war die Literatur noch ein Element der Geselligkeit, des Zusammenlebens, des Miteinanderverwachsens, kaum anders als in der Zeit der Romantik. Dennoch hat er nie an der Müdigkeit des Metiers gelitten, an der zynischen Indifferenz der Schreibenden: schreiben wir nur weiter, es hat ja doch nicht viel Zweck. Wenn seine Geistigkeit ihm und uns nie überlästig wurde, wenn sein Scharfsinn sich nicht gegen ihn selbst wandte, so lag es wahrscheinlich daran, daß er ein doppeltes Leben, eins der Geselligkeit und eins der Einsamkeit, geführt hat. Das märkische Dorf, in dem er geboren wurde, ist ihm Heimat geblieben, keine gütige Heimat, von der man singen, von der man schwärmen konnte. Heimann lebte dort in einer Natur, die nichts willig, geschweige denn verschwenderisch hergibt, unter kargen Menschen, die sich ganz bestimmt durch kein Wohlwollen, durch keine Zutraulichkeit auszeichnen, und sie haben auch für ihn keine Ausnahme gemacht. Aber er prüfte, er behauptete sich unter Menschen, die ihre harte Arbeit kaum anders als vor tausend Jahren verrichten, die ihre Aufträge von der Natur, von der Jahreszeit, vom Tage empfangen, und die von schwerem Dienst verhärtet auch ihn in eine harte Schule nahmen. Die Seele hat dort wenig, der Geist hat dort nichts zu sagen. Wenn wir uns an den Menschen erinnern, der so unablässig für uns geschrieben, der so unablässig zu uns gesprochen hat, so erscheint auch er uns in der Gebärde eines Ackermanns, der seinen Samen auswirft, indem er die vorsichtig gezogene Furche abschreitet.

Die moderne Zivilisation droht mit der Gefahr, uns zu theoretischen Menschen zu mechanisieren. Moritz Heimann wuchs in einer Zeit auf, in der wir von allen Seiten determiniert sein wollten. Zur Zeit des historischen Materialismus, des Monismus, des Naturalismus, in der wir mit Lust immer neue Abhängigkeitsverhältnisse aufzählten, die auch die Kunst als eine Schwester der Wissenschaft noch einmal bestätigen sollte. Wir wollten von der Wirklichkeit abhängig sein, die wieder durch Wirtschaftsformen diktiert war, und es kam so weit, daß auch die Künstler sich als Funktionen einfügten, sich als Funktionäre ihres besondern Auftrags beweisen wollten. Die Kunst schien machtlos in einer Zeit, da der Schnittpunkt des Talents mit dem öffentlichen Leben fast unsichtbar geworden war, und sie sank nach einer Willenlosigkeit, die ihr wieder die Entlastung vor der Verantwortung einbrachte. Moritz Heimann hat sich nie zu dieser Selbstbescheidung resigniert, die wir heute als Selbsterniedrigung hinter uns gebracht haben. Man lese seine Essays, die ihre Wirksamkeit kaum angefangen haben, und man wird einen höchst verantwortlichen, einen in Güte Besorgten finden, den manche Ahnung der großen Katastrophe bedrängt hat. Moritz Heimann war Aktivist, bevor dieser Name erfunden wurde. Reinheit, Güte, Bußfertigkeit, sagte er später, sind sehr schöne Dinge, aber wahrhaft zu schätzen doch nur an Denen, die sich diese Eigenschaften nicht erst hinterher angeschafft haben. Womit willst du denn schreiben, wenn nicht mit dem Herzen?

schrieb Georges Sand einmal an Flaubert. Heimann hat immer mit dem Herzen geschrieben, aber mit einem Herzen, das sehr viel Geist hatte, das in seinen Überredungskünsten auch der List, der Verschlagenheit eines ganz Reifen fähig war. Überlieferte Güte ist nichts als Schwäche, erworbene Güte ist die Kraft aller Kräfte, ist die Erwerbung eines Mannes, der zuvor ein hartes Denken gelernt hat. Moritz Heimann war Ideologe, darum durfte er Politiker sein, fürsprechender Schaffer einer Kultur, die sich zutrauen muß, daß sie die Tatsachen der Idee unterwerfen kann. Wer die magische Kraft hat, die Willen, die tätigen Gesinnungen von Menschen zu binden und zu richten, der hat nicht in Utopien gebaut.

Der bedeutende Mensch, sagt Goethe, hat das Bedürfnis, in der Vergangenheit wie in der Zukunft zu leben, und wir möchten uns heute keine Literatur mehr vorstellen, die nicht zugleich Prophetie wäre. Moritz Heimann, so gern er mit Propheten verkehrte, war nicht eitel genug, um sich für einen von den großen oder auch nur von den kleinen zu halten. Aber als rückwärts gewandter Prophet, wie die Romantiker sagten, hatte er das Bedürfnis, sich die Vergangenheit flüssig zu erhalten, hatte er die Fähigkeit, in die geheime Vorgeschichte aller Geschichte einzudringen. So nahe er uns lebte, so gegenwärtig er sich hielt, so zugänglich wir ihn in jedem Augenblick fanden, er hat auch über dieser Zeit, er hat in aller Zeit gelebt. Zwei große Momente der Ruhe waren diesem Beweglichen, diesem so leicht Versuchbaren, von seinem eignen Geist Verführbaren gegeben: einmal die Enge und Strenge der Heimat in ihrer harten Beständigkeit und ein ander Mal die Gewohnheit, in weiten Zeiträumen zu atmen. Moritz Heimann gehörte nicht zu den fast lästig Gewordenen, die jedem Stoß von außen, jeder Neugierde, jeder flachen Experimentiersucht nachgeben, die sich nach wechselndem Bedürfnis eine gotische, eine chinesische, eine indische Seele anschaffen und als Heilmittel ausbieten. Aber er hatte die Geistweite, die seelische Tiefe, um Geschichte als die des Menschen, um sie noch als Mythos erleben zu können, und das heißt doch eine aus der Erinnerung herangezogene, eine aus sich selbst zeugende stete Gegenwart.

Man spricht von Leuten, die das Gras wachsen hören, und das Volk pflegt damit unleidliche Superklugheit zu bezeichnen. Aber Moritz Heimann hat sich trotz aller Getriebenheit seines Geistes doch als einer von Denen bestätigt, die das Ohr an der Erde haben, die rein empfindend, rein aufnehmend noch mit Haut und Haaren zu denken verstehen. Heimann hatte die gewisse überaus empfindliche Konstitution, die sich so selbstverständlich, so stets bereit jeder Erfahrung wie jedem atmosphärischen Einfluß aussetzt, und mit einer Gabe, die wir nur als Musikalität bezeichnen können, vermochte er seinen Mikrokosmos in dieses Universum einzustellen. Es gibt wunderbare Einsichten, sagte er einmal, wenn man seinen Körper im Gleichgewicht mit dieser Welt fühlt. Wir Deutsche, die wir uns aus Goethe nicht herausdenken können, werden ja immer meinen, daß man sich rein als Geschöpf in der Schöpfung gefühlt haben muß, um schöpferisch werden zu können. Das

Höchstpersönliche wird zum Überpersönlichen. Je reiner wir uns als Individuum ansehen, heißt es in einer Betrachtung, desto mehr werden so armselige Begriffe wie Glück und Verdienst, Unglück und Sünde von uns abfallen, desto mehr werden wir uns von den objektiven Mächten erfaßt fühlen. Heimann hätte noch fortfahren können: desto mehr Anteil werden wir an der Weltregierung haben oder mit gutem Grunde zu haben glauben.

Sein Reich war nicht wehrhaft, nicht drohend, nicht glänzend, nicht das eines Eroberers. Heimann gehörte zu den stillen Regenten, denen man nicht einmal nachsagen möchte, daß sie eine väterliche Herrschaft ausgeübt haben. Es war vielmehr die milde, überzeugende Vormundschaft eines ältern Bruders, der immer eine Einsicht, einen Gewinn, wenn auch den eines Leids, vor uns vorausgehabt hat. Heimann war ein Seelsorger, er war auch ein listiger Seelenfischer. Der Freund, der in seiner sokratischen Art immer auf dem Markte, immer für uns bereit stand mit einer Antwort, die wieder zur Frage wurde, der so viel für uns geschrieben, und der noch viel mehr zu uns gesprochen hat, war die lebendige Quelle, die unabhängig sprudelnd sich doch nie zu erschöpfen schien. Es blieb etwas Ungesagtes, etwas Unaufgelöstes in ihm zurück, das er mit sich hinübergenommen hat, und das wir gern noch mit der letzten Frage, die man nicht mehr stellen kann, erreicht hätten. So klar seine Rede ging, wie gutes Wasser, das aus der Erde kommt, Niemand von uns, wieviel er auch von ihm gelernt haben mag, wird sich einbilden dürfen, daß er ihn auswendig gelernt habe. Wir werden weiter inwendig mit ihm verkehren müssen wie mit dem Leben selbst als mit dem mystischen Geschenk, das wir nicht wissend woher empfangen und nicht wissend wodurch weitergeben. Moritz Heimann gehört zu den Geistern, die ihre Stimme behalten. In unsern guten, in unsern stillen Stunden, da wir in uns, da wir in das Leben hinunter horchen, werden wir den leisen Anruf seines Geistes erkennen.

Neue Musik? von Klaus Pringsheim (Schluß).

III.

Mechanisierung

Der autonom nachschaffende Dirigent oder Instrumentalist, persönlich haftbarer Repräsentant der Musik, die er verwirklicht, steht ärgerniserregend, ein lebendiges Stück romantische Vergangenheit, mitten in dieser Gegenwart: der „Interpret", wie sie ihn braucht, soll ein zuverlässiges Instrument, darf nichts andres mehr sein. Zuverlässig: der Mensch ist es nicht; auch nicht, wenn er im Orchester sitzt; nur die Maschine ist wahrhaft zuverlässig: das Grammophon. Dem Grammophon gehört die Zukunft. Die Technik, die Alles kann, wird sich selbst übertreffen und es zu einem Wunderapparat vervollkommnen, der sämtliche Orchester der Welt in die Tasche steckt und für unsre halben Musizierversuche nur ein Geläch-

ter hat; die drehfertige Platte, eigenhändig erzeugt, hat der Komponist zu liefern: sie wird sein Manuskript sein. Näheres ist beim jungen Stuckenschmidt zu erfragen. Der trägt ein detailliertes Zukunftsbild im Kopf; fünfzig Jahre Übergang, mehr Zeit gibt er uns nicht; er rechnet darauf, Realisierung des Letzten als rüstiger Siebziger zu erleben. Ein Irrlehrer immerhin, dem sichs zuhören läßt; der Ton, in dem er, sachlich und genau, seine Thesen verficht — Gelegenheit dazu hat ihm ein Kapellmeisterfachblatt geboten — ist zukunftsfröhlicher als die Physiognomie des Komponistengeschlechts, dem er den Weg (ins Grammophon) weist; schönbergisch-doktrinäre Verbissenheit ist ihm fremd. (Nebenbei bemerkt: Schönberg „favorisiert diese Ideen", und Krenek hat gegen sie „prinzipiell nichts vorzubringen"; es wundert uns nicht.)

Respekt vor Stuckenschmidts fröhlicher Knabenwissenschaft — es ist eine tote Zukunft, der er entgegenträumt. Der schöpferischen Musikerpersönlichkeit, wird er vielleicht gar noch behaupten wollen — der Persönlichkeit, von der wir, die „schubertisch-wagnerisch" Orientierten, so viel Aufhebens machen, wüßte er keinen bessern Dienst zu erweisen, als ihren Willen, unter Ausschaltung eines allemal subjektiv-willkürlichen Interpreten, objektiv zu fixieren, mathematisch exakt für alle Zeiten. Das hieße wahrlich: uns mit unsern eignen Waffen schlagen! Ach nein, die musikalisch-schöpferische Persönlichkeit hat erstens noch nie einen mathematisch-exakt fixierbaren Willen besessen, denn zwischen ihr und dem Hörer steht, zweitens, der Interpret nicht trennend, störend, nutzlos-eigensüchtig eingeschaltet wie der Zwischengewinner im Kettenhandel, sondern: verbindend, vermittelnd, als Lebender die gedachte, gewollte, gemeinte Musik erst zum Leben erweckend. Aber Leben läßt sich nicht um sich selbst betrügen, läßt sich durch Lebensersatz nicht ersetzen; Musik will im Musizieren leben. „Musizieren", das Wort ist von „Musik" abgeleitet, gewiß; aber alle Musik kommt vom Musizieren; Musizieren ist eine primäre Lebensform, nicht nur dem Musiker eine notwendige; Musik-hören-wollen ist eins, Musik-produzieren-müssen ein andres ihrer Derivate. Der „Drang", Musik hervorzubringen — zur „kompositorischen Begabung" abgeflacht, bei uns Grundlage eines bürgerlichen Berufs — ist gestautes, ins Geistige verschobenes, durch Erziehung verselbständigtes, durch Gewöhnung isoliertes Musizierbedürfnis.

Würde es ernst mit der „Mechanisierung der Musik", würde je, sei es zunächst auch nur kunstoffiziell, das Musizierbedürfnis abgedrosselt: wie wäre die Situation? Selbstverständlich, Keinem wäre das Musizieren verboten; aber automatisch würde eine Entwicklung, die sich heute schon anzukündigen scheint, ihr Ziel finden: die Verdrängung des häuslichen Klaviers durch das Grammophon; dem dann ja der Ruf des Unkünstlerischen, das Odium, nur Surrogat zu sein, nicht mehr anhaftete (und obendrein, wir wollen es glauben, auch keiner seiner heutigen technischen Mängel). Die Freude am Musizieren wird sich nicht töten lassen? Sie brauchte keineswegs getötet zu werden; denn sie fände bald keine Gelegenheit mehr, aufzutreten: wel-

cher Sohn, welche Tochter wollte noch nötig haben, ein Instrument zu erlernen? Kein Verlust? Vielleicht keiner für die Zimmernachbarn; sicherlich einer für uns: für die Musik; grade auch für die, mit der das landläufige Familienpianino bestenfalls in Form mutueller Mißhandlung Verkehr pflegt. Man meint, der Musikbeflissene, der sich heute mit dem Klavierauszug eines neuen Werks quält, werde sich dann eben, sehr einfach und viel einfacher, die Platten-Serie kaufen, vorrätig in jeder zeitgemäß umgestellten Musikalienhandlung? Eben das wird nicht geschehen. Auf welche Hörer kann heute ein Stück „moderner" — „atonaler" oder „konstruktiver" — Musik etwa noch rechnen? Nur auf solche, die durch Selbstmusizieren, sei das noch so „dilettantisch", dafür erzogen sind. Wenn so ein Musikdilettant, auf den von oben herabzusehen dem Berufsmusiker kein Roß zu hoch ist, Das tut, wofür er gut ist: wenn er Musik hört, so wird es in seiner Vorstellung zugleich und nicht zuletzt Vorwegnahme oder Bestätigung dessen, was er zuhause treibt; er spielt innerlich mit (oder bildet sichs wenigstens ein), er prüft, vergleicht, sagt sich „Aha" und „Ach so", ermißt, was ihm fehlt, erfährt, wie es „wirklich klingt" — mit einem Wort: er fühlt sich beteiligt. Unterschätzen wir ihn nicht in seiner stillen Mitarbeit; nicht nur das Bedürfnis nach Musik, sondern, weit mehr noch, das Verständnis für Musik — von dem, gar für den Deutschen, und gar, wenn sichs um neue Musik handelt, sein Interesse, seine Freude an Musik nicht zu trennen ist —, beides und all dies verkümmerte rettungslos in einem Volk, das zu musizieren verlernt hätte. Der durchschnittliche Konsum an künstlerisch-ernster Musik würde zurückgehen, das Niveau der konsumierten Musik würde sinken, daß der heutige Zustand, Tiefstand eines Zustands, vergleichsweise ein goldenes Zeitalter engster und weitester Musikgemeinschaft gewesen wäre. Die Grammophonisierung der Musik wird das zuverlässige Mittel sein, das „musikalische" Publikum dahin zu bringen, daß es als Publikum aller „neuen Musik" für immer verloren ist.

Die Musiker werden unter sich sein, ein Orden der Plattenkünstler und Plattenschriftgelehrten. (Die unbegrenzte Möglichkeit des Grammophons werden sie alle im Griffel haben, selbstverständlich. Auch die menschliche Stimme.) Der Komponist, nicht mehr irritiert durch die Sorge, mit Irgendwem auf der Welt seine „Assoziationskomplexe" teilen zu müssen, kann sich nun unabgelenkt seinem Konstruktionskomplex hingeben. „Komponieren" ist ihm ein Mittel, seinen Geist zu beschäftigen: eine Art Kopfgymnastik für Menschen, deren Spezialität die Hypertrophie ihrer Tonvorstellungen (verbunden mit Hypotrophie des Musikgefühls); ein Gehirnsport, und bald gewiß ein Spiel zu Mehreren (was allemal unterhaltsamer ist als Patiencenlegen). Aber der Zweck des Spiels ist erfüllt, wenn die Partie beendet ist. Die „Aufführung" des Plattenwerks hat ja nur den Sinn einer „Vorführung", nur eben den Wert des Demonstrierens, sie ist ein Akt der Bestätigung, vielleicht noch der Kontrolle; dem Ohr bleibt keine andre Funktion mehr als die nur-dekorative des Generals, der die Parade abnimmt. Der

Fachmann darf die Eselsbrücke des Gehörs verachten; ihm genügt der Anblick des Plattenbildes: eine winzigste Windung offenbart ihm das Geheimnis eines neuen kontrapunktischen Tricks, ein Pünktchen bedeutet ihm reinsten Klarinettengenuß. Die Lupe ist sein Ohr, mit ihr bewaffnet sieht das Auge den Himmel offen und verzichtet leichten Herzens auf die akustische Realisierung seiner Freuden. La musique c'est moi, spricht die Grammophonplatte: in Wahrheit nun, wie die „neue Musikanschauung" es geträumt, das absolute, „in sich ruhende Kunstwerk". Und ein in seinem Futteral ruhendes obendrein. Das Schicksal der Musik hat sich vollendet.

Noch einmal: nicht wir, die die Kodifizierung des Unsinns nicht mitmachen, sind die Pessimisten; jene sinds, die mit unsrer Musik nichts Besseres anzufangen wissen als: sie mit den Methoden eines sterilen Destruktivismus zu Tode zu retten. Es ist ein Zweifrontenkrieg, den sie führen: gegen das Grundrecht der Tonalität und gegen die Herrschaft der Persönlichkeit — zwei Dinge auf den ersten Blick, die nichts mit einander zu schaffen haben; doch die blinde Systematik, womit der Kampf geführt wird, beweist, daß nicht, zufällig, das Eine und das Andre, sondern daß in Beiden ein Ganzes getroffen werden soll: das Ganze der Musik, wie das neunzehnte Jahrhundert sie in unsre Hände gelegt.

Zwei Kämpfergruppen bleiben zu unterscheiden: die „Atonalen" und die „Objektiven": diese zur Stunde um Strawinsky geschart (der selbst sich zu sehr Persönlichkeit weiß, um als Paradigma, und grade des Nichtpersönlichen, zu taugen); jene die Truppe Schönbergs, ein Häuflein dogmatischer Eiferer, entschlossen, für die schulbildende Kraft ihres Führers zu zeugen, alle angesteckt von seinem zerebralen Fanatismus, seiner Veranntheit, Verbohrtheit, Versessenheit. Hier wie dort wird der Geist einer durchaus scholastischen Polyphonie beschworen, und aus der Mischung altertümelnder und unentwegt futurisierender Elemente will Gegenwart nicht werden; die Art immerhin, wie sie's nicht wird, ist eine andre, im Grad verschieden, je nach dem Ziel, das verfehlt wird. Die „Objektiven" halten sich an das achtzehnte Jahrhundert — ans achtzehnte, wo es noch siebzehntes, die Macht der Persönlichkeit noch nicht entdeckt, der Absolutismus der konstruktiven Formen noch nicht gebrochen ist. Sie halten es mit Bach — doch nur mit der andern Hälfte seiner Erscheinung, die der Vergangenheit zugekehrt war, nicht mit der in die Zukunft weisenden: in jene Zukunft, die sich nach hundert Jahren zu erfüllen begann, in den Tagen der erwachenden Romantik, damals, als die ‚Matthäuspassion', verschollen für die Aera der Klassiker, zu neuem Leben erweckt werden sollte. Mit dem Ausdruckskünstler Bach, von dessen ausgemacht „schwülstigem und verworrenem Wesen" seine Zeitgenossen sich angewidert abwandten — „kurz: er ist in der Musik Dasjenige, was ehemals der Herr von Lohenstein in der Poesie war", schrieb einer seiner Kritiker, und der Abscheu des Jahrhunderts sprach aus ihm —, mit dem, kurz gesagt, Wagnerischen in Bach wollen auch sie nichts zu tun haben; so sind, im ewigen Kreislauf des Vergäng-

lichen, die Reaktionäre von einst in den Revolutionären von heute neu erstanden. Deren Fortschrittsformel lautet: Bach durch Bach überwinden, den frei gewordenen durch den gefesselten — eine schlimme Perspektive. Schlimmer steht es um ihre Kampfgefährten, die Anti-tonalen. Der Feind ihrer Wahl — der Geist der Tonalität —, im romantischen Jahrhundert verschanzt, dem in Wahrheit ihr tödlicher Haß gilt, ist tief, viel tiefer in der Geschichte der Musik verwurzelt; so tief, daß sie Alles, was wir an Musik haben, werden vernichten müssen, um ihn tödlich zu treffen...

Vielleicht ist unsre Musik reif zur Vernichtung; aber Keiner von uns ist befugt, ihr Todesurteil zu sprechen. Es gibt für den Künstler keine ungemäßere Beschäftigung als Untergangsprophetie (und in der Kunst keine anstößigere Figur als den professionellen Savonarolerich). Wenn Zufuhr frischen Bluts nottut, sie läßt sich nicht kommandieren; grade von Denen nicht, denen sie nottut. Nichts ist unverständiger als der modische Märchenglaube, der von Jazzband und Foxtrott, von den „unverbrauchten" Kräften der Negermusik unsre Renaissance erhofft — eine Renaissance wenigstens, die wir zu erleben hätten; wenn wir denn schon die „Sterbenden" sein sollen: nicht darauf, was wir aus ihrer, sondern darauf, was sie, die Zukunftsvollen, aus unsrer Musik machen, würde es ja dereinst ankommen. (Die geschichtsphilosophische Einsicht eines Primaners müßte ausreichen, das zu begreifen.) Wahrscheinlich, gewiß ist die „Krise" unsrer Musik in einer größern Krise der Gesellschaft, des Erdteils, des Jahrhunderts begründet. Von zwei Lösungen, deren eine Auflösung und Ende wäre, kann der lebende (und lebensfähige) Künstler immer nur die andre meinen — sie heißt für ihn: Weitergehen. Jeder seinen Weg; oder er hat keinen. Revolution ist eine gute Sache zu Zeiten, und Gärung ein schätzbarer Prozeß; aber das Schlimmste aller Übel ist pseudo-revolutionäre Stagnation.

Der mutige Seefahrer von Alfred Polgar

Das ist ein Stück aus der frühesten Periode Georg Kaisers, wo sein Pathos den Dingen noch so locker aufsaß, daß es von Ironie, und seine Sprache noch so gradezu redete, daß sie von Deutsch nicht zu unterscheiden war. Doch geht die Legende, daß nur das Szenarium des ‚Mutigen Seefahrers' alt, die Diktion aber neuern Datums sei. Dann würde sie von der Fähigkeit ihres Autors zeugen, mit gewesener Zunge zu sprechen, sich einer überwundenen Ausdruckstechnik zu unterwinden.

Auch in diesem Jugendstück übt der Dichter schon seine besondere dramatische Methode. Sie verrät sich im eigenartigen Placement der Gesichtspunkte und Gedankenstriche, in den bizarren Schleifen, die das Geschehen läuft, in der Hohlspiegelung menschlicher Beziehungen und Schicksale.

Eine sehr verwickelte Geschichte. Drei Brüder im kleinen Ort, brave, arme, bedrückte Leute, Krys heißen sie, überrascht der Brief eines amerikanischen Landsmanns, der, seiner letzten

Stunde nah, Sehnsucht hat, eine heimatliche Hand zu drücken. Einer der Brüder möge nach Uebersee kommen, dafür gehöre ihnen dann das gewaltige Vermögen des Amerikaners. Lars, der Aelteste, macht sich auf den Weg. Doch beim Anblick des großen Dampfers verläßt ihn der Reisemut, seltsam genug solche Wasserscheu bei einem professionellen Dänen, er verkauft seine Schiffskarte und traut sich nicht heim. Später hören die zu Hause Wartenden, daß das Schiff, auf dem laut Passagierliste Lars die Ueberfahrt angetreten, mit allen Fahrgästen untergegangen ist. (Kaiser nennt den explodierenden Dampfer nach seiner Vaterstadt, die er nicht schmecken kann, Magdeburg. Ein Wunschtraum.) Die vermeintliche Witwe trauert um den Mann, die Brüder mehr um die Dollars. Gewonnen, zerronnen! Da platzt in die Trübsal wieder ein Schreiben des Amerikaners. Dem hat, da er vom Schiffsuntergang erfahren, der Tod des seinetwillen gestorbenen Lars einen solchen Stoß versetzt, daß es ihn, wie wunderlich, aus der unheilbaren Krankheit in strotzende Gesundheit warf, und nun kommt er, dankbar, selbst herüber mit dem vielen Geld. Die Brüder freut das sehr: wie zerronnen, so gewonnen. Zugleich mit dem Amerikaner trifft auch Lars wieder ein. Er will, um das Glücks-Konzept der Familie nicht zu stören, verschwinden, aber als er den Mann aus der Fremde entschlossen sieht, die Witwe Lars zu heiraten, ändert er seinen Entschluß, tritt hervor, nennt, unerkannt, den Ueberseemann einen Mörder und jagt ihn in Seelenpein und Gespensterfurcht. So, daß der brave Milliardär froh ist, wie Lars als Lars, der Tote als lebendig sich offenbart. Indem sechshunderttausend Dollars, eine Verlobung und ein Eckhaus strahlend über Familie Krys aufgehen, endet das Stück.

Wie man sieht, ein groteskes Spiel, witzig schundliterarisch, außen Volksstück, innen Parodie. Wieder, oft bei Georg Kaiser, werden Menschen plötzlich aus enger Bahn geschleudert, fallen ins Grenzenlose und Absurde. Hier, da der Dichter gut bei Stoß und Laune, ins Glück. An der Geometrie des Stückes wird dessen, gewollte, Komik ganz offenbar, durch den Dialog schlägt sie nur als verwischte Farbe. Ins sozusagen Problematische seiner Figuren zielt und trifft der Dichter, der Komplizierungen des Einfachen froh, hintenherum: statt Sitzer verkehrte psychologische Quart über die Hand.

Die Aufführung im Wiener Deutschen Volkstheater (unter Rudolf Beers liebevoll-verspielter Regie), rund und gut, äußerst sauber im Detail, unterfüttert die Skurrilität der Sache etwas zu dick mit Gefühl und Stimmung. So wattiert, verliert die Komödie an Humor, was sie an Wärme gewinnt. Jedenfalls hat man im Deutschen Volkstheater schon lange keine so behutsam durchschattierte Vorstellung gesehen. (Exaktheit auf der Bühne setzt sich in Behagen der Zuschauer um.) Fräulein Sonik Rainer und Herr Soltau spielen bescheiden die Rolle eines jungen Paares, das im Stück gar keine Rolle spielt. Sie wirken schmerzstillend auf die Langeweile, die zu bereiten ihnen vom Dichter auferlegt ist. Zum Schlusse läßt der Doktor Beer die zwei Figuren auch, recht hat er, ganz fallen, er ver-

liert sie einfach aus dem Text, und kein Mensch fragt, wohin sie gekommen sind. Sehr spaßige Typen armer Biedermänner, die der Geldgedanke trunken macht — ihre Kleinbürgerei fängt da zu delirieren an — zeichnen Herr Ziegler und Herr Forest, der solchen schrulligen Lebewesen immer auch was Spukhaftes gibt, einen Tropfen kostbarer Märchen-Essenz. Seine Sprechmethode — die Worte schwimmen als feste Brocken in einer Sauce von Knurren und Grunzen — bereitet allerdings dem Hörer manche Schwierigkeit. Frau Else Bassermann überrascht, in der Minute des Wiedersehens mit dem Totgeglaubten, durch großen Ausdruck großen Gefühls. Herr Brandt gibt dem Amerikaner das verlangte leibliche Uebermaß. Leider erschöpft sich im Format der Figur ihr ganzer Humor. Bassermanns Krämer Lars, der so schwach war und so stark wird, so klein versagt und dann so groß sich behauptet, ist wieder ein Stück überlegener, warmer, liebenswürdigster, radikaler Schauspielerei. Was sie angreift, wird Gestalt. Gebärde, Blick, Ton haben formende Kraft, holen vom innersten Leben des Geschöpfs nach außen, verraten was von der besondern Chemie seiner Menschlichkeit.

Chevalier, Rip und die Andern von Peter Panter

Das Pariser Theater ist keine sehr erfreuliche Sache, und man mag sich hundertmal vorbeten: Die Nuance — es kommt auf die Nuance an!, so bleibt doch zum Schluß als dominierender Baß der altindische Spruch brummend stehen: „Eure Sorgen möcht ich haben!" Ich weiß, daß viel aus dieser Literatur übersetzt wird, und daß ganze Geschäfte davon leben. Aber diese Erfolge beruhen doch größtenteils auf Mißverständnissen, die beweisen, daß andre Stücke noch unbrauchbarer sein müssen. Da wird vom Übersetzer und von den Schauspielern die Fabel ernst genommen, diese Fabel, die dem französischen Autor ja nur als Vorwand gedient hat, Sprache, Ironie und Kulturbildchen aufglitzern zu lassen. Die Handlung — was ist ihm die Handlung! Dazu kommt, daß das Meiste überhaupt nicht übersetzbar ist. Was fängt um Gottes willen Berlin mit einem Stück wie ‚Les Nouveaux Messieurs' an? Es beginnt damit, daß es den Titel mit ‚Die neuen Herren' übersetzt, während etwa Die neuen Herrschaften gemeint sind, Die neue Schicht oder so etwas — und ich frage mich immer wieder, wie man das verstehen zu können glaubt, wo auch nicht eine der Voraussetzungen dieses Stückes gegeben sind. Ich spreche nicht von den persönlichen Anspielungen, sondern von dem Boden, auf dem diese Pflanzen wachsen. Treibhaustheater.

Weil die ernsten Stücke in Paris, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, langweilig, kindlich, zurückgeblieben, aus Geschäftsgründen geschrieben, leer sind — deshalb wendet sich der Gast mit Grausen gern zum Varieté, zur kleinen Revue und auch einmal zu einer großen. Zur großen dann, wenn Chevalier spielt. Im ‚Casino de Paris' spielt er.

Um ihn herum jene Mädchen, von denen ‚Comoedia' für 1926 prophezeit hat, sie würden demnächst ohne Haut auf-

treten, archi-nues, Sie müssen das Wort nicht mißverstehen. Aber dann tritt Er auf, und dann ist Alles ganz anders.

Seltsam: der Mann ist im Coupletvortrag durchaus zweiten Ranges, seine Gesangsstimme ist eher heiser denn schön — also was ist es? Es ist nicht nur der Tanz. Gewiß: er hat die schlaksigsten Beine, die man sich denken kann, sie sitzen locker und lose in den Gelenken, und wenn er, im silbergrauen Zylinder, im silbergrauen Frack, in silbergrauen Schuhen eine Reihe Girls kommandiert, sieht das schon anders aus, als wenn Herr Kutzner dergleichen vollführt. Nein, es ist noch etwas.

Der Bursche ist sympathisch. Man mag ihn gern. Alles grinst, wenn er kommt, auch die Männer. Denn die Frauen sind durchaus für ihn, fühlen sich sicher in so viel Frechheit, und wenn die blauen Augen in den Zuschauerraum sehen und sich eine kesse Unterlippe vorschiebt, dann ists richtig. Er spielt, und die Bühne ist voll von dem, was so wenige Schauspieler haben: von einer aura, von Charme, von einer Persönlichkeit. Diesmal hat er zwei Höhepunkte.

Einmal steht er mit seiner Partnerin Yvonne Vallée, die ohne ihn nicht vorhanden, aber mit ihm reizend ist, als Bauernpaar vor zwei Häuschen. „Quand on est deux", steht über dem Hoftor, in Abwandlung eines Pariser Operetten-Refrains „Quand on est trois" — und der Hund hat sich über seine Hütte geschrieben: „Quand on est un", das arme Tier. Und nun erhebt sich die schwere Frage: „Savez-vous planter les choux —?" Denn die kleinen Franzosen werden nicht vom Storch gebracht, sondern, wie schon aus einer Novelle Maupassants ersichtlich, unter einem Kohlkopf aufgefunden . . . . (Maupassant läßt im Coupé eine Dame ein plötzliches Eisenbahnkind bekommen, und der Erzieher der beiden anwesenden Knaben heißt seine Zöglinge zum Fenster hinaussehen. Auf der Station sagt der Jüngere mit boshaftem Lächeln, ganz leise: „Ich — ich habe den Kohlkopf gesehn . . ." Aber das gehört nicht hierher.) Ja, also das ist die Frage:

> Savez-vous planter les choux
> A la Mode — à la mode —
> Savez-vous planter les choux
> A la mode de chez nous?

Nein und große Verlegenheit.

> Je ne le sais pas du tout,
> Voyez-vous, du tout, voyez-vous
> Je n'sais pas planter les choux
> A la mode de chez nous...

Wat nu —?

Es erscheinen nach einander eine Bäckerin, ein Bauer — aber die Antworten befriedigen nicht, denn seit wann pflanzt man Kohl mit dem Finger? Worauf Chevalier in eine Loge fragt, und die dortige Dame pflaumt ihn an, und schließlich erscheint die preisgekrönte Tugendjungfrau des Dorfes. Die sagts.

> On les plante avec le...
> voyez-vous, le...
> voyez-vous, voyez-vous —

und das ist ja schließlich auch eine Antwort. Herr und Frau Chevalier ziehen sich, mit ihren rotgepunkteten Schürzen, befriedigt in das Bauernhaus zurück, der neubelehrte Liebesgärtner schließt von innen die grünen Fensterläden. „Wegen Heirat geschlossen" steht drauf — und nach zwei Minuten erscheinen zwei ausgewachsene Kohlkinder, die junge Mutter achtern, und dann: Er. Er sieht ins Parkett, deutet auf die eben hergestellten Kinder, klopft sich auf die Brust: „Von mir —!" und macht eine derart rüde Bewegung, daß die vielleicht noch Wegener wagen dürfte, aber sonst Niemand. Und man möchte sich das dreimal vorspielen lassen.

Und dann hat er noch ein Couplet: ‚Valentine'.

Elle
avait
de tout petits petons —
Valentine — Valentine —

und das Lied dieser Dame mit den kleinen Füßchen ist weiter nichts Bedeutendes. Aber zum Schluß fragt er die Leute: „Wie soll ich den Refrain jetzt singen?", und sie rufen ihm zu (Falle): „Auf englisch!", „Auf patriotisch" — und auf patriotisch ist es besonders schön; er stellt sich hin wie ein Denkmal — „On voit tout un peuple glorieux, ce-pas?" — und donnert, als Männergesangverein:

Elle
avait
de tout petits petons —
Valentine —!

und zwischendurch trifft ihn die feindliche Kugel, die Fahnen knattern, und es fehlt nur noch etwas bengalische Beleuchtung, um einen Aktschluß zu haben, wie er in Schöneberg so üblich ist. Und wie diskret wird das Alles gemacht! Nie singt er den ganzen Refrain zu Ende, er spielt die Idee, auf englisch, auf yiddish niemals durch — und das Prachtstück liegt zum Schluß, wenn er sich den Hut schief aufsetzt und einen Pariser Luden vormacht. Er hat da einen Schritt auf der Straße aufgefangen, jenen Schritt des die Straßen entlangfegenden „mec", der, fast achtlos, Alles sieht, sämtliche Damen des quartier kennt und hier und da in der Eile des Spaziergangs vom Damm aufs Trottoir und vom Trottoir auf den Damm hippelt — dieser Hupfer ist so echt, daß die acht Franzosen, die im Theater waren, aus dem „C'est épatant!" gar nicht herauskamen. Es gibt in Berlin wenige Künstler, die so berlinern können, wie der hier parisert. Die Leute klatschten den ganzen kleinen Zwischenakt hindurch.

Und weil er eben französisch ist, bis ins Mark französisch, so schien es mir ein gewaltiger Fehler, ihn mit den Dolly Sisters, diesen vom Klatsch angenehm umwehten Damen (sind sie nicht mit dem englischen Königshaus leicht verwandt?) — mit ihnen also einen langen englischen Song tanzen zu lassen. Ah — nein. Das macht jeder Angelsachse besser, und es ist verwunderlich: warum zwingen eigentlich die Amerikaner die ganze Welt, so zu sein und Theater zu spielen und zu fußballern wie sie? Dazu reist man doch nicht. Ist die Welt noch nicht genug mechanisiert? Kaum aber sind sie eine halbe Stunde von New York

fort, so bekommen sie Heimweh und fühlen sich im fremden Lande erst richtig wieder wohl, wenn da vorn die Mädchen und die Knaben „Sweet heart!" zwitschern. „Pavillon Mascotte" in der Behren-Straße und Chevalier auf englisch — ich habe das nicht gern.

Nun, Herr Chevalier ist umrahmt von Gleichgültigem, Langweiligem und Farbenzusammenstellungen für den Geschmack eines südamerikanischen Mädchenhändlers — wir wollen uns da nichts vormachen. Die kleinen Revuen aber sind schon besser. Zum Beispiel die von Rip, im Théâtre du Palais-Royal.

Rip, „notre maître à tous", wie ihn die Kollegenschaft nennt, und mit Recht, Rip hat leider eine kleine Revuefabrik und liefert alle Größen und alle Sorten. Dies hier ist von der harmlosern, und die himmlischen Ideen sind recht dünn ausgeführt. Eine Szene, wo die französischen Schriftsteller als Damen auftreten, könnte reizend sein — man denke sich: die Fräulein Mann, Waldine Bonsels, Hermine Keyserling, Thusnelda Bartels und Emilie Ludwig —; aber das ist alles Tanz von Chormädchen geblieben. Schade. Einer tritt in der Maske Rips auf und wird mächtig belacht, denn so sieht er wirklich aus. Einer will schon mit zwölf Jahren in die Akademie, damit die nicht überaltere, und sagt in der Bendow-Weis' herrliche Vierzeiler auf, denen er nachher Dramentitel gibt — und das Alles wäre nichts als nett, wenn Marguerite Pierry nicht dabei wäre.

Sie ist die wahre Muse Rips: sie zeigt die Zähne, um zu lächeln — und Gussy Holl möge mir verzeihen: ich habe mich ein Häppchen verliebt. Die Dame Pierry ist nicht mehr jung und nicht sehr schön, und sie kann auch nicht übermäßig viel — aber sie hats. Wenn sie, als Vogelscheuche aufgetan, eine Pariser Portierfrau nachmacht, die det Kino kennt, Sie! bei uns wohnt Jannings im Haus! mir kenn Sie doch nischt assehln! — und wenn sie tanzt und hopst und mit ihren großen Augen herumguckt: das ist nun zum Entzücken gar. In einer Szene mit ihrem ami de coeur löst sie — was sollten sie auch sonst tun? — Kreuzworträtsel, und weil eine Reihe bedeutet: „was Frauen in der Umarmung sagen", gehen sie es ausprobieren, es geht ja ganz schnell. Inzwischen kommt der racheschnaubende Mann mit Revolver, hört hinter der Szene ein ihm wohlbekanntes Gekreisch, sieht aber das Kreuzworträtsel, vergißt Rache und Frau und Freund und löst gleichfalls. Pierry kommt heraus, in Pyjama, welch eine Dünnität! und hats gefunden: „Aaah —!" sagen die Frauen. Gott schenke allen Schauspielerinnen diese Leichtigkeit, solche kleinen Ferkeleien zu sagen.

Nun, ich überschätze dergleichen Abende gewiß nicht. Es gibt auch in Paris Cabarets, wo es häßlich reaktionär und albern zugeht — so die ganz unmögliche Lune Rousse, ein böser Laden, in dem kleinbürgerlich gepatzt wird —, es gibt gleichgültige Unternehmungen, und sehr modern sind sie alle zusammen nicht. Aber es sind doch sie, die am lustigsten im Pariser Kunstleben sind, am spritzigsten, am amüsantesten, Chevalier, Rip und die Andern.

Bemerkungen

Der Perlacher Mordprozeß

Als ich im Juli 1919 vor dem Standgericht in München die Ehre der besiegten proletarischen Revolution gegen die Schmähungen der Rache übenden Konterrevolution verteidigte, fragte mich der Richter, was ich eigentlich unter Konterrevolution verstünde. Er erhielt die Auskunft: „Konterrevolution ist die Anwendung vorrevolutionären Rechts auf revolutionäre Verhältnisse." Es hat sich in sieben Jahren herausgestellt, daß eine Form der Konterrevolution auch die Nichtanwendung dieses Rechts ist. Heute würde ich vielleicht antworten: „Konterrevolution ist die Anwendung vorrevolutionärer Richter in nachrevolutionären Verhältnissen." Es können auch vorrevolutionäre Geschworene sein.

In Bayerns Zuchthäusern sitzen noch immer anderthalb Dutzend von Stand- oder „Volks"-Gerichten verurteilte proletarische Revolutions-Soldaten, darunter der Rächer Kurt Eisners, Aloys Lindner; darunter die armen Rotgardisten, die man wegen „Beihilfe zum Mord" zu je 15 Jahren Zuchthaus verdammt hat, weil sie zufällig im Luitpold-Gymnasium anwesend waren, als dort eine Anzahl der Spionage und Stempelfälschung überführte antisemitische Gegenrevolutionäre an die Wand gestellt wurden, und denen samt und sonders der Nachweis gelungen ist, daß sie an der Exekution nicht selbst teilgenommen haben. Ihre Kameraden, die geschossen hatten, 9 Mann an der Zahl, wurden hingerichtet. Das Gericht ließ weder die Tatsache zu ihrer Entlastung gelten, daß die Erschießung der Untersuchungsgefangenen — ein „Geiselmord" hat in München nie stattgefunden! — unter dem Eindruck der Nachricht von der Massenerschießung gefangener Rotgardisten und Sanitäter in Starnberg erfolgte, noch daß die Angeklagten nur einen Befehl der von ihnen als einzig rechtmäßig anerkannten Kommandogewalt ausführten, indem sie die Mitglieder der Thule-Gesellschaft töteten. Sie wurden des überlegten Mordes schuldig erkannt und so wenig begnadigt wie vor ihnen der lautere Volksfreund Leviné.

Der Prozeß gegen die Mörder der 12 unbewaffneten Arbeiter von Perlach hat bestätigt, daß der Bürgerkrieg von der siegreichen Konterrevolution noch keineswegs als beendet angesehen wird. Der Freispruch der Mörder Pölzing und Prüfert bedeutet die Verurteilung ihrer Opfer nach sieben Jahren. Ihre „Erledigung" rechtfertigte sich aus Noskes Schießerlaß. Noske selbst trat als Zeuge gegen die Toten auf. Er durfte angesichts der 12 Witwen schwören, daß deren 33 Kinder mit Recht zu Waisen gemacht worden sind; der sozialdemokratische Oberpräsident einer republikanischen preußischen Provinz durfte von neuem seinen Stolz bekräftigen, daß er den Monarchisten die Waffen gegeben hat gegen die Arbeiter, die 1918 und 19 ernst nahmen, was ihnen die Noskes bis 1914 gepredigt hatten. Als beeidigte Zeugen traten auch die Offiziere auf, hinter deren Befehlen die Pölzing und Prüfert sich decken konnten. So wurde bekannt, daß Noskes Erlaß von jedem beliebigen Unterführer nach Ermessen verschärft werden durfte; daß jede Verschärfung von allen höhern Stellen mit Einschluß Noskes als rechtsgültig anerkannt wurde; daß Noske den Weißgardisten mit dem Versprechen, er werde gewiß keinen Uebergriffen nachschnüffeln, noch ausdrücklich weites Gewissen gemacht hatte — und daß die 15 000 Todesopfer dieser Noske-Praxis die Schuld tragen am Unglück ihrer Mörder. Der Freispruch der beiden Perlacher Vaterlandsbefreier hat dies an den Tag geför-

dert und dazu, daß bei den Bayern und bei Noske ebenso wie bei den Generälen und Feldwebeln der deutschen Republik die Landsknechtswillkür von dazumal noch heute als Ordnung schaffendes Recht betrachtet wird.

Vielleicht stochert man nach abermals sieben Jahren aus Gumbels Mordstatistiken noch einen Fall heraus, mit dem man bayrische Geschworene beschäftigen kann. Dann wird Herr Noske wiederum beschwören, daß sein Schießerlaß eine Selbstverständlichkeit war. So werden denn wohl endlich die paar hundert noch ungeklärten Morde an revolutionären Arbeitern allmählich ihre Sühne finden. Hoffentlich wird unterdessen den von Amnestien nicht erreichbaren politischen Gefangenen in den deutschen Zuchthäusern die Zeit nicht lang.

Erich Mühsam

Der Geist von 1923

Man darf nicht denken, daß die Männer, die 1923 ihren Weg zur Militärdiktatur mit den Leichen ihrer Kameraden bedeckt haben, von den nationalen Jugendorganisationen ausgestoßen worden seien. Die Wehrwölfe und Stahlhelmer haben in der Beziehung nichts getan: sie bedauern die Verbrechen, wie der Soldat die Toten bedauert, die er des Sieges wegen gemordet hat, und sie ehren die Täter als Helden eines starken Vaterlandes. Die Behörden aber, deren Pflicht ist, die Schuldigen zu fassen, sie den Jugendbewegungen, auf die sie den verderblichsten Einfluß haben, zu entziehen, lassen sich nur durch die öffentliche Meinung zu Verhaftungen zwingen.

Meder, zum Beispiel, wird aus der Haft entlassen, obwohl feststeht, daß er den Unteroffizier Wilms unmittelbar vor dem Mord auf die gemeinste Weise verprügelt hat. „Das ist Körperverletzung und bietet keine Handhabung zur Festnahme." Meder sammelt also die Reste der Schwarzen Reichswehr um sich und bereitet die Femeprozesse vor. Ein Andrer ist Eisenbeck, Oberleutnant Eisenbeck aus Potsdam. Der stand zu allen Fememördern in direkter Beziehung, gab ihnen Informationen, besorgte ihnen Unterschlupfe, ließ die Namen der Ermordeten aus den Stammrollen radieren, schenkte der Gattin eines Infanterieführers Blumen, damit er Waffen bekäme und Leute einstellen könnte, setzte auf seine Kosten die Wohnung des Hauptmanns Graf v. Brockdorff-Ahlefeld instand, damit man nicht merkte, was er spielte, bestahl seine Leute, um sich ein Segelboot zu kaufen, und floh im November 1923, weil er erfahren hatte, daß man ihn wegen der Morde verhaften wolle. Das ist Eisenbeck, die rechte Hand von Schulz, der ihm wiederholt seine Anerkennung ausgesprochen hat. Eine Möglichkeit zur Verhaftung ist nicht gegeben, weil man ihm nichts beweisen können will. Er stellt sich also um, tritt in enge Verbindung zum Hauptmann Stennes, der „Beziehungen zum Ministerialdirektor Abegg im Preußischen Ministerium des Innern" hat, und beeinflußt die Zeugen, indem er ihnen den dienstlichen Befehl gibt, „von nichts zu wissen". Aber damit nicht genug: er, der „Letzte der Aufrechten", versucht, den Geist von 1923 in die nationale Bewegung zu tragen, und schreibt im „Wehrwolf" unter anderm:

> . . in jeder Beziehung sich verantwortlich fühlen für die Wahrung der Interessen der Bewegung und, was das Gleiche ist: unsres Volkes . . .
>
> . . . dieses muß die Kraft geben, alle Maßnahmen durchzusetzen, auch wenn es schwer fällt, und auch wenn Widerstand in den eignen Reihen entsteht . .
>
> Der Kampf läßt sich nur führen mit dem Opferwillen, dem Kampfwillen und dem Pflichtgefühl.

Diese und andre Phrasen. Phrasen? Leider zeigen die ungezählten Opfer der Reaktion, die man in Döberitz und Küstrin, in Spandau und Mecklenburg verscharrt hat, daß es nicht nur

Phrasen sind, die der verantwortungslose Fememörder a. D. in die Köpfe der jungen Wehrwölfe setzt.

Wenn die Vaterländischen Verbände sich für ihre jugendlichen Elemente solche Lehrer suchen, so beweist das ihre Verwandtschaft mit Karl May. Wenn die Behörden aber „keine Handhaben" kennen, Leute wie Eisenbeck und Stennes festzusetzen, dann ist das ein böses Vorzeichen für die Fememordprozesse.

Wie lange noch — und die fünfzig Fememörder mit Schulz an der Spitze werden ihre Fanfaren erklingen lassen, unschuldig wie Lämmer zu den Wehrwölfen gehen und die platonischen Wölfchen zu einem Rudel blutrünstiger Fememörder machen!

Wie lange noch wird sich die Behörde bemüßigt sehen, den Geist von 1923 zu bannen und zu pflegen zu gleichen Teilen?

* * *

Politischer Katholizismus

Das Trierer Bischöfliche Generalvikariat verbietet durch eine Veröffentlichung den Geistlichen seiner Diözese die Mitwirkung an Versammlungen der ‚Friedensgesellschaft', da zwar richtig sei, daß „die Katholiken den Friedensgedanken vertreten; jedoch unterscheide sich der von der katholischen Kirche vertretene Friedensgedanke wesentlich von der Vertretung desselben Gedankens durch Nichtkatholiken oder gar durch Freimaurer, Sozialisten und Kommunisten". Das Generalvikariat möchte seine Herde vor einer „Situation" bewahren, „der gerecht zu werden kaum möglich ist, abgesehen davon, daß zahlreiche Katholiken nur allzu leicht Ärgernis daran nehmen müßten".

Das Generalvikariat sorgt also für seine Diener und Schäflein, mehr noch als von ihm verlangt wird. Aber wie war das doch mit jenem hochberühmten Ordensstifter, auf den der meistumstrittene Satz katholischer Lehren zurückgeht: der Satz vom Zweck, der die Mittel heiligt? Ketzer mögen diesen Satz bekämpfenswert finden: der Katholik muß ihn wohl anerkennen, gar wenn es sich um ein so großes, schönes und eindeutig christliches Ziel handelt wie den Frieden, den der Stifter unsrer Religion gewollt und verheißen hat. Der Bischof von Trier allerdings desavouiert Ignatius von Loyola; vor Sozialisten, Kommunisten und Freimaurern macht seine Disziplin Halt. Aus nicht nur weltlichen — aus sehr zeit- und ortgebundenen Gründen sogar, wie es scheint. Der Heiland hat Versöhnlichkeit gefordert, Milde, allgemeine Feindesliebe (also Liebe sogar zu Kommunisten) und den Frieden auf Erden; das Schwert verkündete er nur Denjenigen, die der Lehre der Liebe sich widersetzten. Ist dem Bischof von Trier klar, daß sein Erlaß auch den Herrn und Heiland doppelt zu desavouieren versucht?

Hans Glenk

Fridericus

Filme, Künstler, rede nicht. Wer liest noch die alten Schmöker von Carlyle, Koser und all den Andern? Diese Filme dagegen mit dem ehernen Schritt der Grenadiere, den strammen Offizieren! Da leuchtet das Auge der Frau aus dem Volke. Sie weiß, was uns not tut. Vor Allem, selbstverständlich, Disziplin. Aber da muß man schon auf die neuere Literatur zurückgehen, zum Beispiel auf Hegemanns ‚Fridericus', ein Buch, aus dem sich Vieles zur Verfilmung eignet. „Die Unteroffiziere", so berichtet ein Hauptmann von Witzleben, „waren die würdigen Handhaber des Stocks, dieser einfachen, aber vorzüglichen Disziplinarmaschine, sie selbst mußten nicht selten den Rücken den Fuchtelklingen der Adjutanten beugen." Und dann das Krummschließen und das Spießruten- oder Gassenlaufen, bei Trommel- und Pfeifenklang, der die Schreie

des — oft zu Tode — Gefolterten übertönen sollte. Kein Wunder, wenn die oft gewaltsam zum Dienste gepreßten Soldaten bei jeder Gelegenheit zu desertieren versuchten. „Zum Holz- und Wasserholen sollen die Mannschaften in Reih und Glied durch die Offiziere geführt werden, und so 14 verschiedene Regeln — Alles, damit keine Gelegenheit zum Desertieren gegeben werde." So erzählt uns der von Hegemann zitierte preußische Historiker.

„Das Volk in Waffen." Es war eine große Zeit.

Hugo Niederastroth

Die deutsche Not

Die Wochenschau bringt Bilder von amerikanischen Manövern. Rauchbomben, Gasbomben, Fliegerbomben platzen und benebeln das Feld, das Bild und die Zuschauer. Einer pfeift. Wir möchten einstimmen. Schon entrüstet sich das Publikum und läßt den Pfeifer sich verantworten. Er kanns: „Ja, Die dürfen das haben und wir nicht!"

Wir sehen uns an und erinnern uns an alte Geschichten. Die Römer standen am Rhein. Die Germanen saßen an beiden Seiten der Zimmer-Straße und schrieben immer noch eins. Plinius, der Neapler Berichterstatter, schickte die ersten Photos vom letzten Tage Pompejis. Die Redakteure waren tief ergriffen beim Anblick der wunderbaren Pinie, die dem Vesuv entstieg. Der Lokalreporter aber kaute an dem stumpfen Ende seines Kopierstiftes — was galt, hieran gemessen, seine Erfindung des Kommunistenkrawalls in der Mulack-Straße! — und brummte: „Ja, Der darf das bringen und ich nicht!"

Siebzig Jahre vorher. Rom. Die Priester des staatserhaltenden Gottes haben wenig Zulauf. Man gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Der Pontius Pilatus ist längst verdächtig, daß er sogar davon mehr, als erlaubt ist, einbehält. Sie belauschen ihn am Radio. Da hören sie die Stimme des Volkes von Jerusalem: „Kreuzige, kreuzige, kreuzige!" Sie wissen nicht, wem es gilt, aber der greise Orakelmacher hat einen lichten Moment. Er reißt die Binden aus seinem Haar und zitiert den großen Kriegskönig des Sachsenstammes. Die andern Auguren lächeln diesmal, ohne zu verstehen, ehe der Alte seufzend erklärt: „Ja, die dürfen ihren Gott kreuzigen, und wir nicht!"

M. Schröder

Nationaloekonomie

Draußen in dem stillen Vorort steht das Clubhaus, das den großen Kaufleuten gehört. Es hat hinten einen Garten und vorn einen Garten. Der eine reicht bis an die Straße. Der andre bis ans Wasser. Durch den hintern Garten kommen die großen Kaufleute mit ihren Automobilen gefahren. Vorn steigen sie dann in ihre hübschen Motorboote.

Wenn sie abends an Land gehen und in dem Clubhaus noch einen Augenblick verweilen, sprechen sie über die hohen Preise und ihren niedrigen Reingewinn. Einige machen kein Geheimnis daraus, daß sie seit Jahren Geld zusetzen. Und wir bedauern sie nach Kräften.

Eines Abends bei einer harmlosen Partie Schach habe ich das Mißgeschick, in ihre Debatte gezogen zu werden.

„Die hohen Preise," behaupte ich nach meiner felsenfesten Überzeugung, „die hohen Preise führe ich auf folgenden Umstand zurück: Ehemals erhoben die mittelmäßigen Chefs Anspruch auf eine Vierzimmerwohnung samt einem Dienstmädchen und jährlich zwei Reisen. Der einen nach Norderney und der zweiten nach Karlsbad. Heute heißt es, ihnen die eigne Villa zu erhalten samt Köchin, Dienstmädchen und Gouvernante; das Automobil samt dem Chauffeur; das Motorboot samt einem oder zwei Bootsleuten. Außerdem braucht ein bescheidener Brotherr jährlich seine Italienreise, jährlich

seine Nordlandsreise, jährlich seine Spritztouren nach Wiesbaden, Paris und den andern Vergnügungsstätten. Das ist die Ursache der hohen Preise" — so erklärte ich unumwunden.

Ich sei in nationaloekonomischen Dingen ein absoluter Laie, sagten die großen Kaufleute mir offen ins Gesicht. Als ob die hohen Preise keine Folge der hohen Steuern seien, der hohen Löhne und der andern Gestehungskosten!

„Außerdem richten sich die Preise nach Angebot und Nachfrage", bemerkte der eine.

„Ein Kaufmann, der für eine Ware, die ihn 5 Mark gekostet hat, 30 Mark erzielen kann . . ."

„Gehört vor das Wuchergericht", rief ich fälschlich dazwischen. Nahm jedoch die Lehre an, daß es notwendig sei, bei kleinem Umsatz großen Nutzen zu erzielen, wie früher bei großem Umsatz kleinen Nutzen.

Ford, den ich leichtfertig in die Debatte warf, baut zwar für jeden dritten Amerikaner ein Automobil. Verkauft es so billig wie nur etwas und kann vor Reichtum nicht stehen.

Ford sei ein Esel, nahm ich entgegen und glaube es nun. Denn er könnte bei halb so viel Automobilen zehnmal so reich sein, wüßte er nur um die moderne Nationaloekonomie der großen Kaufleute Bescheid.

„Sehen Sie, theoretisch stimmt unsre Rechnung. Aber die Praxis zeigt, daß wir auf keinen grünen Zweig kommen, weil — nun, weil uns selbst der kleine Nutzen entgeht, mit dem wir bescheidener Weise rechnen. Der kleine Nutzen entgeht uns aber bloß wegen der hohen Steuern."

„Die Steuern werden in die Preise kalkuliert und nicht aus Ihrer Tasche bezahlt", flocht ich in Milde ein.

„Das ist es ja grade!" schrien sämtliche Kaufleute übereinstimmend. „Die Steuern sind eben viel zu hoch, um vom Konsumenten getragen zu werden. Deshalb kann der Konsument nichts kaufen und der Kaufmann nicht den Reingewinn erzielen, der ihm früher zufloß. Er lebt nur noch von der Substanz. Von der Substanz leben aber heißt: dem Konkurs in die Arme steuern."

„Also doch dem Gewinn", ergänzte ich, weil ich weiß, daß auch in Konkurs geratene Kaufleute vergnügt in ihren Motorbooten sitzen.

Da verachteten die großen Kaufleute mich volkswirtschaftlichen Laien und werden keine Gelegenheit mehr nehmen, ihre diesbezügliche Auffassung mir zu unterbreiten.

Sie ließen die Automobile ankurbeln und sausten heim zu ihren Villen.

Ich klappte in meinem Zimmer müde zusammen. Die Debatte hat mich zu viel von meiner Substanz gekostet.

Bruno Manuel

Aus Menschenliebe

„Ausländische Gesandtschaften und Konsulate in Berlin

Amerika, Bellevue-Straße 6 a
Argentinien, Kaiser-Allee 27
Armenien, Kurfürstendamm 175
Bayrische Republik, Voß-Straße 4
Belgien, Jäger-Straße 53
Brasilien, Nollendorf-Platz 6
Bulgarien, Schadow-Straße 4/5
bis
Türkei, Tiergarten-Straße 19
Ungarn, Cornelius-Straße 8"

Revue des Hotels Der Fürstenhof 1926, Zweites Januar-Heft

Alte Akten

Betreffs ad 1) der Meuterei-Exzesse
berichten sie vom Mannschafts-Rübenfraß.
(Derweil der Admiral in warmer Messe,
den Sekt im Kübel, zu Gerichte saß.)

Zwecks Demonstrierung schärfsten Unterschiedes
hat man ad 2) den Meineid amnestiert.
(Und heute wird der Held des Ehrhardt-Liedes
im Reichstagsgange eifrig „consul"tiert.)

Zur Füsilierung bayrischer Rebellen
erfahren wir ad 3) vom Schießerlaß.
(Bei der Zitierung wesentlicher Stellen
wird der Herr Zeuge wechselnd rot und blaß.)

Das schöne Grün der Deckel ist verschossen,
die Blätter und Faszikel sind verstaubt.
Allein das Blut, das über sie geflossen,
hält Akten jünger, als der Bürger glaubt.

Karl Schnog

Antworten

Deutschamerikaner. Eure ‚Neue Zeit' teilt mit: „Ordnung wird auf dem Erdenrund erst wieder eintreten, wenn ein wiedererstarktes Germanentum den angelsächsischen und romanischen Anarchisten mit einem neuen Schwert in der Faust gegenübertreten und wehrend gebieten kann: Bis hierher und nicht weiter!" Oder: „Pazifismus ist heute gleichbedeutend mit Landesverrat und hundertprozentiger Heuchelei." Es gibt Kriegsblinde, die es sind und nicht mehr sind. Es gibt Kriegsblinde, die es nicht sind und immer sind.

Südamerikaner. Lesen Sie das Argentinische Tageblatt. Hätten alle Überseeblätter in deutscher Sprache eine so anständige Gesinnung, dann wäre Deutschland für die Welt nicht ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung.

Dr. Georg Pinkus. Sie haben in Nummer 3 Adolf Behne über Wilhelm Bode gelesen und schicken mir diese Ergänzung: „Von allen Gratulanten zu Bodes achtzigstem Geburtstag hat keiner die Flora erwähnt! Behne wagt, an sie zu erinnern und damit an Bodes empfindlichste Stelle zu rühren. Aber er hat das leise, ironisch, fast scherzend getan, und das ist nicht der richtige Ton dafür. Die Flora-Frage ist etwas Bitterernstes. Nicht der Ankauf und die Zuteilung der Büste an Lionardo — das ist beides recht unwichtig. In Bodes Verhalten nach dem Ankauf liegt das Ernste. Seit fünfzehn Jahren weiß Bode, daß die exakte Wissenschaft und eidliche Aussagen von Augenzeugen den unwiderleglichen Nachweis erbracht haben: Die Figur ist im Jahre 1846 von Robert Cockle Lucas eigenhändig gemacht worden. Aber nachdem die wissenschaftlichen Untersuchungen gegen Bodes hartnäckigen und nicht immer loyalen Widerstand doch zu einwandfreien Resultaten geführt haben, bemüht er sich seit fünfzehn Jahren, unter Vorführung gradezu kindischer phantastischer Erdichtungen der Öffentlichkeit die Wahrheit zu verheimlichen. Wenn noch heute neben der Flora die Bezeichnung: Lionardo oder seine Schule hängt, obgleich ihre Provenienz aus dem neunzehnten Jahrhundert nachgewiesen ist, dann überschreitet das die Grenzen dessen, was ein Museumsdirektor sich aus Eigenliebe und Starrsinn dem Volke gegenüber herausnehmen darf, ganz erheblich. Wen Einzelheiten interessieren, der lese im Dezemberheft der ‚Süddeutschen Monatshefte' von 1925 den Aufsatz über Bodes Flora oder die Darstellung in Nummer 168 des ‚Hamburger Fremdenblatts' von 1924." Wie die Dinge in Deutschland liegen, ist Wilhelm v. Bode nicht zu stürzen. Aber das nimmt Ihrem und Behnes Kampf nichts von seiner Verdienstlichkeit, sondern hebt ihn aus dem Bereich der Praxis in eine geistige Sphäre.

Hans Cohrssen in Mannheim U. 4. 7. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Theaterbesucher. Habt Ihr das Schild gesehen, das gebieterische Schild an den Theatergarderoben? „Aufschlag 10 Pfennige für die Zeppelin-Eckener-Spende." Jetzt ist das Schild abgeschafft, genau wie, endlich, die ganze Sammlung, aber nicht dieser Aufschlag. In wessen Tasche gelangt er?

Zeitungsleser. Henry Barbusse berichtet aus Rumänien: „In dem unterirdischen Festungsgefängnis Jilava sah die belgische Rechtsanwältin Lamy gewissermaßen das Symbol der rumänischen Untersuchungs- und Foltermethoden. Sie sah den beßarabischen Ingenieur Jon Gurov, der bei einem Verhör vor zwei Jahren folgendermaßen zugerichtet wurde: Hände und Füße wurden ihm zehnfach gebrochen, das Haar büschelweise ausgerissen, die Wangen mit rostigen Stecknadeln durchstochen, das Wadenfleisch mit einem Schlächtermesser abgeschabt, die Fingernägel mit Zangen ausgerissen, die Fersen ab-

geschnitten und ein Auge ausgestochen. Die belgische Rechtsanwältin besitzt eine Photographie dieses Unglücklichen, der immer noch seine 20jährige Zuchthausstrafe abbüßt." Habt Ihr davon in einem eurer Blätter gelesen? Nein. Und warum nicht? Weil der Raum für die Liebesabenteuer des Kronprinzen Carol gebraucht wird.

Griesgram. Ich soll Sie aufheitern? In Nummer 2 der ,Weltbühne' hat eine Satire auf Mary Wigman gestanden. Dazu wird mir geschrieben: „Wir bitten um Aufnahme folgender Erklärung in Ihrer Zeitschrift: Wir haben mit lebhaftem Bedauern von dem fingierten Besuch des Herrn Marcellus Schiffer Kenntnis genommen. Herr Schiffer hat offenbar Sehnsucht nach billigem Gefühl, Markartatelier und Boudoirzauber. Er kommt nicht auf seine Kosten, wenn sachliche Leistung seine menschlichen Assoziationsbedürfnisse enttäuscht und hinter den Kulissen keine parfümierten Intimitäten zu finden sind. Die Desillusion entlädt sich in altjüngferlicher Übertreibung und läßt ihn eine Darstellung geben, die jeder Mitarbeiter, jede Schülerin Mary Wigmans einfach verlacht. Wir kennen Herrn Schiffers Beziehungen zu den Outsidern des Wigman-Kreises nicht näher. Herr Schiffer ist offenbar das Opfer einer Ranküne oder seiner eignen Gefallsucht. Es erübrigt sich, auf die Verunglimpfung, die jeder Grundlage entbehrt, im Einzelnen einzugehen. Wir sind nicht so eitel wie Herr Schiffer und haben mehr zu tun, als uns auf Kosten Andrer berühmt zu machen. Für die Wigman-Schule und die Tanzgruppe: Will Götze." Sicherm Vernehmen nach hat sich allmählich herumgesprochen, daß manche der Briefe, die ich hier abdrucke, joci causa von mir erfunden sind. Mit dem jocus wärs Essig, wenn ich jeweils Dichtung und Wahrheit kenntlich machte. Aber dies ist ein Fall, wo ich mit Gerhart Hauptmann sagen möchte und muß: „Erfinden Sie das mal, lieber Spitta ..."

Justizminister Marx. Am 23. Januar haben Sie Ihr Amt übernommen. Wir Alle, die wir als unerträglich empfinden, daß Heinrich Wandt noch immer schuldlos im Zuchthaus sitzt, wir erwarten von Ihnen, daß Ihre erste Amtshandlung seine Entlassung sein wird. Sie sind ein grundanständiger, rechtlich denkender Mensch und haben gelobt, Ihre Kräfte „der Pflege des Rechtsgedankens widmen zu wollen". Wir bauen auf Sie.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Föderalismus und Minderheiten von Egbert Holthaus

Der grobe Kniff, mit dem die bayrische Regierungspartei die Person Erich Kochs aus dem zweiten Kabinett Luther ausschloß, verkappte sich pathetisch als eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen den „Unitarismus" des Demokratenführers, gegen sein selbstverständliches Bekenntnis zu fortschreitender Reichseinheit. Man konnte den Eindruck erhalten, hier stünden tatsächlich ehrliche Überzeugungen gegen einander, die man zu achten habe: so duldsam steckten die Demokraten die „föderalistische" Ohrfeige ein, indem sie den Andern genehme Mitglieder ins Kabinett entsandten, so wenig wagte ihre Presse, gegen die bayrischen Reichsfeinde ernsthaft aufzumucken.

Sachliche Gründe hat dieser — besonders von Bayern und den andern antirepublikanisch regierten Einzelstaaten geforderte — Föderalismus, der in Wirklichkeit auf eine bedrohliche Lockerung der Reichsgewalt aus ist, nicht anzuführen. Die geschichtliche Sentimentalität von „den berechtigten Eigentümlichkeiten der Stämme" ist eine Fälschung: sie werden für Bewohnergruppen ehemals feudaler Territorien in Anspruch genommen; den wirklichen, verwaltungstechnischen Bedürfnissen aber ließe sich durch eine zweckmäßige Dezentralisierung der Reichsgewalt unschwer entgegenkommen. Die ganze überholte Kleinstaaterei, die einem Mann von der robusten Voraussetzungslosigkeit und Unbedenklichkeit Matthias Erzbergers leider nicht gründlich zu zerschlagen vergönnt sein sollte, beschränkt sich darauf, daß etwa 70 (oft kaum) gehobene Gemeindevorsteher mit einem hundertfachen Büroapparat Minister, etwa 1600 berufsmäßige politische Sprechmaschinen in den Landesparlamenten Volksvertreter spielen wollen. Entweder machen so beschaffene Regierungen und Volksvertretungen dieser sich heute stolz „Länder" nennenden Kleinstaaten denen des Reiches unlautere Konkurrenz, oder sie besorgen eine Arbeit, die den Gemeindeorganen zusteht. Was diese unproduktive Doppeltheit, von dem Unfug der „Gesandten der Länder" bei einander zu schweigen, angesichts der öffentlichen Finanznot bedeutet, ist nicht schwer auszurechnen.

Eine Gefahr aber ist sie für die große Politik, zu Katastrophen muß sie führen, wenn man sie ungehemmt weiter um sich fressen läßt. Diese Kirchturmpolitik, ob sie sich nun nationalistisch oder föderalistisch kostümiert, ist so lange einigermaßen zu rechtfertigen, wie ihre Träger einsehen, daß sie sich an jeder wirksamen Außenpolitik deshalb desinteressieren können, weil diese doch auf einer mittlern Linie geführt werden muß und mit einer gewissen Naturnotwendigkeit verläuft. Diese uns gegebene Politik, die darauf ausgeht, Deutschlands Macht wieder

im Geiste und mit den Mitteln einer neuen Zeit herzustellen, zeigt bis jetzt die Etappen: Erfüllung des Friedensvertrages; Reparationen; Sicherheitspakt nach Eintritt in den Völkerbund. Damit ist auf innere Konsolidierung zu hoffen. Die nächste Stufe heißt: Wiedergewinnung der vom Reich oft mit Gewalt, stets unfreiwillig ausgeschlossenen Volksgenossen durch kulturellen Zusammenschluß. Es gilt, ihnen, den deutschen Minderheiten, besonders in den Grenzländern, Rechte zu erkämpfen und zu sichern, die im Allgemeinen nur durch Gegenseitigkeit zu erlangen sein werden. Die kulturelle Autonomie für die nationalen Minderheiten bei uns und draußen, zu der sich der deutsche Außenminister öffentlich bekannt hat, ist das Ziel eines größern Deutschland, dessen Bedeutung sich nicht in der Zahl der Bajonette und Quadratkilometer ausdrückt — aber ahnen die gesinnungtrompetenden Föderalisten davon überhaupt etwas? Die Sorge für die deutsche Minderheit in Tirol, zu der wir uns mit demselben Recht bekennen dürfen wie Oesterreich, wird in München so verstanden, daß man dort entstellte oder erfundene Dinge in die Welt hinauspropagiert und dadurch sachliche und begründete Einwände gegen die fascistische Gewaltpolitik kompromittiert.

Grade weil Bayern unmittelbar keine Grenzfrage zu lösen hat, kann sichs umso unsinniger gebärden. Gegen Polen, die Tschechoslowakei, die Randstaaten und Dänemark hat allein Preußen die Rechte des Reiches zu wahren. In all den Fragen der Kulturautonomie kann nicht das Reich allein entscheiden: es muß Preußen hören und sich bis zu einem hohen Grade von seiner Entscheidung abhängig machen. Augenblicklich ist ja der preußische Kurs, wenn auch durch die Tradition der „innern Ressorts" gehemmt, immerhin liberal: aber man denke an einen — durch eine Zufallsmehrheit leicht bewirkten — System- und Kabinettswechsel, und die kulturelle Zukunft der Auslandsdeutschen, die ganze kulturelle Gemeinschaft des Reiches mit ihnen ist in Frage gestellt, sobald man bei uns nicht mehr zu denselben liberalen Konzessionen bereit wäre, die man den Landsleuten draußen als Gegenwert wünscht. Wie sehr schon die Beteiligung des „Kleinstaats" Preußen mit Staatsministerium, Innenministerium, Kultusministerium neben den Außen- und Innenministerien des Reichs solche Verhandlungen allein in technischer Beziehung Partnern gegenüber erschwert, die sich des in ganz Europa selbstverständlichen Unitarismus erfreuen, geht daraus hervor, daß bis heute noch mit keinem der Grenzländer eine solche Vereinbarung hat zustande gebracht werden können. Gewinnt der Föderalismus an Boden, so bedeutet das nicht nur eine erhebliche innere Schwächung des Reichs, sondern gleichzeitig den Verlust der größern, über die Grenzen hinausgreifenden kulturellen Gemeinschaft auf absehbare Zeiten.

Moskaus Methoden und Drohungen

von Philip Snowden

Die Kommunistische Internationale — ich stütze mich ganz auf die offiziellen Erklärungen und Reden der Kommunisten selbst — geht darauf hinaus, einen bewaffneten Kampf zu organisieren, um die internationale Bourgeoisie zu stürzen und die internationale Sowjet-Republik aufzurichten als ein Übergangsstadium zur Abschaffung des kapitalistischen Staates.

Die Kommunisten leugnen nachdrücklich die Möglichkeit eines friedlichen Übergangs zu einer sozialen Ordnung, die die wirtschaftliche Ausbeutung unmöglich macht.

Sie rechtfertigen die Politik der bewaffneten Revolution und des blutigen Bürgerkriegs durch die Behauptung, daß eine mit demokratischer Mehrheit gewählte Arbeiterregierung, die versuchen wollte, ihr sozialistisches Programm auszuführen, von den bewaffneten Mächten und der weißen Garde der Bourgeoisie über den Haufen gerannt werden würde. Darum, erklären sie, müßten sich die Arbeiter statt auf einen leichten parlamentarischen Sieg auf den Sieg vorbereiten, der nur durch einen schweren Bürgerkrieg zu erkämpfen ist.

Die Kommunisten sind entschlossen, sich unter gar keinen Umständen diesen schweren Bürgerkrieg rauben zu lassen. Denn wenn die Arbeiter ohne diesen Bürgerkrieg zur Macht gelangten, würde die Notwendigkeit des Bürgerkrieges sich vor der arbeitenden Klasse doch in dem Augenblick erheben, wo sie beginnen wollte, die Befreiung von der kapitalistischen Ausbeutung in die Tat umzusetzen.

Das Ziel, das durch den Bürgerkrieg erreicht werden soll, ist „die Diktatur des Proletariats", und das Proletariat wird eine Macht weder erhalten noch behalten, wenn nicht die Kapitalisten entwaffnet und ihrer politischen Rechte beraubt sind. Wenigstens so lange, bis die Zeit naht, wo man die Kapitalisten in die Klassen des arbeitenden Volkes einreihen kann, und so lange, bis die Quellen aller Reichtümer des Landes in den Händen der arbeitenden Klasse konzentriert sind, deren Kraft mit jeglichem Mittel geschützt werden muß.

Nach den Lehrsätzen von Moskau ist die Diktatur des Proletariats die revolutionärste und entschiedenste Form des Klassenkampfes. Um die Herrschaft des Proletariats aufrecht zu erhalten, sei es, wird uns gesagt, notwendig, alle Repräsentanten der Arbeiteraristokratie und der „bourgeoisen" Arbeiter von ihren Posten zu entfernen und sie durch ungelernte Arbeiter zu ersetzen, wenn diese nur echte Kommunisten sind. Die Diktatur des Proletariats verlangt die Berufung von solchen ungelernten Arbeitern zu den verantwortungsvollsten Staatsfunktionen — sonst wird die Arbeiterregierung machtlos sein und nicht die Unterstützung der Massen haben.

Der wirkliche Grund dafür, ungelernte Arbeiter mit den verantwortungsvollsten Ämtern des Staates zu betrauen? Man wünscht keinen Napoleon in der Nähe des Thrones der Diktatur.

Das Alles habe ich wörtlich den öffentlichen Erlassen der Kommunisten entnommen. Diese ihre internationale Propa-

ganda zielt auf die Vernichtung aller demokratischen Formen der Regierung und aller demokratischen Einrichtungen. Sie bemüht sich, die Arbeiter und die sozialistischen Parteien in allen Ländern zu unterminieren und die Handelsvereine und die Gewerkschaften für revolutionäre Zwecke in die Hand zu bekommen. Sie legt besondern Wert auf eine Propaganda unter den Soldaten in der Hoffnung, daß in dem Augenblick, wo man die Proletarier auf die Barrikaden ruft, Armee, Marine und Luftstreitkräfte ihre Waffen gegen die Bourgeoisie und gegen diejenigen Arbeiter richten werden, die sich nicht zu der Revolution bekannt haben.

Die Zerstörung des Parlaments und aller örtlichen Regierungsstellen ist ein hervorragender und besonderer Teil der kommunistischen Politik. „Die Aufgabe des Proletariats besteht darin, die ganze Maschinerie der Bourgeoisie über den Haufen zu werfen und mit ihr alle parlamentarischen Einrichtungen zu zerstören, ob diese Einrichtungen nun republikanisch oder konstitutionell-monarchistisch sind. Ebenso ist mit den örtlichen Regierungseinrichtungen zu verfahren, die man theoretisch von staatlichen Organisationen nicht trennen kann. In Wirklichkeit sind sie alle Teile derselben Bourgeoisie-Maschinerie, die von der Revolution des Proletariats zerstört und durch die örtlichen sowjetistischen Arbeiterräte ersetzt werden muß."

Großer Nachdruck wird in der kommunistischen Literatur darauf gelegt, Kundschafterabteilungen in die parlamentarischen Institutionen der Bourgeoisie einzuschmuggeln, um die Zerstörungsarbeiten zu erleichtern. Kommunisten werden abgeordnet, diesen Instituten anzugehören, nicht um organisch mitzuarbeiten, sondern um die ganze Regierungsmaschine und das Parlament selbst von innen heraus zu zerstören.

Wenn Kommunisten ins Parlament gewählt werden, bekommen sie die Instruktion, ihren Parlamentssitz nicht zu „reformatorischen" Zwecken zu gebrauchen, sondern revolutionäre Propaganda von der parlamentarischen Plattform aus zu machen und von ihrem Posten besonders die reaktionären Fakire der bourgeoisen Arbeiterpartei zu denunzieren. Alle ihre Bemühungen müssen sich dem Zweck einer Mobilisation für die proletarische Revolution unterordnen.

Die Kommunisten erhalten die Instruktion, sich den Gewerkschaften in allen Ländern anzuschließen, „um aus ihnen ein nützliches Organ für den Kommunismus und den Kampf zur Unterdrückung des Kapitalismus zu machen". Sie dürfen sich auf keinen Fall von den Gewerkschaften zurückziehen, sondern müssen drinbleiben, um für die kommunistische Propaganda tätig zu sein. Die Kommunisten innerhalb der Gewerkschaften dürfen keinen Vorteil ziehen von der „lauen Haltung der Arbeiterklassen, ihrer theoretischen Unentschlossenheit, ihrer Tendenz, sich den Argumenten ihrer Führer zu beugen, sondern sie müssen diese Dinge gradweise überwinden". Den Kommunisten wird befohlen, sich an die Spitze aller Kämpfe der Gewerkschaften zu stellen und zu beweisen, daß sie die entschlossensten Führer der Arbeiter sind. „Nur auf diese Weise wird möglich sein, aus den Gewerkschaften ihre opportunisti-

schen Führer zu entfernen. Nur auf diese Weise werden die Kommunisten imstande sein, die Führung in der Gewerkschaftsbewegung zu erhalten und aus ihr ein Organ des revolutionären Kampfes für den Kommunismus zu machen." „Die Kommunisten müssen kommunistische Gruppen bilden", heißt es weiter in den Instruktionen an die „Kameraden" der andern Länder, „in allen Gewerkschaften und Arbeiterkomitees und dadurch einen Einfluß auf die ganze Arbeiterbewegung erhalten. In der Ausführung dieser Pflichten müssen sich die Gewerkschaften und Arbeiterkomitees tatsächlich der Kommunistischen Partei unterwerfen, die sie durch den Bürgerkrieg hindurch zu der Diktatur des Proletariats führen wird."

Die englischen Kommunisten haben vor einiger Zeit einen Brief an die Exekutive der Labour Party und an den Rat des Gewerkschaftskongresses gerichtet, worin sie baten, sich ihnen bei ihrem Feldzug unter den Soldaten, Matrosen und Luftschiffen anzuschließen. Wahrhaftig: sie sind gehorsame Kinder Moskaus. Die Instruktionen von Moskau sind besonders streng für diese Spezialpropaganda. Es ist ein wichtiger Teil der kommunistischen Campagne. Der Bürgerkrieg würde ein recht gefährliches Experiment sein ohne jene bewaffneten Kräfte.

Das Studium der offiziellen Thesen und Instruktionen der Dritten Internationale macht die Politik und das Verhalten der Kommunisten in Großbritannien und überall sonst sonnenklar. Sie versuchen, ihre bolschewistischen Instruktionen treu zu erfüllen. Nicht eine einzige von diesen Methoden und Instruktionen hat man in Großbritannien und den andern Ländern, wo es noch keine kommunistische Regierung gibt, schon praktisch erprobt.

Die andauernden Angriffe auf die Führer der Labour Party; die Versuche, in diese Labour Party zu gelangen, um sie zu zerstören; die Anstrengungen der russischen Gewerkschaften — die Trotzki neulich als Attrappen beschrieben hat, und die das Spielzeug der Dritten Internationale sind —, in die internationalen Gewerkschaftsorganisationen einzudringen; die Aktivität der Kommunisten in jedem Gewerkschaftsstreik; die Propaganda unter den Truppen: das sind alles Teile ein und desselben entschiedenen Systems.

Ich stimme durchaus nicht mit den Gewerkschafts- und Labour-Party-Führern überein, die sagen, die beste Politik sei: den Kommunismus zu ignorieren. Im Gegenteil: ich glaube, daß man seine Methoden nur ans Tageslicht zu ziehen braucht, um sie unschädlich zu machen. Der englische Arbeiter will sich nicht offenen Auges zum Spielball wilder Revolutionäre machen lassen. Das englische Volk hat nicht Jahrhunderte hindurch gekämpft, die demokratische Macht zu erlangen, um sie für einen blutigen Bürgerkrieg fortzuwerfen.

Wenn große nationale und oekonomische Veränderungen kommen — und ich glaube, daß sie kommen müssen —, werden sie nicht durch eine bewaffnete Revolution erreicht werden, sondern durch einen weisen Gebrauch der demokratischen Macht auf verfassungsmäßiger Grundlage.

Der Jungdeutsche Orden von Heinz Pol

Der Jungdeutsche Orden wurde 1920 gegründet. Zunächst war er außerordentlich radikal, radikaler beispielsweise als der Stahlhelm. Wo es was zu schießen gab, war er lustig dabei. Noch 1923 machte er bei der Ruhrbesetzung eifrig in Sabotage, blies dann aber ziemlich unvermittelt ab. 1922 hatte ihn Severing als Geheimorganisation verboten; aber der famose Staatsgerichtshof hob drei Tage später das Verbot wieder auf. Der Jungdo ist besonders stark in Mitteldeutschland, hauptsächlich in Hessen und Westfalen, dagegen verhältnismäßig schwach vertreten in Norddeutschland.

Phantastisch ist die Verfassung des Ordens. Sie ist nicht viel kürzer als die Weimarer Verfassung. Es wimmelt darin von Worten, die man im Brockhaus nachschlagen muß. Da gibt es Bruderschaften, Balleien, Scharmeister, Bruderkonvente, Hochämter, Hochkapitel, Komturen und noch ein Dutzend andre Einrichtungen aus dem Mittelalter. Dann gibt es selbstverständlich auch ein Ordenslied. Das ist besonders hübsch: beim Refrain haben sich alle Mitglieder an den Händen zu fassen, damit sozusagen ein „magischer Kreis" hergestellt wird.

Man unterschätze diese Mätzchen nicht. Wir Deutschen haben immer was fürs Mittelalter übrig gehabt. Kein Wunder also, wenn der Zulauf zum Jungdeutschen Orden riesig war, so riesig, daß er eine Zeitlang der bei weitem stärkste nationale Verband war. Eingeweihte behaupten, er sei auch heute noch der stärkste, sei 3—400 000 Mann stark.

*

Im Sommer 1925 hörte man zum ersten Mal von einem Konflikt zwischen dem Jungdo und den andern Verbänden. Der Stahlhelm muckte auf, weil Herr Mahraun erklärt hatte, daß auch der politische Gegner unter Umständen ein anständiger Kerl sein könne. Dann schien Gras über die Sache gewachsen zu sein, bis jetzt das Hoch- und Landesverratsverfahren gegen den Ordensmeister eröffnet wurde. Das Erstaunen darüber, daß deutsche Staatsanwälte sich zu solch einem Schritt gegen einen Nichtrepublikaner haben verleiten lassen, schwindet sehr schnell, wenn man erfährt, daß die Angeber Leute von ganz rechts sind, die in Mahraun einen Verräter der nationalen Belange sehen. Sie argumentieren: Wenn uns gelingt, Mahraun zu diskreditieren und unschädlich zu machen, so sind die Mitglieder des Jungdeutschen Ordens vielleicht doch noch in unsrer Front zu halten.

Was hat nun Mahraun getan? Er hat, wie sich das für einen Bandenführer neudeutschen Musters gehört, hohe Politik zu treiben versucht. Wir erleben ja seit acht Jahren immer wieder dasselbe Schauspiel: Wer außer dem Eisernen Kreuz über einen gut geladenen Revolver und über einige brauchbare Gummiknüppel verfügt, hält sich für gottbegnadet, die Geschicke des Vaterlandes zu lenken.

So Herr Mahraun. Nur liegt bei ihm der Fall psychologisch verzwickter, und das heißt: menschlich sympathischer. Dieser Mahraun, 35 Jahre alt, mehr breit als groß, mit einem bäurisch-

kantigen Gesicht, scheint wirklich ein Idealist zu sein. Ein Idealist aus Tumbheit. Auf keinen Fall ist ihm sein Verein nur ein Geschäft, und wenn er trotzdem in ein paar Jahren M.d.R. sein wird, so wird man ihm nicht ohne weiteres nachsagen können, daß er das von Anfang an beabsichtigt habe.

*

Mahraun also glaubte die Geschicke Deutschlands in die Hand nehmen zu müssen und unterhielt sich zu diesem Behuf mit ein paar Franzosen. Mahraun selbst hat bis heute nicht angegeben: erstens, mit welchen Franzosen er sich unterhalten, zweitens, was alles er mit ihnen besprochen hat. Aber seine ehemaligen Freunde von ganz rechts haben herausbekommen, mit wem er gesprochen hat: nämlich mit Jules Sauerwein, Taittinger und Marcel Schwob. Und so wurde der Staatsanwalt bemüht.

Aber hinter diesen Dingen steckt noch mehr. Seit dem Frühjahr 1925, also etwa seit Stresemanns Sicherheitsangebot, beschäftigen sich die vaterländischen Verbände mit Außenpolitik. Und seit Locarno liebäugeln alle diese Leute ganz offen mit Rußland. Es ist die denkbar groteskeste Situation. Seit 1918 leben, handeln und morden diese Leute unter der Parole, daß sie Deutschland vor der drohenden Bolschewisierung bewahren wollen. Dieses Ziel, das sie vielleicht bis 1919 gehabt haben mögen, ist selbstverständlich längst vergessen. Es war ja immer nur bei bestimmten Gelegenheiten aufgerichtet worden, zum Beispiel bei der Ermordung Rathenaus: man konnte doch nicht erlauben, daß dieser Jude mit den Sowjet-Juden einen Vertrag geschlossen hatte. Jetzt aber, nach Locarno, verzichtet man auch auf dieses Argument: die Russen sind die prachtvollsten Menschen von der Welt, viel prachtvoller als selbst Mussolini, der — das sagt man allerdings nicht — diesen seinen deutschen Verehrern die kalte Schulter gezeigt hat.

Den neuen Rußland-Kurs steuern sichtbar: Graf Reventlow und General Hoffmann. Hinter den Kulissen bleibt der sogenannte „Herrenklub".

Der Herrenklub hieß zunächst: Ring der Tausend. Alles, was in Deutschland an Universitätsprofessoren, Ärzten, Juristen, Politikern und andern geistigen Kapazitäten reaktionär war, gab sich hier ein Stelldichein. Eine Zeitlang nannte sich dieser Klub: Juni-Klub. Der Leiter ist ein Herr v. Gleichen, der sich für einen ungekrönten König von Preußen hält. Er schwärmt für die Diktatur, ist aber sonst ganz gesund und benutzt seine sozusagen geistigen Fähigkeiten dazu, um die vaterländischen Verbände für Rußland zu interessieren. Wieder geht das Wort „Nationalbolschewismus" um, dieses Wort, das schon einmal das Modewort unvergessener Freicorps gewesen ist.

Mahraun dagegen verhandelte mit Herrn Schwob, der nicht in Rußland, sondern in Frankreich wohnhaft ist. Mahraun dagegen erklärte, daß er Protestdemonstrationen wider Locarno nicht mitmachen werde. Mahraun dagegen erklärte, der Hindenburg sei ein nationaler Mann, und wenn er für Locarno sei, so müsse man wohl oder übel auch dafür sein.

All das trug ihm die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft von Cassel ein.

*

Über diese Dinge sprach Herr Mahraun im Friedrichshain sehr wenig. Er verriet nicht einmal, daß der Jungdeutsche Orden seine außenpolitischen Ideen zur Zeit von Arnold Rechberg bezieht.

Nein, Herr Mahraun sprach im Friedrichshain von zwei Stunden mindestens eine über die Zustände im nationalen Lager. Kein Zweifel: er hat den Mut zur Unpopularität und dürfte heute der bestgehaßte Mann bei den Stahlhelmern sein. Er sagte ungefähr:

Mir könnt Ihr doch nicht weismachen, daß Ihr Alle aus Idealismus national seid. Der deutsche Nationalismus ist doch überhaupt nur eine Geldsache. Warum ist die Deutschnationale Partei so stark? Weil sie genug Geld hat, um durch hunderte von gekauften Zeitungen die Leute mit Phrasenschwall besoffen zu machen. Und die Verbände? Na, die leben doch überhaupt nur vom Portemonnaie der paar Industriekapitäne. Und endlich die Wehrhaftmachung der deutschen Jugend? Das ist doch auch nur eine Finanzangelegenheit. Die Industriekapitäne wollen einfach eine private Schutzgarde gegen aufsässige Arbeiter haben.

Mahraun sprach auch über die Reaktion. Seine Freunde von gestern verwechselten immer „national" mit „reaktionär". Beklagenswert, zum Beispiel, sei das Bild der deutschen Studenten, der deutschen Burschenschaften. Ihre Vorfahren haben gegen den düstern Metternich gekämpft — sie aber seien heute alle auf der Seite von Metternich.

Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Uns blieb die Spucke weg, als wir den Führer der berüchtigten Jungdo so sprechen hörten. Knapp waren seine Worte, kurz die Sätze, durchaus unmißverständlich die Redewendungen. Die Nasenflügel bebten vor Erregung, über die Stirne lief der Schweiß, die Hände krampften sich um das Manuskript — was er sagte, war ehrlich gemeint.

*

Der Jungdeutsche Orden ist aus der nationalistischen Front ausgeschieden. Was wird jetzt werden? Kann sein, daß die dunkeln Kräfte Herrn Mahraun durch Gerichtsverfahren mundtot machen werden. Wenn das aber nicht gelingt, so ist kaum anzunehmen, daß der Jungdeutsche Orden jemals wieder dorthin zurückkehrt, woher er gekommen. Er ist ja auch heute noch nicht so weit, daß man von einer gründlichen Läuterung sprechen könnte: die Rednertribüne war schwarz-weiß-rot drapiert, und nicht nur die Rednertribüne war so — aber immerhin sah man doch hier wenigstens etwas Idealismus und Anstand des Herzens, was beides in Teutschland sehr selten ist.

Und so ist Eines ganz sicher: Der Jungdeutsche Orden ist heute der einzige nationale Verband, mit dem man disputieren kann ohne die Furcht, während des Disputs einem kleinen Attentat zum Opfer zu fallen.

Wenn das kein Fortschritt ist...

Es sind keine Putsche! von ***

Es ist einige Monate her, daß ich hier vor einem Putsch gewarnt habe, den die „Vaterländischen" aus Treue zu ihren Fememördern im Norden von Berlin vorbereiteten. Dort waren verdachterregende Beobachtungen gemacht worden. Es brodelte in den Bünden und Bündchen. Eine fühlbar gesteigerte Aktivität schuf eine scharfe Spannung unter der Bevölkerung. Man sprach wieder von den Vereinen, die seit Jahren durch ihre Auftraggeber, durch Drohungen und gelegentliche Morde nicht ohne Einfluß auf die deutsche Innenpolitik geblieben sind. Die Berliner Polizei, die von den Auffälligkeiten Kenntnis hatte, schickte zwei Kriminalbeamte los. Die freundeten sich bezeichnender Weise mit den Dienstboten eines — Reichswehroffiziers an, um mehr zu ermitteln, prüften schon eingegangene Meldungen, stellten ihre Richtigkeit fest, ja, sie ermittelten mehr — aber: es kamen keine Putsche.

Bald darauf wurden in Frankfurt an der Oder fast die gleichen Beobachtungen gemacht. Hier hielten die „Hakenkreuzler" große Uebungen mit Waffen ab, unter deren Last man sie in den späten Abendstunden an den Häuserfronten entlang zum Sammelplatz konnte schleichen sehen. Wieder scheuchten Gerüchte die zuständigen Behörden aus ihrem seit Oktober 1923 dauernden Halbschlaf — aber: es kamen keine Putsche.

Anfang Dezember fanden in Berlin geheime Versammlungen nationaler Führer statt. Da wurden gewisse Pläne festgelegt, Daten genannt und Ziele bestimmt. Die Polizei arbeitete „fieberhaft", Gerüchte wurden bestätigt — aber: es kamen keine Putsche.

Dem folgten Mitteilungen aus Küstrin und Landsberg. Von Ansammlungen bewaffneter Haufen auf größern Gütern wurde berichtet. Die Absicht, die Fememörder, deren Befreiungsversuch mißglückt war, herauszuholen, wurde laut und lauter. Wieder redeten die Kinder auf den Straßen davon, daß die „Vaterländischen" die Gewalt an sich reißen wollten, daß sie durch eine scharf durchgeführte Militärdiktatur die Parlamentarier von der Sorge der Regierungsbildung befreien würden Severing verbot mit großer Pose einfach und schlicht einen Rechtsputsch, indes im Lande der Feme betrunkene „Idealisten" den baldigen Einzug des Retters besangen und sich durch Wildereien auf den Feldern ihrer Gönner für die Menschenjagd tränierten — aber: es kamen keine Putsche.

Dann kehrten ruhmbedeckte Männer, die die Amnestie befreit hatte, nach Berlin zurück. Sie hatten unter einander Besprechungen, unterhielten sich ganz „privat" mit höhern Reichswehroffizieren und verbreiteten wilde Gerüchte von neuen verbrecherischen Absichten. Ueberall rechnete man mit dem Bürgerkrieg. Große und kleine Ereignisse bestärkten die Befürchtungen. Genaue Pläne wurden publiziert und von der Polizei nicht dementiert, die nur versicherte, sie sei wachsam und pflichtbewußt. Der gemäßigte Jungdeutsche Orden rückte merklich von den Hitzköpfen des rechten Lagers ab. Die Stresemannleute aber pfiffen dem Herrn Hugenberg ein ihm unan-

genehmes Liedchen, von erstem und baldigem zweiten Küstriner Putsch, von Stahlhelmführern und deutschnationalen Abgeordneten, die man 1923 beim Cottbuser Putschprozeß gegen die Schwarze Reichswehr noch einmal geschont habe. Eine Abendzeitung prophezeite den Einmarsch der Umstürzler, Berlin bebte in der Erwartung furchtbarer Stunden — aber: es kamen keine Putsche.

Was die Knechte der Gewaltherrschaft, die Brüder der Feme mit den Republikanern spielen, ist ein böses und zugleich neckisches Spiel. Ein Spiel aber auch, das zum Zweck und Ziel hat: durch ständige Putschgefahr die Politik aus einer Krise in die andre zu werfen. Der Reichskanzler Wirth hat einmal versichert, daß ihm durchaus nicht möglich gewesen sei, sich von einer gewissen Beeinflussung durch „Waschkörbe voll Drohbriefen" frei zu halten. Solch eine Atmosphäre brauchen die Claß und Hugenberg. Daneben wird aber auch die Wachsamkeit der zuständigen Behörden eingeschläfert. Erst wird durch scharfes Vorgehen der mögliche Putsch unterbunden, dann wird er mit Worten totgeredet, dann mit Handbewegungen beiseitegeschoben und mit Achselzucken übersehen, bis übermorgen . . .

Aber weder morgen noch übermorgen haben wir mit offenen Angriffen auf die Republik zu rechnen. Was man im Norden der Provinz, in Frankfurt, in Küstrin, in Landsberg und in Berlin bemerkt hat, war nichts als blinder Alarm der sogenannten Bezirksämter, Probealarm jener geheimnisvollen Macht, deren Organisation sich über das ganze Reich erstreckt, und an der Hugenberg und Claß, Landbündler — ich sage nicht: Landbund — und Großindustrie, Bund der Kaisertreuen und „Dom", mit andern noch geheimern, noch mächtigern Logen höchlichst interessiert sind. Diese Macht, die seit 1920 eine Rolle bei allen Uebergriffen rechtsradikaler Kreise spielt, die durch Provokationen an den kommunistischen Umtrieben beteiligt ist — diese Macht steht in einem bestimmten Verhältnis zu der am Küstriner Putsch „unbeteiligten", an der Schwarzen Reichswehr „uninteressierten", an den Fememorden „unschuldigen" Reichswehr des beständigen Militärzivilisten. Und all die Faktoren, die ihren Kurs bestimmen, wollen noch keinen Putsch. In Bereitschaft ist Alles! Seldte, der Stahlhelmer, Ehrhardt, der Wikinger, Roßbach, der Freischärler — sie erproben durch blinden Alarm die Schlagfähigkeit ihrer Truppen.

Oder nicht? Das Reichswehrministerium hat im vorigen Jahr ein Geheimbuch herausgegeben, betitelt: ‚Probleme der Landesverteidigung'. Die Polen haben es publiziert. Nachdrucke in Deutschland sind mit den schärfsten Mitteln verhindert worden. Was zur Aufklärung der Alarmputsche dienen könnte, müßte in einigen Punkten diesem Buche entnommen werden: Beschlagnahme, Anklage wegen Landesverrats und — vielleicht der Putsch, der deutsche Militärputsch, dessen Vorläufer in Küstrin am 1. Oktober 1923 „nationalkommunistischer Aufruhr" genannt worden ist, wären die Folgen.

Darüber möge man sich ja doch klar sein, daß wir in Deutschland einer Diktatur nach Mussolinis Vorbild entgegengehen. In

den Kreis der Leute, die sie erstreben, gehören die Fememörder. Sie wissen von den Vorbereitungen, und Schulz wird nicht nötig haben, „Manchen hochgehen zu lassen", denn er kann auf der Anklagebank mit der Gewißheit Platz nehmen, daß die Stunde seiner Befreiung nicht mehr allzu fern in der Zukunft liegt, daß sie in das erste Viertel seiner Strafzeit fallen wird.

Es sind keine Putsche im landläufigen Sinne, die sich in Deutschland vorbereiten: es ist der legale Fascismus, der um Gestaltung ringt. Fascismus? Militärdiktatur? Des Adlers Flug? Helfendes England? Alles nichts als Probleme der Landesverteidigung?

Wir dürfen nichts wissen.

Wozu der Lärm? von Hans Zeisl

Alle einschneidenden Veränderungen der Staatsmacht sind immer nur das Resultat schwerer Kämpfe gewesen, die nicht selten auch außerhalb der gesetzgebenden Körperschaften ausgefochten wurden. So steht es vor Allem mit der Verfassung, aber auch mit jedem andern Teil der öffentlichen Gewalt.

Und grade die Justiz ist der Punkt, wo der Staat, also die Zwang androhende Gewalt, am stärksten in die Rechte des Individuums eingreift. Obwohl nun die Rechtsprechung im Deutschen Reich eine heißumstrittene Angelegenheit ist: die Diskussion des neuen Strafgesetzentwurfs dringt kaum über den Kreis zünftiger Juristen hinaus. Die Fachleute gebärden sich zuweilen recht erregt, die breite Öffentlichkeit aber weiß kaum, daß das Strafgesetz „reformiert" werden soll.

Dies hat wohl auch seinen tiefern Grund. Anscheinend ist die „Reform" nicht sehr erschütternd. Denn zu jeder Zeit hat die Öffentlichkeit für wesentliche Änderungen ihrer Rechte den richtigen Instinkt gehabt — und sich alsbald in zwei Lager gespalten. Von vorn herein waren diese nicht gewillt, sich auf dem „richtigen Mittelweg" zu finden. In unsrer herrlichen Gesellschaftsordnung gibt es so einen Weg nicht. Aus der demagogischen Hülle des öffentlichen Interesses ließen sich nur allzu leicht die Forderungen Einer Klasse herausfinden. Der Erfolg des Kampfes war dann immer ein Kompromiß zwischen zwei an und für sich unüberbrückbaren Gegensätzen, die stetig zur entscheidenden Lösung: der sozialen Revolution drängen.

Für die Bedeutung einer Reform ist demnach unzweifelhaft maßgebend die Größe des Kampfes, der um sie entbrennt.

Wohl gibt es Justizfragen, um die erbittert gerungen wird. Der § 218, beispielsweise, nimmt das öffentliche Interesse unvergleichlich mehr in Anspruch als der Strafgesetzentwurf. Daraus ist klipp und klar zu folgern, daß der eigentlich recht belanglos ist! Weder ein „wesentlicher Fortschritt", noch ein „katastrophales Machwerk". Er wird die deutsche Strafjustiz überhaupt nicht verändern.

Stilistisch und methodisch ist der Entwurf eine Meisterleistung und stellt der journalistischen Fähigkeit seiner Re-

daktoren ein gutes Zeugnis aus. Uns Studenten wird das Studium des Strafgesetzes wesentlich erleichtert werden.

Sachlich bedeutsam aber scheint namentlich der große Spielraum, der dem freien Ermessen des Richters gegeben ist. Offenbar im Vertrauen auf den „einsichtigen und verständigen Richter". Nun ist das kein sehr neues Problem. Schon Plato hat sich damit beschäftigt — hätte aber wahrscheinlich gegen den Entwurf polemisiert. Im ‚Staat' läßt er zwar seinen Philosophen noch plein pouvoir, in seinem Alterswerk ‚Gesetze' aber hat er seine Ansicht geändert. „Offenbar", meint Professor Kelsen zynisch, „hat er inzwischen die wahre Natur des Menschen erkannt." Mir scheint zwar eine prinzipielle Lösung in diesem Falle unmöglich, denn die hinge zu eng mit der Frage der Richterbestellung zusammen. Entscheidend ist nur eines: Wird diese scheinbar erweiterte Freiheit des Richters irgendeine Änderung in der Strafzumessung bewirken? Und das halte ich für sehr unwahrscheinlich. Warum soll der Richter A, der seit 30 Jahren für den Fall von der Beschaffenheit X immer dieselbe Strafe verhängt hat, plötzlich anders urteilen, wenn ihm der neue Spielraum dieselbe Strafe gestattet? Aber selbst eine neue Generation von Richtern dürfte viel mehr von der Gewohnheit ihrer Vorfahren als von der neuen Zeit annehmen. Jedenfalls wird der Entwurf daran nichts ändern.

Wie wenig übrigens die Norm den Richter bindet, zeigt deutlich die oesterreichische Rechtsprechung. Dort sind die Strafsätze, besonders für Vermögensdelikte, ungeheuer hoch. Trotzdem halten sich die Richter nicht streng an sie und machen einen sehr ausgiebigen Gebrauch vom außerordentlichen Milderungsrecht.

Als zweiter Fortschritt wird die Aufnahme der „verminderten Zurechnungsfähigkeit" als Milderungsgrund angesehen. Nun, bei allem Schlechten, das ich bereit bin über die deutsche Justiz zu sagen: wohl jeder Richter wendet die „verminderte Zurechnungsfähigkeit" schon jetzt per analogiam an und berücksichtigt sie bei der Strafzumessung. Die wenigen Richter aber, die das nicht getan haben, werden sich auch durch das neue Gesetz nicht gebunden fühlen.

Und nun zu den furchtbaren Verschlechterungen, die Kurt Hiller hier gegeißelt hat. Er glaubt, die Bestimmungen gegen Landstreicherei werden arbeitslose Handwerker und Wandervögel in die Besserungsanstalt bringen. Ich halte die Befürchtungen für ein wenig übertrieben. Sollte es zu dieser Praxis kommen, dann würde wohl die gesamte Öffentlichkeit gegen sie Stellung nehmen; wenn schon nicht Arbeitslose, so stehen doch Wandervögel bei der Bourgeoisie in gutem Ansehen. Justizmorde dieser Art wären wohl selten. Im übrigen werden sich die Gesetzgeber kaum grade auf diese Strafbestimmungen versteifen.

Aber beschäftigen wir uns doch einmal mit den Dingen, die der Entwurf nicht abgeändert hat! An denen, wie der Motivenbericht sagt, „etwas zu ändern man sich nicht entschließen konnte"!

Abtreibung und Homosexualität haben, außer einer präzisern Formulierung, keine Änderung erfahren. Und was ist es

mit der Todesstrafe, diesem unsinnigen Überrest einer vergangenen Zeit? Ihre Abschaffung wäre eine Tat gewesen, die mit Einem Schlage dem Entwurf Wert verliehen und die Öffentlichkeit aufgerüttelt hätte! In Oesterreich versperrt die Todesstrafe einer einheitlichen Strafgesetzgebung Tür und Tor. Die oesterreichische Sozialdemokratie, gegen deren Willen kein Gesetz zustandekommen kann, hält unabänderlich an der Abschaffung der Todesstrafe fest.

Kurzum: wozu der Lärm?

Die Justiz wird nach dem neuen Strafgesetz um kein Haar besser aussehen. Die Klassenurteile werden nicht aufhören. Weder die Kriminalität wird sinken, noch werden die Verbrecher den Weg zur Gesellschaft leichter zurückfinden. Zur Vertiefung der Generalprävention ist eine Änderung der Anschauung von der Rechtsordnung, eine Änderung des Rechtsbewußtseins nötig. Zur Hebung der Spezialprävention kann nur eine einschneidende Reform des Strafvollzugs beitragen. Beides bringt der Entwurf nicht!

Wir müssen uns wohl noch einige Zeit gedulden, bis sich da etwas ändert. Dann wird auch außerhalb der verknöcherten Universitäten gekämpft werden, und vielleicht erst unter Donner und Blitz wird das neue Strafrecht kommen — mit der neuen Zeit!

Erschießung auf der Flucht von Ernst Toller

Das Gefängnis Stadelheim bei München, in dem ich den größten Teil meiner Untersuchungshaft verbringen mußte, war ständig mit Weißgardisten als Bewachungsmannschaften „belegt". Die Leute hatten ihre eigne Art Vergnügen. Es war den Gefangenen verboten, aus dem Gitterfenster zu schauen. Wenn wirklich einmal einen Gefangenen die Lust anwandelte, ein Stückchen Himmel zu sehen, knatterten gleich unten im Hof die Gewehre, und Kugeln spritzten gegen die Backsteinmauer. Aber sie spritzten auch, wenn keiner sich am Fenster zeigte, bei Tag und bei Nacht. Es war ein gemütliches Gefängnis. Das konnte auch der Fremde sehen, führte ihn der Weg in den Maitagen am großen Tore Stadelheims vorbei. Weiße Kreideschrift, Menetekel dieser Zeit, leuchtete: „Hier werden Spartakisten kostenlos zu Tode befördert." „Hier wird aus Spartakistenblut frische Blut- und Leberwurst gemacht."

Ende Juni 1919, etwa drei Wochen vor Beginn meines Prozesses, führte mich der Aufseher eines Tages aus meiner Zelle, die in einem Seitenflügel des ersten Stockwerks lag, hinunter in ein Bürozimmer, zur Vernehmung. Als ich den Korridor des Erdgeschosses betrat, erblickte ich etwa sechs Leute in Mannschaftsuniform, die offensichtlich — man sah es Gesichtern und Gesten an — Studenten und Offiziere waren. Als sie mich bemerkten, rief einer: „Da ist er!" Nach der Vernehmung, die etwa zwei Stunden dauerte, führte mich der Aufseher wieder nach oben. Die sechs Soldaten, die immer noch im Korridor standen, folgten uns schimpfend auf den Fersen. „Du roter Lump!" „Du roter Hund!" „Du Spartakisten-

aas!" „Warte nur, die Kugel ist schon für Dich gerichtet!" „Jetzt hat Deine Stunde geschlagen!"

Der Aufseher schloß oben die Eisentür auf, die zum Zellengang führte. Ich ging hinein. Die Sechs blieben vor der Tür stehen. Ich war etwa eine Stunde wieder in meiner Zelle — man hatte mir mit raffinierter Absicht jene Zelle gegeben, die Leviné vor seiner Erschießung bewohnt hatte —, als ein junger Hilfsaufseher die Zellentür aufschloß. Dieser junge Hilfsaufseher war mir wohlgesinnt. „Herr Toller, lassen Sie sich nicht auf den Spazierhof führen. Ich stand vor der Tür des Vernehmungszimmers und habe gehört, was die sechs Soldaten mit Ihnen vorhaben. Sie sagten, jetzt sei eine gute Gelegenheit, Sie um die Ecke zu bringen. Als einer fragte, wie denn, schlug ein andrer vor: Wenn er auf den Spazierhof geführt wird, gehen wir mit. Einer tritt ihm auf die Fersen, daß er aufspringt — das wäre dann Fluchtversuch."

Der Hilfsarbeiter ging.

Sollte ich den Rat befolgen? Wie war die Zellenluft vom Abortkübel verpestet! Auf die halbe Stunde Spazierhof verzichten? Vor dem gierigen Wunsch nach frischer Luft zerstäubten Ueberlegungen und Bedenken. Nun war es kein Wunsch mehr. Zwang trieb mich. Schließlich war ich schon ein paar Mal Flinten- und Revolverläufen entwischt. Irgendetwas wie Trotz kam dazu, als der Gangaufseher mit umgehängtem Säbel und Revolver an der Zellentür erschien und „Spazierhof" rief. Ich folgte ihm.

Vorm Eisengitter des Zellengangs lauerten wirklich die Sechs. In solchen Sekunden geschieht Merkwürdiges. Der Körper strafft sich, aber es ergreift den Menschen nach Sekunden heftiger Angsterschütterung Fühllosigkeit, er empfindet nicht, er konstatiert mechanisch geringste Einzelheiten seiner Umgebung. Wir gingen die Treppe hinunter. Die Sechs folgten schweigend. Beim Hinuntergehen sah ich, daß an einigen Stellen der Wand Mörtelteile sich abgelöst hatten; daß der Kragen des Aufsehers speckig war; daß der Aufseher auf der linken Seite zwischen Kieferknochen und Kragen einen großen roten eitrigen Pustel hatte, der eben reif wurde. Wir standen vor dem Eisengitter des Zellengangs im Erdgeschoß, durch das eine Seitentür in den Spazierhof führte.

Der alte Aufseher Müller, der, wie der Hilfsaufseher, den Plan der Sechs kennen mußte, hatte nicht gewagt, mich zu warnen. Als automatisch handelnder Beamter führte er mich, wie es seine Vorschrift verlangt, auf den Spazierhof. Am Eisentor aber handelte er nicht nach der Dienstordnung. Er sperrte das Tor auf, gab mir einen Stoß, folgte schnell nach, dann schloß er ebenso schnell das Tor von innen zu. So rettete er mir das Leben.

Die sechs Soldaten rüttelten am Gitter. „Lassen Sie uns raus, wir befehlen es Ihnen!" Müller ruhig: „Ich habe Auftrag, den Gefangenen allein zu führen. Beschweren Sie sich halt beim Herrn Gefängnisvorstand!"

Wir waren im Hof. Erst nach ein paar Runden Laufens im Quadrat begann das Herz rascher zu schlagen. Gefühl lebte

das Geschehene nach. Es lebte umso stärker, als die eine Hofwand, an der in den Maitagen über dreißig Menschen, Männer, Frauen, Knaben, und erst neulich Eugen Leviné erschossen worden waren, von zahllosen Kugeleinschlägen zerlöchert war und die Erde davor eingetrocknete Blutlachen narbten.

Eine halbe Stunde später kam mein Rechtsbeistand, der Münchner Anwalt Kaufmann, in den Hof. Er hatte inzwischen erfahren, was sich zugetragen, und Protesttelegramme an die Regierung in Bamberg und die Regierung in Weimar vorbereitet. Schon am nächsten Tag wurden zwei besondere Wächter, ein Sergeant und ein Unteroffizier, Soldaten der Münchner Schutzpolizei, die groteskerweise mich in der Zeit der Räterepublik einmal vereidigt und sich später auf die andre Seite geschlagen hatten, mir zugeteilt. Sie begleiteten mich, zu welchem Zweck auch immer ich die Zelle verließ.

Am folgenden Tag erstattete ich Anzeige beim Vorstand des Stadelheimer Gefängnisses. Da ich den Hilfsaufseher nicht verraten wollte, mußte ich eine Notlüge gebrauchen. Ich sagte, ich hätte die Worte: „Einer tritt ihm auf die Fersen, daß er aufspringt — das wäre dann Fluchtversuch" selber gehört. Die beiden Aufseher müßten es gleichfalls gehört haben. Eine Woche später eröffnete mir der Herr Festungsdirektor, daß die Nachforschungen eingestellt seien. Meine Bekundungen seien von den Aufsehern bestätigt worden. Aber man habe nicht feststellen können, welche Truppe an jenem Tage in Stadelheim Dienst getan. Ebenso seien alle Nachforschungen nach den sechs Soldaten vergeblich gewesen.

Wagner jüdischen Bluts? von Franz W. Beidler

Ein Satz von mir in Nummer 50 des vorigen Jahrgangs ist so aufgefaßt worden, als ob für mich Richard Wagners jüdische Abstammung ganz fest stehe. Das hat eine Anzahl Leser veranlaßt, nähere Angaben, möglichst mit „sichern Unterlagen", über diesen alten Streitpunkt zu erbitten. Ich habe Richard Wagners Enkel aufgefordert, hier zu sagen, was er wisse.

Beginnen wir mit der recherche de la paternité. Da haben wir gleich die Streitfrage: War es der Leipziger Polizei-Aktuar Karl Friedrich Wilhelm Wagner oder der Schauspieler und Maler Ludwig Heinrich Christian Geyer (der Wagners Witwe ehelichte)?

Der Sohn war sich selbst nicht ganz klar darüber. Wahnfried entschied sich — vielleicht aus Furcht vor noch mehr Illegitimität — für eine Beantwortung der Frage im Sinne der „Ehrbarkeit". Die Wagner-Forscher schlossen sich ziemlich alle dem an, votierten also für Wagner. Aber selbst Otto Bournot läßt in seinem Buche: ‚Ludwig Heinr. Chr. Geyer, der Stiefvater Richard Wagners' (Leipzig 1913) die Möglichkeit einer Abstammung Wagners von Geyer offen. Julius Kapp lehnt die Geyer-Hypothese entschieden ab. Sein Hauptargument: die frappante Aehnlichkeit Richard Wagners mit seinem Onkel

Adolf Wagner, scheint mir zwingend zu sein. Aber „sichere Unterlagen"?

Karl Friedrich Wagner war keinesfalls Jude und scheidet hier sogleich aus. Bliebe als Eventual-Vater: Ludwig Geyer. Friedrich Nietzsche war der Erste, der ihn als Juden bezeichnete; in einer Anmerkung zur ersten Nachschrift seines ‚Falls Wagner' (1888) heißt es:

> War Wagner überhaupt Deutscher? Man hat einige Gründe, so zu fragen. Es ist schwer, in ihm irgendeinen deutschen Zug ausfindig zu machen. Er hat, als der große Lerner, der er war, viel Deutsches nachmachen gelernt — das ist Alles. Sein Wesen widerspricht dem, was bisher als deutsch empfunden wurde: nicht zu reden vom deutschen Musiker! Sein Vater war ein Schauspieler namens Geyer. Ein Geyer ist beinahe schon ein Adler . . .

Gegen die von Nietzsche so begründete herrschende Meinung erhoben sich Julius Kapp und Otto Bournot. Sie wiesen nach, daß Geyers Vorfahren bis hinauf ins 17. Jahrhundert Kirchenmusiker evangelischer Konfession waren, und betrachteten damit die „Legende" vom Judentum Geyers als widerlegt. Bournot schreibt:

> Die vorliegenden Untersuchungen haben der Wagner-Forschung beachtenswerte Resultate geliefert. Sie haben gezeigt, daß die Möglichkeit einer Abstammung Wagners von Geyer nichts Nachteiliges für die Beurteilung des Bayreuther Kunstwerkes in sich bergen kann . . .

Nichts Nachteiliges! In jedem Falle: die Ueberlieferung jüdischen Blutes von der „Väter" Seite ist mehr als unwahrscheinlich.

Von Johanna Rosina Geyer, verwitweter Wagner, existiert ein Aquarell aus dem Jahre 1839 (man findet es reproduziert als Nummer 1 der Bildbeilagen in Julius Kapps ‚Richard Wagner', doch nur in der 1.—4. Auflage, Berlin 1910; den spätern Auflagen fehlen die Bilder). Nach dem übereinstimmenden Urteil aller „Sachverständigen" stellt das Bild den gradezu klassischen Typ einer jüdischen Matrone dar! Aber: die Prüfung ihrer Ahnen ergibt nichts „Nachteiliges", absolut nichts. Im 2. Band des Richard-Wagner-Jahrbuchs (Berlin 1907) teilt Stephan Kekulé von Stradonitz sein Forschungsergebnis mit: ihr Mädchenname war Pätz, ihr Stammbaum trägt, soweit er sich freilegen ließ, durchweg ebenso bieder-arische Namenstafeln: Kühn, Nägler, Iglisch — alles ehrsame Handwerksmeister, wohlhabende Kleinbürger. Auch mit der mütterlichen Linie ist es nichts.

So komme ich zu dem Resultat: weder sicher noch Unterlagen!

Als Trost für andre Skeptiker: Historie ist, was aktenkundig geworden ist. Die Wahrheit hat, besonders in diesen Dingen, die Tendenz, nicht aktenkundig zu werden!

Aber ist die Frage denn wirklich wichtig? So wertvoll dergleichen „Blutproben" im Kampf gegen oder für den „Sozialismus der Dummen", zu deutsch „Antisemitismus", sein mögen: ich, der ich weder Hakenkreuz noch Davidsstern im Knopfloch trage, habe kein Organ für diese Wichtigkeiten. Ich bin wohl ein wenig zurückgeblieben.

Lovis Corinth von Robert Breuer

In der Nationalgalerie und im Hause der Berliner Sezession sind für Lovis Corinth Gedächtnisausstellungen zu sehen. Wir erleben eintausend Werke, das Ergebnis fünfzigjähriger Arbeit. Als man von diesen beiden Ausstellungen zu sprechen begann, fragte ein Kenner, ob die Absicht bestünde, Corinth noch einmal sterben zu lassen. Dieser Kenner und viele mit ihm haben sich geirrt; die beiden Ausstellungen, die tausend Werke bringen Corinth keinen zweiten Tod; sie zeigen vielmehr, daß dieser Meister unsterblich ist. Der Eindruck ist überwältigend; er ist es im Besondern durch die breite Basis, auf der Corinth steht: er kann Alles. Er ist ein Maltier, er ist aber auch ein überragender geistiger Mensch. Seine Augen überfallen und fressen die Natur in all ihrer Vielfältigkeit; aber — die Puristen mögen nicht in Ohnmacht fallen — seine Seele umfaßt auch die höchsten Werte und die letzten Sehnsüchte der Menschheit. Es kann verdächtig sein, wenn Jemand zugleich Schweine malt und Götter, zugleich Weiberfleisch und den Gekreuzigten. Indessen: auch Rubens und Rembrandt haben das getan, und mittlerweile haben wir uns aus dem verblüffenden Trug, daß eine Madonna nicht mehr sein kann als ein Bündel Spargel, befreit. Rubens und Rembrandt — wir dürfen Corinth neben ihnen nennen, er gehört zu ihrem Geschlecht. Mit ihnen gemein hat er das Vulkanische, den Dämon, den fanatischen Drang, sich mit der Welt und ihrer Lust, sich mit Hölle und Himmel herumzuschlagen, um, wenn es irgend möglich ist, Sieger zu bleiben. Oft gelingt es ihm nicht, oft stürzt er in den Abgrund des Versagens, mühsam befreit er sich von den malgeschichtlichen Bindungen seiner Lehrer und der Vorbilder; aber während des ganzen Umfanges dieses titanischen Dramas sehen wir ihn, ob unterliegend, ob triumphierend, in gleißender Rüstung oder schwarz gepanzert, ein Achill oder ein Florian, Simson und Faust. Unerhörtes Glück und unbändiges Begehren erwecken diese tausend Werke: welche Fülle der Erlebnisse, welch Reichtum des Daseins! Ganz erdrückt und doch befreit steht die eigne Armseligkeit vor dem Werke Lovis Corinths: welch eine Gnade, Künstler zu sein! In dem Lehrbuch der Malerei, das er geschrieben hat, liest man: „Ist der Stoff gemustert, etwa mit Blumen bedruckt oder gestreift, so ist so lange mit den Augen zu blinzeln, bis die Falten allein zur Geltung kommen und das Muster verschwunden ist; alsdann, wenn die Falten genügend bestimmt in Licht- und Schattenformen hingezeichnet sind, kann das Muster diskret, ohne daß es die Form zerreißt, heraufgebracht werden." Ein Handwerker, der die simpelsten Einzelheiten des Metiers beherrscht und respektiert. Ein unermüdlicher Arbeiter, der sich nie genug tun kann. Auf solche Weise ein Herr der ihn bestürmenden Eindrücke und des Chaos seiner innern Gesichte.

Man beachte die Bildnisse der geistigen Männer, die er gemalt hat. 1900: Gerhart Hauptmann, ein schlichter, am Schreibtisch sitzender Idealist des bürgerlichen Zeitalters; 1901: Keyserling, ein aristokratisches Nervenbündel, spirituali-

siertes Rokoko; 1902: Peter Hille, ein dornengekrönter, die Sonne suchender Erdenfremdling, Einer, der die Welt nicht versteht und sie doch aufs tiefste kennt; 1903: Ansorge, im weißen Anzug, von Grün umklungen, eine äußerste Anspannung, in musikalischem Lyrismus sich lösend; 1907: Alfred Kerr, ein nicht ohne Ironie gesteilter Aphorismus; 1911: Eduard Meyer, der flächefüllende Repräsentant wissenschaftlicher Gründlichkeit und gebändigten Genusses. Und dann 1923: Grönvold, 1925: Brandes — welch eine Überwindung des Irdischen, eine Malerei des Transzendentalen! Diese Köpfe dampfen und glühen vom Geist, so Unvergeßbares ist seit Daumier nicht gemalt worden. Maltier und Hirngott haben sich in diesen Bildnissen zu einer grandiosen Synthese gefunden. Das ist zugleich die intensivste Versinnlichung der Abstraktion und die geistigste Überwindung der Malerei. Corinth ist der Maler der Männer; aber er ist es, weil er nicht leben kann, ohne vom Morgen zum Abend das Weib zu malen. Des Weibes Fleisch, die Weichheit der Brüste, die elastische Gewalt der Schenkel, die Feuchte der Augen, das katzige Gespiel der Hände: sie machen Corinth rasen und kochen, sie machen ihn zugleich schwärmen und anbeten. Es wird erzählt, daß Corinth mit unglaubhafter Schnelligkeit gearbeitet habe; seine Frauenbilder sind spürbar Explosionen. Anfangs ist er kokett und frech, zeigt das Strumpfband oder einen bewußten Revers; reifend schreibt sein strömender Pinsel den Rhythmus des hohen Liedes, die eigne Gattin, vorzüglich als Mutter zum unerschöpfbaren Anlaß nehmend.

Das Rätselhafte aber geschieht an Lovis Corinth nach schwerer Krankheit im höhern Alter. Er erfährt eine neue Jugend. Was hier physiologisch vor sich gegangen sein mag, welche Veränderungen des Auges, des Hirns, der Nerven und der Muskeln hier geschahen — wir wissen es nicht; die Flut der Werke aber, die nach solcher grausamen Wiedergeburt hervorstürzt, nimmt uns Atem und Besinnung. Jetzt erst wird das Malerische von letzter Erdenschwere befreit. Jetzt erst wandelt sich Landschaft, Bildnis und Geschehnis in ein Orchester von Farbigkeit. Es entstehen traumhaft schöne Bilder, Bilder von einer Heftigkeit des Erlebens und der Niederschrift, daß man den Maler leibhaftig vor sich sieht, mit der Natur und dem ihm im Nacken sitzenden Tode ringend: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Diese Bilder sind letztes, äußerstes Menschenwerk. In diesen Jahren muß Corinth Unsägliches gelitten haben; er ist wahrhaft in die Hölle hinabgestiegen. Ein Gekreuzigter entsteht, von Blut und Wunden zerrissen und verwüstet, ein Bild von grauenhafter Brutalität und doch von einem Glanz wie von ungezählten Edelsteinen. In diesen Jahren offenbart sich an Corinth die Kunst als Erlösung und Auferstehung. Ein Schmerzgebeugter findet das Lachen Homers. Er malt das trojanische Pferd, eine groteske Bestie, eine rechte Ausgeburt des Übermuts und der fruchtbaren, fäusteschwingenden Verhöhnung jeglichen Verkalkens. Er malt zu dem Pferdekoloß ein Gewirr von Kriegern und dazu eine Landschaft von sattester Würde. Im Hintergrund aber läßt er

Ilion wie einen goldenen Blitz aufgehen, ein Flimmern und Flammen, das Land der Griechen, von der Seele gefunden. In diesen unerforschlichen Jahren entstehen aus den gichtisch zitternden Händen Corinths Blumenstücke, bei denen jedes Blatt mit präzisester Sicherheit hingesetzt ist, Blumen, die, vom Leben voll, rauschen, duften und leuchten. Corinth hat den liebestrunkenen Gottesdienst am Weibe auf Blüten transponiert. In dieser Zeit entstehen schließlich Selbstbildnisse, die nicht mehr von dieser Welt zu sein scheinen, die wie durch einen aufgerissenen Vorhang in ein andres Sein schauen lassen. Corinth hat während der fünfzig Jahre seines Schaffens sich immer wieder selbst dargestellt, schlicht als arbeitsamen Maler, feurig, das nackte Modell am Leibe, fleischstark und erdfest, das Knochengerippe neben sich; er hat sich einen breiten Hut aufgestülpt, ein eisernes Wams angezogen, er zeigt sich mit nackter, muskelgemauerter Brust. Nach der geheimnisvollen Katastrophe einer Neugeburt aber sieht er sich als einen Verwandelten, sieht sich verrenkt, gezerrt, geöffnet, sieht durch die Hülle des Fleisches in sich hinein, sieht das Gesicht seiner Gesichte, sieht, was so noch kein Mensch vor ihm gesehen hat. Die Galerie dieser Selbstbildnisse ist voll dantischen Grauens — sie ist zugleich herrlich wie die Welt am ersten Tag: daß so etwas durch Menschenhände möglich werden konnte.

Otto Brahm von Arthur Eloesser

Zum 70. Geburtstag am 5. Februar 1926

Eins ist sicher: wenn Otto Brahm heute noch lebte, wäre er nicht mehr Theaterdirektor, sondern als Schriftsteller von Konstitution längst zu seinem Schreibtisch zurückgekehrt. Als ich ihn einmal von seiner Wohnung zum Lessing-Theater begleitete, seufzte er beim Abschied: Sie können sich gar nicht denken, welche Überwindung mich diese eine Stufe zu meinem Kunsttempel täglich kostet. Brahm wird heute als Heiliger unsrer Theatergeschichte verehrt, seine Aureole wird täglich neu vergoldet, aber den Lebenden hat sie auch ein schönes Martyrium gekostet. Als Brahm, um bald zu sterben, sein Theater an Barnowsky abtrat, war seine Epoche vorüber. Grade ein Theaterdirektor macht nur ein Mal Epoche, hinterher kann er höchstens noch Geschäfte machen. Und auch die waren nicht mehr überwältigend. Mit dem wachsenden Naturalismus war Brahm groß geworden; er hat ihn mit Treue und Größe, er hat ihn schließlich zu Tode gepflegt. Allein von dem, was er übersehen oder unterlassen hatte, fiel eine reiche Erbschaft an Max Reinhardt, der Wedekind und Strindberg, Wilde und Shaw spielte, und der bei seinen nicht ganz vorsichtigen Bewunderern den Irrtum erweckte, als ob er außer Musik und Malerei, Tanz und Architektur und allen Schwesterkünsten des Theaters auch die Literatur an sich ermutigen wollte. Otto Brahm hat das Theater als einen Dienst angesehen; bevor er den Schlafrock anzog, stand er im Harnisch für die Dichter, mit denen er groß geworden, mit denen er aus derselben Wurzel aufgewachsen war. Als die Romantiker, die Symbolisten — die Vorläufer des

Expressionismus — von allen Bäumen neue Lieder pfiffen, verlangten wir, daß er sein Erdreich wechselte, der seiner Natur nach an seinem Platz verdorren mußte, bevor er sich umpflanzen ließ. Heute, da unsre Theaterkultur nach einer Blütezeit von über dreißig Jahren nur noch aus ererbten Ansprüchen zu bestehen scheint, aus neuen noch nicht wieder recht entstehen kann, müssen wir uns das ehrwürdige Bild eines Überzeugten, eines Getreuen, eines klar Tätigen immer wieder vorstellen, wenn wir uns einbilden wollen, daß die erschütterte Institution je wieder zu einem Gewissen, zu einer reinen Gemütskraft gelangen kann.

Ich verwahre einige tausend Briefe von Otto Brahm, die in ihrer dichten Reihe mit dem Jahre 1902 anfangen, also zu einer Zeit, da seine Alleinherrschaft ihrem Ende zuging, da er von Reinhardt in eine Verteidigungsstellung gedrängt und auch sonst von ausschwärmenden Kritikern beunruhigt wurde. Diese vielen Briefe mit den vertraulichsten Bekenntnissen über Großes und Kleines, nicht zuletzt über die Sorgen eines Theaterdirektors, sind an eine Frau gerichtet. Wer Brahm nicht gekannt hat, und er blieb im Menschlichen lange verkannt, wird etwas erstaunt sein, den Verschlossenen, den anscheinend gemütskargen, zu mephistophelischen Abkühlungen aufgelegten Ironiker in der Rolle des Liebhabers zu finden. Was er an Zärtlichkeit besaß, war vordem an junge Menschen gegangen, war nicht ohne Mißbrauch empfangen, nicht ohne Irrtum ausgelegt worden. Nachdem dieser Romeo, wie er selbst in seinen Briefen scherzt, um eine Rosalinde geflattert war, fand er mit sechsundvierzig Jahren die Richtige, also in einem Alter, wo der reife Mann das letzte Aufgebot eines großen Gefühls kommandieren kann. Das Alter, um den Tristan zu schreiben. Brahm fand die richtige Frau von Anmut, von Güte, von schönem Ernst, er fand ein Wesen, das ihm seinen Wert bestätigte, das sein Selbstvertrauen, auch gegen frühere Zweifel, wieder herstellte. Daß der herbe, zum Kritiker geborene, gern angreifende, auch verletzende Mann im Alter immer jünger, wärmer, gütiger wurde, haben seine Freunde wohl bemerkt. Daß er es zu einem still übermütigen, seine Jugend nachholenden Glück brachte, zu einer Stimmung, die in überschwänglicher Gläubigkeit aus einer Frau, einer Mutter ein neues, ein mädchenhaftes Wesen machte, sagen uns diese Briefe.

Während einer kurzen Unterbrechung der Ferien verbringt dieser Briefschreiber einige Tage des Inkognitos in Berlin, es reizt ihn, sich in einem Café des Kurfürstendamms an einen runden Tisch zu setzen, um seiner Freundin zu schreiben, und eine seit der Studentenzeit nicht mehr geübte „fliegende Schriftstellerei" zu treiben. Ein großer Kritiker — Brahm nennt alle Kritiker groß — flitzt an diesem Sommernachmittag auf seinem Rade vorüber. Der macht ein ironisches Gesicht und denkt: Ei, Herr Theaterdirektor, haben Sie denn kein Büro mehr? Wie wenig kennen sich die Menschen, besonders wenn sie sich mumiengleich in lauter sachliche Beziehungen eingewickelt haben! Als Brahm die ‚Monna Vanna' aufführte, sagte ich mir und auch ihm: Aha, das Kassenstück, nachdem er sich um den Romantiker

Maeterlinck wenig gekümmert hat! Brahm verteidigte die knifflige Konstruktion des Dramas gegen mich mit einer Wärme, die mir etwas künstlich schien. Auch Theaterdirektoren haben ihre Schicksale. Von diesem allersachlichsten war das Stück ohne Besinnung angenommen worden, weil er für die Frau im Mantel schwärmte, die sich erst in der Liebe findet und in plötzlicher Selbstentdeckung von ihrem Gatten getrennt fühlt. So heißt es in den Briefen.

Das zarte Bündnis begann, als der Boden zum ersten Mal unter dem Theaterdirektor wankte. Paul Lindau war im Begriff, ihm das Deutsche Theater abzunehmen, weil seine Leichtherzigkeit auf eine Bedingung von L'Arronge eingehen konnte, die Brahms unverwischbare Sauberkeit, die seine unverrückbare Gradheit nicht zugestehen wollte. Sollte er wieder Theater machen, oder sollte er unter verminderten Lebensansprüchen an seinen Schreibtisch zurückkehren? Diese Sehnsucht verläßt keinen Schriftsteller; es waren Alphornklänge für Otto Brahm, wenn sich einer nach seinen literarischen Arbeiten und gar nach der Vollendung seiner Schiller-Biographie erkundigte. Der Theaterdirektor ist alles Mögliche, ist Künstler, Organisator, Geschäftsmann, Diplomat und Menschenhändler. Aber trotz allen verzweigten Beziehungen zum Menschlichen, zum kaum noch Menschlichen — wer lange nichts als Theater macht, lebt schließlich auf einer vegetationslosen Insel. Der große Theaterdirektor, den man mindestens auf Gastreisen — auch Brahm verzeichnet das nicht ungern — noch den Napoleon, den Moltke der Bühne nennt, stellt nach zehn Jahren großer Theaterarbeit bei sich einen Zustand der Verdummung fest und die alte Sehnsucht nach ausschließlich literarischer Betätigung. „Danach habe ich mich oft gesehnt, und Dir würde ich mehr sein können, wenn diese Sehnsucht sich erfüllte." Aber wenn die Frau nicht bei ihm sein kann, so würde er grade die Stille einer rein literarischen Existenz nicht mehr ertragen und sich durch die bunte Zerstreuung neuer Direktionsführung betäuben müssen. Wir wollen das nicht ganz wörtlich nehmen. Wer zu regieren gewöhnt ist, steigt vom Thron herunter wie ins Grab, sagt Margarete von Parma, und so auch von dem des Theaterdirektors. Da er sich schon mit Rücktrittsgedanken trägt, erklärt „Freund Gerhart", daß er dann selbst der guten Sache wegen das Theater führen müßte. Der Bien muß also — Brahms Lieblingswort —, schon um die wertvolle Kraft des Dichters vor diesem Nonsens zu bewahren. Brahm übernimmt das Lessing-Theater, und statt Paul Lindaus, der nach einem halben Jahr fröhlich abgewirtschaftet hat, wird gar Max Reinhardt sein Nachbar in dem ihm abgekämpften Deutschen Theater.

Kann ich Poeten aus der Erde stampfen, wächst mir ein Hauptmann auf der flachen Hand? So beginnt eine Elegie. Dieselben Kritiker, die sich gegen die Hauptmann-Epoche genügend gesträubt haben, fordern, da sie vorüber sei, sofort lieferbar „das ganz große Drama". Einer ließe sich schon mit der Wiederbelebung der Klassiker abfinden. „Genau das Selbe habe ich vor ungefähr zwölf Jahren in der ‚Nation' empfohlen und habe ‚Kabale und Liebe' danach inszeniert, unter Hohn und

Ulk. Heute ist es die neueste Weisheit des ‚Tages'. Siehst Du, Schatzi, das kommt davon, wenn man seiner neuesten Zeit voraus ist. Immer hübsch Schritt halten, das ist die Hauptsache." Heute allerdings wäre Brahm überrundet; er hat Hamlet im Frack nicht vorausgesehen, nicht Franz Moor, der Zigaretten raucht, nicht die mit Jazzband bevorstehende Hexenküche.

Ich werde vielleicht keinen von diesen tausend Briefen im Ganzen veröffentlichen, so ehrenvoll sie für diesen Vertrauenden und diese Vertraute auch sein mögen. Es sind da auch Auslassungen oder kleine Enthüllungen des ehedem so angriffslustigen Kritikers, die manchem lebenden, noch allzu lebendigen Zeitgenossen das Fell abziehen könnten. Aber die Weisheit eines großen Theaterregenten hat in diese Bekenntnisse von zehn Jahren viele goldene Worte eingestreut, von denen ich ab und zu seinen mitleidswürdigen Kollegen von heute zum Trost, unsern allzu unerbittlichen Kassierern der idealen Forderung zur Begütigung austeilen möchte. Wenn Brahm in eine Gesellschaft ging, hatte er das Privileg, sich trotz begonnenem Abendessen von seinem Büro anrufen zu lassen. In den letzten Jahren fragten wir, auch mit der Ziffer vertraut, teilnehmend und bedeutend: 24? Wenn dieser Etat nicht erreicht war, pflegte unser Freund eine Prise Natron mehr zu nehmen und dafür weniger von den „guten Sachen", wie sein Meister Ibsen sagt. In einem Ferienbrief aus dem sehr geschätzten Helgoland wird das Problem aller Probleme eines Theaterdirektors sehr rund umfaßt: „Und dann, was die Hauptsache ist: leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge! Ich führe gewiß lieber feine Stücke auf als grobe — aber 2200 Mark täglich einnehmen, ja, das ist schwer! Die liebe Jugend begehrt lauter Luxusartikel, aber der gute Vater muß auch für den Hausgebrauch sorgen; alle Tage die teuern Sachen tragen, das geht halt nicht. Und dieses ist der Konflikt eben, der sich zu einem tragischen und tödlichen steigern kann, an dem man sich zerreibt, wenn man nicht die Kraft hat, der lieben Eitelkeit Herr zu werden, die einen treiben möchte, sich immer nur in Feiertagskleidern zu zeigen!"

Immerhin hat Brahm die modernen Regisseure nicht vorausgesehen, die alten und neuen Dichtern die noch viel kostspieliger gewordenen Feiertagskleider ihrer Regie anziehen, wozu oft auch Festmusik gemacht wird. Was würden wir Brahm geschenkt haben, wenn er an diesem 5. Februar, versteht sich: als Schriftsteller, seinen siebzigsten Geburtstag unter uns gefeiert hätte? Ich denke, wir hätten aus vielen umständlich komischen Verhüllungen ein Ding ausgepackt, das einmal Naturalismus hieß, und für das heute auf verschämte Weise ein neuer Name gesucht wird. Und der hochgeehrte Jubilar hätte uns mit dem berühmten Lächeln gedankt, das er mit einem kleinen Schlag auf die Backe abzuklopfen pflegte, wenn es allzu breit werden wollte. Die Welt ist ja trotz Krieg und allen möglichen Verbrechen der Menschen an der Menschheit sehr lustig, sehr fähig des Vergnügens geworden. Aber mir scheint, daß auch den alten Leuten diese Art Lächeln verloren gegangen ist — dieses Lächeln der Weisheit, das die Torheit willkommen heißt.

Die letzte Geliebte

Die Welt steht still. ‚Die Entführung aus dem Serail' ist hundertundfünfzig Jahre alt und wirkt heute wie heute geschrieben. Wenn die Deutschen durchaus den 27. Januar feiern müssen: man hindere sie nicht — es ist ja Mozarts Geburtstag. Freude, schöner Götterfunke, Tochter aus... Aber der Schmerz ist ihr ebenbürtiger elysischer Bruder. Das Tonmeer des Schmerzes, der Schmerzen: ‚Tristan und Isolde' soll über sechzig Jahre alt sein. Man merkt es an keiner Note. Bestimmte Adjektiva haben keinen Superlativ — trotzdem: das unsterblichste Teil dieses Wunderwerkes ist doch wohl die Begegnung Markes mit Tristan. Und da höre und sehe man den Bassisten Richard Mayr, Mahlers Entdeckung. Oder erlebe, immer wieder in Bruno Walters aufgeblühter Städtischer Oper, überwältigt ‚Elektra', der zwanzig Jahre nachgesagt werden. Sie sind weniger als ein Tag. Hier hat die Leidenschaft eine tragische Härte, das Temperament eine Wogenfülle, das Blut eine Glut, die Verwegenheit eine Suggestivkraft, die Phantastik eine Selbstherrlichkeit, daß diesem Richard Strauß der Nachruhm in noch höherm Grade gesichert ist als der Moderuhm. Seine Musik malt einfach Alles: die zuckenden Krämpfe eines angstbebenden Weibes so gut wie die irren Visionen eines dunkelnächtigen Raubtiers und die angenagte Lebensfähigkeit einer Jungfrau. Dieses Orchester ist von schimmernder Transparenz und einer metallenen Anschauungsstärke. Fieberhafte Akzente sind imstande, die Gebilde einer dämmernden Zwischenwelt, die geheimnisvollen Trollmächte der Seele mit einem Ruck ans Licht zu reißen, aus dem einen Gedanken der Rache alle Furien wie brennende Schlangen, wie die Erinnyen ausbrechen zu lassen. Tote Symbole? Lebendiges Schicksal eines weiblichen Hamlet, gestaltet von einem Genie, das seine Zeitlosigkeit noch unsern Enkeln und Urenkeln erweisen wird. Wie Wagner. Wie Mozart.

*

Die Welt steht still. Das ist nun auch schon fast zwanzig Jahre her, daß in den Kammerspielen die kleine Nju an ihrem ersten Geliebten starb. Jetzt würde einen achtundvierzigjährigen Mann die vorletzte Geliebte auf dem robusten Gewissen haben, wenns nicht für ihn die Zuflucht zur letzten gäbe: zur Mutter. Die bringt — wie damals die Eltern — ein stilfremdes Element der Rührung ins erfreulich wenig sentimentale Spiel. Denn Ossip Dymow hat sich diese seine eine Untugend zwar erhalten, aber zum Glück seine Tugenden noch vermehrt. Wieder behelligt er nicht mit tiefen Wahrheiten, ewigen Erkenntnissen und prinzipiellen Erörterungen über das weibliche, männliche, menschliche Herz. Soweit er nicht seine Wissenschaft in die Gesprächspausen steckt, gibt er sie unauffällig in Alltagssätzen aus, die aber mit der Behutsamkeit eines Dichters so gewählt sind, daß sie beleuchten, formen und weiterführen. Und in denen ein nüchterner Humor erweist, daß ein Undramatiker nicht verloren ist, daß er sich sogar wiederholen darf, wenn er an Lebensweisheit gewonnen hat.

Die Kammerspielerei ist kein leerer Wahn. Es war eine Wohltat, aus dem Lärm der neumodischen Theaterei wieder einmal in die nervenstreichelnde Sphäre der Nichts-als-Wort-Kunst zu kommen. Ganz freilich steht die Welt doch nicht still. Die großen Werke der Mozart, Wagner und Richard Strauß bleiben jung, aber Menschen altern. Aus der Nju von 1908 war eine gespenstische Hexe geworden; ohne daß auf dem weiten Wege die Darstellungsgabe der Eysoldt eingebüßt hätte. Der Liebespart ist jetzt bei Maria Fein, die sich durch ihre klassischen Rollen für Jahre ruiniert hat, langsam anfängt, menschenmögliche Töne von sich zu geben, und aus Angst vor der eignen Grellheit von früher unterläßt, die Verhaltenheit durch ein bißchen Abwechslung aufzumuntern. Sie nehme ein Beispiel an der Sicherheit ihrer beiden Liebhaber, vollendet die Mitte zwischen Leisheit und Wirksamkeit zu treffen: Hans Brausewetters, der reizvoll vom Jüngling zum jungen Manne reift, und Eugen Klöpfers, der sein Deutschtum mit Dichters Russentum zu ergreifender Steigerung beider Bestandteile mischt.

Theater der jungen Leute von Alfred Polgar

Im Czartorisky-Schlößl, einem lieblich-vornehmen Bau aus der Maria-Theresien-Zeit, weit draußen im 18. Bezirk, wo die Währinger-Straße entspringt, hat sich eine Bühne etabliert. Junge Schauspieler, noch keinem Theater hörig, mit Geld schlecht, mit Talent besser, mit Enthusiasmus reichlich versehen, dienen dort dem Kunstgedanken, der sie beherrscht, und zeigen, was sie könnten, wenn sie dürften, wie sie wollten.

Ihre erste Theaterarbeit: ‚Ostern' von Strindberg, von reiner Liebe zur reinen Sache getragen, mit den bescheidensten Mitteln unternommen, fiel ungemein sympathisch aus. Dem Geist der Dichtung geschah Genüge, das Spiel jedes Einzelnen zielte über die eigne Rolle hinweg auf das ganze Werk, dessen Sinn und Willen eine sensible Regie (Herr Franz Deutsch) zur Geltung brachte. Störend oder unangenehm war Nichts und Niemand auf der kümmerlichen Bühne, starken Verdacht, begabt zu sein, erspielten sich die Fräulein Rindauer und Fiala. Hoffentlich findet das Bemühen der jungen Leute Förderung, und sie müssen ihre Ideale nicht versetzen. Viel bekämen sie doch kaum dafür, denn es liegt ja leider im Wesen der Ideale, daß sie ein Wert sind, wenn man sie hat, aber keiner, wenn man sie verklopfen will.

‚Ostern' gehört nicht zu den großen Nummern in Strindbergs Produktion. Die evangelische Dulderlegende spiegelt sich hier im Schicksal einer kleinen Gemeinschaft guter Menschen wider; die Sonne in einer winzigen Scherbe. Es ist weniger Leid, das überwunden wird, als vielmehr Angst vor dem Leid, Auferstehung nicht vom Tod, sondern vom Scheintod. Daß es um Menschen geht, die nicht ins Tal des Trübsinns abgeirrt, sondern zweifellos dort geboren sind, nimmt ihrer Schwermut den Charakter der Schickung und läßt uns ihr wiedergewonnenes Heil als flüchtige Festtagsfreude empfinden: nicht als Heimkehr, sondern nur als kurzen Urlaub in den Frieden.

Mussolinis Mission von Hans Meyer

Fragt man, was der Fascismus mit seinem ungeheuern Aufwand an Geld, Energien und Menschenleben, mit seiner Unterdrückung, seinen Siegen und seinen Brutalitäten an objektiven Werten geschaffen hat, so bleibt ihm der Hinweis auf den Aufbau einer modernen italienischen Industrie. Des Fascismus idealistischer Gegensatz zur Politik materieller Interessengruppen und ihrer Parteien reduziert sich zuletzt auf eine ideologische Formulierung solcher Interessen. Er erhebt sie zu Götzen, um sie desto rücksichtsloser vertreten zu können. So hat die Diktatur den Aufbau der privaten Industrie zur nationalen Aufgabe proklamiert.

Der erste Schritt war die Zerschlagung der Arbeiterorganisationen, die bis zur Gefährdung des Privatkapitals erstarkt waren, und die Beseitigung der demokratischen Parteien, die sich unfähig oder unwillig erwiesen hatten, den Zwecken des Industriekapitals zu dienen. Dieser Industrie, die im Kriege gewachsen war, wurden erst vom Fascismus die Vorbedingungen für ihre Weiterentwicklung geschaffen. Doch die Industriellen zahlen Mussolinis Horden und dulden die Gesten seines Größenwahns nicht aus Dankbarkeit. Der Duce hat ihnen nicht nur mit Flinte und Zuchthaus den „Arbeitsfrieden" geschaffen, sondern mit der Währungspolitik der Diktatur auch die Konjunktur. Trotz aller Versicherungen der Festigkeit der Lira zeigte der Dollar im Jahre 1922 einen Durchschnittsstand von 21,98, im Jahre 1923 von 22,99, im ersten Quartal des Jahres 1925 von 24,33, im zweiten Quartal von 25,03 und im dritten Quartal von 26,39 Lire. Erst im letzten Quartal wurde der Kurs einigermaßen gehalten. In den ersten Jahren der Diktatur erfolgte das Absinken der Valuta zwar nicht sehr schnell, aber beständig und zeigte bereits die typische Tendenz zu zunehmender Geschwindigkeit. In diesem Stadium der Entwertung folgten die Preise dem Dollarkurs erst langsam und die Löhne, zumal unter fascistischer Herrschaft, noch weit langsamer. Daraus ergab sich eine wohl nicht sehr große, aber dafür stetige Spanne zwischen dem Preisniveau Italiens und dem des Weltmarkts, eine künstliche Exportkonjunktur der Industrie, wie wir sie aus der deutschen Erfahrung kennen.

Die Entwicklung der Industrie war denn auch beispiellos. Die wichtigsten der erst nach dem Kriege aufgebauten Industrien des früher vorwiegend agrarischen Landes, die Automobil- und die Kunstseide-Industrie, exportieren heute mehr als die Hälfte ihrer Erzeugung. Von den ältern Industrien des Landes wurden an Baumwollwaren 1925 um ein Drittel, an Filzhüten um die Hälfte mehr ausgeführt als 1924. Die chemische Industrie nähert sich in immer mehr Zweigen dem Ziel, den Bedarf des Landes zu decken. Die Gesamtausfuhr der ersten drei Vierteljahre 1925 übertrifft die der gleichen Zeit des Jahres 1924 um mehr als drei Milliarden Lire. Daß dem eine Vermehrung der Einfuhr um mehr als das Doppelte gegenübersteht, beweist das stürmische Tempo, in dem die Industrie ihren maschinellen Apparat weiter ausgebaut hat.

Man weiß in Deutschland, und man weiß es sicherlich auch bei den maßgebenden Stellen in Italien, daß die Methode der Inflation, der immer erneuten Divergenzen zwischen Geldwert, Preisen und Löhnen das Gesetz der eignen Beschleunigung in sich trägt, daß es zum rasenden Kreisen, zur Katastrophe führt. Zu der energischen Einschränkung des Banknotendrucks in den letzten Monaten und der damit erzielten annähernden Behauptung der Lira mag die Pression des amerikanischen Geldgebers beigetragen haben, den man nach dem Währungssturz des Sommers in Anspruch nehmen mußte. Den Ausschlag aber gab der selbstbewußte Wille, der beim italienischen Fascismus sogar seinen Geldgebern gegenüber noch stärker entwickelt scheint als bei manchen Regierungen — zumindest traditionsloser — parlamentarischer Staaten. Nun wäre ein schematischer Schluß, der Italien nach einer Stabilisierung der Lira eine Krise mit allen Zügen der gegenwärtigen deutschen prophezeien wollte, gewiß verfehlt. In Italien wurde in viel höherm Maße als in Deutschland die Inflationskonjunktur zum Bau von neuen industriellen Anlagen benutzt, statt zum Zusammenkauf der vorhandenen. Es wurden also tatsächlich Werte geschaffen. Trotz zeitweiliger Dollarspekulation ist die Flucht in die Sachwerte unbekannt geblieben und damit auch die Vernichtung des flüssigen Betriebskapitals. Wohl aber zeigt sich bereits, daß die vorhandenen Betriebsmittel nicht für alle Neugründungen der letzten Jahre ausreichen, vor Allem, wenn die Stabilisierung die Exportkonjunktur beendet.

Unter stabilen Verhältnissen muß die Angleichung der Preise an den Geldwert, die bereits seit einiger Zeit deutlich erkennbar ist, sich schnell vollenden, und mit den Preisen müssen auch die Löhne die Tendenz zeigen, das international geltende Niveau zu erreichen. Das wäre das Ende der Ausnahmebedingungen, unter denen die junge italienische Industrie bisher gedeihen konnte. Sie muß dann unter gleichen Voraussetzungen in die Konkurrenz auf dem Weltmarkt treten und hier ihre Lebensfähigkeit erst tatsächlich erweisen. Es ist sicherlich optimistisch ausgedrückt, wenn man sagt, daß diese Aufgabe vielen der wie Pilze aus dem Boden geschossenen Gründungen nicht leicht fallen wird. Kinderwachstum und Kinderträume des italienischen Industriekapitalismus müssen hier enden, und die Umrisse der Existenz, die er im Rahmen der europäischen Wirtschaft behaupten kann, müssen deutlich werden. Schon die ersten Preissteigerungen, die den Warenindex dem Valutastande etwas weiter angenähert haben als zuvor, hatten Entlassungen in der größten und bestfundierten Automobilfabrik Italiens, den Fiatwerken, zur Folge. Industrielle Schwierigkeiten, dringende Fragen des Absatzes, der Arbeitslosigkeit und — last not least — der Löhne können nach endgültiger Stabilisierung zu einer Krise der industriellen Entwicklung werden, die dem Fascismus im Mittelpunkt seiner Politik steht.

Für diese entscheidende Wendung bedarf das Industriekapital heute noch der Diktatur. Sie hat zu Beginn der Periode des industriellen Wachstums die Arbeiterschaft gefügig gemacht,

und sie soll die Bewegung der Arbeiter ersticken, die aus der wirtschaftlichen Krise am Ende dieser Periode zu entstehen droht. Kein Mussolini und nicht zwei Millionen bewaffneter Fascisten werden die Angleichung der Preise an den Geldwert nach der Stabilisierung der Lira verhindern können. Mit Hilfe des Gesetzes über die Gewerkschaften aber und der Gewalt des Fascio, mit Hilfe der Vernichtung aller unabhängigen Organisationen der Arbeiter und der Unterdrückung ihrer wirtschaftlichen Kämpfe wird Mussolini den Versuch machen, die Angleichung der Löhne zu vermeiden. Die Folgen der Stabilisierung würden so für die Industrie erleichtert, der ein wesentlicher Vorteil im internationalen Konkurrenzkampf erhalten bliebe. Die „Schlacht der Lira" ist in Wahrheit eine Schlacht um die junge Industrie, um die Zukunft des Werkes, das allein der fascistischen Diktatur einen Sinn gibt.

Mussolini wählt für diese Schlacht einen Zeitpunkt, da er sich auf der Höhe der Macht angelangt sieht. Die proletarische Opposition, die allein über geschlossene antifascistische Kaders verfügt, liegt am Boden, das platte Land ist politisch tot, und von den liberalen Parteien des Kleinbürgertums konnte der Duce mit einigem Recht sagen, sie böten nur noch archäologisches Interesse. Geht der Fascio aus der Stabilisierungskrise wiederum siegreich hervor und mit ihm das Industriekapital, so ist dessen soziale Vormachtstellung im Lande unbestritten. Damit hat aber der Fascismus bereits zuviel gesiegt. Die Diktatur setzt eine umstrittene Herrschaft voraus, eine Gefahr für das bestehende gesellschaftliche Verhältnis. Ist der Sieg der Herrschenden vollständig, so stellt die nackte Gewalt nicht mehr das zentrale Mittel der Regierung dar. Früher oder später muß sich dann auch für das italienische Kapital die Frage erheben, wozu Bewaffnete auf allen Wegen und an allen Ecken notwendig sind, wofür Millionen Männern die Parteiangehörigkeit als Vorwand dienen soll, nichts zu arbeiten, wozu auf die Dauer dieses Heer bezahlt werden muß. Die Industrie in einer Zeit weniger stürmischer Entwicklung und leichten Geschäfts wird als ein guter Kaufmann zu rechnen haben und feststellen, daß sie zu ihrer nunmehr gesicherten Existenz nicht der Romantik des Rutenbeils und des Heroenkultus Mussolinis bedarf. Für den täglichen bürgerlichen Haushalt ist diese Regierung zu teuer. Um der Masse der Mitläufer, die ja weder wie die Miliztruppen noch wie deren Geldgeber finanziell am Regime interessiert sind, dessen Berechtigung zu erweisen, braucht man schon heute Taten, Siege, Lorbeer wie Suppengrün. Je vollkommener der Fascismus seine Aufgabe, das neue kapitalistische Italien zu konstituieren, erfüllt hat, desto krampfhafter, desto abenteuerlicher muß er nach Betätigung suchen. Die Außenpolitik des Gedröhns der Worte und der Kanonen aber endet nicht immer als gutes Geschäft der herrschenden Klasse. Mit der Schlacht um die Lira vollendet der Fascismus sein eigentliches Werk. Früher oder später muß offenbar werden, daß mit diesem Kampf, wie er auch ende, sein Herbst beginnt.

Durchaus unpassende Geschichten

von Peter Panter

Wenn Einer von Pariser Apachen zu schreiben beginnt, kann man darauf schwören, daß er aus Prag oder aus Charlottenburg stammt — auch gibt es Fälle der Idealkonkurrenz. Kommen solche Reporter nach Paris, dann ist kein Halten mehr; ihre Frechheit wird nur noch von der Dummheit ihrer Redakteure überboten, die diesen ausgemachten Lügenbrei über ‚Kokain auf dem Montmartre', ‚In den Salons des Faubourg Saint Germain' und ‚Nachts auf La Villette' mit Behagen drucken. „Unser Publikum will das." Bedauerlich nur, daß dieser Kram einer anständigen Verständigungsarbeit zuwiderläuft — die verfälschten Berichte von den „japanischen Dirnen in Paris", von den „Stadtgesprächen in London", von dem gesamten verlogenen Stadtbild werden gelesen und, wenn sie illustriert sind, gefressen. Und sie bleiben haften — im Gegensatz zur Wahrheit, die grauer sein muß, nicht immer amüsant, manchmal langweilig. Aber das Paris der Schmöcke, das Paris Carl Sternheims gibt es nicht: die Einen müssen mit ihren Unwahrheiten Zeilengeld verdienen, der Andre verfällt in epileptische Zuckungen, wenn er nur auf der Gare du Nord ankommt — und alle drei beide soll der Teufel holen.

Wenn es schon schwer ist, die Verbrecher des eignen Landes wirklich zu kennen — um wie viel mehr wachsen die Schwierigkeiten für den Fremden, etwa Zuhälter, Dirnen und Einbrecher von Paris aus der Nähe zu betrachten, sie zu begreifen, sie nicht zu verkennen. Man müßte mit ihnen leben.

Ich habe Einiges aus diesem Milieu gesehen, aber ich halte einen ephemeren Beobachter nicht für legitimiert, Andres als nur kurze Eindrücke darüber auszusagen — denn ich muß mir so Vieles erst mühsam übersetzen, was sie da heraussprudeln, ich höre nicht die Unterschiede in den Dialekten der Arrondissements, und während ich ziemlich genau angeben kann, ob ein Berlinisch aus der Kloster-Straße oder vom Wedding stammt, fehlt mir vorläufig diese genaue Kenntnis von Paris.

So kann ich nur sagen, daß mir die Schilderungen in einem Buch, das ich hier anzeigen will, nach Allem, was ich gesehen und gehört habe, ziemlich richtig erscheinen, wenn auch um eine Kleinigkeit zu pointiert. Es handelt sich um ‚Histoires de Filles et d'Affranchis' von Edouard Ramond (Les Editions de France, 20 Avenue Rapp, Paris). Schon für das Wort „Affranchis" gibt es kaum ein deutsches Analogon. Es heißt nicht, wie im Lexikon steht: „Freigelassene"; es hat hier vielmehr den Sinn von „affranchi de préjugés", Einer, der über Gewissensbedenken hinaus ist, der den Rummel kennt, der weiß, was gespielt wird.

Das Buch, das Geschichten aus dieser Sphäre enthält, ist von Francois Carco eingeleitet, dem Mann von ‚Jésus-la-Caille', einem in Deutschland als Bibel gebundenen Schmöker. Carco wohnt im ersten Stock, aber mit Mansardenfenster — er ist wohl einer jener Fälle, wo das Publikum nach einem Anfangserfolg den Autor zwingt, nun ewig dieselbe Walze zu spielen Will er Geschäfte machen, muß er es tun; und er tuts.

Carco sagt in seiner Einleitung, die ähnlich schon einmal im ‚Demain' gestanden hat, etwas über die Seelen der „mecs" (der Luden) und der „mômes" (etwa: der Trinen, der Nutten. Von der gesellschaftlichen Struktur sagt er gar nichts, von den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die diese Zustände herbeigeführt und begünstigt haben, kein Wort; auch seine Kenntnis von den medizinischen Untergründen ist etwas kümmerlich. Man hat den Eindruck eines romantischen Stahlstichs, der in der Technik dieser altmodischen Blätter eine amerikanische Automobilfabrik darstellt.

Was er sagt, wird in großen Zügen richtig sein — nur fehlt eben Vieles. Er spricht von den feinsten Gesetzen dieser Schicht, von ihrer Vitalität, die sich auch in den bösesten Lagen nicht unterkriegen läßt; von ihrer Grausamkeit und sehr viel von ihren Liedern, deren er schöne Proben gibt. Mit vollem Recht hört er in den Couplets, die man auf dem Pariser Pflaster verkauft und singt, das französische Herz klopfen — auf die künstlerische Form kommt es nicht an, wahrscheinlich sind sie französischer als die ganze Akademie.

Die nun folgenden Geschichten bestätigen ihn. Viele sind auch nicht annähernd zu übersetzen; wie nicht ganz unbekannt, eignet sich die französische Sprache dazu, die unglaublichsten Dinge zu sagen, zu drucken, zu schreiben — nein, es ist nicht die Sprache. Es ist die Grundanschauung eines Volkes, das keine Brillen trägt, das nicht überall „Probleme" und „Tendenzen" sieht, sondern das natürlich geblieben ist. Keine Geschichte zwinkert, keine.

Es finden sich — wie bei Zille — schreckliche Inzestberichte, Bilder der grausigsten Familienprostitution, die ein klein wenig, ein ganz klein wenig moralisch-witzelnd herausgestellt werden; das unübersetzbare „Alors, dis, môme, on s'mélange?" ist natürlich auch da; merkwürdige Anklänge an die Kirche: Jesus spielt mitunter eine Rolle, zu der wir in der ganzen deutschen Literatur — außer bei Panizza — kein Pendant haben; außerordentlich echt ist die Kleinbürgerlichkeit, die Wohlanständigkeit in den „Häusern" getroffen, da, wo etwa beim Mittagessen eine der Damen ein hartes Fachwort oder „Merde" sagt und sofort der Herr oder die Frau des Hauses eingreift: „Sie scheinen nicht zu wissen, wo Sie hier sind...?", und das ist durchaus keine Ironie. Egon Erwin Kisch erzählt in seiner ‚Hetzjagd der Zeit' Prager Hurengeschichten, die die ganze natürliche Saftigkeit des Milieus wiedergeben, grade wie hier. Die rohesten Witze der Päderastie sind in Formen gekleidet, die sie erträglich machen; und wer Franzosen kennt, weiß, daß diese „mots", die etwa Verhafteten in den schönen Mund gelegt sind, nicht erfunden zu sein brauchen — dergleichen wird hier nicht erfunden, es wird wirklich gesagt. Der ganze Jammer enthüllt sich einmal in einem einzigen Satz, den ein Mädchen zum Kunden sagt. Sie sprechen vom Weibergefängnis in Saint-Lazare. „Saint-Lazare! Saint-Lazare! vaut mieux que je te dise pas ce que c'est." Warum nicht?, fragt er. „Parce que c'est tellement dégueulasse (abscheulich) que tu voudrais plus toucher aux femmes." Wie kann man so die-

Männer überschätzen. . . Und wie natürlich reagiert jene Andre, die sich über die harte Arbeit in einem Haus beklagt — nein, da kann sie nicht mehr bleiben. „Habt Ihr denn so anspruchsvolle Kunden, Spezialisten...?", wird sie gefragt. „Nein, das nicht", sagt sie. „Aber das verfluchte Treppensteigen —!"

Der Humor der Angeklagten, die vor einem Kommissar ein Geständnis gemacht haben, nur um ihm eine Freude zu bereiten, nachher widerrufen sie es . . . „Herr Richter, Sie hätten nur mal sehen sollen, wie er gestrahlt hat!" — dieser Humor ist sonst in diesem Buch etwas schwach weggekommen. Das ist Bürgerspaß, von oben runter, so nach der Melodie „Unter Arbeitslosen" — beinah so übel wie die Praktiken sozialdemokratischer Witzblätter, die den Kommunisten mit der Ballonmütze und egalweg besoffen abbilden. . . Und die Reputierlichkeit der Haus-Besitzer kehrt immer wieder; wie sich Eine beklagt, ihr Sohn ruiniere die ganze Familie, seit Generationen werde das Haus von derselben Dynastie geleitet, und jetzt will der Bengel zum Kino...!

Ich habe versucht, ein paar Geschichten zu übertragen. Die Aufgabe ist nicht lösbar. Hochdeutsch gäbe es ein falsches Bild — denn dies Französisch steht in keinem Lexikon. Ein deutscher Lokaldialekt gibt ein falsches Bild — denn in dem Augenblick, wo die Anekdote berlinert, erweckt sie einen Haufen von Assoziationen, die nicht hergehören. Hier und da habe ich ein paar berlinische Ausdrücke gesetzt, nur um in Gänge zu gelangen, die unterhalb der offiziellen deutschen Grammatik entlanglaufen — und ich habe Berlin und nicht München oder Leipzig gewählt, weil es eine große Stadt mit den Ansätzen zu ähnlichen Schichten ist, wie sie hier geschildert werden. Eine Übertragung in Hamburger Platt käme der Sache gleichfalls nahe.

Die kleinen Anekdoten, die hier folgen, scheinen mir eine gute Eigenschaft zu haben. Mit Ausnahme von vielleicht einer oder zweien schmecken sie nach Wahrheit. Das kann man nicht erfinden.

* * *

Im Weibergefängnis Saint-Lazare herrscht Ordnung.

Eine ganz junge Gefangene, die man bisher zu den leichten Fällen zählte, bittet eines Morgens, dem Direktor vorgeführt zu werden.

„Nun, mein Kind, was gibts denn?"

„Herr Direktor," sagt die junge Person mit sanfter und leiser Stimme, „ich wollte Ihnen nur sagen: wenn die Schwester Marie von den heiligen drei Engeln mich weiter so behandelt, dann werde ich ihr wohl mein Kochgeschirr in die Fresse schlagen —!"

*

Auf dem Boulevard de Sébastopol bereden zwei Zuhälter, wie es so ist im menschlichen Leben.

„Mensch!" sagt der Eine. „Mir ist heute mächtig . . ."

„Und mir erst!", sagt der Andre. „Aber wie! Je crois que je serais capable de prendre un chien..."

Da geht die Sappho — ein weichlicher Knabe — vorbei und hat es Alles mitangehört und sagt ganz leise:

„Wau — wau —!"

*

Carmen hat eine hübsche Stimme, und obgleich sie seit fünfzehn Jahren die Insassin vieler Häuser gewesen ist, ist sie so hübsch zurechtgemacht, daß sie allgemein verlangt wird.

„Du hast ja eine reizende Stimme," sagt eines Tages ein Besucher zu ihr. „Warum bist du nicht zum Theater gegangen? Du hättest sicherlich Karriere gemacht."

„Zum Theater? Ah, la la!"

„Na ja!"

„So siehst du aus, Kleiner!", sagt Carmen. „Zum Theater? Das hätten meine Eltern niemals zugegeben!"

*

Eine fürchterliche Spelunke in Paris, mit drei Frauen besetzt. Ärztliche Inspektion. Der Arzt ist mit Nini beschäftigt. Nini sieht aus wie ein weiblicher Generalfeldzeugmeister mit Bart. Er ist genötigt, ihr ein Rezept auszuschreiben.

„Wie heißen Sie mit ihrem richtigen Namen?"

Die Alte, mit total versoffener Stimme: „Ich heiße Rembrandt. Wie der Maler —!"

*

„Der Krieg? Sind die Weiber dran schuld", sagte Niemen, der Boxer, verächtlich. „Ja, ich wer dir das beweisen . . ."

„Nämlich?"

„Ich wer dir das beweisen", sagte er. „Wie sie mobil gemacht haben, was haben da die Mädchen gesagt? Da haben sie gesagt: Na, denn machs gut, Junge! Hier hast du noch Strümpfe mit und Schokolade und einen Füllfederhalter und 'ne Buddel von wegen innerlich zu gebrauchen! Nich wahr? So war das. Ohne die Mädchen wären wir niemals gegangen!"

„Wahrscheinlich!"

„Ja, nu stell dir aber mal vor, die Weiber hätten in die Generalpappkartonstraße gemußt. Hä? Was hättest du gesagt, wenn deine Trine auf ein Mal erzählt, sie muß zur Musterung? Nu sahre mal . . .!"

„Iche . . ."

„Also ich hätt ihr gesagt: Marie, hätt ich jesacht, hau ab! Drück dich! Dicke Luft! Und da kannste Gift drauf nehmen; sie wärn alle hier geblieben —!"

*

Ich saß in der kleinen Bar, nachts; am Nebentisch ein Betrunkener, ein gutmütiger Kerl, der viel sprach. Er hieß Felix.

Nach einer einstündigen Verhandlung und je drei Schnäpsen wollte ich bezahlen. Felix warf sich förmlich über meine Brieftasche, aber nicht, um sie mir wegzunehmen.

„Pardon!", sagte er. „Ich weiß, was sich gehört."

Steht auf geht zur Tür, öffnet sie, steckt zwei Finger in den Mund und pfeift. Pause . . .

Es erscheint eine Frau, dann noch eine.

Felix hebt den Daumen und deutet über seine Schulter auf die Untersätze, die auf unserm Tisch stehen, jede Frau legt still-

schweigend einen Zehnfrancschein auf die Theke, Felix nickt zur Tür hin, sie dürfen wieder gehen. Es wird kein Wort gesprochen.

Darauf Felix, zu mir:

„Et voilà, Monsieur, ça, c'est de l'amour —!"

*

Frau Soundso ist nicht davon abzubringen gewesen, mit mir Das aufzusuchen, was sie etwas pompös „die Lasterhöhlen der Großstadt" nennt.

Man kann sich denken, wo wir hingegangen sind: ich führte sie in die besten Häuser an der Ecole Militaire und sagte, sie sei meine Sekretärin.

Alle Mädchen bemühten sich um uns, und es wurde ein reizender Abend: alles sprach in gewähltem Ton, höflich; alle benahmen sich anständig, und jedes Mädchen, das einmal mit einem Klienten für kurze Zeit nach oben gehen mußte, verbeugte sich erst vor meiner Dame von Welt und sagte:

„Sie gestatten doch, gnädige Frau?"

*

„Gras-du-Genou" war eine allererste Nummer. Als Soldat an der Yser und bei Verdun hat er die ganze Todesverachtung und die ganze Verve und das Draufgängertum gehabt, für die er in Belleville berühmt und berüchtigt war. Er ist gefallen.

„Seine": eine kräftige blonde Person mit einem schweren Chignon, hochgeschnürt. Sie heißt allgemein „die spanische Fliege". Zur Zeit sitzt sie in Saint-Lazare.

„Siehste," sagt sie während des Rundgangs auf dem Hof zu einer Freundin, „ich will nich mehr. Der da, das war Meiner. Das war mein Einziger; danach kommt nischt mehr. Dich hab ich gern; ich mag sonst keine Frauen . . . aber du bist nicht wie die andern, deshalb erzähl ich dir das.

Also, wie ich in der Zeitung gelesen habe, daß man sich die aus den Soldatengräbern kann zurückholen, da hab ich bloß noch das im Kopf gehabt: ihn von da oben herbringen lassen, und denn mit ihm in einen Kirchhof bei Berry-au-Bac . . . Und dann wollte ich ihm ein schönes Grab spendieren. Aber schnieke! Dazu brauchste Zaster, verstehste . . . Na, und du weißt doch, unsereiner kann sich nichts sparen.

Da hab ich versucht, ein Ding zu drehen . . . Wegen Pinkepinke. Ich hatte mächtjes Schwein: ich hab da einen Dummen gefunden, der hat eine dicke Marie bei sich gehabt . . . Dafür hab ich Meinen gleich in Sarg packen lassen, un denn iss er zurückgekommen, und denn hab ichn sein Grab bauen lassen . . . Aber knorke, sag ich dir! Mit 'ner großen Platte obendrauf, alles aus Marmor, do! so mit feinen Ketten und Blumentöppen und alles . . .

Der Kunde hat mich angezeigt, Sie konnten mir nischt beweisen, aber natürlich bin ich hochjegangen. Ich hatte mächtig ville Geld ausgegeben, aber was is doch noch übrig jebliehm. Diss hab ich ins Grab jestochen. Diss finden se nich. Da könn se suchen, bis se schwarz wern. Na, und denn solln se man imma machn, det se hinjehn und sich den Zaster holn . . .

Er — paßt schon auf."

Bemerkungen

Das Mittel gegen Kriege

Das Vierteljahrhundert, das eben aufgehört hat, brachte uns den schlimmsten Krieg... und das beste Mittel, künftig jeden Krieg zu ersticken: die individuelle Kriegsdienstverweigerung (deren Idee während des Weltkriegs entstand). Ein Skandal, daß Pazifisten, sogar führende, dies Mittel verwerfen! Mit ganz haltlosen Gründen. Etwa mit so einem: „Wir freuen uns zwar, daß Deutschland keine Wehrpflicht mehr hat, wir wollen zwar, daß die Wehrpflicht aus Staaten, die sie noch haben, verschwindet — aber wo sie besteht, dürfen die Bürger sich ihr nicht entziehen, denn dem Staate soll man gehorchen." Ein Mörder verdient also Gehorsam, nur weil er sich „Staat" nennt! Aber zwingt überhaupt jeder Wehrpflicht-Staat jeden wehrdienstfähigen Bürger zum Wehrdienst? Die Rechtsentwicklung zum Beispiel in Schweden beweist das Gegenteil: dort nahm im Juli der Reichstag eine Regierungsvorlage an, wonach Jeder aus religiösen oder ethischen Gründen den Militärdienst mit einem — leider vier Monate längern — Arbeitsdienst vertauschen darf. (Anderswo, so in der Tschechoslowakei, setzt dies Recht auf „Alternativdienst" sich als Gewohnheitsrecht durch.) Nur insofern ist hierbei Etwas faul im Staate Schweden (im Staate Dänemark nicht — der rüstet vorbildlich ab!), als der Arbeitsdienst es in sich hat, im Kriegsfall zu einem Teil des Militärdienstes zu werden. Auch ist nicht einzusehen, warum allein Ethiker und Religiöse des Königs Rock nicht anzuziehen brauchen, sodaß grade Die verrecken müssen, die nur leben wollen, um zu leben. Deshalb bleibt die Arbeitsdienstpflicht... eine schmierige Sache. (Die Wehrpflicht ist Kot.) Und das Ziel bleibt: Abschaffung jeder Dienstpflicht.

Dies Ziel, wie jedes, will propagiert sein. Private Dienstverweigerung genügt weder technisch noch ethisch. Sie ist zwar ethischer als der Kriegsdienst, doch weniger ethisch als die überprivat-propagierte Kriegsdienstverweigerung... aus dem einfachen Grunde, weil sie, die private, weniger Lebendige lebendig erhält als die propagierte. Verweigere ich Einzelner einzeln den Kriegsdienst, dann bleiben Die wohl am Leben, die ich als Soldat umbrächte, aber es kommen Die vielleicht um, die am Leben blieben, wenn ich sie zur Teilnahme an der Dienstverweigerung „aufgeputscht" hätte. An „Aufputschern" fehlts der Friedensbewegung; an Leuten, die besitzen, was Ignaz Wrobel hier neulich „das Aggressive im Pazifismus" genannt hat; an Feurig-Jungen aller Alter. Dafür fehlts ihr nicht an alten Weibern beiderlei Geschlechts, an Käuzen, die den Gedanken der Dienstverweigerung... nicht beschweigen, nein, sogar „realpolitisch"-ironisch bekrächzen. Der Schlag treffe sie alle! Ein „Pazifist", der die Kriegsdienstverweigerung als „utopische Sache" verulkt, kann sich begraben lassen — eh' er durch seine Schandpolitik Menschen ins Grab bringt, deren Leben uns teurer ist als seins.

Franz Leschnitzer

Der Zeuge Noske

„Perlachs Mörder und die Handlanger der Fememorde sind Gesindel", schrieb der ‚Vorwärts' am 20. Januar 1926. Am gleichen Tag stellte ein republikanischer Gerichtshof in München diesem Gesindel einen Freibrief aus, wie ihn die deutsche „Justiz" seit 1919 stets bei der Hand hat, wenn Arbeiter so unverschämt gewesen waren, sich von braven Monarchisten „umlegen" zu lassen.

Vor dem Münchner Gerichtshof stand auch ein Mann namens

Noske. Nicht als Angeklagter, sondern als Zeuge. Von diesem Mann weiß die Geschichte etliche Dinge, die ihn für Mord und Freispruch verantwortlicher machen, als eine ihm mehr oder weniger nahe stehende Presse wahrhaben will.

„Als grundlegender Befehl bestand der bekannte Schießerlaß Noskes", erklärte der „Sachverständige" General Exzellenz Ernst v. Oven in München. „Wenn der Erlaß vielleicht auch Manches zeitigte, was uns heute mit Schrecken erfüllt: er ist" — so meinte der Zeuge Noske — „notwendig gewesen." O ja — für Lützow, Oven, Epp, Marloh, Major Schulz und alle die Andern. Vielleicht ist er aber auch notwendig gewesen, damit es — wie Eugen Leviné berichtet — in dem „befreiten" Bayern so aussehen konnte: „Arbeiter neben Arbeiter. Proletarier neben Proletarier. Standrechtlich erschossen... Jeder trägt eine Paketadresse oder ein Stück Pappe als Erkennungsmarke. Darauf ein Name — oder eine Nummer, da der Name der Leiche noch unermittelt. Einem, der nur im Hemd daliegt, ist sie um die große Zehe geschlungen. Ähnliches sah man bisher nur in Schlachtviehhäusern." Doch so etwas bemerkte der Reichswehrminister Noske selbstverständlich nicht. Er drahtete eiligst an seine Generale: „Für die umsichtige und erfolgreiche Leitung der Operationen spreche ich Ihnen meine vollste Anerkennung aus und der Truppe herzlichsten Dank für ihre Leistung."

Als Noske — der, nach einem am 28. September 1919 gefaßten Beschlusse sozialdemokratischer Funktionäre Groß-Berlins, „mit seinem ganzen Fühlen und Denken zur Partei gehört und nicht um Haaresbreite aufgehört hat, Sozialist und Demokrat zu sein" — später den Wehrminister an den Nagel hing, dankte ihm sein „lieber Freund" Fritz Ebert für die großen Dienste, die er unserm Vaterlande in schwerster Zeit geleistet hätte. „In zielbewußter harter Arbeit hast Du den Boden vorbereitet, auf dem das große Werk der neuen demokratischen Staatsordnung begonnen werden konnte. Daß dies in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang... das ist in erster Linie Dein großes Verdienst, das ist Deine Tat, die in der Geschichte unsres Vaterlandes nicht vergessen wird."

Ganz gewiß nicht. Denn das „große Werk der neuen demokratischen Staatsordnung", wie wir es täglich sehen und erleben, verdient wirklich mit dem Namen Noske in einem Atemzug genannt zu werden.

Arthur Seehof

Architektur-Premiere

Ich erhielt eine Einladung der Stadt Berlin zur Eröffnung des Verkehrshauses in der Friedrich-Ebert-Straße. Schupos und Lorbeerbäume. Kino-Operateure und Preß-Photographen. Einschreibelisten — wozu? — und Reden und ein Frühstück und eine Festschrift: ‚Verkehrshaus der Stadt Berlin.' Entwurf: Architektur-Büro Bau und Einrichtung (Dr. Paul Mahlberg und H. Kosina. Arch. B. D. A.). Mit Beiträgen von Stadtbaurat Dr. Ing. Adler und Paul Westheim'. Den schönsten Beitrag hat aber Bau und Einrichtung selbst geschrieben — nicht ohne Mahlberg zu zitieren.

Also eine große Sache? Allerdings. Es sind zwei Läden mit Büro-Möbeln eingerichtet worden. Auch ist die Fassade „bereinigt" worden. Auch ist für Stadtbaurat Dr. Ing. Adler ein Arbeitstisch entworfen worden...

Ich spotte nicht über die Kleinheit der Aufgabe. Auch Bagatellen sollen sorgfältig ausgeführt werden. Und da die Stadt sich gegen die moderne Architektur sonst so ablehnend verhält, freuen wir uns, daß diese Aufgabe an einen jungen Architekten gekommen ist, dessen Flugzeughallen in Tempelhof gute Arbeit sind.

Ich spotte nicht über die Kleinheit der Aufgabe, aber über den Eifer, sie durch Literatur zu einer großen Sache aufzumachen. Wenn ich in der Festschrift lese: „Ausstülpung der Straße in das Erdgeschoß", „Autorität des Ausdrucksbildes", „hingeschmiegte Metallhaut", „Reizträger", „überlebenshohe Tür", „kurzerhand hoch", „stillere Buchten", „rechts und links vom Hauseingang gegebene Schaufenster", „Gewände" und „kalte Schulter" — so lobe ich mir Serenissimus, der einst in ‚Schall und Rauch' einen ähnlich geschwollenen Vortrag seines Kindermann über die Architektur des Raumes mit der Feststellung unterbrach: „Sehr vernünftig, daß man die Bühne grade dem Publikum gegenüber gebaut hat".

Selbstverständlich würde man die Festschrift vergnügt bei Seite legen, wenn wenigstens der Laden selbst eine gute Leistung wäre. Aber das Bedauerliche ist eben, daß sich der Architekt dem Stil der Denkschrift anpaßt, indem er der einfachen Lösung an jeder Stelle mit vieler Sorgfalt und großem Scharfsinn möglichst weit aus dem Wege geht. Das sieht Alles sehr modern aus. Aber diese Art Modernität, Probleme — statt sie nach der einfachsten Methode möglichst unauffällig zu lösen — an den Haaren herbeizuziehen und zur Schau zu stellen, sodaß, wie der Wald vor lauter Bäumen, vor lauter Problemen nicht mehr die Sache gesehen wird: das ist unausstehlich.

„Auf die Mauerstirn der Läden, über die ganze Breite hinweg, legten wir in Bronzebuchstaben die Beschriftung: ‚Fremdenverkehrsbüro der Stadt Berlin', und darüber greift der Schirm der aus glänzendem Bronzeblech bestehenden Kappe, die unter sich die Lichtdüsen zur Belichtung der Schrift führt."

Achtung! Großaufnahme! Größer!! Noch größer!!!

Wie man Aufgaben ähnlicher Art ohne Anstrengung und — mit allem „Chic" — neutral und unauffällig löst, dafür bietet die rühmenswerte Amerika-Ausstellung der Akademie treffliche Beispiele. Und ihr Katalog enthält von Sullivan (1856—1924), dem Erbauer des ersten Wolkenkratzers, ein wundervolles Bekenntnis aus dem Jahre 1906: „Lerne deine Aufgabe auf die einfachsten Formen zu bringen. Laß alle Fragen, so verwickelt sie scheinen, zu einer Einfachheit kommen".

Wenn wir Sullivans Rat befolgen, entstehen allerdings keine Läden, die stolz darauf sind, daß sich der draußen Befindliche wie drinnen, der drinnen Befindliche wie draußen vorkommt.

Adolf Behne

Die Brautwahl

„Es sollte die Oper des Übernatürlichen oder des Unnatürlichen als der allein ihr natürlich zufallenden Region der Erscheinungen und der Empfindungen sich bemächtigen und dergestalt eine Scheinwelt schaffen, die das Leben entweder in einem Zauberspiegel oder in einem Lachspiegel reflektiert." So sagt der Theoretiker Busoni. Mit der ‚Brautwahl' begibt er, der zum ersten Mal Oper schreibt, sich in die phantastische Welt E. T. A. Hoffmanns und sucht da seinen Zauberspiegel. (Mit dem ‚Arlecchino' findet er später den Lachspiegel.)

Hoffmann stellt seine phantastischen Gestalten in das Berlin von 1820. Busoni übernimmt mit der Handlung das Doppelleben aus Bürgertum und Spuk. Hoffmanns Tendenz geht aufs Phantastische. Wie sehr aber wird bei Busoni Alles zerkleinert, verschleppt, nur aneinandergereiht und das Spukhafte zur platten Theaterei! Verglichen mit Hoffmanns Zauberspiegel ist Busonis blind.

Hier liegt der Punkt, der das Werk nur Versuch sein läßt: auf der einen Seite steht die große Oper, auf der andern ein Gaukelspiel. Das Werk kann

sich zu keiner der beiden einander entgegengesetzten Welten entschieden bekennen. Vielleicht könnte die Darstellung aus dieser Sackgasse führen, wenn sie selbst den Akzent gäbe und das ganze Stück mehr ins Marionettenhafte triebe. Denn es ist doch Alles ein Puppenspiel, bei dem der Goldschmied Leonhard die Fäden zieht. Spüren sollte man diese Fäden. Dann aber darf auch Leonhard — „der Jedem ein geheimnisvolles Grauen einflößt" — seine „überirdischen Gaben" nicht grade durch Samtbarett, schwarzen Umhang und Knebelbart kenntlich machen. Er ist rund und bürgerlich, und man glaubt ihm eben das Alles nicht. Mehr dem Manasse, der im Doppelspiel zwischen Gemauschel und Dämonie seine ahasverische Gestalt wirklich spukhaft hinzustellen weiß.

Die Musik hält den Zauberspiegel besser vor als Text und Bühne (der Städtischen Oper). Das Finale nach der Münzjudenerzählung, der Spuk- und Wirbeltanz Thusmans reißen in beklemmender Rhythmik und stürmisch gedrängter Linie mit in die Abenteuer, die den guten spießigen Kanzleisekretär um die Braut und fast um seinen kleinen Verstand bringen. Ansätze zu großer Linie, die völlig nie erreicht wird, finden sich um die Gestalt der Albertine, am betontesten im Duett am Cembalo und im spätern Gesang mit Leonhard. Zum Stärksten gehören die musikalischen Einleitungen, die — für die Zeit um 1907 — neue Farbwerte und Klangmöglichkeiten bringen. Hier liegen schon deutliche Hinweise auf die freie Harmonik und Kontrapunktik, die sich später — etwa im ‚Nocturne symphonique' — findet. Eklektische Momente bringt der Anfang mit Mozarts Deutschen Tänzen, später mit der Verwendung einer jüdischen Tempelmelodie für die musikalisch meisterhafte Charakterisierung des unheimlichen Manasse. Auch Thusman, der thematisch und klanglich am reichsten bedacht ist, trägt mit seiner Beckmesserverwandtschaft an diesem Anlehnungsbedürfnis. Im Ganzen ist die Musik als Hinweis auf den spätern Busoni interessant. Sie ist geistig, oft witzig und voll skurriler Hoffmannscher Schnörkel. Packen und überzeugen kann auch sie nicht, und der Mangel an Tempo liegt schließlich tiefer als in der Wiedergabe.

Das Bühnenbild mischt Phantastik und historische Treue, wobei freilich manches Historische auch phantastischen Ursprungs ist. Mit Glück zeitgenössisch ist die Szene am Froschteich, die in Caspar David Friedrich hineingestellt zu sein scheint. Musik, Bild und Spiel fügen sich hier im komisch-wehmütigen Abschied des lebensmüden Thusman zu einer Opernszene von fast idealem Zusammenklang.

Albert K. Henschel

Nachher

Wir saßen auf der goldenen Abendwolke und ließen die Beine baumeln — er ruckelte ungeduldig hin und her, weil sich die Wolke nicht abkühlen wollte, man fühlte sich sanft geröstet. „Noch ein kleines", tröstete ich ihn. „Gleich wird sie fahl und grau, dann sitzen wir angenehmer. Wir wollen nicht wegschwimmen." Da blieb er. Als es kühler wurde, sagte er: „Sie müssen doch eigentlich ein schönes Dasein gehabt haben, damals. Wenn ich so denke, wie agil Sie sind, wie flink, wie anpassungsfähig ..." Ich sah ihn von der Seite an und wickelte mich fester in das Gewölk. „Ich?", sagte ich. „Ich ..."

„Wenn man Sie sprechen hört," sagte er, „hat man den Eindruck, als seien Sie mit den Mitbrüdern fertig geworden, nicht immer siegreich, aber immerhin. Ich meine das nicht böse. Sie sagen gar nichts. Warum lachen Sie —?"

„Es ist ja jetzt Alles vorbei", sagte ich. „Es war so:

Am Anfang ging es ja. Mit dem Elan der Potenz ritt ich über viele Bodensees, ich hatte keine Schwierigkeiten zu überwinden, weil ich sie gar nicht sah. Nachher, als das nachließ, nun, eben das — da zog der Schimmel doch langsamer, und ich hatte Muße, mir ein bißchen die Landschaft anzusehen, durch die wir fuhren."

Er hatte ein Stück Wolke auseinandergezogen und malte mit ihr ein Gesicht an den Himmel, einen ausdruckslosen Pausback. Dann wischte er ihn wieder weg. „Und was sahen Sie?", sagte er.

„Was ich sah?", sagte ich. „Ich sah — aber ich verstand nicht. Ich verstand immer weniger. Wissen Sie, daß es eine bestimmte Sorte Geisteskranker gibt, die Furcht hat, vor Allem, und die ratlos ist. Sie frösteln ständig, ziehen sich zusammen, wenn sie mit der Welt in Berührung kommen, immer enger, dann sterben sie; sie sind ins Negative hinübergekippt. Jahrelang, besonders in der Mitte meines Lebens, hatte ich das Gefühl, ausgestoßen zu sein, als Kind unter Erwachsenen zu leben, Verhandlungen der Großen beizuwohnen, deren Sinn mir ewig verborgen bleiben würde. Sie sprachen mit einander — und ich hörte verständnislos zu. Sie fochten Ehrgeizschlachten aus — ich stand daneben und machte runde Augen. Sie schlossen Geschäfte ab — ich hatte gewissermaßen den Eindruck, zu stören. Und das Allerschlimmste war: Alle verstanden sich, sprachen ihre Sprache, sie hatten sofort die Ellbogenfühlung, sie waren verwandt. Ich stand da, allein, auf einem weiten Hof mit meiner Kappe in der Hand, und ich drehte sie, wie es die Schauspieler machen, wenn sie Verlegenheit andeuten wollen... Mittags saß ich mit ihnen zusammen, sie schwatzten, ich schwatzte auch — aber mir fehlte irgendetwas, ein Code-Schlüssel, eine Auflösung, ich wußte nicht... und abends ging ich traurig nach Hause."

Jetzt bröselte er langsam die Wolke auf, die immer kleiner wurde. Wir hatten kaum noch Platz zum Sitzen. „Aber da waren doch noch Andre", sagte er. „Auch: Einsame. Auch: Enttäuschte. Auch: Weltfurchtsame. Weshalb gingen Sie nicht zu diesen —?"

„Um einen Klub der Einsamen zu gründen?", sagte ich. „Nein, ernsthaft: ich verachtete sie maßlos, ich haßte sie nahezu. Ich fand sie lebensschwach, anspruchsvoll, uninteressant verrückt. Ihnen gegenüber mimte ich das Leben, das pralle Leben. Außerdem kochten sie eine andre Art Melancholie, und so verstanden wir uns nicht. Blieben sie allein, waren sie mir widerwärtig. Fanden sie den Anschluß, dann fühlte ich mich erhaben über so viel gemeinen irdischen Sinn."

„Also was blieb Ihnen zum Schluß?", sagte er, ein klein wenig spitzer, als mir lieb war. Ich konnte ihm nicht mehr antworten, denn nun hatte er glücklich die ganze Wolke aufgebröselt, wir rutschten ab und fielen, fielen —

Kaspar Hauser

Buchstabierübungen

Wer es für möglich hält, aller Welt zu gefallen, sollte es nicht für wünschenswert halten.

*

Herrschsucht und Habsucht sind die Angeln der Kirche, und der Staat sollte endlich einsehen, daß sie — physikalischen Gesetzen widerstrebend — umso mehr knarren, je mehr sie geschmiert werden.

*

Man soll von keinem Manne verlangen, daß er ein Gott sei, aber man darf von einem Gotte zuerst verlangen, daß er ein Mann sei.

*

Welcher Richter kann in einem heutigen Weinkeller noch Faß von Nefas unterscheiden!

*

Man sollte zwischen lackierten und polierten Menschen unterscheiden.

*

Kriegsrecht ist ein merkwürdig gebildetes Wort oder ein merkwürdig ungebildetes. Kriegsgebrauch kann man sich eher gefallen lassen, zumal man muß.

*

Bei öffentlichen Hinrichtungen sind Weiber stets in auffallender Anzahl zugegen gewesen. Sie sehen es besonders gern, wenn ein Mann den Kopf verliert.

*

Die Wissenschaft zerlegt den Lichtstrahl, die Kunst vereint die zerstreuten Farben von neuem.

Emil Edel

Das hohe Bewußtsein

Nicht um den Besitz an sich — um seinen Geldeswert — geht es für uns. Um die kulturellen Aufgaben geht es, die wir mit seiner Hilfe zu erfüllen haben, den Überlieferungen unsrer Häuser entsprechend. Nicht einmal das Recht zum Verzicht steht uns zu. Wir haben vielmehr die Pflicht, unbeirrt von Tagessorgen darum zu kämpfen, daß diese Besitze dem deutschen Volke erhalten bleiben als Kristallisationspunkte zur Wiederaufrichtung der von Internationalisten aller Schattierungen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten deutschen, nordischen Kultur.

Dieses hohe Bewußtsein muß die deutschen Fürstenhäuser in ihrem gegenwärtigen Kampfe erfüllen. Es muß ihren Willen stählen, nicht nachzugeben, auch nicht um Haaresbreite. Solches Bewußtsein und solcher Wille werden das Vertrauen zu uns und zu ihrem Kampfe stärken bei unsern Freunden, die — wie die Dinge im öffentlichen Leben nun einmal liegen — heute an unsrer Statt den Kampf führen müssen und mit Hingebung führen. In der Erfüllung unsrer kulturellen Aufgaben mit Hilfe unsrer Besitze wird dereinst der beste Dank bestehen, den unsre Freunde in allen Ständen und Berufen von uns beanspruchen können.

Friedrich Wilhelm, Prinz zu Lippe

Aus dieser Republik

Landesschützenverband O/S.
Bezirk Pitschen.
Pitschen, den 25. Januar 1926
Streng geheim!

1. Donnerstag, den 28. Januar 1926, nachmittag 5 Uhr 15 Minuten, sehr wichtige Sitzung im Hotel Dalibor betreffend laufende Arbeit und Sicherheitsmaßnahmen gegen drohende Unruhen.
2. Anschließend um 6 Uhr Vortrag mit Kriegsspiel in der hiesigen evangelischen Schule. Ich lade dazu hiermit ein und bitte pünktlich zu erscheinen.
3. Kommandantur hat befohlen, für jede Kompagnie nur Ein Waffen-Depot einzurichten. Zusammenlegung in den bewußten Orten muß bis 1. Februar durchgeführt sein. Bis dahin auch Anträge auf Erstattung dabei entstandener Unkosten. Genaueres mündlich.
4. Die Kompagnien müssen unmittelbar darauf genaue Anträge auf Depotscheine mit Nummerangabe hierher stellen, Termin 10. Februar 1926.
5. Die noch ausstehenden Kompagnie-Listen unbedingt bis zum selben Termine!
6. An die Leitungsbeiträge wird dringend erinnert.

20 Berliner

Jeder 21. Berliner ist arbeitslos
Zeitungsnotiz

Die Metropole unsres Deutschen Reiches,
— ein feiner Mensch sagt niemals Republik —
galt stets als Basis passenden Vergleiches
für Kunst, Theater, Geld und Politik.

Wir leisten hierorts immerhin Immenses,
wenn auch für Alle Krach und Hunger droht.
Wie bei den Römern: panem et circenses.
Nur, unter uns gesagt, mehr Spiel als Brot?

20 Berliner beim Sechstagerennen;
20 Berliner gehn ins Cabaret;
20 Berliner lernen Nutten kennen;
20 Berliner schlemmen in W W.

Der Pfropfen knallt, die teuern Weine fließen.
Wer klug ist, weiß, wo er sich amüsiert.
20 Berliner leben und genießen.
Und jeder 21ste quittiert!

Karl Schnog

Antworten

Rechtsfreunde. Die Arbeitsgemeinschaft entschiedener Republikaner hat im Anschluß an eine Aussprache über den Fall Wandt beschlossen, ein Komitee zu bilden, das bereit und geeignet ist, die Ungeheuerlichkeit aus der Welt zu schaffen, daß ein Mensch unschuldig im Zuchthaus sitzt — und das schon über drei Jahre! Helft dem Komitee in jeder Beziehung! Die Adresse: Deutsche Liga für Menschenrechte, Berlin, Wilhelm-Straße 48.

Parfumfabrikant. Sie teilen mir mit, daß eine französische Parfumfirma einen Namen für eins ihrer Fabrikate zum Schutz in Deutschland angemeldet hat. Die zuständige Abteilung des Reichspatentamtes soll erwidert haben, der Titel verstoße gegen die guten Sitten. Worauf der Titel das Reichspatentamt ansah und es auslachte. Er lautete: „Adieu, sagesse!"

Rechtsanwalt Theodor Liebknecht. Zu dem Streit, der zwischen den Herren Windisch und Graf wegen ihrer Tätigkeit für die Melos-Gemeinschaft in der ‚Weltbühne' ausgefochten worden ist, habe ich in Nummer 14 des Jahrgangs 1924 eine Schlußbemerkung gemacht, durch die sich Herr Windisch beleidigt gefühlt hat. Ich habe in einer längern privaten Mitteilung an Herrn Windisch ausgesprochen, wie ich zu der Angelegenheit jetzt stehe, und dabei auch versichert, daß mir die Absicht einer Beleidigung ferngelegen hat. Dies stelle ich hiermit fest.

Magdeburger. Sie bitten alle Magdeburger Leser der ‚Weltbühne', dieser ihre Adresse mitzuteilen, damit Sie einen Treffpunkt für sie schaffen können.

Hasenfuß. Sie fragen beunruhigt, ob sich denn überhaupt verlohne, für den Volksentscheid agitieren zu helfen, da Zeitungen ausgerechnet hätten, daß niemals zwanzig Millionen Stimmen für die Fürstenenteignung zusammenkommen könnten. Und zwar weshalb? Weil Sozialdemokraten und Kommunisten nicht viel mehr als zehn Millionen Wähler haben. Wo kein Interesse der Unlauterkeit oder der freiwilligen Knechtseligkeit an einem Erfolg der Fürsten vorliegt, zeugt dieses Rechenexempel von einer politischen Primitivität, die doch wohl ein bißchen übertrieben ist. Es wird einfach vorausgesetzt, daß auf Mitglieder andrer Parteien als jener beiden gar nicht zu zählen ist. Aber genau wie Millionen patriotischer Sozialdemokraten den Retter Hindenburg gewählt haben, genau so werden Millionen von hungrigen Deutschvölkischen, Deutschnationalen, Katholiken und Demokraten sich für die Fürstenenteignung erklären. „Ich selbst habe in den letzten Wahlen den Deutschnationalen, diesen — wie sich nachher herausgestellt hat — intriganten Bauernfängern infamster und niedrigster Art meine Stimme gegeben, in der Hoffnung, daß sie ihre großen Worte für unsre Sache in die Tat umsetzen würden. Allein das den elementarsten Grundsätzen der Ethik, der Menschlichkeit und auch des allereinfachsten öffentlichen Anstandes und selbstverständlicher Ehrenhaftigkeit ins Gesicht schlagende Verhalten dieser Partei hat mich mit schmerzlicher Erbitterung und tiefstem Abscheu erfüllt. Und heute entwickelt diese eigenartige Clique eine im höchsten Maße auffallende Übereifrigkeit zur Wahrung dieser gänzlich unhaltbaren, direkt aus der Luft gegriffenen und jedem absoluten Recht widersprechenden Monarchenansprüche. Wir enteigneten und dem Elend preisgegebenen Sparer erheben flammenden Protest gegen diese ungeheuerliche doppelte Moral der Rechts-Handhabung und verlangen restlose und entschädigungslose Enteignung der depossedierten Fürsten. Wir haben nicht den geringsten Anlaß, diesen Leuten für ihre zahllosen politischen Hanswurstiaden, für ihre feige Desertion, für die ganze Jämmerlichkeit ihres Abgangs, für die neuer-

dings drohenden Putsche und Untergrabung der republikanischen Staatsordnung und letzten Endes für die nunmehr an den Tag gelegte verabscheuungswürdige Habgier und rohe Taktlosigkeit gegenüber der allgemeinen Not Hunderte von Goldmillionen nachzuwerfen." Solch ein Brief ist keine Ausnahme, sondern die Regel. Ich bin neulich einmal in Potsdam vom Nauener Tor bis zum Bahnhof gegangen. Da standen — ich weiß nicht, aus welchem Anlaß — die Einwohner an allen Ecken zu Hauf und schrieen Beschimpfungen der Hohenzollern in die Gegend, daß unsereins keineswegs hätte konkurrieren können. Also laßt euch nicht dumm machen, sondern werbt. Und vergeßt nicht, daß von jeher die größte Partei die Partei der Nichtwähler gewesen ist, und daß von der diesmal so viele Millionen aufzurütteln sein werden wie noch bei keiner Gelegenheit in der Geschichte deutscher Abstimmungen. Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite! Nur ein feiger Tropf verzaaagt, nuuur ein feiger Tropf verzagt...

Sozialisten. Der dritte Abend des ‚Aufbaus' findet am 8. Februar um 8 Uhr im Reichswirtschaftsrat statt und stellt die Frage: Diktatur, Parlamentarismus oder Wirtschaftsdemokratie? zur kontradiktorischen Diskussion. Vertreter aller Parteien von den Völkischen bis zu den Kommunisten sind geladen. Unter Andern werden sprechen: Paul Loebe, Friedensburg, Hans Simons, Leonard Nelson, Gertrud Bäumer, Joos und Dessauer vom Zentrum, Abramowitsch. Der Eintritt ist frei.

Reichswehrministerium. Statt einer Antwort eine Frage, eine kleine Anfrage: Ist wirklich wahr, daß der Oberleutnant Roßbach in den Jahren, wo er steckbrieflich verfolgt wurde, aber angeblich unauffindbar war, von der zuständigen Versorgungsstelle jeden Monat pünktlich seine Offizierspension nach Salzburg geschickt bekommen hat?

Teutone. Dir ist hier öfters bewiesen worden, daß der Theaterkritiker deiner nationalsten Zeitung nicht deutsch kann. Der Musikkritiker kann deutsch. Aber er schreibt: „Die Hauptrolle lag in den Händen von Wilhelm Guttmann, der den Selim Bassa sehr schön sang." Seit die ‚Entführung aus dem Serail' existiert, ist der Selim Bassa nicht nur nicht die Hauptrolle, ist er nicht nur die kleinste Rolle, sondern sogar nur eine Sprechrolle, die keine Note zu singen hat. Dein Musikkritiker ist also offenbar taub geworden. Bei dem höllischen Gassenlärm über dem Strich deiner nationalsten Zeitung kein Wunder.

Potsdamer. In einer, in deiner Republik gibts zwar keinen Hof mehr, aber einen Hofprediger. Dieser Hofprediger sagt — in der Republik — auf seiner Kanzel: „Wer nicht königstreu ist, ist ein Lump." Also Lumpen sind vom Reichspräsidenten abwärts alle Beamten, die sich als königsuntreu schon dadurch erweisen, daß sie den Eid auf die republikanische Verfassung ernst nehmen. Was geschieht nun mit solchem Hofprediger? Wird er sofort verhaftet, um vor den Staatsgerichtshof gestellt zu werden? Wird ihm sofort mitgeteilt, daß er sich sein Gehalt gefälligst von seinem König zahlen lassen solle, der ja doch glücklich sein wird, diese Treue über den Thron hinaus vergelten und vergelden zu dürfen? Nichts davon. Sondern: „... hat zu einem behördlichen Einschreiten noch keinen Anlaß gegeben... es muß zunächst geprüft werden ... noch nicht klar erscheint, ob seine Worte nach den Bestimmungen des Gesetzes... wird in maßgebenden Kreisen erwogen, einen parlamentarischen Druck auszuüben, zu dessen Anwendung beispielsweise..." Und Fluch vor allem der Geduld!

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Kolonisierer und Kapitalisten von Alfons Steiniger

1.

In einem demokratischen Weltblatt haben sich die Träger unsrer Volksgewalt: Klöckner und Sorge, Raumer und Schacht, Wieland und Deutsch, Kraemer und Silverberg ihre Sorgen vom Herzen gesprochen. Das Unheil, das ihr System angerichtet hat in Deutschland und Frankreich, in England und Polen, in Oesterreich und Skandinavien — sie prostituieren es mit pseudodramatischer Pose. Etwa so: Es geschieht dem Proletariat ganz recht, daß wir es hungern lassen müssen. Und ihr gemeinsamer Ausweg ist eine Weltwirtschaftskonferenz, zuvor aber noch — also gewissermaßen schon morgen früh — Pan-Europa. Man hat in dieser Republik gelernt, Formen preiszugeben, um deren Inhalt man mit vielen Schmerzen und vieler Liebe lange hat ringen müssen. Nun ist also auch Coudenhove-Kalergis Ziel, gestern noch unsre revolutionäre Hoffnung, zu einem Festtagswunsch Derer geworden, die sich die Erfüllung ihrer Wünsche leisten können. Victor Margueritte fragt einmal (in seinem neuen Roman ‚Le couple'): „Nach dem faulen Frieden wäre Europa beinahe gestorben, eingeengt von all diesen Protektionismen, vergiftet von großen und kleinen Nationalismen — und nun sollte man denselben Unternehmern erlauben, unter der internationalen Maske der Zollunionen ihr Arbeitsgebiet noch zu erweitern?" Kein Europäer darf die Vereinigten Staaten von Europa als Ausbeutertrust begrüßen, nur weil sie in der paneuropäischen Hülse stecken, sondern muß sie verfluchen, weil sie mit diesem verbrecherischen Inhalt die edle Form verseuchen. Doch die Pfiffigern unter den bigmen und ihren Helfern ahnen schon heute, daß der asthmatische Kapitalismus auch in den weitern Räumen Europas bald keine Luft mehr kriegen wird, daß er die blutigen eisernen Fäuste um die Gurgel der ganzen Erde legen muß, will er noch Blut saugen. Daher wird eine Weltwirtschaftskonferenz geplant, und daher blüht der koloniale Imperialismus wieder auf.

Die innereuropäische Expansion ist durch den „Geist von Locarno", an den seine Erfinder langsam zu glauben beginnen, einigermaßen gehemmt. Im Osten wacht und wächst der Riese Moskau, den man nicht nutzlos reizen soll. Amerika wirft, wie Australien viel früher schon, seine Tür vor den Einwanderern ins Schloß. Nur kolonistische Umverteilung hat der Erdraum den Kapitalisten noch zu bieten. Da aber ein Kolonialkrieg zu diesem Zweck seine Spesen noch nicht trägt und auch die Massen revolutionieren könnte, will die Händlergilde in einer Weltwirtschaftskonferenz ohne weitern Heldenmut zu einem

Ausgleich gelangen. Der Kolonialimperialismus, mit dem Kolonialkrieg am Ende, steht in der Vorblüte.

2.

Doch dessen Negation, die ich schon in Heft 47 des vorigen Jahrgangs gab und begründete, genügt allein nicht. Der positive Vorschlag einer neuen Kolonialpolitik muß versucht werden. Ein erster Entwurf kann nur Umrisse zeichnen und muß zunächst, soll er schleunigst realisierbar sein, mit der irrevolutionären Wirklichkeit rechnen. Seine Aufgabe ist: der raschen Urbarmachung, der schnellen Technisierung des Erdraums zu dienen, ohne zugleich kapitalistischen Privatehrgeiz zu sättigen. Dessen Appetit, der beim Essen nur wächst, führt zunächst zur Auspowerung der kolonisierten Massen, zur allerunchristlichsten Kuliwirtschaft und nach Erschöpfung dieser immerhin physisch begrenzten Befriedigungsart zu Raubkriegen der Heimatstaaten. Die erlösende Parole, schon in der kapitalistischen Wirklichkeit, scheint mir zu sein: Sozialisierung der Kolonialpolitik! Anders gewendet: nicht Kolonien — Kolonisieren tut not! Der Staat in seiner Gesamtheit als genossenschaftliches, nichtkapitalistisches Organ, ja sogar die kolonisationsfähige Menschheit als Ganzes hat die Kontingente zur Kolonisationsarbeit zu stellen.

3.

Für die Durchführung dieses Gedankens braucht man die Jugend. Und man wird sie bekommen. Denn in unsrer ganzen Jugendbewegung spukt, als Gedanke ungeprüft, der Wunschtraum einer ‚Werkmacht'. Er und das Verlangen nach gemeinschaftlicher Arbeit haben viel gute und beste Jugend in die nationalen Femeverbände, in das Reichsbanner und den Roten Frontkämpferbund mit ihrem militärischen Klimbim getrieben. Man soll so starke Empfindungen nicht wegdisputieren, sondern sie zu rationalisieren und dann zu aktivieren suchen. Wenn also alle europäischen Staaten den Wehrdienst (außerhalb der Polizei) abschafften und ihre kräftige Jugend als Pfadbrecher und Pioniere in das noch unzivilisierte Erdgebiet schickten, so wäre dieses Kolonialarbeitsheer der Anfang einer neuen humanen Kolonialpolitik. Die Freiwilligkeit des Dienstes und seine zeitliche Beschränkung, keine Unterschiede durch Einjährigenexamina und Derartiges, eine sorgfältige technische, handwerkliche und arbeitsmäßige Vorschulung sind Voraussetzungen unter andern, die hier nicht Raum haben.

4.

Aber noch eine Wirkung ist mir wichtig. Seit Jahrhunderten ist Europa eine geistige Realität für den Vortrupp. In ein paar Jahren werden die Kapitalisten eine ausbeuterische Profitgenossenschaft aus ihr gemacht haben. Durch die gemeinsame Arbeit der europäischen Jugend in den kolonialen Kontingenten würde Europa nun zum Erlebnis der Menschen.

(Jugend kittet, Arbeit kittet, Fremde kittet . . . Diplomatie, Buchpropaganda, Fabrikantentrust kleistern.) Es kommt eben darauf an, das Kolonialreich den Kolonisierern und Europa den Kapitalisten zu entreißen. Hier ist zu Beidem der Weg.

Und dieses erste Friedensheer wäre zugleich praktischer Pazifismus. Der Pazifismus braucht ein Positivum. Sein großes Negativum: die Organisation der Kriegsdienstverweigerung, ist brennend wichtig, aber es taugt schlecht für die Reklametrommel. Denn es kämpft gegen ein mit dem Geiste unüberwindliches Sentiment. Durch die Propaganda für das Kolonialheer wäre dieses Gefühl neutralisiert und gefahrlos dem Dienst der Gesamtheit unterstellt.

Der heillose teuflische Gegensatz zwischen Geistarbeiter und Handwerker aber würde in den tausend Nöten und Gemeinsamkeiten des Lebens dieser Menschen zermürbt werden. Und schließlich: Menschen, hungrigen Menschen ohne Boden, ohne Arbeit würde Land geschaffen. Das Gesicht der Erde würde weniger zerrissen, bekäme Form und Ausgleich. Der unitarische, universalistische Gedanke würde endlich Erlebnis, Leben, Wirklichkeit.

5.

Wer gibt die Formel weiter: Keine Kolonien — Kolonisieren! Wer von den Schicksalsmännern mit der lauten Stimme?

Heldenverehrung von Giambattista Vico (1730)

Man denke an den Eid, den die Heroen schwuren, ewige Feinde dem Volke zu sein; man denke daran, was die römische Geschichte aus der Zeit der römischen Tugend erzählt: Brutus, der mit seinen zwei Söhnen sein Haus der Freiheit opfert; Scaevola..., Manlius, genannt Imperiosus, der seinen siegreichen Sohn enthaupten läßt, weil dieser aus dem Drang nach Heldentum und Ruhm durch Verstoß gegen die militärische Disziplin siegte; die Curtier, die Dezier, die Fabrizier und Curier, die Attilius Regulus... Was nützten diese alle der armen und unglücklichen römischen Plebs? Sie preßten die Plebs zu immer neuen Kriegen, versenkten sie immer tiefer in ein Meer von Zinsen, begruben sie immer tiefer in die Privatkerker der Adligen, wo man sie mit Ruten auf die nackten Schultern schlug wie die niedrigsten Sklaven! Wer aber die Plebs auch nur ein wenig entlasten wollte durch irgendeine Getreide- oder Ackerverordnung, der wurde von diesem Stande der Heroen zur Zeit eben dieser römischen Tugend angeklagt und wie ein Rebell hingerichtet... Eben weil die Adligen der ältesten Völker sich für Heroen oder für von Natur aus höher stehend als ihre Plebejer hielten, darum gingen sie mit den armen Massen ihrer Nationen so übel um. Ganz gewiß wird die römische Geschichte jeden aufmerksamen Leser befremden, wenn er unter folgenden Beziehungen über sie nachdenkt: Was war römische Tugend, wo soviel Hochmut herrschte? was Mäßigung, wo solche Habsucht? was Milde, wo solche Grausamkeit? was Gerechtigkeit, wo derartige Ungleichheit?

Aus dem Italienischen übersetzt von Richard Peters

Peter Reinhold von Hans Bauer

Nicht immer ist den Verlegern bürgerlicher Provinzzeitungen ein inneres Verhältnis zu ihrem Beruf nachzusagen. Was turnt da nicht alles an abgehalfterten Majoren und arrivierten Heringshändlern, Befehle austeilend und Parolen ausgebend, in den Zimmern der Chefredakteure herum! Peter Reinhold ist auch einmal Verleger in der Provinz gewesen, damals, als er der Herr des ‚Leipziger Tageblatts' war. Aber man muß ihm nachrühmen, daß er sich von dem Durchschnitt seiner Kollegen deutlich abhob: ein Mann von Kultur und Manieren, von Geistigkeit und Klugheit, ein vorzüglicher Redner und ein schlagfertiger Debattierer dazu.

Der geistigen Gewichtigkeit Peter Reinholds entspricht keineswegs seine leibliche Statur. Als ich ihn vor acht Jahren kennen lernte, trug er fast noch ein Milchgesichtchen und wäre, trotz seiner dreißig Jahre, in einem Kreis von Abiturienten gewiß nicht sonderlich aufgefallen.

Aber Peter Reinhold hat immer verstanden, sein physisches Minus durch Selbstsicherheit des Auftretens zu kompensieren und der Möglichkeit des Übersehenwerdens durch Präsentation seiner Fähigkeiten zu begegnen. Da er keine eingebildeten, sondern vorhandene Fähigkeiten zur Schau stellt, wirkt seine Vordergrund-Leidenschaft nicht unsympathisch. In der Sache freilich kommt es zuweilen vor, daß die Überzeugtheit von seiner Führer-Qualität als deplaciert empfunden werden muß.

Ich erinnere mich jenes revolutionspsychotischen Leipziger ‚Rats geistiger Arbeiter'. Einberufen war er von einigen Redakteuren und Künstlern, bevölkert wurde er von radikalem geistigen Jungvolk, das in der Revolution das Morgenrot einer neuen Zeit heraufdämmern sah, aber geleitet wurde er von Dr. Peter Reinhold. Wer hatte ihn bestellt? Es war alles mit rechten Dingen zugegangen. Peter Reinhold war gewählt worden. Er, der vermögende Herr Verleger und Hauptaktionär einiger Buchdruckereien und Papierfabriken, war, in geordnetem Wahlgang, von Bohémiens, Heimatlosen, Expressionisten und intellektuellen Aufrührern zum ersten Vorsitzenden erkoren worden. Er hatte einleuchtend zu machen verstanden, daß kein Andrer als er in Betracht komme. Der ‚Rat' revidierte später seine Wahl. Er stürzte Reinhold. Reinhold ließ erkennen, daß ihm das nicht sehr zu Herzen gehe. Er hatte, in seiner nüchternen Einsichtigkeit, viel früher als das bunte Gewimmel sehnsüchtiger und unausgegorener Revolutionäre erkannt, daß in diesem Deutschland nicht die Räte, sondern die Parteien die Regierungsgewalt ausüben würden.

In jenem Rat war auch Erich Zeigner. Welcher menschliche Gegensatz zwischen diesen beiden Männern! Peter Reinhold: der kühle Kopf, der vorsichtig Wägende, Sich-nicht-Festlegende, der Politiker, der von dem Rat nichts lernen und ihm nichts lehren wollte, sondern ihn ein paar Wochen lang als Sprungbrett für die Macht im neuen Deutschland betrachtete. Erich Zeigner hingegen: der Sucher, der, als Reinhold sich entschuldigte, zur Kandidaten nominierenden Mitgliederversammlung

der Demokratischen Partei zu müssen, sich mit dem uneinträglichen Problem der Strafrechtsform befaßte und in verschwiegenen Hinterzimmern der Lokale nächtelang debattierte.

Peter Reinhold kam zwar nicht in den Reichstag, aber in den Landtag. Und da er unter den sächsischen Demokraten eine geistige Lichtgestalt war, stieg er schnell höher. Man erinnerte sich noch dazu, daß er einmal eine Kampfschrift gegen den königlich sächsischen Finanzminister Rüger verfaßt hatte, und präsentierte ihn für die Betreuung des Finanzministeriums. Peter Reinhold verkaufte sein ‚Leipziger Tageblatt', das immer leidlich charaktervoll und anständig, aber etwas langweilig gewesen war, an Ullsteins (die es dann an Mercys weitergaben), bekam damit den Kopf für seine politische Laufbahn frei und bewies gleichzeitig seinen finanziellen Weitblick: sein Tageblatt, nie eine Goldgrube ist kürzlich eingegangen.

Während der sozialistisch-kommunistischen Herrschaft in Sachsen mußte Reinhold abseits stehen. Dann schlug wieder seine Stunde. In Sachsen kam die Große Koalition. Reinhold wurde zum zweiten Male Finanzminister, und es gelang ihm, in so etwas wie den Ruf eines linken Flügelmanns der Regierung zu kommen. Diese Charakterisierung ging allerdings mehr von rechts als von links aus, und es trug an ihr weniger eine Annäherung Reinholds an sozialistische Tendenzen als eine Verkettung von äußern Umständen die Schuld. Reinholds Vorliebe während seiner sächsischen Finanzministertätigkeit galt den Sächsischen Werken, einem unter staatlicher Regie arbeitenden Betrieb, der vornehmlich Kohlen- und Elektrizitätswerke umfaßt. Reinhold hat, vom staatsfinanziellen Standpunkt aus gesehen, viel für diese Werke getan. Er hat ihre Arbeitsmethoden modernisiert. Er hat unrentable Abteilungen rücksichtslos stillegen lassen. Er hat in die Verwaltung ein rein kaufmännisches Prinzip hineingetragen. Er hat die Werke ausgebaut. Sein bedeutsamstes Erweiterungsprojekt war die Abholzung der Harthwaldungen bei Leipzig zur Gewinnung neuer Kohlenfelder. Dieses Projekt hat ihm die wütende Feindschaft der privaten Unternehmer im Allgemeinen und des Verlegers der ‚LeipzigerNeuesten Nachrichten' im Besondern eingetragen. Unter der heuchlerischen Parole: Blühende Wälder oder rauchende Schlote? ist der verlogene wirtschaftliche Interessenkampf gegen Reinhold monatelang erbittert geführt worden. Aber es wäre ganz falsch, aus der Tatsache, daß Reinhold bei der Begünstigung der Sächsischen Werke die Sympathien der Linken auf seiner Seite hatte, zu folgern, daß er ihren Grundanschauungen ein tieferes Verständnis entgegenbringt. Am deutlichsten geht das aus einem Artikel hervor, den er im Jahrbuch Sachsen 1926 veröffentlicht hat. Er verwahrt sich darin gegen den Vorwurf staatssozialistischer Gedanken. Nicht, um der privaten Wirtschaft Konkurrenz zu machen, arbeiteten die Sächsischen Werke, sondern im Gegenteil: um ihr zu dienen. Im Etatsjahr 1925 hätte der Ertrag der Staatswirtschaft sich höher gestellt als die gesamten Einnahmen aus der Gewerbesteuer oder mit andern Worten: gäbe es keine Sächsischen Werke und damit keinen Überschuß daraus, so hätte die Gewerbe

steuer verdoppelt werden müssen. Ihre relative Niedrigkeit sei also der sichtbare Nutzen, den die Privatwirtschaft aus der Staatswirtschaft ziehe. Solch eine Argumentation ist einleuchtend. Aber sie weist keine Spur von kollektivwirtschaftlichen Ideen auf. Sie ist rein kapitalistisch.

Peter Reinhold hat seinen Aufstieg weiter fortgesetzt. Er ist Reichsfinanzminister geworden und mit seinem Intimus Otto Geßler nun auch in dauernde geographische Berührung gekommen. Deutschland hat einen Minister mehr, der ein überaus fähiger Fachmann ist, ein scharfer Kopf und ein geistvoller Sprecher. Schade, daß wir uns abgewöhnt haben, zu hoffen, es komme das Heil der Welt aus den Händen und Hirnen der geschickten Routiniers.

Deutsche Woche in Paris von Ignaz Wrobel

Im Januar hatten wir zwei deutsche Gäste: Thomas Mann und Alfred Kerr haben vor Franzosen in Paris gesprochen. Mann in der Dotation Carnegie, Kerr in der Sorbonne, in einer öffentlichen Veranstaltung der Friedensgesellschaften und auf einem Empfang der Zeitschrift ‚Comoedia'.

Der Empfang durch die Presse war, von kleinen Ausnahmen abgesehen, interessiert, viele Zeitungen brachten Photographien. Beide Schriftsteller wurden durch den Professor Lichtenberger patronisiert, der ein ausgezeichneter Kenner der deutschen Literatur ist. Mann sprach ein paar Einleitungsworte französisch, die Rede selbst deutsch; Kerr sprach französisch. Wer da weiß, wie unendlich schwer es ist, vor einem französischen Publikum als Fremder französisch zu sprechen, auch dann, wenn man die Sprache so gut beherrscht wie Mann und Kerr, wer weiß, wie die Seele einer französischen Zuhörerschaft so ganz, ganz anders ist als die einer deutschen, wird keine Kritik der Einzelheiten vornehmen. Kerr erzählte über deutsches Theater, das ihm eine Möglichkeit zur Völkerversöhnung zu sein scheint; Mann sprach über deutsche und französische Geistigkeit nach dem Kriege. Da kurz vorher Elisabeth Rotten von einer französischen Patriotin in demselben Saal, wo Kerr sprach, angepfiffen worden war, hatte man Einladungen ergehen lassen; die Kontrolle war streng, vielleicht zu streng. Welchen Eindruck diese Vorträge auf Franzosen gemacht haben, ist sehr schwer zu sagen.

Wer als Deutscher in Paris diese seine Landsleute hat sprechen hören, muß bei der Beurteilung ihrer Wirkung auf die deutsch-französische Annäherung jede interne literarische Erinnerung völlig beiseite lassen. Es ist in diesem Zusammenhang glanz gleichgültig, wie ich zu Kerr oder Mann „stehe" — ob ich sie liebe oder nicht lese —: Franzosen sehen diese Abgesandten deutschen Geistes mit ganz andern Augen an als wir, die wir sie nah kennen, und es kommt in diesem Falle nur auf die Franzosen an.

Der deutsche Botschafter, Herr v. Hoesch, hatte einen Abendempfang veranstaltet, auf dem zum ersten Mal nach dem Kriege wieder französische Minister die deutsche Bot-

schaft besuchten. Aber schließlich ist ja seit sieben Jahren Friede . . . Herr v. Hoesch ist ein außerordentlich liebenswürdiger Herr, dessen gewandte Propaganda durch Literatur dem polternden Auftreten einiger seiner Kollegen in Süd-Amerika vorzuziehen ist. Ich hatte den Eindruck, daß Kerr und Mann von ihrer Verständigungsarbeit befriedigt waren.

Nichts gegen diese Arbeit.

*

Und nichts für sie.

Eine solche Annäherung ist nicht nur auf eine kleine Zahl von Leuten beschränkt — sie bleibt es auch. Dergleichen dringt erfahrungsgemäß niemals durch, dringt niemals in die Massen, und man sage ja nicht, daß so etwas ein Anfang ist. Es ist ein Ende.

In Berlin liegt das noch etwas anders als in Paris. Der Kreis von Gebildeten, die für einen Fremden Interesse haben, ist dort viel größer als in dem egozentrischen Paris, das nicht angelaufen kommt, sondern zu dem man kommen muß. Nicht der Vortragssaal ist hier das Zentrum, sondern der Salon. Durch diese Salons geht aber seit altersher ein solcher Strom von Fremden aller Kontinente, daß die Gewohnheit die Neugier auch dann getötet hätte, wenn sie vorhanden wäre. Sie ist nicht vorhanden. Der Franzose hält es heute noch für durchaus natürlich, daß die Vertreter fremder Völker von ihm etwas annehmen, er will bei ihnen nichts lernen. Er spricht ihre Sprachen nicht, er kennt ihre Kulturen nicht, denn er reist nicht. Die wirklich internationale Schicht schwimmt wie Oel auf dem Wasser. Da ist aber noch ein Andres.

Die Kernfrage ist überhaupt nicht, ob uns gelingt, die französische und die deutsche Lebensauffassung einander nahe zu bringen, was schwer, beinahe unmöglich ist — es handelt sich darum, Kriege zu vermeiden. Und die werden so nicht vermieden.

Reden deutscher Schriftsteller in Paris; Ausstellung französischer Bilder in Berlin; Gastspiel Max Reinhardts in Paris; Reden französischer Schauspieler in Berlin; Entsendung intellektueller Deputationen in beide Länder —: alles das bewirkt noch nichts. Es erweitert vielleicht den Horizont einzelner Leute, es stärkt das Wissen von der Weltlage — aber es wird nicht ein Schuß weniger abgefeuert werden, wenn die Vaterländer rufen.

Solange die Staatsmacht, über das Leben der Volksangehörigen zu verfügen, unangetastet bleibt, ist diese Art pazifistischer Annäherung ein harmloses Gesellschaftsspiel. Solcher Pazifismus verpflichtet zu nichts. Man ist des besten Willens voll, zu verstehen, sich verständlich zu machen, die Völker zu nähern — doch wenn die Trompeten blasen, ist das Alles vergessen. Und das ist keine pessimistische Theorie — dafür gibt es einen unwiderlegbaren Beweis. Deutsche Intellektuelle in Paris, französische in Berlin . . .

Genau so weit waren wir im Jahre 1912 auch.

Auch damals kamen Pariser nach Heidelberg, lernten und lehrten; kamen Berliner nach Paris, malten und wirkten auf

die Malerei ein; hielten wir einander Vorträge und klatschten uns zu; konnten sogar Fahnen entfaltet werden, die nicht abgerissen wurden — und wohin hat das geführt? was hat das genützt? Gräber geben die Antwort.

Wollen wir daraus keine Lehre ziehen —? Soll dieser ganze Affentanz würdig gebildeter Männer um das Idol einer hochverehrten Weltanschauung von vorn beginnen? Er ist lächerlich und gefährlich.

Lächerlich: weil sogar die Leute, die im Jahre 1914 auf beiden Seiten den Veitstanz bekommen haben, wiederum mittun, auf beiden Seiten. Da sitzen dieselben bösartigen Greise, die mit ihren bescheidenen Kräften den Abdeckern der Generalität geholfen haben, so gut sie konnten; n'ayant pas pu mourir à la tête de leurs troupes, ils mettaient leurs plumes dans les mains des officiers . . . Dieselben Kriegsdichter, die noch zur Zeit der Ruhrbesetzung als Vaterlandsretter figuriert haben, Gesinnung so unsauber wie Verse, strecken heute die Hände als Versöhnungszeichen hin. Es waren nicht einmal Leithammel.

Gefährlich: weil es den guten Willen Gutgläubiger absorbiert und abfängt. Sie glauben, wirklich etwas für den Pazifismus zu tun, wenn sie solchen Organisationen angehören, Beiträge bezahlen, eine grüne Mitgliedskarte haben; sie glauben, ernstlich ihrer Pflicht zu genügen, wenn sie in einem Vortrag des Fremden nicht pfeifen, sondern klatschen. Das ist gar nichts.

Ich betone ausdrücklich, daß ich die Lage auf der französischen Seite genau so ansehe wie auf der deutschen. Zugegeben, daß Herr Geßler nicht in die französische Botschaft ginge, wenn dort Herr Valéry zu Gast wäre: sein gewinnendes und schlagfertiges süddeutsches Wesen käme da vielleicht nicht so recht zur Geltung . . . Herr Painlevé geht in die deutsche Botschaft. Na und —?

Und es ist nichts geändert, und es kann so nichts geändert werden, und es ist Alles für die Katze. Nicht darauf kommt es an, ob ein deutscher Literat in Paris „richtig" spricht oder nicht — meist haben sie viel zu viel Scheu, messen ihren Worten eine viel zu große Bedeutung bei und glauben, es hänge weiß Gott was davon ab, wenn sie etwa ein „unvorsichtiges" Wort sprächen . . . Während doch nur die unvorsichtigen Worte etwas zu Wege bringen.

Diese brave Annäherung ist deshalb von der ersten bis zur letzten Minute zwecklos, weil sie nichts ändert, weil sie nicht ins Volk geht, weil sie Machtverhältnisse anerkennt, statt sie bis aufs Messer zu bekämpfen. Das Getue erinnert an die übermütigen Schelmenstreiche guter Schüler in einer Festvorstellung der Anstalt: schmunzelnd sitzen die Lehrer dabei und freuen sich; es ist so schön erlaubt.

Sehr bezeichnend ist das Publikum dieser pseudo-pazifistischen Veranstaltungen. Was sofort auffällt, ist der fast vollkommene Mangel an Jugend. Wo ist die —? Auf der andern Seite. Aber wäre ich zwanzig Jahre: ich ginge auch dorthin, wo etwas getan wird, wo Schwung sitzt, Kraft, Aktion, blutgeschwellte Adern. Wenn man in der Liebe stets zwanzig

Jahre ist, dann ist man in der demokratischen Politik immer hundert. Manche werden gleich so geboren.

So gehts nicht. Es geht nicht, weil die Zeit der gediegenen Bürgerbildung, wie sie etwa die ‚Frankfurter Zeitung' repräsentiert, ein für alle Mal vorbei ist; weil es keine Kunst, keine Wissenschaft, keine Technik gibt, die über den Klassen schwebt wie eine weiße Fee. Das neutrale Gebiet, auf dem sich die Schriftgelehrten dieser Gattung würdig treffen, objektiv gebügelt und mit herrlich neutraler Hemdbrust — dieses Gebiet gibt es nicht und hat es nie gegeben. Es schmeichelt den Trägern, ich weiß es; es tut weh, auf die Sinnlosigkeit eines so schön humanen Tuns aufmerksam gemacht und mit der Nase auf die Gasgranaten gestoßen zu werden, die im Keller, grade unter der Bibliothek, liegen — aber es ist die Wahrheit. Die Wahrheit, die Keinen braucht, der sie verkündet; die Herren selbst verkünden sie in dem Moment, wo's ernst wird; kaum können sie den Patriotismus halten, schon spritzt er unter den kühlen Sätzen der Wissenschaft in Literatur und Kunst eklig hervor. Das Bezirkskommando wartet, die Wirtschaft wartet, und in den Zwischenpausen spielen sie Völkerversöhnung.

Es gibt heute eine Locarno-Heuchelei, wie es eine patriotische Heuchelei gibt. Das ‚Institut de la Coopération Intellecutelle' ist zu Paris mit vielen schönen Reden eröffnet worden — ich verspreche mir nicht das Geringste davon. Wir haben dergleichen vor dem Kriege gehabt, es hat nicht gehalten, und es wird wieder nicht halten. Ehren-Doktordiplome sichern keinen Frieden.

Den Frieden sichert eine kapitalistische Konjunktur, die der einen Gruppe aus rein wirtschaftlichen Erwägungen verbietet, gegen die andre Gas abblasen zu lassen. Das wäre, auf der Basis der gegebenen Gesellschaftsordnung, eine echte und wahre Friedensmöglichkeit.

Ich wünsche mir eine andre. Das schöne französische Wort: „On est toujours le réactionnaire de quelqu'un" ist mir gut bekannt, und ich beabsichtige nicht, wohlmeinenden und anständigen Männern Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Ich halte nur ihre Bemühungen und ihre Schriften, ihre gemäßigten und liberalen Anstrengungen für zwecklos. Nicht, weil ihre Personen unzulänglich wären, sondern weil die Sache, der sie zu dienen glauben, ihrer spottet. Nichts ist gegen die Arbeit guter Mittler zu sagen — aber Alles gegen ihre Bewertung.

Diese Wirtschaftsordnung kann keinen Frieden halten, weil sie den Krieg zum Leben braucht, wie ihn die alten Dynastien gebraucht haben. Diesen latenten Kriegszustand bekämpft man nicht, indem man gemeinsam Schmetterlinge sammelt und kunstgewerbliche Gebrauchsgegenstände ausstellt, sondern: indem man die Verursacher und die Ursachen dieser Wirtschaftsunordnung beseitigt. Da es in der Geschichte keinen freiwilligen Verzicht von Klassen auf ihre Vorrechte gibt: mit Gewalt. Denn dies ist das Wesen der Revolution: daß die althergebrachten Begriffe eben nicht mehr gelten, daß man eben nicht gerecht ist, daß es eben nicht nach Paragraphen

und Verdienst, sondern nach der Notwendigkeit geht, daß jene Ordnung, die sich das nur gebildete Gehirn nicht wegzudenken vermag, erschüttert und eingeschlagen wird. Eine Luftreinigung.

In diesem Sinne bin ich für eine deutsch-französische Verständigung.

Lützows wilde Jagd von Theobald Körner

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hörs näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
und gellende Hörner, sie schmettern drein
und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn Ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Es ist

eine Formation, die nicht existiert, deren Angehörige lediglich die Ertüchtigung der Jugend betreiben, Waffen nicht besitzen und mit denselben äußerst vorsichtig umgehn, sodaß von einer unmittelbaren Gefahr für die Republik nicht gesprochen werden kann

Lützows wilde verwegene Jagd.

Was streift dort rasch durch den finstern Wald
und jaget von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
das Hurra jauchzet, die Büchse knallt,
es stürzen die jüdischen Schergen,
Und wenn Ihr die schwarzen Jäger fragt:
Es ist

leider nicht möglich, Ihnen Auskunft zu geben, bester Herr: sie sind das Land, und das Land darf man nicht verraten, denn die Richter, die Reserveoffiziere gewesen sind, erinnern sich gern an die Schlacht bei Sedan, wissen aber noch nicht, daß sie schon aus ist, und schließen sich von der Öffentlichkeit aus

Lützows wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die Ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und des Reimes wegen der Morgen tagt,
wenn wirs auch erst sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln seis nachgesagt:
Das war

in Döberitz, im Monat Mai, deinen Großvater haben sie beschlagnahmt, deinen Onkel eingesperrt, deine Tante in Schutzhaft genommen, ich laß sie grüßen, deinen Bruder auf der Flucht erschossen und deinen Vater verhaftet, er lahmt heute noch. Die Republikaner? Gehirnattrappen, die nicht einmal merken, wie verprügelt sie sind, Leute, egalweg gerecht von einer Niederlage zur andern, immer gerecht, Gefahren einrichtend und sie hinterher beschwörend, taktisch von Malheur zu Malheur taumelnd, besiegt, geschlagen, zurückgeworfen und noch stolz darauf, im tiefsten Wurstkessel, und wissen es nicht und wissen es nicht einmal, und wer bleibt den Jeistigen gegenüber Sieger, Triumphator über Millionen Geknechteter —?

Lützows wilde verwegene Jagd.

Prozeß Pannier von * * *

Militärisch oder außenpolitisch?

Es vergeht kein Tag, ohne daß in der Presse neue Lichtreflexe auf die unerhört schauerlichen Vorgänge des Jahres 1923 fallen. Das ist ein Gradmesser für die Dunkelheit, in der die Öffentlichkeit durch ihre Behörden viel zu lange belassen worden ist. Es vergeht aber auch keine Woche, ohne daß die Behörden eine Dummheit begehen, die beweist, wie unangenehm ihnen heute die Fememorde geworden sind. Einmal so — einmal so. Einen neuen und sehr interessanten Aufschluß konnte eine republikanische Zeitung geben, die von wohl „unterrichteter Seite" dahin instruiert war, daß die Fememordverfahren für das Reichswehrministerium ohne jedes Interesse seien, daß der ewige Ausschluß der Öffentlichkeit einzig aus außenpolitischen Erwägungen erfolge. Es ist anzunehmen, daß die unterrichtete Seite in irgendwelchen Beziehungen zum Reichswehrministerium steht, wenn nicht gar ihm angehört. Jedenfalls eröffnet diese offiziöse „Enthüllung" Perspektiven, die ... ach, man wagt nicht einmal zu vermuten, geschweige denn anzudeuten.

Danach haben also nicht militärpolitische Erwägungen, sondern außenpolitische Rücksichten die ständige Verschiebung der Aufklärungen erwirkt. Nun haben aber die Fememorde doch zu einem Skandal geführt, für den naturgemäß Niemand die Verantwortung tragen will. Eine längst erledigt geglaubte Vergangenheit hat sich in die Gegenwart herübergerettet und drangsaliert Mörder, Anstifter, Geheimräte, Richter, Staatsanwälte und Ministerien. Jetzt steht im Vordergrund die deutsche Außenpolitik: darauf kann man sich keinen andern Reim machen als den, daß die Stresemänner an der Geheimhaltung verschiedener Tatsachen, die in den Fememordprozessen zur Sprache kommen, aus Rücksicht auf Polen interessiert sind. Nicht allein, daß die Schwarze Reichswehr nur in dem Wehrkreis III, der Polen am nächsten liegt, aufgezogen war: auch die akuten „Gefahren eines deutsch-polnischen Krieges" zwingen zu diesem Schluß. Die Schwarze Reichswehr, deren Existenz von der etatmäßigen gebilligt und gefördert wurde, ist von dieser sicherlich nicht als Putscharmee gedacht gewesen, sondern galt als Reserve für einen möglichen Einfall der Polen oder Einfall in Polen. Damit war sie eine Verteidigungsfront im Geist jenes Grundsatzes wilhelminischer Friedenspolitik: „Der Angriff ist die beste Verteidigung." Was aber ist denn an diesen echt preußischen Zuständen so gefährlich? Sie sind ja längst Geschichte geworden. Die ehrliche Regierung eines politisch ehrlichen Landes hat inzwischen mit Polen einen Vertrag unterzeichnet, in dessem Wortlaut es heißt: „.... également résolus à maintenir la paix entre L'Allemagne et la Pologne ..." Gewiß wäre es sinnlos, zu übersehen, daß Polen in seinen Gebieten mancherlei getan hat und bestimmt noch tun wird, was die Reiterherzen der Seecktler zerreißt, was den Vaterlandsgeilen zur Hetze dient. Aber wenn Deutschland, besser: die deutsche Regierung an der Ehrlichkeit Polens zweifelt: warum hat sie den Pakt erst unterzeichnet? Und wenn sie an die Ehr-

lichkeit der polnischen Republik glaubt: warum will man nicht gestehen, daß Deutschland bis zum — sagen wir mal: 16. Oktober 1925 gestiefelt und gespornt war? Dies Geständnis wäre durch die Freigabe der Femeprozeßverhandlungen aller Welt gemacht, wäre ein Bekenntnis zum deutsch-polnischen Pakt und — benötigte nicht einmal den Mut eines Bekenntnisses, wäre nichts als Geste, weil die Polen ja doch ganz genau wissen, was Deutschland zur Lösung des Problems der Landesverteidigung getan hat.

Wenn nun aber nicht das Außenministerium — hat vielleicht das Innenministerium ein Interesse an der Geheimhaltung der letzten politischen Zusammenhänge dieser militärischen Verbrechen? Das ließe sich schön und leicht mit den Worten rechtfertigen: Wir wollen dem deutschen Volk die Aufregung eines nachträglichen Schreckens ersparen! Denn sicher ist, daß die Klarlegung der militärpolitischen Schweinereien von 1923 die ohnehin durch Aufwertungs-, Arbeitslosen-, Fürstenabfindungs-, Matrosenmord- und Justizskandale gefahrvoll gespannte Volksstimmung der Explosion bedenklich nähern würde.

Für Außen- und Innenministerium einfach unmöglich wäre die Aufdeckung allerdings, wenn man nach Locarno bei uns noch genau so wirtschaftete wie vor Locarno. Das ist eine völlig unberechtigte Vermutung. Dann wären ja die schönen Reden der Doktoren Luther und Stresemann nichts als Lüge und die Unterzeichnung des Pakts ein Verrat, vollzogen, noch ehe die deutschen Delegierten die Feder aus der Hand gelegt hätten.

Mit einem Wort: wer hat ein Interesse an der Diskretion der Gerichte? Man hat sich doch bei kommunistischen Tscheka- oder demokratischen Landesverrats-Prozessen noch nie so gehabt.

Wer also?

Das Außenministerium wegen des Nachbarreichs Polen?

Das Innenministerium wegen des deutschen Proletariats?

Das Reichswehrministerium wegen — na so überhaupt?

Syndikus Sack

Man schlägt den Sack und meint den Esel.

Die Fememordprozesse sind den deutschen Gerichten aus der Hand genommen worden. Und wenn auch tausendmal in der Zusammensetzung des Gerichtshofs der preußische Richterverein dominiert, und wenn sie alle vom besten Willen beseelt sind, die Mordbanden der Reichswehr zu entlasten: dem Sack genügt es nicht — er will mehr, will seiner Pflicht als Syndikus genügen. Der Staatsanwalt wollte den Ausschluß der Öffentlichkeit nicht; oder tat wenigstens so. Der deutschnationale Rechtsanwalt Bloch wollte ihn ehrlich nicht, hatte er doch kurze Zeit vorher in der ‚Deutschen Tageszeitung' — allerdings ohne seinen Namen zu nennen — für Zulassung der Öffentlichkeit plädiert. Drei Worte von Sack — und: der Staatsanwalt war geschlagen, der „nationale Gedanke" hatte gesiegt. Ziemlich überrascht zogen die Berichterstatter der Zeitungen ab. Die Rechten und Rechtler waren unter sich. Sack phantasierte von polnischen Spitzeln, die seine Klienten ermordet hätten, von der Pflicht der Vaterlandsliebe, von der staatserhaltenden Not-

wendigkeit der heiligen Feme. Und seine Argumentationen waren so stichhaltig, daß zwei der Hauptangeklagten schon nach drei Stunden aller Sorgen ledig waren.

Ganz abgesehen von Ausschluß oder Nichtausschluß: man sollte solche Entscheidungen nicht von Herrn Sack, der schon 1923 zu „Paulchen" Schulz gute politische Beziehungen hatte, abhängig machen. Er hat den Pannier-Prozeß dem Machtbereich des Gerichts entrissen und es veranlaßt, der Mehrheit des deutschen Volkes, die schon zu lange auf die Sühne gemeiner Verbrechen wartet, eine schallende Ohrfeige zu versetzen.

Das hat er — und Stresemann oder Külz oder Geßler werden ihm wortlos und fest die Hände geschüttelt haben.

Von Rechts wegen

Das Ergebnis:
Dem Befehlsempfänger der Tod!
Dem Auftraggeber die Freiheit!
Den Bezahlern Schutzzölle!
Den Schöpfern der Schwarzen Reichswehr Lorbeern!
Den Staatshäuptern der Dank der Nation!
Den Republikanern neue Landesverratsprozesse!

Es ist doch was dran an dem Ausschluß der Öffentlichkeit, an den Paragraphen unsres Gesetzbuchs, an dem „Geist" des preußischen Richtervereins, an der Scharfsinnigkeit eines auch persönlich sehr interessierten Verteidigers. Soll man da das Urteil überhaupt noch kommentieren?

Es beweist, daß das Gericht sich einzig und allein mit dem Tatbestand des Mordes beschäftigt hat. Der Tod eines Menschen ist gesühnt. Aber die verantwortungslose Experimentiererei angeblich nationaler Politiker hat mit der Schaffung der Mordtruppe die Staatsform einer Belastungsprobe unterzogen, die diese zwar ausgehalten hat, an der sie aber rissig geworden ist, und harrt der unparteiischen Richter. Man könnte dafür die Masse mobilisieren, ginge es heute nicht um noch wichtigere Dinge. So bleibt nur Eines: sich fest einzuprägen, wie diese falschen Hasen geschmort wurden, und sich die Köche Geßler, Stresemann, Külz, Bombe, Sack und die vielen, vielen Andern zu merken — für später einmal, wenn der deutsche Michel wach geworden ist.

Was ist dieses Urteil schließlich? Eines von denen, die auf der Passivseite des deutschen Kontobuchs stehen und eines Tages den Bankerott eines dünkelhaften, schwarzweißrotgolden verkitschten Rechtsstaats verschuldet haben werden. Die öffentliche Verlesung des Urteils ist eine Geste, die in keinem Verhältnis zu der Forderung steht, die Verhandlungen öffentlich zu führen, und eine Phrase wird das Resümee des Untersuchungsausschusses sein und bleiben, bis später einmal neue Zeiten einen dicken Strich unter die Jahre des Staatsverfalls ziehen und Menschlichkeit und Gerechtigkeit die Stützen der Justiz sein werden.

Zwischen der Zukunft und der Gegenwart aber liegt unverrückbar: die legale Diktatur der Reichswehr, der Vaterländischen und der Feme.

Amerikanische Bauten von Robert Breuer

Erich Mendelsohn, dem einige architektonische, die Lebensart und den Rhythmus der technischen Großstadt formende Versuche gelungen sind, ist in den Vereinigten Staaten gewesen und hat in NewYork, Chicago, Detroit und Buffallo typische Bauten, Straßenwände, Platzbildungen, Stadtsilhouetten photographisch aufgenommen; siebenundsiebzig dieser Tafeln veröffentlicht er als ‚Bilderbuch eines Architekten' bei Rudolf Mosse in Berlin. Wir erleben etwas Außerordentliches; so überwältigend nahe ist uns das Gigantische, das Groteske, das Europaferne und beunruhigend Überirdische dieser Kolosse des Handels, des Verkehrs, der Geldkonzentration und der Getreidespeicherung noch nicht gekommen. Auch Mendelsohn ist spürbar hingerissen, umgeworfen gewesen, als er diese Straßenschluchten, aufklaffend zwischen vierzig und fünfzig Stockwerken, diese Gebirgsmassive aus Stahl und Eisen, diese Katarakte von Fenstern, diese Dämonie der Quantität und der tausendfachen Multiplikation gesehen hat, diese brutale Vernichtung des Menschenmaßes, diese phantastischen Zusammenstöße von Röhren und Kuben, diese kraftgeladenen, vom Verkehr durchschlagenen Perspektiven und des Nachts die Lichtfluten. Europa und seine Klassik versinken vor einem fanatisch schönen Barbaren. Doch ist solche trotz alledem etwas kinohafte Sensation nicht entscheidend; vielmehr — und das ist das Eindringliche und Erzieherische an Mendelsohns Zusammenstellung —: der Barbar befreit sich von Schlakken, vom historischen Raub, von den Resten des Feudalismus und seiner Stile, der Barbar entpuppt sich und reift ausdruckssicher zu einer wahrhaft neuen Welt. Die sittliche Forderung, wie sie Walt Whitman, der Prophet, vor mehr als fünfzig Jahren aufgestellt hat, beginnt Wirklichkeit zu werden:

> Will Amerika sich daran machen, formgebend zu wirken (und es ist hohe Zeit, von bloßen windigen Versprechen zu soliderer Leistung überzugehen), so muß es, um seine Zwecke zu erreichen, zunächst einmal aufhören, eine Auffassung von Charakter anzuerkennen, die aus den feudalen Aristokratien erwachsen oder nur durch literarische Maßstäbe oder irgendwelche von drüben kommende fix und fertige Formeln gebildet ist. Es muß streng seinen eignen neuen Maßstab einführen, der im Grunde sehr alt ist und die alten einzigen Elemente enthält und sie in Gruppen und Einheiten faßt, die für die moderne Welt, die Demokratie, den Westen passen und für die praktischen Verhältnisse und Bedürfnisse unsrer eignen Städte und ackerbauenden Distrikte.

*

Es wäre falsch, anzunehmen, Amerika habe keine Baugeschichte. Wer nichts von ihr weiß, sie aber kennen lernen möchte, lese das ebenso geistreiche wie amüsante (bei Bruno Cassirer in Berlin erschienene) Buch: ‚Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer'. Lewis Mumford, einer der wenigen Architekturkritiker, die in der Form des Sichtbarwerdens des Ethos, der sozialen Struktur und des Wirtschaftsprozesses, eine Projektion also des ganzen Menschen und einer spezifischen Menschheit erkennen, schildert darin die Entwicklung von dem primitiven,

durch die Not der Siedler und das Gesetz des Baumstamms bedingten Zweckbau bis zu der Galavorstellung sämtlicher europäischer Prachtstile im Joch des fremden Kapitalismus; er zeigt uns aber auch den wahren Freiheitskampf Amerikas: den Durchbruch seiner Gesundheit und seiner unverfälschten Seele. Sehr interessant: diese Variante zur Baugeschichte des inzwischen halb gelähmten Europas. Da sind sie bei einander

> die unglaubhaften Gespenster einer vergangenen Zeit. Zunächst der klassische Mythos einer Generation, die mit einem Fuß in ihrer eignen Zeit, mit dem andern in der römischen Vergangenheit stand. Der Bauplan für Washington, den L'Enfant geschaffen hatte, scheint mir der letzte Atemzug der klassischen Ordnung zu sein, Jeffersons Universität in Virginia war vielleicht ihr Höhepunkt.

Auf den europäischen Betrachter wirken diese klassizistischen Bauten Amerikas mit ihrer getreuen Säulenstellung, dem korrekt proportionierten Giebel und den geschliffenen Verhältnissen ihrer übrigen Aufteilung nicht so willkürlich wie auf Mumford, der in ihnen, und das mit Recht, eben nur die Importe, die mechanische Verpflanzung eines Historizismus in Neuland, das mit solcher Vergangenheit nichts gemein hatte, zu erkennen vermag. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts werden in Amerika die ersten Fabriken gefordert:

> Derselbe Architekt, der 1807 in den Wasserwerken von Philadelphia eine Dampfpumpenanlage erfolgreich einführte, entwarf die Kapelle des Sankt-Marien-Seminars im gotischen Stil. Bald kam man von dem beliebten Ruinenbau zu dem Bau von Herrenhäusern, die nicht viel andres waren als Ruinen. Der Pionier (der Industrialisierung) schwang sich in kühnem Satz vom Blockhaus in Whitehouse oder in ein ebenso vornehmes und reich verziertes Regierungsgebäude.

Jedes Haus dieser industriellen Übergangsperiode war eine „Neuheit", ein „Unikum". 1884: die Brooklyn-Brücke, ein heute noch lebendiger Ingenieurbau. Die Akademiker sind gegen solche Manifestationen des Zeitgeistes blind; sie nutzen das Stahlgerüst, um das Mauerwerk in Maskierung schwelgen zu lassen. Die neue Technik bedeutet diesen gelehrten Architekten nur „eine neue Bühne für einen neuen Akt des Dramas". Mit der kapitalistischen Konzentration der Industrie, mit der Organisation der Monopole und der Truste setzt dieses Drama voll ein. Die kolumbische Weltausstellung von 1893 bringt die Apotheose. Höchste Leistung ist: „aus dem antiken Tempel ein Bankgebäude zu machen". Das Mauerwerk wird als willkürliches Furnier um die Konstruktion gelegt; die Stile werden wie Zuckerguß über die Notwendigkeit der Gerüste geträufelt. Es gab nur noch Palastbauer, die „statt des Wertvollen das Kostbare" suchten. Auch die Städtebauer schwelgten. Jede Stadt sollte eine Ausstellung sein. Das Paris von Hausmann wurde begeistert imitiert: Boulevards, Aspekte, Kulissen.

> Zwischen 1890 und 1910 vollzog sich eine völlige Wiedereinführung des römischen Stils als die geeignetste Tracht und Hülle für das imperialistische Abenteuer.

Solche Parade imponierte der amerikanischen Bevölkerung, mit Stolz genoß sie den pseudofeudalen Pomp und die Repetition einer fremden Geschichte. New Yorks berühmtester Wolkenkratzer, das fünfundvierzig Stock hohe Woolworth-Building, zeigt noch solche Vermummung der Wahrheit: gotische Profile an den Pfeilern, kupferne Gotik als wuchernder Zierrat.

> Diese romantische Kombination ist großartig und grotesk zugleich — der tragische Ausdruck des heutigen Amerikas

sagt Mendelsohn von dieser, bis zur Höhe des Ulmer Münsters hinaufkletternden Fassade. Er stellt daneben das Haus des Equitable-Trusts, das zwar auch noch gotische Pfeilerstellung aufweist, aber von Schnörkelwerk und andrer romantischer Täuschung bereits befreit ist. Als machtvollen Zeugen der dritten Periode des Wolkenkratzers zeigt dann Mendelsohn ein Abbild des Shelton-Hotels, das sich begnügt, ein Ergebnis der Notwendigkeit und der ungeheuern technischen Leistungsmöglichkeit zu sein, das auf erborgte Einzelheiten verzichtet, die ungeheure Masse, die es darstellt, straff zusammenhält, zugleich aber durch deren Auftrieb einen Willensausdruck von ungeheurer Wucht leistet. Von dieser Gattung des zu sich selbst gekommenen Hochhauses gibt Mendelsohn noch manch vortreffliches Beispiel. Besonders die Rückfronten wirken — wie so oft auch bei uns — durch ihre unzerstörte Klärheit, durch ihre gewaltigen Flächen, die durch den aktivisierenden Rhythmus der vom Himmel herabstürzenden Nottreppen ein fanatisierendes Tempo bekommen. Der Wolkenkratzer reift der ihm von Wirtschaft, Technik und vom Charakter der Bevölkerung determinierten Form entgegen; am vollkommensten ist er — wiederum: wie so oft bei uns — in jenem Stadium des Neubaus, da das eiserne Gerüst fertig dasteht und auf das Einhängen der Wände wartet. Noch ist ein letztes Tasten der amerikanischen Architekten, die noch nicht alle begreifen, daß Verzicht auf alles Europäische und auf alle Stilgeschichte Gewinn und Vollendung bedeutet, festzustellen; einen Rückschritt zeigt Mendelsohn in dem fünfunddreißig Stockwerke hohen Hause der ‚Chicago Tribune' mit einem Turm, dessen Strebebogen zwischen Gotik und Antenne pendeln. ‚Chicago Tribune' — Weltmacht der Presse. Man erinnert sich eines Satzes, den Whitman in seinem unsterblichen Essay ‚Demokratische Ausblicke' geschrieben hat:

> Es liegt etwas Imponierendes in den riesigen Auflagen der Tageszeitungen und Wochenschriften, den Bergen weißen Papiers, die in den Gewölben der Druckereien aufgestapelt sind, und in den stolzen, dröhnenden Zehnzylindermaschinen. Heutzutage gehört bei all dem Bücherschreiben und dem Wetteifer der Schriftsteller der (sogenannte) Erfolg Dem, der den Geschmack des gemeinen, flachen Durchschnitts trifft, die sensationelle Gier nach Aufreizung.

Und man denkt zugleich an die kleinen Schiffchen, von denen Whitman im Jahre 1871 gesprochen hat, von kleinen Schiffchen, die aus weiter Ferne durch die Jahrtausende zu uns kommen und teure Fracht tragen:

> Einige dieser winzigen Schiffe nennen wir Altes und Neues Testament, Homer, Aischylos, Plato, Juvenal.

‚Chicago Tribune' — wie mag das Haus des Homer ausgesehen haben? Diese Frage soll keine Bosheit sein, sie soll einen geistigen Maßstab geben, nicht nur für Das, was in diesen Hochhäusern der Zeitungen, der Banken und der Truste geschieht, auch für Das, was sie trotz all ihrer umwerfenden Wirkung zuletzt oder wenigstens heute noch sind. Amerika ist dabei, den Zustand, den Walt Whitman bis zur Verzweiflung niederdrückend empfand, zu überwinden:

> Wir sehen, wie die Söhne und Töchter der neuen Welt, ihres Genius nicht bewußt, das Einheimische, Universelle, Nahe noch nicht entdeckt haben, sondern immer noch das Entlegene, Partielle, Tote importieren. Wir sehen London, Paris, Italien — nicht in ursprünglicher Schönheit wie dort, wohin sie gehören, sondern aus zweiter Hand hier, wo sie nicht hingehören.

Aber hat mit solcher Überwindung des Erborgten Amerika schon sich selbst gefunden, das Ich, wie Whitman es verkündet?

> Ich verkünde den eingeborenen Geist, der Ausdruck und Form annimmt für diese Staaten, gereift, vergeistigt, selbstbeherrscht, verschieden von allen andern, expansiver, reicher, freier, einen Geist, der durch eine viel herrlichere, einheimische Entfaltung von Sprache, Gesängen, Opern, Reden, Bauten, durch eine erhabene, feierliche, religiöse Demokratie entschlossen die Herrschaft ergreift, das Alte auflöst, alle Oberflächen abschält und aus ihrem eignen innern Lebensprinzip heraus die Gesellschaft neu aufbaut und demokratisiert.

*

Man weiß, daß die amerikanische Gesellschaft noch stark durchsetzt ist von Erscheinungen, die, mag es dabei auch nicht ohne Übertreibungen abgehen, einem Upton Sinclair Anklage genug boten, den ‚Sumpf', ‚König Kohle' und ‚Der Sünde Lohn' zu schreiben. Der kluge Professor M. J. Bonn, der soeben die Ergebnisse einer Amerikareise in einem dünnen, aber recht inhaltreichen Buch: ‚Amerika' (bei Meyer & Jessen in München) veröffentlicht, gibt das Stichwort für den Zustand:

> Was nicht mengemäßig ausgedrückt ist, sieht der Amerikaner nicht klar.

Bonn spricht dann von dem für den Europäer überraschenden Merkmal der Klassenlosigkeit Amerikas; selbst der Arbeiter fühlt sich drüben nicht als Klasse. Dieses Gefühl der Klassenlosigkeit, der sozialen Monotonie ist, so möchte man meinen, das Charakteristikum der gegenwärtigen amerikanischen Architektur, im besondern das des Wolkenkratzers. Der Kohlentrimmer kann Bankdirektor werden; der Direktor der Bank sitzt vorn mitten unter seinen Angestellten und ist jedem Kunden zugänglich. Indessen, in dieser Ideologie steckt unendlich viel Heuchelei, die Heuchelei des Affenprozesses und der Trockenlegung. Von dieser Heuchelei steckt etwas auch im Wolkenkratzer. Er wird darum teilnehmen an dem Schicksal, das Bonn für Amerika wohl richtig voraussieht:

> In dem Augenblick, wo das Anglo-Amerikanertum den letzten Versuch gemacht hat, Amerika vollständig zu normisieren, beginnt auf dem wirtschaftlichen Gebiet die soziale Differenzierung als unabwendbares Schicksal sich zu zeigen. Amerika hat bis jetzt nur mit den Problemen gespielt, die das Schicksal Europas bedeuten.

Vielleicht ist es verblüffend, aber es läßt sich doch und ganz besonders vor der überwältigenden Monotonie der amerikanischen Hochbauten erfühlen, wenn Bonn die Geheimgesellschaften, die wie Karnevalsscherz anmutenden Vermummungen, Ku-Klux-Klan, und was dazu gehört, als ein Streben nach der Überwindung der Monotonie betrachtet,

als eine Äußerung des allgemeinen Sehnens nach dem Unbekannten, Nichtvermessenen, Geheimnisvollen und Ungreifbaren, als eine Revolution gegen Vernunft und Vernünftelei.

Vielleicht ist es verblüffend, aber: etwas von Ku-Klux-Klan steckt nicht nur in der Garnitur, steckt im Prinzip des Wolkenkratzers.

*

Inzwischen hat die Akademie der Künste im Einverständnis mit dem Preußischen Kultusministerium und dem Auswärtigen Amt in den sämtlichen Räumen ihres Hauses Unter den Linden eine Ausstellung neuer amerikanischer Baukunst veranstaltet. Man kann nicht entscheiden, ob die Auswahl glücklich war; die Aufnahmen, die Mendelsohn gemacht hat, sind den amerikanischen Architekten vielfach günstiger als diese umfassende Vorführung. Der Ballast der unverdauten und unverdaulichen Feudalstile Europas scheint den meisten der amerikanischen Häuserbauer noch peinlich anzuhängen. Viel lernen können wir, offen gestanden, von ihnen nicht. Vorausgesetzt, daß nicht etwa — was beinahe möglich sein könnte — die Besten dieser Auswahl entgangen sind: es scheinen nicht grade die geschicktesten Hände mit ihr betraut gewesen zu sein. Merkwürdig gering erscheint auch das Niveau der Landhausarchitektur; der englische Typ wird vielfach durch ein mässig geschneidertes Kostüm nach dem Rezept der schlimmsten Grunewaldvilla verhängt. Bemerkenswert ist das ausführlich und chronologisch gezeigte Werk L. H. Sullivans, den Amerika Reformator nennt. Schon 1906 deklarierte er gegenüber den Feudalkopisten jedes Bauwerk als „körperliches Wahrzeichen des seelischen Zustandes eines Volkes". Aus solcher Einsicht heraus hat er auch gestaltet.

Bücher der Bohème von M. M. Gehrke

Die Bohème ist tot. Jeder sagt es, alle Künstler, ringende und arrivierte, die müssen es ja wissen. Sie sagen es, wenn sie, zwischen vierzig und fünfzig angelangt, sich ihrer eignen Zwanzigjährigkeit erinnern, die der Heutigen betrachten und sie anders finden. Sie, damals, waren Bohème. Die heute sind es nicht mehr:

Auch die Künstler entgehen nicht den Enttäuschungen und Irrtümern des Generationenwechsels. Auch sie haben Unrecht, genau wie der alternde Bürger, der da behauptet und glaubt, es hätte in seiner Jugend der Mond stärker geleuchtet und der Flieder süßer geduftet. Die Bohème ist nicht tot, sie behält ihren Inhalt und ändert ihre Form; Schreibmaschine und Telephon sind Fragen der Zeittechnik, nicht der Gesinnung.

Freilich, wenn sich die Bohème dokumentiert, so tut sie es meist durch das Wort Toter. Aber was besagt das: der Lebende

muß sich sachlich äußern, noch im scheinbar Persönlichsten, und schreibt er Bohemisches, so geschieht es gemeinhin aus Bürgerlichkeit, angeborener oder erworbener. Manchmal indessen spricht auch ein echter Lebender aus der geheimnisvollen Kaste; er hat Recht, und er habe den Vortritt.

*

Beginnen wir also mit Wilhelm Schmidtbonn. Ein Atelierbohémien ist er nicht, dazu ist er zu scheu, zu einzelgängerisch. Aber das Tiefste und Beste der Kaste: das Schweifende und Suchende, das Geistverwurzelte und Körperfrohe, Inbrunst des Wanderers und Heimsehnsucht des Ruhelosen sind auch ihm zu eigen. (Sein erster großer Roman: ‚Der Verzauberte' war ein Beispiel.) Jetzt hat er im Drei Masken-Verlag ein Buch erscheinen lassen: ‚Die unerschrockene Insel. Sommerbuch von der Insel Hiddensoe'. Die Landschaft und ihre Wirkung sind aus der frühern — stillen und unentdeckten — Zeit der Insel, aber die Menschen und Erlebnisse späterer, auch der Kriegs- und Nachkriegs-Jahre haben im Rahmen des kleinen Sommerbuches ein Denkmal erhalten, das oft ergreift (wie ‚Die Frau, die keinen Knoten binden konnte' oder ‚Die hundert Berliner Knaben'). Klage und Anklage der Zeit ist hier, aber vor Allem Gedenken der vielen Freunde des Dichters, die identisch sind mit den bekannten und auch manchmal fast unbekannten Geistigen unsrer Tage. Bruderschaft der Überflüssigen nennt Schmidtbonn sie und gibt Jedem und Jeder, die ihm nahe kamen in seinem nun fünfzigjährigen Leben, ein paar Worte der Freundschaft. Und viele Worte des Preises an Meer und Himmel, Sturmnacht und Sonnentag, Düne und Strand, zwischen denen er gesteigerte Ruhe und vertiefte Unrast gefunden hat — einen Sommer lang.

*

Herman Bang an Peter Nansen. Das ist nun vierzig Jahre her. Denn die Briefe, die der Überlebende herausgegeben, und zu denen er, der nun auch schon tot ist, 1918 die Einleitung geschrieben hat (deutsch im Wiener Rikola-Verlag), umfassen nur die Jahre 1883—1887. Ob man den bis zu Bangs Tode (1912) fortgeführten Briefwechsel inzwischen in Dänemark aus Nansens Nachlaß herausgegeben hat, weiß ich nicht. Es wäre zu wünschen. Wir möchten Alles kennen, was die vibrierende, zarte, allzu zarte Seele Herman Bangs in dieser Freundschaft zu äußern hatte. Dies hier heißt ‚Wanderjahre' und spielt von Dänemark ins übrige Skandinavien, nach Finnland, Rußland, Oesterreich, Deutschland. Wie ist er umhergetrieben worden, der kranke Aristokrat, vom Vortragspult auf die Bühne, von der Bühne an den Schreibtisch, aus Freundeshäusern in möblierte Zimmer, aus hoffnungsvoller Arbeitslust in den Jammer der Erfolglosigkeit, der Mißverständnisse! Wie ist es immer wieder das Selbe, vor vierzig Jahren wie heute: einen Tag ein bißchen Luxus und einen Monat drückende Geldsorgen; Versprechungen, die nicht gehalten werden; Freunde, die versagen; polizeiliche Schikanen, Ausweisungen; neue Pläne und Entwürfe, Arbeit bis zum Zusammenbruch und die fremde Gleichgültigkeit der Welt — manchmal vielleicht selbst des leidenschaftlich ge-

liebten Freundes, der in diesem Buch, wo allerdings seine Gegenbriefe fehlen, hier und da von einer fernen Kühle erscheint, an die das Gefühl Bangs sich wie ins Leere verschwendet; man ist versucht, an Alfred Douglas und Oscar Wilde zu denken, und es wäre darum besser, den ganzen Briefwechsel zu kennen. Wie dem auch sei: Bang hat allein gelebt und ist allein gestorben, aus innerm Zwang, aus äußerm Muß, ruhelos und umhergetrieben, Ahasver, von dem sie Alle, die der großen Bruderschaft angehören, ein Stück in sich tragen.

*

Auch Max Dauthendey, so innig deutsch er gewesen. In ihm ist der tragische Konflikt zwischen Wanderlust und Wurzelsehnsucht vielleicht am schärfsten ausgeprägt. Man erinnert sich seines Schicksals: auf der Reise nach Neuguinea überraschte ihn der Krieg und hielt ihn vier Jahre im neutralen Niederländisch-Indien fest, bis zu seinem Ende. Seinem, das heißt: Dauthendeys Ende — er war schwächer als der Krieg. Die Legende sagt, er sei an Heimweh gestorben, und sie hat recht, mögen Krebs und Malaria auch die unmittelbaren Ursachen gewesen sein. Jetzt hat Albert Langen in München seine Tagebücher, Briefe und Aufzeichnungen von Java unter dem Gesamttitel: ‚Letzte Reise' herausgegeben. An 600 Seiten, die man in atemloser und schmerzlicher Spannung liest, obgleich Seite um Seite immer wieder das Gleiche darin steht: des großen Krieges Not und die vergebliche Hoffnung, der blinde Kinderglaube an Deutschland, der sich so schwer verliert — der Dichter behielt ihn bis zuletzt —, und über alle Vulkane und Hochebenen, Flüsse und Sümpfe der Sunda-Inseln, von Malang über Garoet bis nach Tosari, der Sanatoriumszuflucht der letzten Jahre, über alle Bücher weg, die er dort liest und schreibt, durch alle Menschen hindurch, Kolonialdeutsche und Holländer und die einheimischen Kanaken, die um ihn, aber nicht mit ihm leben — über all das hinaus immer wieder der jammernde Ruf der Sehnsucht nach der geliebten Frau, von der er sich nach zwanzig glücklichen Ehejahren, Liebesjahren zum ersten Mal getrennt hat, und der er treu bleibt, deren Wiedergewinnung er dem Schicksal abtrotzen, abbeten will, und die er dennoch nicht wiedergesehen hat, obgleich er sie liebte, wie Beatrice und Laura geliebt worden sind. Dies Schicksal, voll von Leid, zwingt noch den Kritiker zum Pathos — es gibt nicht viele ihresgleichen. Nie ward Wanderlust schmerzlicher gebüßt als in der Buße, die Dauthendy auferlegt war. Hört dieses: „Nun reite ich mitten in der Natur nur mit den Augen durch Berge und Wälder. Aber ich reite eigentlich immer durch mein einsames Herz, und die Sehnsucht nach Deutschland und Annie ist mein unermüdliches Wanderpferd. Ich komme mir in der Natur gar nicht vor, als stünde ich vor der Natur. Immer stehe ich vor mir selbst und schaue in die Leere meines hungrigen Blutes."

Vierzehn Millionen starben grauenvoll auf Schlachtfeldern — was liegt an dem einen Dichter, der in seinem Bett erlosch? Ach, schon die Zerstörung dieses einzigen Herzens genügt, für ewig zu verwerfen, was sie ermöglicht hat: den Krieg

Zu einem fünfzigsten Geburtstag

Einfalt, erzähl . . . von A. N. Stenzel

Meiner ältern Schwester Einfalt Else Lasker-Schüler

So eine große, große Welt,
So ein schweres, schweres Leben
Und so ein kleines, zartes Herz.

Dein Auge krümmt sich in Wehen —
Eine Träne wird geboren,
Und tief gräbt sich ein kleines Grab
Unter deiner Lippe schmerzverbissen . . .

Was hat dir Welt getan?
Einfalt,
Erzähl!
Ich habe eine Faust, eine starke,
Zweimal so schwer wie Welt und wie Leben

Was hat dir Welt getan?
Einfalt,
Erzähl!
Ich habe einen Arm, einen heißen,
Herzen wachsen in meinem Arm und heilen!

Was hat dir Welt getan?
Erzähl . . .

Aus dem Jüdischen von A. Suhl

Die Versuchung von Else Lasker-Schüler

Aus Frühlingsblüten schleichen feuchte Düfte —
Schling deinen starken Seemannsarm um meine Hüfte.
Mein Geist hat nach dem heilgen Geist gesucht.

Und tauchte auf den Vogelgrund der Lüfte.
Und grub nach Gott in jedem Stein der Klüfte.
Und blieb nur Fleisch leibeigen und verflucht.

Ich aß im Paradies vom Gifte,
Als noch der Schöpfer durch die Meere schiffte,
Das Wasser trennte von der Bucht.

Und Alles gut fand, da Er seine Erde prüfte,
Und nicht ein Korn blieb ungebucht.

Ich schreibe diesen Vers an Ihn mit ehernem Stifte.
Mein Seelenheil zerschellt am Maste seiner Wucht.

Schling deinen starken Seemannsarm um meine Hüfte.
Ich wandte mich von Gott, da Er mich hat versucht.

Bronnen

Der ‚Ostpolzug' durchrast die ödesten Gegenden und erreicht den Gaurisankar der Langweiligkeit, mit ungeheurer Verspätung. Denn obgleich er rast: in vier Bildern statt der neun wäre darzustellen, und vielleicht sogar wirksam darzustellen, daß der fieberhaft angespannte, nicht zu ermüdende Wille des Menschen von heute alle Hindernisse besiegt, die den Menschen von gestern noch besiegt haben, weil der sich auf Armeen verließ.' Hoffentlich hab ich Arnolt Bronnens pazifistische Absicht, wenn er eine gehabt hat, richtig verstanden. Hab ich sie falsch verstanden, oder hat er keine gehabt, so weiß ich mit seinem Stück überhaupt nichts anzufangen. Der Held der ungraden Bilder ist Alexander der Große, der graden eine moderne Eroberernatur, eine Mischung von Schieber, Forscher und Sportsathlet, der zu seinen Waffen Klubsessel, Telephon, Auto und Diktaphon zählt und dabei physische Kraft genug hat, am Seil hoch durch Gletscherspalten auf den Gipfel des Mount Everest zu gelangen. Zu welchem Zweck? Um einen Rekord gebrochen oder geschaffen, um als Bronnens Spiegelbild dessen Funktionen verrichtet, dessen Wahlspruch verkörpert zu haben: In Bewegung sein ist Alles. Kein Zweifel, daß das ein Wahlspruch der ganzen neuen Generation ist, die glaubt, daß sie keine Zeit hat, Zeit zu verlieren. Aber wieviel Zeit verliert Bronnen an Gerede! Er täuscht sich darüber hinweg, indem er nicht ein Ensemble, sondern nur Einen, den Einen reden läßt. Ach, es wird trotzdem allmählich so viel, daß Byrons Manfred dagegen einsilbig anmutet. Und wenn die Hälfte, die für die Bühne gestrichen ist, stehen geblieben und die andre Hälfte gestrichen wäre, so würde das Keinem auffallen, weil der Wortschwall der beiden Wettläufer entweder keinen Sinn hat oder einen so tiefen, daß ich Flachkopf verzage, ihn zu entdecken und zu deuten. Ist ein zweites Ideal der neuen Generation die künstlerische Zuchtlosigkeit? Dann halt' ich es mit der weniger neuen Generation. Dann rettet sich mein gemartertes Ohr von diesen auch grammatikalischen Verbrechen zu Jakob Wassermanns ‚Alexander in Bablon', der so sehr ein Produkt der schöpferischen Notwendigkeit ist, daß darin nichts beliebig vertauscht werden kann.

Für ‚Exzesse' hab ich weit mehr Verständnis — nicht immer gehabt, aber im Theater erworben. Das Buch kam mir roh, geschmacklos und albern vor. Ich muß es mit so geringer Phantasie gelesen haben, daß ich nach dieser Probe den Berliner Thespissen widerrate, mich fürder als Dramaturgen zu begehren. Was ‚Ostpolzug' will: von heute sein — und so vergeblich will, daß man einschläft und sich ins Gestern zurücketräumt —, das können ‚Exzesse'. Dem Lebensbeobachter Bronnen ist nicht entgangen, daß die Liebesmethoden sich gründlich verändert haben. Der Dramatiker hat sichs zu Nutze gemacht. Das Postkutschentempo der Liebe entsprach einer körperverleugnenden oder doch körperverhüllenden Romantik, die unsre Jugend als heuchlerisch ablehnt. Diese Jugend wahrheitsgetreu zu schildern,

springt Bronnen gleich ins andre Extrem. Er läßt Männchen auf Weibchen und Weibchen auf Männchen los, die allesamt nur des einen Triebs sich bewußt sind. Gier auf den ersten Blick soll man hemmungslos eingestehen und um jeden Preis, schon aus hygienischen Gründen, sättigen. Wo das Objekt dieser Gier vom Bahnhof weg anstatt nach Stralsund nach Bozen gerissen wird, tuts ein Bock oder dessen Hirte so lange, bis man sich auf dem Bahnhof wiedertrifft und jauchzend umarmt. Bronnen fände der eiligen Generation des D-Zugs, des Flugzeugs, des Radios und der drahtlosen Telegraphie eine Komödie unangemessen, die mit der Verlobung endete. Angemessen findet er eine, die mit der Begattung beginnt. Diese Komödie liefert er. Die Berechtigung eines Bühnenautors, erwachsenen Menschen zu zeigen, wie eine immerhin nicht ganz kleine Anzahl ihrer Zeitgenossen fühlen und handeln, scheint mir unzweifelhaft. Die entscheidende Frage ist, ob man lacht. Ich bin so schamlos, einzugestehen, daß ich Tränen gelacht habe. Die elf Bilder sind ungleich. Manche sind mühsam und dünn, manche mit billigen Mitteln zu dick geraten. Aber zwei, das siebente und das zehnte, haben unwiderstehlichen Schmiß, phantastischen Rhythmus, Gespenstigkeit und eine beklemmende Hitze des Sexus, der die Wahl bleibt, Verheerungen durchaus tragischer Art anzurichten oder in Heiterkeit großen Stils zu verdunsten. Daß Bronnen fertig bekommt, nicht dies oder das, sondern dies und das zu wählen, nämlich einen Menschen sich erschießen zu lassen und damit keine Sekunde aus dem Komödienton zu fallen: das bezeugt ihn als Erben Frank Wedekinds, der sich im Grabe über ihn freuen wird.

‚Ostpolzug' muß nicht gespielt werden. Am wenigsten von meinem Staatstheater, zu dessen Erhaltung ich ungern als Steuerzahler beitrage, auf daß es bis Februar nichts weiter tue, als ein verwestes Massendrama und dieses lebensunfähige Monodrama einzustudieren. Noch dazu falsch. Bronnen hat nicht gekonnt, was ihm vorgeschwebt hat. Gut (oder schlimm). Aber der Regisseur hat die Tat von seinen Gedanken zu sein. Wenn der ‚Ostpolzug' sonst nichts sollte: jagen sollte er, mit gewaltiger Vehemenz vorwärts- und aufwärtsjagen. Fahrtdauer: fünfzig Minuten. Jeßner braucht hundert. Eine hingehauene Phantasmagorie, die vielleicht durch ihr Tempo vergessen machen würde, von welcher entsetzlichen geistigen Leere sie ist, inszeniert er so, daß er einen durch Umständlichkeit grade daran ununterbrochen erinnert. Achtmal Vorhang und öfters sogar mehrere Vorhänge, achtmal Kostümwechsel des Monologisten Fritz Kortner, der für seine Bravourleistung einfach deshalb nur Dank verdient, weil doch keiner seiner Kollegen, möge er äußerlich auch viel geeigneter sein, diesen Popanz retten könnte. Im Theater der Königgrätzer Straße gebührt Dank einem halben Dutzend Ensemblespieler, von der appetitlichen Dagny Servaes über den drastisch schmetternden Richard Leopold bis zu dem knochentrocken-komischen Aribert Waescher. Aber die Tinte würde mir wässerig von nachträglichen Lachtränen und dem Setzer unleserlich, wollt' ich verkünden, wie Curt Bois . . .

Chocolate Kiddies von Alfred Polgar

Chocolate Kiddies sind jetzt in Wien, im Raimund-Theater, auch Kaffee-Kiddies, in allen Spielarten der Melange, und Stiefelwichs-Kiddies, die noch schwärzer sind, als sie sind. Von des Lebens ungemischten Negerinnen ward der Truppe nur eine zuteil, eine ältere korpulente Dame, die deshalb auch wehmütige Lieder singt, indes die Jüngeren und Schlankeren, hierin völlig einer Meinung mit dem Publikum, von der Melancholie nichts wissen wollen. Es sind langbeinige, graziöse Geschöpfe, denen das Stillesitzen verhaßt ist. Am nettesten sehen sie in den bescheidenen Röckchen aus, in denen sie sich zu Beginn der Festlichkeit zeigen. Später erscheinen sie leider varietéhaft angetan, in Kostümen, Reifröcken, einmal gar in weißen Perücken. Das widerspricht ganz dem Sinn, Geist und Stil des Unternehmens, das doch mit dem Naturhaften und Elementaren dieser schwärzlichen Hüpf-Genies seinen besondern Trumpf ausspielen will. Auch singen können die Damen des Ensembles. Wie die Ameisen. Aber das Lied, das reichlich lohnet, das dringt ihnen aus der Kniekehle. Diese negroiden Fräuleins sind sehr beweglich, das Geplauder ihrer Gliedmaßen hört nie auf, sie springen immer oder sind auf dem Sprung zu springen, und schlenkern Alles, was sich schlenkern läßt. Tanzen nämlich ist dem Neger etwa Das, was dem Müller das Wandern ist, ja noch mehr als das, denn es ist nicht nur der Neger Lust, sondern auch ihre Trauer. Selbst ihr Herzeleid, zum Beispiel der Schmerz um die im Apachenduo tot hingesunkene Gefährtin, findet Schritte, ergießt sich in einen kleinen Step funèbre. Dies Alles — Tanz, Gesang oder gar nichts — zum Takt einer agazierenden Musik, die immer so tut, als gerate sie aus ihm, eben hierdurch (wie der Clown, wenn er Sturz- und Fall-Gefahr posiert, seine Kunst der Balance) ihre großartige rhythmische Sicherheit bekundend. Es ist eine Nerven erquickende Musik, willensfrei und doch determiniert wie der Mensch selbst. Der Rhythmus reitet die Harmonie gar, oft auch frißt er sie ganz roh, nur mit Pfeffer und Salz. Am besten gefällt mir diese Musik, wenn sie sich so faul ins piano zurückzieht, die Hälfte schläfrig fallen läßt. Das Saxophon träumt nur noch ein bißchen was vor sich hin, die Trompete hat leichtes Aufstoßen, die Posaune, das kommt in den besten Familien vor, kann sich in ihrer Obstipation nicht anders helfen. Sam Wooding heißt der Chef der fabelhaften Banda. Die Männer des Ensembles, Step- und Grotesktänzer ersten Ranges, gehen mit zwei Füßen auf vieren und haben Gelenke, wo man sie nicht hat. Sehr schön ist es, wenn sie ohne Musik ihre Fuß-Synkopen auf den Boden wirbeln. Der Rhythmus liegt dann gewissermaßen nackt und bloß, herausgenommen aus dem Weichen, ein musik-anatomisches Präparat. Daß die ganze Sache auf die Dauer monoton und ermüdend wirkt, hat seinen Grund weniger in dem, was die Truppe, als in dem, was das Publikum nicht kann. Nämlich rauchen. Vom Trinken ganz zu schweigen. Steptänzer und Niggersongs im trockenen Theater sind ein halbes Vergnügen. Wie ein Tingl ohne Tangl.

Bruno Walters Triumph von Paul Schlesinger

Es sind nun zehn Jahre her, daß ich ihn zur Entzückung und Erschütterung als Opernkapellmeister kennen lernte. Er saß vor Werken, die mich nicht sonderlich angingen. Vielleicht sogar nicht mal ihn selbst. Aber Korngolds Einakter waren immerhin Proben eines starken Musiktheatertalentes. Und Walter gab sich ihm hin. Es offenbarte sich eine Kraft, wie man sie am Theaterpult kaum noch erlebt hatte. Höchste technische Beherrschung, feinste künstlerische Einfühlung — das waren nur die Voraussetzungen. Dann kam das Eigentliche. Keine Darstellung mehr, ein eignes Sichausleben in der Darstellung. Auf der Opernbühne selbst hatte ich es erst einmal gesehen: die Leffler-Burckhardt als Kundry. Das nun wagte Einer am Pult, beladen mit Verantwortlichkeiten. Und noch etwas Andres wurde spürbar: ein Nurmusiker, der dennoch seine Leistung nicht nur aus dem Musikalischen bestritt. Ein leidenschaftsvoller, schöner Mensch. Daß ich ihn von dieser Stunde an liebte, darf ich mir ebensowenig zum Verdienst anrechnen wie das Faktum, daß es vor zehn Jahren geschah. Im Gegenteil: ich beklagte nur den unglücklichen Umstand, daß ich so spät seiner gewahr geworden war, und beneide Diejenigen, die damals und früher noch sich seiner freuen durften. Mein Weg führte mich von München fort.

Nach Jahren ekelten ihn die Münchner zu ihrer eignen Schande weg. Er, der Berliner, begann an uns zu denken. Er zeigte sich öfters als Konzertdirigent. Es ist wahr, daß er auf dem Podium seine spezifischen Fähigkeiten nicht ganz zur Geltung bringt. Er braucht neben dem Orchester Sänger, Chor, Bühne — das Theater. Er braucht Die da oben, die für ihn Theater machen, weil er keines macht. Weil seine persönliche Schamhaftigkeit ihn hindert, auf dem Podium das Quentchen (edelsten) Schauspielertums einzusetzen, das unsre Besten: Nikisch, Furtwängler, Klempner mitbringen. Aber singenden Schauspielern Leben einhauchen: das ist seine Sache. (Nemirowitsch-Dantschenko versucht es mit großem Glück vom Regiepult her. Walters Methode erscheint, solange die Beiden nicht zusammenfinden, als die bessere, vielleicht die einzig gute.)

Aber Schillings saß auf seinem Thron und verstand, ihn sich zu erhalten, auf nicht rein musikalische Art. Und die lockendste aller Gelegenheiten wurde versäumt. Als er, dem Zwange folgend, wich, saß Walter in der Bismarck-Straße. Man versuchte die Fusion — sie scheiterte. Und die Interessengemeinschaft scheiterte auch. Heute wartet man auf die Pleite der Bismarck-Straße. Ja, und was wird dann sein? Dann werden Kleiber und der zurückgewonnene Blech ihre Posten verteidigen, und zu Bruno Walter wird man sagen können: Du bist ein herrlicher Künstler — aber deine Prinzipien sind ruinös.

Charlottenburg darf nicht pleite gehen, oder ein andrer Ausweg muß gefunden werden. Nach dieser ‚Entführung aus dem Serail' wissen wir es Alle. Auch die sich langsam Erwärmenden gaben diesmal Kunde bezwungener Herzen. Walters

Triumph war vollständig, errungen mit dem zartesten, harmlosesten, in heiterer Köstlichkeit reinsten Werk der Literatur. Kleibers Darstellung war nicht zu verachten, und wenn ich auch Blechs nicht kenne: seine ‚Zauberflöte' war zauberhaft musikalisch.

Was aber Walter gibt, ist mehr. Kleiber hat Geschmack, Witz, Laune. Er hat seine großen Verdienste als Künder der Moderne. Wir brauchen ihn, wir wollen ihn nicht missen. Wir rechnen es ihm nicht zu seinem Nachteil an, daß er die eigne Person oft vor das Werk schiebt, oder daß er das Werk nimmt, wie um sich selbst zu beleuchten. Er ist interessant genug, um die Beleuchtung zu vertragen. Eitelkeit war nie der geringste Ansporn zu bedeutendem Tun. Erst recht nicht Machthunger. Drum sei ihm manches übertreibende Gehabe nicht nachgetragen. In das Entzücken der Snobs über seine Johann-Strauß-Interpretation kann ich nicht einstimmen. Doch macht ihm Keiner so bald den ‚Wozzeck' nach.

Walter ist ein Andrer. Er ist der Sache wegen da. Er hat zu einer Reihe von Werken und ihren Meistern ein bestimmtes Verhältnis und trägt für die Dinge, die er liebt, ein unverrückbares Maß in sich. Um zu seinem Ziel zu gelangen, versucht er nicht den Weg der Überrumplung. Er erzieht. Erst seine Künstler, mit ihnen sein Publikum.

Er hat, wie jeder Lehrer, begabte und weniger begabte Schüler. Darunter eine geniale: die Ivogün. Ein besonderes und willfähriges Instrument in seiner Hand wird das Orchester. An der Ivogün erwärmen sich die Mitspielenden, und so wird ein Ganzes, vor dem man in sprachlosem Entzücken verbleiben sollte.

Das Wunder Ivogün ist dabei für die Konstanze äußerlich nicht geboren. Die sehr kleine, jetzt zur Fülle neigende Dame mit dem kecken Näschen ist eigentlich Blondchen; und mit Heiterkeiten pflegt sie unser Herz sonst zu bezwingen. Nun ist diese Heiterkeit nicht mit leichtem Sinn zu erklären. Sie dringt aus einem sehr vollen Herzen. Und eben ein solches nur kann auch Leid darstellen — sei das Näschen noch so stumpf. Aus der Leidfähigkeit aber entwickelt sich diese Künstlerin zu einem Stil so einfacher Hoheit, wie ihn fast keine der gardemäßigen Wagnerdamen aufbringt. Plötzlich wird klar: Mozarts Figuration ist ja gar kein Zugeständnis an den Zeitgeschmack. Ist höchster Stil, um in vielfach bewegter Tonfolge heftige Erregungen auszudrücken. Es ist ein in Töne aufgelöstes Schluchzen, Seufzen, Hauchen. Immer läßt sich Mozart von der Natur selbst auf den Weg bringen — ob er ein liebevolles Herz klopfen oder einen Wind flüstern läßt. Aber jedesmal hebt er die Erscheinung sofort aus naivem Naturalismus zum Stil empor, um dann in Sängerseelen wie der Ivogün beides vollkommen durchdrungen darzubieten.

Erst im Zusammenwirken von Ivogün und Walter lernen wir, was gewollt, was möglich ist. Und ist nicht Alles auf der Bühne ihnen ebenbürtig — mit welchem Glücksgriff ist wieder diese Schöne gepackt, die nicht nur so heißt, sondern es auch ist und den silbernsten und frischesten Sopran hat.

Ich sagte: Charlottenburg darf nicht geschäftlich zugrunde gehen. Man sagt mir: davon sei gar keine Rede. Das Haus sei fast täglich ausverkauft. Das Defizit minimal. Alle ungünstigen Nachrichten seien böswillige Erfindung. Gut. Geschäftlich ginge es in Charlottenburg viel besser als Unter den Linden. Nicht gut.

Denn wir wollen auch nicht, daß die Staatsoper zugrunde geht. Wir wollen, daß mit künstlerischen und finanziellen Mitteln vernünftig gewirtschaftet wird. Wir brauchen nicht drei Opernhäuser. Zwei sind vermutlich grade genug und werden nur bestehen bleiben, wenn Eine kluge und mächtige Hand sie führt.

Ich habe nie an das schmähliche Interview, das Kleiber gegeben haben soll, geglaubt. Aber ich werde an Kleiber erst glauben, wenn er den neugewonnenen Blech an die Hand nimmt, zu Bruno Walter geht und spricht:

... und sei, gewähr uns die Bitte,
in unserm Bunde der Erste.

Filmdämmerung? von Axel Eggebrecht

Vor wenigen Wochen hat der Film seinen dreißigjährigen Geburtstag gefeiert. Zu diesem Zeitpunkt ist er offenbar in seine Flegeljahre eingetreten. Seine wirtschaftliche Struktur ist heftigsten Pubertätserscheinungen ausgesetzt, die unmöglich lange ohne Einfluß auf seinen Charakter als künstlerisches Ausdrucksmittel bleiben können.

Eine recherche de la paternité wird zwar von der traditionshungrigen Filmindustrie eifrig betrieben, kann aber nur zu dem Ergebnis führen, daß eine Erfindung wie die des lebenden Bildes nicht als einmaliger Akt, sondern in verschiedenen Stufen der Vervollkommnung international geschieht. Die Ausbildung zum Darstellungsmittel, zu einem Bedürfnis der Großstadtmenschheit erfuhr der Film in Frankreich und Italien. Während des Krieges erst wuchsen dann die amerikanische und die deutsche Filmindustrie rasch heran. Amerika verstand den ganzen Umfang der Konjunktur und überschwemmte alsbald die Länder der ermattenden Entente mit Bildstreifen. Diese Invasion, nach dem Kriege in größtem Maßstab fortgesetzt, hat zu einem fast vollkommenen Siege geführt. Die kleine französische Produktion und kümmerliche italienische Reste stehen als Trümmer inmitten der amerikanischen Flut. England ist amerikanische Filmkolonie. Die einzige feste, täglich stärker umbrandete Insel war noch die deutsche Industrie. Am 30. Dezember 1925 hat dieses Helgoland einen mächtigen Riß bekommen. Vielleicht schon den, der den Untergang unweigerlich nach sich zu ziehen pflegt.

*

Deutschlands Filmindustrie ist eine typische Kriegsindustrie. Sie verdankt ihr rasches Wachstum der Isolation. Ihre Erfolge waren daher oft nur Scheinerfolge und blieben im großen Ganzen auf das Inland beschränkt. Insbesondere die Billigkeit der Produktion in der Inflation führte zu einer Scheinblüte, an der sich auch eine größere Öffentlichkeit, wie an den

Zahlenkolonnen der Entwertung, berauschte. Nach der Stabilisierung sah man sich plötzlich der ungeheuerlich heranwogenden amerikanischen Übermacht gegenüber, für die sich bis dahin die Arbeit in Deutschland einfach nicht gelohnt hatte. Jetzt aber setzten sich die großen NewYorker Konzerne in Berlin fest, gründeten Filialen, beteiligten sich, zogen einen Teil der deutschen Industrie selbst in ihr Lager hinüber. Die deutsche Produktion, aus ihrem stillen oder eigentlich recht lärmvollen Frieden aufgescheucht, proklamierte als Gegenzug ein Film-Paneuropa unter deutscher Führung und machte einige gewaltige Anstrengungen zu seiner Realisierung. Auch dieser Imperialismus endete traurig: man verpulverte mehr Kraft, als man hatte, und so wird schließlich der Amerikaner den Nutzen auch dieser deutschen Expansion mit einstecken, wenn er das deutsche Stammhaus sich angliedert.

Seit dem 30. Dezember 1925 ist es wohl fast so weit. Siegfried ist heimgekehrt von seinen Eroberungszügen und wird Yankees Kommis. Alle andern Auslegungen des großen Amerika-Abkommens der Ufa dürften milde Beschönigungen sein. Der Rücktritt Erich Pommers, des Führers der deutschen Filmexpansion, am 22. Januar ist die Bestätigung.

In diesem Abkommen findet man als wichtigsten Punkt eine 50prozentige Beteiligung der beiden größten amerikanischen Konzerne an der Ufa-Spitzenproduktion. Diese gemeinsame — unter Hinzuziehung auch von amerikanischen Regisseuren und Stars herzustellende — Produktion wird gegen amerikanische Filme ausgetauscht. Und nicht etwa deutsche gegen amerikanische Filme. Das Verhältnis ist also keineswegs 50 zu 50, sondern mindestens 75 zu 25. Das bedeutet aber bei der an und für sich enormen Überlegenheit Amerikas sicherlich sehr bald 90 zu 10 gegen Deutschland, solange es nicht überhaupt heißt: Ein Zehntel vom Hundert — des amerikanischen Weltfilms...

*

Dieser nun also fast vollendete Siegeszug Amerikas erklärt sich nicht allein aus der überlegenen schwerindustriellen Struktur dieser Darstellungsindustrie in Amerika (wogegen bei uns der „Filmmann" bis heute der Haute finance mehr oder weniger als unsicherer Kantonist gilt). Dieser Erfolg hat einen tiefern Grund: einen soziologischen. Der amerikanische Sieg ist nicht nur ein rein kommerzieller, sondern durchaus auch ein Sieg des amerikanischen Filminhalts, von der Technik ganz zu schweigen. Und hier freilich wird auch der amerikanische Erfolg bald eine Grenze haben. Hier nähern wir uns jener Krise, die als allgemeine Filmdämmerung, Filmmüdigkeit in wenigen Jahren sichtbar werden wird.

Der Film ist eine der letzten Schöpfungen des bürgerlichen Zeitalters, das im übrigen seine Darstellungsmittel mehr und mehr verkommen läßt. Als solche mußte er sich am vollkommensten in dem Lande entwickeln, wo er von nahezu ungebrochenen großbürgerlichen Lebensformen und Vorstellungen getragen wurde. Weder Deutschland mit seinen feudalen Resten, seinen Hemmungen durch Problematik und Philosophie des

schlechten Gewissens noch Frankreich mit seinen aesthetischen Traditionen noch Italien mit dem pappenen Fascismus seiner Caesarenfilme konnten auf die Dauer ernsthaft konkurrieren mit der brutalen Primitivität Amerikas. Nur hier wagte man, sich „flach" genug wirklich auf das Äußere des Menschen, der Natur, der Tiere zu beschränken. Reichte es bei uns zu der negativen Erkenntnis, daß Film vom Theater grundsätzlich verschieden sei, schließlich aus, so entwickelte man drüben das Filmwerk ganz naiv und unbelastet, vom rein Optischen her. Man brauchte die ganze psychologische Dramatik nicht erst hinauszuschmeißen, setzte nicht „ins Bildliche um", sondern setzte den rein bildlichen Ausdruck auch da, wo er im normalen Leben „keinen Sinn hatte". Chaplin war nur möglich, weil man hier traditionslos war, und weil man aus dem Vollen heraus, materiell wie ideologisch, die Darstellungsart des industriellen Maschinenzeitalters projizieren konnte. Hier allein fand der Film jene innige Verbindung seiner Gestaltungskraft mit den industriellen Grundlagen der zu gestaltenden Lebensform, die ihn selbst zur geschlossenen, expansiven Kunstindustrie, Darstellungsindustrie machten.

Gesichert wird der amerikanische Filmsieg durch die amerikanische Welt-Erotisierung, mit der er Hand in Hand geht. Die amerikanische Frau, längst das Objekt, an dem die amerikanische Ideologie ihre Bedürfnisse entwickelt, ist ebenso Exportartikel geworden wie der Film. Man oktroyiert der übrigen Welt den eignen Typ mit Hilfe des lebenden Bildes. Wie Amerika sich als auserwähltes Volk der bürgerlichen Welt durchsetzt, so wird sein Frauentyp beispielgebend.

Allabendlich erfüllen seine Stars Millionen von Männern mit Erregung und Millionen von Frauen mit brennendem Interesse. Diese spöttisch überlegenen, perversen Frauen sind die Messalinen des zu Ende gehenden bürgerlichen Zeitalters. Die Murray, Swanson, Nazimowa, Moore beschäftigen die erotische Phantasie einer Welt, deren Jugendideal Gretchen war.

Was vermögen neben ihnen die Frauen des vielfach gebrochenen und erschütterten bürgerlichen Europa? Die eiligen Mäuse von Paris gegen diese Katzen? Die literarische Diva oder die protegierte Konfektionsdame Deutschlands gegen diese gefährlichen, trainierten Geschöpfe aus einem Guß? Die seifigen, kolorierten Italienerinnen gegen diese vamps?

*

So ist das heute und morgen und wohl noch für ein paar Jahre. Was inzwischen vom deutschen Film wesentlich bleiben wird, steht dahin. Es ist töricht, zu bestreiten, daß er in mancherlei einzelnen Bemühungen Höhepunkte des bisherigen Filmschaffens überhaupt erreicht hat. Dubarry, Flamme, Absturz, Erdgeist gehören wirklich zu den oft so wackligen „Marksteinen der Entwicklung". Aber die Nielsen steht heute beiseite, und Lubitsch ist den Weg vorangegangen, den nun die ganze deutsche Industrie ihm nachgehen wird.

Im übrigen beginnt dieser amerikanische Weltfilm zu stagnieren. ‚Broken blossoms' von 1916 sind durch die ‚Weiße Schwester' von 1924/25 in der Vollendung als optisches Kunst-

werk kaum überholt. Ein paar Nuancen werden vielleicht dadurch angeregt werden, daß deutsche Köpfe im amerikanischen Film aufgehen. Wie Lubitschs Beispiel zeigt, darf man aber nicht einmal das überschätzen. Technische Fortschritte von umwälzender, vorwärtstreibender Bedeutung sind nicht zu erwarten. Über den Farbenfilm wird man hoffentlich künstlerisch bald die Akten schließen. Ebenso wird der sprechende Film nach einiger Experimentiererei auf kulturelle Aufgaben und Berichterstattung beschränkt bleiben. Die großartige Geschlossenheit des Films als rein optisches Gestaltungsmittel aber wird ein wenig langweilig werden, wie alle ideologischen Produkte dieser ganzen unglückselig langlebigen bürgerlichen Welt. Man kann von einem Instrument der Darstellung nicht Umwälzungen erwarten, die das darzustellende Leben verschlafen hat. Und ob nicht eine kommende Gesellschaftsform schon im Fernseher eine bedeutend mehr adaequate Form vorfindet, weiß heute Niemand.

Vorläufig können wir immerhin zufrieden sein, wenn der Durchschnitt des Weltfilms nicht ausschauen wird wie diese unglückselige, buchstäblich verfilmte Oper ‚Rosenkavalier', sondern wie der sentimentale, platte, aber als optisches Gebilde einwandfreie, zuweilen überwältigend vollendete ‚Schwarze Engel'. Und das wenigstens steht vom amerikanischen Weltfilm zu erwarten.

Krieg dem Fiskus von Morus

Zu Kaisers Geburtstag ist hier in Paris eine Studienkommission des Reichsausschusses für vollständige Niederwerfung der öffentlichen Abgaben eingetroffen. An der Spitze der Kommission steht ein namhafter Parlamentarier, der wieder nicht Minister geworden ist, weil er eine zu große Lücke auf dem Markt der Aufsichtsräte hinterlassen hätte. Handel und Industrie haben einige ihrer Besten in die Pariser Studienkommission entsandt, und auch der Reichslandbund fehlt nicht. Arbeiter und Angestellte konnten mit Rücksicht auf die schwere Wirtschaftskrise in Deutschland nicht hinzugezogen werden. So darf man wohl sagen, daß die Kommission ein treues Spiegelbild der deutschen Wirtschaft ist.

Der Empfang auf der Gare du Nord gestaltete sich zu einer bedeutsamen internationalen Kundgebung. Da die französischen Steuerverweigerungsverbände noch nicht nach deutschem Muster in einer wirksamen Spitzenorganisation zusammengefaßt sind, blieb nichts weiter übrig, als jedem einzelnen Verband das Recht zur Entsendung einer Delegation zu gewähren. So war die zwei Kilometer lange Rue Lafayette von den Führern der französischen Wirtschaft angefüllt. Am Ende der Straße, vor den Galerien Lafayette, erwartete der Präsident der Pariser Handelskammer Kempf — ein Name, der in allen deutschen Kaufleuten die edelsten Erinnerungen wachruft — die Gäste aus dem Reiche und richtete an sie die Mahnung, daß der internationale Kampf gegen den Steuerfiskus von Locarno-Geist getragen sein müsse. Während dieser Worte zog sich der Ver-

treter des Reichslandbundes auf das nächste W.C. zurück. Dann ging die Führung weiter.

Nach einem wohlvorbereiteten Plane gründeten die deutschen Herren Unterausschüsse und begaben sich an das Einzelstudium. Schon am nächsten Mittag waren die Vertreter des Handels und der Industrie zu Gast bei den beiden hervorragendsten französischen Wirtschaftsverbänden: der Confédération Générale de la Production Française und der Association National d'Expansion Economique und ließen sich von authentischer Seite über das Währungsprogramm der führenden Wirtschaftskreise unterrichten. Zu ihrer Freude erfuhren sie, daß man in Frankreich dieselben vortrefflichen Ansichten über die Inflation pflegt, die sie selbst jahrelang mit Erfolg verbreitet haben. Von prominentester Seite wurde ihnen eröffnet, daß die Stabilisierung des Franc gar keine finanzielle und fiskalische Frage sei, sondern nur eine Frage des Vertrauens. Die Hauptsache ist und bleibt, so verkündete ein hervorragender französischer Wirtschaftspolitiker, daß die Bevölkerung das Vertrauen zum Papierfranc nicht verliert und hübsch in der Tasche behält, was die Bank von Frankreich druckt. Nur auf diese Weise sei möglich, billig zu produzieren und die Inflationsgewinne zu machen, ohne die eine Gesundung der französischen Wirtschaft nicht eintreten kann.

Im Anschluß daran wurden die deutschen Gäste mit den französischen Methoden zur Bekämpfung der Börsensteuer bekanntgemacht. Es traf sich glücklich. Das Syndikat der Pariser Börsenagenten hatte grade einen achtundvierzigstündigen Proteststreik angesetzt, um gegen die neuen Steuern zu protestieren. Zu gleicher Zeit hatte man in Marseille und in andern großen Handelsstädten die Börsen geschlossen, um dem Staat ein Schnippchen zu schlagen. Unter den Klängen des feurigen Militärmarschs: „Union fait la force" unternahmen die Börsenagenten einen Protestzug durch die innere Stadt, kamen aber nur bis zum nächsten Café, wo sie unter Vermeidung sämtlicher Steuern ihre Geschäfte fortsetzten. „Welch eine große Nation!", bemerkte der bekannte deutsche Parlamentarier, denn er liebt die pathetische Ausdrucksweise. „Auch wir wären schon so weit," antwortete der Vertreter der deutschen Großbanken, „wäre nicht Uneinigkeit das Erbübel des deutschen Volkes". „Nichts geht über eine gesunde Uneinigkeit, mein Herr", belehrte ihn ein französischer Wirtschaftsführer. „In Frankreich ist der individuelle Sinn glücklicherweise so entwickelt, daß keine starke Gewerkschaft und kein erfolgreicher Streik zustandekommt." „Sie haben es leichter als wir", fiel der Vertreter des Reichsverbandes der deutschen Industrie ein. „Sie können mit ausländischen Arbeitern arbeiten, wir müssen mit unsern eignen Kerls auskommen, und das Pack läßt sich nicht so schnell auf die Straße setzen." Die Franzosen merkten, daß sie ihre Gäste an einer empfindlichen Stelle getroffen hatten, und versuchten, die Stimmung wieder aufzumuntern, indem sie ihr Glas erhoben und auf das internationale Lohndumping tranken. Bei solchem Geplauder verrannen die Stunden.

Inzwischen hatte sich der wissenschaftliche Unterausschuß der deutschen Kommission dem Studium der französischen Steuerkampfliteratur hingegeben. Ein schriftlich niedergelegtes Gutachten rühmte mit Recht die unvergleichlichen, kühnen Leistungen, die Frankreich in letzter Zeit auf diesem Gebiet hervorgebracht hat. Ein so schlagkräftiges Propagandabuch wie die zu Hunderttausenden verbreitete Schrift „Face au Fisc' — Front gegen den Fiskus — müßte auch in Deutschland geschaffen werden. Allein dieses heroische Vorwort: „Steuerzahler! Hier sind die Marterwerkzeuge. Sie werden so vorgeführt, wie eine grausame und geriebene Verwaltung sie ausgeheckt hat. Keine Einzelheit wird erspart. Selbst Beispiele von schwersten Qualen kommen, zum Beleg für unsre Zitate, darin vor, um euch für eure Leiden zu ermutigen, indem ganz genau präzisiert wird, was und wieviel Ihr zu leiden habt. Vielleicht könnt Ihr unglücklichen Steuerzahler daraus doch den Grund oder den Vorwand zu irgendeiner unerwarteten Steuererleichterung entnehmen." Auch die Steuerberatungsstellen der Verbände und Winkeladvokaten stehen auf beträchtlicher Höhe und bieten dem deutschen Steuerzahler mancherlei Vorbild. Der wissenschaftliche Unterausschuß macht, um den Face-au-Fisc-Gedanken im Geist europäischen Gemeinschaftsgefühls zu verbreiten, den bemerkenswerten Vorschlag, eine internationale Liga zur Bekämpfung des Steuerfiskus zu gründen und unter dem Begriff des Faceaufiscismus eine neue Weltanschauung zu propagieren, die ein neues Geschlecht freier Bürger entwickeln soll.

Um nicht aus den Pariser Zuständen falsche Rückschlüsse auf das übrige Frankreich zu ziehen, begab sich ein Teil der deutschen Herren unter Führung des Reichslandbundvertreters in die französische Provinz. Die Erfahrungen, die die Deutschen dort machten, übertrafen ihre kühnsten Erwartungen. Es stellte sich heraus, daß der französische Kleinstädter und der Bauer von der Seuche des Steuerzahlens überhaupt noch nicht angekränkelt sind. Von den 2¼ Milliarden Francs, die im Jahre 1924 an Einkommensteuer eingegangen sind, ist genau die Hälfte von dem Departement de la Seine, das heißt: von Paris und Umgegend aufgebracht worden. Die rein ländlichen Departements haben sich zum Teil noch nicht mit 1 Million Papierfrancs an der Einkommensteuer beteiligt. Von den 40 Millionen Franzosen wohnen vier Fünftel auf dem Lande. Aber von diesen mehr als 30 Millionen biederer Landleute haben sich nur 300 000 bereitgefunden, landwirtschaftliche Einkommensteuer zu zahlen, und noch nicht 20 000 haben einen jährlichen Reinertrag von mehr als 10 000 Papierfrancs angegeben. Als der Vertreter des Reichslandbundes diese Ziffern erfuhr, nahm er sich vor, seiner Organisation die freiwillige Annexion durch Frankreich anzuraten.

Nachdem sämtliche Mitglieder des deutschen Ausschusses sich wieder versammelt hatten, begaben sie sich an das gründliche Studium des Montmartre und seiner finanziellen Verhältnisse. Ein schriftlicher Bericht darüber wurde nicht angefertigt, denn man wollte nicht ins Metaphysische abschweifen.

Bemerkungen

Eine pazifistische Tat

In England führt ein Mann eine Aktion durch, die mehr taugt als die ganze „Realpolitik" der in der Friedensbewegung mißtonangebenden Memmen. Er heißt Arthur Ponsonby, stammt aus einer altenglischen Adelsfamilie, war zuerst Page der Königin Victoria, zuletzt MacDonalds Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt und schuf — nichts weiter als einen Brief, der er, zur Unterschriftensammlung in Tausenden von Exemplaren durchs Volk schwirren und dem Premierminister zugehen läßt, und der, übersetzt, lautet:

„Wir, die Unterzeichneten, sind überzeugt, daß alle Streitigkeiten zwischen Nationen entweder im Wege diplomatischer Verhandlungen oder durch internationale Schiedsgerichtsbarkeit geregelt werden können, und erklären hierdurch feierlichst, daß wir uns weigern werden, einer Regierung, die zu den Waffen greift Unterstützung oder Kriegsdienste zu leisten."

Diese Brief-Aktion ist die Fortsetzung jener andern, die darin bestand, daß sechstausend Engländer den Kriegsdienst verweigerten, und deren Erfolg es war, daß die im Krieg den Briten bescherte Wehrpflicht sofort nach Kriegsende in die Wolfsschlucht zurückflog. Aus Deutschland flog sie dahin nicht von selbst, sondern kraft des Versailler Vertrags — der so, à la Mephisto, was Gutes schuf, obwohl er Böses wollte. Wer aber denkt, daß jeder menschliche Mensch das Verbot der deutschen Wehrpflicht für den Lichtpunkt des düstern Versailler Vertrags, ergo eine Revision grade dieses Vertragspunkts für eine Schuftigkeit, ergo die Propaganda der Kriegsdienstverweigerung in Deutschland für eine Notwendigkeit hält — der irrt sich. Nicht nur unsre Demokraten und unsre andern Reaktionäre, nein: auch unsre Kommunisten und Sozialisten sind weit davon entfernt, aus eignem Antrieb Ponsonbys Methode in Deutschland anzuwenden. Die KPD will anstelle der „bürgerlichen" die „proletarische" Wehrpflicht — anstelle der Jacke die Hose! Auch Herr Sozialdemokrat Stampfer hat sichs nicht nehmen lassen, in Sachen Wehrpflicht den ‚Vorwärts' wiedermal rückwärts zu drehen und dem Friedenskartell auf Anfrage brieflich zu verkünden, daß die SPD immer noch für „Volksmiliz" — alias: für allgemeine Wehrpflicht — grundsätzlich eintrete; Heinrich Ströbel steht mit seinem Enthusiasmus für die Idee der Kriegsdienstverweigerung in der Partei mutterseelenallein (während Ponsonby in der Independent Labour Party von seinen Genossen George Lansbury und Rennie Smith unterstützt wird).

Was nun? Wenn keine deutsche Partei einen Ponsonby hat, müssen wir parteilosen Linkspazifisten tun, was er täte. Wir sind schon dabei... und wir haben schon Etwas erreicht. Am 4. Januar hat eine große Berliner Versammlung folgende — von Kurt Hiller verfaßte und eingebrachte, von Helene Stöcker begründete — Resolution angenommen:

„Nach Anhörung des Kampfgenossen Rennie Smith, Generalsekretärs des Englischen Friedenskartells, Parlamentsmitglieds und Kriegsdienstverweigerers, fordert die vom Bund der Kriegsdienstgegner und der Deutschen Friedensgesellschaft einberufene Versammlung im Lehrervereinshaus das Deutsche Friedenskartell auf, so bald wie möglich eine Aktion für Deutschland in die Wege zu leiten, die dem Dienstverweigererbrief Arthur Ponsonbys an den englischen Ministerpräsidenten genau entspricht."

Bei der Abstimmung enthielten sich der Stimme ein paar Zagebolde, denen die Resolution „zu plötzlich" gekommen war (über ihren Kerngedanken diskutiert man in der Friedensgesellschaft nämlich erst seit sechs Jahren!); sonst stimmten Alle dafür — auch die Kommunisten. Es zeigte sich, daß die Parole: „Verweigert den Kriegsdienst!" die Revolutionäre zusammenzubringen vermag — einerlei, ob sie auf Ledebour oder Theodor Liebknecht oder Ströbel oder Thaelmann schwören. Zum ersten Mal sah man den Stern des Roten Bundes.

Das Deutsche Friedenskartell hat jetzt das Wort. Bald werden wir wissen, ob es, nach Ponsonbys prachtvollem Beispiel, eine Idee zu verwirklichen anfängt, für die Albert Einstein, Maxim Gorki, Kurt Hiller, Andreas Latzko, Romain Rolland, Bertrand Russell, Helene Stöcker und Ignaz Wrobel kämpfen — oder ob es in das Gefasel der Querköpfe einstimmt, die zwischen „gerechtem" und „ungerechtem" Krieg einen Unterschied machen.

Franz Leschnitzer

Fürstenenteignung und Land

Sicherlich, lieber Emil Rabold: „die 4 Millionen Stimmen, die für das Volksbegehren notwendig sind, werden allein in den Großstädten leicht aufzubringen sein". Doch es wird eines Tages um die 20 Millionen Stimmen für den Volksentscheid gehen. Gewiß: die Abstimmung ist dann geheim. Doch müssen wir, denen es darauf ankommt, nicht nur die Bewegung zu nützen, sondern auch das Ziel: die entschädigungslose Enteignung der Fürsten zu erreichen, nicht schon heute damit rechnen, daß gewisse Organisationen zur gegebenen Zeit, offen oder versteckt, die Parole der Stimmenthaltung ausgeben werden? Um so die Aktion zu durchqueren.

In den Großstädten und in den Industriegebieten wird diese Parole sicherlich keinen Erfolg haben. Wie aber wird es damit auf dem Lande sein?

Da werden die „notleidenden Agrarier" und ihre Büttel, nach bewährtem Rezept, Jeden als „vaterlandslosen Gesellen" behandeln und, bei dem sehr großen Angebot an Arbeitskräften skrupelloser denn je, Jedem den Laufpaß in Aussicht stellen, der die Absicht hat — oder sie gar durchführt —, zur Wahlurne zu gehen. Und Wahlpflicht besteht ja bekanntlich in Deutschland auch für den Volksentscheid nicht.

Auf das Land haben wir also unsre Hauptaufmerksamkeit zu richten, um dem „legalen" Terror der Fürstenknechte, die sich hier besonders breit machen, zu begegnen. Hier muß das Reichsbanner, hier müssen die Gewerkschaften eingesetzt werden. Die haben die Aufgabe, den letzten Landarbeiter, den letzten Kleinbauern zu mobilisieren und den Brotherren, wenns sein muß, gehörig auf die Finger zu klopfen.

Der Volksentscheid muß mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, so durchgeführt werden, daß wir hinterher mit Robespierre stolz sagen können: „Ludwig war König — jetzt ist die Republik gegründet".

Arthur Seehof

Pensionsversicherung der Redakteure

Unter diesem Titel hat in Nummer 4 der ‚Weltbühne' Clemens Pietsch einen Artikel veröffentlicht, der zu einer Erwiderung nötigt.

Zunächst ist unrichtig, daß der Vorstand des Reichsverbands der deutschen Presse zum Abschluß des Vertragswerks durch die in Frage kommenden Instanzen nicht ermächtigt war. Der Vorstand hat vielmehr sich genau an die Richtlinien gehalten, die ihm von der Berliner Delegiertenversammlung schon im Mai 1925 gegeben wurden. Zum Beispiel hat auch eine außerordentlich stark besuchte Hauptversammlung des Bezirksverbands Berlin das Vertragswerk

einstimmig angenommen. Es ist weiter unrichtig, daß bei der Auswahl der Versicherungsgesellschaften die freie Konkurrenz ausgeschaltet wurde. Richtig ist, daß fast ein Jahr lang unter Beratung erster wissenschaftlicher Sachverständiger Angebote aller großen Versicherungsgesellschaften eingehend geprüft worden sind. Noch im November 1925 wurde der schon vorbereitete Abschluß nochmals um zwei Monate hinausgeschoben, weil andre Gesellschaften ein anscheinend günstigeres Angebot gemacht hatten. Die Tatsache, daß der Verfasser von einem „mühelosen provisionsfreien Kollektiv-Versicherungsgeschäft" spricht, beweist erneut, daß er die Grundbedingungen der Versicherung nicht studiert hat und, zum Beispiel, die Quellen nicht kennt, aus denen eine hinreichende Versorgung der ältern, nicht mehr versicherungsfähigen Redakteure durchgeführt werden wird.

Falsch ist auch die Behauptung, das Versicherungswerk sei ohne „die geringste Informierung der hauptsächlich Betroffenen und unter Ausschaltung jeglicher Kritik hinter verschlossenen Türen fabriziert worden". Richtig ist, daß schon die Berliner Delegiertenversammlung des Reichsverbands im Mai 1925 das Versicherungswerk eingehend behandelt hat und seine wesentliche Grundlage — 5 % Redakteurs-Prämie, allgemeine Verbindlichkeitserklärung — angenommen hat. Der Verfasser müßte das wissen, wenn er der Entstehung des Vertragswerks auch nur einigermaßen mit Interesse gefolgt wäre.

Ein völlig falsches Bild entsteht aber in der Darlegung des Verfassers dadurch, daß er die sehr wesentliche Erhöhung der rein versicherungstechnisch erreichten Leistungen aus besondern Fonds nicht im geringsten erwähnt. Er sagt, zum Beispiel, nicht, daß aus der Sonderleistung der Verleger — 2½ % des Gehalts — die rein versicherungstechnisch erworbene Leistung auf etwa 50 % für fast alle die Redakteure durchgeführt wird, die beim Inkrafttreten der Versicherung das 40. Lebensjahr überschritten hatten. Er übersieht weiter, daß die nicht mehr versicherungsfähigen Kollegen über 68 Jahre ohne weiteres versorgt werden können; er übersieht aber vor Allem, und das ist am meisten bedauerlich, daß diese Versicherung der deutschen Redakteure deren innere berufliche Unabhängigkeit außerordentlich kräftigen wird. Der Verfasser stellt also die Dinge auf den Kopf, wenn er von einem „bisher" freien Berufe spricht.

In diesem höhern beruflichen Interesse wurde die Schaffung des Vertragswerks vor Allem betrieben. Die ohne genügende Sachkenntnis vorgetragene Kritik des Verfassers, die übrigens auch eine Einzelerscheinung geblieben ist, wird die Auswirkung dieses für die berufliche Zukunft der deutschen Redakteure wichtigen Werkes in keiner Weise beeinträchtigen.

G. Richter

Der Sturm auf die deutsche Botschaft in Rom

Deutsche Zeitungsmeldung

„Gestern mittag haben Tausende von Studenten in Rom sich zusammengerottet und sind unter Absingung von antideutschen Liedern zur Deutschen Botschaft gezogen, wo sie trotz energischen Widerstandes den ersten vor dem Lateran gezogenen Polizeicordon durchbrachen. Erst vor der Botschaft selbst gelang es der von allen Seiten herbeigeholten Polizei und Miliz, der gefährlichen Horde Herr zu werden und sie zu zerstreuen. Zahlreiche Verhaftungen sind vorgenommen worden. Die Zahl der Schwerverwundeten ist noch nicht festzustellen."

Bericht eines Augenzeugen

Gestern mittag kamen etwa 50—60 junge Leute, offenbar Studenten, vor die Deutsche Botschaft in Rom, um dem Botschafter eine Protestschrift gegen

die deutsche Propaganda wider Italien zu überreichen. Da sie das große Tor verschlossen fanden, kletterte von hinten her ein etwa 15jähriges Bürschlein auf die Mauer und sah sich einem im Garten spazierenden alten Botschaftsbeamten gegenüber. Diesem wiederholte er in höflicher Weise den Wunsch seiner Freunde, worauf der Beamte erklärte, daß man ja auch ihm die Schrift überreichen könne. In diesem Augenblick kam ein baumlanger Polizist dazu, faßte das Bürschlein am Kragen und hob es wieder von der Mauer herab. Darauf zogen die Studenten, begleitet von dem Gelächter der angesammelten Menge, vergnügt wieder ab, um noch auf der Piazza Colonna ihrem Mussolini ein Hoch auszubringen. Woran sie denn auch Niemand gehindert hat.

Emil Hölscher

Deutsche Ordnung

Berlin SW. 68, den 23. 11. 1925.
Oranienstr. 97 I.

Staatliche Kreiskasse.
Berlin I.
Reichsbankgirokonto
Postscheckkonto Berlin
Nr. 33066

Buchh. 3.

Eingegangen, den 25. 11. 1925.
Eilt.

Unter Bezugnahme auf die Einnahme-Überweisung vom 20. 10. G. E. Sü. 24 — Sü. Art. 95 — sind von Frau Gertrud Dietrich in Südende, Bahnstraße 18, 1,— M. einzuziehen. Am 26. 10. sind von der Eisenfirma Dietrich in Südende 0,98 M. eingegangen. Auf dem Abschnitt stand folgender Vermerk: Anbei Gebühren des Katasteramts abzüglich 0,02 M. Strafporto, da der Brief unfrankiert. D. ist am 26. 10. aufgefordert worden, den Rest hierher zu überweisen; jedoch ist eine Antwort bisher nicht eingegangen. Der Abzug ist sicher so zu erklären, daß die Zustellung der dortigen Aufforderung nur mit einer 3-Pf.-anstatt mit einer 5-Pf.-Marke beklebt worden ist. Es wird ersucht, die 2 Pf. hierher einzusenden oder den Betrag niederzuschlagen.

gez. Unterschrift.

An den
Herrn Vorsitzendes des
Grundsteuerausschusses,
Berlin-Lichterfelde,
Ringstr. 9.

Soziale Fürsorge

Sogar die Wetterfahne des Schlosses Bellevue, die an einem langen eisernen Mast im Park aufgestellt war und mit einem elektrischen Windrichtungsmelder, der im Zimmer abzulesen ist, verbunden war, wurde abmontiert und nach Doorn überwiesen. Das Finanzministerium, das während des größten Teils dieser Zeit in der Hand von Sozialdemokraten lag, trug durchaus der Einstellung Rechnung, daß dem Chef der Hohenzollern-Dynastie in Holland ein angemessener und erträglicher Lebensunterhalt gesichert werden müsse.

8-Uhr-Abendblatt

Irgendwie

„Irgendwie muß man das Volk regieren",
sprach der große Mann gelassen aus.
Irgendwie — wir haben doch Manieren —
holt der Kanzler sich den Schlußapplaus.

Irgendwie erfährt von deutscher Feme
hin und wieder mal die Polizei.
Irgendwie läßt sie dann unbequeme
oder hochgestellte Zeugen frei.

Irgendwie sind Die im Hintergrunde
vaterland-errettend überstrahlt.
Irgendwie wird jede Anwaltsstunde
der Verteidigung geheim bezahlt.

Irgendwie lebt so ein Held auf Krücken
etwas schlechter, als sich Mancher denkt.
Irgendwie kann es den Fürsten glücken,
daß man ihnen Millionen schenkt.

Irgendwie entgeht der großen Pleite
der und jener Industriekonzern.
Irgendwie tritt ihm der Staat zur Seite
oder läßt er die Belegschaft sperr'n.

Irgendwie in vaterländ'schen Kreisen
wird noch etwas gegen Genf geschehn.
Irgendwie wird irgendwer beweisen,
daß wir was von Politik verstehn.

Karl Schnog

Antworten

Rechtsfreunde. Heinrich Wandt ist vom Reichspräsidenten begnadigt worden. Dazu schreibt die Deutsche Zeitung: „Bei der Begnadigung ist in erster Linie der Reichsjustizminister beteiligt, und es ist wohl kein Zufall, daß sie eine der ersten Amtshandlungen des Justizministers Marx ist. Bereits drei Tage nach seinem Amtsantritt brachte die ‚Weltbühne' einen Aufruf an ihn: ‚Wir Alle, die wir als unerträglich empfinden, daß Heinrich Wandt noch immer schuldlos im Zuchthaus sitzt, wir erwarten von Ihnen, daß Ihre erste Amtshandlung seine Entlassung sein wird. Sie sind ein grundanständiger, rechtlich denkender Mensch und haben gelobt, Ihre Kräfte der Pflege des Rechtsgedankens widmen zu wollen. Wir bauen auf sie.' Die Verteidiger der Landesverräter haben sich nicht getäuscht. Zehn Tage nach ihrem Aufruf hat er ihrem Begehren nachgegeben." Ich begreife den gramvollen Neid der Deutschen Zeitung, die zwölfmal die Woche erwartet und begehrt und sich immer wieder enttäuscht sieht. Sie sollte sich an uns ein Beispiel nehmen und für Vernunft und Recht eintreten anstatt konsequent dagegen. Vielleicht wird sie dann auch politische Erfolge zu verzeichnen haben.

Philologe. Es ist kein Druckfehler. Das Märchen bei Grimm heißt: ‚Der Jude im Dorn'. Im — nicht: in.

Kölner Buchhändler. Sie schreiben mir: „Ein staatlicher Polizeibeamter verlangt ein Lehrbuch der deutschen Geschichte. Ich empfehle ihm die wahrhaftig ‚königstreuen' in den Kölner Schulen eingeführten Lehrbücher, unter andern das von Pinnow. Nach längerer Durchsicht gelangt der Herr Beamte zu dem Schluß, alle die gezeigten Werke kämen nicht in Frage, weil sie die Geburts-, Krönungs- und Vermählungsdaten der preußischen Könige nicht ausführlich genug anführten. Auf meinen Hinweis, daß diese Daten doch wohl kaum den tiefern Sinn der Geschichte ausmachten, erhielt ich zur Antwort: ‚Grade sie werden in erster Linie und in voller Ausführlichkeit in den Unterrichtsstunden der Kölner Polizei verlangt'." Einer, einer sozusagen... republikanischen Polizei. Fragen Sie einmal Ihre sozialistischen Kommunalbeamten, ob sie die Zustände in der Polizei kennen. Wenn sie Nein sagen, so fragen Sie die Landtagsabgeordneten. Und wenn sie deren Antwort weghaben, dann werden Sie wissen, warum das möglich ist.

Opfer deutscher Justiz. Über die Maßnahmen deutscher Richter gegen fortschrittliche Kunst und Literatur findet Ihr nähere Angaben in der Broschüre: „Politische Justiz gegen Kunst und Literatur' (erschienen im Verlag Rote Hilfe Deutschlands).

Vereinigte Trachtenverbände des bayrischen Oberlandes. Habt Ihr vom letzten Mal noch nicht genug? Ihr seid wieder drauf und dran, die Fremden anzupöbeln und die Polizei auf sie zu hetzen. Ihr sprecht von „ausgeschämter Frauenmode", was bayrisch, aber nicht deutsch ist, und von „Hurerei der Fremden". Ihr seid nicht legitimiert, die Besucher eures Landes zu erziehen. Sollte euer Aufruf sich in die Praxis umsetzen, so wird man wiederum jeden Fremden warnen müssen, euer Land zu betreten, ohne das es ja schließlich auch geht.

Mecklenburger Nachrichten. Ihr verübelt mir, daß hier dem Reichstagsabgeordneten und Rechtsanwalt Friedrich Everling ein paar Unfreundlichkeiten gesagt worden sind, und stellt fest, daß nach dessen Methode lange zuvor Herr Wolfgang Heine gehandelt habe. „Während Dr. Everling aber durch einen anwaltlichen Beistand nur die Grundsätze befolgte, die er von jeher politisch vertreten, verstand sich Herr Dr. Heine dazu, sich als Anwalt für eine Sache einzusetzen, die ihm bis dahin nicht grade am Herzen gelegen hatte. Dabei war er damals nicht einmal ausübender Rechtsanwalt, sondern sozialisti-

scher Innenminister im preußischen Revolutionsministerium! Er konnte der Versuchung, ein gutes Honorar zu verdienen, ebenso wenig widerstehen wie . . ." Mir ist davon nichts bekannt. Aber wenns wahr ist: hier sind über Herrn Wolfgang Heine von jeher nur Unfreundlichkeiten gesagt worden; und dieser Fall würde nur beweisen, daß sie mit Recht gesagt worden sind.

Historiker. Vor der ‚Kriegsschuldfrage', die sich „Monatsschrift für internationale Aufklärung" nennt, ist zu warnen. Sie ist eine parteiische, unwissenschaftliche und nationalistische Publikation.

Clemens Pietsch. Der Geschäftsführende Vorsitzende des Reichsverbands der deutschen Presse erklärt in dieser Nummer, daß Ihre Kritik des Zwangsversicherungswerks „eine Einzelerscheinung" geblieben sei und keinerlei Bedeutung habe. Sie hingegen schreiben mir: „Wie ich aus Köln erfahre, ist von westdeutschen Redakteuren und Verlagen schon gemeinsamer Protest gegen die Verbindlichmachung der Zwangsversicherung beim Reichsarbeitsamt und beim Reichsamt für Privatversicherung eingelegt worden. Unser Protest aus Baden ist auch schon abgesandt, und es besteht gar keine Gefahr mehr, daß eine Verbindlichkeitserklärung ausgesprochen wird." Sigmund Lautenburg pflegte in solchen Fällen zu sagen: „Also stehen sich zwei Meineide gegenüber." Warten wir ab, welcher umfällt.

Eltern. Wer von euch in den Schulbüchern seiner Kinder, namentlich in den Lehrbüchern des deutschen Unterrichts, der Geographie und Geschichte kriegshetzerische Bemerkungen und chauvinistische Lügen findet, der sende mir ein wörtliches Zitat mit Angabe des Buchtitels, des Verfassernamens und des Verlags sowie der Schule, in der das Buch benutzt wird.

Feldwebelleutnant. Mancher hat eine gute Kinderstube, und mancher hat eine gute Mannschaftsstube. Der Kunstmaler Johannes Plato aus Schöneberg unterbreitet den Behörden einen Reklameprospekt, worin zu lesen steht, er habe Herrn v. Hindenburg und Herrn v. Seeckt nach dem Leben in Kupfer gestochen (während wieder Gustav Landauer kurz vor dem Tode in Stahl gestochen wurde). Und Plato aus Schöneberg fügt hinzu: „Bitte gehorsamst, den unterstellten Kompagnien, Batterien, Eskadrons von dem Angebot Kenntnis zu geben", und „Bitte gehorsamst um Weitergabe des Angebots!" Der Gefreite Plato wird zum Unteroffiziersstellvertreter vorgeschlagen. Anton v. Werner hätte seine helle Freude an ihm gehabt. Menzel nicht.

Pestbeulensammler. „Wer jetzt pazifistische Ansichten verficht, ist eine Pestbeule an unserm Volkskörper, er arbeitet bewußt oder unbewußt an Deutschlands Untergang." Was das Deutschland dieses Diederich Schäfers Ast betrifft: wir bewußt.

Maezene. Das Manuskript von Else Lasker-Schülers ‚Versuchung' soll zu Gunsten der Dichterin verkauft werden. Beklagt nicht unnötig, daß das nötig ist: daß sie an ihrem fünfzigsten Geburtstag nicht mehr besitzt als an jedem frühern. Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen, Naht der Poet, er kam aus weiter Fern; Ach, da war überall Nichts mehr zu sehen, Und Alles hatte seinen Herrn. Else Lasker-Schüler nimmt den Rang ein, vor dem die Mitwelt versagt, versagen muß, um ihn auch auf diese Weise zu bestätigen. Also noch einmal: spart eure Seufzer und verschwendet euer Geld. Wer mir die höchste Summe bietet, dem wird das Manuskript zugeschickt.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Was brauchen wir — ? von Kurt Tucholsky

Hermann Schützinger hat in der ‚Berliner Volkszeitung' von dem Kampf um die Deutsche Linke gesprochen, der hier geführt wird. Dabei geht er mich heftig an. Mit den Angriffen der ‚Schlesischen Zeitung' und der ‚Deutschen Tageszeitung' wische ich mir seit Jahren die Augen aus — aber wenn ein politischer Freund und noch dazu ein so tapferer und reiner Mann wie Schützinger angreift, hat er Anspruch auf eine Antwort. Die kann ihm umso leichter erteilt werden, als seine Arbeit, bis auf einen häßlichen Satz gegen Zeigner, dem Wunsch entspricht, durch Kritik zu klären, also mitzuarbeiten. Arbeiten wir.

Schützinger spricht, ein bißchen spöttisch, davon, wie wenig offizielle Anerkennung wir gefunden hätten, wie die Reichstagsfraktionen uns keine Beachtung schenkten, wie unfruchtbar wir blieben. Darf ich ihm aus dem schönen Aufsatz über Leo Trotzki — in ‚Schatten der Geschichte' von Valeriu Marcu (bei Hoffmann & Campe zu Berlin) — diese pariser Geschichte aus dem Jahre 1916 erzählen:

> Ein Freund Trotzkis, ein Deputierter, sagt mir: „Ach, diese Russen — sie sind in der Emigration für uns eine Plage. Reden jetzt während des Krieges vom Zarismus. Sehen Sie Trotzki, sicherlich ein fähiger Journalist — doch auch er kann politisch nur im Keller und als Sektierer denken. Haben eben keine Ahnung von den tatsächlichen Machtverhältnissen." Der so sprach, war ein Radikaler und stand auf der äußersten Linken, war sogar bereit, einen Frieden „ohne Annexionen" zu schließen. Und trotzdem trug er die Sorgen der ganzen Generalität und Admiralität. In diesem Palais Bourbon, umgeben von der Tradition eines Jahrhunderts, war der Abgeordnete der Opposition ein Teil der Staatsmacht, ein kleiner Zahn am Rade der Staatsmaschine. Er war kein Vagabund, kein Literat, kein Vaterlandsloser, er konnte den Vertreter Joffres in irgendeinem Ausschuß zur Rede stellen, er konnte sogar gegen den Kriegsminister stimmen.
>
> Und Trotzki? Konnte Trotzki zum Oberbefehlshaber Nikolai Nikolajewitsch gelangen? Er konnte höchstens einige hundert Kilometer von Petersburg entfernt in Paris einen Leitartikel gegen Nikolai Nikolajewitsch schreiben. Was gab ihm diese Starrheit, diese Impertinenz gegen eine ganze Welt? Er legte sein Ohr auf die Erde und hörte von weitem inmitten des Gebrülls der Kanonen verzweifelte Stimmen, die kein Realpolitiker vernehmen konnte. Trotzki wurde indes das neue Machtverhältnis. Der französische Realpolitiker aber durfte bis ans Ende seines Lebens radikaler Deputierter seines Departements bleiben und die Machtverhältnisse genau kennen.

Ich weiß schon: wir haben keinen Trotzki unter uns. Aber Umwälzungen haben immer so angefangen, mit zunächst unbeachteten Konventikelunterhaltungen, und Alles, was später eine Partei wurde, war zuvor eine Sekte. Wir säen Keime. Einer wird schon aufgehen.

Er kann nur aufgehen, wenn wir uns zuvor verstehen. Schützinger schilt uns Aestheten. Dieser Vorwurf schmeckt nach

Bier und Rauchtabak. „Ich weiß, daß in den Parteivorständen mancher Parteien mit viel mehr Geist und Kultur gearbeitet werden könnte, als es tatsächlich geschieht." Ach nein, das kann es eben nicht: denn Geist und Kultur sind ein Ausdruck, keine Zutat, die man ankleistern kann. (Ich erinnere mich, wie mich einmal ein sozialdemokratischer Redner in den Reichstag bat und mir dort vorschlug, ich solle ihm doch „die Witze in seine Reden machen".) Auf die Kultur pfeife ich — und auch von der Schönheit der äußern Form, von der Schützinger spricht, ist hier niemals die Rede gewesen.

Eben jene „Willens- und Charakterbildung", die in der ‚Berliner Volkszeitung' als das Zeichen wahren Führertums gedeutet wird, vermissen wir. Wir haben sie an Ebert nicht gesehen, wir haben sie an Scheidemann nicht gesehen, und daß wir sie am Schandfleck der Partei: an Noske nicht bemerkt haben, wird auch Schützinger verstehen.

„Der Literat sieht nur die Kulisse, sieht nur die Form, und so verstehe ich sehr wohl, daß die Stürmer und Dränger der Deutschen Linken sich ganz andre Führer ersehnen." Nein, der Literat sieht nicht nur die Form. Er sieht ganz etwas Andres.

Wir sehen, daß Ihr, die Ihr uns Taktik, Realpolitik, Toleranz und andre schöne Dinge predigt, in den vergangenen acht Jahren nichts, nichts und noch einmal nichts erreicht habt. Daß Ihr Prügel bezogen habt, wo Ihr euch nur sehen ließet. Daß man euch Alles genommen hat: eure kleinen Errungenschaften aus der Vorkriegszeit und das bißchen Sieg, das euch im Jahre 1918 in den Schoß gefallen ist. Verprügelt seid Ihr, daß Ihr nicht grade stehen könnt. Der Achtstundentag ist hin. Eine Reichswehr ist — durch eure Schuld — aufgebaut worden, die Ihr heute mit vielen Künsten zu beschwören versucht. Ihr könnt ihr nicht einmal eine Kompagnie streichen. Versuchts doch: sie gäbe die Waffen nicht ab. Das Heeresbudget wird von Jahr zu Jahr höher, Ihr steht machtlos daneben und seid taktisch. Wir sehen die Genossen, die Pazifisten und die echten Republikaner von einem Richterstand malträtiert, der sich die unbequemen Kritiker dadurch vom Leibe hält, daß er als Angeklagter in eigner Sache richtet. Wir sehen eine reaktionäre Verwaltung, die in Schule und Universität, in der Polizei und auf der Steuer schlimmer haust, als unter dem Kaiser jemals möglich gewesen ist. Das sehen wir.

Und wir bewerten euch gar nicht literarisch und gar nicht aesthetisch und gar nicht formal; sondern einzig nach dem, was mit dieser eurer Taktik bisher erreicht worden ist. Für die Beurteilung eines aktiven Politikers ist nur sein Erfolg maßgebend. Hat er den, darf er jedes Manöver entschuldigen. Aber Verrat üben, sich drehen und winden, das Wort „Kompromiß" von Kompromittieren herleiten und nachgeben, immer nachgeben: das ist doch wohl kläglich. Wie sehen diese Größen aus? Herr Wels hat, sagen Sie, am 9. November Heldentaten auf einem Berliner Kasernenhof verrichtet. Wo war Herr Wels im Januar 1918? Wo war Herr Ebert im Januar? Ich werde Ihnen das sagen, wo sie waren: in voller Deckung. Und von da aus haben sie den Munitionsarbeiterstreik abgewürgt,

eine der tapfersten revolutionären Taten, die während des Krieges getan worden sind.

Wie jämmerlich verteidigt Ihr euch heute gegen den Vorwurf, die Revolution gemacht zu haben! Immer verteidigt Ihr euch, immer steht Ihr in der Defensive. Hättet Ihr sie nur gemacht! Aber in allen Prozessen, vor allen Untersuchungsausschüssen wimmert Ihr dasselbe traurige Lied: Wir sind es nicht gewesen — wir waren brav.

Und es nützt euch nicht einmal. Ihr behaltet den Namen „Landesverräter", einen Ehrentitel, den der alte Liebknecht und der junge gern angenommen haben.

Sie fragen des weitern, ob denn unbedingt nötig sei, „daß der demokratisch-sozialistisch-republikanische Einzelmensch sich hineinmengt in — um einige Beispiele zu gebrauchen — den Streit zwischen Reichsbanner und Westdeutscher Friedensgesellschaft". Nun, ich zum Beispiel, habe mich eingemengt, weil ich ihn entfesselt habe. Ich sagte damals, der Soldat aller Länder sei für einen Dreck gefallen. Hörsing verbot daraufhin das ‚Andre Deutschland' wo diese Aeußerung gestanden hatte, für das Reichsbanner; vielleicht hielt er seine Leute für sexuell noch nicht aufgeklärt.

Und als sich gar der jüdische Rechtsanwalt Ludwig Haas erhob und herausdonnerte, „wir Juden würden, wenn es das Vaterland gebeut, noch einmal . . ." oder so etwas, da habe ich schon zugeschlagen, und ich bin auch heute noch der Meinung, daß die Angst vor dem Antisemitismus etwas viel Schlimmeres verbirgt: eine geistige Minderbemitteltheit, die bei Juden selten, aber wenn vorhanden bodenlos ist.

Sie sagen zum Schluß, Sie seien niemals ein Ebert-Schwärmer gewesen, und ich kann mir auch nicht denken, wie so ein Lebewesen wohl aussehen sollte. Sie hätten aber zu Allem, was er tat, geschwiegen, besonders in Versammlungen — aus einem Gefühl heraus, das uns leider fehle, und das uns so sehr nötig tue: aus Disziplin.

Nun gibt es sicherlich eine richtige Disziplin. Hätte ich das Vergnügen, in einem kleinen Ort neben Ihnen mit Sozialisten, Kommunisten und Reichsbanner gegen die Fürstenabfindung zu kämpfen, so sagte ich kein Wort wider Ebert und gewisse Bonzen der sozialdemokratischen Fraktion, und ich nähme noch Partei für den lauesten Demokraten, wenn der Pfarrer, der Amtsrichter oder der Gutsinspektor den Mund auftäten. Aber hier sind wir unter uns, und wollten wir immer erwägen, daß und wie unsre Aeußerungen vom Kyffhäuserbund oder von nationalistischen Schmierern aufgegriffen und mißbraucht werden könnten, so wäre jede offene Diskussion so unmöglich wie etwa im ‚Vorwärts'.

Und ich sage Ihnen, daß diese falsch verstandene Disziplin das Verderben der deutschen Sozialdemokratie ist, in deren Presse und Partei so viel wertvolle Kräfte vorhanden sind, aber schlummern und schlummern müssen. Dieses Unteroffizierstum mit dem umgekehrten Vorzeichen, noch in den Niederlagen, das Einschwenken auf einen Befehl, der eben nicht durch eine geistig anständige Diskussion zustande gekommen ist oder durch

die wahre Ueberlegenheit diktatorischer Führer, sondern durch elende Geschäftsordnungspraktiken wie die des Herrn Wels, der, „ein robuster, stiernackiger Fechter mit wenigen Worten und mit harter Faust", gegen wen wirtschaftet —? Gegen seine Arbeitergenossen, die andrer Meinung sind als er, dieser dürftige Funktionär.

Eben diese Disziplin haben wir nicht, und wir wollen sie nicht haben. Und wir, die wir uns nicht „an Ebert reiben", wie Sie sagen, sondern ihn, der sein Lebelang in mildernden Umständen gewesen ist, einen Klassenverräter und einen Renegaten nennen — wir glauben, daß wir ganz etwas Andres brauchen als solche Disziplin.

Es gibt zwei Mächte in Europa, die durchgesetzt haben, was sie wollten: der Fascismus und die Russen. Das entscheidende Moment ihrer Siege war eine tapfere Unbedingtheit, die sich erst später, nach dem Sieg, die Taktik erlaubt hat. Ihr lernt nichts. Und am allertragischsten finde ich, daß Ihr nicht einmal seht, in welchem Wurstkessel Ihr sitzt, daß Ihr nicht einmal die Tiefe eurer Niederlage ermeßt, daß Ihr nicht fühlt, wie Ihr von Tag zu Tag tiefer rutscht. Die Felle sind davongeschwommen, die Taktik ist geblieben und die Toleranz.

Und wir brauchen eure Taktik und eure Toleranz nicht und nicht die Disziplin, sondern gegen eitle alte Leute, die ihre ganze Kraft auf die Aufrechterhaltung ihrer Stellung verwenden, und gegen eine Jugend, die nie jung gewesen ist — gegen sie brauchen wir etwas Andres. Den revolutionären, unnachgiebigen, intoleranten und klassenkämpferischen Erfolg.

Entschädigungslose Enteignung von Emil Rabold

Es rühren sich nicht nur die Fürstenknechte. Auch Flaumacher demokratischer Färbung treten auf und erklären, die entschädigungslose Enteignung der ehemaligen Fürsten gehe zu weit. Man müsse ihnen doch wenigstens einen „standesgemäßen Lebensunterhalt" sicherstellen — im bloßen Hemd könne man sie unmöglich auf die Straße schicken.

In der Tat: wenn es so weit kommen sollte, daß 22 ehemalige Fürsten den Bettelstab ergreifen müßten, dann wäre das für die deutsche Republik ein namenloses Unglück, weit schmerzlicher als daß Millionen deutscher Staatsbürger seit Jahr und Tag die Existenz eines Bettlers fristen müssen, nicht durch eigne Schuld in dieses Elend geraten, sondern durch Krieg und Inflation hineingestoßen durch die Schuld Derer, die heute den Mut aufbringen, dem Staat noch eine Milliardenrechnung zu präsentieren.

Und trotzdem „wenigstens eine Rente"?

Nun, diese Rente kommt ja seit Jahr und Tag an sie zur Auszahlung. 19 ehemalige Landesväter beziehen, ungeachtet der Millionen, die ihnen eine freigebige Republik großzügig schon zugesprochen hat, die Offizierspension auf Grund der Dienstleistung im alten Heere. Sie beträgt bei einigen dieser voll erwerbsfähigen Herren monatlich 2000 Mark.

Noch nicht genug für einen „standesgemäßen Lebensunterhalt"? Nicht 22, sondern zehntausende von erwerbsunfähigen Kriegskrüppeln erhalten für sich und ihre Familie noch nicht den 20. Teil!

Und da kommen die ewig Zaudernden und Schwankenden und versuchen dem auf Abrechnung brennenden Volke die Meinung aufzuschwatzen, der Volksentscheid sei eine aussichtslose Sache, weil das zur Abstimmung gestellte Gesetz für die entthronten Fürsten keine — Leibrente vorsehe!

Man sollte die Sorge um das Wohlergehen der vormals gekrönten Häupter wirklich den Andern überlassen. Die waren, wenns um die egoistischen Vorteile ihrer Kaste ging, nie weichherzig, nie sentimentalen Einwänden zugänglich. Das beste Beispiel in dieser Hinsicht liefern ja die Fürsten selber.

Außerdem sei das Gesetz verfassungswidrig — man könne gegen die Fürsten kein Ausnahmegesetz schaffen. Nun, das wollen wir auch nicht. Grade wir wollen, daß gleiches Recht für Alle geschaffen werde. Die Fürsten sollen in eine Linie mit den enteigneten Rentnern und Sparern gestellt werden. Sie haben mit keinem Wort gegen die Enteignung jener Schichten protestiert, die für die deutsche Kultur wertvoller waren als je die Dynastien und ihr Anhang. Nicht neue Ungleichheit schaffen ist also das Ziel, sondern Gleichheit herstellen. Ein Ausnahmezustand wäre es nur, wenn den Millionen Sparern das Letzte genommen werden konnte, während die Fürsten bevorzugt werden und Milliarden erhalten.

Die Enteignung erfolgt überdies nicht zum Vorteil irgendeiner bevorzugten Kaste. Das geschah während der Inflation durch die Enteignung der Rentner und Sparer und war somit in der Tat verfassungswidrig.

Die Enteignung der fürstlichen Vermögen hingegen soll vorgenommen werden zum Wohle der Allgemeinheit. Die Opfer des Krieges, der Arbeit und der Inflation sollen Nutznießer der fürstlichen Vermögen werden. Der Paragraph 153 der Reichsverfassung sieht eine Enteignung ohne Entschädigung ausdrücklich vor, wenn sie zum Wohle der Allgemeinheit erfolgt. Also wollen wir nicht die Verfassung brechen, sondern ihr vielmehr zu lebendigem Leben verhelfen.

Gewiß ist, daß die Monarchisten und ihr Anhang dem Volksbegehren und Volksentscheid alle erdenklichen Widerstände entgegensetzen werden. Aber dieser Widerstand muß ebenso gebrochen werden, wie die bürokratischen Schikanen der Behörden niederzukämpfen sind, jener Behörden, die den kühnen Durchbruch des Volkswillens verhindern oder eindämmen wollen, weil ihnen die Bewegung auch aus andern Gründen unangenehm ist.

Der Widerstand wird um so leichter niedergeschlagen werden können, je schneller die Republikaner ihre Miesmachereien einstellen. Wenn sie schon kleinliche Bedenken tragen, sollen sie sich nicht anmaßen, den Volksmassen, die mit dem Urteil über die Fürsten längst fertig sind, ihre Privatmeinung aufzuschwatzen. Wer flau macht, nützt dem Gegner!

Ein Jesuitenstreich im Weltkrieg

von Heinrich Kanner

Viele Mitlebende werden sich wohl noch erinnern, daß der Papst im ersten Jahr des Weltkriegs, anfang Dezember 1914, den kriegführenden Mächten vorschlug, am 24. Dezember eine allgemeine Waffenruhe auf allen Kriegsschauplätzen eintreten zu lassen. In der oesterreichischen, ungarischen und deutschen Presse wurde der Vorschlag auf Geheiß der Zensurbehörden freudig bewillkommnet. Groß war dann die Enttäuschung, als wenige Tage vor Weihnachten in den Blättern gemeldet wurde, daß der fromme Vorschlag am Widerspruch Rußlands und Frankreichs gescheitert sei. Man begriff die gleichfalls von den Zensurbehörden angeordnete Entrüstung der oesterreichischen, ungarischen und deutschen Presse über das Verhalten der beiden ablehnenden Mächte, konnte aber auch das Selbstlob der Mittemächte nicht mißbilligen, das durch WTB in der ganzen Welt verbreitet wurde, wonach „Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Türkei durch ihre Zustimmung zum Vorschlag des Papstes für den religiös-humanen Gedanken dieser Anregung volles Verständnis" gezeigt hätten. Auch das, verkündete WTB weiter der Welt, „ist eine Widerlegung des sinnlosen Vorwurfs der Barbarei, mit dem unsre Feinde gegen uns zu wirken suchen". So hieß es damals, und die Zeitungen der Ententemächte bemühten sich umsonst, den ihnen in so drastischer Weise zurückgegebenen Vorwurf der Barbarei zu entkräften. Die Mittemächte standen im Strahlenglanz der Tugend, der Humanität und der Religiosität da.

Heute erst erfahren wir, daß auch dieser Strahlenglanz nichts als ein gemeiner Schwindel, höflicher gesagt: ein gelungenes Jesuiten-Stückchen war. Das ergibt sich aus der aktenmäßigen Darstellung, die der oesterreich-ungarische Feldmarschall Conrad im fünften Band seiner Memoiren — ‚Aus meiner Dienstzeit' im Rikola-Verlag zu Wien — dem Zwischenfall widmet.

Am 7. Dezember kam der Erzherzog Thronfolger aus Wien ins Hauptquartier zu Conrad mit allerhand Neuigkeiten. Darunter war auch der Vorschlag des Papstes. Conrad lehnte ihn als gut gemeint, aber „des Wirklichkeitssinnes entbehrend" ab. Doch der Papst oder sein Berater entbehrte nicht in dem Maße des Wirklichkeitssinnes, wie Conrad meinte. Es zeigte sich vielmehr, daß hinter dem heiligen Vorschlag des Papstes eine schlaue politische Intrigue stak. Wenige Tage darauf ließ nämlich das Ministerium des Aeußern Conrad wissen, daß der oesterreichisch-ungarische Botschafter beim Vatikan Prinz Schönburg auf Grund einer Mitteilung des Kardinal-Staatssekretärs gemeldet habe, Rußland hätte unter Hinweis auf militärische Gründe den Vorschlag des Papstes „definitiv abgelehnt". Die Kurie — hieß es in der Zuschrift des Ministeriums weiter — lege uns nahe, den Vorschlag des Papstes aufzunehmen; sie werde dann die von Seiner Heiligkeit ergriffene Initiative bekannt werden lassen und verlautbaren,

daß Oesterreich-Ungarn, Deutschland, England und Belgien bereit waren, ihre Zustimmung zu geben, Rußland aber nicht zustimmen zu können erklärte; Frankreich habe bisher nicht geantwortet. Diese echt jesuitische Idee fand sofort das congeniale Verständnis des oesterreichisch-ungarischen Außenministers Berchtold. Er fürchtete nur, daß Conrad, der sich vom Papst in seinen militärischen Operationen nicht stören lassen wollte, die Anregung des Papstes noch immer ernst nehmen und sich auf die dahinter verborgene Jesuiterei nicht einlassen würde. Deswegen ließ er Conrad den feinen Plan bis zur Sonnenklarheit genau explizieren. Die vom Ministerium des Aeußern an Conrad gerichtete Note fuhr fort: „Da der Vorschlag Seiner Heiligkeit infolge der definitiven Ablehnung Rußlands bereits als gescheitert betrachtet werden muß, ist Graf Berchtold der Ansicht, daß diese Proposition im Sinne der Anregung des Kardinal-Staatssekretärs unsrerseits pro forma akzeptiert werden könnte; hierdurch würde das Odium der Ablehnung auf Rußland abgewälzt, ohne daß unsre Zustimmung irgendwelche Konsequenzen hätte, und ohne daß der prinzipielle Standpunkt des Armee-Oberkommandos eine Beeinträchtigung erführe."

Der Streich war großartig ausgedacht. Berchtold sah nur eine Gefahr: „daß die russische Ablehnung vor Bekanntwerden unsrer Zustimmung publik werde" — denn dann hätte selbstverständlich alle Welt das .unehrliche Manöver durchschaut. Da die Ablehnung der Russen, die allerdings auf ein solches Stückchen nicht gefaßt waren, doch immerhin jeden Tag publik werden konnte, „drängte die Zeit". Berchtold wartete also nicht erst die Zustimmung des Armeeoberkommandos zu dieser Spitzbüberei ab, sondern setzte sie bei dem bekannten „schlichten und graden soldatischen Sinn" unsrer Oberkommandierenden als gegeben voraus. Und da auch der Kaiser des „graden soldatischen Sinns" nicht entbehrte, so erteilte er seine Genehmigung, und Berchtold telegraphierte unverzüglich nach Rom, daß die k. u. k. Regierung den edlen Vorschlag des Papstes oder eigentlich den ganz unedlen Vorschlag des Kardinal-Staatssekretärs annehme. Er sorge dafür, daß die Zustimmung Seiner Apostolischen Majestät zu dem päpstlichen Vorschlag sofort bekannt würde, und sie wurde tatsächlich auch der Welt vor der russischen Ablehnung bekannt. Der Streich war gelungen, und Conrad konnte ruhig am Weihnachtstag seine geliebte Schießerei fortsetzen. Die Zustimmung der k. u. k. Regierung zu dem päpstlichen Gottesfrieden-Vorschlag hatte in der Tat keine Konsequenzen. Die Welt war mit Hilfe des Papstes oder seines Staatssekretärs wieder einmal hinters Licht geführt worden, und Franz Joseph und seine Leute konnten sich als die großen Menschenfreunde aufspielen.

Der Vorfall verdient auch deshalb Beachtung, weil er zeigt, auf welcher Seite die Curie, die sich als so streng neutral gab, während des Weltkriegs tatsächlich stand, wem sie half, und mit welchen hochsittlichen Mitteln sie half.

Der Reichswehr-Etat von Konrad Widerhold

Der Herr Reichswehrminister hat kürzlich zu einem Mitarbeiter des Berliner Tageblatts gesagt, es bestehe keine Veranlassung, sich über den neuen Reichswehr-Etat aufzuregen, wie dies von „gewisser Seite" geschehe, denn sobald man sich einmal bemühen würde, den Etat sachlich zu prüfen, falle dieses Gebäude falscher und sensationeller Beschuldigungen in sich zusammen. Nun, der Herr Reichswehrminister, für den ja Schwarze Reichswehr und Fememorde organische Bestandteile seines Ressorts sind, regt sich selbstverständlich über den Etat nicht auf. Wenn er aber von „sachlicher Prüfung" spricht, so kann er mit diesem beliebtesten aller politischen Schlagworte der Weimarer Republik erfolgreich operieren, da weder die ihm ergebene Presse noch der Militärausschuß des Reichstags seinen Etat sachlich unter die Lupe nimmt.

Die gesamten Ausgaben für Heer und Marine betragen 1926 118,6 Millionen Mark mehr als 1925 und 221,2 Millionen mehr als 1924, sie betragen 1926 fast die Hälfte aller Ausgaben für Heer und Marine vom Jahre 1913. Selbstverständlich ist die Entente daran schuld, die uns ein so teures Söldnerheer zudiktiert hat. Diese Phrase von dem so teuern Söldnerheer ist die verlogenste unter allen, mit denen die öffentliche Meinung immer wieder dumm gemacht wird. Gewiß „dient" heute Niemand mehr für 33 Pfennige. Lebensmittel und Bekleidung sind teurer. Bewaffnung, Munition und Ausrüstungsgegenstände werden von den Heereslieferanten nicht grade zu den billigsten Preisen geliefert. All dies vorausgesetzt, betragen jedoch die Mehrausgaben, die ein Söldnerheer gegenüber einem Volksheer von vorn herein hat, nur einen bestimmten Prozentsatz, der sich hauptsächlich in der Geldabfindung der Truppen und schließlich noch in Verpflegung, Bekleidung und Unterbringung ausdrückt, und der leicht ermittelt werden kann, wenn man den Etat genau prüft, „sachlich", wie es der Herr Minister wünscht, oder scharf, mit einem Seziermesser, wie er es jedenfalls nicht wünscht. Man findet dann, daß die Ausgaben, die weder mit der Frage des Söldnerheers noch der des Volksheers an sich was zu tun haben, also die eigentlichen Rüstungsausgaben seit 1924 teilweise auf das Doppelte gestiegen sind und die Höhe von 1913 bereits erreicht oder oft beträchtlich überschritten haben. So ist das innere Verhältnis des Herrn Reichswehrministers zu Locarno. Mit diesem Etat will er auf die Abrüstungskonferenz gehen.

Beim Vergleich der Heeres-Etats von 1926 und 1913 greift man zweckmäßig von 1913 nur den des preußischen Militärkontingents heraus, da für das bayrische, sächsische und württembergische je ein besonderer Etat aufgestellt war, sodaß überflüssig ist, bei jedem einzelnen Kapitel und Titel 4 Etats zu verrechnen. Das preußische Militärkontingent — zu dem auch die badischen und hessischen Truppen sowie diejenigen der übrigen Kleinstaaten gehörten — umfaßte 19 von den frühern 25 Armeecorps, ferner alle Festungen in Elsaß-Lothringen, am Rhein und im östlichen Preußen. Man hat diesen

Etat nur um etwa 25% zu erhöhen, um den des Reichs zu erhalten. Alle Vergleichszahlen beziehen sich deshalb immer auf das Reichsheer 1924/26 und das preußische Kontingent 1913.

Vergleich der Heeresstärken 1913 und 1926

	Offiziere	Sanitäts- und Veterinär-Offiziere	Unter-offiziere	Mann-schaften	Zu-sammen	Pferde und Tragtiere
Deutschland 1913 .	27 985	3 541	95 738	540 750	667 914	133 046
Preußen 1913 . .	21 681	2 731	73 917	418 850	527 179	102 843
Reichswehr 1926 .	3 797	493	20 268	74 497	99 055	41 225

Dazu für 1926: 5419 Beamte und Angestellte gegenüber einer ungefähr doppelt so starken Zahl im alten Preußenheer. Das Reichsheer braucht also für 100 Militärpersonen 5⅓ Beamte, das heißt: 1 Infanteriebataillon von 750 Köpfen erfordert neben seinem eignen militärischen Verwaltungspersonal noch 40 Beamte und Angestellte! Das Preußische Kriegsministerium kam 1913 mit 523 Beamten aus, Heeresleitung und Heeresverwaltung brauchen 1926 540 Beamte und Angestellte!

(Fortsetzung auf Seite 248)

Die die Zeche zahlen von Käthe v. Luckwitz

Einweihung des Münchner Kriegerdenkmals. Der übliche Klamauk mit bayrischem Einschlag. Es fehlt das Volk und die Fahne der Republik. Sonst ist Alles da. Der Allerhöchste nicht höchstselbst, da er im Augenblick stark beschäftigt ist, doch der Platzhalter Ministerpräsident Dr. Held. Viele Ehrengäste: Prinz und Prinzessin Leopold, Prinz und Prinzessin Konrad, Prinz und Prinzessin Alfons, Prinzessin Arnulf, Prinzessin Clara. Viele höhere Offiziere der alten Armee. Der Bürgermeister mit Abordnung der bürgerlichen Fraktionen, die Studenten in vollem Wichs. Die Kriegervereine und Regimentsvereinigungen. Schlagzeug schmettert, Kino kurbelt. Das Volk ist abseits. Hoch muß man sein oder höchst, korporiert oder gefallen, um hier dazuzugehören.

Hundert Schritte davon, bei der Feldherrnhalle, prügeln sich die Nationalsozialisten mit der Polizei. Sie wollen einen Kranz aufs Pflaster legen. Sie wollen die Straße mit einer Kette sperren. Sie dürfen nicht. „Heil Hitler!", schreien sie. „Rache!" „Heil Ludendorff!" Kleine Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Rings. Das Volk steht abseits.

Es rackert sich, abseits, geduldig, grau. Wo in München die armen Leute wohnen, ists noch häßlicher als in andern Städten. Nicht in den alten Stadtteilen mit der Bierromantik — da wohnen die Armen nicht —, sondern in den graden Straßenzeilen, durch die der unbarmherzige Wind fährt, wo die schlechtgebauten Häuser so pockennarbig sind, so voll Ausschlag. Kein Baum, kein bißchen Grün, kein Rasenplatz — wozu? Die spielen nicht einmal Tennis.

Ihr braucht ein Denkmal? Damit Ihr nicht vergeßt? Durch alle bessern Straßen müssen eure höhern Schüler dafür betteln?

(Fortsetzung auf Seite 251)

Vergleich der Heeres-Etats 1924—26 und 1913

I. Fortdauernde Ausgaben:

(Fortsetzung von Seite 247)

Kapitel 1926	Kapitel 1913	Bezeichnung der Kapitel 1926	Bezeichnung der Kapitel 1913	in Tausend Mark 1924	1925	1926	1913
1 A	—	Reichswehrminister	—	803	938	1 041	—
1 B	14	Heeresleitung und Heeresverwaltung	Kriegsministerium	2 708	4 156	5 226	3 438
2	19—24	Geldabfindung der Truppen und Kommandobehörden		100 449	121 048	145 979	184 790
3	35	Erziehungs- und Bildungswesen		7 113	8 667	10 538	9 418
—	38	—	Technische Institute	—	—	—	2 713
4	16	Intendanturen und Wehrkreisverwaltung	Intendanturen	3 088	3 972	4 699	4 807
—	15	—	Militärisches Kassenwesen	—	—	—	440
5	25	Verpflegung		44 651	45 750	62 055	169 065
6	26	Bekleidung		23 543	23 513	25 908	39 088
7	27	Unterbringungs- und Unterkunfts-Vergütung	Garnisonverwaltung und Serviswesen	26 140	29 724	35 944	58 175 }
—	40	—	Wohnungsgeldzuschüsse	—	—	—	16 376 }
8	28	Heeresbauverwaltung	Militärbauwesen	707	996	1 178	2 345
9	34	Reise- und Beförderungskosten	Reise- und Umzugsgebührnisse	4 933	4 396	4 940	12 585
—	41/42	—	Unterstützungen	—	—	—	4 729
10	17	Seelsorge		191	259	369	1 360
11	18	Rechtspflege	Militärjustizverwaltung	308	586	440	2 371
—	36	—	Militärgefängnisse	—	—	—	640
12	29	Sanitätswesen	Militärmedizinalwesen	3 457	4 285	5 358	13 122
13	—	Veterinärwesen	—	1 440	1 440	1 571	—

Kapitel 1926	Kapitel 1913	Bezeichnung der Kapitel 1926	Bezeichnung der Kapitel 1913	(in Tausend Mark) 1924	1925	1926	1913
14	32/33	Pferdeergänzung und Remontedepots		8 001	8 501	9 936	20 053
—	31	—	Ersatz- und Reservemannschaften	—	—	—	4 507
15	37	Waffen, Munition und Heeresgerät		54 441	63 679	71 255	63 418
16	30	Zeugämter	Traindepots	9 955	10 565	12 023	1 818
17	39	Pioniere und Befestigungen		9 296	11 066	12 323	5 484
18	39	Verkehrswesen	Verkehrswesen	9 246	10 457	11 657	13 263
19	—	Nachrichtenwesen	—	6 092	5 943	6 972	—
		Verkehrs- und Nachrichtenwesen		15 338	16 390	18 629	13 263
20	43	Verschiedenes		710	1 246	1 342	3 756
		I. Summe der fortdauernden Ausgaben		316 919	360 886	429 697	637 762
C	—	Heeresfriedenskommission		210	243	312	—
		II. „Einmalige“ Ausgaben für „Waffenrüstungen“		18 226	27 023	27 023	47 647
		II. „Einmalige“ Ausgaben für Ersatz- und Neubauten in Garnisonen, Festungen und ähnliches		15 200	21 736	23 180	89 899
		III. Außerordentliche Ausgaben		930	1 110	1 214	12 700
		Gesamtsumme der Heeresausgaben		351 285	410 998	481 426	788 008

Das preußische Militärkontingent von 1913 war $5^1/_4$mal stärker als das heutige Reichsheer. Den Ausgaben für Löhnung und Gehältern kann dieses Verhältnis beim Vergleich der beiden Etats nicht zugrunde gelegt werden, da in diesem Fall das Söldnerheer relativ teurer sein muß. Trotzdem sind die in Kapitel 2 angegebenen Zahlen nicht voll vergleichsfähig, da im Kapitel „Geldabfindung" die Ausgaben für Uebungen mit eingerechnet sind und diese für die Gesamtbeurteilung gesondert betrachtet werden müssen.

Kapitel/Titel 1926	Kapitel/Titel 1913		(in Tausend Mark) 1924	1925	1926	1913
2/32	24/21	Gefechts- und Gelände-Schießübungen . .	10 046	10 046	10 546	2 304
2/32	24/22—25	Andre Übungen aller Waffen . .	1 434	1 434	1 817	392
2/33	—	Herbst-Übungen . .	2 223	3 982	4 270	—
2/34	24/18	Übungsreisen und Ritte sowie Kommandierungen von Offizieren . . .	1 574	1 574	1 879	1 356
2/35	—	Artilleristische Planarbeiten und Lichtbildarbeiten . .	310	553	680	—
		Übungen	15 587	17 589	19 192	4 052
		Geldabfindung der Truppen und Kommandobehörden .	100 449	121 084	145 979	184 790
		Somit: Geldabfindung ohne Übungen . . .	84 862	103 495	126 787	180 738

Die Ausgaben für „Übungen" betragen in dem offiziell auf den 5. Teil verminderten Reichsheer 5mal mehr als im Preußenheer 1913, weil — ja, warum wohl?

Beim Vergleich der gesamten Etats fallen vor Allem die Kapital 15—19 auf sowie die entsprechenden Posten bei den „einmaligen" Ausgaben. Diese Kapitel, die die Kosten für Waffen, Munition und Heeresgerät sowie die für die Spezialtruppen enthalten, haben fast ausnahmslos die Höhe von 1913 überschritten. Zusammen mit den Uebungen kann man sie als die eigentlichen „Rüstungsausgaben" des abgerüsteten Reichsheers bezeichnen. Hier muß mit dem Seziermesser gründlich gearbeitet werden. Bei dem folgenden Vergleich sind die einzelnen Titel dieser Kapitel angegeben, ohne die Verwaltungskosten, das heißt: ohne die Gehälter für die Beamten, ohne Bürogelder und ähnliche reine Verwaltungsausgaben. Die Zahlen sprechen für sich ohne jeden Kommentar. Die 12,7 Millionen außerordentliche Ausgaben von 1913 dienten für Neubauten von elsaß-lothringischen und rheinischen Befestigungen; die 1,2 Millionen für 1926 sind für Zwecke zur Ausführung des Friedensvertrags vorgesehen.

Bei den sogenannten „einmaligen" Ausgaben, einer unendlich langen Titelreihe — die einzelnen Titel aufzuführen, ginge über Raum und Rahmen dieser Zeitschrift — unterscheidet man zweckmäßig solche für „Waffenrüstungen" und solche für Ersatz- und Neubauten in Garnisonen und Festungen, auf Schieß- und Uebungsplätzen. Da Deutschlands Festungen geschleift werden mußten, so stehen hier die Ausgaben in einem „angemessenen" Verhältnis. Trotzdem stimmen die für 1926 angesetzten 23,2 Millionen bedenklich, denn schließlich hat das kleine Reichsheer den ganzen Kasernen- und Schießplatzplunder vom „großen Heer" geerbt. Die „einmaligen" Ausgaben für „Waffenrüstungen", das heißt: Anschaffungen von Bewaffnungen, Munitionen, Heeresgerät und Spezialgerät betragen 1926 mit 27 Millionen Mark schon wieder mehr als die Hälfte derjenigen von 1913 (47,6 Millionen); rechnet man davon 13,5 Millionen für Fußartillerie ab, die es heute nicht mehr gibt — oder nicht mehr geben soll —, so entsprechen die 27 Millionen von 1926 den 34,1 Millionen von 1913. (Fortsetzung auf Seite 252)

(Fortsetzung von Seite 247)

Die verhetzten Quartaner mit den papiernen Kornblumen? Mit den gläubigen Augen? Die Ihr aufzieht — wofür? Da sind die Blinden, die Krüppel, die Gespenster ohne Nasen, die mit den halben Gesichtern, die Hirnverletzten, die Stammler, die mit den zerrütteten Nerven, die einmal verschüttet waren — wißt Ihr noch? Frauen mühen sich für sie, helfen verdienen, rackern sich, quälen sich, alte Mütter, vergrämte Gattinnen. Und die Kinder?

Ein Denkmal braucht Ihr. Damit Ihr nicht vergeßt. Was? Den Ausbruch des Wahnsinns?

Jetzt reden sie da drüben. „Helleuchtende Vaterlandsliebe — Augusttage 1914 — deutsche Krieger — Heldentod": zu diesem Thema spricht am steinernen Mal der Dr. Dimpfl, Bezirksobmann des Kriegerbundes, und der Generalleutnant v. Reuter und der Prinz Leopold und der Bürgermeister und viele Andre. Die alten Uniformen strahlen und die Orden. Aus dem Portal des Armeemuseums sind die alten Regimentsfahnen aufmarschiert — glorreich, glorreich.

„Darniederliegen des Vaterlandes — tief schmerzlich — dennoch festes Vertrauen — Auferstehung zu neuem Ruhm." Dumpf rollen die Trommeln, Salutschüsse — die Tauben an der Theatinerkirche flattern auf.

Und im Geist höre ich das Lachen des Soldaten. Es ist nur ein englischer Soldat, kaum ein Mensch also für euch, denen jetzt beim Trommelwirbel „das Herz höher schlägt" — doch er gehört zu Denen in allen Ländern, die die Zeche zahlen. Er lebt in der Geschichte von der Magd Elsie, die der kluge und gute Arnold Bennett uns in ‚Riceyman Steps' erzählt. Ein armer junger Mensch, dieser Joe, nicht viel los mit ihm, leidet an „shell shock" (Nervenchoc durch Granateneinschlag) und auch an Malaria, mitgebracht aus Frankreich. Doch Elsie, diese Mütterliche, liebt ihn. Seine Nerven sind kaputt, dann und wann zerbricht etwas in ihm, dann sticht er mit

(Fortsetzung auf Seite 257)

Ausgaben für Waffenrüstungen

I. Fortdauernde Ausgaben

Kapitel/Titel 1926	Kapitel/Titel 1913		(in Tausend Mark) 1924	1925	1926	1913
15/21 a	37/8	Kosten der Untersuchungen und Abnahme von Waffen und Gerät	1 164	1 561	3 153	3 209
15/31	37/10 u. 12	Unterhaltung der im Besitz der Truppen befindlichen Waffen . .	18 442	18 779	20 234	8 160
		davon:				
		I. Handwaffen	6 369 }	6 619 }	5 775 }	5 680
		II. Maschinengewehre	6 771 }	7 723 }	8 121 }	
		IIIa Feldartillerie	3 217	2 680	4 564	1 635
		IIIb Fußartillerie	—	—	—	845
		IV. Minenwerfer	1 167	1 758	1 774	—
15/32	37/7	Beschaffung und Unterhaltung der bei den Truppen lagernden Munitionen	25 215	28 335	32 455	41 217
		davon:				
		I. für Handwaffen und Maschinengewehre	9 366	8 903	10 329	14 318
		IIa „ Feldartillerie	14 487	15 607	18 002	17 626
		IIb „ Fußartillerie	—	—	—	9 273
		III „ Minenwerfer	1 542	3 824	4 124	—
15/33	30/6	Unterhaltung und Auffrischung des allgemeinen Heeres- und Traingeräts (1913: nur Traingerät)	6 460	11 066	10 935	1 188
15/34	39/19	Unterhaltung und Auffrischung der Fahrräder	189	230	225	247
15/35	—	„ „ „ des Gasschutzgeräts	2 434	2 925	3 200	—
16/31	—	Instandsetzung und Erhaltung des bei den Zeugämtern lagernden Heeresgeräts	2 125	2 619	2 943	—
16/32	—	Dasselbe für Munition und deren Auffrischung	1 558	2 216	2 678	—
16/33	—	Reinigungsstoffe und Schmiermittel	—	—	735	—

(Fortsetzung auf Seite 251)

Kapitel/Titel 1926	1913		(in Tausend Mark) 1924	1925	1926	1913
16/34		Frachten für Versendung von Heeresgerät und Munition	4 438	3 828	3 600	—
—	37/14	Versuche im Bereich der { Feldartillerie	—	—	—	828
—		{ Fußartillerie	—	—	—	1 446
		Waffen, Munition und allgemeines Heeresgerät bei Truppen und Zeugämtern (ohne Verwaltungskosten)	61 225	70 959	80 138	56 295
17/31	39/12	Uebungsgelder der Pioniere	5 075	5 930	5 629	1 043
17/32	39/13	Truppenübungen im Pionierdienst	118	236	426	53
17/33	39/11	Unterhaltung und Auffrischung des Pioniergeräts	196	395	390	290
17/34	—	„ „ „ der Nahkampfmittel	855	1 925	2 206	—
17/35	39/4—9	Instandsetzung der Befestigungswerke	2 819	2 830	3 210	1 961
18/34	39/18a	Betrieb und Unterhaltung des Kraftfahrgeräts	8 929	10 103	11 103	358
—	39/16 u. 20	Militäreisenbahnwesen	—	—	—	631
19/31	—	Uebungsgelder für Nachrichtentruppen	356	648	596	—
—	39/15	„ „ Verkehrstruppen	—	—	—	2 763
19/34	—	Sicherstellung und Unterhaltung der Nachrichten-Verbindung . .	783	903	1 343	—
19/32	39/10	Brieftauben und Meldehunde	182	182	192	120
—	39/15a,17,18	Unterhaltung und Beschaffung für Verkehrstruppen	—	—	—	8 676
19 35	39/14 u. 14a	„ „ Auffrischung des Nachrichtengeräts	3 385	3 982	4 272	1 368
		Ausgaben für Spezialtruppen (ohne Verwaltungskosten)	22 698	25 161	27 367	17 263
2/32—35	24/21—25	Uebungen	15 587	17 589	19 192	4 052
		II. „Einmalige“ Ausgaben für „Waffenrüstungen“	18 226	27 023	27 023	47 647
		Gesamte Ausgaben für Waffenrüstungen	117 736	140 732	153 720	125 257
		ab: 1913 Fußartillerie und 1926: Minenwerfer	5 339	8 212	8 524	25 069
		Somit: ohne Fußartillerie und Minenwerfer	112 397	132 520	145 196	100 088

Die gesamten fortdauernden und einmaligen Ausgaben für Waffenrüstungen samt Uebungen — ohne die Ausgaben für die Garnison- und Festungs-Neubauten — sind 1926 mit 153,7 Millionen bereits um 28,5 Millionen höher als im Jahre 1913 (125,2 Millionen). Rechnet man von 1913 die Ausgaben für Fußartillerie ab (25 Millionen) und zum Ausgleich dafür von 1926 diejenigen für Minenwerfer (8,5 Millionen) — weil es diese ja 1913 nicht gab —, so wird das Verhältnis noch ungünstiger, da die 145,2 Millionen von 1926 den 100 Millionen von 1913 gegenüberstehen!!

Munitionsverbrauch, Anschaffung und Unterhaltung von Waffen und Gerät sowie die vollgespickten Zeugämter verschlingen Millionensummen, die im schroffsten Mißverhältnis zur Größe des Reichsheers stehen und in fast allen Titeln diejenigen des Jahres 1913 überschritten haben! Zur Beurteilung dieses Etatvergleichs muß gesagt werden, daß 1913 die Ausgaben der Zeugämterbestände im Kapitel für Heeresgerät (Kapitel 37) geführt wurden und nur das Traingerät ein besonderes Etatkapitel (Kapitel 30) hatte, während heute Zeugämter und Traingerät in einem Kapitel (Kapitel 16) vereinigt sind. Etwas Aehnliches gilt für die Kapitel Verkehrswesen und Nachrichtenwesen. 1913 bestanden die Verkehrstruppen aus den Nachrichten-, Eisenbahner-, Kraftfahrer-, Flieger- und Luftschiffer-Formationen; heute sind Verkehrstruppen nur die Kraftfahrtruppen, während die Nachrichtentruppen besonders geführt werden. Die übrigen Spezialtruppen darfs im Reichsheer nicht geben.

An andern Stellen kann ebenfalls noch beträchtlich gekürzt werden, zum Beispiel in jenem seltsamen Kapitel: Heeresleitung und Heeresverwaltung mit 5,2 Millionen im Jahre 1926 gegenüber 3,4 Millionen des Preußischen Kriegsministeriums von 1913. Und so bei noch tausend andern Dingen. Daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, dokumentiert der Etat ebenfalls: als Vorschuß auf die Seligkeit werden 1924: 191, 1925: 259 und 1926: 369 Tausend Mark ausgegeben.

Erst dieser Vergleich der Rüstungsausgaben liefert den Schlüssel zum Verständnis des Heeres-Etats und zu dessen unsinnigem Verhältnis gegenüber dem von 1913. Die Gesamtausgaben für das Reichsheer erfordern 1926 ein Mehr von 70 Millionen gegenüber 1924 und betragen mit 481 Millionen bereits 62% des mehr als fünfmal so großen Preußenheers von 1913 (788 Millionen). Und diese Reichswehr möchte man gern vergrößern — man möchte vierfache, sechsfache und noch größere Ausgaben für Rüstungen und andre Scherzartikel. Eine fünffache Vergrößerung des Reichsheers, das heißt: auf die Größe des ehemaligen Preußenheers würde heute, bei einem Löhnungsstand von 1 Mark pro Tag für ein Volksheer, mindestens 2¼ Milliarden Mark kosten, also das Dreifache des frühern preußischen. Deutschland der erste Militärstaat der Welt!

*

Daß der Geist der Admiralsrebellion von 1918 in der Offizierskamarilla der republikanischen Reichsmarine weitertobt, hat nicht erst das Duell Dittmann-Canaris bewiesen: der Marine-Etat zeigt es ebenfalls. Selbst der tollste Flotten-

schwärmer wird nicht mehr daran denken, heute oder künftig einmal gegen England „auszulaufen". Wo ist also hier der Feind? Daß das Reichsheer mit kriegerischen Aktionen gegen Polen und die Tschechoslowakei rechnet, ist bekannt. Gegen wen will die republikanische Flottille kämpfen? Auch gegen Polen? Oder als englischer Ostseedegen gegen Rußland? Die absolute Wertlosigkeit dieser Flottille wird ja von keinem Fachmann mehr bestritten. Wozu also die 203 Millionen, die die Republik in diesem Jahr zum Fenster hinauswirft?

Marinestärken

	Offiziere	Ingenieure	Sanitätsoffiziere	Torpedo- und Feuerwerk-offiziere und Unteroffiziere	Deckoffiziere	Unteroffiziere	Mannschaften	Schiffsjungen	Summe
Marine 1913	2 808	537	322	846	2 572	14 458	49 877	1 950	72 889
„ 1926	667	164	95	—	338	3 725	9 935	—	14 914

Dazu kommen 1926 3235 Beamte und Angestellte gegenüber 3224 in der ehemaligen Kaiserlichen Marine. Außerdem besitzt die republikanische Marine 515 Pferde, was selbst in der ehemaligen Kaiserlichen nicht üblich war. Für 100 „Marinierte" braucht die Republik 21 Beamte gegenüber 4 im Kaiserreich. Was soll diese „Rahmenorganisation" von Beamten — sind sie etwa auch ein „Schatten"? Das Torpedo- und Feuerwerks-Personal wird heute nicht mehr in der Liste der Militärpersonen geführt, sondern ist in der Zahl der Beamten enthalten, das heißt: Deutschland rechnet diese militärtechnischen Personen nicht auf den 15 000-Mann-Etat.

Flottenstärken

Schiffe	1913				1926			
	Vorhanden		In Dienst		Vorhanden		In Dienst	
	Zahl	Tonnage	Zahl	Tonnage	Zahl	Tonnage	Zahl	Tonnage
Moderne Linienschiffe	16	391 000	16	391 000	—	—	—	—
Aeltere Linienschiffe	22	267 000	6	79 000	8	106 000	3	40 000
Schlachtkreuzer	6	132 000	6	132 000	—	—	—	—
Große Kreuzer	8	80 000	2	20 000	—	—	—	—
Panzerdeckkreuzer	6	35 000	4	24 000	—	—	—	—
Küstenpanzerschiffe	8	33 000	—	—	—	—	—	—
Kleine Kreuzer	35	122 000	16	60 000	8	28 000	5	19 000
Torpedoboote und Zerstörer	131	68 000	80	40 000	32	20 000	20	12 000
Unterseeboote	20		20					
Zusammen		1 138 000		746 000		154 000		71 000

Die republikanische Flottille kann höchstens mit einem Zehntel des Wertes der ehemaligen kaiserlichen eingesetzt werden. Diese Vergleichszahl muß man sich ständig vor Augen halten, wenn man die folgenden Zahlen prüft.

Vergleich des Marine-Etats 1924—1926 und 1913

I. Fortdauernde Ausgaben:

Kapitel 1926	Kapitel 1913	Bezeichnung 1926	Bezeichnung 1913	1924 (in Tausend Mark)	1925	1926	1913
1	45	Marineleitung	Reichsmarineamt und Marinekabinett	2 242	2 973	3 753	2 458
—	46	—	Admiralstab der Marine	—	—	—	364
2	51	Geldabfindung der Truppen und Kommandobehörden		17 465	20 545	22 594	47 668
3	59	Bildungswesen		824	1 432	1 822	735
4	48 und 62	Intendanturen und Kassenwesen		382	545	683	2 317
5	53	Landverpflegung		2 237	2 286	2 775	3 607
6	51	Bekleidung		3 190	3 502	4 186	595
7	55	Unterbringung und Unterkunftsvergütung	Garnisonverwaltung	2 625	3 350	3 854	3 350
—	56	—	Servis- und Mietsentschädigung	—	—	—	4 013
8	55 a	Marine-Bauverwaltung	Garnison-Bauwesen	900	199	182	182
9	58	Reise- und Beförderungskosten		1 944	1 826	2 118	4 303
10	50	Seelsorge		45	60	78	222
11	49	Rechtspflege		113	165	182	233
12	57	Sanitätswesen		1 177	1 177	1 406	3 709
13	—	Pferdehaltung und Kraftfahrwesen	—	495	593	656	—
14	52	Indiensthaltung der Flotte		12 805	15 902	19 809	57 025
15	47	Observatorium	Seewarte und Observatorium	14	22	27	459
16	60	Instandhaltung der Flotte, der Arsenale und Werften		16 936	27 694	37 039	38 254
17	61,I	Artillerie und Befestigungen		10 929	12 502	15 846	19 442
18	61,II	Torpedowesen		1 550	3 090	4 302	3 504
19	61,III	Minenwesen		1 509	1 911	2 722	1 590
20	63	Küsten- und Vermessungswesen		1 468	1 426	1 490	1 000
21	64	Verschiedenes		1 940	1 965	3 162	2 663
		I. Summe der fortdauernden Ausgaben		81 025	103 147	128 706	197 026
		„Einmalige" und außerordentliche Ausgaben { Schiffsneubauten und Armierungen		7 753	33 713	54 147	221 789
		„Einmalige" und außerordentliche Ausgaben { „sonstige einmalige Ausgaben"		15 484	18 231	20 463	48 601
		Gesamtsumme der Marine-Ausgaben		112 262	155 191	203 322	467 442
		Gesamtsumme der Heeres-Ausgaben		351 285	410 998	481 426	788 008
		Heer und Marine (für 1913 bei Heer: das preußische Kontingent)		463 547	566 189	684 748	1 255 450

Ein vielversprechender Anfang republikanischer Flottenrüstung 1924: 112,2 Millionen; 1925: 155,2 Millionen; 1926: 203,3 Millionen, das heißt: annähernd die Hälfte der Ausgaben für die zehnmal größere Flotte Wilhelms II. (467,4 Millionen). Bei den fortdauernden Ausgaben ist dieses Verhältnis noch krasser. 1924: 81 Millionen; 1925: 103,1 Millionen; 1926: 128,7 Millionen gegenüber 197 Millionen im Jahre 1913. Auch hier ist, wie im Reichsheer, der hohe und allerhöchste Stab recht teuer. Tirpitz benötigte 1913 für das Reichsmarineamt, das Marinekabinett und den Admiralstab 2,8 Millionen, Herr Geßler braucht für die Marineleitung seiner Flottille 3,7 Millionen.

Entsprechend den Verhältnissen bei der Beurteilung des Heeres-Etats müssen auch bei der Marine die Rüstungsausgaben (Kapitel 14—19 der fortdauernden Ausgaben, sowie die „einmaligen" und außerordentlichen Ausgaben) einer besondern Kritik unterzogen werden. Unter der Bezeichnung „sonstige einmalige Ausgaben" ist hier Alles zusammengefaßt, was an Neubauten auf Werften und bei der Küstenverteidigung an Garnisonbauten und Munitionsdepots, Neuanschaffung von Artillerie-, Torpedo-, Minen- und anderm Marinegerät — soweit es nicht bei „Schiffsneubauten und Armierungen" verrechnet ist — ausgegeben wird. Auch hier macht die Wehrhaftmachung sichtbare Fortschritte. 1926: 20,5 Millionen, das sind 5 Millionen mehr als im Jahre 1924 und annähernd die Hälfte von 1913 (48,6 Millionen), wobei damals Festungsbauten wie Helgoland bei diesen Titeln verrechnet wurden. (Fortsetzung auf Seite 257)

(Fortsetzung von Seite 251)

Messern. Kehricht aus der großen Zeit. Doch Elsie liebt ihn. Er kommt ins Gefängnis — 14 Tage — kommt malariakrank heraus und läuft zu ihr, wie ein verlorener Hund. Sie versteckt ihn in ihrer Mädchenkammer, in ihrem Bett, pflegt ihn. Warum Gefängnis? Er erzählt es. Am Waffenstillstandstag (der „Sedanfeier" der Andern!) läuft er durch die Straßen. Am Piccadilly-Zirkus sieht er in einem „verdammt großen Auto" seinen alten Divisionsgeneral mit zwei jungen Damen. Eine Verkehrsstockung zwingt das Auto, zu halten, er steht, gepreßt in der Masse der Belanglosen, ganz nah. „So nah, wie zu Dir jetzt, Elsie. Wir nannten ihn den Schlächter. So nannten wir ihn. Nie anders. Und da saß er mit seinen zwei Reihen Orden und seinen zwei feinen Frauenzimmern. Und der Ausdruck in seinem Gesicht — hart, weißt Du, grausam. Wir kannten ihn, wir schon! Und dann dachte ich an die zwei Minuten Stille und Hüte ab und stillgestanden und an das Denkmal, und ich mußte lachen. Ich lachte ihm grade ins Gesicht. Das gefiel ihm nicht, kannst Dir denken. Ich stand ihm ganz nah. Und er ließ das Fenster runter und sagte was von unverschämtem Benehmen gegen seine Damen, und da streckte ich ihm die Zunge heraus. Das brachte ihn völlig auseinander, kannst Dir denken. Das war der Gipfel. Und mich packte was — Du weißt schon — und die Menschen um uns rum, und ein Polizist kam, und dem haute ich eins über den Schädel. Da führten sie mich ab, dreie von ihnen. Na ja — und dann 14 Tage."

(Schluß auf Seite 260)

Fortdauernde Rüstungsausgaben

(Fortsetzung von Seite 257)

Kapitel/Titel			(in Tausend Mark)			
1926	1913		1924	1925	1926	1913
14	52	Indiensthaltung der Flotte	12 805	15 902	19 809	57 025
		1926: 3 Linienschiffe, 5 Kleine Kreuzer, 20 Torpedoboote — 1913: 22 Linienschiffe, 8 Große Kreuzer, 16 Kleine Kreuzer, 80 Torpedoboote				
16/31	60/8	Allgemeiner Werft- und Arsenalbetrieb und Indstandhaltung der Flotte	12 020	21 213	28 631	30 409
		Kosten der Flotte (ohne Verwaltungskosten)	24 825	36 115	45 448	87 434
17/15	—	Unterhaltung der festungsbaulichen Anlagen	902	809	1 118	—
17/37	61/11	Unterhaltung der marineeignen Telegraphen und Fernsprech-Anlagen	—	692	783	407
17/31	61/4	Betrieb der Artillerie- und Munitionsdepots	536	605	912	528
17/32	61/5	Unterhaltung des artilleristischen Geräts	2 083	2 276	2 494	2 745
17/33	61/6	Änderung von Geschützen	495	500	500	1 000
17/34	61/7	Schießversuche	118	450	753	400
17/35	61/8	Beschaffung und Unterhaltung der Munition	3 938	4 775	6 377	11 746
17/36	61/8a	Schießübungen der Schiffe	1 190	1 080	1 345	1 700
18/31	61/13	Betrieb der Inspektion des Torpedo- und Minenwesens	335	592	814	530
18/32	61/14	Unterhaltung und Ergänzung des Torpedo-Materials	482	1 079	1 710	732
18/33	61/14a	Torpedo-Schießübungen	408	624	764	1 050
18/34	61/15	Versuche zur Weiterentwicklung der Torpedo-Waffe	76	303	338	307
18/35	—	Versuche zur Weiterentwicklung der Funken- und Unterwasser-Telegraphie	30	153	168	—
19/15	61/22	Bauliche Unterhaltungen der Minen und Sperrdepots	121	101	278	41
19/31	61/19	Betrieb der Minen und Sperrdepots	303	338	454	131
19/32	61/20	Unterhaltung des Sperr- und Spreng-Materials	584	675	963	747
19/33	61/20a	Minen-Sperr- und Sprengübungen	168	323	449	113
19/34	61/21	Versuche auf dem Gebiet des Sperrwesens	143	193	216	80
		Artillerie, Befestigungen, Torpedo- und Minenwesen (ohne Verwaltungsausgaben)	12 912	15 739	21 496	22 248
		Summe der fortdauernden Rüstungsausgaben (ohne Verwaltungskosten)	37 737	51 854	66 936	109 682

Die Ausgaben unsres republikanischen Marinespielzeugs betragen für Instandhaltung und Indiensthaltung (ohne die reinen Verwaltungsausgaben) in diesem Jahre: 45,4 Millionen gegenüber 24,8 Millionen im Jahre 1924 — und somit bereits wieder 52% der kaiserlichen von 1913 (87,4 Millionen). Für Artillerie, Befestigungen, Torpedo- und Minenwesen werden (ebenfalls ohne Verwaltungsausgaben) 1926: 21,5 Millionen ausgegeben, gegenüber 12,9 Millionen im Jahre 1924 und 22,2 Millionen im Jahre 1913. Hier ist also glücklicherweise die vorkriegsmäßige Höhe bereits erreicht, obgleich Helgoland und die Befestigungen am Nordostseekanal geschleift werden mußten. Noch drastischer wirkt der Aufstieg des Vaterlands in den Kapiteln: Schiffsneubauten und Armierungen.

Einmalige und außerordentliche Ausgaben

Schiffsneubauten und Armierungen 1924—26 (in Tausend Mark)

für	Schiffsneubauten			Artl.-Armierungen			Torpedo-Armierung		
	1924	1925	1926	1924	1925	1926	1924	1925	1926
1 Kleiner Kreuzer A .	3763	3673	—	1500	2956	1200	590	450	—
1 „ „ B .	—	7080	5000	—	1550	4100	—	1600	1000
1 „ „ C .	—	—	7670	—	—	2200	—	—	500
1 „ „ D .	—	—	3500	—	—	1250	—	—	250
1 Großes Torpedoboot	1200	1700	300	400	623	–	300	800	—
5 Große Torpedoboote	—	8260	6890	—	2357	4557	—	2500	3000
6 „ „	—	—	7300	—	—	3030	—	–	3000
1 Kleines Torpedoboot	—	—	1200	—	—	—	—	—	200
	4963	20677	31860	1900	7686	14337	890	5350	7950

	(in Tausend Mark)			
	1924	1925	1926	1913
Summe der Schiffsneubauten	4963	20 677	31 860	153 650
„ „ Artillerie-Armierungen	1900	7 686	14 337	58 899
„ „ Torpedo-Armierungen	890	5 350	7 950	9 240
Schiffsneubauten und deren Armierungen	7753	33 713	54 147	221 789

Die 221,8 Millionen vom Jahre 1913 sind das Ergebnis jenes Flottenwahnsinns, der uns den herrlichen Zeiten entgegengeführt hat. Immerhin: das republikanische Wettrüsten fängt auch nicht schlecht an, ein echtes Tirpitz-Kind. 1924 „nur" 7,7 Millionen, 1925 bereits 33,7 Millionen, und 1926 soll das deutsche Volk dafür 54,1 Millionen blechen, bereits wieder ¼ der Summe von 1913. Diese 54,1 Millionen sind die Teilbeträge für drei Kleine Kreuzer, 11 Große und 1 Kleines Torpedoboot, während Tirpitz mit dem vierfachen Betrag wenigstens die Teilbeträge für 9 Linienschiffe vom Dreadnought-Typ, 4 Schlachtkreuzer und 6 Kleine Kreuzer, 1 Kanonenboot, 1 Yacht, 10 Torpedoboote und etwa 20 U-Boote bestreiten konnte. Gebt uns unsern Tirpitz wieder! Gebt uns unsern Kaiser wieder!

Im vorigen Jahr wurden an Neubauten die Teilbeträge für 2 Kleine Kreuzer und 6 Große Torpedoboote angefordert. In diesem Jahr sollen unabhängig von den bereits im Bau befindlichen Schiffen 2 Kleine Kreuzer, 6 Große und 1 Kleines Torpedoboot auf Stapel gelegt werden, deren Teilbeträge in diesem Jahr mit 30,1 Millionen veranschlagt sind, also im kommenden noch einmal mindestens 30 Millionen verschlingen werden. Der Reichstag hat die Aufgabe, diese 30 Millionen zu streichen. Neben den vielen Aufgaben, die er noch hat.

Wäre in Deutschland eine antimilitaristische Massenbewegung vorhanden, so könnte man über die Frage: Brauchen wir eine Flottille, die uns 203 Millionen Mark kostet, eine Volksabstimmung veranstalten und dieses Kinderspielzeug mit einer Handbewegung zum alten Eisen werfen. Da aber unsre Sozialdemokraten bis auf die Knochen national sind, wird man froh sein dürfen, wenn sie einige Abstriche durchsetzen — was das kaum weniger militärfromme Zentrum und die Demokraten schließlich auch noch verhindern können.

Zur selben Zeit, wo Luther und Stresemann in Locarno Friedensgelübde schwuren, zur selben Zeit, wo sie in den Völkerbund marschieren und mit der Miene einer vergewaltigten Unschuld sich an der kommenden Abrüstungskonferenz beteiligen, erlauben sie ihrem Herrn Geßler, die Gesamtausgaben für die Reichswehr von 463,5 Millionen im Jahre 1924 auf 566,2 Millionen im Jahre 1925 und auf 688,7 Millionen im Jahre 1926 zu erhöhen. Ja, rüstet Deutschland denn? Oder braucht die Reichswehr ungeheure Geheimfonds zur Erhaltung der Hugenberg-Zentrale?

* *
*

Inzwischen hat der Haushaltungsausschuß des Reichstags den Reichswehr-Etat beraten, ihm etwas über 7 Millionen Mark gestrichen und ihn dem Plenum überwiesen. Bis zu welcher Höhe das Plenum diese Summe unbedingt zu vervielfachen hat, werden die Abgeordneten der Linken ermessen, wenn sie unsre „sachliche Prüfung" für ihr Teil sachlich geprüft haben.

(Fortsetzung von Seite 257)

Sie sind botmäßiger geworden, inzwischen. Sie fügen sich. Das war vor ein paar Jahren, versteht Ihr. Die Zeit hat sie zahm gemacht. Es ist schon beinah wieder Alles beim alten. Wer denkt noch viel an sie? Nur hie und da einmal in der Zeitung: „Einige Hundert beschäftigungslose Kriegsinvaliden veranstalteten vor dem Parlament eine Demonstration. Als die Polizei sie zerstreuen wollte, warfen sich die Invaliden auf die Schienen der Straßenbahn, sodaß der Verkehr fast eine Stunde unterbrochen wurde. Die Polizei mußte die Widerstrebenden aufheben und in Automobilen wegführen."

Seht Ihr sie? In einem geordneten Staat, gottlob, sind Organe da, die den Kehricht fortschaffen. Sie zahlen die Zeche — bei uns und bei den Andern.

Was soll man tun? Schon allein die Wohnungsnot —!

Zur gleichen Zeit zogen in das leer stehende Schloß Laxenburg die Hellerauer Tanzmädchen.

Neues aus den Untersuchungsausschüssen

von Kaspar Hauser

Der Untersuchungsausschuß für die Vorkommnisse des Dritten Kreuzzugs hat seine Vorarbeiten beendigt, die nunmehr, gesammelt in sechs Bänden, vorliegen. Daraus geht hervor, daß Kaiser Friedrich der Erste im Kalykadnus am 11. — nicht, wie zuerst irrtümlich angegeben wurde, am 10. — Juni ertrunken ist, weil er an diesem warmen Tage ins Bad unmittelbar nach dem Frühstück ging, zu dem er eine große Portion eines dort landesüblichen Gerichts (Grieben) zu sich genommen hatte. Der Untersuchungsausschuß hat ferner festgestellt, daß die erste Umkehr Richards Löwenherz vor Jerusalem auf folgenden Umstand zurückzuführen ist: R. Löwenherz traf in einer Vorstadt Jerusalems seinen Schwager, Anton Löwenherz, der mit dem Ruf: „Nu, was tüt sach?" auf den englischen König zueilte. Zur Vornahme und zum Abschluß eines nunmehr abzuwickelnden Geschäfts begaben sich Beide nach Jaffa. Eine Schuld ist somit der verbündeten Heeresleitung nicht zuzumessen. Löwenherz (i. Fa. Löwenherz & Hasenfuß) trug gegen das brennende Sonnenlicht des Orients eine blaue Brille, war farbenblind und sah Alles rosa.

Der Ausschuß wird noch weitere Vernehmungen vornehmen und sodann späterhin in die Hauptverhandlung eintreten; sämtliche Beteiligten sind einbalsamiert, sodaß ein Verfaulen derselben bis zur Beendigung der Untersuchung nicht zu befürchten steht.

Der Ausschuß mißbilligt die voreiligen Veröffentlichungen der Untersuchungsergebnisse durch sein Mitglied, den Abgeordneten Dittmann, und spricht sein Bedauern darüber aus. Gründlichkeit und Objektivität seien für die Vornahme dieser Arbeiten die Hauptsache.

* * *

Der Untersuchungsausschuß für die Vorkommnisse im Weltkriege, der leider einige wüste Ereignisse gezeitigt hat, hat von seinem Mitglied Herrn Professor Ramskuchen (Deutsche Volkspartei) mehrere Erinnerungen geschichtlicher Art mit Interesse entgegengenommen. Danach ist der Pariser Untersuchungsausschuß aus dem Jahre 1792 zu dem Ergebnis gekommen, daß der damalige König von Frankreich durch unvorsichtige Aufwendungen dem Lande Schaden zugefügt, durch Duldung von Mißständen in Verwaltung und Justiz dem niedern Volk drückende Lasten auferlegt und durch eine in allen Punkten nicht immer glückliche Finanzpolitik der Generalpächter die Sorgsamkeit hat vermissen lassen, die von einem ordentlichen König vielleicht hätte erwartet werden dürfen.

„Der Untersuchungsausschuß von 1792 hat es auf das Bestimmteste abgelehnt, in die Strafrechtspflege des Landes einzugreifen, da Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe, die Verfassung im übrigen bestimme, daß der König oberhalb des Gesetzes stehe und eine Verfassung auch

nicht vorhanden sei. Der Untersuchungsausschuß dient lediglich der Feststellung der geschichtlichen Wahrheit und ist keinesfalls willens, in die Ereignisse handelnd einzugreifen. Er erwartet aber auf das Bestimmteste, daß die vorerwähnten Mißstände nunmehr abgestellt werden."

Der hiesige Untersuchungsausschuß für den Weltkrieg schließt sich dem vollinhaltlich an.

* *
*

Der Ausschuß für die Regelung der Fürstenabfindung hat in den § 6 des vorzulegenden Gesetzes eine Bestimmung aufgenommen, wonach jeder Mißbrauch der den Fürsten zuzubilligenden Kapitalien oder Renten ausgeschlossen ist. Die Fürsten sind gehalten, sich von den an sie gezahlten Summen lediglich zu kaufen:

1. Schaukelpferde;
2. Kleinere Haushaltungsgegenstände, soweit sie nicht als Wurfgeschosse zu verwerten sind, die bei der heutigen Lage der Republik dieselbe zu erschüttern vermögen;
3. Stehkragen, die Gesammelten Werke von Rudolf Herzog und andre Objekte des kulturellen Lebensbedarfs.

Einer Verwendung der Gelder zu wohltätigen Zwecken steht nichts im Wege; doch sollen sog. „Verhältnisse" möglichst nicht den Stadttheatern entnommen werden; die Fürsten werden zu diesem Zweck auf die Mitglieder der Ballettschulen verwiesen: Annäherungen haben in Form von Adoptionen durch die betreffende Ballerina zu erfolgen.

Bei Zuwiderhandlung kann Geldstrafe bis zu 3 Mark (drei) verhängt werden.

Für den während der Revolutionstage umsonst ausgestandenen Schreck sowie für die damals verbrauchten Fahrgelder tritt ein Aufschlag von 10% in Kraft; läßt sich die Auszahlung mangels Bargeld aus Staatsmitteln nicht tätigen, so tritt eine Enteignung der deutschen Steuerzahler nur nach vorheriger Entscheidung des Reichspräsidenten ein. Die letzte Bestimmung kann bei Regenwetter aufgehoben werden.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß durch diese Bestimmungen eine Verwendung der Gelder, etwa zu Putsch- und andern Staatszwecken, vollkommen unterbunden ist. Deutsche Fürsten haben übrigens niemals mit ihrem eignen Geld irgendeine Politik gemacht, sondern stets mit dem der Andern. Wie wir hören, hat sich der größte Teil der Fürsten bereit erklärt, ihre Verpflichtungen zu beschwören, was bei der Routine der in Frage kommenden Männer nur als durchaus günstig betrachtet werden kann.

* *
*

Der Direktor des Reichstags veranstaltet demnächst eine Auktion der im Wallot-Haus nicht mehr benötigten Einrichtungsgegenstände, vornehmlich solcher, die infolge ihrer abgenutzten Beschaffenheit ausgewechselt werden müssen. Die Ware ist von Sachverständigen als Ausschuß bezeichnet worden.

Dix und Barlach von Robert Breuer

Otto Dix, der heute Mitte der Dreißig ist, hat seine ersten tiefen und entscheidenden Eindrücke im Kriege erhalten, in dessen gemeiner Roheit und stinkender Verwesung, die zu erleiden und zu entfesseln er vier Jahre lang verurteilt war. Vordem hatte er, ein Sachse wie Pechstein, in Dresden bei Gußmann, dem Dekorateur, und bei Richard Müller, dem Fanatiker des Details, malen gelernt. Jetzt überwältigten ihn der Haß und der Ekel und peitschten ihn dazu, die technischen Ausdrucksmittel, über die er verfügte, für eine unerbittliche Demonstration zu benutzen. Krieg dem Kriege; noch vom Blutrausch geschüttelt, schrie Dix nach Erlösung, er wollte sich von furchtbaren Träumen, von Unmenschlichem befreien. Es war ein Delirium. Die Ströme des Blutes, die in seine fiebernden Augen gedrungen waren, brachen wieder aus ihm hervor. Aus seinen Poren quollen der Eiter, die Verwesung und die Pest, die er während tausend Tagen und Nächten eingeatmet hatte. Auslösung brachte die Revolution; der erste tosende Ausbruch ist das Bild eines Barrikadenkampfes. Die bürgerliche Ordnung, die es so herrlich weit gebracht hat, zerplatzt; die Welt ist aus den Fugen. Da der Pinsel dem Tempo des Rasens nicht zu folgen vermag, nimmt Dix irgendeinen alten Fetzen und klebt ihn als Hose auf die Leinwand. Der Inhalt der Wohnungen ist auf die Straße geschüttet, die Gemütsapparate der braven Spießer, die Haussegen, die Matratzen, die Gipsfiguren, das Vertikow, der Irrigator, dienen als Schutzwand für Straßenschützen. Da sich das Gemüll nicht so schnell malen läßt, wie die Not fordert, und wie man es hinhauen möchte, nimmt der rasende Derwisch wieder das eine oder das andre Stück aus dem umherliegenden Plunder und appliziert es als klägliche Wirklichkeit; den Einband einer Bibel nagelt er als Stütze unter das Maschinengewehr. Ist das schon Wahnsinn, hat es doch Methode, die Methode der Weltverwüstung und der Ausrenkung und Besudelung aller geltenden Werte. Bald danach will Dix es dem dankbaren Vaterland besorgen: er fabriziert den Skatklub der Kriegskrüppel. Hörrohr, Prothesen, Beine und Arme, die nicht mehr vorhanden sind, ausgelaufene Augen und fehlende Kiefer geben das Thema; der Eine hält die Karten in den Zehen des rechten Fußes, ein Rumpf ist in ein eisernes Körbchen hineingehoben. Auch für solche Orgie des Wütens verwendet Dix noch Fremdkörper; für das große Bild des Schützengrabens aber, das wohl als Abschluß dieser Periode der Höllenfahrten oder, wenn man will, der Trommelfeuerpsychose gelten darf, hat Dix die freie Verfügung über die eigentlichen Mittel des Malers gewonnen. Diese Leinwand hat schon viel Aergernis erregt; Köln, das sie erworben hatte, gab sie wegen der Gefahr des Pazifismus wieder ab, die Berliner Akademie unter Liebermanns mutiger Führung hatte Mühe, sie in ihrer Ausstellung zu halten, und Meier-Graefe fand, daß die Leichen darauf nicht „zum Küssen", sondern „zum Kotzen" gemalt seien. Darin hat er recht; aber solch Unbehagen hervorzurufen, dürfte ungefähr die Absicht des Malers gewesen sein.

Und man darf Maler sagen, denn aus Farbe haben Pinsel und Spachtel dies pathetische, aufbrüllende Dokument der Barbarei geknetet und gestaltet. Eine apokalyptische Schweinerei, die Senkgrube eines gigantischen Schlachthofes. Ein Gebirge, ein Zusammenbruch, ein Brei aus Leichen, aus Gedärm, aus zersplitterten Knochen, geborstenen Schädeln und zerfließendem Gehirn. Gewiß, der Einwand liegt nahe: Panoptikum, Schreckenskammer, Wiertz. Auch Wiertz hat die Greuel des Krieges zeigen wollen; aus seinem Brüsseler Museum kennt jeder Passant den Brand von Moskau und Napoleon im Blut ersaufend. Aber Wiertz hat niemals ein Bildnis gemalt, wie Dix es beinahe meisterhaft, beinahe frühreif gestaltet. Das gibt es nicht, daß ein Mensch in seinem Tun verbindungslos auseinanderklafft; in dem Dix des ‚Schützengrabens' wirkt der Dix, der das Porträt Herbert Eulenbergs, das Porträt einer alten Dame, das eines Kindes mit zartem, beinah zärtlichem Gefühl für den Wohlklang des Tones und des Zusammentönens gemalt hat. Er ist ein Maler, der für die Kloake des Krieges Medium des Abscheus der Menschheit vor sich selbst wurde.

Noch eine andre Nachtseite unsres holden Daseins hat auf Dix Eindruck gemacht: das Weib als käufliches Fleisch. Er sieht es mit halb erstaunten, halb lüsternen Augen; der Sachse, der Proletarier, der seine Jugend in Enge und Armseligkeit verbracht hat, der Prolet, der sich mit der Nähe des Nackten noch nicht ganz abgefunden hat, und der sich am Akt immer noch ein wenig philisterhaft erregt, kommt zum Vorschein. Au Backe, sagt er, bevor er mit dem Pinsel an Schenkel und Brüste herangeht; er wird sich auch das abgewöhnen. Er wird sehr bald auf jede Predigt, jede Literatur und, fast möchte man es bedauern, auf das barocke Pathos der Tyrannenmörder verzichten, um nur noch sein Handwerk zu veredeln. Er kann viel, fast zu viel, gefährlich viel. Er trägt Erinnerungen an die Dresdner Lehrzeit in sich, vor Allem an die Akribie Richard Müllers, der bei einer Maus jedes Härchen gibt und es nochmals spaltet. Dix zeigt die Struktur des Holzes und der Gewebe, das Wollige und Noppige eines Herrenstoffes mit verblüffender Eindringlichkeit. Hier lauert die Virtuosität. Er wird sie vermeiden, wenn er Bildnisse wie eben das des Dichters Eulenberg als Verheißung nimmt. Dieser durchrötete, genießerische Kopf mit den süffisant zuckenden Lippen, diese leicht karikierte Weinseligkeit auf mädchenblauem Grund, eine kokette Tulpe in der Hand, orange die Weste, blaugrau der Anzug: das ist ein Stück Malerei, das den sichern Blick des einstigen Barrikadenkämpfers, aber auch die Verinnerlichung seines Temperaments bestätigt. Man überführe sich von solchem Zusammenhang und solcher Wandlung, indem man die Ausstellung, die der Salon von Neumann-Nierendorf zeigt, besichtigt.

*

Der Zufall will, daß zur gleichen Zeit bei Paul Cassirer die Holzbildwerke von Ernst Barlach zu sehen sind. Dieser Zufall ist günstig, denn es bestehen zwischen Dix und Barlach innere Beziehungen. Beide suchen hinter dem Gegenständ-

lichen den seelischen Vorgang, das Menschliche und Kosmische. Barlach ist der Reife; er war nie so ausgelassen und hemmungslos, auch nie so ohne Tradition wie Dix. Er fand frühzeitig die Hieroglyphe, in die er Alles hineinzudrängen vermochte, was sein Blut erregte. Sein Material ist das Holz; seine Gesichte ruhen im Baumstamm. Man weiß, was Michelangelo sagt: Die Figur schläft im Block. Nach dem Gesetz solcher Hellsichtigkeit sucht Barlach, indem er mit Messer und Meißel vom Zylinder des Stammes einige Späne abspaltet und ein wenig in die Tiefe geht, die darin schlafende Figur, die, enthüllt, sich nicht als etwas Gemachtes, vielmehr als ein Wachstum, als der entzauberte Troll des Baumes zeigt. Barlachs Figuren sind Geburten nordischer Seele. Andern mögen die alten Weiden nur grau scheinen: er sieht in ihren Knorren und Knubben, in jeder Schwellung und Verrenkung ein verborgenes Atmen und die Sehnsucht einer Form, die zum Licht möchte. Wie im Halbschlaf, mehr Vegetabil als Fleisch, von Erdenschwere lastend, wie aus versenkten Wurzeln das Leben bekommend, stehen seine Figuren vor uns: der vom Mantel vermummte Schäfer, das von Sorge gefesselte Weib, der vom Boden sich leise lösende Himmelfahrer. Er sieht einen Baum vom Winde geschüttelt, und es entsteht der Wüstenprediger, der beschwörend die Fäuste wie zwei derbe Aeste reckt. Eine seiner schönsten Entträumungen ist die ‚Vision': die kleine hingekauerte Figur eines Mannes und darüber schwebend, wie aus einer Wolke auftauchend, Ruhe und Andacht gebietend, die Gestalt eines fernen Wesens, ein riesenhaftes Phantom. Es ist bereits herkömmlich geworden, bei Barlach von Gotik zu sprechen; es ist dies aber nicht die Gotik der Konstruktion, des kühnen Hinaufschickens der Türme, es ist dies die Gotik der Puppenmacher, die in ihrer Bescheidenheit genial, in ihrer Naivität wahrhaft völkisch waren. Barlachs Werk müßte in der entgotteten Welt der Motore und der Trusts fremd wirken, und es ist uns doch nahe, wie, was auch immer an Mechanisierung geschehen möge, das Dunkel des Waldes und die Mystik des Gestrüpps uns nahe bleiben.

O Göttin! von Klabund

Nach Benn für Carla

O Göttin frech wie Oskar frecher noch
Als alle frechen Jöhren von Berlin
Wann wirst auch du unterm kaudinschen Joch
Zwitschernd ins ockergelbe Theben ziehn?

Die Stiere und die Putten das Parfüm
Europens als sich Zeus ihr tief genaht —
In Monte Carlo rollt die Kugel: Un...
Deux ... trois .. die Ernte fällt ... es steigt die Saat...

O Göttin: rauscht der Engadinexpreß
Nicht über tausend Schlünde — wirf den Pelz
Dich selbst ins ewige Alpenglühn ... und keß
Entsteigst dem Schlitten du vor Stolzenfels.

Nationales von Peter Panter

Die Engländer wollen etwas zum Lesen, die Franzosen etwas zum Schmecken, die Deutschen etwas zum Nachdenken.

*

Einmal tauchte eine falsche Tausend-Francs-Note auf.

Der Franzose sparte sie. Der Engländer steckte sich seine Pfeife damit an. Der Deutsche lieferte sie an seine Fürsten ab, bekam sie zurück und zahlte eine Lebensrente als Entschädigung. Der Ungar erkannte sie wieder, nahm sie und gab falsch heraus.

*

In einem Hotel waren einst je fünfzig Angehörige aller Länder versammelt.

Die Engländer sah man. Die Deutschen hörte man. Die französischen Köche schmeckte man. Und als es nach Knoblauch roch, da stritten sich zwölf Nationen um die Ehre.

*

Grenzvölker habens nicht leicht. Sie meiern sich zunächst an den Mächtigern an, werden wegen Ueberpatriotismus zurückgewiesen, ziehen sich nunmehr voll Haß auf ihren eignen Patriotismus zurück und entrollen „Grenzprobleme". Zum Schluß glaubt ihnen Niemand mehr. Sie sich übrigens auch nicht.

*

Der Jude ist die Zirbeldrüse im Völkerorganismus. Niemand weiß, wozu sie eigentlich da ist — aber herausschneiden kann man sie nicht.

*

Die Holländer wollen Frieden; der Franzose will keinen Krieg; der Engländer will keinen Frieden; und der Deutsche will, daß die Andern mit ihm Krieg anfangen.

*

Wenn die Amerikanerin so lieben könnte, wie die Deutsche glaubt, daß die Französin es täte —: dann würde sich die Engländerin schön freun. Sie hätte einen herrlichen Anlaß, sich zu entrüsten.

*

Es gibt keine geborenen Großstädter.

Der Berliner sagt, er sei in Breslau geboren, stammt aber aus Posen; der Pariser ist aus Tunis und bestenfalls aus Frankfurt, der Wiener aus Czernowitz und der NewYorker aus Württemberg. Nur die Prager sind aus Prag, und das ist ihnen ganz recht.

*

Wenn sie beerdigt werden, machen sie das so:

Der Deutsche läßt sich seine Orden auf einem Kissen nachtragen und ist noch im Sarge stolz auf Trauerrede und Beteiligung.

Der Franzose bestellt sich ein Leichenbegängnis I. Klasse, die Leiche vermerkt mit Bedauern, daß nur vierundvierzig Kerzen in der Kirche brennen.

Der Grieche kommt eine Kleinigkeit zu spät zu seiner Beerdigung — er war noch rasch beim Friseur.

Der englische Lord hält auf respectability und gibt nicht zu erkennen, daß er gestorben ist, er bleibt im Oberhaus würdig sitzen.

Der Wiener liegt im Grabe zunächst verhältnismäßig still, aber zum ersten Wurm, der angekrochen kommt, sagt er: „Sie! I hab g'hert, die Ada hat an Italiener g'heirat? Woos? Das is nich wahr? In meinen Augen sind Sie an Wurm, an dreckiger!" Und das stimmt dann auch.

Maria Orlowa von Alfred Polgar

Dieses fünfaktige Schauspiel von Otto Zoff beschwört den finstern Eros herauf. Die Liebe, von der Operette als Himmelsmacht verschrien, zeigt hier ihr dämonisches Gesicht, Verderben wächst, wo sie hintritt, und Niemand ist vor seiner völligen Impotenz glücklich zu preisen. Wir sehen dies an dem silberweißen Gentleman, in dessen Feuer, von Maria Orlowa angezündet, die Jahrzehnte, die ihn drücken, hinschmelzen, mit ihnen aber auch des Alters Würde und Weisheit. Immerhin noch so weit bei Vernunft, der geliebten Frau nicht à fond perdu die Schulden zu zahlen, begeht er doch die Unvorsichtigkeit, ihr eine Versicherungspolice einzuhändigen, die sie, stirbt er, zur Erbin macht. Das bringt Maria Orlowa auf Mordgedanken. Sergei, der ihr hörige, in Haß-Liebe seit fünfzehn Jahren verbundene Mann, kann sich, obgleich sie ihm warm und gütig zuredet, den alten Herrn umzubringen, zur Tat nicht aufraffen. Er hat daheim zwar Klientengelder unterschlagen, um mit Maria Orlowa fortzuziehen, aber zum Mörder fehlt ihm das bißchen Seelengröße. Und die Kraft. Er ist ein Russe von typischer Zerrissenheit, durch Liebe, Morphium, Geldnot und fressende innere Problematik so zerknetscht, daß er nicht einmal mehr die Entschlossenheit aufbringt, sich zu rasieren. Hingegen der junge Antonio Zacconi, südlicher orientiert, ist sofort — und zudem, was Maria Orlowa wirklich erschüttert, ohne jeden Gegendienst — bereit, den Greis im Silberhaar zu töten. Das ist Liebe, guter Sergei! Zur Tat kommt es nicht. Da Antonio den Revolver gegen das Opfer hebt, ruft ihm Jemand die Sache von der Police zu, auch alle Andern schreien auf ihn ein, er zögert, wankt, und so sicher es ist, daß der Revolver losgehen wird, so unsicher ist es, gegen wen. Alle in diesem spannenden Moment auf der Bühne Versammelten haben ja einen gewissen dramatisch-logischen Anspruch aufs Erschossenwerden, das ganze Feld steht pari. Schließlich, nach aufregendem Schwanken zwischen den Zielen, entscheidet sich der Revolver für die Titelrolle.

Maria Orlowa ist keineswegs, wie nach oberflächlichem Hinhören zu glauben wäre, eine Abenteurerin gemeinen Stils. Verdammt, Liebe zu wecken, wo sie hinlächelt, fällt ihr doch nie jene absolute, erlösende zu, deren Traumbild ihr im Busen wohnt und sie, eine gejagte Jägerin, durch viele Wirklichkeiten hetzt. Ihr persönliches Sittengesetz läßt sie das allgemein gültige

mißachten, und die Treue, die sie der Idee des Ungemeinen hält, nötigt sie zu Konzessionen an das Gemeine. Dem zerbrochenen Sergei verbindet sie Gefühl, das umso sicherer hält, je tiefer es in Übles und Häßliches hinabführte. Es ist eine Liebe, fest einzementiert in Schuld und Schulden; selbst Prügel erschüttern sie nicht. Unschön von Sergei, daß er Maria schlägt, aber wenn man, zum Beispiel, die Dame auf den Vorwurf, sie erniedrige die Männer, statt sie zu erhöhen, erwidern hört: „Kann ich Staub zu Marmor machen?", versteht mans schon, daß solche Diktion dem Sergei gelegentlich eine entlocken mag.

Dieses Theaterstück, deutlich bemüht, auf modernere Art altmodisch zu sein, spielt in der Gegenwart und doch in der Renaissance. Leidenschaften bekennen sich ohne Scham, die Seelen sind straff gespannt, schußbereit, die Luft brennt von Haß und Begehren, und Alles — zwischen Blumen, Musik, Kerzenglanz — ist Katastrophe. Daß die Geschichte in einem alten Palazzo zu Venedig vor sich geht, verstärkt ihre romantische Note. Manchmal aber lehnt Sergei oder Maria Nikolajewna am Fenster, das Land des Wodkas mit der Seele suchend. Der Dialog, neu-alt wie das ganze Drama, schlicht und affektiert, redet das Idiom eines sprachlichen Zwischenreichs, einer Zone zwischen natürlich und literarisch. Doch ist ihm Vieles zu verzeihen, um des einen sehr tiefen Wortes willen: Wahrheit kann es nur zwischen Menschen geben, die einander nicht lieben.

Im Wiener Akademie-Theater werden die Schwächen des Stücks bloßgespielt. Peinliches Theater. Es tut weh, Frau Medelsky mit den Repräsentationspflichten einer großen Verführerin, einer verhängnisvollen erotischen Anziehungskraft bemüht und Herrn Devrient als patriarchalische Motte um solches Licht schwirren zu sehen. Herr Andersen verbreitet das Unbehagen, das den Sergei füllt, der arme Herr Straßni wird als Sänger und bittrer Narr mißbraucht, Herr Danegger macht als unheimliche Figur komische. Aparte Farbe ins Bild bringt Fräulein Wall durch die eigenartige Schärfe und Grazie ihres Spiels, das, flüchtig und ohne Schwere, doch seine markante Spur durch die Komödie zieht. Als Schauspieler wie als Regisseur trat Herr Ophüls in unmerkliche Erscheinung.

Mister Douglas von Hans Siemsen

Seitdem im vorigen Jahr die ‚Chocolate Kiddies' bei uns waren, wissen wir aus eigner Anschauung, was diese Rasse — die unbekannteste und fremdeste von allen Rassen — für eine Rolle in der Entwicklung des Theaters spielen kann und spielen wird.

„Wir"? Wir? Es sind noch immer nicht arg Viele, die es wissen. Mir scheint sicher, daß in fünfzig oder hundert Jahren jede bessere Stadt sich ihre „Negertruppe" halten wird, wie man vor zweihundert Jahren italienische Komödianten und Sänger hatte.

Was wissen wir von den Negern? Die zu uns kommen, kommen aus Amerika. Aus zweiter Hand. Was mag ihre eigent-

liche Heimat, was mag Afrika alles noch bergen? Glücklichere Europäer als ich werden es erfahren. Im Jahre 2026 — was, genau besehen, gar nicht so lange hin ist.

Aber ich bin schon ganz zufrieden, wenn ich zu den Negern gehen kann, die jetzt bei Nelson gastieren.

Der Star ist für die Berliner: Josephine Baker. Eine mit reizenden Beinen, köstlicher Jugend, liebenswürdiger Schnauze und herzhafter Komik begabte Jöhre. Reizend, liebenswürdig, komisch, begabt — habe ich nichts vergessen? —: aber durchaus kein Genie. Viel zu niedlich und viel zu jung für ein Genie.

Ich liebe die ältere, dunklere, „echtere", uneuropäischere Maud de Forest weit mehr. (Und ebenso die noch dunklere Marguerite Ricks.) Da ist was los, was in Europa nur noch selten los ist. Wie gute, alte Mutter-Tiere stehen sie manchmal da oben und tanzen und singen. Mit herrlich heisern Stimmen. Schönheit spielt hier keine Rolle. Schönheit ist eine kleine, langweilige Angelegenheit, die schnell vorübergeht — wenn es sich, wie hier, ums Leben selber handelt.

„Aunt Jemima" heißt ein Lied. „Tante Jemima". Es ist eines jener halb komisch, halb traurigen Heimatslieder, die man in Amerika liebt. „Tante Jemima, ich komme nach Hause. Wie ein rollender Stein, ganz allein, roll ich dahin — nach Hause. Wenn du wüßtest, wie meine Sorgen verflattern, denk ich an dich! Wie eine Mutter hab ich dich geliebt. Tag und Nacht denk ich an dich. Gott segne dich! Aber nur dich! Niemand anders als dich!" Wie eine große, alte, mütterliche Köchin steht Tante Jemima da oben. Und das „Lord bless you and no other!" klingt nicht nur gut und lieb und sehnsüchtig, sondern zugleich wie ein böser Fluch gegen Alles, was nicht Neger ist. Gegen die bösen, schlechten Weißen vor Allem.

Und dann sind noch eine ganze Reihe bemerkenswerter Leute da, die aber Niemand bemerkt. Tommy Woods, die mit Dynamit geladene Gummi-Bombe; Harey-Boy, der jeden Tag was Neues zulernt; Beatrice Foote, der es nur zu langweilig ist, ein Tanzgenie zu werden (einmal in der Woche, das genügt ihr).

Am bemerkenswertesten aber: Louis Douglas, der Regisseur der ganzen Sache. Tänzer und Sänger. Und „bemerkenswert" ist da gar kein Ausdruck.

Douglas ist der erste wirklich große, ernste, schöpferische Künstler von allen Negern, die bisher zu uns gekommen sind. Bei ihm ist das Wort „genial" nicht zu hoch gegriffen, sondern ganz einfach und simpel an seinem Platz. Bei den Andern wird man aufgepulvert, lebhaft, lustig, angeregt. Bei Douglas wird man ernst. Auf eine ähnliche Weise, wie man bei Viktor Arnold ernst wurde. Oder bei Chaplin.

Er tanzt und stept mit einem unbegrenzten Können. Er singt mit seiner kleinen Stimme auf eine unbegreiflich musikalische Art und Weise. Aber was ist damit gesagt? Gar nichts! Wer in dem Moment, wo dieser kleine Mann auf die Bühne kommt, nicht merkt, was da los ist, dem ist nicht zu helfen. Der amüsiert sich vielleicht über all die Kunststückchen, die Douglas nachher macht. Aber was bedeuten die? Je weniger er macht, desto schöner ist es. Eine Handbewegung — und

man möchte heulen. Es ist so rasend komisch und zu gleicher Zeit so schön. Und rührend.

Er parodiert den „sterbenden Schwan" der Pawlowa. Niemals habe ich so etwas von Parodie gesehen. Denn das hat scheinbar nicht die geringste, nicht die allerentfernteste Ähnlichkeit mit dem Tanz der Pawlowa. Es ist nicht die Spur boshaft. Es ist irrsinnig grotesk. Und — das ist das Unglaubliche — es ist dabei beinah ebenso schön, beinah ebenso erschütternd wie der Tanz der Pawlowa selber.

Seine größte Leistung ist aber der „Schicksals-Tanz". Er hat zwei Brautens. Beide in weißer Seide mit Schleier und Blumenbukett. Sie verhauen sich und ihn. Und nun steht er allein auf der Bühne in seinem Bräutigamsfrack und weißen Handschuhen, sieht die kaputt getretenen Buketts an, schluchzt — und fängt an zu tanzen. Einen Step, einen Schwoof, einen Walzer — und darin liegt nun Alles, was ein ganz großer Dichter sagen könnte, in dieser Situation des von zwei Bräuten verlassenen Bräutigams. Grotesk, komisch, traurig, erschütternd — ja beinah schauerlich. Nijinski, Pawlowa — Ihr könnt es auf andre Weise. Aber besser könnt Ihrs auch nicht!

Douglas — das ist der erste ganz große Künstler unter den Negern, die zu uns gekommen sind. Ein Aristokrat. Man merkt es sofort, wenn man nur mal die Ehre hat, ihm in seinem kleinen Zivilanzug die Hand zu geben. Was für Augen! Was für ein Kopf! (Renée Sintenis hat ihn modelliert.) So viel Zartheit, so viel Sanftmut, so viel Herzens-Höflichkeit sind wir in Europa gar nicht mehr gewöhnt.

Porträt eines Justizbeamten

von Arnold Weiß-Rüthel

Deine Augen sind trüb.
Rötlich zerstichelte Ränder
melden vom geistigen Nachtbetrieb
am Stammtisch, beim malzigen Meinungsspender.
Deine Haare sind grau.
Gelblich verrunzelte Öden
sagen, daß deine Gelüste zur Frau —
im staatserhaltenden Sinn — dich verblöden.
Deine Hände sind roh.
Stoppel bedecken die knorrigen Glieder,
hinterrücks bist du so völlig Popo;
das macht deinen physischen Rhythmus so bieder.
Aber dein Vollbart ist voll
Schnupftabaksspuren und Speiseresten:
ein kulinarisches Protokoll,
mit gastrischen Manifesten.
Innerlich fühlst du dich kalt.
Manchmal auch gänzlich ungeboren.
Warte, warte nur, bald
ist auch dieses schöne Bewußtsein erfroren.
Äußerlich aber — Respekt!
Dein Gehrock bestätigt den Wert deiner Seele,
was er so spiegelnd in Schwärze bedeckt
ist das Wesen, dem ich meine Zukunft empfehle.

Die Statistik der eisernen Stirn von Hans Meyer

Einige deutschnationale Herren im Reichstag unter Führung des Herrn Dr. Reichert beschäftigen sich mit der Diagnostik der Wirtschaft. Sie bemängeln, daß das Statistische Reichsamt die Resultate seiner Arbeiten mit den Vorkriegsziffern für das heutige Reichsgebiet vergleicht und nicht mit den Ziffern für das Reich frühern Umfangs. Man möchte das für einen faulen Witz halten — aber industrielle Kreise bringen tatsächlich fertig, in aller Oeffentlichkeit die statistische Vergleichung unvergleichbarer Größen, das heißt: eine amtliche Irreführung plumpster Art zu fordern. In der Industrie des Herrn Dr. Reichert, der Eisenindustrie, hört man nämlich die Feststellung nicht gern, daß sie ihre Anlagen in den Jahren der Inflation auf Kosten der enteigneten Schichten der Bevölkerung mächtig ausgedehnt hat. Sie hat die mit Lothringen, dem Saargebiet und Ostoberschlesien verlorenen 40% ihrer Produktionsfähigkeit so gut wie völlig ausgeglichen, ohne daran zu denken, daß sie nach dem Ende der Inflation einem ruinierten Konsum im Inland und einem verengerten Markt im Ausland gegenüberstehen mußte. Man hat totes Kapital geschaffen, und das tote Kapital erdrückt das lebende. Die noch vor einigen Jahren jeden Eingriff des Staates in die Wirtschaft verdammten, rufen heute nach der Rettung der Wirtschaft durch staatliche Maßnahmen und nach ihrer eignen Rechtfertigung durch falsche Statistik. Das sind geistige Bankrotterklärungen, die noch schwerer wiegen als alle materiellen.

Es wird von Interesse sein, zu erfahren, wie die schwerindustriellen Kritiker vorbildliche statistische Arbeit selber ausüben. Da überrascht, zum Beispiel, das Fachorgan der Schwerindustrie mit einer Berechnung, wonach die deutsche Außenhandelsbilanz für Eisen passiv sein soll. Zwar der Menge nach überwiegt die Ausfuhr, zwar werden vorwiegend Roheisen und Halbzeug ein-, hochwertigere Fertigfabrikate aber ausgeführt — und dennoch das Wunder wertmäßiger Passivität! Die Folgerung versteht sich von selbst: weitere Erschwerung der Einfuhr, besondere Maßnahmen über die Schutzzölle hinaus, vermehrter „Schutz der deutschen Arbeit". Daß man die Einfuhr an Weißblech, dessen hoher Wert nicht vom Eisen, sondern von seinem teuern Zinngehalt rührt, in die Berechnung einbezogen hat, um so die tatsächliche Aktivität des Außenhandels an Eisen in ein angebliches Defizit zu verkehren: das eben entspricht etwa der dem Statistischen Reichsamt jetzt zur Nachahmung empfohlenen Methode.

Tatsächlich betrug die gesamte deutsche Eiseneinfuhr für das Jahr 1925 nicht mehr als ungefähr 7% der dem deutschen Verbrauch zur Verfügung stehenden Menge. Nach dem Wert berechnet, muß sich ein noch erheblich geringerer Anteil ergeben, und selbst von diesem Prozentsatz kommt wohl noch der größere Teil auf die praktisch zollfreie Eiseneinfuhr aus dem Saargebiet. Die Eisenmenge, die wirklich über die Zollmauern nach Deutschland gelangen konnte, macht also trotz der billigen Inflationsangebote aus Frankreich nur einen mini-

malen Teil des deutschen Konsums aus. (Die Zahlen hierüber werden in den Sekretariaten der Industrieverbände nicht berechnet, jedenfalls aber nicht veröffentlicht.) Die Schutzzölle haben gründlich genug gewirkt — gründlicher, als gut war.

Denn der Fehler liegt, wie man sieht, nicht darin, daß zuviel französisches Eisen im Inland, sondern daß zu wenig deutsches Eisen im Ausland verkauft wird. Hier hat die französische und belgische Industrie die deutsche tatsächlich verdrängt, hier aber kann man nicht das Angebot der Konkurrenten künstlich verteuern, sondern nur das eigne verbilligen. Die von der Schwerindustrie beliebte Methode, die Ausfuhr zu niedrigen Preisen durch mit Zöllen erhöhte Preise in Deutschland zu finanzieren, setzt einen kaufkräftigen, ausdehnungsfähigen Inlandskonsum voraus — und daß der nicht vorhanden ist, beklagen auch die Wirtschaftsdiagnostiker der Schwerindustrie. Nichtsdestoweniger laufen ihre therapeuthischen Empfehlungen auch heute noch auf dieses Rezept hinaus, das bei größenwahnsinnig aufgeschwemmtem Produktionsapparat zunehmende Blutleere des Verbrauchs und so die gefährlichsten Folgen für den Gesamtorganismus erzeugen muß und erzeugt.

Das alte Vertikow von Theobald Tiger

Claire Waldoffn, der Löns-Verehrerin

Zu Haus, in unsrer guten Stube,
da stand, gleich neben dem Trümoh,
mit einem Griff an jedem Schube
ein altes braunes Vertikow.
Es war verziert und reich gedrechselt
mit Knöpfen, Köpfen weit und breit;
den Stil hat Niemand nicht verwechselt:
Diß war noch aus der Muschelzeit.

Mir schiens ein Sinnbild unsres Lebens.
So kam zu mir in jungem Jahr,
leicht schielend, aber nie vergebens,
ein Mädchen schön und wunderbar.
Ich habe gern mit ihr gemuschelt;
und wenn mein kleiner Anton schreit,
mit Silberblick sich an mich kuschelt...
Der ist noch aus der Muschelzeit.

Das gute Kind! Heut machts noch Faxen,
es inkelt mit und ohne p;
doch ist der Junge mal erwachsen,
dann kommt er in die SPD.
Da gibt es Leute, die noch glauben
an Taktik, Maß, Gerechtigkeit...
Das will ich ihnen auch nicht rauben.
Mein Gott, Ihr seid
ja so gescheit...
Und stammt noch aus der Muschelzeit.

Bemerkungen

Das Reichsarchiv

Hier ist schon öfters Gelegenheit genommen worden, vor der Tätigkeit des Reichsarchivs zu warnen, und die Abgeordneten, die statt in Lehrbüchern der Taktik lieber im Budget lesen sollten, werden nochmals darauf aufmerksam gemacht, was da für das Geld der Republik getrieben wird. Die ehemaligen Offiziere, die dort wirken, treiben eine kriegshetzerische und antikulturelle Propaganda bösester Art. Herr Obkircher, einer der Oberarchivräte, verherrlicht in der ‚Deutschen Zeitung' offen den Krieg, zu dessen neutraler Geschichtsschreibung er angestellt ist, freut sich, daß wieder kriegerische Spielsachen gekauft werden, und lobt die Käufer offizieller Regimentsgeschichten, die selbstverständlich, da sie vom Leiden des gemeinen Mannes im Kriege überhaupt nicht sprechen, keinen Pfifferling wert sind. Man kann sich denken, wie die Geschichtsschreibung dieses Archivs aussieht, das, in seiner jetzigen Personalzusammensetzung und Arbeitsart, eine einzige schädliche Überflüssigkeit darstellt.

Es gibt zwei Möglichkeiten für solch ein Archiv:

Entweder es beschränkt sich auf die Sammlung von Fakten und bemüht sich, so etwas wie tendenzlos zu sein, was es kaum gibt. Immerhin wäre eine rein militärwissenschaftliche und historische Sammlung von Briefen, Aktenstücken, Kartenmaterial und Bildern ohne jedes Ansehen der Tendenz denkbar.

Oder das Archiv nimmt Stellung — dann hat es zum mindesten die Pflicht, wenn es schon nicht republikanisch und pazifistisch arbeiten will, für die Verbreitung der beiden großen entgegengesetzten Tendenzen zu sorgen: der militaristischen und der antimilitaristischen. Es wäre durchaus denkbar, daß ein solches überparteiliches Archiv Kenntnis von beiden gibt, bewußt die Tendenzen unterstreicht und mitteilt: So urteilen darüber die Offiziere, Söhne aus industriellen Familien; so urteilen in ihren Feldpostbriefen sozialdemokratische Arbeiter; so urteilt ein politisch indifferenter Stabsarzt.

Aber eine militaristische, zum Kriege hetzende, antipazifistische Tendenz als Reichsgesinnung auszurufen, ist eine Fälschung dieser Gesinnung, stellt einen Mißbrauch von amtlichen Akten dar und unterdrückt die Meinung von Millionen Menschen, die den Krieg von einer andern Seite kennen als von der des Stabskasinos. Diese Menschen haben das Recht, gehört zu werden, ihre Witwen, ihre Waisen und die Generation Derer, die in der Herausgabe von Regimentsgeschichten die niedrige Erinnerung an eine widerwärtige Abdeckerei erblicken, für die wiederum durch Lüge, Fahnen und Betrug neue Opfer gesucht werden.

Die Abgeordneten sollten das Budget des Reichsarchivs in seiner jetzigen Zusammensetzung streichen.

Ignaz Wrobel

Geßlers Verteidigung

Im Untersuchungsausschuß hat Herr Geßler geredet, geredet, geredet. Was? Erstens werde er bald noch mehr reden, und zweitens freue ihn, daß der Gedanke der Wehrhaftigkeit durch die Vaterländischen Verbände vertreten und gepflegt wird. Sonst noch was?

Ja, er wünscht keine Kommunisten in der Reichswehr, weil die „umstürzen" wollen. Aber Vaterländische sind ihm so wenig unangenehm, daß 99 % aller Neueinstellungen auf Empfehlung nationaler Wehrbünde erfolgen. Freilich, die wollen aufbauen, Herr Geßler — aber nicht Ihren, sondern ihren Staat. Und der Küstriner Putsch sei eine Nachwirkung der oberschlesischen Kämpfe von 1921. Das ist eine

Legende, die in den Gerichtsakten der Femeprozesse wiederkehrt. Wahr ist vielmehr, daß es eine Schwarze Reichswehr, von Herrn Geßler protegiert, gegeben hat; daß diese Organisation der Reichswehr angeschlossen war; daß sie zwar zum Schutz gegen feindliche Angriffe gedacht war, aber bei der Leichtfertigkeit der Reichswehr und der Fahrlässigkeit ihres Ministers sich zum Angreifer der Republik auswachsen konnte.

Die Nachtübungen, die gemeinsamen „Sportfeste", die Zeitfreiwilligen und „andre Sachen" — das Alles sei nichts als Klatsch. Aber was für Leute waren mit der Artillerie aus Frankfurt an der Oder in Thüringen (1926)? Es waren Leute, die vor der dreiwöchigen Übung eintraten und hinterher entlassen wurden, abgesehen von einem: dem „unter eigenartigen Umständen tödlich verunglückten" Zumwinkel. 60 Mann des Wehrbundes Ostmark (Ortsgruppe Schlageter) haben unter Leitung des Karl Niemelt, Sohn des Lazarettinspektors von Frankfurt an der Oder, als reguläre Soldaten teilgenommen. Das ist ein Beispiel, nur eins von vielen. Man darf gespannt sein, Herr Geßler, was Sie nächstens darüber reden werden! Sie können ja doch Alles beweisen. Sogar, daß — laut Ihren Akten Nr. 35/26 T. 1. — die Leute der Schwarzen Reichswehr nicht als Soldaten, sondern „lediglich als Arbeiter" beschäftigt waren.

Die Probleme der Landesverteidigung? Es wäre wirklich töricht, sie in Buchform vor der Öffentlichkeit zu erörtern. Aber auch nicht hinter deren Rücken? „Wir denken Tag und Nacht darüber nach", sagt Geßler. Zeigen Sie doch, wenn Sie nächstens reden, den Mann, der das Alles im Kopf behält. Oder haben sie es zwar nicht drucken, aber vielleicht vervielfältigen lassen? Es handle sich um eine Fälschung. Die Fälschung des Mannes, „der hinter Schloß und Riegel sitzt", ist in jedem Falle verwerflich. Aber — warum hat man in den Blättern nichts von einem deutschen Dokumentenfälscher gelesen? Warum nichts von der Gerichtsverhandlung gegen ihn? Wo sitzt er denn? Wie heißt er denn? Hier ist Gelegenheit zur Rede. Reden Sie, Herr Geßler, aus Rücksicht auf das Ausland, ehe dort der Glaube an Deutschlands Friedenswillen wieder schwindet.

* * *

Die dienstliche Handlung

Man sollte meinen, daß der seit Jahren tobende Kampf um die Reichsfarben mindestens durch den einen oder andern Zeitungsartikel auch zur Kenntnis Derer gedrungen sei, die sich Beamte, Angestellte, Söldner der Republik nennen. Man sollte meinen, daß die theoretische Kenntnis der schwarzrotgoldenen Flagge als der offiziellen Flagge des Reichs auch der Wehr dieses Reiches nicht vorenthalten geblieben sei. Diese Meinung ist ein Irrtum. Die Offiziere und Mannschaften) unsrer — in Nummer 3 der ‚Weltbühne' charakterisierten — Reichswehr sind nicht zur Kenntnis, geschweige denn Anerkennung der Reichsflagge verpflichtet. Wenn sie die revolutionäre schwarzweißrote schützen, geschieht das bona fide, wenigstens nach Ansicht unsrer gleicherweise republikanischen Richter.

> Vor der kleinen Strafkammer in Kassel wurde am 22. Januar eine Zivilklage ausgetragen, deren Grundlage ein Vorfall am Verfassungstage 1925 bildete. In einer Kasseler Reichswehrkaserne bewohnte ein Zivilist eine Wohnung, der als Republikaner am Verfassungstage in seinen Blumentöpfen zehn kleine Fähnchen in den Farben der Republik befestigte. Daraufhin drang der Angeklagte Leutnant Rogister mit zwei bewaffneten Soldaten in die Privatwohnung ein und entfernten diese Fähnchen.

Der Tatbestand der Verletzung des Republikschutzgesetzes war gegeben, die republikanische Staatsanwaltschaft der deutschvölkischen Stadt Kassel hatte nichtsdestoweniger die öffentliche Klageerhebung abgelehnt. Es blieb die Privatklage wegen Hausfriedensbruchs, die

mit einem Freispruch des Leutnants endete. Das Gericht nahm an, daß dem Angeklagten bei seiner Tat das Bewußtsein einer rechtswidrigen Handlung gefehlt habe und er sich in dem Irrtum befand, eine dienstliche Handlung auszuüben.

Der Kläger wird Berufung einlegen. Was erhofft er davon?

Hans Glenk

Andersens Leben

Das war Andersen, der die ,Galoschen des Glücks', die ,Wilden Schwäne' und den ,Schatten' geschrieben, einmalige Möglichkeiten einer vollendeten Kunst; tief und zart, traumhaft und wirklich und so unverbildet, daß Mörike und Claudius neben ihm „Intellektuelle" sind.

Und dieser Andersen erzählt das Märchen seines Lebens und wird in dem kleinen Buch vollends zum Kinde. Dankt Gott auf jeder Seite, daß er ihn so weise und gütig geführt habe, jauchzt über die Schönheit der Welt, freut sich über jeden seiner Erfolge wie ein Schüler über eine gute Zensur, und kommt über die vielen Ehren, die ihm Gönner und Fürsten antun, gar nicht zu Atem, so fest klebt an ihm seine niedere Herkunft.

Das Buch ist zu simpel und zu nachlässig geschrieben; mit Ausnahme der ersten Seiten besteht es fast nur aus Aufzeichnungen der äußern Ereignisse, als da sind: Reisen, Empfänge, Bekanntschaften — die so oberflächlich wie möglich charakterisiert werden —, Schicksal der Werke, über deren seelische Bestimmtheit und künstlerische Absicht Andersen kein Sterbenswörtchen zu verraten weiß. Von einem Lebensdrama mit Liebe, Haß, Schuld, Sühne, Hemmungen und Ekstasen ist keine Rede; über seine Entwicklung gibt er keine Rechenschaft. Er ist ein Kind, dem Alles vom lieben Gott und von guten Menschen geschenkt wird; das auch nach Allem greift und Vieles weise versteht, aber stets unter Kontrolle bleibt und schamhaft und artig ist, mag er noch so eigenwillig die Welt durchziehen.

Wie ein Kind ist er auch wohl geschlechtslos sein Leben lang. Sein Triebleben erschöpft sich im Ehrgeiz, der ohne schlimme Konflikte ans Ziel gelangt.

Schauen und wieder schauen, horchen und mit süßer Stimme in zartem Symbol antworten: das ist sein Schicksal.

Er kann nicht sinken, nur steigen, gehoben werden, es weit bringen. Und fragt er sich, wie, so weiß er keine Antwort, und Alles ist wie ein Märchen.

Eduard Saenger

Spatzenmutter

Spatzen, jung und alt, tummeln sich zwischen den blanken Geleisen. Herausfordernd tönt ihr „Piep", bettelnd, ohne Scheu, hüpfen sie nahe heran, Belohnung heischend für die Überwindung des angeborenen Gefühls der Vorsicht. Die Semmel ist hart, die Bröcklein werden trotz der Zerkleinerung nicht weicher.

Ein Spatzenjunges pickt daran, hüpft weiter, seinem weichen Schnäbelchen zukömmlichere Nahrung zu suchen. Die zerzauste Spatzenmutter sieht die Nöte des Kleinen, hebt den Brosamen auf und läßt sichs offenbar wohlschmecken. Nach einer Weile schallt ein scharfes „Piep", der Kommandoton ruft ein Junges herbei, und im größten Bahngetriebe, zwischen gepäckbeladenen Wagen, spielt sich eine wundersame Szene ab. Die Mutter füttert ihr Junges, es ist, als ob beide sich küßten. Und so nochmals und nochmals, bis alle die gierigen Mäulchen gestopft sind. Als wäre nicht Not und Gefahr ringsum, als stünden nicht Menschen überall, die das zarte Bild nicht beachten.

Warum ich das schreibe? Ich hörte des gleichen Abends Gustav Mahlers ,Kindertotenlieder' und seine Vierte Symphonie. So zart ist hier Leben und Tod hingehaucht, daß Weinen in Lust und Leid einzige Erlösung scheint. Hunderte von Menschen sitzen da und applaudieren, oft

zarteste Stimmungen zerreißend. Man darf annehmen, daß sie es tun, weil ihre Begeisterung sichtbaren Ausdruck erzwingt, vielleicht auch, weil der Künstler ihn immer noch erwartet, ja, nötig hat. Was wir im Grunde doch für Gefühlsbarbaren sind!

Angehörige zweier Nationen saßen da, stillversunken in die Musik Eines, der sie zwar beide auf Grund von Abstammung und Erziehung verstand, vielleicht in seinen Tönen auch einte, der aber doch den Einen ferner scheinen muß als den Andern. Man dürfte die schönen Lieder aus ‚Des Knaben Wunderhorn' immer noch nicht deutsch in diesem Saale singen. Doch über die Worte dringt die Melodie, sie schwebt als geistiges Band über Allen — und doch, und doch!

Dann las ich eine Besprechung von Fritz v. Unruhs Festspiel ‚Heinrich von Andernach'. Einer reckt die Hand empor, sie applaudieren Alle — und morgen werden sie bereit sein, in einen neuen Krieg zu ziehen.

Es gibt so viel Schönheit im Leben, und wir treten sie mit Füßen. Wie schade, daß man die Menschlichkeit bei den Spatzen suchen muß!

Josef Belina

Was es Alles gibt

Dieser expressionistischen Religiosität, dem weltlich-kulturell-human zusammengeschrumpften, kritisch-sehnsüchtig-visionell vorwärts verlangenden Chiliasmus kosmischen Lebenskultes, fehlt in ihrer Zukunftsmystik der deutliche unbedingte Vorrang der sittlichen Sinnwerte vor dem Leben, des Ethos vor der Seligkeitsekstase, fehlt das Gefühl für die positiv widergöttliche Dämonie auch in der Natur, fehlt vor allem die Transzendenz. Hier hat die noch schärfere Kritik einzusetzen im Sinn der absoluten Krisis, die mit hartem Stoß in die Kniekehlen dann die aufrechten Linien bricht. Was aber durch die weltliche Verblassung hindurch uns hier erinnernd von Unruh gesagt werden kann und soll, ist die eschatologisch-prophetische heftige Kritik, die ausgeht von der Vision und dem so ganz innerlichen Ethos einer tiefen Sinnhaftigkeit von erfülltem kosmischem Leben, einer Sinnhaftigkeit, die in unsrer christlichen Eschatologie der Neuschöpfung ihre Erfüllung findet: jenes diensthaft ernsten ludus sacer des kosmischen Lebens vor Gott.

Die Christliche Welt

Aus deutschen Schulbüchern

Weil das deutsche Volk zahlreicher und tüchtiger, weil es fleißiger, sparsamer und friedliebender war als die Franzosen und Engländer und dadurch hochkam, deshalb soll es zugrunde gehen. Seine größten Tugenden sollen auf ein Mal seine größten Verbrechen sein, für die es jetzt bestraft werden muß. Wahrlich, niemals in der Weltgeschichte ist ein größeres und schändlicheres Verbrechen geschehen als die Entzündung des Weltkrieges gegen Deutschland.

Geographische Staatenkunde des Deutschen Reiches (1924)

Tenöre

Mussolini schmetttert sein bel canto,
Rachetriller aus verzerrtem Mund.
Baß erstaunt vernimmt der Völkerbund
sein fatales Helden-Esperanto.

Gustavs Töne spinnen sich wie Seide,
seine Antwort klettert bis Falsett.
(Und dann lobt man im Gesangsduett
Alighieri von der Vogelweide.)

Reinhold meidet schrille Dissonanzen.
Mittellage scheint sein Ideal.
Reiner Tor, wie weiland Parzifal,
singt er 's Hohelied der Reichsfinanzen.

Seine Hymne steigt zu jenen Tempeln,
wo man künftig hohe Steuern spart.
(Doch im Chore klingt es leis und zart:
Und wir Andern? Gehn wir weiter stempeln?!)

Geßlers Preislied aber scheint ein schrilles.
Es verkündet ziemlich indiskret,
daß das Reich nur durch die Wehr besteht.
Also dennoch: „Ultima spes miles"?

Hundertdreißig, die sich selbst gemördert,
nennt er nicht in seinem Heldensang.
(Aber hat in einen höhern Rang
vor sechs Wochen Herrn v. Seeckt befördert.)

Karl Schnog

Antworten

Filmstar. Hans Siemsen hatte hier angenommen, daß „Lya de Putti" ein Pseudonym sei. Schleunigst ließ mir die Dame mitteilen, daß sie sich nicht so nenne, sondern aus Siebenbürgen stamme, die Tochter eines ungarischen Obersten sei und so heiße. Ich druckte das; höflich, wie ich bin. Jetzt lese ich: „Gegen Amalie Janke, genannt Lya de Putti, erließ das Amtsgericht Berlin-Schöneberg heute einen Arrestbefehl, auf Grund dessen ihr 50/60-PS-Dux-Auto gepfändet wurde." Amalie Janke oder Lya de Putti — was ist Wahrheit? Nach Wahrheit klingt jedenfalls folgender Satz: „Haftbefehl zwecks Ableistung des Offenbarungseides erließ heute das Amtsgericht Berlin-Mitte wegen einer Zechschuld in Höhe von 33 Mark, eingegangen bei dem Gastwirt Lieberg in Beeskow in der Mark, gegen den Vorsitzenden der Deutschsozialen Partei Richard Kunze" (Knüppel-Kunze). Beide Gerichtsbeschlüsse standen im 8-Uhr-Abendblatt untereinander. Am Morgen drauf stand der erste in allen „nationalen" Blättern Berlins. Der zweite in keinem.

Patrioten. Ihr habts nicht leicht. Am Montag müßt Ihr Mussolini verehren, weil er, wie der selige Noske, energisch durchgegriffen hat. Am Dienstag kriegt Ihr den Fränkischen Kurier in die Finger, der euch folgendermaßen kommt: „Es trifft sich zufällig, daß heute abend im Intimen Theater in Nürnberg ein Stück des Italieners Pirandello aufgeführt wird, der von Mussolini, dem Chef aller italienischen Faschisten und dem Führer der italienischen Gewaltpolitik, subventioniert wird. Wir erwarten es als eine selbstverständliche Pflicht jedes nationalen Deutschen, insbesondere angesichts der in der Weltgeschichte einzig dastehenden Terrorisierung Deutsch-Südtirols, diese Vorstellung zu meiden. Solange deutsche Kultur und deutsches Wesen dort unten mit Füßen getreten wird, haben wir keinen Anlaß, italienische Kultur irgendwie zu Wort kommen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß der Fränkische Kurier ein angebotenes Interview mit Pirandello sofort im Hinblick auf die italienischen Gewalttaten in Deutsch-Südtirol abgelehnt hat." Was hat man nun als nationaler Deutscher zu tun? Sich für Pirandello oder gegen Mussolini zu erklären? Oder beides?

Clemens Pietsch in Mannheim, Waldparkdamm 7. Sie bitten alle Redakteure, die sich gegen die Zwangsversicherung auflehnen wollen, Ihnen ihre Adresse mitzuteilen. Es ist nicht anzunehmen, daß sie allzu wenig Adressen bekommen werden. Vielmehr scheint sich der Geschäftsführende Vorsitzende des Reichsverbands der deutschen Presse G. Richter, der hier Ihre Kritik „eine Einzelerscheinung" genannt und ihr jede Bedeutung abgesprochen hat, in einem gründlichen Irrtum über die Stimmung der Kollegen zu befinden. Vor mir liegt ein Brief des „Chefs vom Dienst der Kölnischen Zeitung". Darin heißt es: „Zunächst haben Verlag, Redaktion und Versorgungskasse vor der Unterzeichnung der Verträge der Reichsarbeitsgemeinschaft am 9. Januar erklärt, daß sie die Beschlüsse als nicht bindend für sich erachten. Vor dem Inkrafttreten der Beschlüsse, also vor dem 25. Januar, haben dann Verlag sowohl wie Redaktion ihren Austritt aus den beiderseitigen Organisationen erklärt. Weiter erhob eine Abordnung von Verlag und Redaktion beim Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung und bei der Reichsarbeitsverwaltung beziehungsweise dem Reichsarbeitsministerium energische Vorstellungen gegen die geplante Verbindlichkeitserklärung, und zugleich wurde ein entschiedener schriftlicher Einspruch des Verlags diesen Behörden zugestellt. Übrigens sind unsre Schritte in Übereinstimmung mit dem Verlag Girardet in Essen erfolgt, der sich mit uns in gleicher Lage befindet, wodurch sie noch mehr Nachdruck erhielten." Von neun Redakteuren der Neuen Badischen Landeszeitung haben sieben protestiert.

Sie und viele andre teilen offenbar doch nicht Herrn G. Richters Ansicht, „daß diese Pensionsversicherung der deutschen Redakteure deren innere berufliche Unabhängigkeit außerordentlich kräftigt". Sie sind offenbar der Ansicht Ottos v. Bismarck, der in der Debatte über die Arbeiterfrage seine sozialen Gefühle einmal also ausgedrückt hat: „Wer Aussicht auf eine Pension hat für das Alter oder die Invalidität, sei sie auch noch so klein, der fühlt sich wohler und zufriedener mit seinem Schicksal, der ist viel williger und leichter zu behandeln als der, welcher in eine ungewisse Zukunft blickt. Betrachten Sie, zum Beispiel, den Unterschied zwischen einem Privatangestellten und einem Kanzleidiener oder Hofbedienten: diese letztern werden sich weit mehr bieten lassen, weil sie weit mehr Anhänglichkeit an ihren Dienst haben als jener, denn sie haben Pension zu erwarten." Von den deutschen Redakteuren wird jetzt schon ein Grad von „Willigkeit" verlangt, den zu steigern nur bekämpfenswert dunkle Mächte ein Interesse haben können.

J. Neumann in Neudamm. Sie zeigen an, daß in Ihrem Verlag Hans Paasches Jagdbuch ‚Im Morgenlicht' neu erschienen ist. In der Ankündigung heißt es: „Erst nach langer Pause kommt es wieder, nachdem Ostafrika uns entrissen ist und Paasche, der es einst im Morgenlicht durchstreifte, den Irrungen der Revolution zum Opfer gefallen ist." Ach, nein. Hans Paasche ist nicht den Irrungen der Revolution zum Opfer gefallen, sondern zwei Offizieren, zwei Maschinengewehren und sechzig Mann. Und die sind allerdings doch eine Irrung der Revolution.

Deutsche in London. Ihr müßt nicht mir die kleinen Zettelchen der englischen Post schicken, die sie vorrätig hat, um dem abwesenden Empfänger eines Telegramms von diesem Kenntnis zu geben. Solche und ähnliche Formulare, die etwa beginnen: „Ich erlaube mir, Sie zu benachrichtigen", und die aufhören: „Your obedient Servant", wörtlich „Ihr ergebener Diener" — das müßt Ihr nicht mir schicken, sondern der kaiserlich republikanischen Post und den Steuerbehörden, die sich noch immer mit Erfolg eines ungezogenen Kasernenhoftones befleißigen. Er geht ihnen durch. Also haben sie recht.

Pharisäer. In Nummer 5 hat Peter Panter aus Edouard Ramonds ‚Histoires de Filles et d'Affranchis' ein paar „durchaus unpassende Geschichten" abgedruckt. Eine — von dem Felix, auf dessen Pfiff in einer Bar zwei Weiber dem Autor des Buches seine Zeche bezahlen — übernimmt die Deutsche Zeitung. Zu welchem Zwecke wohl? Um sie Peter Panter unterzuschieben und aus diesem seinem Erlebnis zu folgern, daß er von den Honoraren der ‚Weltbühne' „noch nicht einmal seine Schnäpse bezahlen kann" (während die Mitarbeiter der Deutschen Zeitung Villen- und Auto-Besitzer werden). Der hoffentlich blonde und blauäugige Fälscher traut sich nicht, seinen Namen zu nennen. Ein harmloser Fall. Aber selbst er erweist die moralische Berechtigung des Blattes, morgens und abends, über und unter dem Strich nichts dröhnender zu verkünden, als daß sämtliche Juden des Erdballs Betrüger und Feiglinge seien.

Gustav Stresemann. In Ihrer Rede wider Mussolini steht der Satz: „Weder die Bayrische Staatsregierung noch etwa deutsche Behörden hatten mit diesem Versuch etwas zu tun." Die Revue des Hotels Der Fürstenhof rechnet Bayern schon lange nicht mehr zu Deutschland. Nun tun das, vor den Ohren des Auslands, auch Sie deutscher Außenminister. Da wird die Welt es wohl glauben müssen.

Deutscher Richter. Schlafen Sie eigentlich nachts gut?

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Mussolini oder Stresemann? von Jan Skala

Die partikularistische Einmischung des bayrischen Ministerpräsidenten in das Gebiet der Außenpolitik hat den verantwortlichen Führer der italienischen Staatspolitik zu ungewöhnlich scharfen Worten und drohenden Gesten gegen Deutschland bestimmt. Der Reichsaußenminister hat ruhiger abgewogene Worte entgegengesetzt und dabei das Problem der nationalen Minderheiten und ihres Schutzes in einer Weise berührt, wie es durch einen Reichsminister im deutschen Reichstag bisher noch nie geschehen war. Er sprach:

> Grade eine starke nationale Würde verträgt sich am besten mit dem Ertragen kultureller Eigenart von Minderheiten. Auf die Dauer wird man Völker fremden Blutes nur durch eine große und gerechte Politik an sich fesseln. Wir werden ja selbst demnächst auch in Deutschland über diese Frage Entscheidung zu treffen haben. Wir selbst haben auch Minderheiten in Deutschland... Wir können für deutsche Minderheiten im Auslande nur mit voller Überzeugung und aus gutem Gewissen eintreten, wenn wir Das, was wir für Deutsche im Ausland verlangen, auch Denjenigen geben, die Minderheiten in unserm deutschen Vaterlande darstellen.

Mussolinis Antwort am 10. Februar?

> Ich nehme hiervon für die Zukunft Kenntnis. Aber für die Gegenwart ist es Wahrheit, daß die Deutschen keine Schule mit polnischer Sprache in den Gebieten dulden, wo polnische Minderheiten leben. Es ist eine Nachricht aus der jüngsten Zeit, wonach verschiedene dänische Verbände in Schleswig an den preußischen Ministerpräsidenten eine Denkschrift gerichtet haben sollen, mit der sie ihn auffordern, in Betracht zu ziehen, daß die dänische Bevölkerung in Schleswig seit Jahren darauf wartet, eine kulturelle Freiheit gewährt zu bekommen, die besonders hinsichtlich der Schule mit der verglichen werden kann, die die deutsche Minderheit in Dänemark genießt.

Was ist wahr?

Wahr ist, daß es weder ein polnisches noch sonst ein Minderheitsschulwesen in Deutschland gibt. Die aus der Genfer Konvention entstandenen polnischen Schulen erfassen in Oberschlesien auf beschränktem Gebiet einen geringen Teil der polnischen Minderheit. Die praktische Durchführung hat gezeigt, daß der Beamtenapparat bis zur subalternsten Stelle hinab die Maximen der Konvention, trotzdem sie vertragsmäßig, also freiwillig übernommen wurde, und auch die bescheidenen Zugeständnisse der preußischen Regierung sabotiert, ohne daran gehindert zu werden. Wahr ist, daß dort, wo Privatunterricht gestattet war, entweder Schulräume überhaupt nicht zur Verfügung gestellt oder die nach langem Bitten gewährten Räume mit wenigen Ausnahmen wieder entzogen wurden (zum Beispiel in Berlin). Wahr ist, daß man dort, wo polnischer Sprachunterricht (nicht etwa Schulen) auf Grund

des preußischen Ministerialerlasses vom 31. Dezember 1918 eingeführt wurde, durch die Verächtlichmachung der polnischen Sprache, durch Terror und Agitation der nationalistischen Lehrer den Unterricht wieder verschwinden ließ (zum Beispiel im Kreise Stuhm, wo 1923 nur noch 11 Schulen mit polnischem Sprachunterricht vorhanden waren gegenüber 42 Schulen im Jahre 1921), daß man im Regierungsbezirk Allenstein zwei Jahre lang die polnische Minderheit nichts von jenem preußischen Ministerialerlaß wissen ließ. Die Lehrer erteilen einfach keinen Unterricht mehr, und die Regierung sieht ruhig zu.

Wahr ist, daß in der Gewaltentschädigungsfrage im oberschlesischen Aufstandsgebiet entgegen den reichsgesetzlichen Bestimmungen allein auf die polnische Gesinnung hin, die begründeten Schadenersatzansprüche der durch den sogenannten „Selbstschutz" in Oberschlesien geschädigten Witwen und Waisen abgelehnt werden (Entscheidungen des Reichskommissars für Oberschlesien, der Spruchkammer für Kriegsschäden in Oppeln, des Reichswirtschaftsgerichts in Berlin). Wahr ist, daß ordnungsmäßig gewählte Gemeindevertreter von den Landräten und Regierungspräsidenten wegen ihrer polnischen Nationalität nicht bestätigt werden (in Oberschlesien allein in 69 Fällen). Wahr ist, daß zur Erdrosselung der polnischen kulturellen Organisationen das Reichsvereinsgesetz vom Jahre 1908 weiter angewandt wird, obwohl es bereits durch den Aufruf der Volksbeauftragten vom November 1918 oder durch die Reichsverfassung aufgehoben worden ist. Wahr ist, daß sogar polnische Kinderfeste (in Pestlin und Honigfelde bei Stuhm) von bewaffneten nationalistischen Rohlingen wiederholt gesprengt worden sind, ohne daß die Polizei eingeschritten oder gerichtliche Bestrafung der Beteiligten erfolgt wäre.

Wahr ist, daß die dänische Minderheit in Schleswig außer einer privaten Realschule und einer privaten Elementarschule keine Schule besitzt, die den kulturellen Bedürfnissen der Minderheit gerecht werden kann und will.

Wahr ist, daß die Angehörigen der litauischen Minderheit bei einer Sängerfahrt von den nationalistischen Verbänden — Stahlhelm, Wehrwolf, Kriegervereine, Jungdo — überfallen und daß dabei eine Anzahl deutscher Staatsbürger litauischer Nationalität schwer verwundet wurden. Selbst der preußische Minister Severing hat auf entsprechende Interpellationen des Minderheitenvertreters im preußischen Landtag Baczewski das Versagen der Polizei vor den nationalistischen Rowdies zugeben müssen, ohne jedoch die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen.

Wahr ist, daß die tschechische Minderheit in Schlesien keine einzige Schule besitzt, und daß, zum Beispiel, dem Lehrer Vasut in Töppendorf, der 60 Kinder der tschechischen

Minderheit privaten Sprachunterricht erteilte, das von der Regierung verboten wurde.

Wahr ist, daß die Verordnung des Regierungspräsidenten von Schleswig, die eine Regelung der friesischen kulturellen Forderungen zusichert, nichts als eine unaufrichtige Geste geblieben ist. Wahr ist, daß die friesische Minderheit weder eine Minderheitenschule besitzt noch überhaupt irgendeine Pflege ihrer kulturellen Eigenart durch die preußische Regierung erfahren hat.

Wahr ist, daß die Lausitzer Serben (Wenden) keine einzige Minderheitsschule besitzen; sie sind in Sachsen auf utraquistische Schulen aufgeteilt, in denen für drei vorgesehene Unterrichtsstunden in der Woche infolge der Ausführungsbestimmungen praktisch etwa 90 Minuten minderheitssprachlichen Unterrichts erteilt werden können. Wahr ist, daß in Preußen nicht einmal dieses Maß erreicht, sondern der Unterricht vermindert wird. Wahr ist, daß die Reichszentrale für Heimatdienst und besonders deren Abteilung Sachsen jede Verständigung den Lausitzer Serben mit den Behörden verhindert, indem sie die legalen Bestrebungen als Irredentismus verdächtigt und entgegen ihrer Bestimmung, für die sachliche Aufklärung der Bevölkerung in wirtschaftlicher kultureller und politischer Hinsicht zu sorgen, politische Verhetzung gegen die ihres Volkstums sich bewußten Lausitzer Serben betreibt.

Das Alles ist wahr, ist durch viele Interpellationen im preußischen Landtag mit Beweismitteln der Regierung zur Kenntnis gegeben worden, ist vor der breitesten Öffentlichkeit nachprüfbar — und doch hat man die Wahrheit nicht hören wollen. Im Gegenteil: man hat polizeiliche Haussuchungen veranstaltet und dabei nicht einmal vor Bibliotheken Halt gemacht. Das Alles ist wahr und ist von den preußischen Regierern nur mit Ausflüchten beantwortet worden.

Das Rededuell zwischen Mussolini und Stresemann hat einen der wundesten Punkte europäischer Politik berührt. Die nationalen Minderheiten in Deutschland haben wiederholt die fascistischen Methoden gegenüber den nationalen Minderheiten Italiens kritisiert und verurteilt. Um einer scharfen Diskussion, die auch die innerdeutsche Minderheitenpraxis in ihren Bereich gezogen hätte, vorzubeugen, haben diese Minderheiten in Deutschland bisher geschwiegen. Die Erfahrung der jüngsten Zeit lehrt aber, daß das Minderheitenproblem zwangsläufig eine weltpolitische Erörterung erfährt, obwohl es seinem Wesen nach — das ist immer wieder in dem Organ der Minderheiten in Deutschland: dem ‚Kulturwillen' betont worden — doch sowohl im Interesse der Mehrheit wie vor Allem auch der Minderheit eine innenpolitische Angelegenheit sein und bleiben muß. Die deutsche Reichsregierung ist durch Mussolinis Worte ohne das Zutun der Minderheiten in Deutschland auf

einen Mangel hingewiesen worden, den diese Minderheiten in loyalster Weise zu beheben sich seit Jahren erfolglos bemühen. Sie haben überall das Prinzip der staatsbürgerlichen Loyalität jenen Ideologien vorgezogen, die auf nichts andres als auf Repressalien hinauslaufen. Will Stresemann, will die Reichsregierung, will das deutsche Volk den bedrängten oder sich eingezwängt fühlenden deutschen Minderheiten wirksame Hilfe zukommen lassen: es muß die Hebel im eignen Staat ansetzen, um entsprechende Wirkung nach außen erzielen zu können. Die Erkenntnis Stresemanns und der besonnenen deutschen Politiker kann Wert erst erlangen durch die Tat. Die nationalen Minderheiten in Deutschland haben jede Illoyalität, jeden Irredentismus, ja sogar jede staatsbürgerliche Inkorrektheit, die man in einer propagandistischen Ausbeutung der Zustände sehen könnte, strikt und konsequent vermieden. Ihre Behandlung durch die Träger der Staatsmacht kann nicht anders gedacht werden als von gleicher Loyalität und gleicher Korrektheit getragen. Es wird sich schnell und deutlich vor der öffentlichen Meinung der ganzen Welt zeigen müssen, ob Stresemanns Worte ernstzunehmende Zusicherungen eines verantwortungsbewußten Staatsmannes sind, der das Problem der nationalen Minderheiten nicht nach machtpolitischen Kriterien, sondern sub specie aeterni und nach den Geboten des Humanismus der großen Deutschen Kant, Herder und Goethe einer Lösung im eignen Hause zuführen will.

Zu diesem Nationalismus von Nietzsche

Ein wenig reine Luft! Dieser absurde Zustand Europas soll nicht mehr lange dauern! Gibt es irgendeinen Gedanken hinter diesem Hornvieh-Nationalismus? Welchen Wert könnte es haben, jetzt, wo Alles auf größere und gemeinsame Interessen hinweist, diese ruppigen Gefühle aufzustacheln? Und das in einem Zustande, wo die geistige Unselbständigkeit und Entnationalisierung in die Augen springt und in einem gegenseitigen Sich-Verschmelzen und -Befruchten der eigentliche Wert und Sinn der jetzigen Kultur liegt! ... Und das „neue Reich", wieder auf den verbrauchtesten und bestverachteten Gedanken gegründet: die Gleichheit der Rechte und Stimmen.

Das Ringen um einen Vorrang innerhalb eines Zustandes, der nichts taugt; diese Kultur der Großstädte, der Zeitungen, des Fiebers und der „Zwecklosigkeit" —!

Die wirtschaftliche Einigung Europas kommt mit Notwendigkeit — und ebenso, als Reaktion, die Friedenspartei ...

Eine Partei des Friedens, ohne Sentimentalität, welche es sich in ihren Kindern verbietet, Krieg zu führen, verbietet, sich der Gerichte zu bedienen, welche den Kampf, den Widerspruch, die Verfolgung gegen sich heraufbeschwört: eine Partei der Unterdrückten, wenigstens für eine Zeit, alsbald die große Partei. Gegnerisch gegen die Rach- und Nachgefühle.

Kameraden von Hermann Schützinger

Ich hatte meinen Aufsatz über die Deutsche Linke fast schon vergessen: da kommt Nummer 7 der ‚Weltbühne' mit Kurt Tucholskys Angriff auf mich und trifft mich in einer ganz eignen Stimmung. Ein Berg von Gerichtsakten, Beweisanträgen, Schriftsätzen liegt auf meinem Tisch und frißt mir seit einigen Wochen die Muße zu stiller Arbeit. Jede freie Stunde ist durch Telephonate mit dem Anwalt und mit Korrespondenzen über Zeugenaussagen in Anspruch genommen. Pfarrer Hell will vor einem Münchner Gericht den Perlach-Prozeß in verkehrter Front ausfechten. Die ‚Sachsenstimme' in Dresden, die ich Optimist ob ihrer unerhörten Rüpeleien vor ein deutsches Gericht zitiert habe, um meine persönliche Unantastbarkeit zum dritten Mal gerichtsnotorisch zu machen, überhäuft mich mit einem Schriftsatz, der vor Verleumdungen, Verdrehungen, Unwahrheiten, Unrat und Schmutz zum Himmel stinkt. Der sächsische Staatsfiskus, der mich ohne einen Pfennig Pension auf die Straße gesetzt hat, weicht meinem Griff unter Berufung auf eine Ordre von — 1835 aus und fordert von mir als Zeugen die Unterlagen für die Wiedereinstellung und Schadloshaltung der von uns seinerzeit eliminierten schlimmsten Saboteure und Reaktionäre.

Dabei gönnt man uns, den paar republikanischen Militärs, im eignen Lager kaum die Luft. L. Persius telephoniert mir eben, daß man sich überall im Lande wundre, „wie schlecht wir uns von Hörsing behandeln lassen". Oberst Lange sagt mir, er ziehe sich vor dem Hamburger Reichsbannertag in den Harz, General Schönaich nach Palästina zurück. Oft habe ich das Gefühl, wie wenn wir paar pazifistischen Offiziere der alten Armee, die wir unsrer Überzeugung und der von uns vertretenen Idee einfach Alles: die Familie, die einstigen Kameraden, die Existenz geopfert haben, auf einem schmalen Damm stünden, von dem auf der einen Seite die brüllende Flut des Nationalismus, auf der andern der Neid im eignen Lager ein Stück Boden und wieder eins unter unsern Füßen weg reißt. Es gehören wirklich Riesenkräfte dazu, in diesem moralischen Trommelfeuer den Buckel steif zu halten und nicht in den Knien einzuknicken!

Vielleicht stammt dieses „Verlassenheitsgefühl" aus den Resten des alten Offiziertums in uns: dem besonders empfindlichen Ehrgefühl; dem gesteigerten Anlehnungsbedürfnis; dem durch kein Übermaß von Diplomatie gehemmten Hang zu klaren Entschlüssen und zur spontan aufflammenden Tat. Als ich ‚Mein Damaskus' von Schönaich las, das ich haargenau nachgelebt habe, hatte ich den Eindruck, als ob wir Wahrheitsfanatiker einer Menschheitserneuerung mit den im Schrank ruhenden Portepees und Epauletten, die wir die Psyche des alten Offiziercorps und des kämpfenden Proletariats aus eigner Erfahrung kennen, vielleicht dazu verurteilt seien, als Zwischenrasse zwischen zwei Welten unfruchtbar abzusterben, als Saurier einer interglazialen Periode, die das Alte von sich stößt und das Neue noch nicht zu verdauen vermag.

In dieser düstern Stimmung schmettert mir Kurt Tucholsky seine Frage: „Was brauchen wir —?“ in die Ohren hinein. Ich muß gestehen, daß mich Tucholskys Impetus jederzeit zu elektrisieren vermag, wenn mir noch so hundsmiserabel zumute ist. Der eigentliche Wert seiner Marschmusik, die uns über Schluchten und Berge in die Wolkenräume der Zukunft treibt, scheint mir im Rhythmus seiner Gedanken, in der Sprengkraft seines Willens zu liegen. Es ist, wie wenn wir, die wir diesseits und jenseits der ‚Weltbühne‘ gemeinsam auf ein weit entferntes Zukunftsziel losmarschieren, zusammenklingen können, sobald Einer von uns im richtigen Moment die seelischen Drähte, die uns Rebellen aus der Weltkriegszeit verbinden, zu meistern versteht. Unsre Gedanken vereinigen sich auf Minuten zu einer sausenden Stichflamme, sooft die gemeinsame Erinnerung an den Kasernenhof und das Trichterfeld vor uns ersteht.

In dieser Gemeinsamkeit des Denkens und des Empfindens, die uns aus der Öde des Alltags mit dem Kleinkrieg der Berichtigungen und der Prozesse erhebt, sehe ich den eigentlichen Wert der Deutschen Linken. Über die Etappen auf der Marschstraße in die Zukunft, über die Intensität der Sturmvorbereitung, über die Sturmgassen ins Parlament, in die Wehrmacht, in die Polizei und in die Verwaltung werden wir immer verschiedener Meinung sein, auch über die persönlichen und moralischen Qualitäten unsrer Führer. Der Soldat sieht sein Kampfziel mit andern Augen als der Wirtschaftler, der Mediziner, der Jurist, der Literat.

Die Hauptsache ist, daß wir die Aufnahmefähigkeit für die Schwingungen des revolutionären Elans behalten, der uns von Zeit zu Zeit wieder mal die Köpfe in die Höhe reißt — ganz gleich, wer zuerst an dem geistigen Strang gezogen hat, der uns eint. Sie haben mir in einer Stunde, in der mir speiübel zu werden drohte, mit Ihrem Angriff unter die Arme gegriffen, Tucholsky! Nun gehts wieder weiter. Ich danke schön!

Feme-Ausschuß von ***

Jeder Ausschuß hat seine Geschichte.

Dieser Ausschuß mußte kommen, denn die Fememorde sind ein Kapitel deutscher Vergangenheit, dessen Folgen wir vielleicht demnächst zu verspüren haben werden.

Der deutschnationale Antrag, der ihm voranging, „zunächst doch einmal zu warten, ob der Femekommandeur Schulz nicht vielleicht freigesprochen wird — dann wäre ja alle Arbeit umsonst gewesen“, war ein Witz. Aber . . .

Anstatt die Frage auf die Geldquellen der Schwarzen Reichswehr oder wenigstens der Feme dieser Schwarzen Reichswehr auszudehnen, wurde beschlossen, nur klarzustellen, wieweit deutschnationale Abgeordnete als Geldgeber in Betracht kommen. Praktisch bedeutete das eine Untersuchung darüber, wieweit die laut gewordenen Vorwürfe gegen Mitglieder des hohen Hauses, durch Geldmittel einen Ausbruchsversuch zweier verhafteter Fememörder unterstützt zu haben,

berechtigt sind. Tatsächlich wurde aber daraus die Frage: Wußten die Beschuldigten, wozu ein in „edler Menschlichkeit" an Schulz gegebenes Darlehn gebraucht werden sollte? Die Antwort der Behörden lautete: „Kaum!", der Abgeordneten: „Auf Ehre — nein!"

Dann fiel ein Antrag Obuch: „Auskunft des Dr. Stumm darüber, was dem Polizeipräsidium über die Geldgeber für Femeorganisationen bekannt ist", dank dem erprobten Ausschluß der Öffentlichkeit unter den Tisch. Stumm machte seinen Namen Ehre. Die Rechtsparteien feixten. Die Republikaner merkten nichts.

Die Aussagen der Abgeordneten und Verdächtigten, die das gute Recht haben, zu lügen, waren eigentlich überflüssig.

So erfüllte der Ausschuß unsre Erwartung: er blieb Theater, bei dem die 40 000-Morgen-Bauern die Regie führten. Die Behörden — wie immer — Statisten. Gelangweilte Zuschauer am Untersuchungstisch. Marionetten, die sich eckig, dreckig gegen „Beleidigungen" wehrten. Im ganzen Raum — außer den Berichterstattern der republikanischen Presse — nur ein einziger Mensch, der seine Pflicht erkannte: der Rechtsanwalt Obuch, Kommunist, also „harmloser Irrer — lassen wir ihn!"

*

Das Ergebnis der Arbeit ist gleich Null.

Zeigen wir der Öffentlichkeit die Klippen, um die das Schifflein der Abgeordneten herumgelotst wurde.

1. Was steht in den Kassabüchern der Schwarzen Reichswehr, die im Oktober 1925 durch die Politische Polizei Abteilung I A bei dem Zahlmeister der Armee Schulz, Oberleutnant Oppermann, zur Zeit Budiker in Potsdam, beschlagnahmt worden sind?

2. Welche Summen wurden durch ihn vom Major Hagemann, 1923 abkommandiert zum Reichslandbund, Berlin, Dessauer Straße, jetzt (rechtzeitig) gestorben, und von der Bank Burkhardt & Bock in Berlin abgeholt?

3. Woher hatten Hagemann und die Bank das Geld? Vielleicht vom Landbund? Vom Heimatschutz? Von dem Arbeitgeberverband? Von Minoux, dem Direktor bei Stinnes? Von den nationalen Parteien? Von den Vaterländischen Verbänden? Von fürstlichen Häusern, die es jetzt, auf dem Wege der Abfindung, wiederhaben wollen?

4. Welche Summen wurden an die Reichswehr, zu Händen des Herrn Hauptmann Keiner, III. Division, Berlin, Kurfürsten-Straße, welche an Herrn Oberleutnant Schulz zu dessen persönlicher Verwendung gezahlt?

5. Welche Summen quittierten Oberleutnant Eisenbeck Hauptmann Stennes, Major Herzer, Leutnant Damm, Freiher v. Senden für besondere Zwecke?

6. Woher kamen die Autos, mit denen die Fememörder arbeiteten? Waren sie gekauft? Gestohlen? Von der Reichswehr zur Verfügung gestellt? Von Großbauern hergegeben?

7. Wer besorgte den Fememördern Unterschlupf? (Das ist doch auch wirtschaftliche Unterstützung!)

8. Wer gar gab dem Zeugen Schmidt, alias Krüger, alias Halbschuh, das Geld, mit dem er — laut Aussage bei einer Vernehmung im Dezember 1925 — die und die Beamten bestechen mußte, um die und die Akten ausgehändigt zu kriegen und die Akten im Polizeipräsidium einsehen und von dort die und die Nachrichten an Schulz geben zu können? Warum befindet er sich nicht in Haft?

Das sind die Fragen, die man nur hätte zu stellen brauchen, um ein Ergebnis der Untersuchungen zu zeitigen. Wer soll sie nun beantworten?

*

Die Fäulnis dieser geheuchelten Demokratie ist tausendfach bekannt, und wer doch gehofft hatte, daß die ungeheuerlichen, fürchterlichen Verbrechen gemeinen Mordes dazu beitragen würden, den Eifer der Volksvertreter zu wirklicher Aufklärungsarbeit anzustacheln, dem hat das Ergebnis beweisen müssen, daß der Morast, auf dem unsre Republik schwankt, viel ausgedehnter ist, als man zu fürchten gewagt hatte. Nicht einmal Mordserien, die jeder Einzelne der Diätenempfänger „verurteilt", regen mehr auf. Ausschuß? „Ausschuß!"

Der Fall Hugenberg von Walter Aub

Zeitungen machen die „öffentliche Meinung" nicht, können sie gar nicht machen. Sie können nur die Führer, die Sprecher der Meinungsverbände gewinnen und mit diesen die Gruppen der Geführten. Zeitungen können auch nicht einer verbreiteten Meinung brüsk entgegentreten, weil die Leser in Scharen davonlaufen und dem Blatt die Resonanz nehmen würden. Wohl aber können Zeitungen eine „Volksmeinung" umbiegen, einer allmählichen Wandlung den Weg bereiten. Um eine bestimmte „Tendenz" durchzusetzen, bedarf es vorsichtiger, vorausfühlender Arbeit, die sich oft über Monate und Jahre erstreckt. Diese Arbeit leistet vorbildlich, also für uns bekämpfenswert der Hugenberg-Konzern.

Der deutschen Presse fehlt ein unabhängiges Nachrichtenbüro. Die besten Institute, die zur Zeit den Nachrichtenmarkt beherrschen: das Wolffsche Telegraphen-Büro und die Telegraphen-Union sind alles eher als unabhängig. Sie sind in Händen von Interessenten, die erreichen können, daß der ihnen gehörende Dienst Nachrichten unterdrückt oder besonders hervorhebt. WTB ist offiziös. „Die Gegenleistung, die eine Regierung von dem Nachrichtenbüro fordern muß, dem sie regelmäßig ihre amtlichen und halbamtlichen Informationen übergibt, besteht in einer verständigen Rücksichtnahme auf ihre politischen Bedürfnisse", hat einmal der Chefredakteur des WTB in der ‚Deutschen Presse' geschrieben. Dank dieser verständigen Rücksichtnahme erfuhren die Abonnenten des WTB nichts von den Fememorden. Daß sie passierten, war zwar Tatsache; aber nationale Erwägungen ließen angezeigt erscheinen, die Massen in Unklarheit zu erhalten. Als Beispiel der besondern Betonung sei nur an die Locarno-Agitation des amtlichen Büros erinnert.

Die meisten Zeitungen setzen vor die Meldungen dieses Büros: WTB, wb, w und dergleichen. Der kundige Leser kann danach die Glaubwürdigkeit der Nachricht einigermaßen einschätzen, namentlich wenn er die oft mehrdeutige Formulierung beachtet. Doch haben sich viele Zeitungen eigne Signen für diese Nachrichten zugelegt, und einige ganz schlaue geben Meldungen des WTB als Berichte „unsres Korrespondenten" wieder, ein wenig fairer Kniff, den freilich schon Bismarck für die Artikel Moritz Buschs anwandte. Bei einer derartigen „Aufmachung" fühlt sich der Leser geschmeichelt und erstirbt in Ehrfurcht vor seinem „Weltblatt".

Die Regierung ist zwar stets Partei (gegen die Opposition), muß aber eine gewisse Objektivität wahren, die sich entsprechend im WTB-Dienst wiederspiegelt. Weit gefährlicher ist der Linken die berüchtigte TU des Herrn Hugenberg.

In der ‚Weltbühne' hat am 24. Mai und am 7. Juni 1923, am 17. und am 31. Januar 1924 Fritz Wolter sich über ‚Die Korrumpierung der Presse', über ‚TU und Dammert', ‚Zur Reichspressepolitik' und über den ‚Vera-Konzern' ausführlich geäußert. In den zwei Jahren, die seitdem verstrichen sind, ist die Bedrohung der Republik durch den Hugenberg-Konzern ungeheuer gewachsen. Wenn die Linke sich weiterhin mit Wehklagen begnügt, wird in absehbarer Zeit die deutsche Rechte schlagfertig dastehen. Schon hat Hugenberg zur Sammlung gerufen — ein, zwei Jahre noch, dann hat er gesiegt. Denn Hugenberg ist Deutschlands heimlicher König.

Hugenbergs Einflußsphäre ist in ihrer ganzen Größe schwer zu übersehen. Sicher ist seine Kontrolle über: sieben Banken — Ostdeutsche Privatbank; Ostbank für Handel und Gewerbe, die eine Fusion mit der Bank für Landwirtschaft plant; Roggenrentenbank (via Neuland A.-G.); durch diese die Preußische Pfandbriefbank und die Agrar- und Kommerzbank; Landbank; Deutscher Creditverein —; eine Anzahl Papiergroßbetriebe und Filmgesellschaften, darunter die Deulig-Film A.-G.; die Annoncenexpedition Ala-Haasenstein & Vogler-Daube; München-Augsburger Abendzeitung; Deutscher Ueberseedienst G. m. b. H.; die Druckschriften der Mitteldeutschen Verlagsanstalt Erfurt-Halle. Und so geht das weiter. Der Verlag Scherl (Kapital: 30 Millionen Mark) untersteht ihm und namentlich der Korrespondenzenkonzern, der sich um die TU gruppiert, und der die Aufgabe hat, Deutsche Volkspartei und Deutschnationale Volkspartei zum Rechtsblock zusammenzuschweißen.

Der Aufschwung der — durch Zusammenschluß von vier Nachrichtenbüros entstandenen — TU datiert noch aus der glorreichen Zeit Wilhelms II. In der Aera des nationalen Rausches, 1917, wurde im Auftrag der am „Durchhalten" interessierten Großindustrie die Vera-Verlagsanstalt G. m. b. H. mit 4 Millionen Mark Kapital gegründet. Der ‚Vera' einziger Zweck war, notleidende Durchhaltezeitungen zu unterstützen. Kein Wunder, daß sie sich bei der Sanierung maßgebenden Einfluß und geschäftliche Kontrolle vorbehielt. Mindestens zehn Prozent der Kriegspresse gerieten so in die Einflußsphäre

der Industrie. Dann kam der Zusammenbruch und sein seltsames Ergebnis: politische Umwälzung bei sozialer Konstanz. Das Ziel war, dem Großbesitz die politische Machtstellung zurückzuerobern. Hugenberg schien dafür der geeignete Mann.

Die ‚Vera' stellte sich um. Sie beteiligte sich maßgebend an Zeitungsgründungen, finanzierte und sanierte Rechtsblätter, Alles unter der einen Bedingung: entscheidende Beteiligung und geschäftliche Kontrolle im Interesse der Industrie. Der Vorsitzende des Aufsichtsrats war der Geheime Finanzrat Dr. Hugenberg.

Der nächste Schritt mußte die Eroberung des Landes sein. Diese Aufgabe übernahm die Wipro (Wirtschaftsberatung der Provinzpresse). Durch billige Lieferung von Redaktionsmaterial, Matern und Maschinen wurde die Provinzpresse gekauft. Bis in die entlegensten Dörfer drang so der schwarzweißrote Haß des schwerindustriellen Konzerns.

Die Inflation drohte das Werk über den Haufen zu werfen. Da organisierte Hugenberg die Mutuum-Darlehns A.-G., die notleidenden Verlegern das Papier lieferte. Die ‚Mutuum' arbeitete für deutschnationale Blätter unter Hugenbergs Vorsitz. Für die Presse der Deutschen Volkspartei sorgte die Alterum-Darlehns A.-G. unter Leitung des von Hugenberg abhängigen TU-Direktors Dr. Cremer. ‚Mutuum' und ‚Alterum' lieferten jedoch nur, wenn die Geschäftsführung des Blattes der ‚Vera' unterstellt und für mehrere Jahre der Dienst der TU abonniert wurde. Damit war die TU wirtschaftlich fundiert und gleichzeitig der redaktionelle Teil der Zeitungen den Interessen des Großbesitzes dienstbar gemacht.

Seit dieser Zeit hat sich der Aktionsradius des Hugenberg-Konzerns von Jahr zu Jahr vergrößert. 1925 waren „erst" 1200 Zeitungen dem TU-Korrespondenzdienst angeschlossen: jetzt sind es schon 1600, und das heißt, daß ungefähr 57% der deutschen Zeitunge[illegible] Hugenberg direkt beeinflußt werden. Den TU-Nachrichtendienst halten fast alle deutschen Zeitungen: vom ‚Fränkischen Kurier' und der ‚Deutschen Zeitung' bis zum ‚Vorwärts' und der ‚Roten Fahne'. Die meisten Zeitungen verschweigen schamhaft die trübe Quelle (zum Beispiel: die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten') oder haben ein Spezialzeichen (zum Beispiel: das ‚Hamburger Fremdenblatt'). Von allen Tageszeitungen, die ich untersucht habe, scheinen nur ‚Frankfurter Zeitung', ‚Berliner Tageblatt' und ‚Vossische Zeitung' den TU-Dienst zu meiden.

Nachricht und Korrespondenz sind zweierlei. „Nachricht" ist die — mehr oder minder objektiv sein wollende — Mitteilung von Ereignissen, die glossiert oder unglossiert gegeben werden kann. Mit dem Vertrieb von Nachrichten befassen sich außer WTB und TU: das rechtsdemokratische Dammert-Büro (db) die unparteiische ‚Europapreß' — nur außerdeutsche Nachrichten —, das demokratische Mirbach-Büro (Mb), der ‚Ost-Expreß' (oe) und viele andre Provinzial- und Parteidienste. Korrespondenzen sind Artikel, die entweder eine Nachrichtenreihe zu erläutern suchen oder allgemeine Ueberblicke geben. Büros, die Korrespondenzen vertreiben: TU,

Dammert, Mirbach, Parteidienste und, seit kurzer Zeit, die offiziöse ‚Deutsche diplomatische Korrespondenz', die in Rechtsblättern oft benutzt wird. Den verbreitetsten Korrespondenzdienst hat aber der Hugenberg-Konzern.

Der Konzern gibt als Kernstück den Allgemeinen Nachrichtendienst der TU heraus. Dazu tritt der TU-Preßfunk mit eignem Sender in Königswusterhausen. Diese beiden Dienste enthalten unglossierte Nachrichten. Für Zeitungen, die keinen andern nennenswerten Dienst beziehen, sind sie höchst gefährlich. Denn Unerwünschtes wird gestrichen, zurechtgestutzt, mit Erwünschtem vermengt. Die größern Zeitungen — es sind knapp drei Dutzend — halten fast sämtlich viele Dienste nebeneinander.

Offiziell unabhängig von den Nachrichten und in besonderm Abonnement erscheinen gegenwärtig 11 Korrespondenzdienste der TU, die telephonisch, telegraphisch und brieflich versandt werden. Der ‚Sportdienst' ist der objektivste, wenigstens „bürgerlichem" Sport gegenüber; gegen die Arbeitersportvereine wird unauffällig und gern polemisiert. Die Handelsdienste — Deutscher Handelsdienst (dhd), Kursdienst, Warenmärkte — verfechten Hugenbergs Sonderinteresse; was, zum Beispiel, beim Kampf um die Rentenbank besonders deutlich hervortrat.

Die übrigen Dienste sind sämtlich politisch stark gefärbt. Der ‚Parlamentsdienst' gibt von der Deutschen Volkspartei an nach Rechts fast wörtliche Berichte, sonst umfangreiche Auszüge. Aber er ist harmlos; steht den Zeitungen doch der relativ objektive Parlamentsbericht des Vereins deutscher Zeitungsverleger (V.d.Z.) zur Verfügung. Weit gefährlicher sind die sogenannten „neutralen" Dienste: der zweimal täglich erscheinende ‚Deutsche Dienst' (oft am vorgesetzten dd kenntlich), der aus dem alten Dammert-Dienst entstanden ist; die ‚Unabhängige National-Correspondenz' (Unc); der sehr verbreitete ‚Asien-Osteuropa-Dienst' (AOD), der in gewissen Zwischenräumen Aufstände in Sowjet-Rußland meldet und prophezeit oder von bevorstehenden Angriffskriegen der Roten Armee berichtet. Zu diesen vorwiegend industriell verseuchten Korrespondenzdiensten tritt der agrarische ‚Deutsche Schnelldienst für Politik und Wissenschaft', der sich durch eine Spezialität auszeichnet: er verbreitet ohne Quellenangabe die allwöchigen Weißwaschungsversuche der bulgarischen Regierung, die für das deutsche Sprachgebiet von dem der Wiener Bulgarischen Gesandtschaft angegliederten Preßbüro (Wien IV, Gußhauser-Straße) herausgegeben werden. Zu diesen „objektiven" Korrespondenzen treten dann noch die in der Provinz außerordentlich beliebten ‚Auslandsbriefe', der ‚Allgemeine Bilderdienst' (am A.B.D. in der untern linken Bildecke zu erkennen) und die feuilletonistische ‚Neue Gesellschaftliche Correspondenz'. Ein Teil dieser Dienste erscheint neutral im Literarischen Verlag m. b. H. Patria, Berlin, Blücher-Straße 12.

Alle diese Dienste unterscheiden sich von einander nur durch den Schwingungsgrad des Gependels zwischen Stresemann und Westarp. Alle diese Dienste sollen „unabhängig

national" sein. Und sie haben in drei Jahren erreicht, daß Hugenberg im Berliner Lokal-Anzeiger schreiben kann: auf dem Lande bestehe kein Unterschied mehr zwischen Deutscher und Deutschnationaler Volkspartei.

Aber der Deutsche will auch schimpfen; und es wird ihm allmählich langweilig, immer wieder die Roten durch den Kakao zu ziehen. Er trägt nicht umsonst eine andre Mitgliedskarte im Portemonnaie als sein Gegenüber. Er will von der Zeitung bescheinigt haben, daß seine Partei die einzig wahre auf Erden. Ob die Zeitungen nun wollen oder nicht: sie müssen dem Bedürfnis Rechnung tragen. Hugenberg hat das sehr geschickt für seine Zwecke benutzt: er hat die Berliner Vertretung für das Gros der Provinzblätter übernommen. Als kluger Mann läßt er gleichzeitig für vier Richtungen schreiben. Der ‚Berliner Dienst A' ist gegenwärtig für Blätter der Deutschen Volkspartei bestimmt, der Dienst C für „nationale" katholische und der Dienst D für deutschnationale Blätter. Für Anzeigenplantagen arbeitet der „neutrale" Dienst B. Der Demokratendienst ist inzwischen eingegangen; ob aus Mangel an Beziehern oder weil er allmählich mit dem Dienst B identisch geworden ist, sei dahingestellt.

Die TU bestreitet selbstverständlich jegliche „Rechtsorientierung" zumindest für ihren Nachrichtendienst. Seit dem Redakteursschub vom Herbst 1924 stehen jedoch einwandfreie Zeugnisse dafür zur Verfügung.

In der Inflation hatte der Hugenberg-Konzern den Verlag Dammert aufgekauft. Die größtenteils republikanischen Redakteure wurden vom Konzern übernommen — ein Zeichen für die Objektivität der TU, nach der Meinung der Oeffentlichkeit. Da kommt es im Herbst 1924 zum Zusammenstoß.

W. Vogel, Leiter des ‚Deutschen Handelsdienstes', beklagt sich über die seit dem Frühjahr eingetretene „einseitige Rechtsorientierung" der TU. Er kündigt.

Dr. Josef Räuscher ist „die Leitung einer neutral gedachten Auslandskorrespondenz durch Einmischung unwillkommener Quellen und Darstellungen verleidet worden". Im Mai-Wahlkampf wurde er von der Direktion „vermahnt"!

Der Feuilletonredakteur Dr. Otto Ernst Hesse ist ebenfalls wegen der Rechtsschwenkung der TU zurückgetreten, da er nicht gesonnen sei, „das Feuilleton für deutschvölkisch eingespannte Korrespondenzen zu leiten".

Dr. Wilhelm Klein — jetzt Leiter des Berliner Mirbach-Büros — erklärt, daß ihm die offensichtliche „Rechtsschwenkung der TU" eine Fortsetzung seiner Mitarbeit erschweren würde.

Der Chefredakteur der TU, Heinrich Gesell, stellt jedoch fest, daß die „linksstehenden politischen Redaktionen, die unsern Nachrichtendienst beziehen, von der Rechtsschwenkung der TU nichts merken"!

Die geschäftlichen Gepflogenheiten des Hugenberg-Konzerns sind recht seltsam. Ein Beispiel genüge. Otto Röse erzählt es anschaulich in seiner Broschüre ‚Der Konzern':

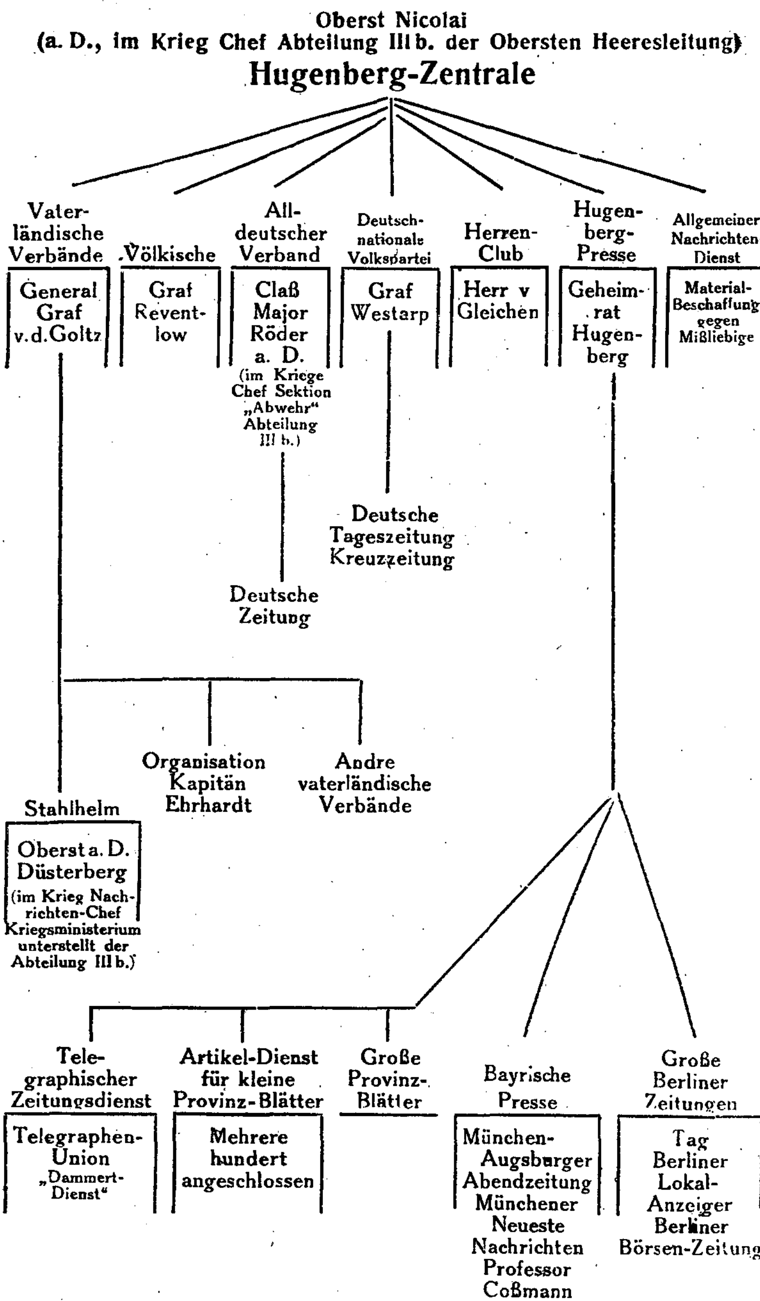
August Scherl verhandelte im Herbst 1913 mit dem Kölner Bankhause Wolff und dessen etwa 70 Geldgebern, die nicht genannt sein wollten. Die Bedingung, auf die er das Hauptgewicht legte, war, daß die Oberleitung des Verlags, auch nach dem Besitzwechsel, ihm zustehen sollte. Schwer enttäuscht sah er sich durch den Vermittler, dem er die Vertretung seiner Sache anvertraut hatte. Dieser Mann seines Vertrauens fand Wege und Mittel, ihn Knall und Fall aus dem Hause abzuschieben. Derselbe übernahm im weitern Verlauf die Generaldirektion und wirtschaftete trotz der im zweiten Kriegsjahr eingetretenen günstigen Geschäftszeit derart ab, daß die Geldgeber um Nachzahlung angegangen werden mußten... Die Teilhaber kriegtens mit der Angst und gaben ihre mit 120 bezahlten Anteile zu 20 ab. Im Winter 1920/21 heimste Hugenberg für das großindustrielle Konsortium seiner Unternehmungen den ganzen Krempel ein, und bald darauf berief er den besagten Vertrauensmann zur Leitung seiner ‚Vera'.

Oder:

Etwa 1000 Zeitungen — 35% aller deutschen — werden von Berlin mit Matern versorgt. Die drei größten Maternkorrespondenzen hatten bis zum 31. Dezember 1924 ein Uebereinkommen laufen, das die gegenseitige Konkurrenz ausschließen sollte. Für 1925 war das Abkommen nicht erneuert worden. Da sandte Hugenbergs ‚Wipro', zunächst als ‚Bund der Kreisblattverleger' bezeichnet, im Dezember Abonnenten der Konkurrenz eine Depesche: der Verleger möge, wenn er auf eine Maternkorrespondenz abonniert sei, diese sofort kündigen — es liege ein fünfzigprozentiges Unterangebot vor. In einem Rundschreiben wurde gesagt, die ‚Wipro' werde vom 1. Januar 1925 an zwei Hauptmaternkorrespondenzen herausbringen: a) für parteilose Blätter, b) für rechtsgerichtete Blätter. Für alle die Verleger, die sich zum Bezug einer der beiden Korrespondenzen entschlössen, würde die bisherige Bezugsgebühr auf die Hälfte herabgesetzt durch Ueberweisung laufender umfangreicher Anzeigenaufträge.

Ins Deutsche übersetzt: Hugenberg versucht, durch seine Annoncenexpedition Ala-Haasenstein & Vogler-Daube den redaktionellen Teil zu kaufen.

Auf diese Art beherrscht der Großbesitz über die Hälfte der deutschen Presse. Mit wenigen — zählbaren — Ausnahmen ist die gesamte bürgerliche Provinzpresse seinem Willen untertan. Nur die republikanische Parteipresse bildet eine Ausnahme. Und dann die paar hundert Blätter, die auf die Mirbach-Korrespondenz und das Dammert-Büro mit seinen 15 Spezialkorrespondenzen abonniert sind. Sonderlich leistungsfähig sind beide Büros nicht (und das Dammert-Büro ist bereits so weit, daß es eine Allgemeine Wehr-Korrespondenz herausgibt). Die Parteidienste — der Sozialdemokratische Pressedienst, der Demokratische Zeitungsdienst und der Zentrumsparlamentsdienst — kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Noch fehlt ein leistungsfähiges republikanisches Korrespondenzbüro. Reichsbanner, Republikanischer Reichsbund, Friedenskartell ziehen werbend im Lande umher, sind aber blind für die Hauptgefahr der reaktionären Presse. Graphisch dargestellt, sieht diese Hauptgefahr so aus:


Oberst Nicolai
(a. D., im Krieg Chef Abteilung III b. der Obersten Heeresleitung)
Hugenberg-Zentrale
Vaterländische Verbände
General Graf v. d. Goltz
Völkische
Graf Reventlow
Alldeutscher Verband
Claß Major Röder a. D. (im Kriege Chef Sektion „Abwehr“ Abteilung III b.)
Deutschnationale Volkspartei
Graf Westarp
Herren-Club
Herr v Gleichen
Hugenberg-Presse
Geheimrat Hugenberg
Allgemeiner Nachrichten-Dienst
Material-Beschaffung gegen Mißliebige
Deutsche Tageszeitung Kreuzzeitung
Deutsche Zeitung
Organisation Kapitän Ehrhardt
Andre vaterländische Verbände
Stahlhelm
Oberst a. D. Düsterberg (im Krieg Nachrichten-Chef Kriegsministerium unterstellt der Abteilung III b.)
Telegraphischer Zeitungsdienst
Telegraphen-Union „Dammert-Dienst“
Artikel-Dienst für kleine Provinz-Blätter
Mehrere hundert angeschlossen
Große Provinz-Blätter
Bayrische Presse
München-Augsburger Abendzeitung Münchener Neueste Nachrichten Professor Coßmann
Große Berliner Zeitungen
Tag Berliner Lokal-Anzeiger Berliner Börsen-Zeitung

Die republikanischen Verbände jeder Art sollten ihre ganze Arbeit umstellen und sich auf die Gefahrenzone konzentrieren. Sie reden dauernd von ihrer Liebe zur Republik. Es ist an der Zeit, den Worten die Tat folgen zu lassen. Daß nicht eines Tages der trockene Putsch siege, daß die deutsche Rechte nicht die Demokratie abwürge, schreite die Linke zur Tat und stürze den heimlichen König Hugenberg.

Und sie beginne bald. Übers Jahr kanns zu spät sein!

Geßlers Flucht in die Aufrichtigkeit

von Berthold Jacob

Zum ersten Mal steht er in Defensive. Bisher hat er bald jovial gelächelt, bald kühl abgefertigt. Jetzt verteidigt er sich. Er und sein Seeckt seien die schärfsten Gegner der Schwarzen Reichswehr gewesen, die es übrigens niemals gegeben habe. Mit der, die — einzig zu dem Zweck, überzählige Waffen zu zerstören — bestanden habe, seien weder er noch der General v. Seeckt noch andre Offiziere oder Mannschaften der rechtmäßigen Wehrmacht verwandt oder verschwägert, noch seien sie jemals in Verbindung zu ihr getreten. Allerdings hätten Gerüchte über solche Verbindung Nahrung erhalten durch den „verhängnisvollen Empfang des Oberleutnants Roßbach" bei Herrn Reichskanzler Cuno. Der Begriff Schwarze Reichswehr entstamme der deutschvölkischen Terminologie. Ludendorff habe sich an ihn und an Seeckt gewandt, um die Aufstellung der Schwarzen Reichswehr im Einverständnis mit den legalen Stellen zu erreichen. Er sei schroff abgewiesen worden.

Nun hat Ludendorff sich bereits umfänglich gewehrt. Der Völkische v. Ramin hat im Haushaltsausschuß seine Erklärung verlesen. Ludendorff stellt da fest, daß er bei Beginn des Ruhrkriegs plötzlich nach Berlin berufen worden sei, zu Besprechungen mit einem sehr hohen Staatsbeamten und mit dem General v. Seeckt über die Abwehr des Ruhreinbruchs. Der „sehr hohe Staatsbeamte" war Cunos Staatssekretär Dr. Eduard Hamm, heute geschäftsführendes Vorstandsmitglied im Reichsverband der deutschen Industrie.

Der Komplex der heimlichen Rüstungen Deutschlands reicht nun gewiß sehr viel weiter zurück als in jene gewitterschwangere Zeit des Cuno-Regimes. Aber seitdem Cuno regierte, wurden diese Rüstungen erst wahrhaft gefährlich. Auch Bewunderer der Dementierkunst des Herrn Geßler dürften sich manchmal gefragt haben, ob denn nicht der Reichswehrminister in seiner Eigenschaft als verantwortliches Mitglied des Kabinetts Cuno Kenntnis von jenen weitgehenden Vorbereitungen zum aktiven Abwehrkrieg an der Ruhr erhalten hat, die bereits zu einem Zeitpunkt eingeleitet wurden, da der Staatssekretär Bergmann noch ahnungslos und mit Aussicht auf Erfolg in Paris verhandelte — ob ihm, Geßler, nicht bekannt war, daß der Reichskanzler Cuno bereits am 4. Januar 1923 in einer Besprechung mit Beamten- und Behördenvertretern zu Dortmund auf die beabsichtigte Abwehr durch besondere Gruppen deut-

lich hingewiesen hatte. Am 10. Januar rückten die ersten französischen Bataillone in Essen ein. Wenige Tage vorher noch waren der Abgeordnete v. Graefe und nach ihm der Oberleutnant Roßbach von Herrn Cuno empfangen worden. Sie haben nicht nur Kaffee mit einander getrunken.

Zu gleicher Zeit trat ein Mann in die Erscheinung, dessen Konturen sich erst heute auf dem dunkeln Grund der Geschichte des Cuno-Jahres einigermaßen abzuzeichnen beginnen. Das ist der deutschnationale Arbeitersekretär Jahnke, heute Landtagsabgeordneter für Halle-Merseburg. Der war im Kriege einer von den Leitern der deutschen Sabotage in Amerika. Diese Eigenschaft brachte ihn mit dem Botschafter Bernstorff hart aneinander. Vorm Kriege hatte er im Auftrag der Staatenpolizei die Eisenbahnergewerkschaft bespitzelt. Solche Vergangenheit empfahl den Mann zu den höchsten Ehrenstellen im Ruhrkrieg. Er wurde oberster Sabotagechef.

Unter Jahnke arbeitete Herr Paul Schulz, der später in einem Flugblatt des christlichen Centralverbandes der Landarbeiter als „Oberleutnant im Ruhrabwehrkampf" charakterisiert wurde, und Herr Jahnke stellte auch den spätern Nationalheiligen Schlageter an, der nach einem Erkenntnis des Spandauer Schöffengerichts von gerissenen Gaunern bei einer Waffenschiebung übers Ohr gehauen worden und deshalb gezwungen war, den „gefährlichen, aber gut bezahlten Posten im Ruhrabwehrkampf" anzunehmen.

Dann kam die Konferenz von Hannover im Februar 1923. Herr Geßler hat gewußt und gebilligt, daß seine Offiziere, unter ihnen der heutige Gruppenkommandeur Loßberg in Berlin, daran teilnahmen und mit den Generalen v. Lettow-Vorbeck, Maercker und Stülpnagel, dem Obersten v. Oven und dem Oberleutnant Roßbach sowie mit den völkischen Parlamentariern Wulle und v. Graefe über die Aufstellung der sogenannten Territorialarmee oder Schwarzen Reichswehr verhandelten, die bestimmungsgemäß zur Abwehr feindlicher Angriffe von außen oder zur Niederschlagung innerer Unruhen Verwendung finden sollte. Als Verbindungsmann zwischen Völkischen und Reichswehr war der General Ludendorff zunächst von Geßler in Aussicht genommen worden. In Hannover wurde sofort ein Regiment v. Oven aufgestellt, im Ohrdrufer Lager und in Magdeburg sammelte Roßbach seine Getreuen. Die Schwarze Reichswehr wurde in allen Wehrkreisen in enger Anlehnung an die legalen Formationen aufgestellt, aus den Beständen des Reichsheers gerüstet und von aktiven Offizieren auf Truppenübungsplätzen und in Kasernen ausgebildet. Im Wehrkreis VI wurde sie vom Befehlshaber General v. Loßberg weitgehend gefördert. In der Senne exerzierten die Hauptleute und Majore des Reichsheeres die jungen Burschen. Auch der Befehlshaber im Wehrkreis V, Generalleutnant Reinhardt, hat die Aufstellung der Schwarzen Kaders persönlich begünstigt. Im Wehrkreis III haben die „Arbeitskommandos" des Majors Buchrucker schon seit dem Herbst des Jahres 1921 bestanden. Sie wurden ohne weiteres in die Schwarze Reichswehr eingegliedert.

Der unglückliche Ausgang der Ruhraktion begrub indes fürs erste die weitergespannten Hoffnungen. Jetzt tauchte Jahnke zum zweiten Mal auf. Um den 15. September 1923 herum ist er nebst Buchrucker und v. Graefe in München zu Besprechungen mit Hitler und Ludendorff auf der einen, mit Kahr und Lossow auf der andern Seite. Die Drei sind die vielgenannten „Herren aus dem Norden", die im Hitler-Prozeß eine ebenso dunkle wie beherrschende Rolle gespielt haben. Am 1. Oktober schlug dann Buchrucker tölpelhafterweise in Küstrin los. Schulz und v. Graefe hatten sich vorher klüglich separiert. Die Arbeitskommandos wurden nach dem Mißerfolg „aufgelöst", marschierten unter den Waffen nach Mecklenburg und setzten hier ihre Rüstungen ebenso ungestört fort wie ihre Fememorde. Oberleutnant Schulz wurde als Angestellter von der Landvolksbank übernommen.

Inzwischen waren unter Führung des Korvettenkapitäns Ehrhardt an der thüringisch-bayrischen Grenze die Kräfte der „bayrischen Notpolizei", lies: Brigade Ehrhardt, Bund Wiking, Jungdeutscher Orden und ihresgleichen aufmarschiert. Sie stellten die Sicherung für den Vormarsch auf Berlin dar, den Kahr und Lossow vorbereiteten. Gerichtsnotorisch ist geworden, daß die Offiziere des Reiterregiments 13 in Bamberg sich zur Beteiligung an dem Marsch auf Berlin rüsteten. Die angeblich gegen die bayrischen Meuterer und Reichsfeinde bereit gestellten Reichswehrformationen rollten schon in der Nacht auf den 25. Oktober in 80 Transportzügen nach Sachsen; von den 7 Infanteriedivisionen der Wehrmacht waren 5½, von den 3 Reiterdivisionen 1 dem Befehl des Reichsexekutors General Müller unterstellt worden. Geßler hatte den Vormarschbefehl erteilt nach tagelangen Vorbereitungen, während welcher dem sächsischen Kabinett fortdauernd beruhigende Versicherungen abgegeben worden waren. Die Versammlung der Reichswehrtruppen an Sachsens Grenzen sollte sich ausschließlich gegen Bayern richten, das sich in offener Rebellion gegen die Reichsregierung befand. (Am 2. Februar 1926 hat dann der Reichswehrminister auf einem Diskussionsabend des Demokratischen Clubs erklärt, daß eine maßgebliche sozialdemokratische Persönlichkeit ihn gradezu zum Einmarsch in Sachsen gedrängt habe — er werde aber den Namen nicht nennen.)

Nach der Bezwingung der stärksten republikanischen Machtposition — die Berliner Volkszeitung hat damals den Einmarsch in Sachsen einen glatten Verfassungsbruch genannt — räumte Geßler auch mit der sozialistisch-kommunistischen thüringischen Regierung auf. Hier, wie in Sachsen, bezeichneten die greulichsten Ausschreitungen die Marschstraßen seiner Soldateska. Unzählige Fälle von Mißhandlungen und Exzessen der Truppe sind bekannt geworden. Weit mehr noch sind niemals ans Licht der Öffentlichkeit gelangt und heute, leider, vergessen. Und die staatsfeindliche Haltung der in Thüringen stationierten Reichswehr bereits vor der Reichsexekution steht außer Zweifel. Die thüringische Landespolizei hatte bei dem Hauptmann Volkmann, der Kompagniechef im I. Bataillon des Infanterie-Regiments 14 in Meiningen war, eine

Haussuchung vorgenommen und dabei äußerst belastendes Material gefunden, das die Beziehungen der Reichswehr zu den von der Landesregierung verbotenen rechtsradikalen Verbänden erwies. Der Hauptmann brach nach längerer Vernehmung und nach hartnäckigem Leugnen zusammen, bekannte, daß die Reichswehr illegale Verbände bewaffne und exerziere, drohte aber für den Fall der Veröffentlichung des bei ihm aufgefundenen und beschlagnahmten Materials mit einem Hochverratsverfahren gegen die thüringische Regierung, denn alle diese Verbindungen seien mit Wissen und im Auftrag des — Reichswehrministeriums geknüpft. Dessen Chef ... Als während der Reichsexekution eine Durchsuchung in der Wohnung des kommunistischen Ministers Professor Korsch stattfand, wurde die Hausfrau von den zuchtlosen Soldatenbanden im Hemd aus dem Bett getrieben und aufs Schwerste insultiert. Der sozialdemokratische Abgeordnete Rosenfeld brachte diesen Vorgang bei der Beratung des Reichswehr-Etats im März 1924 zur Sprache. Herr Geßler gab das Vorkommnis zu und setzte sich mit einem derartig rohen Witz über die Verlegenheit hinweg, daß er in keinem andern Lande der Welt daraufhin auch nur einen Tag länger die Stelle eines verantwortlichen Ministers hätte bekleiden dürfen. Und Herr Geßler, einzig und allein Herr Geßler, ist für alle diese Vorfälle verantwortlich zu machen. Er hat sie gekannt, und er hat sie vorher oder nachher ausdrücklich gebilligt.

Das ganze Jahr 1924 hindurch dauerten die illegalen Ausbildungen innerhalb der Wehrmacht fort. Wiederholt wurde der verantwortliche Minister zur Rechenschaft gezogen, und immer wich er mit glatter Zunge den Vorwürfen aus. Als er spät — im Januar 1925 — die illegalen Einstellungen überhaupt zugeben mußte, beschränkte er sie zeitlich auf die Gefahrenzone des Jahres 1923. Aber auch in den Jahren 1924 und 1925, sogar noch 1926 haben solche illegalen Einstellungen und Ausbildungen stattgefunden. Aus zwei Briefen an den Wehrwolf-Führer Koch in Stettin:

> Außerdem gehe ich — im Vertrauen — am 1. April auf ½ Jahr zur Artillerie nach Schwerin als Offiziersanwärter. Wenn ich dann am 1. Oktober zurückkomme und selbst eine kleine Ahnung vom Militär habe, kann ich der Gründung einer Ortsgruppe vielleicht näher treten ...
>
> 27. März 1925 — Hanns Teudolf

> ... Während meiner halbjährigen Zeitfreiwilligen-Zeit in Prenzlau bei der M. G.-Kompagnie habe ich als Reichswehrsoldat beim Wehrwolf und Stahlhelm Prenzlau mitgemacht ...
>
> 12. April 1925 — Werner Anger

Als am letzten März 1925 junge Mannschaften des Infanterie-Regiments 18 bei Veltheim ins Weser-Grab sanken, wurde öffentlich festgestellt, daß sich unter diesen 81 Mann des Ausbildungsbataillons mindestens 11 Jungdeutsche Ordensbrüder und 1 Wikingmann befunden hatten. Herr Geßler ließ durch seinen Oberst Gempp die Feststellung zuerst als Landesverrat, dann als Landfriedensbruch begutachten und durch den allzu willfährigen Oberreichsanwalt zwei Ermittlungsverfahren

gegen den Verfasser einleiten. Diese Ermittlungsverfahren werden nie bis zur Hauptverhandlung gedeihen. Herr Geßler, im Reichstagsplenum von den Sozialdemokraten interpelliert, ersetzte, wie so oft, Offenheit durch gute Laune; die Interpellanten waren mit der guten Laune zufrieden, und der Sitzungsbericht verzeichnet immer wieder: Heiterkeit.

Diesem also präparierten Reichstag konnte der Minister ohne Furcht seinen Etatvoranschlag für 1926 präsentieren, der eine Erhöhung der Gesamtkosten des Reichsheers um 63 Millionen Mark vorsieht.

*

Das ist für die Bekämpfer ohne Zweifel ein niederdrückendes Resultat. Und so entsteht die Frage: Ist die Stellung dieses Menschen eigentlich unangreifbar? Was muß der Mann eigentlich tun, um sich unmöglich zu machen?

Als Emil Ludwig ihm die Maske des Schützers deutscher nationaler Einheit herunterriß, erwarteten Viele von der schweren Havarie den letalen Ausgang dieser Karriere. Wenige Tage später lächelte der Mann wieder im alten Glanze. Kein Mitglied des Reichstags hat gewagt, ihn auf seine verdächtigen bayrisch-legitimistischen Neigungen anzureden.

Und dennoch: was den Parteien nicht gelungen ist, was die großen demokratischen Gazetten nie zu Wege gebracht haben, das ist unsrer kleinen Gruppe weder durch das ewige Lächeln zu bezaubernder noch durch Landesverratsdrohung zu erschreckender Kritiker außerhalb der großen Parteien gelungen. Sie hat den Minister aus seiner Reserve herausgetrieben, sie hat den Linksparteien eine Ahnung davon vermittelt, daß dieser Minister — gleichgültig ob durch verbrecherische Schuld, ob durch unverzeihliche Lässigkeit — eine Gefahr selbst für diese kümmerlichen Reste von Republik ist.

Wenn Otto Geßler, ohne vom Parlament dazu gezwungen zu sein, seine Bereitwilligkeit ankündigt, die Geheimnisse des siebenmal versiegelten Cuno-Jahres zu lüpfen, so zeigt das, daß er sich aus seiner alten Sicherheit gedrängt fühlt, daß er zum ersten Mal nervös wird.

Geßlers freiwillige Flucht in die Aufrichtigkeit ist Symptom dafür, daß ihm in der bisherigen Atmosphäre selbst nicht mehr ganz wohl ist, und daß er eine moralische Luftveränderung wünscht. Kein Zweifel übrigens: er wird das Beichtgeheimnis seiner Mitschuldigen, der Cuno und Hamm, der Roßbach und Ludendorff nur preisgeben, um das eigne desto sicherer zu verkapseln. Fraglich nur, wieweit ihm das gelingen wird. Am Ende beginnt auch Herr Cuno eine nützliche Reinigung . . .

Möglicherweise also wird Herrn Geßler sein angekündigter Ausflug aufs Gebiet der Wahrheit schlecht bekommen. Vielleicht teilt er das Schicksal jener Seetiere viele, viele Klafter tief im Meere, die wie Seifenblasen platzen, wenn sie im Netz dem gewohnten Element entrissen, dem vollen Licht des Tages ausgesetzt werden.

Vielleicht findet Herr Geßler aber noch einmal verstehende Seelen, die ihm glauben. Dann mag er immerhin wissen:

Der Kampf geht weiter!

Ins Reine zu schreiben von Hans Natonek

Humor — ja, warum haben so viele Schriftsteller, von denen man ihn erwarten könnte, keinen Humor? Weil sie, um nur das Leben zu ertragen, alle jene Überschußkräfte, die Humor erzeugen, brauchen. Allein daß sie ihr schwermütiges Leben tapfer leben, ist eine Humorleistung, die wahrlich die manches berufsmäßigen Lustigmachers aufwiegt.

*

Jeder Mensch ist equilibriert, sodaß er sich im Gleichgewicht halten kann. Ein bestimmter Teil des Gehirns erfüllt ganz spontan diese Aufgabe. Jede Störung dieser Funktion würde sofort sehr auffallend sichtbar werden. Wie gut, daß die Gleichgewichtsstörungen der Seele nicht wahrnehmbar sind! Wir wären sonst unaufhörlich dem schrecklichen Anblick taumelnder, zerfallender, kursloser Menschen ausgesetzt.

*

Melancholie —: seltsamer Reiseluxus auf der Lebensfahrt. Unnötige Beschwerung des Gepäcks, Sich-in-die-Ecke-drücken, unliebenswürdige strenge Absonderung von den Reisegefährten — kein Wunder, daß man total zerschlagen ankommt.

*

Eine Eintagsfliege hat das ewige Leben, da sie vom Tode nichts weiß. Der Mensch unterliegt der Zeitlichkeit, nicht wenn er geboren, sondern wenn er zum ersten Mal ihrer bewußt wird, gepackt von den Schauern des Vergehens. Als das Kind in seinem Gitterbett zum ersten Mal betete: „Bitte, lieber Gott, mach, daß die Zeit nicht so rasch vergeht", da erst war es auf die Welt gekommen. Der Hauch des Flüchtigen aus den Schlünden der Ewigkeit berührt die Seele, und der Mensch ist zum zweiten Mal geboren und nunmehr der Zeitlichkeit verfallen.

*

Gefährliches Vakuum der Seele —: jedes Erlebnis ist recht, nur um sie zu füllen. Was in ihre Nähe kommt, wird gierig eingesogen. In solchem Zustand gleicht die Seele einem rasenden Exhaustor, der Dreck und Müll wahllos verschlingt.

*

Ich habe von Stammrollen geträumt, in die alle Verhonner des Pazifismus einzutragen sind: sie müssen als Gemeine im nächsten Krieg mitkämpfen. Noch wirksamer wäre ein kleiner Modell-Zukunftskrieg (mit Gas), ausschließlich von Jenen bestritten, die einen Krieg wollen oder für unvermeidlich halten. Freiwillige vor!

*

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Wir sind nicht der liebe Gott und haben daher kein Recht, zu züchtigen. Unsrer Liebe gemäß ist das Wohlwollen. Nur wo die Dummheit und Gemeinheit Formen annimmt, die den Mitmenschen gefährden, darf man ein bißchen den lieben Gott spielen.

Meine Sünde: ich habe einem armen Maler, der um zwei Uhr nachts in einem Café des Montparnasse meine Frau zeichnete, die Skizze nicht abgekauft, weil sie nicht ähnlich genug war.

*

Bürgerliche Radikale: ich glaube, weil es das nicht gibt, müßte es gefunden werden. Es ist der Ton, der im innenpolitischen Orchester fehlt.

*

Aus einer Zeitungsnotiz: „Alle Säle des Liebestempels waren von den schönsten Frauen bevölkert und ständig der Schauplatz der denkbar wildesten Orgien, deren Einzelheiten sich allerdings der Wiedergabe entziehen." Solange Das, was denkbar ist, sich der Wiedergabe entzieht, wird die Pornographie blühen. Die Andeutung von Einzelheiten, die nicht zu sagen sind, gibt der Phantasie den ungeheuersten Spielraum und verkuppelt sie an die Pornographie. Schlimmre Wirkung könnte nicht entstehen, wenn man diese Dinge, die sich durchaus nicht der Wiedergabe entziehen, zur Sprache brächte. Denn Das, was ist, und wodurch wir werden, und mögen es auch Variationen der Einen Lust sein, gehört nicht dem Geflüster, sondern der Sprache, deren lautere, helle Kraft vor nichts zurückschrecken darf.

*

Zwei schreckliche Vorstellungen: mit dem Deutschen Sprachverein über die Sprache und mit einem Sittlichkeitsverein über Sittlichkeit disputieren zu müssen! —

*

„Letzten Endes . .": der Sprachkurzschluß der Leerlaufdenker, die schon zu Ende sind, wo's eben erst anfängt.

Coué von Theobald Tiger

Solltest du ein Holzbein haben
oder einen Tick,
plagen euch die Küchenschwaben,
ist dein Bauch zu dick;
schenkt dir ihre Huld se nicht:
Müllere nicht und schulze nicht!
Heilen wird dich kein Professer...
Murmele:
„Mir couét es schon viel, viel, viel besser —!"

Allen hilft dies Heilsystem
in der Republik.
Und es ist so schön bequem
in der Republik.
Demokraten fühln sich xund,
weil sie grad nicht eingespunnt.
Mit dem Hals am Reichswehrmesser
murmeln sie:
„Uns couét es schon viel, viel, viel besser —!"

Börse lebt und Eisenwerk
nach System Coué.
Richter, Schule, Hugenberg
kennen längst den Dreh.
Weil ein altes Parlament
gradwegs in die Scheibe rennt,
werden Andre keß und kesser.
Und sie rufen:
„Uns couét es — unberufen! — täglich viel, viel,
viel, viel besser —!"

Verkappte Religionen von Julius Levin

So heißt ein Buch von Carl Christian Bry (im Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.). Selten ist einem Schriftsteller so wie Bry gelungen, ridendo castigare und die Hand spielend auf die kranken Stellen seiner Zeit und Gesellschaft zu legen. Er ist ein lachender Philosoph, ein Philosoph also, der nicht nur über Andre, sondern auch über sich selbst lacht, der sich selbst komisch erscheint, weil er sich nicht enthalten kann, über die Komik der Umwelt nachzudenken, ja, sich über sie zu äußern, wonicht zu ärgern und womöglich gar eine Hoffnung auf ihre Milderung und Heilung zu hegen. Und das Mittel, solche Milderung und Heilung herbeizuführen? Es soll darin bestehen, verkappte Religionen in wirkliche Religionen umzuwandeln.

Was sind nun verkappte Religionen? Wie weit erstrecken sie sich?

> Ihr Feld ... geht von der Abstinenz bis zur Zahlenmystik. Aber es geht auch von der Astrologie bis zum Zionismus oder von den Antibünden (mit dem Antisemitismus an der Spitze) bis zur Joga oder von der Amor Fati bis zur Wünschelrute oder vom Atlantis bis zum Vegetarismus. Dieses Hexenalphabet besetzt jeden Buchstaben doppelt und dreifach. Ein paar, längst nicht alle Gebiete: Esperanto, Sexualreform, Rhythmische Gymnastik, Übermenschen, Faust-Exegese, Gesundbeten, Kommunismus, Psychoanalyse, Shakespeare ist Bacon, Weltfriedensbewegung, Brechung der Zinsherrschaft, Antialkoholismus, Theosophie, Heimatkunst, Bibelforschung, Expressionismus, Jugendbewegung, Genie ist Wahnsinn, Fakirzauber, Haß gegen Freimaurer und Jesuiten, endlich das weite Gebiet des Okkultismus, das wiederum seine eignen siebenfachen Alphabete hat: das sind nur einige von den Bewegungen, die hier verkappte Religionen heißen. Man fühlt, daß alle diese Gebiete irgendwie und irgendwo zusammengehören und aneinandergrenzen. Aber wo liegt der Zusammenhang?

Dies ist die Kardinalfrage für Bry, der nicht mit Unrecht einen Zusammenhang zwischen jenen heterogenen, aber durch die pure Aufzählung einander nahe gerückten geistigen und seelischen Bestrebungen vermutet.

Gibt er auf die Frage ausreichende Antwort?

Seiner Ansicht nach: ja! Und beipflichten wird ihm Jeder, der eine geistreiche, hauptsächlich geistreiche Beleuchtung und Analyse der Dinge und Erscheinungen liebt. Aber es gibt Leute, die den Geistreichtum nicht über Alles schätzen, sobald nicht er allein oder vor Allem in Frage kommt, sondern eine tiefere, menschlichere Deutung gesucht werden soll.

Als Kennzeichen der verkappten Religionen gilt Bry ihre „Elephantiasis“; eine vortreffliche Bezeichnung der für die verkappte Religion charakteristischen Krankheit. Elephantiasis ist eine Krankheit der Haut, eine Hypertrophie, die Massigkeit mit sich bringt und die Bewegung hindert oder gar unmöglich macht. An Massigkeit und Bewegungsbehinderung, die auf Elephantiasis zurückzuführen sind, leiden die verkappten Religionen. Bei ihnen geht ein Hypertrophie grade der Organe

vor sich, deren Normalität allein die Bewegungsfreiheit gewährleistet. Die verkappten Religionen bilden einen Teil ihrer Geistigkeit zur Riesengröße aus, suchen durch diese zu imponieren, fordern für sie allgemeine Anerkennung, sehen jene krankhafte Ausbildung als das für Andre erstrebenswerte Ziel an und merken nicht, wie die sich dadurch zum Gegenstand des Mitleids, wonicht der unfreiwilligen Heiterkeit zu machen in Gefahr kommen.

Gegenstand des Mitleids und der Heiterkeit sind denn auch für Carl Christian Bry die verkappten Religionen, und der Wert seiner Angriffe auf sie wird erhöht eben durch den Umstand, daß er ein lachender Philosoph ist. Er sieht das Wesen der Religion in dem Bestreben nach Reinigung des eignen Selbst, das Wesen der verkappten Religion im Bestreben nach Reinigung Andrer. Daß die verkappt Religiösen damit aufhören, womit sie beginnen sollten, und mit dem beginnen, was sie überhaupt lassen sollten, wenn anders sie auf die Bezeichnung „religiös" Anspruch zu erheben berechtigt scheinen wollen: der Nachweis dieser Tatsache ist einer der glücklichsten Teile des Buches.

In der Verbreitung der vielen und vielfältigen verkappten Religionen sieht Bry das Charakteristikum unsrer Zeit. Und sie kommt ihm erbärmlich vor, dies Wort in dem Doppelsinne genommen, den schon Schiller verwandte, als er sein Xenion auf Klopstock schrieb. Bry scheint mir verkehrt zu empfinden, und den Grund für diese meine Vorstellung finde ich darin, daß Bry, aus Geistreichtum oder Journalismus, das Letzte, Entscheidende übersieht, dessen Erkenntnis allerdings ihn verhindert hätte, sein geistreiches Buch wenigsten so wie es vorliegt zu schreiben. Dieses Letzte, Entscheidende ist: Religion und Verkapptheit — zweieinig sind sie, nicht zu trennen. Religion ist schon Verkappung des Prinzips, auf dem sie oberflächlich betrachtet beruht, an dem aber Verrat zu begehen sie eben dadurch, daß sie Religion, das heißt: Formulierung wird, gezwungen ist — nämlich des Glaubens. Der flieht in die Katakomben, von denen Bry sehr richtig behauptet, daß sie sein wahrer Stolz sind. Er kümmert sich um sich selbst. Die Religion — verkappter Glaube — kümmert sich um die Andern: sie fabriziert Dogmen, fabriziert Neophyten, fabriziert Verketzerungen und fabriziert, sobald sie kann, Märtyrer. Man darf den von Bry stigmatisierten und belächelten verkappten Religionen unsrer Zeit, wie peinlich zu tragen sie auch sein mögen, nachsagen, daß sie verhältnismäßig unschuldig sind. Ich ziehe die Begeisterung für Esperanto, Faust-Exegese und Rhythmische Gymnastik den Dogmen der Konzile und der Reformationskongresse aller Art und aller Zeiten weit vor. Unsre verkappten Religionen, besonders der Pazifismus und die Psychoanalyse, haben noch nicht angestrebt, Menschen, die ihre „Ergebnisse" — Bry würde diese Anführungsstriche doppelt dick drucken lassen — nicht anerkennen, auf den Scheiterhaufen zu senden. Und selbst wenn in ihrer Macht stünde, es zu tun, würden sie auf Mord verzichten, eben das, wodurch die verkappten Religionen andrer Epochen zu

„wirken" nicht müde werden, und was ekelhaft bleibt trotz der den Opfern nachgeweinten Krokodilstränen, ja durch diese Krokodilstränen doppelt ekelhaft wird.

*

Carl Christian Bry ist vor kurzer Zeit im Alter von dreiunddreißig Jahren gestorben.

Urania und Planetarium von Robert Breuer

Die Urania ist ein Institut zur Verbreitung der Naturwissenschaften in allgemein verständlicher Form; im Besondern soll die angewandte Naturwissenschaft — die Mechanik, die Optik, die Elektrizität im Dienste der Industrie und der technischen Kultur — weiten Kreisen nahegebracht werden. Die Bildungsorganisationen der Arbeiterschaft werben für Besucher, die Schulen werden hingeführt, und auch sonst geschieht Vieles, um die Ausstellungen und Vorführungen der Urania zu fördern. Somit hat die Kritik Recht und Pflicht, Kontrolle zu üben. Das Ergebnis ist mehr als unbefriedigend: auf der Urania liegt fingerdick der Staub; ihre Methode ist subaltern und völlig veraltet. Sie ist nicht ein Bildungsinstitut, sondern ein Schlafmittel, sie frönt einer blamabeln Naiviät und einem widernatürlichen Ausmaß von Plattheit. Die Aufgaben, die solch eine Lehranstalt zu erfüllen hätte, werden nicht einmal geahnt.

In den letzten Wochen hat die Urania zwei Filme gezeigt: der eine brachte das Leben in New York, der andre hieß ‚Die Großstadt der Zukunft'. Die amerikanischen Bilder waren nicht uninteressant: man sah die City; man sah das Judenviertel; man sah die Dichtigkeit des Verkehrs und mancherlei Eigenarten der amerikanischen Lebensführung. Der Vortrag aber, der dazu gehalten wurde, hatte das Niveau eines schnoddrigen Konfektionsreisenden; das war kaum Unterhaltung, das waren dumme Geschmacklosigkeiten von der Art: früher tranken die Amerikaner unheimlich, heute saufen sie heimlich. Dergleichen ist eines wissenschaftlichen Instituts, erst recht eines Instituts für volkstümliche Wissenschaft und ganz gewiß der Stadt Berlin nicht würdig. Erforderlich wäre gewesen: eine Analyse des gigantischen Stadtgebildes, die Angabe von Ziffern und europäischen Vergleichswerten, eine städtebauliche, verkehrs- und gesundheitstechnische Betrachtung. Statt dessen: Feuilleton im Geist des Berliner Lokal-Anzeigers. Noch viel schlimmer war der Großstadtfilm. Er wollte zeigen, wie in naher Zukunft die Großstädte durch die Fernversorgung mit Elektrizität, auch durch drahtloses Hören und Sehen ihr Aussehen gänzlich verändern würden. Ein Zehntel des Films war denn auch diesem Thema gewidmet; man sah die schon jetzt bestehenden Fernversorgungswerke, die, direkt auf der Braunkohle stehend, Ströme von hunderttausend Volt erzeugen und in die Großstädte senden. Dieser Lehrstoff aber war eingewickelt in eine Novelle, die mehrere Akte des Films umfaßte und an der gemessen die ‚Gartenlaube' anspruchsvoll ist. Was soll solch Blödsinn? Im Programm heißt es: „Dieser Kulturfilm bringt im Rahmen einer Kleinstadtidylle die vorausgeahnte Schilderung

der Großstadt der Zukunft." Die Kleinstadt, die gezeigt wurde, war ein Prototyp der Verblödung und ist im Zeichen der ganz Deutschland versorgenden Überlandzentralen nicht vorstellbar. Heute hat beinah jeder Kuhstall elektrisches Licht; daß in einer noch so kleinen Stadt gegen die Einführung von Kraftlicht intriguiert wird, ist abnorm und schlechteste Operette. Was aber soll der wissenshungrige Berliner Arbeiter, was sollen Berliner Schüler und Schülerinnen mit solchem Quatsch, der obendrein mit kümmerlicher Liebesgeschichte und Posthornromantik versüßt wird? Die Verwaltung der Urania scheint dreißig Jahre geschlafen zu haben und den gegenwärtigen Bildungsstand des Berliner Durchschnitts gründlich zu verkennen. Dieser Typ hat nicht mehr notwendig, sich Naturwissenschaft und Technik, Geographie und Geschichte in der Zuckerhülle schlechter Romane vorsetzen zu lassen. Selbst Bölsche wird heute kaum noch in der Provinz gelesen. Was aber die Urania in Berlin sich erdreistet oder in Nachlässigkeit begeht, ist grotesk und muß unverzüglich beseitigt werden. Wenn Ähnliches für den Sport geschähe, würde größte Aufregung herrschen, und der Oberbürgermeister Böß beeilte sich, in Ohnmacht zu fallen. Indessen: es gibt neben Boxen und Wasserball mancherlei Andres, dessen die Volkspfleger sich annehmen sollten.

*

Es wird nun endlich mit dem Bau des Hauses für das Berliner Planetarium begonnen. In ein Planetarium zu gehen, ist ein gewaltiges Erlebnis, ist ein Eindringen in den Weltenraum und eine Vorbereitung für die neue Art des Sehens, die der Mensch des Fliegens notwendig entwickeln muß. Wie wird nun das Haus des Planetariums aussehen? Es soll im Zusammenhang mit dem Zoologischen Garten gebaut werden. Der ist durch die zoologische Architektur berühmt geworden. Man kann nicht frühzeitig genug davor warnen, daß nun auch eine astronomische Architektur uns beschert werde. Die Bauweise der zoologischen Gärten ist ein wildes Kapitel. In Stellingen hat Hagenbeck versucht, Tieren und Menschen mit Hilfe von Zement Afrika und Asien vorzutäuschen; es ist nie festgestellt worden, was die Löwen davon halten. In Berlin hat man Elefanten, Affen, Ichthyosauren, Plesiosauren, Archäopteryxe dazu benutzt, eine sozusagen homogene Architektur zu schaffen. Dazu: exotische Koloraturen. Das gleiche Rezept an das Planetarium gewandt, würde etwa rechts und links vom Haupteingang den großen und den kleinen Bären beordern; auf dem Dach könnte der Wassermann oder der Schütze sitzen, um den Sockel ließe sich die Milchstraße legen, und das Ganze könnte nach der Melodie kreiseln: Weißt Du, wieviel Sternlein stehen? Wir wollen warnen; Präventivkritik scheint sehr am Platze zu sein. Das Berliner Planetarium darf nicht eine Sentimentalität noch ein Panoptikum werden; es ist eine bedeutsame Aufgabe für die moderne Architektur, eine Musteraufgabe für die Anwendung der neuen Baustoffe: des Betons und des Glases, des Eisens und der Keramik. Wenn dieser Bau eine Symbolik leisten darf, so kann es nur die des Ebenmaßes sein, die der Rhythmik, die auch den Lauf der Gestirne bestimmt.

Ein Spiel von Tod und Liebe

Respekt, Ihr Herr'n, und aufgeschaut! Aber mehr als Respekt wird man für den Dichter Romain Rolland nicht leicht hegen, nicht für den Epiker noch für den Dramatiker. Was er „Spiel" nennt, ist gar keins, sondern eine gebildete, hochsinnige, zartfühlende, durch und durch edelmütige Redeübung aus der Zeit der großen französischen Revolution, die in dieser vornehm-gemessenen Darstellung fast wie die kleine deutsche anmutet. Daß die Jakobiner mit Sensen und Dreschflegeln Haussuchung halten, verursacht zwar Lärm, ist ja doch aber höchstens schlechter Kriegsersatz für Blut, den ganz besondern Saft, der den pazifistischen Bekenner, den Musikschriftsteller, den Menschheitsfreund Rolland, niemals den Künstler durchrinnt. Der gleicht seinem eignen alten Courvoisier, dem Gelehrten, der über den Dingen, Parteien und Leidenschaften steht, den Gewissen tapfer, nicht feige macht: der nicht für Dantons Hinrichtung stimmen kann; der nicht, sich selber zu retten, zu Robespierre übergehen kann; der nicht ohne entschlossene Entsagung die Liebe seiner jungen Frau zu dem jungen Girondisten Vallée mitansehen kann. Aber Rolland, der als Theatraliker wie ein prosaischer Racine von geringerm Talent wirkt, hat nicht umsonst für die Gesinnung seiner Figuren Corneille zum Muster genommen: die junge Frau läßt sich an Abgeklärtheit und Vernunft nicht lumpen und schreitet pflichtbewußt und nobel Arm in Arm mit ihrem angetrauten Gatten aus einer lauen Liebe in den kalten Tod.

Die Haupttugend dieser Bühnenbegebenheit: daß der Wortreichtum in Einem Guß auf uns niederfällt; daß der Schlichtheit der Hirne und Herzen die Schlichtheit der artistischen Form entspricht; daß nicht umständlich in Akte geteilt ist, was durch szenische Verwicklungen aufgedunsen, nicht kraftvoller werden würde. Aber das Publikum des Kleinen Theaters war sicherlich weniger von der Geschlossenheit der Abendunterhaltung entzückt als von ihrer Familienblattromanhaftigkeit. Der Regisseur Gustav Hartung dürfte in seiner Sünden Maienblüte auch kaum gefürchtet haben, ohne Sommer so schnell einen fahlen Herbst zu erleben. Am Anfang bemüht Rolland sich um die Stimmung wiedererwachender Daseinslust und wird von Hartung nicht sonderlich unterstützt: weder verschärft der das Tempo, noch erhitzt er die Luft. Was nachher kommt, ist Sache der Schauspieler. Als Vallée wirtschaftet Erwin Faber mit Flüchtlingsmaske und Atemlosigkeit recht nach der Kunst, die nur leider kein einziges Mal erreicht, daß mir um ihn angst wird. Gerda Müller hat bisher immer Frauen gespielt, die bereitwilliger mit der Jugend lebten und liebten als mit dem Alter starben. Also erwartet man bis zuvorletzt, daß sie sich für Erwin Faber entscheide. Aber zuletzt findet man sich damit ab, wie anständig sie sich damit abfindet, bei Albert Steinrück zu bleiben. Dessen starrer Republikaner vereinigt Körper-, Mienen- und Lippensprache zu einer Meisterschöpfung, durch die der Abend Inhalt empfängt.

Le „lied" von Peter Panter

Während auf den großen und kleinen Pariser Bühnen die Frau dem Liebhaber, der einst ihr Mann war, heute aber ihr betrogener Mann-Ersatz ist, die Erklärung gibt: „Ich habe dich nicht deshalb verlassen, weil ich dich nicht mehr liebte, sondern obgleich ich dich nicht mehr liebte, da du ihn mehr leiden läßt, als ich durch seine Liebe, trotz deiner, je gelitten habe"; während der Ehemann in der Wohnung seiner kleinen Freundin den Ring seiner Frau vergißt, die ihrerseits weiß, wer da im Kleiderschrank stak, als die Zofe noch keine Briefe der Jugendfreundin des Ehepaares gefunden hatte; während die nackten Revue-Frauen, mit einem durchbrochenen Schönheitspflästerchen bekleidet, herauskommen, das Publikum sicher, aber stetig in die Arme des Theaterportiers treibend —: währenddessen tritt in einer kleinen boîte Betove auf.

Betove ist kein Druckfehler, sondern ein Klavierhumorist. Er hat eine Brille, einen schadhaften Fuß und lange Haare. Er spielt eine ganze Oper vor, mit Chor, Liebesduett und Rache-Rezitativ, genau so schön von vorvorgestern wie die meisten Aufführungen in der Opéra-Comique — neulich sah ich daselbst einen ältern, etwas asthmatischen Herrn als Figaro umherrollen, und jedesmal, wenn die Damens die Noten der Arien Wolfgang Amadeus Mozarts gesungen hatten, raste das Haus, und das Ganze erinnerte an den Humor, der unter Hartmann in Charlottenburg entwickelt wurde und wohl in Görlitz noch entwickelt wird. Becher her, stoßt an! Ich auf. Und dieselben Leute, die in der Opéra-Comique solchem Gewerke applaudieren, gleich hinter den Boulevards, da, wo der kleine Platz Boieldieu abends so aussieht, als müßten gleich alle Passanten im Takt zu singen anfangen, und als käme hinter einer Ecke ein Page mit einem rosa Billet herausgelaufen, kommt aber keiner — dieselben Leute freuten sich sehr über Herrn Betove, weil seine harmlose Parodie lustig anzuhören war. Er parodierte, was hier für die Musik-Abonnenten im Schwange ist: ‚Die Regimentstochter'.

„Manche Völker sind musikalisch — dem Franzosen ist die Musik nicht unangenehm", hat Jean Cocteau einmal gesagt. O, sie sind sehr gebildet, hier! Vor einiger Zeit haben sie sogar einen Abend gegeben: „Le lied à travers les âges" — die geschichtliche Entwicklung des deutschen „Liedes", mit gesungenen Beispielen.

Betove fährt also fort; jetzt singt er etwas Spanisches, er kann kein Wort dieser Sprache, so viel ist einmal sicher, aber er gurgelt und lispelt ein Spanisch, wie er es auffaßt, er hats gehört, wenn die spanischen Paare auf dem Varieté in die kontraktliche Leidenschaft kommen. Sogar die Pause ist da, in der nur die Schritte der Tanzenden rhythmisch auf den Planken schleifen, tschuck-tschuck-tschuck — da setzt die Musik wieder ein. Das ist gewiß nicht neu; wir haben das hundertmal gehört, wie Einer englische songs kopiert, französisch näselt. Pallenberg kann das meisterlich und Curt Bois auch... Aber Betove kündigt nun noch mehr Nationallieder

an, nennt einen Namen, den ich nicht genau verstehen kann. Fritz...? — und beginnt ein Vorspiel. Still —

Das Präludium ist edel-getragen, und der kleine Mann am Klavier macht ein trauriges Gesicht, bekümmert den Kopf schüttelnd blickt er offenbar in das goldige Grün des Waldes, was mag sein blaues Auge sehn? Und nun beginnt er zu singen, und mir läuft ein Schauer nach dem andern den Rücken herunter.

Das ist kein Deutsch. Der Mann kann wahrscheinlich überhaupt nicht Deutsch, aber es ist doch welches. Es ist das Deutsch, wie es ein Franzose hört — Deutsch von außen. Da klingt: le „lied".

Ein deutscher Mann schreitet durch den deutschen Wald, die Linden duften, und die deutsche Quelle strömt treuherzig in einem tiefen Grunde.

Im grünen Wallet
zur Sommerszeit —

Ich verstehe kein Wort, es hat keinen Sinn, was der da singt, aber es kann überhaupt nichts andres heißen. Die Musik ist durchaus von Loewe — es ist so viel dunkles Bier, Männerkraft, Rittertum und Tilsiter Käse in diesem Gesang. Soweit ich vor Grauen und Lachen aufnehmen kann, hört es sich ungefähr folgendermaßen an:

A-ha-haa-schauppptt
da-ha-gerrechchzzz!

— an die weichen Stellen der Melodie setzt der Kerl jedesmal einen harten Konsonanten und erweckt so den angenehmen Eindruck Eines, der lyrisch Lumpen speit. Aber nun wird die Sache bewegter.

Der Eichwald rauschet, der Himmall bezieht sich, im Baß ringt dumpf die Verdauung, der deutsche Mann schreitet nunmehr hügelan, Tauperlen glitzern auf seiner Stirn, die kleinen Veilchen schwitzen, der Feind dräut heimtückisch im Hinterhalt, jetzt schreit der Waldes-Deutsche wie beim Zahnbrecher, vor mir sehe ich Herrn Amtsrichter Janke, der am Klavier lahnt und mit seinem weichen, gepflegten Bariton unterm Kalbsbraten hervor brüllt, und in den Schoß die Schönen — jetzt Welscher, nimm dich in acht! und ich höre so etwas wie

schrrrrrachchchchttttt!

da bricht die Seele ganz aus ihm herausser, das Pianoforte gibt her, was es drin hat, und es hat was drin, die Melodie wogt, der kleine Mann auch — und jetzt, jetzt steht er oben auf dem steilen Hügel, weit schaut er ins Land hinein, Burgen ragen stolz bzw. kühn, laßt es aus den Kehlen wallen, ob Fels & Eiche splittern, die Lanzen schmettern hoch in der Luft, das Banner jauchzet im kühlen Wein, frei fließet der Bursch in den deutschen Rhein, jetzt hat Betove alle zweiundzwanzig Konsonanten mit einem Male im Hals, er würgt, er würgt — da kommt es hervorgebrochen, der Kloß ist heraus! das Klavier ächzt in allen Fugen, der Kaiser ruft zur deutschen Grenz', die Deutschen wedeln mit den — da steht er hehr, ein Bein voran, wenn kein Feind da ist, borg ich mir einen, den blitzenden Flamberg hoch

in Händen, mein Weib an der Brust, den geschliffenen Helm im Nacken, der Neckar braust, der Adler loht, im deutschen Hintern sitzt das Schrot, es knallt das Roß, ein donnernd Halt, o deutscher Baum im Niederwald, mit eigenhändiger Unterschrift des Reichspräsidenten —!

Die Franzosen klatschen, wie ich sie noch nie habe klatschen hören. Neben mir kämpft Morus mit einem Erstickungsanfall. Wird gerettet.

Zum ersten Mal, seit zwei Jahren, fühle ich: Fremde. Ich denke: wenn sie wüßten, daß du, einer der Verspotteten, unter ihnen sitzt... Würden sie dich zerreißen? Unfug. Gewiß, manchmal habe ich nicht gefühlt wie sie, habe nicht mitgelacht, nicht mitgeweint... aber heute ist da, zum ersten Mal, das Andre, das fremde Blut, auf ein Mal sind sie drüben und ich hüben.

Das war unsre deutsche Sprache? Die, in der immerhin „Füllest wieder Busch und Tal" gedichtet ist? Das ist Deutsch —? So hört es sich für einen Fremden an? Es muß doch wohl. Und ich brauche nicht mehr auszuziehen, das Fürchten zu lernen. Ich habe mich gefürchtet.

Es war, wie wenn man sich selbst im Film sieht. Viel schlimmer: wie wenn sich das Spiegelbild aus dem Rahmen löste, sich an den Tisch setzte und grinsend sagte: „Na — gefall ich dir?" Da stehe ich auf, weiche einen Schritt zurück und sehe mich, den da entsetzt an... So — so sehe ich aus? Wir können uns, spricht der Weise, auch im Spiegel nicht richtig erkennen, weil es uns an der Portion bösartiger Ironie gebricht, mit der wir Andre anzuschauen belieben. Das bin ich —?

Den ganzen Abend und noch am nächsten Tage getraue ich mich nicht, deutsch zu sprechen. Vor mir selber traue ich mich nicht. Ich höre überhaupt keine Vokale mehr, immerfort Konsonanten. Die Sprache ist wieder in ihren Spiegelrahmen zurückgekehrt, fremd sehen wir uns an, ich mißtrauisch, sie könnte vielleicht jeden Augenblick wieder auskneifen, mir gegenübertreten... Wir kennen uns nun schon so lange. Zum ersten Mal hab ich sie nackt gesehn.

Der Dreizehnte Stuhl von Alfred Polgar

Der dreizehnte Stuhl ist ein verhängnisvolles Möbel, denn Der, der drauf sitzt, wird ermordet, mitten in einer spiritistischen Séance, zu der sich ein Berufs-Medium und zwölf sorgfältig gekleidete, von Karlheinz Martin zu natürlichem Betragen angehaltene Herren und Damen der bessern amerikanischen Gesellschaft in einem vornehmen, auf der Bühne des Wiener Raimund-Theaters etablierten Salon versammelt haben. Kein Mensch weiß, wer der Mörder ist, und auch der Polizei-Inspektor, der, gewöhnt, Fäkalien der menschlichen Gesellschaft zu untersuchen, seine Nase tief in den dreizehnten Stuhl steckt, erwittert es nicht. Schließlich kommt die Wahrheit doch heraus. Wie? Ich kann das mit Rücksicht auf die Spannung, in der die Direktion des Raimund-Theaters die Kassenrapporte des dreizehnten Stuhls erwartet, nicht sagen. Nur

so viel: die Sonne bringt es an den Tag, respektive der Sonnenstrahl, welcher Sonnenstrahl aber hier nicht als Name — etwa eines Graphologen oder sonst eines gescheiten Galizianers — zu verstehen ist. Das Vexierspiel hält bis zum Schluß die Zuhörer in jenem Atem, der ihm nicht ausgeht. Es ist logisch wie technisch fest genietet und hat alle Reize einer gut ausgedachten, gut erzählten Kriminalgeschichte. Um den Ratern nach dem Mörder die Mühe doch ein wenig zu erleichtern, will ich nur so viel sagen: Selbstmord ist es nicht. Dem armen Herrn Schott, der nach kurzem, ziemlich erregtem Bühnenwandel schon in der Mitte des ersten Aktes hin muß, sitzt die tödliche Wunde ja im Rücken. Der Polizei-Inspektor kommt als Täter auch nicht in Frage, ebensowenig der Feuerwehrmann in der Kulisse. Der Kaiser Josef, auf den man ja immer zuerst rät, wenn man einen Namen nie erfahren soll, kann es ebenfalls nicht sein, und für den Lektor des Theaters, Franz Th. Csokor, der als Dichter für wilde dramatische Affekte viel übrig hat, verbürge ich mich persönlich. Von vorneweg scheiden ferner aus Fräulein Brionne, deren herzige Beine die Zumutung, sie könnten in so was getreten sein, einfach lächerlich erscheinen lassen, und Frau Förster, die, das muß der Dümmste merken, viel zu viel Dame ist für einen Meuchelmord mit Messer. Alle Andern aber könntens sein, es ist die Kunst des Autors, daß er Jeden suspekt macht, und reine Gustosache, auf wen man wettet. Frau Niese spielt das Medium, das den Schwindel kennt und übt, aber infolge seines langen Verkehrs mit Geistern, die es nicht gibt, doch denen, die es gibt, sich näher fühlt. Sie gestaltet die Figur rund und lebensvoll, ist dort, wo sie mit freundlicher, man möchte sagen: kreuzbraver Ironie den Spott der Zweifelnden ablehnt, fast noch besser als dann später, wenn sie Gemüt in die Kehle läßt, Lachen und Weinen wie Kaffee und Milch zusammenschüttet und den Ton mit Herzblut trübt. Und jetzt sei doch der Schuldige genannt: es ist Herr Bayard Veiller, ein Amerikaner, der noch ganz andre Stückl gemacht haben soll.

Wird China bolschewistisch? von Otto Corbach

Wenn europäische oder amerikanische Nachrichtenagenturen Alles, was in China gegen den Einfluß der fremden Mächte unternommen wird, als Ergebnis bolschewistischer Propaganda hinzustellen suchen, so handelt es sich dabei um eine planmäßige Verleumdung der chinesischen Unabhängigkeitsbewegung überhaupt. Deren Hauptvorkämpfer wollten und wollen keine Bolschewisten sein. Das hat sie freilich nicht davor bewahrt, daß weite Kreise ihrer eignen Landsleute unter dem suggestiven Einfluß fremder, namentlich britischer Preßpropaganda sie dafür nahmen und nehmen. Sunjatsen hat sich immer wieder leidenschaftlich gegen einen solchen „Vorwurf" zu verteidigen gesucht und als seine Überzeugung ausgesprochen, daß China kein Boden für russischen Kommunismus oder Bolschewismus sei. Fengjuhsiang, der „christliche General",

der heute als der Hauptförderer sowjetrussischen Einflusses in China gilt, beruft sich darauf in einer Rede, die er vor einiger Zeit im Kreise seiner Offiziere und Beamten gehalten hat, um ebenso entschieden wie einst Sun für ein modernes China einzutreten, das „nach chinesischen Grundsätzen, Vorschriften und Traditionen" regiert würde. Er zitiert nicht Marx und Lenin, sondern Kungfutse und Mengtse, deren reine Lehre er wiederherstellen will, deren Geist auch das entstehende moderne Wirtschaftsleben in China beseelen soll. Seine Auffassung von einer modernen Republik gründet sich auf Mengtses Ausspruch: „Das Volk ist das Kostbarste". „In einer wahren Republik", erklärt er, „ist das Volk der Herr und wir, die Regierenden sind die Diener". Im Namen der alten Weisen seines Landes wettert er dann gegen „die Art von Republik, die China (von den Fremden) übernommen hat". Die gegenwärtige Situation sei die, „daß der ‚Herr', der Mann aus dem Volke, nichts zu tragen und zu essen hat. Was er ißt, sind die Rinden und Wurzeln des Baumes. Die ‚Diener' aber sind gekleidet in Satin und Seide und gefüttert mit Delikatessen, mit denen sie jeden Tag ihren Magen überfüllen". Denen, die ihn für einen „Roten" erklären, antwortet Feng: „Wenn ich überhaupt zu irgendeiner Partei gehöre, so ist es die, die die Liebe zum Vaterland über das Parteiinteresse stellt. Wenn ich Anhänger irgend Jemandes bin, so Dessen, dem die Rettung Chinas am Herzen liegt. Wenn ich irgend Jemandes Gegner bin, so Dessen, der sein Land an fremde Mächte verrät." Man bediene sich aber im heutigen China wirksamerer Mittel als Kugeln, um einen politischen Gegner zu vernichten: Worte machten Denjenigen, dem man übel wolle, im öffentlichen Leben unmöglich. Als solche hätten nacheinander „Revolutionär", „Monarchist" und „Bolschewist" gedient. Auch Kuosungling, der besiegte und hingerichtete „Rebell" im Lager des ausgesprochensten „Weißgardisten" unter den chinesischen Generälen: Tschangtsolins, wollte um keinen Preis für einen Bolschewiken genommen sein. Er ließ der japanischen Regierung erklären, daß er im Gegenteil außer Tschangtsolin auch den Bolschewismus aus der Mandschurei „hinausfegen" wolle.

Wenn trotzalledem Sowjet-Rußland Kuosungling unterstützte und noch immer Fengjuhsiang unterstützt, so geschieht es, weil die sowjetrussischen Machthaber bei einer Förderung der chinesischen Unabhängigkeitsbewegung auf ihre Rechnung zu kommen glauben, obgleich ihre maßgebenden Führer sich nur durch den gemeinsamen Gegensatz zu den „imperialistischen" fremden Mächten verbunden fühlen und im übrigen „bürgerliche" politische Ziele haben. Daß es sich in der Tat bei den bisherigen innenpolitischen Vorgängen in China in erster Linie um eine nationale bürgerliche, nicht eine soziale proletarische Revolution handeln konnte, lehren die wirtschaftlichen Machtverhältnisse, die darin ihren politischen Ausdruck suchen. Die „ungleichen Verträge", gegen die sich das moderne China auflehnt, entsprechen den tatsächlichen Verhältnissen nicht mehr, und aus ihrer Zwangsjacke sucht Chinas eigner jugendfrischer Kapitalismus ungestüm herauszukommen. Wenn

China in den letzten fünf Jahren für 1 400 000 000 Haikwan Taels — 1 Tael gleich etwa 3,20 Mark — mehr Waren ein- als ausgeführt hat, so beweist das, wie verhängnisvoll sich die „ungleichen Verträge" für das chinesische Wirtschaftsleben ausgewirkt hatten; wenn aber trotzdem und trotz der Tribute, die in Gestalt der Verzinsung auswärtiger Schulden und fremder Kapitalsanlagen im eignen Lande, für Schiffahrts- und Versicherungsspesen und andre fremde Dienste der Außenhandel Chinas im selben Zeitraum für 212 Millionen Taels mehr Gold und Silber dem Ausland entzog als dorthin abstieß, so spricht sich darin aus, daß jene ungünstige Handelsbilanz durch die in die Heimat gesandten oder gebrachten Lohn- und Gewinnüberschüsse aus den Ergebnissen chinesischer Arbeit und chinesischen Unternehmungsgeistes in fremden Ländern überkompensiert wurde. Die Folge ist, daß in der Sphäre des Austauschs von Waren und Diensten mit dem Ausland das einheimische Element in China gegenüber dem fremden heute schon begünstigt ist. Das Tempo der Akkumulation chinesischen Kapitals wird aber ferner noch dadurch beschleunigt, daß sich das einheimische Unternehmertum in ganz anderm Maß als das fremde durch rücksichtslose Wuchergeschäfte die Substanzwerte des unter den Einflüssen modernen Wirtschaftslebens verfallenden ursprünglichen uralten Wirtschaftsorganismus Chinas einverleiben kann. Die Konkurrenz moderner Massenartikel ruiniert bis tief ins Innere massenhaft das herkömmliche Handwerk, wodurch zugleich dem Ackerbau eine notwendige Stütze entzogen wird; Mohn, Tabak, Baumwolle und andre Handelspflanzen dehnen ihre Anbauflächen auf Kosten des Reislandes aus, und immer mehr bäuerliche Existenzen gehen unter den Wirkungen eines modernen Kommerzialismus wie unter sengendem Wüstenwind zugrunde. Das so entstehende Landproletariat liefert einem modernen Industrialismus billige Lohnsklaven zu weiterer Kapitalakkumulation und einem modernen Militarismus Rekruten zur Schaffung von Machtapparaten für die Entwicklung einer modernen Steuer-, Finanz- und Staatsordnung.

Es sind vor Allem Chinas eigne Kapitalisten, deren Erstarkung die fremden „imperialistischen" Mächte fürchten und verhindern möchten; nur darum wird die chinesische Unabhängigkeitsbewegung schlechtweg als „bolschewistisch" gebrandmarkt. Es gilt, in der ganzen „christlichen", nicht bolschewisierten Welt die nötige Kreuzzugsstimmung für eine gewaltsame Einmischung in Chinas innere Angelegenheiten zu erzeugen, und der ‚New York Herald' tritt schon offen dafür ein.

Und trotz alledem ist doch wiederum gar nicht einmal so sehr irreführend, die nationale bürgerliche Revolution in China zu einer „bolschewistischen" zu stempeln. Eine wirkliche bolschewistische Revolution könnte ihr sehr leicht schneller oder langsamer folgen. Viele der festesten Bollwerke, die in Europa dem Kapitalismus noch aus vorkapitalistischer Zeit zur Verfügung stehen, fehlen an und für sich in China. Es gibt hier keine Großgrundbesitzerklasse mit alten Traditionen, keinen Adel, keine religiöse Orthodoxie, also keine Priesterkaste. Die

monarchistische Staatsform als die einzige, in der der fortschrittsfeindliche Traditionalismus einer Bauernschaft zu politischer Geltung gelangen kann, ist von einer Republik abgelöst, in der militärische Machthaber auch das alte stockkonservative Mandarinentum schachmatt setzen. Unter solchen Verhältnissen breitet sich nun modernes kapitalistisches Wesen in seinen letzten reifsten Formen aus, um sich einem rasch anschwellenden Industrieproletariat gegenüberzusehen, dem keine Muße gegeben ist, die Entwicklungsgeschichte der Arbeiterschaften älterer Industriestaaten zu wiederholen, das vielmehr, kaum aus „mittelalterlichen" patriarchalischen Vorstellungen erwacht, unmittelbar die der Reife des eingeführten Kapitalismus entsprechende modernste revolutionäre Klassenkampftaktik anwenden lernen muß. Das aber ist die bolschewistische.

Aus alledem ergeben sich für die bolschewistische Propaganda im modernen China die denkbar günstigsten objektiven Bedingungen. Sie hat dem chinesischen Industrieproletariat und den Massen der chinesischen Bauernschaft, die sich aus uralten gemütlichen Sicherheitsverhältnissen durch fremdartige moderne Wirtschaftsgewalten aufgescheucht sehen, eine für die Verhältnisse im Fernen Osten konkurrenzlose Ideologie zu bieten, die der modernen Technik angepaßt ist. Der chinesische Kapitalismus kann sich, soweit er sich um seiner Selbstbehauptung willen gegen den fremden kapitalistischen Imperialismus wenden muß, gegenüber den revolutionären Kräften des einheimischen Proletariats nur auf brutale Gewalt stützen, weil schon die geistigen Mächte des alten China zu aufklärend gewirkt haben, als daß europäische oder amerikanische Domestizierungsmethoden auf chinesische Proletarier wirksam angewandt werden könnten. Nicht umsonst haben die Sendboten des Bolschewismus in China, wie in ganz Asien, binnen weniger Jahre eine viel größere Wirkung erzielt als die christlichen Missionen in Jahrhunderten. Es spricht Bände, daß der „christliche General" Fengjuhsiang, ein Zögling amerikanischer Missionen, so wenig er ein Bolschewik sein will, doch bei der Verfolgung seiner praktischen Politik mit dem Winde der bolschewistischen Propaganda segeln muß. Und welche Ironie liegt darin, daß der Sowjet-Botschafter Karakhan ausgerechnet an dem Tsin Hua College in Peking, das seine Entstehung dem Verzicht der nordamerikanischen Union auf ihren Anteil an der Boxerentschädigung verdankt, Vorlesungen über das Thema: ‚Die Sowjet-Union und die orientalischen Völker' halten darf! Nicht minder bezeichnend für die Wirksamkeit bolschewistischer Propaganda ist, daß nach japanischen Berichten schon mehr als doppelt so viel chinesische Studenten nach Rußland gehen wie nach England. Noch bedeutet der Bolschewismus keine unmittelbare „Gefahr" für China. Aber der europäisch-amerikanische kapitalistische Imperialismus hat von seinem Standpunkt aus ganz recht, daß er die gegenwärtige nationale Revolution in China abzuwürgen sucht, als handle sichs schon um eine bolschewistische. Sie ist in der Tat nur die Vorfrucht einer solchen, wenn man sie ausreifen läßt.

Bemerkungen

Waffe gegen den Krieg

Ich trete heute an meine Leser mit einer Bitte heran.

Wir sind uns Alle darüber einig, daß die pazifistische Arbeit der letzten Jahre nicht kräftig genug gewesen ist, und die Gründe hierfür sind oft genug dargelegt worden. Jetzt haben wir einmal Gelegenheit, etwas Wirksames für die Ausbreitung unsrer Ideen zu tun — und wir sollten es tun.

Im Verlag der Freien Jugend (Berlin C 2, Parochial-Straße 29) ist ein Bilderalbum erschienen: ‚Krieg dem Kriege!' Die Unterschriften der Bilder sind deutsch, englisch, französisch und holländisch. Ernst Friedrich hat es zusammengestellt.

Durch einen Zufall bin ich darüber unterrichtet, mit welcher Selbstaufopferung, mit welchen Schwierigkeiten, mit welcher Mühe dieser Band mitten in der Inflationszeit zustandegekommen ist. Friedrich hat eine übermenschliche Arbeit getan, und er hat sie gut getan. Es dreht sich jetzt nicht darum, das Buch geschwollen zu zensieren und ihm irgendwelche kleinen Mängel vorzuhalten — dazu haben wir an solchem Propagandastoff viel zu wenig, eigentlich gar nichts. Wir müssen etwas Andres tun.

Das Buch, das fast zweihundert der entsetzlichsten und grausigsten Dokumente widergibt, sollten wir bestellen und verbreiten. Und zwar sollten wir es nicht nur unsern Freunden zeigen, Denen, die schon Pazifisten sind, also nicht den alten Fehler wiederholen, der so oft gemacht wird: Missionare nach Rom zu schicken — sondern wir sollten es den Gegnern zeigen. In Versammlungen, in Schulen, in Vereinen, an Stammtischen — dieses Grauen kennt ja keiner von Denen.

Und man sollte das Buch auch Frauen zeigen, grade Frauen zeigen. Möglich, daß eine in Ohnmacht fällt. Aber es ist besser, sie fällt beim Anblick eines Buches in Ohnmacht als nach Empfang eines Telegramms aus dem Felde...

Friedrichs lächerlichste Gegner standen, wie er selber erzählen kann, nicht auf der militaristischen Seite. Die Schwierigkeiten, die jedem radikalen Friedenssoldaten von den eignen Gesinnungsgenossen gemacht werden, von jenen, die aus den „Bedenken" nicht herauskommen, sie sind uns Allen bekannt. Weil er sie überwunden, soll man sich einer Waffe bedienen, die er uns geliefert hat.

Die Photographien der Schlachtfelder, dieser Abdeckereien des Krieges, die Photographien der Kriegsverstümmelten gehören zu den fürchterlichsten Dokumenten, die mir jemals unter die Augen gekommen sind. Es gibt kein kriminalistisches Werk, keine Publikation, die etwas Ähnliches an Grausamkeit, an letzter Wahrhaftigkeit, an Belehrung böte.

Das böse Gewissen, mit dem die Offiziere und Nationalisten aller Art verhindern und natürlich verhindern müssen, daß das wahre Gesicht des Krieges bekannt werde, zeigt, was sie von solchen Veröffentlichungen zu befürchten haben. Geschriebene Bücher schaffen es nicht. Kein Wortkünstler, und sei es der größte, kann der Waffe des Bildes gleichkommen.

Und weil im Reichsarchiv, das völlig in den Händen von Kriegspropagandisten ist, niemals eine derartige Publikation gegen den Krieg anzutreffen sein wird, weil dort Anreißerei für den Krieg in der schlimmsten Form eingestandenermaßen betrieben wird —: deshalb soll man sich einer Gegenwaffe bedienen, die die Bemühungen jenes von der Allgemeinheit bezahlten und überflüssigen Instituts lahm legt. Hier ist die Waffe. Wer das sieht und nicht schaudert, der

ist kein Mensch. Der ist ein Patriot.

Denen, die mir so oft bejahend zugehört haben, lege ich nahe:

Das Buch in einem oder mehreren Exemplaren zu kaufen und für seine Verbreitung zu sorgen.

Ignaz Wrobel

König und Kirche in Bayern

Ein Blick in die streng verschlossenen Grabkammern bayrischer Regierungskunst.

Unmittelbar nach der Mussolini-Rede des Ministerpräsidenten Held hielt der Erzbischof von München: Kardinal Faulhaber eine Predigt, worin er die Angriffe gegen Mussolinis Italien streng verurteilte. Die Kirche, gewohnt vom Turm der Weltgeschichte herab Politik zu treiben, erteilte da der Bayrischen Volkspartei eine offene Rüge und Warnung, obwohl doch Herr Held als langjähriger Leiter des ‚Regensburger Anzeigers' einer der besten Kenner der kochenden Volksseele Bayerns ist. Denn als im letzten November die Wittelsbacher Mannen kalendergetreu wieder nachfragten, was denn nun endlich mit der immer noch offenen Stelle sei, da klang der Republik und dem Reiche ergeben fest und tapfer seine Zurückweisung der Monarchisten nach Norden.

Die Bayrische Volkspartei, alleinige Regentin des unglücklichen Landes, empfängt die großen Direktiven ihrer Politik — wenn es überhaupt gestattet ist, so zu sagen — ausschließlich von der Kirche, das heißt: von dem Kardinal unter sanft-energischer Hirtenaufsicht des päpstlichen Nuntius. Daran nimmt in Bayern Niemand Anstoß, denn es ist immer so gewesen. Nun trat aber als erregendes Moment zwischen die Kirche und ihren ausführenden Arm die Bayerntreu, das holde tückische Naturkind falscher Gelegenheit. Die agrarisch-konservative Gruppe der Bayrischen Volkspartei ist in dem industriearmen Bayern viel stärker als der kleine linke Flügel und den Völkischen viel näher als der Zentrumspartei im Reiche. Darum will sie ihren König wiederhaben, und sie verdient ihn auch. Sie grämt sich sehr um Rupprecht, der aus dem wilden Heerführer der milde Volkskönig geworden ist. Aber sie darf noch nicht. Der Katholischen Kirche ist nämlich zur Zeit am Königtum in Bayern gar nichts gelegen und noch weniger an Rupprecht. Die Kurie will in Ruhe das für sie allein und außerordentlich günstige Konkordat befestigen und sich auswirken lassen, das ihr eine Macht über das Land gibt, wie sie sie seit Ludwig I. und seinem Minister Abel nicht mehr besessen hat. Bayerns klerikal-reaktionärer Kultusminister besorgt für sie die kleinen Aufräumungsarbeiten viel besser ohne einen Monarchen, noch dazu wenn er Rupprecht heißen soll. Man hat nicht vergessen, daß er am Wittelsbacher Hofe der einzige religionsfeindliche Prinz war, der gegen die Kirche sogar aggressiv vorging, seine Religionslosigkeit offen zur Schau trug und enge Verbindung hielt mit den verhaßten Freimaurern. Die Abneigung gegen den Prinzen, der auch durch sein Privatleben anstieß, war mit ein Grund, die Königsproklamation Ludwigs III. so lange wie möglich hinauszuschieben, damit Rupprecht nicht zu den Revenuen eines Königssohnes und Kronprinzen gelangen könne. Obwohl Rupprecht, gleich seinem Landsmann Geßler, infolge der Ungunst der Zeiten seine Frömmigkeit zu entdecken sucht, weigert sich die Kirche noch immer, ihn auf den Thron zu setzen. Da muß er das Knie schon noch etwas tiefer beugen. Vorerst ist nichts zu machen.

Diese Weigerung der Kirche ist der Hauptgrund, warum Held einen Monarchistenputsch im November zurückwies, zurückweisen mußte, blutenden Herzens. Einmal aber wird er doch annehmen dürfen — und dann, darüber soll man sich im Reiche klar sein, ist kaum Jemand da, der dies ver-

hindern könnte oder wollte, auch nicht die bayrischen Mehrheitssozialisten, von deren Art man im Reich keine Ahnung hat, und deren Sehnsucht im Allgemeinen dahin geht, von Sozialisten zu Kleinbürgern zu avancieren. Erhard Auer, der Sozialist, der den Sozialistenmörder Arco „mit einem Strauß prächtiger Rosen" zur Genesung beglückwünschte, ist ihr Führer.

Leo v. Terwitz

Rezept für Landesverräter

WTB.: „Am 2. Februar hatte sich vor dem Vierten Strafsenat des Reichsgerichts der Aushilfsarbeiter Georg Johann Mayerhof aus München wegen Landesverrats zu verantworten. Mayerhof war kurz vor Beginn des Krieges, um sich einer Strafe zu entziehen, nach Frankreich geflohen. Nach Kriegsausbruch wollte er mit zwei Kameraden nach Deutschland zurückkehren. Sie durchschwammen die Maas, wurden aber dabei von französischen Posten überrascht. Mayerhof wurde festgenommen, während die beiden Kameraden erschossen wurden. In einem Internierungslager untergebracht, ließ sich Mayerhof für die Fremdenlegion in Algier und Marokko anwerben. 1919 kehrte er nach München zurück. Hier trat er der KPD bei und betätigte sich politisch. Wegen einer andern Sache wurde die Staatsanwaltschaft auf ihn aufmerksam und verhaftete ihn wegen Landesverrats. Das Urteil lautete auf fünf Jahre Festungshaft."

Dem Mann kann nicht geholfen werden. Er hat die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Ihm und Allen, die sich noch einmal vor dem Reichsgericht in Leipzig wegen Landesverrats zu verantworten haben werden, diene folgendes Beispiel, wie Landesverrat den reichen Segen Gottes und der Republik nach sich zieht, zur Belehrung:

Herzog Carl Michael von Mecklenburg-Strelitz lebte bis 1914 in Deutschland, mit der begründeten Hoffnung, beim Tode des Großherzogs Adolf Friedrich VI. als dessen rechtmäßiger Nachfolger die Regierung von Mecklenburg-Strelitz übernehmen zu können. Am 3. August 1914, zwei Tage nach Kriegsausbruch, verließ er jedoch Deutschland und trat in die Zaren-Armee ein, in der er als Artillerie-General den Krieg gegen Deutschland mitmachte. Ob er, als Rußland und Deutschland Frieden geschlossen hatten, zurückkehrte, ist nicht bekannt. Er hätte es indessen ruhig tun können. Denn als nach dem Selbstmord des Großherzogs Adolf Friedrich VI. im Februar 1918 Mecklenburg-Strelitz einen Thronfolger suchte, gaben drei Staatsrechtslehrer ersten Ranges auf Befragung durch die Regierung das Gutachten ab, daß die Teilnahme am Krieg gegen Deutschland kein Grund sei, den Herzog Carl Michael von der Thronfolge in Mecklenburg-Strelitz auszuschließen. Da aber im November 1918 leider ein andrer Grund eintrat, begnügte sich Carl Michael damit, von Kopenhagen aus die mecklenburgische Regierung auf Leistung einer Abfindung zu verklagen. Das Urteil lautete auf Zahlung von 5 Millionen Mark in bar und Herausgabe des Gutes Langhagen an Carl Michael. Um dem Kläger Unbequemlichkeiten zu ersparen, kaufte die Regierung schließlich das Gut Langhagen von Carl Michael für 1 Million Mark.

Die Frage, wie Landesverrat rationell und sicher zu begehen ist, dürfte also zufriedenstellend beantwortet sein.

Max Fall

Ein Wassertröpfchen

Die Wissenschaft nimmt ein Tröpfchen Wasser unter das Mikroskop und erkennt daraus das Wesen der Wassermassen des Meeres. Die schmutzigen Fluten des ungarischen Fälscherprozesses, seine tobenden Wellen sind zu groß für erschreckte Menschenaugen. Ein Tröpfchen unterm Mikroskop sagt uns mehr.

... Strache, der ungarische Oberstaatsanwalt, erklärte in einem Interview: „Windischgraetz und die Andern hüllen sich in tiefes Schweigen und weigern sich, als echte gentlemen, den Urheber des Komplotts zu nennen."

Für den ungarischen Oberstaatsanwalt sind also die Angeklagten — angeklagt, weil sie falsches Geld fabriziert oder geschützt haben — echte gentlemen. Und man wird doch keine echten gentlemen verurteilen!

Fritz Pirat

Viertelton-Konzert

Die Vierteltonmusik von Alois Haba aus Prag ist gar nicht revolutionär. Sie ist eine physikalische, wissenschaftliche Angelegenheit. Man teilt die 12 Halbtöne unsrer temperierten Stimmung in Vierteltöne, erhält somit 24 temperierte Vierteltöne, also auf dem Flügel 176 Intervalle. (Man teilt weiter: Sechsteltöne, Achteltöne, ja es erscheint demnächst Habas Harmonielehre für Zwölfteltöne.) Der Gedanke kleinerer Intervalle ist nicht neu: die Griechen benutzten Vierteltöne; in ostasiatischer Musik rechnen wir mit differenziertern Intervallen als Halbtönen.

Wir warten schon lange auf diese Musik mit ihren wirklich unendlichen Möglichkeiten, die eine radikale Erweiterung des musikalischen Geschehens in Europa bedeutet und bejahen im Intellekt mit Freuden — unserm Ohr ist sie vorläufig mehr als seltsam. Als Habas Viertelton-Quartett vor zwei Jahren in der Hochschule gespielt wurde, geschah ein großes Kopfschütteln. Nun ist der Viertelton-Flügel (von August Förster) da. Ungenaue Intonation wird somit ausgeschaltet. Drei übereinandergelegte Klaviaturen, davon die eine normal, für die Halb-, die beiden andern für die Vierteltöne. Haba erklärte den neuen Flügel, sprach über Versuche mit Vierteltonmusik in Rußland, Italien und Amerika und erläuterte die Kompositionsprinzipien seiner ... Es gibt — in Habas Schule! — keine Formen (Sonate, Fuge, Kanon). Die Stücke ergeben sich ohne thematische Verarbeitung, als eine Kette von Etappen, die rhythmisch oder melodisch untereinander korrespondieren. Kleinere Stücke von Karel Haba kamen einem süß ins Ohr — mit dem Umfang eines Vierteltonwerks wächst im Quadrat die Anstrengung für den Hörer. Oft stimmt man freudig zu, dann wieder wird man gequält und flüchtet sich in die Oase einer kleinen eingestreuten Halbtonstrecke.

Was war es am Ende? Katzen- und Sphärenmusik.

Albert K. Henschel

Nachher

Das Mittlere Feld war gesperrt, weil ein Meteorregen niedergehen sollte — obgleich uns der gar nichts antun konnte, hatte der Alte Herr mit vertatterten Händen die Sperrung angeordnet. Wir krochen vier Zeitlosigkeiten hindurch am Rande des Feldes entlang, dann setzten wir uns, um den Regen mitanzusehen, wenn er zu regnen anhübe. Mir paßte die Absperrung nicht, und ich fluchte leise vor mich hin.

„Haben Sie einmal einen Märtyrer gesehen?", sagte er. Mir blieb ein ellenlanger und herrlicher Fluch, den mich einst ein Matrose in Dänemark gelehrt hatte, im Halse stecken, sozusagen. „Einen Märtyrer?", sagte ich. „Einen, der seine unbefriedigte Eitelkeit hinter eine Sache steckt und nun plötzlich dasteht, lichtumflossen — ja, ich kenne das." „Wenn Sie das kennen," sagte er, „dann wissen Sie auch, was man mit so einem macht?" „Sie ... man gibt ihm wenig zu essen, die Kinder auf der Straße und die Professoren rufen hinter ihm her, er sei unfruchtbar und hätte keinen Kontakt mit der Wirklichkeit." „Das auch", sagte er. „Aber ich habe einmal etwas gesehen, lange nach meinem Tode, etwas viel Merkwürdigeres.

Da kriecht in der zweiten Hyperbel ein Ding herum, es ist noch

kein rechter Planet, es will erst einer werden. Dort habe ich einmal zur Frühstückszeit geangelt. Und da hatten sie einen Kerl gefangen, der wollte ihnen den ganzen Ball umkrempeln, ein Heiliger, ein Vorwärtsrufer — in die Einzelheiten habe ich mich nicht gemischt, es ging mich ja nichts an. Den hatten sie also beim Kragen, und da haben sie ihn dann beendigt."

„Nun ja", sagte ich. „Das kommt vor. Das ist doch nichts Außergewöhnliches. Einer opfert sich auf, weil er muß; er brächte ein Opfer, wenn ers nicht täte, er horcht, wie es in den Andern weint, dann wühlt er sich durch, bis er zu dieser Stimme gelangt, quält sich und wird gequält, und dann kommt er zu uns. Gewiß, ja."

„Das war es nicht", sagte er. „Das war es nicht. Wie sie es taten... Welch ein Hohn! Sie berieten lange, wie es zu tun wäre. Nun muß da eine Infektion stattgefunden haben — Einer schlug vor, ihn zu kreuzigen." Ich sah jetzt aufmerksam auf das Feld — es war nicht grade neu, daß Einer gekreuzigt werden sollte. Er fuhr ruhig fort.

„Sie führten ihn also zur Kreuzigung hinaus, vor die große Stadt, auf ein Feld. Der Zug näherte sich dem Hinrichtungsplatz — der Heiland, ein gedrungener, dunkler Mann, sah sich ungeängstigt, aber erschreckt um. Da war kein Kreuz." Ich sah auf. „Was heißt das: da war kein Kreuz?", sagte ich.

„Da war kein Kreuz", sagte er. „Eine lange, hohe Stange stand da, wo das Kreuz zu stehen hatte. Und der Anführer der Rotte trat vor und sagte zum dortigen Heiland: Du bist nicht einmal wert, daß man dich kreuzigt. Du bist nicht einmal ein Kreuz wert. Zwei Balken sind zu viel für dich, du Beglücker. Hier ist eine Stange, die genügt. Und dann kreuzigten sie ihn."

„Sie konnten ihn doch gar nicht kreuzigen", sagte ich. „Sie hatten kein Kreuz."

„Sie nagelten ihn an die Stange", sagte er. „Sie war breit genug... Sie nagelten ihn so: den einen Arm, den linken, senkrecht hoch erhoben, am linken Ohr vorbei, und den rechten glatt herunterhängend, an der rechten Hüfte. Da hing er, ein blutender Strich. Er schrie nicht."

„Das — Sie haben das selbst gesehen?", sagte ich.

„Ich habe das gesehen", sagte er. „Wie ein Finger ragte er in den Himmel. Er lebte achtzehn Stunden, davon nur eine halbe ohne Bewußtsein. Es war ein Christus ohne Kreuz. Er sah so unbedingt aus — kein Querbalken strich wieder durch, was das lange Holz aussagte. Es starrte nach oben wie ein schneidendes Ausrufungszeichen, den Blitz herausfordernd. Aber es kam kein Blitz. Und ich sage Ihnen: die Leute haben recht getan. Wieviel Holz braucht der Mensch? Zwei Balken? Einer genügt. Sie sind ihren Weg zu Ende gegangen, wie der seinen zu Ende gegangen ist. Man soll bis ans Ende gehen. Die himmlische Güte —"

„Der Meteorregen —!" rief ich. Wir sahen angestrengt zum angekündigten Ereignis hinüber; es verlief matt und etwas eindruckslos, wie Alles, wovon Er sich so viel verspricht.

Kaspar Hauser

Arbeitgeber

„Herr v. Borsig! Herr v. Zengen!"
Keiner weiß was. Welch ein Pech!
Nur nicht forschen, nur nicht drängen.
„Diese Kulis fragen frech."

„v. Malettke, Herr v. Oppen!"
„Tut uns leid: Geheimbericht!
Bitte Ihre Fragen stoppen.
Hier ist Schweigen Freundespflicht."

„Peter Müller, Richard Krause!
Unterstützung? Wir sind glatt."
„Mensch, ick trau mir nich zuhause.
Wie krie ick die Jöhren satt?"

Arbeitgebermordverbände.
Leises Klappen eines Pults.
Zwei gefüllte, blut'ge Hände:
„Für Herrn Oberleutnant Schulz!"

Karl Schnog

Antworten

Emil Rabold. Am 22. Dezember 1925 haben Sie hier geschrieben: „Ist es nicht eine Farce ohnegleichen, daß diese Bestimmung, hinter der sich jetzt die Sozialdemokratie zu verschanzen versucht, ausgerechnet von dem sozialdemokratischen Minister Sollmann erlassen worden ist?" Erlauben Sie mir eine Richtigstellung. Was Sie meinen, ist eine Verordnung vom 14. Februar 1924. Sie liegt vor mir und trägt die Unterschrift: Der Reichskanzler Marx, Der Reichsminister des Innern Dr. Jarres. Aber selbst wenn Sollmann für sie verantwortlich wäre, hätte er gar keinen Schaden angerichtet. Denn ihr letzter Paragraph lautet: „Die Verordnung tritt am 1. Oktober 1924 außer Kraft."

Vierländer. In deinem Hamburger Fremdenblatt ist zu lesen: „Es sind augenblicklich eine Anzahl Drei-Mark-Stücke im Umlauf, auf denen die Inschrift ‚Einigkeit und Recht und Freiheit' so eingeprägt ist, daß diese Inschrift auf dem Kopfe steht. Die Falschgeldstelle der Polizeibehörde gab die telephonische Auskunft, daß die Stücke trotzdem echt seien." Wer mir niemals hat glauben wollen, wenn ich dartat, was bei uns auf dem Kopfe steht, der hat hier endlich die amtliche Bestätigung; und ihr wird er als guter Deutscher ja doch wohl glauben. Durch den Zusatz, daß die Stücke trotzdem echt sind, wird die Bestätigung noch ausdrücklich bekräftigt. Das heißt: diese echt-falschen Geldstücke geben ein völlig richtiges Bild der deutschen Situation.

Bildender Künstler. „Eine besondere Anerkennung verdient", so berichtet die Bayrische Staatszeitung, „die kluge Besetzung aller Rollen. Unser Max Nadler ist für diesen Altmünchner Strumpfwirker wie geschaffen: er gibt ihn, wie man sich ihn echter kaum denken kann. Charakteristisch für ihn wie auch für München war, daß er sich einen eignen Applaus auf offener Szene nicht durch ein Wort, sondern durch eine Aktion errang: indem er nämlich einen Maßkrug auf einen Zug austrank. Alle Achtung!" Alle bayrische Achtung! Der Mann sollte den Hamlet spielen.

Rechtsanwalt P. Bloch. In Nummer 6 hat gestanden: „Der deutschnationale Rechtsanwalt Bloch wollte den Ausschluß der Öffentlichkeit ehrlich nicht, hatte er doch kurze Zeit vorher in der Deutschen Tageszeitung — allerdings ohne seinen Namen zu nennen — für Zulassung der Öffentlichkeit plädiert." Jetzt telephonieren Sie mir, daß Sie Ihren Namen genannt hätten. Ich habe mich davon überzeugt.

Waterkantler. Deine Hamburger Nachrichten rücken über dem Strich immer mehr nach rechts, noch immer und immer mehr, sooft man auch schon geglaubt hat, daß die äußerste Grenze erreicht sei. Sie wollen, unter anderm, unbedingt ihren Kaiser wiederhaben, und wärs selbst Wilhelm II. Aber unter dem Strich schreibt ein deutschnationaler Reichstagsabgeordneter als Theaterkritiker: „Nun kann es ja keinem Zweifel unterliegen, daß der Schillersche Wallenstein tatsächlich sehr viel, vielleicht zu viel redet. Aber es erscheint doch verfehlt, ihn darum für eine dichterische Vorahnung Wilhelms II. zu halten. Der Wallenstein von Werner Krauß hat tatsächlich etwas vom Stil der Wilhelminischen Aera; er redet, um zu reden, um Eindruck zu machen, aber nicht um die Fülle der innern Gesichte zu bannen." Wie darf dergleichen an dieser Stelle erscheinen? Ist das Schlamperei? Oder Beginn der Einkehr des ganzen Blattes? Oder Gewährung voller Gedanken- und Redefreiheit an die einzelnen Mitarbeiter? Wahlniederlage der Rechten in Mecklenburg — in Mecklenburg! — und ein wahrer, unanfechtbar wahrer Passus in den Hamburger Nachrichten: gen Hebron hellet sich der Tag.

Filmstar. Also zum unwiderruflich letzten Male: es bleibt bei Lya de Putti. Denn sie heißt zwar für die Behörden Amalie Janke, weil sie einen Herrn Janke geheiratet hat. Aber getauft ist sie als Amalie de Putti und hat aus dem Ende ihres Vornamen -lie einfach und nicht nur für die Region des Films durchaus rechtmäßig Lya gemacht.

Protestierende Redakteure. In Nummer 5 des ‚Zeitungsverlags' vom 29. Januar 1926 steht der Satz (der der Druckerei immerhin schon einige Tage vorher geliefert worden sein muß): „Vom Augenblick der Allgemeinverbindlichkeitserklärung des Tarifs ab, die beide Organisationen beantragt haben, wird die Zwangsversicherung für alle, auch außerhalb der Organisation stehenden Redakteure geschaffen." Beantragt haben! Rund zwei Wochen später, am 12. Februar 1926, schreibt der Präsident der Reichsarbeitsverwaltung: „Ein Antrag auf Allgemeinverbindlichkeitserklärung liegt hier nicht vor." So wird für 95 % eurer Kollegen die „Berichterstattung in eigner Angelegenheit" betrieben. Das läßt tief blicken, sagt Sabor.

Kriegskrüppel. In Berlin, an der Universität und an der Handelshochschule, haben sich die Vereinigung sozialdemokratischer Studenten, die Kommunistischen Studentengruppen, der Deutsche Pazifistische Studentenbund, der Sozialistische Studentenbund und der Republikanische Studentenbund zu einem ‚Studentischen Ausschuß für entschädigungslose Fürstenenteignung' zusammengefunden, um der Reaktion eine entschlossene Kampffront entgegenzustellen. Deine Segenswünsche sind ihr sicher. Wenn sie das ‚Lesebuch zum Volksentscheid', das Kurt Heinig soeben unter dem Titel ‚Fürstenabfindung?' in der Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (Berlin, Insel-Straße 6) erscheinen läßt, überall und jederzeit für ihre Agitation benutzt, dann muß und wird sie siegen.

N. R. Es ist wieder einmal dagegen protestiert worden, daß Rosa Luxemburgs Mörder, der Leutnant oder Oberleutnant Vogel, noch immer völlig ungestört im Haag leben kann. Von wem protestiert worden ist? Von zwei holländischen Blättern: der Wochenschrift ‚De Kommunist' und der sozialdemokratischen Tageszeitung ‚Het Volk'. Ja, dachten Sie etwa: von der deutschen Regierung? Die hat alle Hände voll damit zu tun, den Mördern, die in ihrer Gewalt sind, nichts geschehen zu lassen, und bedankt sich bestens für noch mehr Arbeit.

Sozialdemokrat. Seit vielen Jahren gibts kaum ein Gassenwort, kaum eine Verleumdung, die ganz rechts und ganz links stehende Blätter gegen mein Blatt nicht ausgespieen hätten. Das wird hier nicht sehr oft vermerkt: die Hunde bellen, und die Karawane reitet. Aber noch niemals sind wir so niedrig, so geistlos und so dummdreist angegriffen worden wie von der kleinen sozialdemokratischen Parteipresse, seit wir gegen die Bonzokratie der Partei aufgetreten sind. Am lustigsten in diesen Sechserkritiken ist ihre gespielte geistige Überlegenheit. Einer, zum Beispiel, hat nach der Lektüre meines Blattes, worin er Dirnen, Zigaretten, Kokain und Bohème antrifft, Sehnsucht nach einer Wanderung unter einem weiten Nachthimmel ohne Dirnen. Diese altgewordenen Wandervögel mit dem verfilzten Rauschebart aus Wilhelm Bölsches Tagen vermitteln den Arbeitern Bildung, und so sieht die ja auch aus. Dabei haben diese Leute mancherlei gelesen und sind nicht einmal ganz so töricht wie ihre Politik. Aber da hilft auch die beste Lektüre nicht. Wenn Schweine Trüffeln fressen, wächst ihnen nicht die Trüffel, sondern der Schinkenspeck.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958, Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Orientpolitik von Joseph Friedfeld

Noch vor wenigen Jahren war die europäische Orientpolitik im mittlern Osten durch den britisch-französischen Gegensatz beherrscht. Der mittlere Osten war der traditionelle Kampfplatz Rußlands und Englands gewesen; der Besitz von Konstantinopel, Mesopotamien und Persien ermöglichte den Weg nach Indien oder schützte ihn. Erst am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts begann Deutschland, als ein möglicher Dritter auf diesem Kampfplatz aufzutreten, den die beiden ältern Mächte als ihr Reservat betrachteten. So kam die englisch-russische Verständigung des Jahres 1907 zustande. Das Jahr 1918 änderte die Lage gänzlich. Deutschland war ausgeschaltet, Rußland glaubte man ausgeschaltet. Der Herd künftiger Gefahren: das revolutionäre Herz Rußlands wurde von den Randgebieten durch die Heere der siegreichen Gegenrevolution bedroht. England schien am Ziel seiner Wünsche. Vom Kap der Guten Hoffnung bis nach Cairo ging die transafrikanische Bahn über ausschließlich englisches Gebiet. Von Cairo aber lag der Weg nach Indien offen. Wo früher Seefahrt oder mühevolle Karawanenreise durch die Wüste notwendig war, da brachte nun der Schnellzug den Reisenden in einer Nacht von Cairo nach Haifa. Von dort führte der Anschluß an die Hedschasbahn und weiterhin an die Bagdadbahn. Eine Linie von Haifa direkt nach Bagdad und von dort durch Südpersien an die indische Grenze lag im Bereich der Möglichkeit. Die zwei strategischen Punkte, die den Weg nach Indien schützten und zugleich den mittlern Osten beherrschten, sind der Suezkanal und das Gebirge nördlich von Mossul. Um beider Besitz hat England mit Zähigkeit gerungen. Da drohte Frankreichs Anspruch auf Syrien, der ursprünglich sich auch auf Mossul und Cilizien erstreckte, wie ein Keil in die geschlossene große Straße des britischen Reiches einzudringen.

Jahrelange Reibungen folgten. England war mit der Dynastie des Scherifs Hussein von Mekka verbündet. Husseins Sohn Feisal wurde von den Engländern als König von Damaskus gestützt, von den Franzosen vertrieben und das Gebiet annektiert. Darauf wurde Feisal, Frankreichs Feind, von den Engländern zum König von Mesopotamien gemacht und sein Bruder Abdullah zum Fürsten von Transjordanien, sodaß deren beide Gebiete an das französische Syrien angrenzen. Frankreich verband sich hierauf mit dem Erbfeind der Familie Husseins, mit dem Wahabitensultan Ibn Saud, der sich ebenfalls durch die Einsetzung der zwei Söhne Husseins eingekreist fühlte. Wie Frankreich britische Intriguen in Syrien fürchtete, so England französische in Palästina. England und das von

ihm unterstützte Griechenland waren damals in einen entscheidenden Krieg mit der Türkei um die Meerengen verwickelt, deren Besitz für England nicht nur einen Stützpunkt auf dem Wege nach Indien, sondern auch eine Basis zum Angriff gegen Südrußland und gegen den Kaukasus bedeutet hätte. In diesem Kriege fiel Frankreich seinem englischen Bundesgenossen in den Rücken. Es schloß einen Sonderfrieden mit der Türkei, lieferte ihr Waffen, gab ihr Cilizien zurück. Die traditionelle England-Feindschaft lebte in einem Teil der französischen Presse, und nicht nur in der rechtsstehenden, wieder auf.

Dies hat sich in der letzten Zeit völlig geändert. Noch vor wenigen Jahren, während in den englischen Besitzungen Indiens, Aegyptens, Mesopotamiens Unruhen herrschten, konnten französische imperialistische Schriftsteller darauf hinweisen, daß die französischen Kolonien zufrieden und glücklich seien. Dann kamen die Aufstände in Marokko und in Syrien und die Unzufriedenheit in Tunis, die nur durch die starke französische Besatzung gehindert wurde, ihren Ausdruck in offenen Unruhen zu finden. Palästina und Mesopotamien aber, nur von einer verschwindenden Zahl britischer Truppen besetzt, blieben ruhig. Frankreich und England erkannten die Notwendigkeit gemeinsamen Vorgehens in den Kolonien. Die Erschütterung oder Schmälerung des Prestiges einer Kolonialmacht schadet auch andern Kolonialmächten. Die Zeit scheint vorüber, da die Aufteilung der andern Erdteile ein Spiel gegenseitiger Eifersucht der europäischen Mächte war. Heute handelt sichs um die gemeinsame Sicherung des Kolonialbesitzes der weißen Rasse gegen die Angriffe der andern Rassen. Die Erkenntnis dieser geschichtlichen Notwendigkeit beginnt auch in die Vorstellungen der Kolonialpolitiker zu dringen. Weitsichtiger, wie immer, gingen die Engländer vor. Als das konservative Ministerium im Herbst 1924 wieder zur Regierung kam, suchte Austen Chamberlain bei den Sitzungen des Völkerbundrates in Rom eine Verständigung der verschiedenen europäischen Kolonialmächte unter einander herbeizuführen. Der Aufstand in Marokko ließ die Franzosen erkennen, wie wichtig für den Nordwesten Afrikas die Ruhe in Aegypten sei. Als De Jouvenel das Hochkommissariat für das aufständische Syrien übernahm, fuhr er zunächst nach London, um sich die Zusammenarbeit mit dem britischen Hochkommissariat in Palästina und Mesopotamien zu sichern. Auf der entscheidenden Sitzung des Völkerbundes, wo es sich um den Besitz Mossuls handelte, das einst auch Frankreich begehrt hatte, und das den wichtigsten strategischen Stützpunkt Englands gegenüber der Türkei, dem russischen Kaukasus und Persien bildet, erhielt England die volle Unterstützung Frankreichs. Nun konnte England auch nach dem Fall Husseins ein Freundschaftsbündnis mit Ibn Saud schließen, der unterdessen auch König von Hedschas geworden

war, und so seinen viele Jahrzehnte alten Versuch, ganz Arabien und damit die wichtigsten Zufahrtsstraßen des Land- und Luftweges nach Indien unter seinen Einfluß zu bringen, endlich krönen. Seit Napoleons vergeblichen Bemühungen um Indien und den Weg dahin bedeutet Asien wenig für Frankreich. Dessen Kolonialreich erstreckt sich in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Mutterland vom Südufer des westlichen Mittelmeerbeckens bis tief nach Zentralafrika. In Asien sitzt es nur im äußersten nordwestlichen Winkel, in Syrien, und im äußersten Südosten, in Indochina. Von einer Verbindung dieser zwei Gebiete über den ungeheuern Kontinent hinweg träumen selbst die kühnsten französischen Imperialisten nicht. Ein freundliches Syrien stellt keine Gefahr mehr für die britische Straße nach Indien dar. Die Bahn Cairo-Haifa soll daher auch in der nächsten Zeit nach Beirut, der Hauptstadt des französischen Syrien, verlängert werden.

Eine Bedrohung der englischen Herrschaft im mittlern Osten fürchtet das englische Ministerium jetzt nicht mehr von Frankreich, sondern, wie in alter Zeit, wiederum von Rußland. Rußlands Kolonialinteressen gehen nicht parallel mit denen der westlichen Mächte, sondern sind ihnen entgegengesetzt. Rußland übt seinen Einfluß dadurch aus, daß es den andern Rassen das Evangelium der Freiheit predigt. Der Besitz der Berge um Mossul macht England im mittlern Osten strategisch stark. Die Antwort der Türkei war daher ein russisch-türkischer Vertrag, am gleichen Tage geschlossen, da der Völkerbundrat Mossul den Engländern zusprach. Rußland wie die Türkei fühlen sich in gleicher Weise durch Englands Besitz von Mossul gefährdet.

Englands Antwort war charakteristisch. Deutschlands Rolle eines Dritten im mittlern Osten will nun Italien übernehmen. Es sucht für seine schnell wachsende Bevölkerung Kolonialgebiete und will den Traum des neuen römischen Weltreichs verwirklichen. Mussolini, Wilhelm dem Zweiten in seinen Reden verwandt, hat das Vorderasien bedrohende Rhodos und die Inseln des Dodekanes in eine See- und Luftflottenbasis verwandelt. Eine Expansionspolitik scheint in Europa zu gefährlich, in Kleinasien leichter. Der Streit von Tripolis kann eines Tages in der Bucht von Adalia wiederholt werden. Darum fuhr Austen Chamberlain nach Italien, und zu Beginn dieses Jahres war von einem italienisch-englischen Abkommen die Rede. So setzt sich das alte verwickelte diplomatische Spiel der europäischen Orientpolitik weiter fort, und selbst die Hauptspieler haben kaum gewechselt. Nur besteht die Möglichkeit, daß ein neuer Hauptspieler auf den Plan tritt: die mit Rußland verbündeten asiatischen Völker. Das Bündnis der europäischen Kolonialmächte hat den Zweck, den Auftritt des neuen Spielers möglichst lange hinauszuschieben.

Das freie Wahlrecht von Jakob Altmaier

Die Trommeln werden gerührt und die Fahnen geschwenkt für die Änderung des heutigen Wahlsystems. Mit Recht! Jüngst machte sogar Herr Luther mit, als er in einer verzweifelten Stunde mit dem Reichstag auf Tod und Leben rang. Daß selbst Danaer Geschenke bringen wollen, darf die Republikaner nicht irre machen. Sie dürfen nur nicht zögern und warten. Sie müssen schnell handeln und den Gegnern zuvorkommen. Denn daran ist nicht zu zweifeln: das gegenwärtige Wahlsystem mag so fortschrittlich und gerecht aussehen, wie es will, mag es selbst unter gewissen Voraussetzungen sein: für dieses unpolitische deutsche Volk ist es ein Unglück. Es verewigt den Untertanensinn; es erhält den Glauben an die alleinseligmachende Bureaukratie; es konserviert preußische Kasernen- und Vorgesetztenluft und wehrt jeglichem freien Windzug den Einlaß. Gewiß: Neuordnung der Parlamentswahlen wird keine Wunder wirken. Aber sie kann mancherlei Schlechtes zum Guten wenden.

Im Jahre 1904 gab es in der französischen Kammer ein tagelang währendes Rededuell zwischen Jaurès und Clemenceau. Es war die berühmte Zukunftsstaatsdebatte. Weltanschauung stand gegen Weltanschauung. Die des Bürgers Clemenceau gipfelte in dem Satz: „Das Individuum schafft sich seine Umgebung." Worauf der große Sozialist antwortete: „Niemals! Die Umgebung ist es, die das Individuum schafft und formt." Selbstverständlich wird ein Parlament immer der Ausdruck der hinter ihm stehenden Volksmassen sein; wie die Parteien stets ihre Wähler und deren wirtschaftliche und soziale Interessen widerspiegeln. Man hüte sich aber, diese ehernen Grundsätze zu mechanisieren. Das hieße die Menschen zu leeren Uniformen degradieren. Es gibt Zwischenstufen, so vielgestaltig wie das Leben in einem modernen Industriestaat. Außerdem ist dies das Zeitalter der Presse, der stärksten aller Weltmächte. Der Einzelne wie die Gruppen sind zweifellos das Produkt ihrer Umgebung. Es zeigen uns aber die Ereignisse der zehn letzten Jahre sehr deutlich: in welch hohem Maße der Einzelne und einzelne Gruppen die Umgebung beeinflussen können. Vielleicht nur vorübergehend; immerhin stark und lange genug, um aus Episoden Geschichte werden zu lassen. Wären in unsrer jüngsten Vergangenheit die zweifelsfreien Demokraten und Republikaner so tätig und unbeugsam gewesen wie ihre Gegner: es sähe heute in Deutschland besser aus. Wie viele schwankende Geister sind nach rechts gegangen, weil sie das Vertrauen und den Glauben zur Republik und zur Demokratie verloren haben! Für dieses unpolitische, obrigkeitsgewohnte deutsche Volk ist die Staatsform, sind Republik und Demokratie auch eine Frage der Personen und der Persönlichkeit. Und hier sind wir bei den Sünden des heutigen Wahlsystems. Es ist der Tod der Persönlichkeit und des persönlichen Verantwortungsgefühls. Hätte die deutsche Reaktion einen Preis ausgesetzt, wie am besten Parlamentarismus und Demokratie zu diskreditieren und dem Volk zu verekeln seien: er müßte der jetzigen Listenwahl zugesprochen werden. Und wäre dem Reichstag nicht das

außergewöhnliche Glück geworden, den außergewöhnlichen Löbe zum Präsident zu haben: es stünde noch viel trauriger um das Ansehen des Parlaments und des Parlamentarismus.

Ein Irrtum, zu glauben, wir hätten das direkte Wahlrecht. In Wahrheit haben wir das indirekte Wahlrecht mit all seinen schlimmen Folgen. Das sich heute zwischen Volk und Staat drängende Blatt Papier ist die Liste. Sie allein herrscht und macht das freie Wahlrecht zum Kinderspott. Ein Paradepferd an der Spitze, und was dahinter kommt, erinnert an die Hausinschriften der Kriegsquartiere: Gute Leute — nicht schießen! Das ist es, was dem Volk als Parlament angeboten wird, und was es zu wählen gezwungen ist. Achtzig Prozent aller Wähler kennen von fünfzehn auf einer Liste stehenden Kandidaten kaum drei. Nicht einmal dem Namen nach! Es sind im Volk heute noch mehr kaiserliche Generäle bekannt als Reichstagsabgeordnete. Die Liste ist in den Parteien die Prämie für gutes Verhalten und Gehorsam gegen den Zentralvorstand. Kasernenluft wittert einem entgegen. Nur nicht auffallen — das ist auch hier die Parole. Am besten: niemals im Reichstag reden und wenig im eignen Wahlkreis, weil dort etwas gesagt werden müßte und unangenehme Fragen gestellt werden könnten. Still sein und bescheiden; ja nicht gegen den Stachel löcken; keine Kreise stören; keinen Appell versäumen; mit lautem Hier antworten, wenn man gefragt wird; den Wählern sagen, daß sie nichts davon verstünden, wie bitter der Inhalt des leider nicht vorübergegangenen Kelches sei; Geheimnisse um die Regiererei weben: das ist das beste Rezept, oben wohlgelitten zu sein und niemals von der aussichtsreichen Stelle auf sicherer Liste zu verschwinden.

Der Wille und das reine Wollen der Gewählten in allen Ehren. Durch die Liste werden sie, freiwillig oder unfreiwillig, zu hohlen Nummern und Zahlen. Sie ist die geistige Korruption schlimmster Art. Sie belügt die Demokratie; sie verwandelt Wähler in Rekruten; sie erwürgt den Parlamentarismus; sie beleidigt den Gewählten; sie erstickt den lebendigen Odem des Volkes. Zu all seinem durch Geschichte und Militarismus verursachten Unglück hat ihm dieses Wahlsystem grade noch gefehlt. Das ist ein geschändetes Weimar; das ist Potsdam. Hoch der Durchschnitt und die Mittelmäßigkeit, ohne Kopf, aber mit Tornister und dem dazu gehörigen Marschallstab! Nirgends sonst konnte so etwas erfunden und ausgeklügelt werden. Man bedenke: Max Weber und Walther Rathenau haben jahrelang ein Reichstagsmandat ersehnt, um das Parlament als Fechtboden für ihre Ideen zu benützen — und Beide haben ihren Wunsch mit ins Grab genommen. Dafür sitzen an ihrer Stelle Müller I und Müller II. Ein Quidde, ein Gerlach, ein Bonn, ein Reibnitz, ein Schoenaich, eine Oheimb, ein Deimling, ein Harden, ein Theodor Wolff, ein Georg Bernhard, um nur rasch ein paar Bürgerliche zu nennen — Keiner von ihnen sitzt im Parlament. Quidde und Oheimb wurden von der Parteibureaukratie rasch wieder entfernt. Sie waren unbequem. Die Frankfurter demokratischen Wähler und Parteimitglieder hatten 1920 an erster Stelle Max Weber nominiert. Die Parteibureaukratie schob ihn

an aussichtslose Stelle. Weber verzichtete. Herr v. Siemens aber ist demokratischer Listenführer, und die Kopsch sitzen im Reichstag. Hunderte solcher Beispiele ließen sich anführen. Der Wähler ist ohnmächtig. Er kanns nicht ändern. Ihm bleibt buchstäblich keine Wahl. Wie wirkt sich das aus? Jedermann spottet über das Parlament. Parlamentsberichte werden klüglich auf der dritten und vierten Seite möglichst kurz abgetan. Es liest sie ja doch Keiner! Höchstens Radauszenen kommen auf die erste Seite und rangieren neben den Boxkampfberichten. Reichstagsmandate werden im Volk als Versorgungsposten betrachtet. Das Parlament erscheint als Dunkelkammer. An den „großen Tagen" sind allenfalls noch die Sozialdemokraten fähig, einen Redner von Rang zu stellen. Wozu guter Debatter und selbstdenkender Redner sein? Das erregt nur den Unwillen der Bureaukratie. Der Cassius dort hat einen hohlen Blick, er denkt zuviel, die Leute sind gefährlich! Man erinnere sich an den Ruhrkrieg. Vier Wochen nach seinem glorreichen Beginn gab es kaum noch bei den Deutschnationalen einen Abgeordneten, der nicht das traurige Ende vorausgesehen und dies unter vier Augen zugestanden hätte. Und dennoch Einheitsfront und Durchhalten, schlimmer als im Weltkrieg. Wäre nicht das Listensystem, wären die Abgeordneten unmittelbar den Wählern verantwortlich: mancher Ruhrheld hätte sich gehütet, mancher wäre nicht wiedergekommen, ja, wäre schon 1918 lautlos in der Versenkung verschwunden. Daß sich in Deutschland so wenig geändert hat, daß sich die „Sieger" ungestraft auf ihre alten Plätze begeben konnten, als wäre von 1914 bis 1918 nichts geschehen: das ist auch eine Folge der Liste, auf der die Hergt, Helfferich und Tirpitz hintenherum wieder eingeschmuggelt wurden. Der große Betrug konnte erneut beginnen, um noch besser zu gelingen.

Viele entschuldigen die parlamentarischen Zustände mit dem Niedergang des Parlamentarismus in allen Ländern. Andre lachen, weil sie nur noch der Diktatur eine Lebensberechtigung zusprechen. Allerdings: bis dahin bleiben sie im Parlament. Was auch sei, und welches Prinzip eine Partei auch verfechten mag: solange man Demokratie und Parlament benützt, so lange liegt es im ureigensten Interesse jeder Partei, diese Waffen spitz und scharf zu halten und nicht unter hohlem Geklimper ultraradikaler Phrasen der Bureaukratie genehme Menschen in die Abgeordnetenhäuser zu schicken, von denen man weiß, daß sie nicht einmal ein selbständiges Referat in einer Mitgliederversammlung halten können. Mehr aber als die Anhänger der Diktatur sind die Stützen der Republik von heute im Dienst ihrer ureignen Sache verpflichtet, dieses indirekte Wahlsystem schleunigst verschwinden zu lassen. Es hat Folgen, deren übelste und verheerendste wir nicht einmal erwähnt haben. Soweit es je möglich sein wird, muß der Wille und das Selbstbestimmungsrecht des Volkes Grundbedingung eines jeden Wahlrechts sein. Parlament und Wahlen müssen wieder die politischen Volksschulen werden. Für die Bureaukratie wird ohnehin bei der Zusammenlegung der Reststimmen auf eine Reichsliste genug Spielraum bleiben.

Wir im Museum von Ignaz Wrobel

Wenn einem Lebenden ein Denkmal gesetzt wird, so pflegt man beide etwas spöttisch zu betrachten: der Kontrast ist zu groß. Das marmorne Pathos und daneben der Mann, der, wie wir Alle, ein Wohnungsschild an der Tür hat und ein Telephon . . . „Was? Der Kerl will ein Dichter sein? Mit dem bin ich ja erst gestern auf der Elektrischen gefahren!" Die Verehrung setzt erst ein, wenn die Zeit über die Etappe des „passé" in die Vergessenheit gesunken ist — daraus hervor holt sie der Nachruhm. Bei Lebzeiten ist man nicht bedeutend.

Aber nun ist einmal die Gelegenheit geboten, uns selbst im Glaskasten der Unsterblichkeit zu sehen, unsre Zeit, unsre Nöte, unser Elend. Da stehen wir: noch vom Alltäglichsten ist das Alltägliche abgestreift, wir sind parat für die Ewigkeit — fertig präpariert für die Urenkel, die gleichgültig-interessiert an dem vorbeigehen werden, was einmal unsre Epoche gewesen ist. Diese seltene Gelegenheit ist das französische Kriegsmuseum in Vincennes.

Das Museum ist vom Unterrichts-Ministerium eingerichtet worden und verrät an keiner Stelle eine nationalistische Stellungnahme. Daß es in seiner Gesamtheit nationalen Charakter hat, ist selbstverständlich. Da, wo es Deutschland betrifft, ist nirgends eine niedrige Beschimpfung des Gegners zu sehen. Dem Museum ist eine große Bibliothek aller auf den Krieg bezüglichen Bücher und Zeitungen, Flugschriften und Plakate angeschlossen. Der Katalog ist noch nicht beendet — das Museum besteht erst seit kurzer Zeit.

Ungefähr die Hälfte aller ausgestellten Gegenstände sind Bilder. Ölgemälde, Aquarelle, Tuschzeichnungen, Bleistiftskizzen — es sind ein bißchen viel Bilder da. Photographien wären angebrachter — umso mehr, als die Mehrzahl der Werke nicht grade Meisterwerke sind, aber auch keine authentischen Dokumentationen. Einmal läßt mich ein Bild aufmerken: ein Militärfriedhof, Kreuz an Kreuz, die namenlose Quantität ist gut gesehen. Ich trete näher und suche die Signatur. Und finde sie: Felix Valloton. Das schreckliche ossuaire, die Knochenhalle des Forts Douaumont ist da — aber sie ist in Wahrheit viel entsetzlicher anzusehen, dieses Warenhaus des Mordens. „Heldengebeine aus dem sechsten Sektor? Hier, bitte, gleich links!"

In großen beweglichen Wandständern die Anleiheplakate aller Länder. Grotesk diese gleichen Aufrufe, die gleichen Schlagworte, die gleichen Versprechungen! Da sind die Anreißereien zu allen deutschen Kriegsanleihen — mit welchen Gefühlen mag das heute der betrogene, getäuschte, „aufgewertete" Zeichner ansehen, der damals seinem Staat vertraut hat . . .! Die deutschen Plakate sind künstlerisch höherstehend als die französischen, als Plakate scheinen sie mir nicht so wirksam. Einen Schlager wie „On les aura!" von Abel Favre, jenes famose Plakat der Franzosen, auf dem der poilu die eine Hand hochgestreckt hält, ist in seiner mitreißenden Wucht unter den deutschen nicht zu finden. Forains hängen da herum, jene Schwarz-Weiß-Zeichnungen, die seinerzeit in der franzö-

sischen Presse erschienen sind: sehr gut hingehauen, von unangenehmer Gesinnung . . . durchaus verständlich diese Gesinnung, aber unangenehm. Die Kunst im Dienst des Kaufmanns . . .

Die meisten Zeichner haben sich vom Stoff überwältigen lassen, weil sie ihn nicht meistern; nur wenige Bilder ragen heraus. Da ist der bayrische Kriegsgefangene Linderer, gezeichnet am 6. Februar 1917 im Lager Souilly: ein graues, ausgehungertes Stück Elend, mit tiefliegenden Augen, der „Blutblase" auf dem Kopf, ein Kleiderlumpen. Daneben, weitaus phantastischer und fast gespensterhaft: ‚Das Verhör'. In einem blaugrauen Raum steht vor dem bläulichen Eisenofen mit dem langen Rohr ein Ding, ehemals wahrscheinlich ein Mensch. Es ist lehmbraun, hat Etwas um, was ein Brotbeutel sein kann, den Verhörenden sieht man nicht. An der Wand stehen in lässiger Haltung zwei Franzosen, bleu horizont, mit den weichen, blauen, runden Mützen. Und das Allerschrecklichste ist: das Menschending, das da verhört wird, hat die Hände artig an die Hosennaht gelegt — eine teuflische Ironie auf seine ganze sinnlose Epoche. Verreck — aber verreck stramm. Und so sind sie ja auch verreckt.

Bilder aus den deutschen Kriegsgefangenenlagern fehlen nicht. In Würzburg haben sie Theater gespielt, Soldaten in Frauenrollen, in Frauenkleidern, ein Szenenbild aus dem ‚Schlafwagenkontrolleur' ist da, in seiner szenischen Starre genau an die Boulevardtheater erinnernd, alle Mann vorn in einer Reihe am Souffleurkasten, wie es sich gehört. Die männlich-weiblichen Stars noch einmal als Großaufnahme . . . Kein Bild sagt, was hier an sexueller Not, an Verirrung, an Verderbnis steckt . . . Bilder aus dem Lager zu Wetzlar. Bilder aus andern Lagern: angebundene Franzosen, an Pfähle gebundene Menschen — sehr gut einmal davor die jämmerliche Gestalt eines deutschen Soldatenersatzes, verhungert, kläglich, mit jener Brille, bei der sogar die stählernen Bügel durch ein Tuchband ersetzt waren . . . der Sieger. Und wieder Franzosen am Pfahl, zu zweien, Rücken an Rücken — zwei deutsche Offiziere, Blüten der Nation, gehen vorüber und gucken gar nicht hin, die Ritter. Und wieder Bilder und Bilder; nur ein Mal sehe ich eine böse Roheit: ein deutscher Graben wird in die Luft gesprengt, man sieht Menschen und Glieder und Steine umherwirbeln, und darunter „On fait danser des Boches". Aber da besinne ich mich, daß Gustav Noske, der Sozialdemokrat, als Kriegsberichterstatter eine herzerhebende Schilderung des gleichen Vorgangs gegeben hat, durchaus bejahend, fein heraus und begeistert — und da freue ich mich, daß es ihm gut geht, und daß ihm Niemand etwas tut, und seine Partei schon gar nicht. Englische Plakate: malerisch nicht sehr gut, textlich ganz ersten Ranges. Auf einem der berühmt gewordene Kitchener-Offizier, der dem Betrachter winkt: Komm! Komm! Man hat ihn ganz groß photographiert, halb mannsgroß, er ist wundervoll ausgestattet, hat die Reitgerte unterm Arm, Alles an dem Kerl ist aus feinstem Tuch und Leder . . . Er grinst. So lächelt der Tod. Komm! Komm! Und Bilder von dem sinnlosen Bombardement der Stadt Paris —

zerstörte Friedhöfe, Kirchen, Straßenzüge . . . Tiefe Scham steigt auf. Photographien aus französischen Gefangenenlagern fehlen. Namentlich solche aus den Kolonien und aus den ersten Tagen der deutschen Gefangenen im Viehwagen wären sicherlich fesselnd gewesen.

Und nun kommen Ehrenmünzen, ganze Glaskästen voll — und nun: Zuckerkarten, und da wird die Geschichte schon ähnlicher. Da liegen die abgegriffenen grauen Dinger, das ist doch ein echtes Stück Geschichte, wie —? Ja, das ist es schon — aber irgendetwas fehlt daran. Es ist nicht das Richtige. So war es — und so war es doch wieder nicht. Gehen wir so in die Nachwelt ein —? Dann gehen wir falsch ein. Es fehlt etwas. Es fehlt: das Grauen, der Jammer, die Niedergedrücktheit, die Hoffnungslosigkeit, die Sinnlosigkeit, der Stumpfsinn, die Atmosphäre von Kollektivwahnsinn . . . Nein, die Nachwelt wird uns nicht verstehn. Wie wir ja auch unsre Vorfahren niemals verstanden haben.

Folgen die scheußlichen Niederschläge des Krieges im Kunstgewerbe. Militärteller, Siegestöpfe, Begeisterungsschüsseln, Durchhaltekaffeekannen — auf einer voll Gold und Gemüt: Gott strafe England! Nehmen Sie auch noch 'n Täßchen . . .? Die Begeisterung und der Kaffee: echter Rübenersatz.

Ein ganzer Kasten ist diesem „Ersatz allemand" gewidmet, jenem tapfern und sinnlosen Versuch, das Letzte aus den Letzten zu pressen und den Ersten Alles zu lassen. Da stehen Stiefel und Sohlen und Kinderkleidchen und Mützen — und Alles aus Papier, Alles aus Papier, wahrscheinlich aus Zeitungspapier.

Und wieder die fremden Nationen: die Engländer haben für ihre Propaganda sogar die ehrwürdige Mutter Whistlers bemüht, die feine alte Dame hat irgendeinen feurigen Text daruntergedonnert bekommen, aber sie sitzt noch genau so still und gütig da wie ehedem und ist wohl für diese Schande nicht verantwortlich zu machen. Und die Franzosen haben ihre Leute in Photographien ausgestellt — im ersten großen Rahmen, zusammen: „Le généralissime" und „Un soldat". Beide gleich groß, beide gleich.

Und die armselige deutsche Propaganda ist vertreten: die Ultraschlauen haben hohle Schwimmer aus Blech von der Schweiz aus den Rhein heruntergeschickt, in denen steckten Flugschriften, wohl aus demselben Material, und einer der lächerlichen Zettel — „Siegfried Balder" gezeichnet —, zum Frieden ermahnend, ist in einer Sardinenbüchse untergebracht. Friede in Aspic.

Und da hängt Er: Willy, der Ausgerissene, mit emporgezwirbeltem Schnurrbart, in scheußlichem Postkartenbuntdruck, ihm durchaus angemessen, ein Histrione aus der Provinz. „Durch Not und Tod zum Sieg!" So siehst du aus. Wilhelm Pape hat ihn gemalt. Pape ist mir piepe — ich pfeife auf Pape. Die Desertion ist dem Friedensfürsten teuer zu stehen gekommen: fünfzigtausend Mark monatlich. Das arme Geschöpf.

Und nachdem ich nun Alles gesehen habe, Stück für Stück ganz langsam und sorgfältig, schüttle ich den Kopf und vermisse Etwas. Was?

Uns.

Das sind wir nicht. Da stehen wir lebensgroß im Museum und sind es nicht. Ich kann die Noten lesen, weil ich das Stück mitgespielt habe — aber wie soll es Einer entziffern, der dem Konzert nicht beigewohnt hat? Hier fehlt etwas. Hier fehlen — unvorstellbar, unausstellbar — die Imponderabilien. Die Zwischentöne. Die Menschentöne.

Und weil so Kriege auf die Nachwelt kommen, so unvollständig, so falsch, so skeletthaft, deshalb vererbt sich Erfahrung nicht. Eine alte zu Staub zerfallene Patronentasche, ein Fetzen Papier, ein rotes Plakat . . . das war es? Nein, das war es nicht.

Es war: Bereicherung der Fixen; Abschlachtung der Wehr- und Beziehungslosen; Dreck; Hunger; menschliche Niedertracht; der verkleidete Zigarrenhändler und Baurat als Napoleon der Zweite und Friedrich der Große, je nach Veranlagung; nationale Spezialitäten der Grausamkeit, selbstverständlich auf allen Seiten: mit der ethischen Idee der Repressalien, die niemals gewirkt hat, durften sich der kaltschnäuzige Feldwebel, der tropenkollrige sous-off', der Italiener und der oesterreichische Feschak seinen Herrschgelüsten überliefern, straflos, verantwortungslos, frei. Die Lagerkommandanten, die ihre Hunde auf die Geschlechtsteile der Gefangenen hetzten, waren Neros, aber kleine; eine ekelhafte Spielart. Größenwahnsinnig gewordene Postsekretäre entschieden über das Schicksal von Menschen. Ärzte deckten die Verbrechen. So war es.

Und als es vorbei war, als die Kaufleute und die dummschlauen Diplomaten Halali bliesen („Hirsch tot!"): da liefen sie Alle auseinander, zwängten sich in den Zivilkragen — und nun ist es Keiner gewesen. Jeder hat die Verantwortung getragen, Jeder hat nur die Reglements befolgt, Jeder hat nur die Reglements ausgearbeitet, die nötig waren — „Sie glauben nicht, wie nötig!" —: Keiner konnte dafür. „Es mögen Fehler vorgekommen sein . . ."

Aber man muß den ordensgeschmückten Rechnungsräten, die sich heute noch Generäle nennen, sagen, daß sie unumschränkter geherrscht haben, als Gott es jemals getan. Der ist vor sich selbst verantwortlich — sie nicht einmal jenen kindlichen Untersuchungsausschüssen, die es in die Akten schreiben unds dabei bewenden lassen. Und jeder kleine Geometer, Rechtsanwalt, Kaufmann, Bankfritze: sie sind alle nur mitgelaufen, sie haben in der Notwehr gehandelt, sie konnten nicht anders — und sie bereuen nicht.

Wir kommen falsch auf die Nachwelt.

Man stopfe ein paar dieser Generalfeldmarschälle aus, ein paar Journalisten, ein paar Staatssekretäre, ein paar Feldprediger, vielleicht als freundliche Attrappen, etwa als Schirmständer oder mit einer Visitenkartenschale im Maul, damit sie doch einmal zu etwas gut sind im Leben — man stelle diese Puppen in die Vitrinen und schreibe darunter:

Aus großer Zeit.

Dann wird die Nachwelt staunend davorstehen, schaudernd betrachten und mitleidsvoll begreifen.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

X.

Alexander Weisz

Bis vor vier Wochen hat er das radikalste Blatt Wiens redigiert: den ‚Abend', Auflage 80—100 000, was für Wien ein Rekord ist, Richtung unabhängig-sozialistisch, zwar zur Partei haltend, aber stets mit Rußland gehend. Die Zeitung trägt unter dem Titelkopf das Motto: „Wo Stärkere sind, immer auf Seite des Schwächern." Heute sitzt er in Untersuchungshaft, beschuldigt, viele Milliarden — Hunderttausende von Mark — erpreßt zu haben. Ist hier ein unlöslicher Widerspruch? Nun, die bürgerlichen Journalisten, die ganz offen dem Kapital dienen und vom Kapital leben, und die für Sozialisten viel strengere Grundsätze haben als für sich selbst, behaupten, ein unüberbrückbarer Gegensatz klaffe zwischen dieser Gesinnung und diesen Handlungen. Die Sozialdemokraten stimmen ihnen zu. Die ‚Arbeiterzeitung' nennt heute Das, was Alexander Weisz vertrat, „kleinbürgerlichen Radikalismus", sein Compagnon vom ‚Abend', Carl Colbert, heißt ihn ganz einfach und in dem schlichten Ton, der in dieser Zeitung immer geherrscht hat, einen Schuft.

Es muß hervorgehoben werden, daß bis jetzt nur die Untersuchungshaft über den Beschuldigten verhängt ist, daß weder die Anklage erhoben noch auch nur eine Strafanzeige erstattet ist. Vier Wochen dauert der Skandal schon, und Weisz hätte gewiß, auch ohne Paß, jede Grenze überschreiten können; fünf Tage waren mit polizeilichen Vernehmungen vergangen, und wenn Gefahr der Kollusion vorlag, so konnte er kolludieren, soviel und mit wem er wollte. Aber am Tag nach der Verhaftung war, offenbar aus polizeioffiziöser Quelle, in der ‚Neuen Freien Presse' zu lesen, daß man hoffe, es würden sich infolge der Verhaftung wohl Geschädigte melden. Seltsamer Haftgrund, der in keiner Strafprozeßordnung der Welt enthalten ist. Ich kann nicht sagen, wie dieses Verfahren ausgehen wird, aber offenbar kann das Niemand, auch der Staatsanwalt nicht; wahrscheinlich ist nur, daß es mit einem Fiasko der Justiz endet. Das hält die Öffentlichkeit im weitesten Umfange nicht ab, von dem Fall Weisz wie von einer causa judicata zu reden, den Verhafteten als einen Überführten zu behandeln. Man traut ihm jetzt auch jeden Verstoß gegen das Strafgesetz zu, vor Allem aber ist man sich ringsum einig darin, daß der radikale Sozialist kein Geld verdienen und besitzen darf.

Vor drei Tagen trafen Bekannte ihn zum letzten Mal in Freiheit. Er war, obwohl die Sache nicht übertrieben gut zu stehen schien, so heiter und selbstsicher wie je. Ehe er sich — es war am Schottenring — zum Chef der Staatspolizei begab, rief er den beiden Kollegen zu: „Ihr wollts mich umbringen? Ihr werds Euch irren! Es ist ja Alles nicht wahr. Geschäfte hab ich gemacht, sonst nichts." Aber dann wurde er ernster: „Daß meine Mutter am Sonntag geweint hat, das verzeihe ich Euch nicht." Auch das war noch lächelnd gesprochen.

Trotzdem: hätte ers mir gesagt — es hätte mich eine schlaflose Nacht gekostet. Alexander Weisz, der ewig Heitere, Gutmütige, Wohlwollende, als Feind? Eine böse Sache. Laßt ihn rehabilitiert aus dieser Affäre herauskommen, so wird das Manchem noch schlimme Stunden bringen. Deshalb sind auch so Viele am Werk, ihn ein für alle Mal kampfunfähig zu machen. Aber er wird sich, ich bin überzeugt davon, mit Zähnen und Klauen wehren. Und er hat, auch wo er ein gefährliches Spiel spielt, das beste Gewissen der Welt. Ein so rücksichtsloser Angreifer, wie er es ist, braucht vor allem Andern das: die Überzeugung, daß er im Recht ist. Und die hat der Purifikator Weisz immer gehabt.

Die Leute, die heute über ihn viele Spalten vollschreiben, vergessen, Eins zu erwähnen: daß dieser Mann der größte Könner des Journalismus ist, den Wien, die Stadt journalistischer Talente, jemals gehabt hat. Er hat die ins Herz treffende Sprache des ganz großen Demagogen. Die langen Aufsätze, die er an die Spitze seines Blattes setzte, eine Mischung von Nachricht und Folgerung, wurden von Jedermann gelesen, draußen in Favoriten von den Arbeitern, von den Geschäftsleuten in der Innern Stadt wie von den Intellektuellen in den Caféhäusern und Redaktionen. Dasselbe Thema mochte in den Morgenblättern noch so ausführlich abgehandelt worden sein, so war, was um zwei Uhr der ‚Abend' dazu sagte, doch noch immer interessant. Er hatte aber seine Spezialitäten: der Kampf gegen Horthy-Ungarn oder gegen Mussolini; dann besondere Lokalaffären: der Wucher der Brotfabriken, die Korruption der Sklarz und Genossen in Wöllersdorf, die Verausländerung der Anglo- und Länderbank, die Strafuntersuchung gegen Castiglioni. Die Artikel, die diese Wiener Sensationen behandelten, waren mit einer unübertrefflichen Sachkenntnis und Sicherheit geschrieben, am staunenswertesten aber war dabei die Kühnheit des Ausdrucks: eine Deutlichkeit und Robustheit der Benennung von Dingen und Menschen gab es hier, wie ich sie anderswo noch nie gesehen habe. Vielleicht läßt sich dieser Journalismus mit dem Upton Sinclairs vergleichen, der auch zuerst einen Komplex bis zum Grund studiert, um dann das Äußerste bis auf den letzten Punkt begründet über ihn zu sagen; sonst gibts das bestimmt nirgends in einer mir bekannten Sprache. Beleidigt, formal beleidigt hat dieser Tages-Pamphletist unzählige Menschen, Firmen, Institutionen. Trotzdem mochte Keiner gern mit ihm in den Gerichtssaal gehen. Sogar die Polizei, die in Wien als unantastbar gilt, holte sich eine Niederschlage vor den Geschworenen. Und Sklarz, den man zur Klage zwang, lief einen Tag vor der Verhandlung davon.

Neben den Großkämpfen aber gab es unzählbare Einzelangriffe, unaufhörliche Bloßstellungen, Anrempelungen, Drohungen. Man kann vielleicht sagen, daß es sein System war, den Kapitalisten mit dem Kapitalismus zu identifizieren. Er agitierte gegen die Wirtschaftsordnung, indem er ihre Nutznießer verächtlich machte. Es mag nie ausdrücklich gesagt worden sein, aber das war jedenfalls der Eindruck, den man von der Lektüre zurückbehielt: wer Kriegs- oder Inflationsgewinne

macht, wer Dividende oder Tantieme nimmt, wer menschliche Arbeitskraft ausnützt, wer von arbeitslosem Einkommen lebt, ist schlimmer als ein Verbrecher; der lumpenproletarische Verbrecher aber ist ein Opfer der Gesellschaft. Die ‚Arbeiterzeitung' findet heute, daß diese Art gehässiger Diskussion kleinbürgerlich sei. Aber ich habe soeben im ‚Kapital' geblättert, um festzustellen, daß mein Gedächtnis mich nicht täuscht: diese böse, bittere, persönliche Sprache hat auch Karl Marx gesprochen. Klappern gehört zum Geschäft. Wer Feuer predigt, kann nicht Wasser reden. Wer Revolution machen will, darf sich nicht mit der unanfechtbaren Begründung oekonomischer Thesen begnügen. Auch die großen Debatter der III. Internationale, Trotzki und Radek, schreiben ihre offenen Briefe an die westlichen Menschewiki in so einem häßlichen, spitzigen, aufreizenden Ton.

Weisz kannte die Armut, in deren Namen er so herabsetzend vom Reichtum sprach. Seine Eltern, aus der Slowakei zugewandert, waren ärmste jüdische Kleinbürger; er selbst im Arbeitervorort unter Entbehrungen aufgewachsen. Er erhielt einen großen Kreis von Verwandten im Stil mäßigen Wohlstands; Wohlätigkeit für die Familie, gutmütiges Verschenken an Jedermann ist bei seinem Typus Selbstverständlichkeit. Ist er reich — ich weiß es nicht, aber man sagt ihm jetzt ein Goldmillionenvermögen nach —, so sieht man es ihm nicht an, Pelz und Melonenhut standen ihm nicht gut. Wenn man den Vierzigjährigen abends im Café oder in der Bar sitzen sah, wo er einen Türkischen nach dem Andern, nichts Andres, konsumierte — breit, fett, glatzköpfig, schwarzes Bärtchen, funkelnde Jettaugen in einem schwammigen Gesicht —, so schien der berühmte Wiener Schwindelleitsatz „Leben und Lebenlassen" sein Wahlspruch zu sein. Aber er hatte eine kindlich-raubtierhafte Freude daran, Menschen zu quälen. So einen Finanzier, den er einmal zum Angriffsobjekt ausersehen hatte, ließ er nicht einen Augenblick los, warf ihn mit weichen, aber grausamen Tatzen hin und her, ließ ihn zum Schein spielerisch laufen, um ihn mit Sicherheit wieder zu haschen, verspeiste ihn auch am Ende, ohne die gute Laune mit Tigergebrüll zu verdecken. Allerdings: keiner dieser Gewürgten war sauber, sonst hätte er sich ja zur Wehr setzen können; aber das scheint schon selbstverständlich, wie einmal die Nachkriegs- und Inflationsgeschäftswelt aussieht.

Er war auch ein Verhandler allerersten Ranges. Zugleich Chefadministrator des Blattes, das er redigierte, wußte er mit Druckern und Papierhändlern zu reden wie ein Hypnotiseur, bis sie ihm zehnmal als untragbar beschworene Preise bewilligten. Sie kamen umnebelt aus seinem Zimmer auf die Straße, in der frischen Luft nicht mehr verstehend, warum sie so weit gewichen waren. Aber dieser Journalist wußte eben auch, seltene Ausnahme, Alles von Maschinen und Mühlen, wie er jede Schwäche seiner Partner auswendig kannte. Er war ein unendliches Sammelbecken für technische Kenntnisse wie für skandalöse Menschlichkeiten. Und sein genialer Kopf brachte das schwierigste Material blitzschnell auf die einfachste

Formel. Das Schwerstverständliche, Unentwirrbarste wußte er, kaum daß er es blitzschnell aufgenommen, auch einem Analphabeten klar zu machen. (Das, scheint mir, ist die eigentliche, oft verkannte Aufgabe des Journalisten.)

Wie kam der Krach? Der ‚Abend' hatte einen Vertrag mit einem Annoncenbureau und wollte mit einem andern abschließen. Der Chef des ersten bat, flehte, bettelte um sein Geschäft. Er drohte schließlich, und Alexander Weisz lachte. Da ging der Inseratenmacher zu dem Mitherausgeber des Blattes und „enthüllte", sich selbst, wenn man wahr berichtet, als Komplicen verratend. (Er ist, allerdings, nicht verhaftet; aber er hat auch Niemand angegriffen, befetzt, gebeutelt, verfolgt, zerstampft, zerrissen, nicht mächtige Kapitalisten, nicht reaktionäre Politiker, nicht Polizisten, Staatsanwälte, Richter öffentlich gerüffelt.) Der Mitbesitzer der Zeitung veranlaßte nicht, die Schande scheuend, die Erneuerung des Inseratenvertrags; er „suspendierte" den mächtigen Chefredakteur, wollte ihn vor ein Schiedsgericht oder Gericht zwingen, gab ihn völlig preis, als durch Vermittlung des Horthy-offiziösen Wiener Blattes — das gibt es — die ersten Nachrichten gedruckt waren. Es war aus.

Das ‚Neue Wiener Tagblatt', Eigentum des frühern kaiserlichen Großkorrumpteurs und jetzigen Präsidenten der Bodenkreditanstalt Sieghart und daher Vorbild bürgerlicher Ehrpusseligkeit, schreibt: „Die Korruptionsaffäre des sozialdemokratischen Kolportageblattes ‚Der Abend' steht zum Glück einzig da in der Geschichte der Wiener Presse, und zwar nicht nur wegen der Höhe der Summe, die der Chefredakteur der Zeitung Alexander Weisz errafft hat, sondern auch darum, weil der ‚Abend' stets den Kampf gegen die Korruption als seine Existenzberechtigung vorgeschützt hat." Verstehe ich den Sinn dieses schwierigen Satzes richtig dahin: Man darf nicht so viel nehmen und man darf nicht purifizieren; ein bißchen nehmen ohne anzugreifen ist gute alte journalistische Tradition —? Ich glaube, ja. Wenn auch der Schreiber dieser Worte sie so nicht schreiben wollte, hat er sie doch, aus zwingendem Drang seines Unbewußten, so geschrieben. Noch nicht vierzehn Tage früher war einem andern Journalisten in öffentlicher Gerichtssitzung gesagt und bewiesen worden, daß er mit Drohungen Inserate gemacht und Geschenke provoziert hatte. Aber Inserate für ein großbürgerliches Blatt, bei denen er nur Provision verdiente, und die geschenkten Beträge liefen durch die Bücher der Administration. Ja, Bauer, das ist ganz etwas Andres! Es ist ja auch gar nicht lange her, daß eine Liste bekannt wurde von volkswirtschaftlichen Redakteuren, die regelmäßig von den Großbanken an Emissionen beteiligt wurden. Aber kleine Beträge — ich bitte Sie, es lohnt sich nicht, davon zu reden. Und man wird in langjähriger treuer Pflichterfüllung nur mühsam und bei fortwährendem Katzbuckeln vor Bankpräsidenten ein wohlhabender Mann dabei. Kein bürgerliches Blatt hat sich aufgeregt. Aber Revolutionär — und verdienen? Das geht nicht! Vielleicht, vielleicht haben die Leute sogar recht, die so denken.

Zugegeben ist, wie mir scheint, daß der Sozialist Alexander Weisz — die angebliche Erpressung wird erst untersucht, Opfer der Erpressung sprechen auch unter Eid nicht gern — an der Börse gespielt und große Provisionen für Vermittlung sehr großer Geschäfte genommen hat. Von Geschäften, in erster Linie, wenn ich recht berichtet bin, die mit Sowjet-Rußland abgeschlossen wurden. Durfte er das? Öffentlich bekannt geworden ist auch, daß er sich von seinem großartig gehenden Blatt — dessen Eigentum einer syndikalistisch geformten Arbeitsgemeinschaft zusteht — an Gehalt und Auflagentantieme bis 90 Millionen (6000 Mark) im Monat auszahlen ließ. Durfte er das? Es gibt Menschen, die vom Verfechter der Klassenkampftheorie Asketentum verlangen. Und vor allen Andern tun es die, die im Solde der Großbanken öffentliche Meinung machen. Und die über die Liste der kleinen Bestechungsgeldnehmer mit heiterm Lächeln hinweggehen. Sie sind heute von sittlicher Entrüstung so aufgeblasen, daß ein Optimist hoffen könnte, sie zerspringen zu sehen. Aber sie zerspringen nicht.

Italienisches Morgenrot von Efraim Frisch

I. Über den Brenner

Man ist erholungsbedürftig, hat die grauen, trüben Tage satt, will einmal wirklich Sonne sehen, eine Zeitlang von den Launen des Wetters frei sein. Also, auf nach Italien. Schließlich braucht einen die fremde Dummheit nicht so anzugreifen wie die im eignen Lande. Diktatur, Fascismus? Aber sogar gescheite Leute erzählen, es sei gar nicht schlimm, im Gegenteil, die Burschen hätten einen gewissen Schmiß, Eleganz, kurz: etwas Gewinnendes. Und so begibt man sich eines Tages frohgemut auf die Reise über den Brenner, gibt sich dem alten Zauber hin, entschlossen, sich nicht stören zu lassen. Man weiß bereits, wie Gossensaß, Sterzing, Brixen auf italienisch heißen, bemerkt auf den Bahnhöfen ein früher dort unbekanntes, lebhaft elegantes Getriebe westlicher Weiblichkeit, schlanker, feinknöcheliger, sicher sich bewegender Erscheinungen, und stellt fest, daß die Italiener eine offenbar sehr erfolgreiche Propaganda für den Besuch Tirols bei ihren Landsleuten entwickeln. Die etwas schmächtigen, geschäftigen jungen Leute in Feldgrau mit schwarzer Troddelmütze sind fascistische Miliz — man stellt es fest, ohne Kommentar zunächst. Dann ist man über den ungewohnten Anblick eines großen modernen Militärlagers auf einer herrlichen Bergwiese etwas verblüfft, erinnert sich, im Verlaufe unkontrollierter Assoziationen weiter südlich, an einen seinerzeit in dieser Gegend gehausthabenden Alldeutschen, dessen scheußliche neudeutsche Burg — wer mag wohl jetzt drin wohnen? — am Fenster vorbeiflitzt, und langt, wenn auch berauscht von neuer Luft und Reiselust, mit einer Empfindung wie von beginnendem Zahnweh in Bozen an, das sich in dem bohrenden Gedanken äußert: wie ist das eigentlich — kann man einem Volk seinen Süden wegannektieren, sein Klima sozusagen? Und plötzlich hat mich der morbus politicus

schon am Wickel, während Fetzen von Gesprächen unterwegs, die ich glaubte kaum beachtet zu haben, mitsamt den Sprechern unheimlich lebendig werden. Der Innsbrucker Pfarrer, bäuerlich breites Gesicht, der sagte: In Rom können Sie beliebig einen circolo für deutsche Sprache und Literatur gründen — aber versuchen Sie etwas Ähnliches hier. Dann jener glattgesichtige, fixe Neu-Europäer, der so eingeweiht redete: Es handle sich gar nicht um die strategische Grenze, Italien brauche die Wasserkräfte, an denen es selbst so arm ist, in Tirol — darin habe es seine Technik am weitesten entwickelt! Ja, Italien braucht. Ich erinnere mich, wie ein polnischer Politiker, als der Streit um Danzig ging, mit großem Ernst auseinandersetzte: Polen braucht Danzig — erstens hat es alte Anrechte darauf, zweitens, wenn es auch gar keine hätte, muß es Danzig haben, weil es ihm wie das Leben selbst nötig sei. Es braucht Danzig, weil es Danzig haben muß, und muß Danzig haben, weil es Danzig braucht. Diese sich in den Schwanz beißende Causalität moderner europäischer Staatspolitik quält mich plötzlich wie ein auswegloser Traum. Und wieder erinnere ich mich — scheußlich, wie man sich zur Unzeit an Das erinnert, was man vergessen soll. Es war mein letzter Urlaub in München im glorreichen Sommer 1918, und mich besuchte ein damals bereits sehr bekannter und seitdem nur immer berüchtigter gewordener politischer Schriftsteller und Drahtzieher. Den Dolch bereits im Rücken, erkundigte ich mich etwas schüchtern, unter welchen Bedingungen er glaube, daß wir Frieden schließen können. Worauf ich die bedächtige und argumentierte Antwort erhielt: Wenn wir die flandrische Küste nicht behalten, ist Deutschlands Untergang besiegelt. Vieldeutig ist der pythische Spruch.

Während ich bei sinkender Dämmerung unter dem Eßgeklapper vor dem ‚Greifen' über den Walterplatz schlendre, zieht dröhnenden Schritts eine Gruppe kriegerischer Gestalten an mir vorbei, die ich wieder als fascistische Miliz ausmache. Schmucke Burschen, denke ich, ohne sie richtig zu sehen, in dem von deutschen Reisenden bereits überlieferten Klischee. Und die Züge fahren fahrplanmäßig, und man kann seinen Koffer aufgeben. Ich bin richtig müde, und der milde Abend tut mir wohl.

*

Allmählich fange ich an, zu unterscheiden, meine eignen Erfahrungen zu machen. Man soll sich doch auf Niemand verlassen. Der Sinn der Menschen ist seltsam pervertiert seit dem Krieg. Aus Katastrophen machen sie Prinzipien, aus Verzweiflung Theorien, zugleich aber wehren sie sich heftig gegen die Anwendung des Verstandes zur Deutung von Tatsachen — offenbar um sich der Sensation der Verblüffung durch sie nur ja nicht zu entziehen. Sie nennen das Unmittelbarkeit. Macht ein Klügerer sich ihre Dummheit zunutze und setzt sich auf ihren Nacken, dann heißen sie ihn einen Helden. Sie verdienen ihn.

Die Italiener haben jetzt einen technischen Elan, der an jungen Menschen schön ist. Wie da ein hübscher Bursche, der

uns die Stilfser-Jochstraße von der Paßhöhe nach Süden hinunterfährt, hinunterrast, mit lockerer Hand am Volant, nachlässig, selbstgenießerisch den großen Wagen durch die engen gewundenen Felsgalerien hindurchschießen läßt, die Kurven elegant zirkelt — das ist ein Genuß, der durch das bißchen Lebensgefahr dabei nur gesteigert wird. Die Kehrseite ist der Lärm. Er gehört offenbar für den Italiener zur Schönheit der Technik dazu, und er erregt ihn bis zum Exzeß, wo und mit welchen Maschinen er nur immer kann und zu jeder Tages- und Nachtzeit. Uns wird er bös lästig, aber man nimmt ihn zunächst mit in den Kauf, dankbar für die Veränderung. Dankbar vor Allem, nach der Muffigkeit und Verdrossenheit der heimischen Zustände der Herzenshöflichkeit, der Gentilezza des Italieners aus dem Volke wieder zu begegnen, die sich grade dort überall äußert, wo bei uns stets ein Anlaß zu häßlichen Reibungen sich ergibt. Im städtischen Bürgertum freilich macht sich dagegen oft eine Nuance geltend, die bei aller äußern Höflichkeit mit unsrer Präzeptoren-Selbstgefälligkeit wilhelminischen Andenkens eine fatale Ähnlichkeit hat. Ein „Italien in der Welt voran", Ausfluß der neuen nationalistischen Lehre des Fascismus äußert sich oft in Ruhmredigkeit und gelegentlich auch in gesellschaftlicher Taktlosigkeit, die sich hinter einer dem Engländer abgeguckten Impassibilität — man fühlt sich England jetzt so besonders verwandt, ja, man ist ihm nach einer gewissen Presse politisch sogar über — am Italiener etwas sonderbar ausnimmt. Der gute Deutsche, der auch in der Fremde aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, sei es in dem Ausdruck seiner Glücksgefühle oder seiner rückhaltlosen Bewunderung für den Fascismus, ist für Nuancen auf der Gegenseite wenig empfindlich. Ich will ihm verraten, daß er weder sehr geliebt noch sehr gefürchtet wird. Der Italiener, der im großen Strom der neuen Begeisterung schwimmt, bekundet unserm aufgeknöpften Manne gegenüber wohlwollende Nachsicht, in die sich auch etwas Verachtung über die gute Einfalt mischt; was aber eine gewisse Anerkennung seiner angeborenen Tüchtigkeit nicht beeinträchtigt. Nur wird man trachten, daß sie nicht wieder in den Himmel wächst. Gute Beziehungen, selbstverständlich — warum auch nicht? — Frankreich hat uns enttäuscht, gekränkt — man kann nicht wissen — Italien aber ist berufen.

*

In dem kleinen Bergnest des Veltlin wimmelt es von Alpini und andern Kriegsmannen. Sie sehen inmitten der harmlosen Bevölkerung nicht sehr glücklich aus, lungern vor der in eine Kaserne umgewandelten alten Burg und rufen den vorbeigehenden Frauen Unflätigkeiten nach. Wenig Fascisten. Ich erfahre, es gebe in der ganzen Gemeinde nur acht Eingeschriebene des Fascio. Die Bergbauern, wenn auch so nahe der alten Grenze, haben nichts dafür übrig. Bei der bevorstehenden Denkmalsweihe für die Gefallenen des Orts will man sie nicht einmal dabei haben. Aber eines Sonntags geht es los. Plakate an allen Straßenecken, Zettel in die Häuser: Inaugurazione sede fascista ... und so weiter, wie es in dem neuen Telegrammstil heißt.

Es beginnt schon am frühen Vormittag mit „Giovinezza" — dieser unitalienischsten aller banalen Melodien —, dann Umzug, Rede auf der Piazza, Festessen. Auf dem Balkon der Vollbart von Abgeordnetem etwas süßlich Vertrauen heischend, neben ihm der Redner, gestenreicher Halbgebildeter, provinziell; hinter Beiden wie ein Ölgötze, die Uniform mit allen denkbaren Buntheiten bis zum Gürtel bepflastert „der" Kriegsbeschädigte der Gegend — oder wie es in der offiziellen Sprache des Fascio bei solchen Gelegenheiten heißt: Eroe di H., Medaglia d'oro. Wie ein Generalbaß begleitet er mit langsamem Nicken oder großen runden Bewegungen zustimmend den rednerischen Galopp eines Kameraden. Es ist, wie ich nachher bei andern Gelegenheiten bestätigt fand, die typische Fascistenrede. Italien hat ebenfalls seinen Dolchstoß, nicht im Krieg, sondern nach dem Krieg — den Sieg hat man meuchlings erdolchen wollen, und das haben sie, die Fascisten, verhindert. Hat man den Krieg nun schon einmal gemacht, so muß man ihm wenigstens hinterher einen Sinn geben, meint der Redner. Es ist der unbedingte Wille zum Rausch — nach dem Katzenjammer: Wozu waren wir militanti, wenn wir plötzlich aufhören sollten, es zu sein? Militanti sind wir, militanti wollen wir bleiben. Es ist das uns wohlbekannte „trockene Pulver" und auch „die schimmernde Wehr", Drohung nach Innen und nach Außen, Winken mit neuen Eroberungen. Dann kommt auch etwas Popularphilosophie aus der Rüstkammer des französischen Syndikalismus, die Lehre von der Gewalt: violenza non individuale ma sociale. Und seit Farinacci obenauf ist, sagt man auch intransigenza, mit der guten Wirkung der Einschüchterung. Er sagt es nicht sehr geschickt, dieser Provinziale: Das Recht zu regieren haben ausschließlich Die, welche für das Vaterland das Meiste fordern.

Der Beifall ist nach Maßgabe der Angst vor den unten mit ihren Fahnen versammelten militanti und der tatsächlichen Macht, die auf ihren Höhepunkt angelangt zu sein scheint, überraschend schwach. Spontane Begeisterung und Mitwirkung des Publikums bei öffentlichen Manifestationen des Fascio habe ich fast nirgends wahrnehmen können. Am Anfang, erklärt mir eine Dame aus den Mailänder Kreisen der Industrie, da war es anders, jetzt machen sich die Streber und Mitläufer breit; es sind schlimme Leute. (Fortsetzung folgt)

Der Rattenkönig von Carl Mertens (* * *)

Es war, als fegte man den Mist
Aus sechsunddreißig Gruben.
Heine

Im Feme-Ausschuß des Landtags hat man auch Herrn v. Oppen vernommen. Er ist einer der Männer, die den Putsch finanziert, die schwarze Truppe der Reichswehr-Feme protegiert, zu Schulz und Buchrucker im besten Verhältnis gestanden haben — er ist einer von Denen, die durch den Umsturz etwas werden wollten. Seine Klitsche in der Umgebung von Küstrin, auf der Schulz am 1. Oktober 1923 den Küstriner Putsch verpaßte, ist oft

der Schauplatz ernster Besprechungen der Konspiratoren, oft Zeuge ihrer Orgien, oft Versteck der Feme gewesen. Herr v. Oppen wurde nach einem Mittelsmann gefragt, der unter seinem Namen Geld für die vaterländische Bewegung sammelt, und antwortete so frech, wie mans einem Republikaner nie verzeihen würde: Ich werde den Namen nicht nennen, solange es in Deutschland für unrühmlich gilt, etwas für sein Vaterland zu tun! Das war ein schönes, rundes Bekenntnis zu den Fememorden und dem Mörder. Überall in der Welt hätte es zur Verhaftung des „Aufrechten" geführt, der auf sich selbst den Verdacht der Mitwisserschaft geworfen hat — in Deutschland reichte es nur zu einer höchst impotenten „Bewegung unter den Ausschußmitgliedern". Das Volk hat den Mund zu halten.

Aber es schweigt nicht mehr. Die „Stimmen des Volkes" mehren sich. Massenversammlungen finden statt, deren Fragestellung: „Ist Deutschland noch ein Rechtsstaat?" beweist, wie weit es gekommen ist. Selbst Severing mußte im Landtag für Reorganisation der Verwaltung plädieren, die an Allem Schuld sei: an der Häufung der Fehlurteile, an der Lotterei in der Verfolgung der Fememorde, an den sozialen Mißständen.

Die „Fememorde", deren Verfolgung in allen Institutionen des Landes, vom Reichsaußenministerium bis zum Landtag, die meiste Arbeit, die größte Sorge, das häßlichste Unbehagen hervorgerufen hat, werden immer unangenehmer. Es geht um einen Skandal, den man von Staats wegen um jeden Preis verhindern will, den wir aber von Rechts wegen um keinen Preis verhindern lassen dürfen. Aus den Verbrechen einer von der deutschen Regierung im Interesse der Landesverteidigung protegierten Offizierskamarilla ist eine Machtfrage geworden. Handelte sichs hier nicht um gemeine Massenmorde: die Frage wäre längst zu Gunsten der Geßlerschen, der Polizisten und der deutschnationalen Chauvinisten entschieden. So aber dürfen wir wenigstens noch hoffen. Und werden nicht nachlassen.

Dieses System ist unterwühlt, so sehr, daß die Magdeburger Polizei der Berliner nicht mehr trauen kann und auf eigne Faust recherchieren muß, um mehr, vielleicht Alles zu ermitteln. Am 15. Februar 1926 hat sie einen der Hauptzeugen aller Femeprozesse vernommen, in einer Weise, von der der Zeuge sagen kann, daß die Beamten mehr Interesse an der Sache haben als die zuständige I A. Schon wird das Ausland aufmerksam auf Deutschlands Schande.

In amerikanischen Blättern betrachtet man die eigentümliche Haltung der deutschen Regierung zu den Fememorden als die Absicht, ein Geheimnis im Interesse der Locarno-Staaten zu vertuschen. Französische Blätter haben Geßler längst neben Schulz gestellt. Tschechische Blätter glossieren ironisch das Heilige Römische Reich. Nur die englischen Blätter schweigen: sie wissen, daß die deutsche Landesverteidigung, unter deren Schutz die Mordbuben ganze Arbeit geleistet haben, nichts als ein Abschnitt der englischen Front gegen die Gefahren des Bolschewismus ist. Nicht so Polen.

Dieses, aus dem Chaos des Krieges neugeschaffene Land muß in Preußen und Rußland unerbittliche Feinde wittern, die

seine innere Erstarkung zum polnischen Nationalstaat nicht anders als mit scheelen Augen beobachten können. Seine Beziehungen zu England, das in ihm das Glacis gegen Moskau sieht und seine Kriegsrüstungen gern unterstützt — der ‚Manchester Guardian' leitartikelte Anfang Februar auffallend beunruhigt zu den geplanten Verminderungen der polnischen Armee —, zerstreuen nicht seine Zweifel an dem deutschen Friedenswillen. Deutschland hat nichts getan, eine ehrliche Ostpolitik zu proklamieren. Oberschlesien und der Polnische Korridor sind weit mehr Anlaß zur Kriegshetze als Elsaß-Lothringen. Der teutsche Soldat wähnt sich stark und tüchtig genug, einen deutsch-polnischen Krieg zu gewinnen. Die so berechtigte Angst vor der deutschen Invasion führte zu Spionageverhaftungen von deutsch-polnischen Optanten in Oberschlesien. „Ein Schrei der Entrüstung war Deutschlands Antwort." Mussolini? Der war vergessen. Der Feind stand im Osten. Einer der Inhaftierten hat sich erhängt: „er konnte die Schmach der Knechtschaft nicht ertragen". Solche Phrasen sind geeignet, unreife Burschen in Raserei zu bringen; aber tatsächlich hat er sich entleibt, weil er wußte, daß er schuldig war, daß ihn eine Strafe wegen Spionage zu Gunsten Deutschlands erwartete. Warum sorgt die deutsche Regierung nicht dafür, daß die Wahrheit über die Vorgänge in Polen gesagt wird? Warum identifiziert sie sich durch ihr Schweigen mit den Verhafteten, die nicht zu ihr, wohl aber zu den Vaterländischen Verbänden und der Schwarzen Reichswehr in einem gewissen Verhältnis stehen? Die Einmarschpläne; die Festlegung etwa notwendiger Sabotage-Akte; die Ausbildung ehemals deutscher Staatsangehöriger auf deutschem Reichsgebiet durch deutsche Wehrbünde: das alles sind Tatsachen, über die sich zwar die Rechtsblätter teils entrüsten, teils lustig machen, die aber eine klipp und klare Stellungnahme der deutschen Regierung verlangen. Erfolgt diese Stellungnahme nicht, so muß uns erlaubt sein, dahinter einen Dreck zu vermuten, der leider nur allzu sehr zu den andern Schmutzereien passen würde: dann hat die deutsche Regierung mit den „vaterländischen" Spionen zu tun gehabt, dann steht sie in Beziehungen — und sei es durch das Reichswehrministerium — mit den Femeorganisationen, dann hat sie sich durch die Probleme der Landesverteidigung in einen Skandal verwickelt, der mit Locarno nichts mehr zu schaffen hat.

Auch Herr v. Pannwitz, der Mörder, hält sich in Polen auf. Vor wenigen Wochen ging die Nachricht von seiner Verhaftung durch die Presse. Ihr folgten sehr wässrige Dementis, die den Eindruck erweckten, als hätte die deutsche Regierung eins gegeben, weil sie nichts weiß, die polnische eins, weil sie klugerweise nicht daran denkt, den deutschen Nationalhelden in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses zu stellen, solange der Spionage-Eclat, an dem der Freund des Oberleutnants Schulz keinen geringen Anteil zu haben scheint, nicht vollständig aufgeklärt ist. Es gibt einen deutschen Beamten, der mehr davon sagen kann, der aber die Aussage verweigern darf, weil Pannwitz sein Vetter ist: das ist der Stellvertreter des deutschen Gesandten in Warschau, das ist Herr Legationsrat v. Pannwitz.

Ach ja, es ist allmählich ein Rattenkönig geworden: die Unzahl der Morde, die lässige Methode der Polizei, die fragwürdigen Beziehungen der Verteidiger zu den Angeklagten, die Entlarvung des Reichsfemeministers, die einseitige Lösung der Probleme der Landesverteidigung — bis zu den außenpolitischen Schwierigkeiten der deutschen Ostpolitik. Von gewisser Seite wird dem Reichstag eine Petition — das ist die einzige Möglichkeit, etwas zu sagen, was man sonst nicht sagen darf — demnächst eingereicht werden, eine Petition, die auf die neuerdings so oft genananten „Probleme" Bezug hat. Diese Petition stellt die Morde in einem neuen Lichte — im Glanze der Landesverteidigung — dar. Ihr Inhalt gibt den Gerichten recht und beweist die Kraft der Reaktion, die Korruption der Republik. Sind die Tatsachen richtig, dann ist der Locarno-Pakt, soweit Deutschland daran beteiligt ist, eine Lüge: entweder belügt die Regierung das Ausland oder das Reichswehrministerium die Regierung.

In jedem Fall betrogen aber ist: das deutsche Volk.

Gleich um die Ecke von Theobald Tiger

Große Stadt im Kontinent!
Alle haben, was man nennt:
Volksvertretung ...
Kammerpräsidenten thronen.
Rednerpult und Kommissionen.
Aber all Das hat ein End
fünfzig Schritt vom Parlament.

Schneidig kräht ein Referendar.
Vor Monokel und Talar
bist du wehrlos ...
Frei sind nur die Wohlgesinntern.
Sonst: „Zur Wache!" Tritt in Hintern —
„Halt das Maul!" Die Wunde brennt
fünfzig Schritt vom Parlament.

Saalentziehung. Streikverbot.
Fluchtversuch und Straßentod.
Du bist rechtlos ...
Schulrat. Landrat. Vorgesetzte.
Du, du bist der Allerletzte.
Wer wohl die Verfassung kennt?
fünfzig Schritt vom Parlament?

Drin, im Saale voller Lust
schwillt die Volksvertreter-Brust.
Arme Luder ...
Während sie ihr „Hört! Hört!" schrein,
kümmert draußen sich kein Bein
um Beschlüsse, um Proteste.
Andre herrschen. Aber feste.
Drin bleibt Alles ernst-gemessen.
Draußen, an der Macht, beim Fressen,
lacht ein ganzer Kontinent
fünfzig Schritt vom Parlament.

Der Abgeordnete Jahnke von Berthold Jacob

Der Ausschuß des Preußischen Landtags hat die nicht ganz einfache Aufgabe, die Beziehungen zu untersuchen, die gewisse deutschnationale Abgeordnete zu den Fememördern unterhalten. In dieser Woche beginnt die entscheidende Phase seiner Wirksamkeit. Nach den Abgeordneten Meier und Behrens soll jetzt auch das Mitglied des Landtags Kurt Jahnke vernommen werden.

Der ist nach seiner eignen Angabe im Handbuch des Landtags am 17. Februar 1890 zu Strytzewo bei Gnesen geboren, erhielt seine Berufsausbildung als Landwirt und trat 1910 eine längere Reise nach Amerika an. Er wanderte gewissermaßen aus. In der neuen Welt verdiente er zunächst sein Brot als Eisenbahnarbeiter und ging dann zum Studium der sozialen Arbeiterfrage über. Während des Krieges hat er die deutschen Interessen im Ausland wahrgenommen. Dezember 1924 wurde er im Wahlkreis X, Halle-Merseburg, für den Landtag aufgestellt und gewählt.

Ein armer Eisenbahnarbeiter, der nach Amerika auswandert, kann also dort sehr schnell zu Geld und Ansehen gelangen. Man wird danach geneigt sein, die Frage, die so oft erhoben wird, zu bejahen: die Frage nämlich, ob noch heute Amerikas Vereinigte Staaten das gelobte Land für Auswanderer darstellen, das sie einmal vor geraumer Zeit gewesen sein sollen.

Über die Tätigkeit des Herrn Abgeordneten nach seiner Rückkehr in die alte Heimat schweigen sich die Blätter des amtlichen Landtagshandbuchs leider aus. Allerdings ist aus der Wahlcampagne von anno 1924 ein wertvolles Selbstzeugnis des Volksvertreters bekanntgeworden. Am 17. November 1924 hat er in einer Wahlversammlung zu Lauchhammer festgestellt, daß er während des Krieges die Sabotage-Aktionen gegen die amerikanische Rüstungsindustrie geleitet und dabei schlechte Erfahrungen mit dem friedliebenden deutschen Botschafter Graf Bernstorff gemacht habe, den er dann auch als Lumpen beschimpfte. Ferner sei er bei Beginn des Ruhrkriegs von der Regierung Cuno mit der Leitung der Sabotage gegen die Besetzungsmacht beauftragt worden.

Dieser bunte Lebenslauf hat Lücken, und die sollen hier ergänzt werden, weil es für weite Kreise Interesse haben muß, einmal die Antezedenzien eines preußischen Volksvertreters kennen zu lernen.

Herr Jahnke will sich in Amerika mit dem Studium der sozialen Arbeiterfrage beschäftigt haben. Aber ein solches Studium ist auf die Dauer nicht ganz billig. Der Mann, der so etwas unternimmt, will schließlich auch genährt, gekleidet und gelöhnt sein. Darf man fragen, woher der schlichte Eisenbahnarbeiter, der nachweislich ohne jede größere Barschaft nach Amerika gekommen war, die Mittel nahm, ein so sehr auf Zuschüsse angewiesenes Leben, wie das des Sozialstudenten es ist, zu führen? Oder hat Herr Jahnke seine Studien vielleicht von der andern Seite finanzieren lassen, die er nachweislich ebenfalls lange Zeit eingehend studierte, etwa als tätiges Mit-

glied einer ehrenwerten Pinkerton-Bande im Solde amerikanischer Industrietrusts?

Herr Jahnke hat dann, noch im Jahre 1914, ein andres patriotisches Ziel fest „ins Auge gefaßt". Als sein neues Vaterland begann, heftig am Kriege der europäischen Mächte zu verdienen, setzte eine starke deutsche Propaganda ein, die sich nicht auf die moralische Eroberung der Yankeeherzen beschränkte, sondern darüber hinaus auch ihre christliche Nächstenliebe für die unschuldigen Opfer der amerikanischen Granaten tatkräftig betätigte. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn diese aktive Abwehr, in der unser junger Abgeordneter bald Expert werden sollte, nicht grade von dieser Seite ausgegangen wäre. Deutschland befand sich schließlich noch nicht im Kriegszustand mit den Staaten, und deshalb bedeuteten die Sabotage-Akte gegen die amerikanische Rüstungsindustrie zum mindesten den klaren Bruch der feierlich gelobten Neutralität. Die Saboteure, die den Amerikanern in die Hände fielen, wurden schwer bestraft und verschwanden meistens für viele Jahre im Zuchthaus. Herr Kurt Jahnke blieb von solchem Schicksal verschont. Vermutlich auf Grund der guten Beziehungen, die der junge Hooligan von je zu der amerikanischen Polizei gehabt hatte.

Nur der Botschafter Graf Bernstorff litt sehr unter den Folgen der Präzisionsarbeit seines fleißigen Landsmanns, der unentwegt Brücken, Schienenstränge und Munitionsfabriken sprengte. Die Folge waren immer heftigere Noten des Herrn Bryan, später des Herrn Lansing. Leider unterstand Herr Jahnke der Disziplinargewalt nicht des Grafen, sondern des nahezu souverän schaltenden und waltenden Militär-Attachés: des Hauptmanns v. Papen, der seine Weisungen direkt von Herrn Oberst Nicolai am Königsplatz erhielt. Und so flogen weiter Brücken, Eisenbahnen, Munitionsstapel in die Luft. Graf Bernstorff sah der chronischen Verschlechterung der deutsch-amerikanischen Beziehungen ohnmächtig zu. Die Kriegserklärung Amerikas ist schließlich nicht einzig und allein durch den unumschränkten U-Boot-Krieg herbeigeführt worden.

Nach Beendigung des Krieges finden wir Jahnke als Mitglied der christlichen Gewerkschaften wieder. Er schloß sich sehr eng an den Alldeutschen Verband an, spielte seine Rolle in der Nationalen Vereinigung des Herrn Kapp und des Hauptmanns Pabst in der Schelling-Straße und ist in alle Anschläge gegen die deutsche Republik und ihre Exponenten verstrickt, wie wir sie zwischen 1919 und 1926 schaudernd erlebt haben. Zwischendurch treffen wir ihn wieder in München, wohin er 1922 für kurze Zeit übersiedelt. An den verschiedenen Orten führte er verschiedene Decknamen. Der gebräuchlichste war Dr. Janczyk. Unter diesem Namen betätigt er sich in allen Verschwörungen gegen die Staatsgewalt, in allen dunkeln und unaufgeklärten Kriminalfällen, die sich gegen Leben und Sicherheit republikanischer Funktionäre in den vergangenen Jahren gerichtet haben.

In den ersten Tagen des Januar 1923 wird er dann vom Staatssekretär Hamm in die Reichskanzlei gerufen. Man hatte

sich des Manns zu erinnern gewußt, der seine eminenten Fachkenntnisse zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten schon einmal für die Bewältigung so vaterländischer Aufgaben zur Verfügung gestellt hatte. Auf der Konferenz von Hamm, die die Sabotage systematisierte und organisierte, ist er ebenso wie wenige Tage später in Hannover, wo man die Aufstellung der Schwarzen Reichswehr beschloß. Unter Jahnke-Janczyk arbeiten alle Koryphäen der nationalen Bewegung: die Grandel-Augsburg, die Schulz und Schlageter, Medem und Heintz, alias Hauenstein. Wieder fliegen Brücken und Munitionsstapel und Eisenbahnüberführungen in die Luft. Aber der Gegner greift ze Repressalien. Dörfer und Städte werden mit unerträglichen Kontributionen belegt, Geiseln genommen und mißhandelt. Die Menschen an Rhein und Ruhr seufzen unter der Last, die ihnen die Saboteure ohne Not und Nutzen aufbürden.

Der Femeausschuß des Preußischen Landtags steht vor einer historischen Aufgabe: er wird Gelegenheit haben, den blutigen Schleier zu lüpfen, der über dieser deutschen Republik gebreitet liegt.

Denn Herr Kurt Jahnke, dieser scheinbar so unbedeutende Dutzendparlamentarier, dieser deutschnationale Stimmträger, der niemals im Landtag hervorgetreten ist, und den außerhalb der beseligenden Gefilde des Restaurants und der Diätenkasse kein Mensch kennt — er ist der große Unbekannte, vor dessen Person noch stets die Weisheit der unerbittlichsten Untersuchungsrichter aller politischen Verfahren ihre unnatürliche Grenze gesetzt fand. Er ist der geheimnisvolle Drahtzieher so und so vieler geheimnisvoller Verbrechen. An den Drähten in seiner brutalen Hand tanzten alle die wächsernen Marionetten und ließen sich gelegentlich auch willenlos-stumm in den sichern Tod schicken. Seine Werkzeuge kannten ihn kaum dem Namen nach. Er ist immer im Hintergrund geblieben. Dort wird man ihn nun hoffentlich nicht mehr lassen.

Luther und die deutsche Kultur von Heinz Pol

> Im Reichstagsgebäude fand eine außerordentlich zahlreich besuchte Kundgebung des Schutzkartells deutscher Geistesarbeiter für deutsche Geisteskultur statt. Mehr als 40 Verbände der geistigen Berufe Deutschlands waren erschienen, so der Reichsverband der deutschen Volkswirte, der Bund angestellter Akademiker, technisch-naturwissenschaftlicher Berufe, der Reichsbund der höhern Beamten, der Deutsche Offiziersbund.
>
> *Zeitungsbericht*

Und genau so war es auch. Auf der Tribüne stand zunächst ein Herr Dr. Everling aus Nikolassee, machte ein paar Mal „Äh, äh", schnarrte etwas von der Kultur als „deutsches Eigengewächs", pöbelte gegen den Versailler Vertrag und die „unanjemessen" hohen Kriegstribute, gegen Verknechtung und Sklaverei, ließ am Schluß Deutschlands „Adler und Falken wieder steigen" und bekam rauschenden Beifall.

Dieser Dr. Everling ist ein ganz interessanter Mann. Sowas wächst nur in Deutschland. Man stelle sich vor: er lebt davon,

den Jeist zu orjanisieren. Jede Woche jründet er einen neuen Verband, jelejentlich wird im Parademarsch demonstriert, und überhaupt wäre dies Alles nicht nötig gewesen, wenn wir noch unsern Kaiser hätten.

Solch ein Schlag Leute gilt nach außen hin selbstverständlich als unpolitisch. Sie schreien wütend auf, wenn man das Gegenteil behauptet. Nun, Everling ist nicht klug genug, um seine politische Voreingenommenheit verbergen zu können. Er verplapperte sich in seiner Rede allzu oft. Aber er ist sehr regsam. Auf seinen Feldherrenwink kommen einige Dutzend Verbände, und was er an kulturpolitischer Aufklärung nicht schafft, das schafft sein Sohn, der deutschnationale Abgeordnete Eveling, im Reichstag und in der ‚Kreuz-Zeitung'.

Nachdem sich der rauschende Beifall um Everling gelegt hatte, trat Universitätsprofessor Dr. Karo aus Halle auf, um sich über deutsche Kulturfragen im In- und Ausland zu verbreiten. Was, wir deutschen Gelehrten sollen in die internationalen Gelehrtenkartelle eintreten, bevor noch, vor Allen die Franzosen, Alles widerrufen haben, was sie jemals im und nach dem Krieg gegen uns gesagt haben? Wir denken gar nicht daran (Sehr richtig!). Nicht einmal Painlevé hat für nötig befunden, bei dem Bankett, an dem Deutsche teilnahmen, ein Wort von dem zurückzunehmen, was er als Präsident der Französischen Akademie gegen die Deutschen gesagt hat (Beifall).

Dann trat Herr Karo ab. Keinem unter den Geistesarbeitern, die im Saale saßen, fiel auch nur ein, den Zwischenruf zu wagen, ob denn die berühmten 93 deutschen Gelehrten, Schriftsteller und Künstler ihren Protest vom Jahre 1914 schon zurückgezogen hätten.

Professor Karo ist, was man eine Koryphäe nennt. Er war Leiter der Zweiganstalt des Archäologischen Instituts in Athen vor dem Kriege und während des Krieges Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Sonst ist er der Prototyp unsrer reaktionär Gebildeten: die gekränkte Leberwurst, wenn der Andre auch einmal eine Dummheit gemacht hat. Die eigne Dummheit jedoch war ein aus dem Gefühl der verletzten Ehre geborene Tat. Wat heißt hier Ausland!

*

Aber das Alles war nur Vorspiel, denn jetzo ging ein Raunen durch die geistigen Kulturarbeiter im Reichstag: Reichskanzler Dr. Luther betrat die Rednertribüne und hub zu einer 20-Minuten-Rede an.

Ich will ganz objektiv sein: Was soll ein mit Außen- und Innenpolitik so enorm belasteter Mann wie der deutsche Reichskanzler überhaupt einer Versammlung seine Ansichten über Kultur entwickeln! Er muß es selbstverständlich nicht. Es kann überdies Einer ein politisches Genie sein, ohne kulturell höher zu stehen als ein mittlerer Bürger.

Nun ist zu verstehen, daß die ganze Kundgebung überhaupt nur stattfand, um die Everlingschen Geistesarbeiter einen hohen Regierungsbeamten ein paar unverbindliche Worte sprechen hören zu lassen. Luther wußte auch ganz genau, daß er nur ein Paradestück war. Also ein paar glatte Worte...

Was begab sich aber? Der deutsche Reichskanzler erreichte mit seinen Worten ein derartiges Niveau, daß...

... daß der Saal nach der Rede vor begeistertem Klatschen und Trampeln beinahe brach. Mit tränenden Augen sprach am Schluß Herr Everling seinem hohen Herrn Vorredner seinen zu tiefst gefühlten Dank aus; und das war wirklich ehrlich gemeint.

Aber um auf Herrn Luther zurückzukommen: nichts von seiner Rede war wert, daß man es eine Sekunde lang im Kopfe behielt. Nur ein Satz. Er lobte die moderne Malerei und Architektur und meinte, von einem Absterben könne man nicht reden — im Gegenteil. Und dann... Ich zitiere wörtlich nach dem stenographischen Bericht:

> Ich habe nicht von Literatur gesprochen; ich habe es absichtlich nicht getan; ich glaube, daß unsre Zeit, die nun einmal die Vorzeichen der Technik trägt, auch in ihrer geistigen und kulturellen Einstellung sehr stark auf das Sinnenhafte und die Außenwelt sich einrichtet, und da entnehme ich innern Mut besonders daraus, daß grade auf diesem Gebiet Kunst und Kultur sich fortreißend zu entfalten beginnen.

Verstehen Sie das? Ich auch nicht. Niemand im Saal hat es verstanden; am allerwenigsten der Redner. Der dachte sich: irgendetwas muß ich sagen, je dunkler, desto besser, dann glauben sie, es sei was Besonderes.

Er hatte richtig spekuliert: die Jeistesarbeiter sperrten Mund und Nase auf.

Schwer zu entscheiden, wer kulturell höher steht: ein Redner, der vollendeten Unsinn verbricht, da er es nicht besser weiß, oder da sichs nicht lohnt — oder die Zuhörer, die sich das beifalltrampelnd und ehrfürchtig mit anhören.

*

So geschehen auf der Kundgebung des Schutzkartells deutscher Geistesarbeiter. Wir, die wir nicht dazu gehören, dürfen uns aus vollem Herzen gratulieren.

Jeist ist doch ein besonderer Saft...

Nationales von Peter Panter

In Europa ist viel über den Krieg nachgedacht worden.

Die Engländer taten es vorher, die Franzosen während des Krieges, die Deutschen nachher.

*

Die Nationen wurden aufgefordert, einen Kreis zu zeichnen. Der Amerikaner trat an mit einer Kreiszeichnungsmaschine, the biggest of the world; der Engländer zeichnete freihändig einen fast einwandfreien Kreis, der Franzose ein reichgeschmücktes Oval, der Oesterreicher sagte: „Gehns — mir wern uns do net herstelln" und pauste den englischen Kreis durch. Die Deutschen lieferten ein Tausendundsechsundneunzig-Eck, das fast wie ein Kreis aussah, es war aber keiner.

*

Ein Kommunist war eingekerkert worden, und die ersten europäischen Schriftsteller wurden gebeten, sich dazu zu äußern.

Der Franzose schrieb einen blendenden Aufruf, gebrauchte hierbei die Form „vous doutassiez" und entfesselte damit eine bewegte Diskussion in seinem Vaterlande; G. B. Shaw verfaßte ein außerordentlich ironisches Drama, worin er sich über seine Landsleute derart schonungslos lustig machte, daß auf Wochen kein Billett zu haben war, von dem Gefangenen war übrigens in dem Stück nicht die Rede; der Deutsche unterzeichnete den Protest nicht, weil er zufällig in München wohnte. Zwei aber drangen in das Gefängnis tatkräftig ein. Als Erster kam der Russe in die Zelle. Da lag der Gefangene und war tot. Der Fascist hatte ihn schon erschossen.

*

Einmal machten die Völker einen Wettbewerb: wer am weitesten sehen könne.

Der Franzose sah bis zum nächsten Arrondissement. Der Engländer sah über die ganze Welt, sie spiegelte ihn. Der Berliner sah vom Kurfürstendamm über die Spree hinweg bis zum Alexanderplatz und glaubte, was dazwischen läge, sei Amerika und der Atlantische Ozean. Der Wiener sah gar nicht hin: er las einen herrlichen Beleidigungsprozeß in seiner Zeitung.

*

Nach dem Sündenfall vergißt der Franzose eine Frau, der Engländer heiratet sie, der Rumäne verschafft ihr einen Mann, der Deutsche fängt einen Prozeß mit ihr an, und der Amerikaner heiratet sie vorher.

*

Sieben internationale Züge fuhren einmal langsam hintereinander auf einer Strecke, und der Mann im Bahnwärterhäuschen sollte sie an einer bestimmten Stelle durch Zuruf aufhalten.

Zum französischen Lokomotivführer wurde heraufgerufen: „Alle Eisenbahner haben Steuerermäßigung! Halten verboten!" — da bremste er sofort;

zum Spanier: „Stiergefecht! Hier gleich in der Nähe!" — da wollte er bremsen, vertagte es aber auf morgen;

zum Deutschen: „Die reine Apperzeption des Seins in der relativ scheinenden Bewegung wird hierorts bestritten!" — da sagte der Deutsche: „Sooo—?" und stieg ab, um Alles recht zu bedenken, und wenn er nicht in den Krieg gezogen ist, steht er da heute noch;

zum Italiener: „Bitte stoppen!" „Giovinezza!" sang der und legte ein wildes Tempo vor, weil er das für fascistischer hielt, der Weichensteller kam merkwürdigerweise mit dem Leben davon;

und zum Sachsen: „Wenn Sie anhalten, kriegen Sie gratis einen Rundfunksender!" — da kletterte der Sachse im Fahren von der Maschine, holte sich den Sender, grüßte reisfreundlich und fuhr weiter.

Nur Zwei ließen sich auch durch die schönsten Zurufe nicht beirren. Der Engländer, weil er es so wollte. Und ein deutscher Demokrat. Der hatte nichts gesehn und nichts gehört und fuhr still seine Bahn.

Tempelhofer Feld und Wedding

von Adolf Behne

Das Haus der Buchdrucker

Der Verband der Deutschen Buchdrucker hat sich in der Dreibund-Straße, dicht am Tempelhofer Feld, ein Haus gebaut — mit Wohnungen im Vordertrakt, mit Druckerei, Büros und Sitzungssaal im Hoftrakt —, das eine vorbildliche Leistung ist. Nach so vielen ärgerlichen Mißgriffen in der Geschichte der Gewerkschaftsbauten — Hamburg, Leipzig, Engel-Ufer in Berlin — hat endlich einmal eine große Arbeiter-Organisation ihren Baumeister aus der vordersten Reihe der Modernen geholt und den ersten Gewerkschaftsbau geschaffen, der klarer, reiner und bestimmter Ausdruck seiner Gattung ist. Die Buchdrucker haben den Auftrag an Max Taut gegeben, der nach dem Bau des Hauses für den Gewerkschaftsbund an der Insel-Brücke unbedingt der richtige Mann war. Max Taut hat sich noch wesentlich über jenen Bau hinaus entwickelt in der Richtung, die die zuletzt dort durchgeführten Teile erhoffen ließen. Seine von allen Formeln, Motiven und Interessantheiten absehende Gesinnung baute ein Haus, das sich als vollkommen überzeugender, urgesunder Organismus frisch, lebendig und kraftvoll darstellt — und keinerlei andern Mitteln als architektonischen seine starke Wirkung verdankt. Immer wieder lassen sich auch bessere Beurteiler architektonischer Pläne durch pittoreske Wirkungen des Zeichenstifts auf dem Papier blenden — durch malerische Wirkungen, die am ausgeführten Bau oft ganz verpuffen. Max Tauts Zeichnungen sind sehr nüchtern, aber im ausgeführten Bau ist ein unmittelbares, spannungsreiches Leben zwischen Flächen und Öffnungen, Hell und Dunkel, Horizontalen und Vertikalen, Konstruktionsteil und Füllung, Glatt und Stumpf, Vor und Zurück, Farbe und Nicht-Farbe, Backstein, Eisen, Holz und Beton. Wirklich: diese Hauswand, die nichts mehr von „Fassade" hat, sollte in ihrer Gegend, wo es noch so viel zu bauen gibt, Schule machen. Wie muffig, träge, wie entsetzlich melancholisch stehen rundum die öden Klunker-Fassaden! Hoffen wir, daß das Buchdruckerhaus den Bewohnern dieses Viertels einen neuen Maßstab gebe der Frische, der Helligkeit, der Straffheit und Einfachheit. Ganz unbedingt wird von den Werkräumen eine starke Einwirkung auf die darin arbeitenden Menschen ausgehen. Kein Wort des Lobes ist zu hoch für diese Arbeitssäle. Daß sie hell, sauber und bequem sind, das ist selbstverständlich. Aber daß sie es gleichsam bewußt sind, daß sie es sind als einheitliche und sinnvolle Gestalt, in der zwischen Maschine und Wand und Raum eine in den Relationen der Masse, der Form, der Farbe sich auswirkende aktive Beziehung besteht: das ist eine Prachtleistung.

Die Buchdrucker haben vor kurzem in ihren ‚Typographischen Mitteilungen' ein Sonderheft: ‚Elementare Typographie' herausgebracht, das ihren hohen Ehrgeiz und ihre moderne Gesinnung bezeugte. Mit ihrem Haus aber haben sie ein Vorbild gegeben, hinter dem kein Bau der Gewerkschaften und der Arbeiter-Organisationen mehr zurückbleiben darf.

Kunstausstelluug Wedding

Im Warenhaus W. Stein, Chaussee-Straße 70/71. Die Initiative kommt von Otto Nagel. Otto Nagel ist auf dem Wedding geboren und auf dem Wedding groß geworden, ist auf dem Wedding zur Arbeit gegangen und hat dann, als er Maler wurde, auf dem Wedding seine Modelle gefunden — er müßte am besten wissen, was für Bilder man in der Chaussee-Straße zeigt. Er hat mit großer Liebe zur Sache Bilder und Zeichnungen zusammengebracht von Kollwitz, Zille, Baluschek, Eickmeier, Dix, Wollheim, Schlichter — Arbeiten, die, sonst sehr disparat, zusammengehalten werden nur durch das Thema: Proletariat, Elend, Verzweiflung, Krankheit, Destille, Schwoof. Aber inhaltlich ist das Alles doch den Besuchern der Wedding-Ausstellung in einer Leibhaftigkeit bekannt, die selbst das tollste Bild nicht übertreffen dürfte. Wie das Alles in Wahrheit noch sehr viel grauenvoller ist, wissen diese Besucher am Ende besser als diese Maler. Sollen die Besucher die Feinheiten der „peinture" bewundern? Dann gäbe es immerhin bessere Exempel. Oder sollen sie mit Rührung erkennen, daß es Maler gibt, die um ihre Not wissen? Wäre es nicht, wenn man schon Klassen-Psychologie treibt, richtiger, diese Kollektion im ‚Kaufhaus des Westens' den Bürgern zu zeigen, die dann das Elend wenigstens in gemaltem Zustande sehen könnten? (Aber fast alle diese Bilder haben auch schon in bestbürgerlichen Salons gehangen.) Freilich: was sollte man dann auf dem Wedding zeigen? Wenn es durchaus Bilder sein sollen, dann jene, die von der sozialen Predigt zur sozialen Tat übergegangen sind — zur Tat selbstverständlich in ihrem Arbeitsgebiet und mit ihren Mitteln. Rot zu Grün ordnen so, daß beide Farbquanten ihr höchstes Maß an Kraft, Würde, Freiheit erhalten, ist sehr viel revolutionärer als Handgranaten oder ‚Sieg der Barrikade' malen. Denn es ist auf jeden Fall ein Tun, während jenes stets ein Reden von . . . bleibt. Die meisten Menschen nehmen immer noch ein mit Hilfe von Farben vorgetragenes Gerede für Malerei. Soll Malerei kämpfen, so muß sie zunächst einmal Malerei sein. Eine Kollektion von Mondrian, Dexel, Fischer, Péri, Burchartz, Nerlinger und den wenigen sonst noch aufrecht Gebliebenen und eine Andeutung, wie der Weg über das Bild hinaus zum Bauen und zu jeder unmittelbaren Gestaltung des Lebens geht: das wäre mir richtiger vorgekommen. Welche Maler sind denn die besten Kämpfer für den Sozialismus? Die besten Maler. Je wahrhaftiger, je kühner, je logischer sie in Farben denken, umso bestimmter treiben sie die Menschen vorwärts. Ihr haltet solche Anschauung für bürgerliche Dekadenz, für l'art pour l'art-Gesinnung? Nun, um Kunst für das Leben sein zu können, muß allerdings Kunst zunächst Kunst sein, so wie ein Messer, um schneiden zu können, zunächst scharf sein muß. Es ist schon richtig, daß die umwälzende Kraft nicht im Wie, sondern im Was des Kunstwerks stecke, aber doch nur im malend-arbeitenden, im handelnden, seienden Was, nicht in dem gemalten „Etwas". Hat gutes Turnen mit der Ähnlichkeit des Vater-Jahn-Kopfes zu tun, den die Turner künstlich „stellen" können?

Die Kunstausstellung Wedding will offenbar den „bürgerlichen Schwindel der Aesthetik" nicht mitmachen: sie will proletarisch, klassenbewußt und radikal sein. In Wirklichkeit aber ist sie grade wieder abhängig vom Modewandel der bürgerlichen Kunstkennerschaft. Das Bürgertum nennt seine künstlerische Reaktion heute „neue Sachlichkeit" — und leider humpelt da die Kunstausstellung Wedding hinterher, statt diese Niederungen zu überspringen und die Zukunft zu zeigen: die Zukunft und den Weg zu ihr.

Josefine von Alfred Polgar

Im Wiener Raimund-Theater wird ein altes Lustspiel von Hermann Bahr zum, sozusagen, Besten gegeben. Die Zaesur, mit der der Weltkrieg die Zeit entzweischnitt, hat nebst einigem Andern auch diese Komödie getötet. Sie wurde geköpft wie die arme Wachtel von der mähenden Sense.. Und mutet also, wenn sie noch tut, als lebe sie, sehr gespenstisch an. Oder ist es nicht gespenstisch, Krieg als eine quicke, fesche, zum Teil sogar urgemütliche Angelegenheit vorgeführt und seine Krudelität ganz in Fidelität aufgelöst zu sehen? Und klingt es nicht wie Stimme aus dem Mehlspeis-Tartarus, den jungen Offizier quietschvergnügt rufen zu hören: „Hurra, wir sind in der Patsche!"? Die muntere Komödie zeigt, woher eigentlich der General Bonaparte, in Italien kämpfend, den sieghaften Elan bezog. Aus seinem verliebten, eifersüchtigen Ärger über Josefine, die ihm nur spärliche Billettchen ins Feld schickte. So illustriert Bahr das bekannte Sprichwort: Läppische Ursachen, große Wirkungen. Er nimmt die Historie auseinander, wie ein Kind seine Puppe, und schaut, was drin ist: Allzumenschliches. Josefine — Frau Konstantin spielt sie sehr fein und humorig, mit Naturtönen des Weibchentums — hat ein Vogelhirn, und der Dialog, den sie zwitschert, ist danach. Napoleon jedoch, wenn er gereizt wird, steckt den säkularen Feldherrn heraus, und weil ihm Josefine Geschichten macht, macht er Geschichte. Von seinem strategischen Genie gibt er auf der Bühne Proben. Da die Ordonnanzen hereinstürmen und Niederlage über Niederlage melden, wird Herrn Feldhammers Antlitz plötzlich ehern (man hört förmlich, wie ihn Klio auf die Stirne küßt), er spricht die unsterblichen Worte: „Alle Bataillone, vorwärts!" und stürzt, indem er seinen Galanteriedegen zieht, durch die Kulisse links in die Lombardei, die er im Zwischenakt erobert. Später dann, nach der großen Pause und dem 18. Brumaire, ändert sich die Beziehung Napoleons zu Josefine. Ihre Zärtlichkeiten gehen ihm jetzt auf die Nerven, für die schönen Empire-Kleider, die Frau Konstantin mit Grazie trägt, hat er kaum einen Blick, sein Sinn ist darauf gerichtet, das Kaiserliche zu lernen, Alles krümmt sich vor Etikette (am heitersten krümmt sich Frau Hochwald), und der brave Moustache, als Zeremonienmeister mit dem Stab, wird, obgleich er ein alter Säufer ist, das Dreimal-Aufstoßen beim Nahen Napoleons niemals lernen. Sehns, so lustig ist Historie, wenn man sie wendet, und so kleinartig das Großartige, wenn

man es unter die rechte Lupe nimmt. Doch auch vom Schauer heroischer Zeit läßt Bahr seinen Hörern etwas über den Rücken rieseln, zum Beispiel wenn der Oberst, der nur mit einem zerschlissenen Mantel seine Blöße deckt, der Josefine erzählt: „Wir hatten gar nichts mehr, keinen Rock, kein Hemd, keine Schuhe. Da sagte Napoleon, auf den Feind deutend: ‚Dort ist, was Ihr braucht, holt es euch' . . . und wir haben es uns geholt!" Also warum geht er dann daher wie Monna Vanna? Nett wirkt es auch, wenn Napoleon, in der einen Hand die blutgetränkte Fahne, mit der andern seiner Pepi einen ganzen geplünderten Juwelierladen überreicht. Ach, was für verantwortungslose Kinder und Phantasten sind die Dramatiker, und was für ein Theater ist doch das Theater!

Filmkunst und Filmgeschäft von Axel Eggebrecht

Die Saison ist auf dem Höhepunkt,

fast alle angekündigten neuen Großkinos sind eröffnet. Sechs Premieren an einem Tage sind keine Seltenheit. Aber hinter diesem üppigen Betrieb geht der Abbau der deutschen Industrie rapide weiter. So ist durch die Entlassung fast aller Regisseure, Architekten, Operateure, qualifizierten Angestellten, festangestellten Schauspieler der Produktionsapparat der UFA auf den Umfang einer Mittelfirma gebracht. Wogegen Verleih und Theaterverwaltung noch fortwährend ausgebaut werden. Über die Produktion des Jahres sind noch keine Entschlüsse gefaßt. Man spielt die Trümpfe des vergangenen aus. Aber

Manon Lescaut,

die große deutsche Premiere des Februar, ist nach „Tartüff" der zweite große Versager. Arthur Robison, der einmal in ‚Schatten' sich ernstlich um eine Erweiterung der optischen Darstellungsmöglichkeiten bemüht hat, ist längst an der Aufgabe gescheitert, im Rahmen einer Trustproduktion „verfeinerte Publikumsfilme" herzustellen. Schon ‚Pietro der Korsar' und nun die Geschichte der armen Manon sind Kitsch mit literarisch-aesthetischer Garnierung geworden. Nicht der Mut, aber die Fähigkeit fehlte, fest und primitiv zuzupacken. Alles pendelt auf der gefährlichen Grenze von Plumpheit und Prätention. Ein natürliches Talent zu bildhafter Gestaltung verzettelt sich in undynamischen „schönen Einstellungen". Fritz Lang, der Maler, der Statiker, hat sie ja Alle verführt. Unter den Schauspielern fiel der sympathisch-abstoßende Siegfried Arno auf, selten beschäftigt wie so viele Filmbegabungen, die vom deutschen Film vor lauter Nachwuchssuche vergessen werden. Über das „berühmteste Liebespaar der Weltliteratur" nur so viel, daß Gaidarow eine männliche Lya de Putti ist.

Bei solchen Ergebnissen langmonatiger, unglaublich teurer Arbeit ist kein Wunder, daß

die lebensgefährliche Krise

der deutschen Filmwirtschaft sich fortdauernd verschärft. Die Fachpresse hat ihre, noch zur Zeit des UFA-Amerika-Abkommens kaum gedämpften, Fanfaren sachte übergeleitet in trübe

Schamaden, die Trauermärschen schon recht ähnlich klingen. Feststeht, daß man in diesem Jahre keinen „Großfilm" mehr beginnen wird. Das wäre kein Unglück, aber die ganze Weisheit deutscher Filmführer ging ja auf die Herstellung von „Spitzenwerken" aus. Nun wird ein „Überangebot mittelmäßiger Ware" bleiben, wie sich die ‚Lichtbildbühne' ehrlich ausdrückt. Es dient in erster Linie der Erlangung von Einfuhrscheinen. „Mangelnde Voraussicht der Führer gefährdet die deutsche Industrie". Ein paar der ‚Lichtbildbühne' entnommene

Zahlen.

lassen den ganzen Umfang dieser Gefährdung erkennen. Deutschland braucht im Jahr 300 bis höchstens 350 Spielfilme. Während gesetzlich immer nur 1 fremder für 1 deutschen Film eingeführt werden darf, sind tatsächlich auf alle mögliche Weise — Rückdatierung, Kompensation durch kleine, nie aufgeführte deutsche Schundfilme und dergleichen — 106 Einfuhrbewilligungen überhaupt noch nicht ausgenutzt und 100 ausländische Filme bereits zensiert, aber noch nicht ausgewertet. Summa: 206. Bleibt überhaupt nur ein Rest von höchstens 150, wovon in dem zweifelhaften Falle nunmehr genau befolgter Kompensation 1 : 1 die Hälfte deutsche Filme sein werden. Das Gesamtverhältnis des Jahres stellt sich also gegen die durch ein Kompensationsgesetz geschützte deutsche Industrie 275 : 75 — ein schlagender Beweis, daß Wirtschaftsgesetzgebung sich nach den Geschäften richtet und nicht umgekehrt.

Daß es sich hier nicht etwa um pessimistische Spekulationen handelt, sondern um sichere Aussichten, belegen die — vom ‚Filmkurier' mitgeteilten — Ergebnisse der Zensurtätigkeit im letzten Vierteljahr. Danach betrug der Anteil deutscher Filme an sämtlichen zensierten Spielfilmen im November 47%, im Dezember 48%, im Januar 29%.

Der Weg ist also deutlich vorgezeichnet. Und wenn der deutsche Filmindustrielle seine Geschäfte ja auch kaum von der Überlegung bestimmen lassen wird, daß er, statt ‚Manon Lescaut' zu fabrizieren, besser tut,

Goldrausch

zu verleihen, so soll uns jedenfalls das nicht an einem leisen ironischen Vergnügen hindern, daß hier einmal das businei auf der Seite des Genies steht. Chaplin ist älter geworden, er ist sichtbar noch weiser, noch überlegener, noch mehr Tragöde im Clown, eindringlicher Entlarver des wirklichen, unromantischen Lebensverlaufs. Es gibt in diesem Film ein paar Stellen, die den ausgesogenen Roué und die Köchin aus Eberswalde in Einer Erschütterung zu Tränen ergreifen. Und was kein Theater, kaum ein Buch, ein Gebäude mehr vermag, schenkt dieser — in mancher Hinsicht, zum Beispiel in der Photographie, von Dutzenden andrer Filme übertroffene — Film mit der Selbstverständlichkeit, die Jeder, Jeder, Jeder empfindet, ohne darüber reden zu müssen: das Erlebnis der großen, repräsentativen, Jeden in sich beruhigenden und zugleich aufstachelnden Kunst; die Gestalt unsrer Zeit, unsern Artus, Don Quixote, Hamlet. Worauf wir das Theater mit der Gewißheit verlassen, daß dieses Abendland offenbar doch noch nicht ganz tot ist.

Der Tod der Königin Luise

Wenige Figuren der deutschen Geschichte sind so zur Legendenquelle geworden wie die Königin Luise von Preußen. Die Legendenbildung begann unmittelbar nach ihrem Tode, und die Kreise einer literarischen Tafelrunde, die sich Christlich-deutsche Tischgesellschaft nannte, und der die Berliner Romantiker adliger Abkunft nahestanden, haben diese Legendenbildung ganz bewußt und wohl auch gegen besseres Wissen gefördert. Eine dienstfertige preußische Historiographie hat das Geschäft weiterhin besorgt. Für Wilhelm I. war die Gestalt seiner Mutter unantastbar. Wilhelm II. ließ von dem Archivar Paul Bailleu eine Monographie seiner Urgroßmutter schreiben, die für den sonst recht klugen Historiker ein saures Stück Arbeit gewesen ist. Die Stahlhelmschwesternschaft hat sich die Königin als Schutzpatronin erkoren und den Königin-Luise-Bund gegründet. Eine wirklich kritische historische Darstellung der Frau, die das Mittelmaß in keiner Hinsicht überragt hat, wäre eine Notwendigkeit. Einstweilen geht die Legendenbildung fort. Ludwig Berger hat den neusten Beitrag mit seinem zweiteiligen Luisen-Drama geliefert. In Würdigung dieser preußisch-vaterländischen Absicht eines rheinhessischen Juden widmen wir ihm heute den Neuabdruck eines alten Volkslieds vom Tode der Königin Luise. Der Text des Liedes ist der von Soltau begonnenen und von Hildebrand fortgesetzten verdienstlichen Sammlung: ‚Historische Volkslieder' entnommen. Sie findet sich im zweiten von Hildebrand 1856 herausgegebenen Bande. Der Herausgeber sagt: „Ein Lied, das viel verbreitet ist und noch jetzt viel gesungen scheint, besonders ein häufiges Lieblingslied von Frauen und Mädchen nicht etwa niederer Stände allein, die der wehmütige, religiöse und zugleich menschlich empfindungsreiche Ton anzieht." Das Lied, das hier folgt, wird auch 1926 noch gesungen.

Johann Jeremias Kruse

Wilhelm, komm an meine Seite,
nimm den letzten Abschiedskuß,
schlummernd hört' ich ein Geläute,
welches mich zu Grabe ruft.
Wilhelm, drücke, ach! so drücke
dich an meine bange Brust,
nimm von meiner kalten Lippe
nun den letzten Abschiedskuß!

Treu und fromm war mein Bestreben,
liebevoll dein Weib zu sein;
bester König, dir zu leben
und der Tugend treu zu sein.
Aber ach! ganz ohn' Erbarmen
droht das Schicksal mir den Tod,
reißet mich aus deinen Armen,
drückt mein Herz mit Gram und Not.

Frankreich hat uns überwunden
dies, mein König kränket mich,
dies verkürzet meine Stunden,
reißet mich jetzt schnell von dir.
Ach! wie leiden unsre Staaten,
unsre brave Garnison,
Offizier' wie auch Soldaten,
ach, wie sinkt jetzt unser Thron!

Dies war lange schon mein Grämen,
Magdeburg und Halberstadt,
auch Westfalen hinzugeben,
da man nicht gesündigt hat,
dies ists, warum ich mich kränke,
Alles steht in Gottes Hand!
ists sein Wille, o! so schenke,
er dir das verlorne Land.

Sorge nur für meine Kinder,
nimm sie an dein Vaterherz,
sie sind Kinder jung und minder,
wend von ihnen Leid und Schmerz.
Laß sie christlich fromm erziehen,
Armen immer Gutes tun,
o! so wird dein Staat einst blühen,
und auf dir wird Segen ruhn.

Nimm den Vorrat, den ich lasse,
Gold und alles Silbergeld,
gib ihn in die Armenkasse,
dafür ist er nur bestellt.
Meinen Tod, den sie beklagen,
ist für sie gerechter Schmerz,
weinend werden sie dir sagen:
Luise hatt' ein gutes Herz!

Nun, mein Wilhelm, ich muß scheiden,
meine letzte Stunde schlägt,
nun entgeh ich allen Leiden,
die man hier als Mensch nur trägt,
denn mein Geist eilt jetzt den Höhen
himmlischer Bestimmung zu,
wo wir einst uns wiedersehen,
ungetrennt in sel'ger Ruh.

Nein, ach nein! es ist nicht möglich,
ich soll nur dein Opfer sein,
denn mein Geist ist bei dir täglich,
bester König, nur allein,
bis dich einst an meine Seite,
so wie mich, Bestimmung ruft,
und ein tönendes Geläute
zu mir bringt in meine Gruft!

Mache nur, wenn ich erbleiche,
keinen Aufwand, keine Pracht,
setze stille meine Leiche,
in die finstre Gruft bei Nacht.
Arme, die ich hier im Leben,
unterstützt mit meiner Hand,
diesen, Wilhelm, wirst du geben,
was ich hab' an sie verwandt.

In Charlottenburg bereite,
bester Wilhelm, mir das Grab,
an des stillen Schlosses Seite,
wo ich dir mich oft ergab.
Auf der schönen grünen Wiese
richte mir mein Denkmal hin,
setze drauf: Hier schläft Luise,
Preußens sel'ge Königin.

Bemerkungen

Der Fall Hölz

Fechenbach und Wandt sind frei. Hölz noch nicht. Aber auch an ihm ist ein Justizmord verübt worden.

Das Kernstück im Urteil des Moabiter Sondergerichts ist die Erschießung des Gutsbesitzers Heß aus Roitsch. Trotzdem das Gericht für „zweckdienliche Aussagen" 50 000 Mark Prämie anbot, war das Ergebnis äußerst dürftig. Neben der Witwe Heß, die Hölz zunächst nicht wiedererkannte und erst später sich ganz genau erinnern wollte, daß Hölz wie nach einem Schuß die Hand gesenkt habe, traten als „Kronzeugen" zwei verurteilte Mitglieder der Hölz-Truppe selber auf: Uebe und Keller, deren mehrmals wechselnde Aussagen allzu deutlich die Absicht verrieten, sich der Justiz für kommende Gnadenakte zu empfehlen. Aber nur Uebe behauptete, gesehen zu haben, daß Hölz die Hand mit einem Revolver vorstreckte, während gleichzeitig mehrere Schüsse fielen. Für die Beweiskraft der Aussage dieses knapp zwanzigjährigen Zeugen spricht die Tatsache, daß er nicht einmal vereidigt wurde.

Das Sondergericht ging unbekümmert über die wichtigen Feststellungen der Verteidiger hinweg, daß Hölz, der sich zu den übrigen Taten — Raub, Sprengung, Landfriedensbruch, Hochverrat — mannhaft bekannte, doch gar keinen Anlaß gehabt habe, den ihm völlig fremden, wehrlosen, zur Erfüllung jeder Forderung bereiten Heß zu töten, sprach von „ehrloser Gesinnung" und von „Schutz der Kulturmenschheit vor solchen Verbrechern" und verhängte über Hölz lebenslängliches Zuchthaus.

Seit Jahren kämpft er nun, von der Öffentlichkeit völlig unbeachtet, gegen diesen Justizmord. Ein Wiederaufnahmeantrag, gestellt auf Grund neuer Tatsachen, wurde vom Staatsgerichtshof abgelehnt, weil — plötzlich! — die genannten neuen Zeugen als Teilnehmer der Hölz-Truppe mit ihren Aussagen nicht voll beweiskräftig seien. Glaubhaft und beweiskräftig ist nach dieser Praxis also nur der Teilnehmer der Hölz-Truppe, der gegen Hölz aussagt. In jüngster Zeit sollen nun wieder neue Erhebungen wieder neues Material für den Justizmord erbracht und einige frühere Belastungszeugen erschüttert haben. Darüber ist eine Denkschrift von der Verteidigung bereits an das Justizministerium eingereicht worden.

Währenddessen sitzt Hölz im Zuchthaus bereits fast sechs Jahre. Eben erst war er monatelang von seiner Ehefrau und der Verteidigung abgesperrt. Und doch wartet er, ungebrochen, auf den Tag seiner Befreiung, um die er kämpft.

Und um die wir mit ihm kämpfen werden.

Max Rudert

Der Feme-Ausschuß

In Nummer 8 der ‚Weltbühne' hat * * * sich mit dem Feme-Ausschuß des Landtags befaßt.

Der Verfasser, dessen aufschlußreiche Artikel ich im übrigen sehr schätze, übersieht — wie leider Viele —, daß der preußische Untersuchungsausschuß kein Ausschuß über das gesamte Gebiet der Fememorde ist. Das Gesamtgebiet bearbeitet vielmehr der Ausschuß des Reichstags. Wir Preußen haben von einem Parallelausschuß abgesehen:

a) um keine überflüssige Doppelarbeit zu leisten;
b) weil der außerpreußische Teil des Themas (Mecklenburg) nicht unsrer Zuständigkeit unterliegt;
c) weil Reichsbehörden — namentlich das Reichswehrministerium — nicht zur Auskunftserteilung und Aktenvorlegung an uns, wohl aber an den Reichstags-Ausschuß verpflichtet sind.

Unser Gebiet sind bestimmt abgegrenzte Einzelfälle. Nachteil: eine gewisse Zusammenhangslosigkeit. Vorteil: Möglichkeit rascher und genauer, bis ins Detail dringender Arbeit. So haben wir in einer Woche den Fall Meier-Behrens-v. Zengen — bis auf ein paar kleine Ergänzungen, die nur wenig Zeit erfordern — so gut wie erledigt, während der Reichstags-Ausschuß mit der Beweisaufnahme noch gar nicht beginnen konnte. Demnächst werden folgen die Fälle Jahnke, Pannier, Grütte-Lehder und vielleicht noch andre.

Es mag sein, daß der Fall Meier-Behrens-v. Zengen in bezug auf das eigentliche Femeproblem, an dem * * * besonders liegt, weniger gebracht hat, als von Manchen erwartet wurde. Dafür dürfte er in andrer Beziehung umso lehrreicher geworden sein. (Der Fortgang des Herrn Dr. Tänzler aus der Arbeitgeber-Vereinigung ist doch kein ganz bedeutungsloses Faktum.)

Hinzu kommt, daß der Ausschuß bei seiner Arbeit an die ursprüngliche Formulierung des Beweisthemas durch die Antragsteller gebunden ist. Ein Übelstand, den ich schon in frühern Ausschüssen beklagt habe. Der Antrag erfolgt auf Grund einiger Zeitungsnotizen und dergleichen, wobei — mangels einer Voruntersuchung — auch die Antragsteller selber oft nicht klar sehen, auf welche Punkte es ankommt. Das stellt sich vielmehr erst in der Beweisaufnahme selber heraus, und dann ist der falsch formulierte Antrag ein Hindernis. Eine gewisse Korrektur ist bei uns schon erfolgt durch die ausdrückliche Überweisung der Sachen Pannier und Grütte-Lehder, die der Landtag nachträglich beschlossen hat. Auch die Anregungen des Herrn Kollegen Obuch sind keineswegs mit einer Handbewegung beiseite geschoben worden, sondern wir haben Herrn Obuch um genauere Formulierung seines Beweismaterials gebeten, die inzwischen erfolgt ist. Ich werde auch gern für weitere Korrekturen des Beweisthemas eintreten, wo die ursprüngliche Formulierung versagt. Diese kann aber nur der Landtag selber vornehmen, nicht der Ausschuß, der vom Landtag sein Thema zugewiesen erhält.

Das Publikum und auch * * * mögen jedenfalls bei aller begreiflichen Ungeduld und Erwartung nicht von uns verlangen, was nicht der preußische, sondern der Reichstags-Ausschuß leisten soll und hoffentlich leisten wird: die Aufklärung des Gesamtgebiets der Fememorde.

Erich Kuttner

Andreas Hofers und Liebknechts Geist

Der Andreas-Hofer-Bund veranstaltete kürzlich in München eine Kundgebung für die Deutschen Süd-Tirols. Es wurde viel geredet, und einer der Redner sagte unter anderm: „Held Andreas Hofer! Wir rufen Dich! Wir rufen Deinen Geist!"

Der Geist erschien aber nicht. Wenn man bedenkt, daß Tirol nach dem Preßburger Frieden an Bayern fiel und Andreas Hofer vier Jahre später grade gegen die mit Frankreich verbündeten Bayern kämpfte, muß man bedauern, daß sein Geist in dieser Versammlung nicht erschien. Er hätte den guten Bayern Einiges zu sagen gehabt.

*

Auch in Budapest wurden vor kurzem Geister zitiert. Der Budapester Gerichtshof lud Liebknecht als Zeugen ein. Liebknecht (Wilhelm) hatte vor etwa vierzig Jahren eine Rede gehalten, deren Wortlaut als Broschüre auch in ungarischer Sprache erschienen ist. Jetzt erst entdeckte die Staatsanwaltschaft in dieser Rede eine Aufreizung zum Klassenhaß und erhob die Anklage gegen Verleger und Übersetzer. So wurde Liebknecht als Zeuge geladen.

Sein Geist erschien aber nicht. Das ist sehr bedauerlich! Es

wäre immerhin interessant gewesen, seine Ansicht über den Klassenhaß und die Gerechtigkeit in Ungarn zu hören.

Fritz Pirat

Kleine Anfragen

Wißt Ihr, daß die deutschen Fürsten allein an Bodenbesitz 500 000 Hektar oder 5000 Quadratkilometer verlangen?

Wißt Ihr, daß diese Fläche größer ist als ein Drittel des „Freistaats" Sachsen (= 14 993 Quadratkilometer), 80mal so groß wie Groß-Berlin (= 63 Quadratkilometer) und 2000 mal so groß wie der Berliner Tiergarten?

Wißt Ihr, wieviel Land das ist: 500 000 Hektar? Land und Siedlungsboden genug für mindestens 20 000 Siedlerfamilien (bis 100 000 oder mehr Menschen!), von denen jede über 25 Hektar (also eine Fläche von 500 Metern im Quadrat) bewirtschaften könnte — und nicht des schlechtesten Bodens (Acker, Wiesen, Forsten), denn die Herren Fürsten wußten schon immer, was gut ist! 20 000 Siedlerfamilien!

Was sagen dazu „die Demokraten", die so für Siedlung schwärmen? Was sagt dazu Herr Dr. h. c. Damaschke und sein deutscher Bund für Bodenreform?

Hugo Marx

Helden der Arbeit

Unter der Überschrift: ‚Helden der Arbeit' fand der aufmerksame Leser — andre haben es ganz gewiß übersehen — im ersten Morgenblatt der Frankfurter Zeitung vom 5. Februar 1926 die Meldung:

> „Im Jahre 1925 wurden im Ruhrbergbau fast 75 000 Arbeiter verletzt und mehr als 1000 getötet. Von den Toten waren etwa 660 Verheiratete."

Geht uns diese Nachricht wirklich so wenig an wie die Presse, für die sie mit drei Zeilen abgetan war oder überhaupt nicht in Frage kam? Es muß an einer Sache schon etwas oberfaul sein, wenn die „öffentliche Meinung" so gar keine Meinung dafür oder dagegen hat. Oder sollte das Frankfurter Blatt gar so etwas wie Gewissensbisse verspürt haben, als es von 75 000 Verletzten und über 1000 Toten hörte? Wohl kaum. Alle diese armen, einfachen Menschen haben ja keine Franc-Noten gefälscht, keine Staatsstreiche ausgeführt, keine Parlamente bevölkert, keine großen Vermögen verlangt und verwaltet, keine hohen Renten bezogen, sondern sind bei ihrer ganz gemeinen, dreckigen Arbeit verunglückt.

Für wen? Für uns! Durch wen? Fragt die Verletzten; und Ihr werdet erfahren, warum die Presse diesmal so schweigsam war.

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen wer kein reines Gewissen hat, nicht gern sprechen hört. Und kann sich vielleicht Jemand den Kapitalismus mit reinem Gewissen vorstellen?

Arthur Seehof

Boris Godunow

‚Boris Godunow' war die große Tat Fritz Buschs, als er 1922 in Dresden angetreten war. Man fuhr von Berlin hinüber, ähnlich wie 1912 zum ‚Rosenkavalier'. Bis die Große Volksoper sich zwei Jahre später Mussorgskis annahm und volle Häuser hatte. Wieder zwei Jahre später entschloß sich die Berliner Staatsoper. Zweiundfünfzig Jahre nach der Petersburger Uraufführung. Also sofort.

„Vater der neuen Musik" ist heute das Etikett für Mussorgski. Weil er sich über hergebrachte Gesetze musikalischer Architektonik und Regeln der Harmonielehre hinwegsetzt; weil er naturalistisch detailliert; weil er zur nationalen Ausdruckskunst treibt. ‚Boris Godunow' ist das bedeutendste Bühnenwerk Mussorgskis, der als kleiner Beamter ein halber Dilettant war. Ein Stück russischer Geschichte, schon von Schiller her bekannt, zeigt in groß gesehenen, aber unvermit-

telt hingestellten Bildern den Zaren Boris mit seinem Gegenspieler, dem falschen Dimitri.

Die Musik — elastisch, von pakkender Rhythmik und fesselnder Ausdruckskraft — steigert das Grandiose dieser an alte Balladen mahnenden Bilderfolge. Doch ist sie kein einheitliches Ganzes. Die verschiedenartigsten musikalischen Elemente werden aufeinandergeschichtet. Sie ergeben jedoch die Gestalt des Zaren, die wie ein Turm sich erhebt und zusammenbricht.

Fehlt der Komposition die innere Einheit, so wurde diese Zerrissenheit von Pirchan noch gesteigert. Neben Bildern von der Eindringlichkeit der russischen Schenke, des Zarengemachs (das Glasbild hätte in seiner Stärke für sich allein genügt) oder der wirklich geglückten Gobelin-Anordnung in Marinas Gemach — daneben stehen: der Platz im Kreml in seiner Überladenheit aus Kuppeln und Farbe wie eine Musterkollektion von Riesenbonbons; die Klosterzelle, worin der Chronist Pimen, ein Barbarossa im Jugendstil-Kyffhäuser, am Tisch sitzt; der Rüdisühli-Schloßgarten von Sandomir.

Es wurde stellenweise erstaunlich vollendet gespielt. (Sollte man das in der Oper allmählich lernen?) In der fast hypnotischen Überredungsszene des Jesuiten mit Marina wurde die treppenhafte Steigerung der Musik auch szenisch ausgeschöpft. Das Liebesduett Dimitri-Marina war große Oper. Am mächtigsten wirkt Scheidls Boris in Gesang, Spiel und Maske. Vornehm sangen auch die Arndt-Ober und Dvorsky, ein Dimitri, der nur in der Volksszene abflaute. Seltsam matt klang Brauns, des Chronisten, sonst tragende Stimme. Die Chöre gepflegt.

Georg Szell am Pult zu beobachten, machte Freude; wie er die Chöre heranholte oder mit der Linken etwa die Hörner zurückhielt. Schönster Zusammenklang von Orchester und Bühne. Warum aber wurde für die Berliner Aufführung nicht Mussorgskis Originalpartitur (die 1925 bei Chester in London erschienen ist), sondern Rimsky-Korssakoffs doch verwischende Überarbeitung benutzt? So bleibt immer die Frage nach dem eigentlichen Mussorgski. Im Ganzen: eine spät, doch glücklich eingelöste Schuld der Staatsoper.

Albert K. Henschel

Aus deutschen Schulbüchern

Wie schützt das Deutsche Reich seine Grenzen? Früher konnte Deutschland seine gefährdeten Grenzen durch sein großes stehendes Heer schützen (800 000 Mann). Jetzt dürfen wir bloß 100 000 Mann halten. Die genügen nicht, denn auch die kleinen Nachbarländer haben mehr Soldaten als wir. Frankreich aber hat ein zehnmal so großes stehendes Heer. Wir haben auch fast keine Kriegsschiffe mehr. Kurz, wir sind ganz wehrlos und darum schutzlos. Deswegen können auch die Feinde mit uns machen, was sie wollen. Darf das so bleiben? Wollt Ihr diese Sklaverei auf die Dauer ertragen?

Erdkunde, Vorbereitungen für den Unterricht nach den Grundsätzen der neuern Lehrkunde, bearbeitet von Th. Franke, Wurzen. I. Teil: Deutschland. (Verlag Jul. Beltz, Langensalza 1922)

Frühjahrs-Offensive

Ob Li Ching Lin schon vor Tsientsiens Toren,
ob de Rivera Land gewinnt am Riff,
nur wenig Worte seien dran verloren,
denn — wie der Osten sagt —: Ists unser Schiff?

Ob Mussolinis Adria-Marine,
ob Polens Adler weißgefiedert droht,
ob sich am Brenner lockert die Lawine,
was kümmerts uns? Die Jugend reventloht!

Wir wissen nur, daß gen das Volksbegehren
Die in Neustrelitz und um Eisenach
mit echtem Untertanenmut sich wehren.
(Komtessentränen machen Männer schwach.)

Wir wissen, daß die Münchner, Mainzer, Linzer
„fröhlicher Weinberg"-Bau zutiefst empört,
und daß im Moselland verarmte Winzer
Finanzbeamte in der Ruh gestört.

Wir wissen nichts von Wulle oder Kube.
Was völkisch ist, bleibt in den Tod getreu.
Verräter graben ihre eigne Grube.
Und Hitlers Mannen sammeln sich im Bräu.

Der Frühling naht für alle Heldensöhne.
Bald hast du Deutscher, was du innig willst.
Der Lenz von Hildach bringt uns wilde Föhne,
Und mit dem Schnee die Republik zerschmilzt.

Karl Schnog

Antworten

Bruno Manuel. Ich habe die deutschen Südamerikaner zur Lektüre des Argentinischen Tageblatts aufgefordert, weil es von allen Überseeblättern in deutscher Sprache die anständigste Gesinnung hat. Dazu schreiben Sie mir: „Mehr Abonnenten könnten seine Gesinnung so weit in die Höhe treiben, daß auch der Verlag davon berührt wird und sich anschickt, die Aufsätze, die er aus deutschen Zeitungen nachdruckt, zu honorieren. Bis jetzt hat er weder auf weiche noch auf herbe Vorstöße der Verfasser reagiert." Das waren geschriebene Vorstöße. Vielleicht hilft dieser gedruckte.

Pädagoge. Die Erziehungsarbeit der jungen Lehrer von Goldisthal an der Schwarza im Thüringer Wald ist durch das thüringische Kultusministerium zerstört worden. Niemand hat es von dieser Verwaltung anders erwartet. Schade um jeden Pfennig Steuern.

Zeitungsmänner. Die Schilderung des Falls Hugenberg in Nummer 8 hat euch angeregt, Zuschriften wie in Geschwadern auf mich loszulassen. Danach ist der Reichstagsabgeordnete Cremer keineswegs so abhängig von Herrn Hugenberg gewesen, wie Walter Aub wissen will. Im Gegenteil: Cremer hat einen hartnäckigen, aber leider erfolglosen Kampf gegen Hugenberg intra muros geführt. Schon 1923 kams zwischen Hugenberg und Cremer zu einem Konflikt, der Hugenberg sogar zu dem Versuch veranlaßte, die TU durch Entziehung aller Subsidien auszutrocknen. Der Kampf endete mit Cremers Rücktritt. Während der Dienst B, die demokratische Korrespondenz-Ausgabe, noch nicht geendet hat. Noch nicht. Denn er wird kaum mehr geliefert. Den Abonnenten dieser Ausgabe wird systematisch der Paralleldienst zugestellt, der den Interessen der Deutschen Volkspartei dient und denselben Kopf trägt. Maske und Falle ist Alles hier und das demokratische Mitgliedsbuch des Chefredakteurs Heinrich Gesell das Feigenblatt der TU. Auf B folgt C, der Dienst für nationale katholische Zeitungen. Sein Leiter Esser ist eher deutschvölkisch als deutschnational und war der pressetechnische Berater des Herrn Semer in dessen Prozeß mit Karl Spiecker. Dann legt die Neue Leipziger Zeitung Wert auf die Feststellung, daß auch sie keinen einzigen der verschiedenen TU-Dienste bezieht und die wiederholten Angebote dieses Korrespondenz-Unternehmens abgelehnt hat, ausschließlich aus politischen Erwägungen. Ganz vergessen aber hat Walter Aub die DVC, die Deutsche Volkswirtschaftliche Correspondenz, die Herr Dr. Jan Eyssen, geborener Birnbaum, redigiert, und die als das Sprachrohr der Victoria-Straße zu bezeichnen ist. In der Victoria-Straße haust der Bergbauliche Verein, die Firma des Geheimrats Hugenberg, in dessen System durchaus gehört, immer mehr Auslandsposten mit ausgesprochen deutschnationalen Herren zu besetzen. So ist Herr v. Kries, ein Neffe des Landtagsabgeordneten, nach London, ein baltischer Baron von La Trobe, während des Krieges Agent der deutschen Spionage in Stockholm, nach Genf geschickt worden. Womit ich hoffe, eure geschriebenen Äußerungen aufgearbeitet zu haben. Von euern gedruckten sind vorderhand nur zwei der Beachtung wert. Die Kreuz-Zeitung, die Andre für so dumm hält, wie sie selber talentlos und lebensunfähig ist, und die deshalb bei der Deutschen Tageszeitung hat unterkriechen müssen, hält sich an eine einzige Tatsache: daß die Mitarbeiter der TU und des Vereins Deutscher Zeitungsverleger den Parlamentsbericht machen. Der kümmerliche Polemiker verschweigt aber absichtlich, daß dieser Bericht zwar vom Verein Deutscher Zeitungsverleger so herausgegeben wird, wie das Büro im Reichstag ihn herstellt, daß aber die Abonnenten der TU keineswegs alle diesen ausführlichen Bericht erhalten. Er wird

nämlich dann erst so zurechtgemacht, wie es den Chemikern im Laboratorium für die Zubereitung der öffentlichen Meinung Deutschlands nötig und nützlich erscheint. In der Dosierung liegt das Geheimnis, arme Kreuz-Zeitung. Deinem Geschwister in der Zimmer-Straße hingegen hat es besonders die Nennung des Oberst Nicolai angetan. Als Philipp Scheidemann dessen Einfluß auf die Hugenberg-Zentrale und deren Einfluß auf die deutsche Presse bis hinunter zum Berliner Lokal-Anzeiger graphisch falsch dargestellt hatte, schwieg der betroffen eine Woche lang. Als die ‚Weltbühne' diesen Einfluß graphisch richtig dargestellt hatte, wandte er fast die halbe erste Seite des Hauptblattes an — ja, woran? An die Erklärung, daß der Redaktion nicht bekannt sei, von Herrn Oberst Nicolai abhängig zu sein. Diese Redaktion, innerhalb deren der gute, alte, beinah siebzig Jahre alte, ehrliche Holzbock wie das Wahrzeichen einer entschwundenen Epoche deutscher Geisteskultur wirkt, diese Redaktion, deren jüdische Mitglieder über dem Strich ebenso deutsch-völkisch sind, wie die christlichen jüdisch-völkisch sein würden, wenn Weizmann Geld genug aufbrächte, um das Blatt für den Zionismus zu kaufen — diese Redaktion wird gewiß noch nie den Genuß gehabt haben, den ich für mein Teil nie vergessen werde: Herrn Nicolai zu hören und zu sehen. Aber es ist ja auch nicht behauptet worden, daß er in der Zimmer-Straße herumsitzt und mit Martin Proskauer und Siegfried Breslauer vaterländische Tachles redet. Die redet er mit Herrn Hugenberg, und nicht einmal der braucht selbst in die Zimmer-Straße zu gehen, wo man von altersher auf den Strich geht, sondern der hat seine Leute. Und die wieder sind so geschickt, ihr Handwerk bis zur Unbemerkbarkeit unauffällig zu treiben. Also wird wirklich die Redaktion des Berliner Lokalanzeigers zum ersten Mal die Wahrheit gesprochen haben, als sie beteuerte, nichts von dem Einfluß des Herrn Nicolai auf sie zu wissen.

Fränkischer Bauer. Der Reichswehrminister hat kürzlich im Reichstag geäußert, daß niemals Unteroffiziere zur Ausbildung von Stahlhelmleuten kommandiert worden seien. Sie hingegen teilen mir mit, daß an dem Tage, wo Herr Geßler das äußerte, aus Würzburg von dem Reichswehr-Artillerieregiment 7 nicht mehr und nicht weniger als 6 Pferde, 2 Mann und 1 Unteroffizier in Ihr Städtchen eingerückt seien, um den 17—20 jährigen Schülern der Landwirtschaftlichen Winterschule, die nichts so sehr lieben wie den Stahlhelm, die Segnungen eines sechswöchigen Reitunterrichts zuteil werden zu lassen. Warum? Weil das Organ des Landbunds geschrieben hatte, daß die ausgebildeten Leute der Reit- und Fahrvereine im Ernstfall für das Heer erwünschte Reserven seien, und daß man von heute auf morgen zwar mancherlei, aber nicht reiten lernen könne. Ja, rüstet Deutschland denn?

Literarhistoriker. Die ‚Deutsche Zeitung' schreibt: „Fast sind die Beiden Schulbeispiele für naive und sentimentalische Dichtung im Schillerschen Sinne; sie stehen an den Polen des deutschen Empfindens, wie Schubert und Beethoven, wie Claudius und der Schiller der Weltanschauungsgedichte. Oder vielleicht noch zutreffender Hebbel." Wer „die Beiden" sind? Max Jungnickel und Eberhard König.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir ersuchen

6 Mark für das II. Vierteljahr 1926

bis zum 1. April einzuzahlen, da am 2. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958, Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Friedensstifter Mensch von Georges Pioch

Es ist eine dreiste Unterstellung, wenn der Kriegsgerichtsrat Dr. Dobring behauptet, die USP habe den Verteidigungskrieg verworfen und deshalb die Kriegskredite abgelehnt.

Abgeordneter Dittmann am 22. Januar 1926

Stärksten Eindruck macht der mit Überzeugungskraft geführte Nachweis, daß die USP keine Gegnerin der Landesverteidigung gewesen ist.

‚Vorwärts' am Abend des 22. Januar 1926

Der erste Franzose, bei dem mir klar wurde, welche Gattung Mensch allein den Frieden wirklich bringen kann, war ein Bauer aus der Vendée: ein gewisser Clemenceau.

Er war 1895 mein Bettnachbar im Fort Dogneville. In diesem martialisch-finstern Ort, wo wir zehn Monate lang gemeinsam das stumpfsinnigste Leben führten, Erniedrigungen erlitten, die zur Verzweiflung trieben, unser ganzes Nationalelend durchmachen mußten, genoß er den Ruf eines Trottels. Er trug ein Skapulier; seine Art zu sprechen war scheu, sein Geist von ergreifender Langsamkeit.

Dennoch, wenn ich an ihn zurückdenke, muß ich gestehen, daß dieser Schlot, der es bestimmt nie zum Gefreiten gebracht hat, auf dem klaren, graden Wege des Pazifismus weiter war als Herr Aristide Briand, der nächstens den Nobelpreis kriegen wird, als Herr Herriot, Herr Painlevé und manchèr andre gelahrte Mann, für den das ‚Si vis pacem para bellum' ein unverbrüchlicher Glaubenssatz ist.

Eines Tages, als unsre Kompagnie einen Übungsmarsch machte, ließ der Leutnant vor einem Gebirgszug am Horizont halten, den der selige Déroulède so einschmeichelnd-volkstümlich „die blaue Linie der Vogesen" genannt hat.

Der Leutnant wandte sich an meinen Bettnachbar und fragte ihn: „Was liegt hinter diesen Bergen?" Die Frage verdutzte meinen Kameraden. Aber er war ein vorsichtiger Mann und besaß die Weisheit, lange zu überlegen und seine Antworten aufzuschieben. Ungeduldig fuhr der Leutnant ihn an: „Ich werds Dir sagen: hinter den Bergen liegt Deutschland; so; und jetzt sag mir: Was ist Deutschland?"

Ganz von selbst, und offenbar ohne den Kopf verloren zu haben, antwortete mein Kamerad: „Deutschland? Ob ich das weiß? Deutschland, das sind die Deutschen."

Überlegen zuckte der Leutnant die Achseln. „Und Frankreich, nicht wahr, das sind die Franzosen?"

Dann wandte er sich zu mir und bemerkte: „Ein Idiot, was? Bilden Sie mal ein siegreiches Heer aus solchen Früchten!"

Diese Äußerung hatte meinen Kameraden eingeschüchtert. Er war davon, sah ich, während des ganzen Marsches wie benommen. Am Abend sagte er zu mir: „Worüber hat der Leutnant sich nur geärgert? Ist denn das so schlecht gewesen, was ich ihm geantwortet habe? Wenn Deutschland nicht die Deutschen sind und Frankreich nicht die Franzosen — ja, wenns nicht Menschen sind, was denn eigentlich sonst?"

So lehrte mich an dem der Geburt einer Wahrheit ungünstigsten Platze der Welt ein simpler Bauer aus der Vendée, der nicht anders lebte als jeder Andre und nur aus dem Leben sein Denken ableitete, fortan in meiner Zuneigung und in meinem Dienste nicht mehr das tiefe, menschenhafte, wahre Frankreich mit dem abstrakten Wesen Frankreich zu verwechseln und nicht mehr das tiefe, menschenhafte, wahre Deutschland mit dem abstrakten Wesen Deutschland.

Seitdem ist mir manches Licht aufgegangen. Besonders über den Nationalstolz, von welchem Schopenhauer sagt, daß er der wohlfeilste Stolz sei...

*

Ja, unser Scharfblick und unsre Vernunft! Da gleichen wir unsern Brüdern, den Pferden. Deren Eigentümlichkeit ist: daß in ihren Augen der Mensch riesengroß wird, der sie unterjocht und lenkt. Wie sie sich der Peitsche fügen, so unterwerfen wir uns abstrakten Wesen, Phantasiegebilden.

„Frankreich voran!" ruft der Eine; „Deutschland über Alles!" verkündet das Orakel der Gegenseite... Nach Michelet, nach Renan, nach Leuten mindern Grades äußert Herr Painlevé: „Frankreich ist eine große sittliche Persönlichkeit"... Aber ein schlechter Eunuch und Sittenwächter, liefert er die „große Persönlichkeit" den Handgriffen einer schamlosen Finanz aus und verkuppelt sie an einen Primo de Rivera...

Herr Herriot sagt: „Die Waffen aus den Händen legen bedeutet nichts, solange die Geister nicht abgerüstet sind." Aber eben unsre Geister rüstet er mit dem, was er „die Religion Frankreichs" nennt, und was Gustave Dupon in seinem (bedeutenden) Buch ‚Die Herrschaft der Bestie' „Höhlenbewohnergeist" nennt.

Er schlägt an seine Heldenbrust, Herriot, die doch nur einen Menschenton wiedergibt, und ruft zu einem patriotischen Spektakel die ganze französische Geschichte auf; er brüstet sich, mit ihr solidarisch zu sein — findet also wohl, ihn, den Pazifisten, verpflichteten zu den Verbrechen der Zukunft die Verbrechen der Vergangenheit.

Ist er noch Herriot? Nein, er ist Frankreich; so, wie Mussolini, ein noch Hingerissenerer, Italien ist; so, wie Ludendorff Deutschland hätte sein können.

Geschaffen aus Fleisch und Blut, wird er zum abstrakten Wesen, zu jenem Phantasiegebilde, das er vor der Welt darstellt.

Gewiß, er will den Frieden; aber eben nur so, wie Staatsmänner ihn für gewöhnlich wollen. Ein zweiter Poincaré, erklärt er: „Wir erstreben den kraftvollen, den gerechten, den ehrenvollen Frieden"...

*

Indes, die Wahrheit treibt uns, bedrängt uns, brennt uns auf den Nägeln — die Wahrheit, die Sie, Herr Briand, verkünden müssen, wenn Sie, den Nobelpreis in der Tasche, ihn sich wirklich verdienen wollen... Die Wahrheit, die das Leben uns beibringt, und die es uns täglich besser begreifen lehrt, durch seinen Rat, der gütig genug ist, uns Alle zu retten, wenn wir geistig reif genug sind, unsre Rettung selber zu bewerkstelligen.

Und so lautet die Wahrheit: „Nieder das abstrakte Wesen Deutschland — hoch die Deutschen! Nieder das abstrakte Wesen Frankreich — hoch die Franzosen! Mögen sie sich gegenseitig besser verstehen lernen, und mögen sie, nachdem alle Grenzen gefallen sind, sich in dem ewigen Vaterlande Menschheit finden und versöhnen, zu dem die Größe ihrer Taten und ihres Unglücks sie und mit ihnen alle Völker bekehren wird! Nieder alle abstrakten Vaterländer: diese Moloche, diese Saturnusse, die sich am Ruhme Ugolinos berauschen — jenes Ugolino, der seine Kinder aß, um ihnen den Vater zu erhalten!"

Eines Tages wird der Kongreß der Vereinigten Staaten Europas widerhallen von dem Bekenntnisschrei der Wahrheit: „Seitdem es Kriege gibt, das heißt: seit je, hat nie ein Volk einem andern Volk den Krieg erklärt. Individuen erklärten den Krieg andern Individuen; immer betrogen, immer betrunken gemacht, immer abhängig, folgten die Völker dann folgsam nach und hielten für ihre Erhebung, was ihre Erniedrigung, was ihr Ruin war."

Dies dachte unzweifelhaft, ohne es zulänglich ausdrücken zu können, mein Bettnachbar Clemenceau, der Bauer aus der Vendée, der seinen Vorgesetzten und Kameraden als Trottel galt.

Und dies, unter anderm, will ich versuchen, in Saarbrücken, Köln, Heidelberg, Mainz, Kaiserslautern, Trier, Aachen und Berlin zu sagen, wohin die Friedensvereinigungen mir die Ehre erwiesen haben mich zu berufen, damit ich dort für die französisch-deutsche Verständigung werbe.

Aus dem Französischen übersetzt von Kurt Hiller

Das Reichsarchiv und sein Werk

von Heinrich Kanner

Was in Nummer 7 der ‚Weltbühne' Ignaz Wrobel von der tendenziösen Geschichtsschreibung des Reichsarchivs befürchtet hat, ist, ohne daß er es weiß, schon längst Tatsache geworden. Das Reichsarchiv hat ein auf viele dicke Bände berechnetes amtliches Werk über den Weltkrieg in Angriff genommen, wovon bisher zwei Bände erschienen sind. Sie geben sich als streng wissenschaftlich und objektiv, wie es die Generalstabswerke über die frühern Kriege Deutschlands waren. Aber schon ein Blick auf die im ersten Band dargestellte Vorgeschichte des Weltkrieges zeigt, daß das Reichsarchiv-Werk die Traditionen seiner Vorgänger in Wahrheit aufgegeben hat und eine reaktionäre politische Tendenzschrift im Geiste der Unschuldscampagne geworden ist.

Die deutsche Unschuldscampagne sucht die Schuld am Ausbruch des Weltkrieges Rußland zuzuschieben: das habe durch seine — am 31. Juli 1914 vormittags bekannt gewordene — Gesamtmobilisierung die beiden Mittemächte zum Kriege gezwungen, an den sie für ihr Teil vorher gar nicht gedacht hätten. Diese These eignet sich auch das Reichsarchiv-Werk an. Es weist auf das Verhalten Oesterreichs gegen Rußland hin und behauptet, in Wien sei man, obzwar man bereits am

31. Juli mittags die allgemeine Mobilisierung ausgesprochen habe, sogar noch bis zum Abend des 31. Juli entschlossen gewesen, sich gegen Rußland auch weiterhin abwartend zu verhalten. Wo bleibt der Beweis für diese so wichtige Behauptung? Er besteht in einem einzigen Satz, den der Chef des deutschen Großen Generalstabs v. Moltke am 31. Juli abends Conrad telegraphierte:

> Will Oesterreich Deutschland im Stiche lassen?

Aber: was Conrad auf dieses Telegramm sofort geantwortet hat, und wie er es in seinen Memoiren selbst darstellt, das verschweigt das Reichsarchiv-Werk. Nämlich:

> Oesterreich-Ungarn hat durch allgemeine Mobilisierung und angeordnete Versammlung in Galizien Willen zum Krieg dokumentiert.

Moltkes Telegramm beruhte, wie aus Conrads Darstellung hervorgeht, auf einem Mißverständnis des — in diesen ereignisreichen Tagen etwas konfus gewordenen — deutschen Generalstabschefs. Außer dieser Konfusion beweist es nichts, gar nichts.

Das Reichsarchiv-Werk begnügt sich aber nicht mit der falschen Behauptung, daß Oesterreich-Ungarn trotz der russischen Gesamtmobilmachung noch am 31. Juli abends von dem Krieg gegen Rußland nichts wissen wollte. Es geht noch weiter, indem es behauptet, Oesterreich-Ungarn habe mit seinem Entschluß zum Kriege gegen Rußland selbst auf die Gefahr hin gezögert, daß es dadurch in seinem Aufmarsch gegenüber Rußland kostbare Zeit verliere, und daß es auch wirklich dadurch einige Tage verloren habe — was freilich ein starkes Anzeichen für den mangelnden Kriegswillen gegen Rußland wäre. Während Oesterreich zögerte — schreibt das Reichsarchiv-Werk —:

> war für das oesterreichisch-ungarische Heer durch den vorher eingeleiteten Aufmarsch gegen Serbien eine Lage entstanden, aus der der Frontwechsel gegen Rußland nur noch unter Zeitverlust ausführbar war. So ist auch die Donau-Monarchie mit dem Beginn des Aufmarsches den Russen gegenüber um mehrere Tage in Nachteil geraten.

Wenn das wahr wäre, müßte doch auch Conrad etwas davon wissen, und er würde sicherlich in seinen Memoiren nicht unterlassen haben, diese — die oesterreichisch-ungarischen Staatsmänner politisch und moralisch und die oesterreichisch-ungarische Heeresleitung, das ist Conrad selbst, militärisch entlastende — Tatsache gehörig herauszustreichen. Was aber schreibt Conrad in seinen Memoiren über dieses sehr wichtige Moment des Aufmarsches seiner Armeen? Er erwähnt es nicht nur einmal, sondern allein im IV. Band mindestens sechzehnmal, und jedesmal sagt er darüber genau das Gegenteil wie das Reichsarchiv-Werk. Ein Beispiel für viele:

> Im übrigen waren unsrerseits die konkreten Kriegsvorbereitungen derart getroffen, daß, wenn bis zum fünften Tage der Mobilisierung gegen Serbien (und das war der 1. August) der Kriegsfall gegen Rußland einträte, die Überführung der anfänglich gegen Serbien versammelten 2. Armee nach Galizien noch ohne wesentlichen Zeitverlust erfolgen konnte, wie es ja auch tatsächlich geschehen ist.

Das eine Beispiel genügt, um den tendenziösen Charakter des Reichsarchiv-Werks zu erweisen. Es wäre wünschenswert, daß man im Reichstag die Reichsregierung dazu veranlaßte, Rede und Antwort zu stehen, mit welchem Recht sie die erheblichen Kosten dieses politisch einseitigen Werkes aus öffentlichen Mitteln deckt und den Ruf der amtlichen wissenschaftlichen Publikationen schädigt.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Jean Paul rät: „Wählt nicht Polemik, sondern Thetik, nicht Streitlehre, sondern Satzlehre." Prachtvoll; ganz mein Goût! Aber wenn unsre Sätze nun bestritten werden? Sollen wir uns da taub stellen?

*

Oft steht auf verantwortlichem Posten ein Korrupter, in den günstigern Fällen ein Korrekter, fast nie ein Charakter.

*

Der Antibolschewismus der Tolstoi-, der Gandhi-Pazifisten ist sachlich begründet: diese Glaubensgruppe verficht die absolute Gewaltlosigkeit. Dagegen die „Gewalt!" schreiende, „Terror!" zeternde Bolschewistenfresserei jener wohlhabenden bürgerlichen Pazifisten, die für Verteidigungs- und Exekutionskriege sind und die Wehrpflicht erörtern, ist unsachlich, nämlich weiter nichts als private Besitzangst.

*

Das Große zeichnet sich dadurch aus, daß es Ehrfurcht vor dem Größern empfindet und bekennt. Diese Haltung ist gradezu ein Kriterium der Größe. Paradigma: die Art, wie Philosophieprofessoren Philosophen behandeln, Journalisten Schriftsteller, Funktionäre Führer.

*

Eine ungeheure Lüge, daß wir etwas vom Wesen der Welt, vom Sinn des Seins, vom Ding an sich, vom Absoluten, von Gott wissen oder erfahren können — eine ungeheure Lüge („Metaphysik"), die nur dazu dient, die Menschen abzulenken von der einzig wichtigen und würdigen Aufgabe: die Ordnung der Gerechtigkeit auf Erden herzustellen.

*

Bucharin sagt: „Die Kapitalisten, ihre Lakaien und ihr Hofstaat, die Pfaffen, Prostituierten ..." Welch eine Kränkung der Prostituierten, diese Zusammenstellung!

*

Das erschütterndste Symbol für politische Aktivität, das je ein philosophischer Nihilist gefunden hat, steht in den ‚Sümpfen' von André Gide: der Ventilator, der die Stickatmosphäre gar nicht beseitigt, dafür beim Drehen ein scheußliches Geräusch macht. Hieße Gide ... nun, ich will keine deutschen Namen nennen, dann schliffe er diesen Einfall zum Dolche und bohrte ihn Denen, die kämpfen, in den Rücken. Aber der Franzose fährt fort: „Revolutionär — vielleicht bin ich es schließlich doch, kraft des Grauens vor dem Gegenteil." Der Nihilist bleibt praktisch der Verbündete des Aktivisten. (In Frankreich.)

*

Antwort auf einen Prospekt: Schreibmaschinen sind gut für Schreib-Maschinen; ich bin keine und kann keine gebrauchen.

*

Wie beneide ich die monistischen Spießer um ihren „wissenschaftlichen" Kinderglauben! Es gehört zehnmalsoviel Skepsis dazu, Gott als Möglichkeit gelten zu lassen, wie dazu, ihn zu leugnen.

Das Lied vom braven Mann von Carl Mertens

> Die Zukunft Deutschlands erblickst du hier,
> Gleich wogenden Phantasmen,
> Doch schaudre nicht, wenn aus dem Wust
> Aufsteigen die Miasmen!
>
> *Heine*

Am 1. März hat Ludwig Quidde dem Reichstag eine Petition überreicht, die allen Abgeordneten vertraulich zugegangen ist. Der Inhalt: Geheimorganisation des militärischen Deutschland unter Anschluß an die Reichswehr als sogenannter Heimatsschutz; Aufmarschpläne; Mobilmachungsvorbereitungen; Sitzungsprotokolle; Briefe; Befehle; Meldungen; geheime Waffenlager. Ein Strauß von Disteln. Daraus jede einzelne die Reichswehr in ihre edelsten und höchsten Teile sticht.

Aber mit merkwürdiger Ruhe haben die Herren Abgeordneten den Inhalt der Petition hingenommen. Wollte man die Bewilligung des Reichswehr-Etats nicht stören? Wollte man so viel Ungeheuerlichkeiten auf ein Mal nicht glauben? Hatte man die Drucksache im Drang der Geschäfte übersehen? Hätte ein Andrer als Quidde die Petition unterzeichnet: er wäre gestäupt worden. Für den greisen Pazifisten ist der Terror und die Willkür des Systems Geßler keine Gefahr mehr — an ihn wird man sich nicht so leicht zum zweiten Male wagen. Und wo stille Andacht über die peinliche Angelegenheit, die grade in die Reisevorbereitungen für Genf platzte, hinweggehen wollte, trat die Polizei in Aktion. Am 4. März fand bei dem Adjutanten des Heimatschutzes, Rittmeister a. D. v. Morosowicz, eine Haussuchung statt. Vernehmungen folgten. Die Petition hat Wege zur Bekämpfung der Geheimbündelei gewiesen. Unschwer kann die Polizei dabei mit der Reichswehr in Konflikt geraten, weil diese Waffen des Stahlhelms als eigne reklamiert; weil sie die Ausbildung von Zeitfreiwilligen als Verfehlungen einzelner Unterorgane abtut; weil sie gewöhnt ist, die Existenz einer Schwarzen Reichswehr als Ammenmärchen sensationsgeiler Journalisten und pathologischer Pazifisten hinzustellen. Aber ein paar Fragen sind vielleicht imstande, Herrn Geßler die Hintertreppe zu versperren:

1. Wie kommt es, daß Waffen, die auf militärischem Gelände liegen, von Stahlhelmleuten gereinigt werden, daß Waffen der Reichswehr an Waldplätzen vergraben sind?

2. Wie kann die Reichswehr Besitzer von überetatmäßigen Waffen sein, wenn sie bei jeder Gelegenheit erklärt, sie halte sich strikt an die Vorschriften des Versailler Vertrages?

3. Wie kommt es, daß in allen Teilen des Reichs Stahlhelmleute in der Reichswehr ausgebildet werden?

4. Wie kommt es, daß Geßler, der Demokrat, grade von den nationalistischen Parteien in den Himmel gelobt wird?

5. Warum soll in diesem Deutschland nur die Reichswehr über alle Korruption erhaben sein?

Nach Quiddes Petition darf das Vertuschungs- und Abstreitungsmanöver, dem Geßler seine beständige, bis jetzt beständige Ministerschaft verdankt, gar nicht mehr in den Kreis

der Möglichkeiten gezogen werden. Der Name Quidde deckt Wahrheiten, denen ins Auge geblickt werden muß. Daran krankt nicht zuletzt diese Republik, daß sie das nicht lernt. Wird diese Bittschrift öffentlich erledigt, so ist sie das Seziermesser des Arztes an einer der brennendsten Wunden des Staates. Wird sie aber hinter den Toren des Palais in der Bendler-Straße begraben, so kann sie zur Gefahr für die Völkerbundspolitik der Regierung werden, weil Geheimnistuerei beweisen würde, daß Deutschland, dieses kleine armselige Ländchen, versucht, den Männern am grünen Tisch von Genf den goldenen Ring der Verständigung auf dem Spieß des Verrates zu reichen.

*

Hier hab ich Spitzen, die feiner sind,
Als die von Brüssel und Mecheln,
Und pack' ich einst meine Spitzen aus,
Sie werden euch sticheln und hecheln.

Heine

Da passierte neulich im Feme-Ausschuß des Preußischen Landtags, daß Herr v. Oppen-Tornow mit geschwollener Brust erklärte, er wolle den Namen seines reichen Freundes nicht nennen, solange als unrühmlich gelte, etwas fürs Vaterland zu tun. Solange als ehrenvoll gilt, reaktionär zu sein und den Staat zu bekämpfen, will die Unrühmlichkeiten ich auf mich nehmen: jener reiche Freund ist Herr Graf Kuno v. Hardenberg, der Führer des Heimatschutzes im Wehrkreise III, der Besitzer von 28 808 Morgen Land im Kreise Lebus.

Im November 1922 — 1922, Herr Geßler! — hat er schon zu den Finanziers der Schwarzen Reichswehr gehört. In einer Sitzung des Arbeitgeberverbandes in Selow, im Landratsamt, deren erster Teil sich mit den Forstbeamten beschäftigte, und an der unter Andern die Heimatschutzleute und Großgrundbesitzer Herr Schulz von Falkenhagen, Herr Schulz von Heinersdorf, Herr Engel von Hasenfelde, Herr von Brüneck-Trebnitz und, als Vertreter des Grafen Kuno, Herr Oberförster Bein teilnahmen, tauchte plötzlich Herr v. Oppen-Tornow auf. Er hielt eine zündende Rede von Heimatschutz, Geldmangel, gutem Beispiel des aufopfernden Kreises Königsberg und von Bezahlungen, die der Kreis Lebus in Roggenlieferungen aufzubringen hätte, damit er den Oberleutnant Schulz und seine Leute in der Festung Küstrin, im Zeughaus der Reichswehr, halten könne. Antrag angenommen. Der Großgrundbesitz zahlte.

Danach wird Herr Geßler doch wohl bald zugeben müssen: daß Schulz schon 1922 in der Reichswehr angestellt war; daß diese Schwarze Reichswehr tatsächlich halbamtliche Reichswehr war; daß v. Oppen-Tornow ihm seit langem nicht mehr unbekannt ist. Geßler befindet sich in einer mißlichen Lage. Die Sturmflut hat ihn überrascht. Ängstlich springt er von Klippe zu Klippe, sich vor den gurgelnden Wassern der Enthüllungen zu retten. Dabei ist das feste Land nicht allzu fern. Wollte er die Wahrheit sagen: er wäre vor den drohenden Strudeln, wenn nicht als Wehrminister, so doch als anständiger Mensch bewahrt. Aber: er ist der würdige Nachfolger der Tirpitz und Noske. Oder ist er das nicht? Sagt er vielleicht die Wahr-

heit? Dann wäre bewiesen, daß er unfähig ist, die Tätigkeit seiner Organe pflichtgemäß zu kontrollieren.

Erlasse, Befehle und Vorträge, schöne Gesten und noch schönere Reden helfen nicht eine republikanische Wehr schaffen. Da hilft nur eine Säuberungsaktion im Zeichen des allgemeinen Personalabbaus.

*

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenne auch die Verfasser;
Ich weiß, sie trinken heimlich Wein
Und predigen öffentlich Wasser.

Heine

Besteht eine Beziehung der Petition Ludwig Quiddes zu den Fememorden, so besteht auch eine Beziehung ihres Inhalts zu den ‚Problemen der Landesverteidigung'. Die gaben Herrn Geßler Anlaß, mir indirekt entgegenzutreten. Herr Geßler sagte wörtlich — die Zeitungen brachten es verstümmelt — in der 114. Sitzung des Ausschusses für den Reichshaushalt: „Der Abgeordnete Künstler hat ferner gemeint, daß die Heeresleitung scheinbar ein Buch über das Problem der Landesverteidigung veröffentlicht hat. Ich kann versichern, daß die Heeresleitung über dieses Problem Tag und Nacht nachdenkt. Ein Buch zu veröffentlichen, hat sie jedoch keinen Anlaß. Das wäre höchst töricht. Es ist allerdings eine Broschüre in Druck erschienen, in der der Oberstleutnant v. Schleicher als Verfasser zeichnet. Diese Zeichnung hat sich jedoch als Fälschung herausgestellt. Der dafür schuldige Mann sitzt bereits hinter Schloß und Riegel." Ich stelle fest, daß Herr Geßler meine Behauptung von der Existenz eines umfangreichen gedruckten Aktenstückes dieses Inhalts nicht bestritten hat. Der Fälscher ist noch nie genannt worden, das Urteil unbekannt geblieben. Wenn der Reichswehrminister sagt, daß die „Zeichnung" eine Fälschung sei, so stimm' ich ihm bei — sofern überhaupt eine vorgekommen ist, denn die „Zeichner" sind andre Offiziere der Heeresleitung und des Reichswehrministeriums.

Die Existenz des Buches spricht aus den Forderungen Polens, schreit aus der Haltung Chamberlains in mancher Frage des Völkerbunds, brüllt gradezu aus der Rede Mussolinis. Wäre das Aktenstück nicht so umfangreich, so wäre eine Fälschung durchaus möglich. Man arbeitet ja so gerne damit, um den „Feind" anzuführen. Doch — können Fälschungen monatelang unentdeckt bleiben? Können sie eine Welt narren? Darf man zu ihnen schweigen, sobald die Regierungspolitik der Völkerverständigung gefährdet ist? Ja, man darf es. Man darf es, wenn man diese Politik nicht billigt, man muß es, wenn man den Haß als den Verkehrston der Völker unter einander will. Nichts ist für Deutschland, für die friedliche Entwicklung unsres Vaterlandes wichtiger, als zu verhindern, daß die „Probleme der Landesverteidigung" — gleichgültig, ob Fälschung oder nicht — ein Problem der Völkerversöhnung werden, weil sie ein Problem der Reichswehr sind. Im Interesse der europäischen Befriedung sollte Geßler aufhören, über diese Dinge mit einem arroganten Lächeln hinwegzugehen.

Der Staat im Staate, der Staat der Frontsoldaten, wie der ‚Stahlhelm' ihn nennt, breitet sich mit seinen Rüstungen gegen innen und außen in einem Maße aus, das zur akuten Gefahr geworden ist. Der Nationalismus marschiert — marschiert gegen eine Republik, deren Morschheit Niemand treffender kennzeichnen konnte als am 4. März 1926 ein Kriminalkommissar der Abteilung I A, der in Frankfurt an der Oder einen Auftrag zur Aufdeckung der Heimatschutzschmutzereien auszuführen hatte und sich dabei den Ausspruch leistete:

„Wir dürfen und wollen es mit dem ‚Stahlhelm' noch nicht verderben!"

Italienisches Morgenrot von Efraim Frisch

II. Kasperle als Räuberhauptmann

Ich lerne einen jungen fascistischen Führer kennen, eine Berühmtheit seiner Provinz, bewährten Kommandanten etlicher Zwanzigtausend fascistischer Miliz, ausgezeichnet durch verschiedene Morde und Wunden in der guerra interna, wie sein Freund und Bewunderer, ein römischer Intellektueller von Adel, mir vertraulich zuflüsterte. Reicher Nichtstuer, Sportsmann, trainierter Athlet, war er, wie das drastische Wort eines jungen französischen Schriftstellers lautet, buchstäblich „homme couvert des femmes". Zur Skandalisierung der Italiener waren es leider deutsche Mädchen und Frauen von jener Art, die Italien für das Paradies halten, wo man sich entsprechend „auslebt", und unser Held blieb ihnen an Brutalität und paradiesischer Flegelhaftigkeit auch nichts schuldig. Er lag auf dem Strand des kleinen Badeorts über ihnen, unter ihnen, hetzte sie mit seinen Hunden, trampelte wie ein Indianer auf dem Dache ihrer Cabanen, brach ihre Türen ein, machte sie lachen und weinen, wie es ihm beliebte, und wenn sie ihn langweilten — das war meist, wenn sie am Nachmittag so hübsch zurechtgemacht wie möglich mit ihm in der Halle des Hotels saßen —, dann schlief er einfach ein. Für dieses Gemisch aus Apache und Monokel, bewundertes Vorbild, eitel wie ein Pfau und nicht ohne Gutmütigkeit, schied sich die Welt in Heroen und communisti, wie in Weiß und Schwarz. Die Heroen das waren er — communisti die Andern. Wie einen jungen Hund zum Spielen konnte man durch ein Stichwort, das man ihm hinwarf, ihn zur Entfaltung seiner ganzen Pracht bringen: dann machte er ein großes Theater, log das Blaue vom Himmel herunter über die Hinterhältigkeit der communisti und saß da, ein neuer miles gloriosus, grotesker noch, aber auch gefährlicher als das lateinische Vorbild. Eines Abends meinte der kleine römische Nobile, Aesthet und Philosoph, er müsse mir doch beweisen, daß der Fascismus nicht nur Gewalt sei, sondern auch eine Idee habe, eine neue Idee sogar. Ich hielt still. Nach einiger Zeit kam es heraus: ordine e disciplina. Ich sagte, darauf verstünden wir uns ja besonders gut, was nicht hinderte, daß wir mit eben diesen Tugenden kein Glück gehabt haben, und wir hätten, man müsse dies doch wohl zugeben, uns dabei einigermaßen angestrengt — wollt Ihr es nachmachen? Und nicht

etwa auch autorità, und in Ermangelung ihrer — denn woher nehmen! — violenza? Er schluckte höflich die Ironie, und am nächsten Tag kam er und sagte: nein, man könne nicht darüber diskutieren, er habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, daß er keine schlagendern Argumente gefunden. Für Andre sei es vielleicht nichts, aber Italien brauche es eben jetzt. Ja, da könne man nichts machen...

*

Die Atmosphäre in einem Lande, wo nur die Einen reden und die Andern schweigen müssen, wird allmählich auch für den Fremden drückend und schließlich unerträglich, wenn man in der ganzen Presse täglich neue Provokationen und Angebereien liest, aus denen man die Repressalien nur ahnt oder dann erst zum Teil erfährt, wenn sie einen Umfang angenommen haben, daß sie nicht mehr verheimlicht werden können. Es gehört offenbar zu den Eigentümlichkeiten des Fascismus, daß er den Terror noch jetzt ausübt, wo er nicht nur die Macht, sondern wie er behauptet, den consenso der Nation hinter sich hat. Wir fühlen geduckte und verzweifelte Menschen rings um uns herum, aber sie werden sich hüten, ihre Meinung einem Fremden auf die Nase zu binden. Und manchmal sagt man sich: wir reisen ja nicht mehr wie unsre Vorfahren, um italienische Eindrücke getrocknet für unser Bildungsherbarium zu sammeln, und ein Land, wo täglich offene Gewalt geübt wird, ist auch kein Sanatorium für die Nerven. Man reist ja auch nicht nach Sowjet-Rußland zu seinem Vergnügen.

Eine lange und systematische Hetze gegen Freimaurer war vorangegangen, als die Vorgänge in Florenz Anfang Oktober 1925 Sinn und Absicht dieser Agitation enthüllten. (Notabene: Die Freimaurer, diese Verräter und ihre Presse, waren bekanntlich die Seele des Interventionismus und haben Italien in den Krieg getrieben.)

Bei einem alten Herrn namens Bandinelli, bekannt durch seine charitative Tätigkeit, erscheint der Sekretär des Fascio von Florenz, Luporini, in Begleitung eines andern Fascisten. Er eröffnet dem Erschrockenen, dieser sei in der Freimaurer-Angelegenheit kompromittiert, er werde aufgefordert, mit ihnen sofort nach der casa di fascio mitzukommen, um dort Aufklärungen zu geben und sich zu rechtfertigen. Der alte ängstliche Herr, wohl wissend, was ihn dort erwartet, leugnet Alles und weigert sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Bei ihm ist ein Nachbar, Sozialist der Gesinnung nach, der in dem entstehenden Wortstreit für den alten Herrn eintritt und durch die Drohung mit Gewalt in heftigste Erregung versetzt auf Luporini schießt. Was nun folgt, ist grauenhaft. Alle fascistischen squadri werden im Augenblick mobilisiert, der Angreifer wird auf der Verfolgung gelyncht, was mit dem alten Herrn geschehen ist, weiß man bis heute nicht, dann aber tobt sich die feige Mordlust aus: nach einer Proskriptionsliste werden eine Anzahl völlig unbeteiligter „sovversivi" nachts in ihren Wohnungen ermordet, darunter ein früherer sozialistischer Abgeordneter — nach dem Bericht einer englischen Zeitung: im

Schlafe, vor den Augen seiner Frau —, die fascistische Volksseele tobt sich in Florenz und in vielen Orten der Provinz Toskana in den üblichen Überfällen, Mißhandlungen und Zerstörungen aus. Am nächsten Tage sind die Zeitungen voll geschwollener Rhetorik über den Helden und Märtyrer Luporini, seine Bestattung gestaltet sich zu einer jener nationalistischen Demonstrationen, die neue gewaltige Taten ankündigt, die Häuser sind mit meterhohen Plakaten bedeckt — aber weder weiß man etwas Genaues über Zahl und Namen der Ermordeten, noch hört man von einer Untersuchung gegen die Mörder. Der Diktator fühlt: es muß etwas geschehen. Der Präsident des Fascio von Florenz und der Präfekt werden abberufen, großartig wird angekündigt, daß der Herr Italo Balbo, der fascistische Deputierte, als außerordentlicher Kommissar mit besondern Vollmachten in Florenz eingetroffen sei — und was geschah? Er verfügte den Ausschluß von etwa vierzig „Individuen" aus der Partei, darunter solcher, die Mitglieder waren, seit die Partei besteht. Die Plakatenflut hörte nicht auf, und lange noch konnte man lesen, wie der ins Herz getroffene Fascismus wie ein Adler auf seine Feinde niederschoß, und Romulus und die alte römische Republik wurden zur Glorifizierung dieser herrlichen Taten angerufen. Dann dekretierte die Regierung die Auflösung der Logen. Was man Tatsächliches über die Vorgänge erfuhr, stand in wenigen auswärtigen Zeitungen.

Es erweist sich, daß auch nicht ein Organ mehr des Staates, der „ordine" in Pacht genommen hat, vorhanden ist, das der zynischsten Gesetzlosigkeit zu steuern vermöchte. Man lese italienische Gerichtsverhandlungen gegen angeklagte Fascisten, man sehe, wie der Prozeß gegen die Mörder Matteottis und ihrer Complicen nach jahrelanger Vertagung in Nichts zerrann. Hat es unter diesen Umständen und bei täglich drohenden Explosionen neuer Gewalt irgendeinen Sinn, zu sagen: hinter dem Fascismus stehe die Mehrheit der Italiener? Wer weiß es denn?

Der Fascismus besteht darauf und läßt immer wieder verkünden, er sei eine „Revolution". Das ist sein Bluff, womit er auf die „verhinderten Revolutionäre" unter der Jugend wirkt. Seine ganze Originalität besteht dabei darin, daß er die revolutionäre Terminologie auf die Ausschreitungen und Repressalien seiner Banden anwendet, die er gewähren läßt, statt sich seiner Polizei und Gendarmerie dafür zu bedienen, da er doch im tatsächlichen Besitz der Macht und aller ihrer Organe ist. Aber dann würde es ja nur Reaktion sein. Wenn Grenztruppen des Staates Italien im Frieden in das Staatsgebiet seines Nachbars einbrächen, so wäre das ein flagranter Bruch des Völkerrechts; wenn es von Fascisten besorgt wird, ist es eine revolutionäre Tat. Das Theater einer „Revolution", in welcher die Rollen seltsam vertauscht sind und die Inhaber der Macht und der Waffen täglich mißliebige Einzelne und Einrichtungen besiegen, ist unsrer glorreichen Zeit vorbehalten geblieben. Man denke sich etwa die Heere des Konvents im siegreichen Ansturm auf — französische Nonnenklöster, und man

wird den Sieg über Freimaurerlogen und Redaktionen nach Gebühr würdigen.

Die stärkste Wirkung verdankt der Fascismus den alten Mitteln nationalistischer Arroganz und Verhetzung und nicht etwa seiner neuen Staatslehre. Wohl in keinem andern europäischen Land wird heute noch „der Sieg" so oft gefeiert und beredet. Keine Gelegenheit ist dafür unpassend, und täglich fast werden neue gefunden. So viel Orden und Auszeichnungen, wie man hier auf Uniformen zu sehen bekommt, gibt es in allen kriegführenden Staaten zusammen nicht. Es ist, als hätte außer Italien überhaupt Niemand gekriegt und gesiegt. Und da man zu siegen nicht aufhören kann, stellt man neue Eroberungen in Aussicht und droht, wohin man nur kann. Damit steigert man das Selbstgefühl eines von Natur gar nicht kriegerischen Volkes und der Jugend, die Krieg und Sieg nur aus fascistischen Darstellungen kennt. Die innere Politik des Fascismus ist auf diesen Prestigevoraussetzungen aufgebaut: der „innere Feind" ist nach bewährter Methode der Feind des sieghaften Italien — ein Internationaler.

Man lasse sich nicht durch das soziale Aushängeschild täuschen. Neuerdings wird mit viel Geschrei hinausposaunt, dem Fascismus sei spielend gelungen, die soziale Frage zu lösen, durch die Einsetzung des „magistrato del lavoro". Das bedeutet zunächst nichts andres, als daß das Streiken schwer bestraft wird. Wie die Arbeiter dabei fahren, die nach Zerschlagung aller ihrer Organisationen mit dem Knüppel in die fascistischen Syndikate hineingejagt werden — wer kann das sagen, wenn kein oppositioneller Lufthauch sich mehr regen darf? Durch die Reform der Gemeindeverwaltung und die neuen Bestimmungen über den Podestà, der von jetzt an ein Beamter der herrschenden Partei sein muß, wird der letzte Rest von Selbstbestimmung auch aus den kleinsten autonomen Körperschaften verschwunden sein.

Aus einem bestimmten Ton der Reden, aus der ganzen Art des Auftretens auf der Straße, aus dem tückisch hetzerischen Auftrumpfen in der Presse setzt sich bei längerm Aufenthalt Zug um Zug das Bild der fascistischen Gestalt zusammen, und es erscheint: der wildgewordene Kleinbürger mit seinen Ressentiments, seiner Bösartigkeit und Ideenlosigkeit. Es ist die Gesinnung des kleinen Beamten und Handlungsgehilfen, den man im Krieg die Rolle des Helden spielen ließ, und der nicht auf sie verzichten will. Man muß sich da auf seine Augen verlassen. Der Aspekt hat etwas Untrügliches. Eine angriffsbereite Fascistentruppe, wie ich sie kurz nach jenen Vorgängen in Florenz, in der Hauptstraße von Siena beobachten konnte, hat bei aller Gefährlichkeit etwas Mickriges, fast Lächerliches. Wie die Leute da schreiend, bleich, wie vor ihrer eignen Courage erschrocken, hinter einander rannten, sich nach ihrem Hintermann umsahen, ob er auch nachkäme, zugleich im Hochgefühl, den Zuschauern ein aufregendes Schauspiel zu bieten, wilde Gesichter schnitten: das wirkte — ich kann nicht anders sagen — wie Kasperle als Räuberhauptmann.

(Schluß folgt)

Die Reichswehr der Wirtschaft

von einem Nothelfer

> Der heiße Haß, mit dem linksradikale Kreise die Technische Nothilfe verfolgen, ist Beweis dafür, daß sie sich auf dem rechten Wege befindet.
>
> *Deutsche Tageszeitung*

Was für die allgemeine Politik die Reichswehr, das ist für die Wirtschaftsmächte Deutschlands die Technische Nothilfe: Mittel, den Widerstand der Arbeiterschaft zu brechen, wenn der Tag der nationalen Hoffnung einmal gekommen. Denen, die beide Organisationen ins Leben riefen, ist es mit der einen ebenso gegangen wie mit der andern: aus Gebilden, bestimmt, den Aufbau der Republik zu stützen, sind Zentren reaktionärer Umtriebe, Stätten der Konspiration geworden. Ein Unterschied besteht: während die Reichswehr endgültig stabiliert ist, erscheinen Möglichkeiten gegeben, die Teno mit der Zeit zu beseitigen und bis zu ihrem definitiven Abbau derart zu reformieren, daß ihr die Giftzähne ausgebrochen werden können. Die Beratung des Reichsinnenetats beschäftigt jetzt das Parlament. Das Problem Technische Nothilfe ist deshalb wieder aktuell.

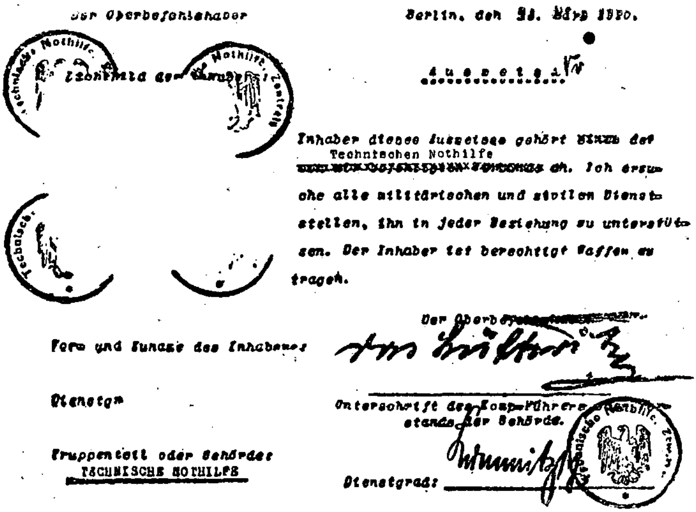
Die TN bedeutet politisch Reaktion. Darauf weist schon die Geschichte ihrer Entstehung hin. 1919, während der Spartakistenkämpfe, bildete die Gardekavallerie-Schützendivision eine ‚Technische Abteilung', die stillgelegte Kraft- und Lichtwerke wieder in Betrieb setzen sollte. Durch Werbung von Zeitfreiwilligen wurde die Abteilung erweitert. Am 30. September 1919 ordnete das Reichswehrministerium die Errichtung der Nothilfe für das ganze Reichsgebiet an. Am 28. November wurde die Teno dem Reichsinnenministerium subordiniert. Die für den Dienstbetrieb der TN nötigen Mittel wurden in den Etat eingestellt, Beiträge der Landesregierungen gestattet; im übrigen bestimmte man, daß die von der Nothilfe unterstützten Betriebe im Einzelfall zu den Kosten der „Einsätze" beizutragen haben. Zentrale der TN wurde die „Hauptstelle" in Steglitz, im Reich entstanden „Landesbezirke", „Landesunterbezirke" und Ortsgruppen. Die Gründung machte rasche Fortschritte. Heute sind Hunderttausende in der Teno organisiert.

Die Gefährlichkeit der Nothilfe liegt darin, daß sie unter Umständen ihre Mitgliederscharen unabhängig von den Intentionen der Regierungen verwenden kann. Im Allgemeinen hat sie nur auf Anforderung der Behörden einzugreifen. Aber ihre „Organisations- und Erfahrungsgrundsätze" besagen ausdrücklich:

> Durch behördliche Anordnung eines Einsatzes, welcher keinen Dienstbefehl für die TN darstellt, wird in keiner Weise das freie Selbstbestimmungsrecht der Dienststellen der TN berührt, über Beginn, Umfang und Ende eines Einsatzes sowie über dessen Berechtigung überhaupt endgültig zu entscheiden.

Damit beansprucht die Nothilfe trotz der finanziellen Unterstützung durch das Reich im gegebenen Fall völlige Unabhängigkeit. In der Tat hat sie dieses Prinzip schon einmal, in kritischster Stunde, verwirklicht: sie hat in den Kapp-Putsch ein-

gegriffen, und heute noch zeugen von ihrer damaligen Tätigkeit Nothelferausweise, die neben dem Signum des Rebellen Lüttwitz die Unterschrift des Vorstandes der Teno, Leutnants a. D. Otto Lummitzsch, tragen und so aussehen:


Der Oberbefehlshaber

Berlin, den [illegible]. März 1920.

Ausweis Nr.

Inhaber dieses Ausweises gehört [illegible] der Technischen Nothilfe [illegible] an. Ich ersuche alle militärischen und zivilen Dienststellen, ihn in jeder Beziehung zu unterstützen. Der Inhaber ist berechtigt Waffen zu tragen.

Der Oberbefehlshaber

Vor- und Zuname des Inhabers

Dienstgrad

Truppenteil oder Behörde:
TECHNISCHE NOTHILFE

Unterschrift des Komp.-Führers oder Vorstands der Behörde.

Dienstgrad:

Und die TN wird ihr „Selbstbestimmungsrecht" wiederum realisieren, wenn bei neuen Rechtsputschen die „Belange der Allgemeinheit" durch Generalstreik der Arbeiterschaft verletzt werden.

Die Herkunft der Nothilfe von den Freicorps hat den politischen Kurs der Organisation bestimmt. In der Hauptstelle wie in den Landesbezirken dominieren an leitenden Plätzen die Repräsentanten militaristisch-reaktionären Geistes. Es sind vielfach ehemalige Offiziere und Marine-Ingenieure, die die einflußreichen Positionen der TN besetzt halten. Das Regime des Vorstandes Lummitzsch hat dazu geführt, daß es heute an diesen Punkten kaum noch einen Republikaner gibt. Welche Verhältnisse damit heraufbeschworen worden sind, mag eine Anzahl von Vorgängen und Tatsachen belegen.

In der Abteilung „Vorstand" der TN trugen Angestellte offen das Hakenkreuz. Jahrelang ließ man dort Bilder Wilhelms II. an den Wänden; vermied aber ängstlich, jemals die Reichsflagge auf dem Gebäude zu hissen. Ein Werbeflugblatt ließ man einstampfen, weil die Wendung „Demokratischer Staat" darin vorkam. Um neue Nothelfer zu werben, setzte man sich mit den Rechtsorganisationen in Verbindung. Sympathieerklärungen und Beitrittsresolutionen der reaktionären Verbände wurden anstandslos angenommen, so vom Ostseegau des Stahlhelms, dem Hochschulring Deutscher Art und der Bundesleitung Jungdeutschland. Besonders innige Beziehungen knüpfte man mit dem Jungdeutschen Orden an. Der Jungdo gab das auch in aller Naivität offen zu. In einer September 1922 veröffentlichten Kundgebung, die auf das vorübergehend er-

folgte Verbot des Jungdo Bezug nimmt, sagt der „Ausschuß der in der Teno geführten Jungdeutschen Ordensbrüder":

> Der Jungdo hat bisher einen ausschlaggebenden Teil der Technischen Nothilfe gestellt.

In einem Ordensrundschreiben vom gleichen Jahr heißt es:

> Die Ordensleitung beabsichtigt in Kürze, mit der TN eine Art Arbeitsgemeinschaft abzuschließen derart, daß beide Verbände sich gegenseitig Mitglieder zuführen.

Und innige Verbindung zwischen Teno und Jungdo erweist die öffentliche Äußerung des Komturs der Ballei Bergisch-Land, die unter anderm verkündet:

> Der Austritt der ehemaligen Angehörigen des aufgelösten Jungdo aus der TN ist als ein Akt der Notwehr gegenüber der ungerechtfertigten Auflösungsverfügung des preußischen Ministeriums des Innern zu betrachten.... Dieses Verhalten hat in den leitenden Kreisen der Technischen Nothilfe vollstes Verständnis gefunden, von denen sich eine Reihe mit Protest nach Berlin gewandt hat.

Das ist deutlich.

Weiter wurden Verbindungen mit der ‚Zentralstelle Vaterländischer Verbände', mit dem Berliner ‚Verein Selbstschutz' und dem ‚Bund für Freiheit und Ordnung' angeknüpft. Immer wieder taucht in den politischen Enthüllungen und Prozessen die Teno auf. So war es im Jagow-Prozeß, der die Arbeit der TN im Kapp-Putsch beleuchtete; so im Verfahren über die Beschwerde der Deutschvölkischen Freiheitspartei vor dem Staatsgerichtshof; im Rathenau-Prozeß, der die Zugehörigkeit Techows zur Teno aufdeckte; in der Enthüllung der Hamburger Putschzentrale; und vor kurzem in den Feststellungen des Berliner Polizeipräsidiums zu der Meier-Behrens-Affäre. Auch in den Publikationen über den ‚Bund Bayern und Reich' und den ‚Bund der Niederdeutschen' spielt die Teno ihre Rolle.

Wenn noch Zweifel an der innigen Verbindung der TN mit der Rechten bestehen konnten, so wurden sie entkräftet durch die aus dem Lande einlaufenden Berichte über Vorgänge, die der „Dienstbetrieb" der Teno mit sich brachte. Aus der Materialfülle ein paar Belege. 1920 hielt in einer ostpreußischen Werbeversammlung der Agitator der Nothilfe den Zuhörern die Ehrhardt-Brigade als Vorbild für die Teno vor. Auf einer Veranstaltung der Ortsgruppe Halle der TN im Dezember 1921 wurden

> die Mängel der Jetztzeit beseufzt gegen das verlorene Gut der Altzeit, die Farbe schwarz-weiß-rot zurückersehnt aus edlem deutschen Herzen heraus.

Im gleichen Jahre ging beim Reichsinnenminister der Bettelbrief eines ehemaligen Offiziers ein, worin es heißt:

> Ich bin Mitglied des Schutz- und Trutzbundes sowie der Technischen Nothilfe und stehe ganz auf nationalem Boden.

1921 fand auch jene Gründungsveranstaltung der TN in Creuzburg statt, bei der ein Gutspächter erklärte:

> Wir wollen hoffen, daß der Tag bald kommt, wo wir keine Rote Armee mehr haben und keine Nothilfe mehr brauchen, wenn wir unsre Fürsten wieder haben.

In Chemnitz wurde bei der Hauptversammlung der Teno 1921 offiziell von dem „Verbrecher Erzberger" gesprochen, Scheidemann und Ebert wüst beschimpft und das Filmbild Ludendorffs

von den meist hakenkreuzgeschmückten Nothelfern mit Beifallsgetrampel begrüßt. Bei der Teno Hirschberg trug man 22 schwarzweißrote Abzeichen, im Lübecker Hochofenwerk beschmutzten die eingesetzten Nothelfer die Reichsfarben und das Kalenderdatum des Revolutionstages, auf der Zeche Gustav bei der Grube Dettingen marschierten Nothelfer mit Hakenkreuzen auf und verprügelten unter dem Kommando eines „Leutnants" die Streikposten. In Leipzig traten Vertrauensleute der TN auf den Postämtern mit reaktionären Abzeichen auf. In Bremen wurde ein Banklehrling festgestellt, der zugleich bei Teno, Bund der Aufrechten und Jungroland-Corps organisiert war. In Waldeck amtierte als Organisator der TN ein Syndikus des Arbeitgeberverbandes, Redner der Deutschnationalen und Jungdo-Mitglied. Beim Begräbnis verunglückter Nothelfer 1922 in Berlin dominierte die schwarz-weiß-rote Fahne. In Regensburg übte die Teno gemeinsam mit dem ‚Heimat- und Königsbund' und der Reichswehr Kriegsspiele. In Weimar beschmierten Teno-Angehörige Namensschilder jüdischer Familien mit Hakenkreuzen, und das gleiche Abzeichen zierte die Nothelfer, die 1923 von Insterburg her Landarbeiterstreiks bekämpften. Und so weiter, und so weiter. Es ist stets das selbe Bild, nur die Lokalitäten wechseln. Noskes Nothilfe hat den Kurs gesteuert, den sie steuern mußte. Sie ist der Reichswehr ein würdiges Seitenstück geworden.

Die wirtschaftliche Aufgabe der Technischen Nothilfe wurde dem Buchstaben der offiziösen Publikationen nach „die Verrichtung der Notstandsarbeiten in gefährdeten lebenswichtigen Betrieben". Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Teno auf diesem Gebiet mancherlei Unheil verhütet hat. Sie ist da gewesen, wenn wilde Arbeitseinstellungen Beleuchtung, Wasser- und Gasversorgung unterbrachen, wenn Gruben zu ersaufen und Erntevorräte zu verderben drohten, und sie hat darüber hinaus bei Hochwasser- und Waldbrandkatastrophen Schaden abwehren helfen. Der Wert der geretteten Güter geht hoch in die Millionen. Das Alles darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle die Einsätze der TN gegen den Willen der Arbeiterschaft vollstreckt, daß sie zum Teil als Waffe im politischen Kampf benutzt wurden und vielfach Zerstörungen in Werken und Betrieben anrichteten. Hierbei haben die örtlichen Formationen der Nothilfe leider oft genug die Unterstützung staatlicher und kommunaler Behörden gefunden, die die TN anforderten, ehe man Übereinkommen zur Aufrechterhaltung der Notstandsarbeiten mit der Arbeitnehmerschaft treffen konnte; die Betriebe ohne Grund als „lebenswichtig" bezeichneten und zum Einsatz der Teno freigaben; die endlich den Nothelfern provozierendes Auftreten durch Gewährung polizeilichen Schutzes ermöglichten. Nicht selten ließ man im Streikfall betriebsfremde Kräfte der Nothilfe auf die Werke los, obwohl die Belegschaften sich zur Verrichtung der Notarbeit bereit erklärt hatten — man bagatellisierte dann einfach das Anerbieten der Arbeiter als ungenügend und zog Nothelfer heran. Die Schäden, die ungeübte Nothelfer verursachten, waren hier und da beträchtlich. Man entsinnt sich

der Zerstörungen, die während des großen Eisenbahnerstreiks durch die TN angerichtet wurden, der Wertevernichtung gelegentlich der nachrevolutionären Elektrizitäts- und Gasstreiks in Berlin, der Materialbeschädigung auf der Zeche Gustav bei Dettingen und andrer Fälle mehr. Als bedenkliche Konsequenz der Teno-Tätigkeit hat sich schließlich die Züchtung von echten Streikbrechern ergeben. So arbeiteten während des Berliner Müllkutscherstreiks nach der Zurückziehung der Nothilfe mehrere Leute bei den Depots weiter, die zuvor als Nothelfer eingestellt worden waren und nun den betriebseignen Arbeitern das Brot wegnahmen.

Alle diese Dinge zeigen, daß Teno-Einsätze, selbst wenn sie im Interesse der Allgemeinheit berechtigt erscheinen, recht zweischneidige Waffen sind. Das ist sogar dann und wann von Unternehmern zugegeben worden, nachdem sie die Nebenerscheinungen der Teno-Arbeit in Gestalt zertrümmerter Krane, verbogener Werkzeuge und erbrochener Belegschaftspinde im Werk entdeckt hatten. Im übrigen aber hat die Arbeitgeberschaft den Vorteil wohl erkannt, den ihr die TN gegenüber den Arbeitern zu gewähren in der Lage ist. Als Streikabwehrmittel ist die Technische Nothilfe erprobt und geschätzt. Deshalb greifen ihr einflußreiche Arbeitgeberorganisationen gern unter die Arme. Die „Räder', das Organ der TN, wird protegiert, zum Beispiel, durch den Reichsbund der deutschen Industriellen, den Verband Berliner Metallindustriellen, den Reichslandbund und den Schutzverband der deutschen Industrie. Direktor Kriegsheim vom Landbund und Herr v. Zengen von der Arbeitgebervereinigung unterhalten freundschaftliche Beziehungen zum Vorstand der Teno-Hauptstelle. Und das sind ja schließlich die gleichen Kreise, von denen aus wiederum eine direkte Linie zu den nationalistischen Verbänden und der vaterländischen Feme führt. An der Spitze Fühlung zu der scharfmacherischen Unternehmerschaft — an der Basis Zusammenarbeit mit den Rechtsorganisationen: so schließt sich der Zirkel der Teno-Politik.

Nebenher sei erwähnt, daß der Vorstand der Teno Lummitzsch alleiniger Geschäftsinhaber zweier Firmen ist, deren finanzielle Verflechtung mit der TN nie ganz geklärt werden konnte. Es handelt sich dabei um die ‚Neue Arbeit GmbH' und den ‚Räderverlag GmbH' Berlin. Diese Unternehmen dienen teils der Beschäftigung stellungsloser Nothelfer im Automobilbau, teils der Propagierung der „Nothilfe-Idee" durch Zeitschriften. Beide Firmen nutzen den vom Reich gespeisten Nothilfeapparat zu privaten Geschäftszwecken aus — wenn auch unter dem Vorwand der „Gemeinnützigkeit", der Herrn Lummitzsch gestattet zu behaupten, er verdiene persönlich keinen Pfennig daran...

Die Technische Nothilfe kämpft einen erbitterten Kampf um die Sicherung ihrer Existenz. Es ist ihr von Jahr zu Jahr schwerer geworden, ihre Daseinsnotwendigkeit zu erweisen. In letzter Zeit hat die Ziffer ihrer Eingriffe bedenklich nachgegeben. Die Teno registrierte an Einsatzstellen:

1919/20	557
1920/21	445
1921/22	888
1922/23	981
1923/24	926
1924/25	204

Die Einsatzziffer ist also nach einem gewissen Aufstieg jäh gesunken. In Betracht zu ziehen ist dabei, daß auch die Tätigkeit bei Naturkatastrophen in die Zahlenreihen einbezogen ist. Die Ziffern der Eingriffe bei Streiks sind wahrscheinlich weit niedriger als die angegebenen. Und ein Andres ist anzumerken: die Teno-Statistik ist keineswegs geeignet, Vertrauen in ihre Richtigkeit zu erwecken. Es lassen sich offiziell von der TN publizierte Einsatzzahlen nachweisen, die Differenzen in der Zählung bis zu 170 Fällen ergeben. Man wird demnach kaum einen Mißgriff tun, wenn man an den veröffentlichten Statistiken kräftige Abstriche vornimmt. Immerhin genügen ja schon die tenoamtlichen Zahlen, um das erhebliche Nachlassen der Nothilfe-Tätigkeit zu konstatieren. Ihr Gegenstück findet diese Entwicklung in der wachsenden Verbreitung von Abkommen mit der Arbeiterschaft, die TN-Einsätze überflüssig machen sollen. Es sind dies die „Notarbeitsverträge", worin sich die Gewerkschaften verpflichten, bei Streik automatisch die Verrichtung der Notstandsarbeiten zu garantieren. Diese beiden Tatsachen — Abnahme der Teno-Arbeit, Einspringen der Gewerkschaften selbst — zusammengehalten, legen der Öffentlichkeit die Frage nach dem Abbau der TN nahe. Die Sozialdemokratie, die früher die Teno unterstützte, hat seit langem schon den veränderten Verhältnissen durch Ablehnung des TN-Etats Rechnung getragen. Die Parteien der Mitte werden fraglos noch nicht bereit sein, die Teno völlig zu streichen. Wozu sie aber heute schon die Hand bieten könnten, das wären Reformmaßnahmen in der Verwaltung der Nothilfe. Wenn man einen Vertreter der Gewerkschaften in den Vorstand der TN delegierte, wenn zudem der Teno die Möglichkeit selbständigen Eingreifens genommen würde, dann wäre die einseitige reaktionäre Beeinflussung der Nothilfe-Organisation gebrochen, der erste Schritt zu republikanischer Kontrolle getan. Ob es dazu kommt, hängt im wesentlichen von der Haltung der Zentrumsfraktion ab, das heißt: von dem Kräfteverhältnis zwischen den Klöckner-Leuten und den Repräsentanten der christlichen Gewerkschaften, innerhalb deren sich eine starke Strömung zugunsten der Nothilfe-Reform geltend ma.

Meerfahrt von Hannah Werner

Südliche Buchten durchquert leise rauschend das Schiff.
Sonnige Küsten betrachten wir friedlich umschlungen
und das Getümmel der spielenden blanken Delphine.
Unwiederbringlicher Tag! Auf der Flut von Azur
tanzen Dein Herz und das meine in silbernem Licht.
Lächelnd wiesest Du's mir, und wir lächelten Beide,
lächelten zart und versanken aufs neue im Glanz.

Erlebnis mit den Preußen von Emil Hölscher

Ich bin einmal im Herbst 1924 vor das Berliner Polizei-Präsidium geladen worden. Das heißt: eigentlich ist der Ausdruck „geladen" nicht ganz zutreffend. Sondern ein mit einer Blechmarke versehener Herr hat mich eines Abends höflich, aber bestimmt aufgefordert, mit ihm zum Alexanderplatz zu kommen. Dort hat mich ein Kommissar namens Seifert einige Stunden lang vernommen. Und nebenbei hat er mit seinen Unterbeamten mein ganzes Reisegepäck nebst allen Schriftstücken und Dokumenten eines ganzen Jahres aus meinem Hotel geholt.

Ich habe dann das eigenartige Verlangen gestellt, mir doch gefälligst mein Eigentum gelegentlich wieder zurückzugeben. Ich brauche, zum Beispiel, meine goldene Uhr, meinen Spazierstock, mein bares Geld — das ist doch heute besonders rar — und meine Papiere.

Da hat mir nun der Polizei-Präsident nach einander geschrieben. Erst: es sei überhaupt nichts beschlagnahmt worden. Aber da habe ich mir das amtliche Protokoll der Beschlagnahme verschafft. Und als er das sah, da hat er geschrieben, er hätte alle Sachen an die Staatsanwaltschaft I in Berlin abgegeben. Na, da hab ich dorthin geschrieben und um Herausgabe gebeten. Aber der Generalstaatsanwalt hat mir geantwortet, daß von der ganzen Erzählung des Polizei-Präsidenten nicht ein Wort wahr sei: an ihn sei nicht ein Stück abgegeben. Da bin ich wieder zum Polizei-Präsidenten gegangen und habe ihm nun das vorgehalten.

Und nun hat er eine Anzeige wegen Erpressung erstattet! Na, aber ich habe doch sein eignes, mit Stempel und Unterschrift versehenes Protokoll, wo ganz fein säuberlich drinsteht: „Es wurden die nachstehend aufgeführten Gegenstände beschlagnahmt." Und ich will doch weiter gar nichts als diese Gegenstände zurückhaben. Das heißt: wenn er sie noch braucht, kann er sie ja auch noch weiter verwahren. Aber man weiß doch gern, daß Alles fein ordentlich aufbewahrt wird, nicht bloß mein Geld, meine Uhr, meine Brillanten, mein Stock, sondern auch meine Papiere. Wer weiß: vielleicht braucht man sein Geld mal wieder.

Und ich habe da auch ein originelles, gänzlich unbekanntes Ding entdeckt — das heißt: Reichsstrafprozeßordnung. Wer einmal herzlich lachen will, der lese das. Da steht, unter anderm, drin, daß Beschlagnahmen vom Richter angeordnet werden müssen; daß die Polizei nur bei Gefahr im Verzuge selbst etwas veranlassen dürfe, sich dann aber ihre Maßnahmen binnen drei Tagen vom Richter bestätigen lassen müsse. Da steht weiter drin, daß zu jeder Beschlagnahme zwei unbeteiligte Zeugen zugezogen werden müssen, daß auch der Betroffene und sein Vertreter dabei sein müssen. Und nun etwas ganz Witziges: die Polizei soll sogar ein Verzeichnis ausstellen von den Sachen, die sie beschlagnahmt, und dies dem Betroffenen aushändigen! Solch ein Blödsinn — da hätte die Polizei viel zu tun, wenn sie so etwas machen wollte! Aber das Verrückteste

ist der § 110: da steht, weiß Gott, gedruckt drin, daß die Polizei die Papiere des Betroffenen unter keinen Umständen durchsehen dürfe. Daß dies bloß der Richter tun dürfe. Nun sag mal ein Mensch im Ernst: macht denn dann das Polizeispielen überhaupt noch Spaß, wenn man nicht wenigstens in den Papieren herumschnüffeln darf?

Ich habe jetzt den Polizei-Präsidenten vor dem Landgericht I Berlin auf Rechnungslegung und Ableistung des Offenbarungseides verklagt. Und das Gericht hat gesagt, daß ich dazu das Recht hätte. Nun soll er mal beschwören, wo meine Wertsachen und meine Papiere hingeraten sind! Ich habe grad am Heiligen Abend 1925 beschworen, daß alles Das, was ich hier gesagt habe, genau die Wahrheit ist.

Und dann habe ich mich beim preußischen Innenminister beschwert. Aber der hat „nichts zu beanstanden gefunden". Der kennt ja wohl keine Reichsgesetze — der ist ja preußischer Minister! Und der Reichsjustizminister, bei dem ich mal angefragt habe, ob eigentlich Reichsgesetze auch in Preußen gelten — so'ne dumme Frage! —, der hat mir kürzlich geantwortet, daß er gegen die preußischen Maßnahmen nichts unternehmen könne. Da wird er schon recht haben, trotzdem in Artikel 15 der Reichsverfassung das Gegenteil steht.

Aber „in Preußen wird das Wort ‚Recht' groß geschrieben". Ich lach mich tot, wenn der Polizei-Präsident den Offenbarungseid leisten muß. Das Rubrum heißt: 31. 0. 443/25 Landgericht I.

Daumier und Rousseau von Robert Breuer

Im Jahre 1878, kurz vor Daumiers Tod, veranstalteten seine Freunde eine Ausstellung der Bilder und Zeichnungen des berühmten Karikaturisten; die Ausstellung hatte nicht den geringsten Erfolg. In der ersten großen Biographie Daumiers, die Arsène Alexandre 1888 erscheinen ließ, kommt der Verfasser erst auf Seite 331 dazu, von dem „Maler und Bildhauer" zu sprechen, allerdings mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß die Gemälde der kostbarste Teil des gewaltigen Werkes seien, der Teil, der Daumiers Anspruch auf höchsten Platz in der Kunst vollende, und der dem Meister die Tore der Museen weit auftun werde. 1900 bringt die große Pariser Ausstellung den vollen Sieg des Malers, dem dann 1908 Erich Klossowski sein leidenschaftliches Buch widmet, des politischen Kampfzeichners nur noch in der Einleitung gedenkend. Im gleichen Jahre veranstaltete Durand-Ruel eine größere Bilderschau. Der Maler Daumier hatte sich durchgesetzt. Inzwischen sind manche seiner Bilder in deutsche Museen gelangt, und auch private Sammler erwarben schöne Stücke; es blieb das Bedürfnis nach einer neuen umfassenden Vorführung des malerischen Gesamtwerks. So war es nicht Willkür, sondern die Erfüllung einer kunstgeschichtlichen Aufgabe und eines künstlerischen Verlangens, daß die Galerie Matthiesen eine Daumier-Ausstellung vorbereitete; sie ist soeben eröffnet worden und vortrefflich gelungen. Die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, sind nicht gering gewesen, zumal einige maßgebende Stellen des deutschen

Kunstbetriebs sich aus falsch verstandenem Nationalgefühl nicht fördernd, sondern hinderlich erwiesen. Was wir zu sehen bekommen, genügt — zumal der Louvre, das Amsterdamer Rijksmuseum und die gepflegtesten europäischen Privatsammlungen Kostbares gesandt haben —, um vor Daumier, der gewiß ein Franzose ist, aber der Welt und der Ewigkeit gehört, wieder einmal überwältigt zu stehen. Einhundertfünfzig unfaßbare, heute wie ehedem lebendige Schöpfungen dringen auf uns ein.

Es ist eigentlich nicht recht zu verstehen, warum Daumiers Zeitgenossen sich willig und hingerissen der Dämonie des Karikaturisten unterwarfen, während ihnen der Maler gleichgültig blieb. Die Betrachtung zeigt nicht nur die vollkommene Übereinstimmung der beiden Werke: sie beweist auch, daß Daumier kein verwirrender Fremdkörper in der Entwicklung der französischen Malerei gewesen ist, und daß darum nichts näher, nichts selbstverständlicher gewesen wäre, als daß die Leute, die Delacroix, Géricault, Corot, Daubigny, Courbet und Millet bewunderten, auch ihm zugestimmt hätten. Er fand indessen so wenig Beachtung, daß 1860, als er den Vertrag mit dem ‚Charivari' löste, um nur noch malen zu können, die Not ihn bald wieder in die Journalistik des Griffels zurückzwang. Er mußte sich mit der Anerkennung seiner Kameraden begnügen: Delacroix hat ihn kopiert, Rousseau hat ihn geliebt, und Corot hat ihm nach Möglichkeit das Leben erleichtert. Als Daumier vor dem Entschluß stand, sein kleines Häuschen in Valmondois aufzugeben, weil er die Miete nicht erschwingen konnte, hat es Corot für ihn erworben und dies auf eine so delikate Weise, daß der überaus empfindliche Honoré es annahm: „C'est ainsi que Corot aimait ses amis", sagt Alexandre. Er erzählt übrigens eine Episode, die vortrefflich das Geheimnis Daumiers enthüllt. Er berichtet, daß Gambetta die Ausstellung von 1878 besucht habe und durch ein Blatt, das eine Gruppe von Advokaten zeigt, gefesselt worden sei. Gambetta sei von der Ähnlichkeit der Dargestellten betroffen gewesen und habe begeistert ausgerufen: Leibhaftig Herr X, zum Verwechseln Herr Y! Ein Kenner aber, der ihn führte, habe ihm bedeutet, daß Daumier bereits seit Jahren die Gerichte nicht mehr besuche und keinen der Leute je gesehen habe, daß er allerdings die Advokaten kenne und vor Allem: den Advokaten. Das ist das Geheimnis Daumiers: er sah und regierte das Wesen der Dinge. Was er gestaltet hat, ist für die spätere Kunst verloren; es lohnt nicht mehr, daß ein Nachkommender sich bemüht, noch irgendetwas Neues herauszuholen. Man verstehe recht, es soll keine Lästerung sein: aber nachdem Daumier den Eisenbahnwagen Dritter Klasse, seine Physiognomie und seine Atmosphäre ausgeschöpft hatte, ist für Menzel, der später daran ging, nichts mehr übrig geblieben, ist Menzel insofern überflüssig geworden. Das ist das Produktiv-Mörderische des Michelangelo, das Balzac rechtzeitig in Daumier erwitterte. Daumier tötet das Thema, über das er sich wirft; seit ihm gibt es, genau genommen, keine Richter mehr, keine Rechtsverdreher, keine Rechtsfabrikanten. Er hat die talarvermummte Kanaille gehaßt und hat sie in Hieroglyphen umgesetzt, die für Generationen und wohl bis ans Ende

der Welt lesbar bleiben werden. Daumier ist der furchtbarste Kritiker der Justiz und ihres Gerechtigkeitsbetruges. Er hat auch den Bourgeois erledigt, die nationalistische Verblödung, den selbstgewissen Spießer, jedes lächerliche Pathos der Anmaßung. Und dann: das Pferd; in den Pferden des Daumier ist das vom Parthenon-Fries gleichzeitig mit dem Max Liebermanns und dem des Marées versammelt. Man kann verstehen, daß die Maler, wenn sie Daumier ansehen, verzweifeln und kaum noch einen Versuch wagen. Die Malerei des sozialen Motivs, Meunier und die Käthe Kollwitz, ist durch die Wäscherinnen, die Bettler, den Schiffszieher Daumiers vorweggenommen. Wenn er den Aufruhr darstellt, schafft er nicht nur den Motor: er gebärt das Perpetuum mobile der Revolution. Die Diagonale auf dem bedeutsamsten dieser Aufruhrbilder ist eine unversiegende Quelle der Kraft, ein Vorwärtsstoßen, gegen das es keinen Widerstand gibt. Auf diesem Bild ist ein Gelb, das den Trägsten aufpeitscht, eine Flamme, die Alles verzehrt. Es ist wohl behauptet worden, daß Daumier farblos sei; er ist ein Vulkan, aus dessen Feuertiefen die Farben heraufbrausen, Farben von mystischer Urgewalt, Farben, von denen ein Fleck ausreicht, um einem Bilde den Glanz eines Geschmeides zu geben. Welch ein Tempo! Welch ein Ozean der Bewegung! Auf einem Bilde, das ‚Die Auswanderer' heißt, tobt ein Strom des Drängens von rechts oben nach links unten; der Höllensturz des Rubens ist dagegen Theaterdonner. Welch distanzierende Erkenntnis, erhaben wie Goethes Vanitas: die Don Quixote-Serie, aufreizend in der Morbidität der Linie, unheimlich in dem Gespensterhaften; die Kapitulation des Helden, aber übergossen, emailliert von einem himmlischen Lichtblau. Eine Metamorphose des Goya, gewiß, und in dem rotdurchglühten ‚Mal der Götter' oder den braunen aufwallenden ‚Eselsdieben' eine Umwandlung des Rubens; aber bis auf weiteres: die bleibende. Mitten im Strom der Malgeschichte steht Daumier, er greift vom Schwarz des Barock bis zum Blond der Gegenwart, mitten im Strom des Lebens und aller seiner Leidenschaften steht er, das Auge erfüllt von allem Sichtbaren und darum fähig, das Gesicht des Universums zu gestalten. Prozessionen vor Daumier!

*

Begeisterung hat auch in Henri Rousseau etwas Daumierhaftes entdeckt; das ist jedoch nur insofern richtig, als es eben der Malerei der Nachkommen schwer fällt, sich Daumiers mörderischem Zugriff zu entziehen. Darüber hinaus ist es ganz gewiß nicht richtig, es sei denn, daß die Armut gemeint ist, die zeitlebens auch bei Rousseau zu Gast war, oder eine versteckte Güte der Seele, die Rousseau das Wort sprechen ließ: „Wenn ein König Krieg führen will, soll eine Mutter zu ihm gehen und es ihm verbieten."

Obgleich es für den malenden Zöllner nicht günstig ist, so trifft es sich doch gut, daß gleichzeitig mit dem Ereignis Daumier die Schildereien des träumenden Kleinbürgers, die halbflüggen Sehnsüchte des Romantikers der Portierloge bei Flechtheim zu sehen sind. Man hat den guten Rousseau ein wenig mißhandelt, indem man ihn „nicht nur den ersten Men-

schen, sondern auch den ersten großen Künstler der kommenden Zeit" genannt, indem man die Ursprünglichkeit seines Gefühls für großartiger und umfassender als das Manets erklärt und den Duft, der aus seinen Frühlingslandschaften kommt, für gleichwertig gehalten hat dem Salzgeruch, der um die Nike von Samothrake streicht. Das sind Übertreibungen, die an Propaganda streifen; der redliche Henri, der gar nicht wenig von sich gehalten hat, hätte sie mit einem kräftigen Schluck heruntergespült. Er war ein Bonvivant; noch mit sechzig Jahren schreibt er an eine nicht viel jüngere Witwe Liebesbriefe, in denen allerlei Tollheit tobt: „Wir sollen also erzeugen, aber bei unserm Alter ist das nicht zu befürchten." Es hat ihm danach an Selbsterkenntnis nicht gefehlt. Er hat gern fröhliche Gesellen um sich gehabt und musikalische Familienabende veranstaltet, bei denen er, wenn es heiß wurde, vor dem Bild seiner verstorbenen Frau, das er blumig gemalt hatte, die Flöte blies und von einem Bein auf das andre hüpfte. Er war keineswegs im landläufigen Sinne Dilettant. Fünfundzwanzig Jahre hat er mit Pinsel und Farbe ernsthaft gespielt; die Zöllnerei hatte er früh an den Nagel gehängt und es zu einer Art Zeichenlehrer gebracht. Seit 1886 hat er regelmäßig im Salon der Indépendants ausgestellt; da dürfte es eine gewisse kritische Bedeutung haben, daß Meier-Graefe in seiner 1904 erschienenen ‚Entwicklungsgeschichte' an Rousseau ohne ein Wort vorüberging. Die deutsche Kunstliteratur nennt ihn zum ersten Mal um 1913; nicht viel früher sind in Deutschland Bilder von ihm gezeigt worden. In Paris hat die erste umfassende Ausstellung seiner Arbeiten 1914, nach des Malers Tode stattgefunden. Sie wurde von Wilhelm Uhde, der einen Teil des Nachlasses besaß, besorgt und von dem Dichter Apollinaire gepriesen. Inzwischen war manches Bild gekauft worden, noch mehr aber waren in den Kunsthandel übergegangen, eine an sich nebensächliche Tatsache, die aber bei einer gerechten Beurteilung Rousseaus berücksichtigt werden muß.

In der Jugend ist Rousseau in Mexiko gewesen, Regimentstrompeter unter Maximilian. An diesem Abenteuer hat sich seine Phantasie immer wieder entzündet: die Urwaldbilder sind das Schönste, was er gemalt hat. Sie sind gebaut aus Erinnerungen an seltsame Formen und mirakulöse Blüten. Es sind Farben auf ihnen, die nur aus dem Herzen quellen können, nur aus der Sehnsucht, singende und geigende Farben, Farben, die nur ein Gallier sehen kann. Insofern darf man Rousseau einen Exponenten seiner Rasse nennen. Es ist auf diesen Bildern ein Geriesel von Blattwerk, ein Wehen und Schaukeln, eine klingende Melodie von Grün. Dazu turnen Affen mit aimabler Grazie, und irgendwo schläft eine nackte Dame oder frißt ein Panther einen zwergigen Neger. Flamingos spazieren am Strande, und die Sonne hängt wie ein koketter Lampion an einem Himmel, dessen grünendes Blau getränkt ist von der Sinnlichkeit des Märchens. Aber nicht nur in der entrückten Ferne, auch in der Gegenwart des Pariser Vororts, dort, wo schwarze Festungsmauern einen düstern Zickzack zeichnen und die Bäume einzeln stehen, empfindet Rousseau die Seele der Landschaft,

die Verlassenheit, und fängt sie tastend, aber doch bewußt, in ein Gefäß, das von Kinderhänden gemacht sein könnte, das aber die Absicht zum Primitiven, zur Bildform naiver Volkstümlichkeit spüren läßt. Es ist eine sympathische Gaunerei in diesen Bekenntnissen eines gerührten Herzens. Es dudelt in diesen genialen Schießbudentafeln eine Harmonie, die sich wie ein melancholischer Friedensbogen von der trotz alledem lustigen Erde zu den lustigern Wolken spannt. Auf dem Bild, das den burlesken Tanz um den Freiheitsbaum zeigt, brennt ein Bukett aus Rot gepflückt mit der Sicherheit der Mädchen, die den Erntekranz winden.

Arbeit für Arbeitslose von Theobald Tiger

Herrn Ebermayer zur Beschlagnahme freundlich empfohlen

Stellung suchen Tag für Tag,
aber keine kriegen.
Wer kein Obdach hat, der mag
auf der Straße liegen.
Sauf doch Wasser für den Durst!
Spuck aufs Brot — dann hast du Wurst!
Und der Wind pfeift durch die Hose —
Arbeitslose.
Arbeitslose.

Schaffen wollen — und nur sehn,
wie Betriebe schließen.
Zähneknirschend müßig gehn...
Bleib du nicht am Reichstag stehn —!
Geßler läßt was schießen.
Zahl den Fürsten Müßiggang;
Friere nachts auf deiner Bank.
Polizeiarzt. Diagnose:
Arbeitslose.
Arbeitslose.

Wart nur ab.
Es kommt die Zeit,
darfst dich wieder quälen.
Laß dir von Gerissenheit
nur nichts vorerzählen:
Klagen hilft nicht,
plagen hilft nicht,
winden nicht und schinden nicht.
Dies, Prolet, ist deine Pflicht:
Hau sie, daß die Lappen fliegen!
Hau sie bis zum Unterliegen!
Bleib dir treu.
Die Klasse hält
einig gegen eine Welt.
Auf dem Schiff der neuen Zeit,
auf dem Schiff der Zukunft seid
Ihr Soldaten! Ihr Matrosen!
Ihr — die grauen Arbeitslosen!

Der Prozeß von Peter Panter

> Es war ein lächelnder Gerichtshof, vor dem er dringend sich seinen Freispruch verbat.
>
> *Ludwig Hardt*

Wenn ich das unheimlichste und stärkste Buch der letzten Jahre: Franz Kafkas ‚Prozeß' (im Verlag Die Schmiede zu Berlin) aus der Hand lege, so kann ich mir nur schwer über die Ursachen meiner Erschütterung Rechenschaft ablegen. Wer spricht? Was ist das?

„Erstes Kapitel. Verhaftung. Gespräch mit Frau Grubach. Dann Fräulein Bürstner. Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet." So fängt es an. Es ist ein Bankbeamter, um den es sich handelt — und die zwei Gerichtsboten, die da morgens in sein möbliertes Zimmer kommen, wollen ihn verhaften. Aber sie verhaften gar nicht — der „Aufseher" stellt an einem Nachttischchen ein Verhör mit ihm an, dann darf er in die Bank gehen. Er ist frei. Bitte, Sie sind frei ... Der Prozeß schwebt.

Wir Alle, die wir ein Buch zu lesen beginnen, wissen doch nach zwanzig oder dreißig Seiten, wohin wir den Dichter zu tun haben; was das ist; wie es läuft; obs ernst gemeint ist oder nicht; wohin man im Groben so ein Buch zu rangieren hat. Hier weißt du gar nichts. Du tappst im Dunkel. Was ist das? Wer spricht?

Der Prozeß schwebt, aber es wird nicht gesagt, was für ein Prozeß. Der Mann ist offenbar eines Vergehens angeklagt, aber es wird nie gesagt, welches Vergehens. Die irdische Gerichtsbarkeit ist es nicht — also welche sonst? Eine, um Gottes willen, allegorische? Der Autor erzählt, erzählt mit unerschütterlicher Ruhe — bald merke ich, daß es nichts Allegorisches wird — deute nur, du deutest nie aus. Nein, ich deute nie aus.

Josef K. wird zum Verhör geladen — er geht. Das Verhör findet unter seltsamen Umständen im fünften Stockwerk eines Außenviertels statt — man liest, weiß nicht ...

Und ganz unmerklich hat sich die Idee festgehakt, sie greift über, und nun gibt es nichts zu freudianern, und keine gebildeten, geschwollenen Fremdwörter helfen hier weiter.

Es ergibt sich, daß Josef K. in eine riesenhafte Maschinerie geraten ist, in eine bestehende, arbeitende, geölt laufende Maschine des Gerichts. Er vernachlässigt seine Stellung in der Bank, er berät mit Advokaten, er geht zu den Verhören, obgleich er sich geschworen hat, nicht hinzugehen, er beschwert sich über das Betragen der Gerichtsdiener in seiner Wohnung — es sickert auch langsam durch, daß er einen „Prozeß" hat, es scheint, daß alle Leute davon wissen, oder doch viele, es ist wohl etwas Legitimes. Bis es ihn in der Bank selbst erwischt.

„Als K. an einem der nächsten Abende den Korridor passierte, der sein Bureau von der Haupttreppe trennte — er ging diesmal fast als der Letzte nach Hause, nur in der Expedition arbeiteten noch zwei Diener im kleinen Lichtfeld einer

Glühlampe —, hörte er hinter einer Tür, hinter der er immer nur eine Rumpelkammer vermutet hatte, ohne sie jemals selbst gesehen zu haben, Seufzer ausstoßen." Er öffnet. Da steht ein Mann in dunkler Lederkleidung und vor ihm die beiden Gerichtsdiener. „Was tut Ihr hier?", fragt er sie. „Herr! Wir sollen geprügelt werden, weil du dich beim Untersuchungsrichter über uns beklagt hast." In der Bank? In dieser so realen Bank? K. unterhandelt mit ihnen, versucht, den Prügler zu besänftigen — so hart habe er seine Beschwerde nicht gemeint... Aber sie müssen sich ausziehen, die Gerichtsdiener, schon sind die Oberkörper nackt, die Rute tanzt... Da schlägt K. die Tür zu. Der Schrei der Geprügelten wird jäh abgeklemmt.

Am nächsten Tag geht er scheu an der Tür vorbei, die sein Geheimnis vor der Bank verbirgt. Er öffnet, aus Gewohnheit... „Vor dem, was er statt des erwarteten Dunkels erblickte, wußte er sich nicht zu fassen. Alles war unverändert so, wie er es am Abend vorher beim Öffnen der Tür gefunden hatte. Die Drucksorten und Tintenflaschen gleich hinter der Schwelle, der Prügler mit der Rute, die noch vollständig angezogenen Wärter, die Kerze auf dem Regal und die Wächter begannen zu klagen und riefen: Herr! Sofort warf K. die Tür zu..."

Ich gebe diese Probe, um die grausame Mischung von schärfster Realität und Unirdischem zu zeigen — wie neben den Bureauboten der lederschwarze Prügler, aus einer Masochisten-Photographie geschnitten, die Rute schwingt... Und K. wirft die Tür zu — nein: „er schlug noch mit den Fäusten gegen sie, als sei sie dann fester verschlossen." Der Prozeß schwebt.

Der Prozeß braucht einen Advokaten. K. findet ihn, aber hier hat das Buch nun schon beinah ganz die Erde verlassen — wie eine schwarze Kugel schwebt es durch den Raum. Beim Advokaten ist ein Leidensgefährte, ein jämmerlicher zerprügelter kleiner Mensch — und es gibt untere und obere Advokaten, und das Schrecklichste ist, daß Niemand die Spitze dieser Pyramide absehen kann, Niemand dringt jemals in diese Höhen, scheint es...

Also eine Justizsatire? Nichts davon.

So wenig, wie die ‚Strafkolonie' eine Militärsatire ist oder die ‚Verwandlung' eine Bourgeois-Satire — es sind selbständige Gebilde, die niemals auszudeuten sind.

Der treuste Freund Max Brod, der dem Buch ein wunderschönes Nachwort geschrieben hat, und dessen unermüdlichen Anstrengungen wir erst die Drucklegung dieses Schatzes und fast aller andern Bücher Kafkas verdanken — Brod erzählt uns, das Buch sei ein Fragment geblieben. Man merkt das auch; ich fühle in diesem Punkt ein klein wenig anders als Brod. So erscheint mir bei diesem herrlichen Prosaiker zum ersten Mal dies und jenes nicht ganz ausgeglichen — auch steht für mein Empfinden das grandiose Schlußkapitel etwas unvermittelt an dem vorletzten Abschnitt,

der übrigens eine Meisterleistung für sich ist. Auf meine Bitte war Max Brod so freundlich, mir seine Ansicht über den „Prozeß" mitzuteilen; hier ist sie:

> Der Prozeß, der da geführt wird, ist der ewige Prozeß, den ein zart empfindender Mensch mit seinem Gewissen auszufechten hat. Held K. steht vor seinen innern Richtern. Das gespenstische Verfahren vollzieht sich an den unscheinbarsten Schauplätzen und so, daß scheinbar K. immer recht hat. Ganz ebenso sind wir rechthaberisch gegen unser Gewissen und versuchen, es zu bagatellisieren. Das Besondere ist nur die fatale Feinfühligkeit gegen die innere Stimme, die auf Schritt und Tritt immer lebendiger wird.
>
> Mit Kafka selbst konnte man natürlich nie über Deutungen sprechen, auch bei der größten Intimität nicht. Er selbst deutete so, daß die Deutungen neuer Deutungen bedürftig wären. So wie ja auch sein Prozeß nie recht entschieden werden kann.

Dieser Prozeß ist selbstverständlich, wie auch aus Brods Darlegungen im Nachwort hervorgeht, niemals eine Allegorie gewesen. Er ist sofort als Symbol konzipiert, tatsächlich hat sich das Symbol selbständig gemacht, es lebt sein eignes Leben. Und was für ein Leben...

Da ist eine Szene bei einem etwas verkommenen Maler, von dem man dem Angeklagten K. gesagt hat, er könne ihm im Prozeß durch Fürsprache bei den obern Richtern nützlich sein. Zu dem geht er. Der Mensch wohnt oben im Haus, in einer kleinen, unaufgeräumten Stube. Zum Schluß der Unterredung bittet der Maler, ihm doch ein Bild abzukaufen, vielleicht mehrere Bilder... Und holt nun immer dieselbe Heidelandschaft unter seinem Bett hervor, immer dieselbe... Und dann geleitet er den Hilfesuchenden zur Tür hinaus, und K. ist wieder in den gefürchteten Gerichtskorridoren. „Woher staunen Sie?", fragt der Maler. „Es sind die Gerichtskanzleien. Wußten Sie nicht, daß hier Gerichtskanzleien sind? Gerichtskanzleien sind doch fast auf jedem Dachboden, warum sollten sie grade hier fehlen?"

Also ein Traum? Nichts ist für mein Gefühl verkehrter, als mit diesem verblasenen Wort Kafka fangen zu wollen. Dies ist viel mehr als ein Traum. Das ist ein Tagtraum.

Etwas Ähnliches an Zügellosigkeit gibt es nur noch in geschlechtlichen Kindheitsphantasien, wo Schule, Haus, die Stadt und die Welt einer, einer einzigen Idee untergeordnet sind — wo die Menschen Glaskleider tragen oder halt! noch besser: vorn kleine Glasluken, damit man sie besser sehen kann... Das Buch ist nicht wahnsinnig — es ist vollkommen vernünftig, es ist in seiner Idee so vernünftig, wie manche Irre vernünftig sind, logisch, mathematisch in Ordnung: es fehlt eben jene leise Dosis von Irrationalem, die erst dem vernünftigen Menschen den innern Halt gibt. Nichts schrecklicher als ein reiner Mathematiker des Verstandes — nichts unheimlicher.

Nun ist aber Kafka ein Dichter seltenen Formats, und diese ultralogische Grundidee ist berankt mit realen Phantasiegebilden. Es gibt gar keine Frage mehr, ob es das Alles gibt — das gibt es, das ist so wahr, wie in der Strafkolonie eine Töte-

maschine steht, so wahr, wie sich der Geschäftsreisende damals in einen Käfer verwandelte... das ist so.

Das vorletzte Kapitel enthält die theologische Ausdeutung einer kleinen Geschichte Kafkas, die sich in dem Band ‚Ein Landarzt' findet, sie heißt: ‚Vor dem Gesetz', ein Muster reiner Prosa. Hier im Buch schwillt die Geschichte auf, wird, nach des Autors eignen Worten, unförmlich; ein Gefängniskaplan im Dom erklärt sie dem lauschenden und disputierenden Josef K., verstrickt ist er, nichts kann ihn retten.

Wie er stirbt, mag man selber nachlesen. Die letzte Minute ist eine Vision von einer nie gehörten Stärke. „Seine Blicke fielen auf das letzte Stockwerk des an den Steinbruch grenzenden Hauses. Wie ein Licht aufzuckt, so fuhren die Fensterflügel eines Fensters dort auseinander, ein Mensch, schwach und dünn in der Ferne und Höhe, beugte sich mit einem Ruck weit vor und streckte die Arme noch weiter aus. Wer war es? Ein Freund? Ein guter Mensch? Einer, der teilnahm? Einer, der helfen wollte? War es ein Einzelner? Waren es Alle? War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte?"

Das Buch schließt mit einem optischen Bild, das ich hier nicht aus dem Zusammenhang reißen möchte, einer alten Photographie von unvergeßlicher Grausigkeit.

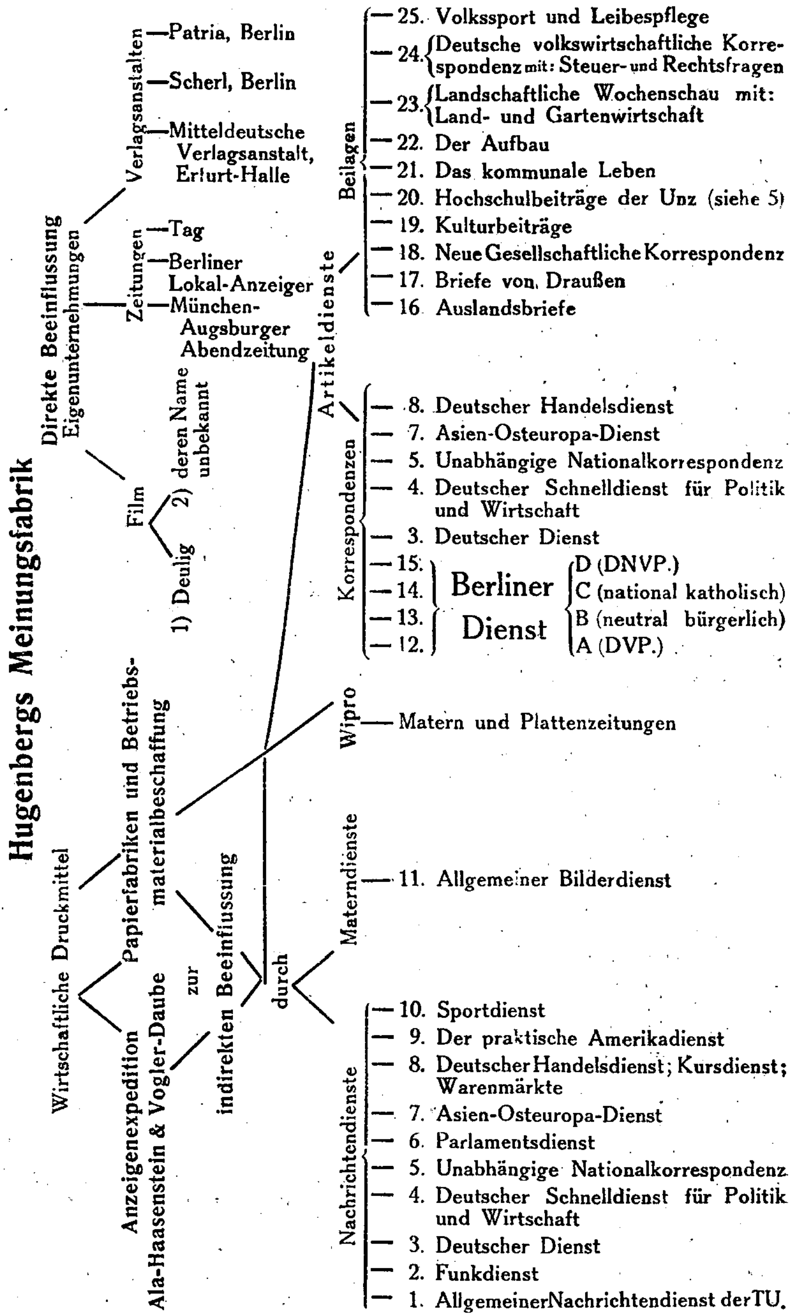
Seit Oskar Panizza ist so etwas an eindringlicher Kraft der Phantasie nicht wieder gesehen worden. Das Deutsch ist schwer, rein, bis auf wenige Stellen wundervoll durchgearbeitet. Wer spricht?

Franz Kafka wird in den Jahren, die nun seinem Tode folgen, wachsen. Man braucht Niemand zu ihm zu überreden: er zwingt. Wände beleben sich, die Schränke und Kommoden fangen an zu flüstern, die Menschen erstarren, Gruppen lösen sich auf und bleiben wieder wie angebleit stehen, nur der Wille zittert noch leise in ihnen. Man sagt von Tamerlan, er habe einmal seine Gefangenen mit Mörtel zu einer Mauer zusammenmauern lassen, zu einer brüllenden Mauer, die langsam verzuckte. So etwas ist es. Ein Gott formt eine Welt um, setzt sie neu zusammen, ein Herz steht am Himmel und scheint nicht, sondern klopft; ein Fetisch wandelt, eine Apparatur wird lebendig, nur, weil sie da ist, die Frage Warum? ist so töricht, beinah so töricht wie in der realen Welt.

Deren Teile sind da — aber sie sind so gesehen, wie der Patient kurz vor der Operation die Instrumente des Arztes sieht: ganz scharf, überdeutlich, durchaus materiell — aber hinter den blitzenden Stücken ist noch etwas Andres, die Angst brüllt der Materie in alle Poren, erbarmungslos steht das Operationsbett, hab doch Mitleid! sagt der Kranke, auch du! Das Bett ist so fremd, aber es ist doch im Bunde.

Ein solcher Wille begründet Sekten und Religionen — Kafka hat Bücher geschrieben, einige wenige, unerreichbare, niemals auszulesende Bücher. Hätte sich der Schöpfer anders besonnen, und wäre dieser in Asien geboren: Millionen klammerten sich an seine Worte und grübelten über sie, ihr Leben lang.

Wir dürfen lesen, staunen, danken.



Hugenbergs Meinungsfabrik
Direkte Beeinflussung
Eigenunternehmungen
Verlagsanstalten
Patria, Berlin
Scherl, Berlin
Mitteldeutsche Verlagsanstalt, Erfurt-Halle
Zeitungen
Tag
Berliner Lokal-Anzeiger
München-Augsburger Abendzeitung
Film
1) Deulig
2) deren Name unbekannt
Wirtschaftliche Druckmittel
Papierfabriken und Betriebsmaterialbeschaffung
Anzeigenexpedition
Ala-Haasenstein & Vogler-Daube
zur indirekten Beeinflussung
durch
Artikeldienste
Beilagen
25. Volkssport und Leibespflege
24. Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz mit: Steuer- und Rechtsfragen
23. Landschaftliche Wochenschau mit: Land- und Gartenwirtschaft
22. Der Aufbau
21. Das kommunale Leben
20. Hochschulbeiträge der Unz (siehe 5)
19. Kulturbeiträge
18. Neue Gesellschaftliche Korrespondenz
17. Briefe von Draußen
16. Auslandsbriefe
Korrespondenzen
8. Deutscher Handelsdienst
7. Asien-Osteuropa-Dienst
5. Unabhängige Nationalkorrespondenz
4. Deutscher Schnelldienst für Politik und Wirtschaft
3. Deutscher Dienst
15.
14.
13.
12.
Berliner Dienst
D (DNVP.)
C (national katholisch)
B (neutral bürgerlich)
A (DVP.)
Wipro
Matern und Plattenzeitungen
Materndienste
11. Allgemeiner Bilderdienst
Nachrichtendienste
10. Sportdienst
9. Der praktische Amerikadienst
8. Deutscher Handelsdienst; Kursdienst; Warenmärkte
7. Asien-Osteuropa-Dienst
6. Parlamentsdienst
5. Unabhängige Nationalkorrespondenz
4. Deutscher Schnelldienst für Politik und Wirtschaft
3. Deutscher Dienst
2. Funkdienst
1. Allgemeiner Nachrichtendienst der TU.

Käufliche Journalisten von Rudolf Olden

Es konnte nicht fehlen, daß mein zehnter Oesterreichischer Kopf: Alexander Weisz — erschienen in Nummer 9 der ‚Weltbühne' — heftiges Schütteln andrer, ehrwürdigerer Köpfe hervorrief. Von der „warmen Lanze" an, die ich angeblich für die Korruption eingelegt habe, über die „bedauerliche Laxheit" bis zu den „ebenso gemeinen wie unqualifizierbaren Angriffen" strotzen Zuschriften, die der Redaktion und mir selbst zugegangen sind, von der schweren Mißbilligung Derer, die die gute alte Zeit und ihre noch durchaus bestehenden Sitten und Gebräuche loben und verehren.

Ich will bei der Antwort gleich mit dem Anfang anfangen und eine so dezidierte Erklärung abgeben, daß der Entrüstung der Atem ausgehen muß. Nämlich die: Wenn ich vor die Wahl gestellt werde zwischen dem gewalttätigen Räuber und dem süßlichen Konglomerat von Bettler und kleinem Dieb, so ist der Räuber mir lieber. Die Konglomerate sind es, die sich jetzt empört über die gefallene Größe zeigen. Aber ich sehe hinter der Empörung ihre heimlich grinsende Genugtuung darüber, daß sie recht behalten haben: daß das große Geschäft offenbar nichts taugt, während das kleine immer noch seine Männchen nährt. Dem geschätzten Kollegen, der mir „Aesthetizismus" vorgeworfen hat und jetzt erneut vorwerfen wird, erwidere ich, daß er glattweg unrecht hat. Ich spreche nicht aus aesthetischer Bewunderung des Starken so, sondern ausschließlich aus Standesrücksichten. Denn wenn ich — reale oder irreale Hypothese — wählen soll zwischen den Kollegen, die gefürchtet, und denen, die verachtet werden, so muß ich die, die meine Stellung stark machen, den andern vorziehen, die sie in Jahrzehnten kläglicher Plusmacherei unendlich geschwächt haben. (Die Kollegenschaft mit beiden Gattungen zu leugnen, ist eine dürftige Geste, auf die ich verzichte, weil ich eben kein Aesthet bin.)

Und nun sollen das vielleicht wieder „haltlose Verdächtigungen" sein? Aber, bitte: der ‚Abend', der sich wehrt, obwohl er seinen Chefredakteur preisgegeben hat, hat ja Einen genannt, den Chef der Handelsredaktion eines sehr großen Blattes, dessen Name auf der Liste der Emissionstrinkgeldempfänger einer Bank von zweifelhaftem Ruf gefunden wurde. Und was hat das sehr große Blatt geantwortet? Erstens sei der Arme krank; zweitens habe der Wert der unentgeltlichen Emissionsbeteiligung nur 60 Schilling — gleich 40 Mark — betragen; und drittens sei sie inzwischen bezahlt worden. Das übertrifft meine kühnsten Behauptungen. Die Geringfügigkeit der Bestechung entschuldigt also doch den Bestochenen? Er nahm so kleine Beträge, daß es an Unbestechlichkeit grenzte? Ja, das ist die Meinung des sehr großen Blattes. Aber ich finde im Gegenteil: sie schändet den Bestochenen. Der Unterstaatssekretär im ‚Idealen Gatten' hat ein einziges Mal genommen, um für immer unbestechlich sein zu können. Der Dichter und die Zuschauer sprechen ihn frei. Ich denke gar nicht daran, das zu tun; ich finde nur, daß er dem Stand der englischen

Politiker keinen Schaden getan hat, denn er hat ihren Preis gehalten. Aber wer seinen Stand täglich kleinweise verkauft, der ruiniert ihn. Es gibt genug Wiener Journalisten — ich spreche deshalb nur von Wien, weil das Thema heute nicht mehr Terrain umfaßt —, die das getan haben und weiter tun. Ich behaupte: Wenn in einem Lande ein Journalist eine große Summe wert ist, so steht es gut um den Journalismus dieses Landes; wenn er durch regelmäßige kleine Zuwendungen gekauft wird, um die er nicht einmal kämpft, sondern die man ihm zuwirft, wenn er also billig ist, so steht es schlecht um den Journalismus. Aber einige von Denen, die meine Ansichten höchst verwerflich finden, sind notorisch der Meinung, daß solche kleinen Vorteile den Charakter des Journalisten nicht berühren. Ich bin und bleibe andrer Meinung. Ich glaube, daß es seine Wirksamkeit weit mehr zerstört als der große Raubzug. Der verhindert die Wahrheit ein Mal. Jene machen sie für immer unmöglich.

Nun aber sagt man mir — „man" ist der Herr, der Alles „gemein" und trotzdem „unqualifizierbar" findet —, Journalisten sollten überhaupt nicht bestechlich sein. Ich gebe zu, daß das gut sein kann. Ich behaupte aber, daß das auch sehr schlecht sein kann, und werde es mit einem Beispiel belegen. Die Nordisch-Oesterreichische Bank war ein Unternehmen, von dem man wußte, daß es nichts taugte; und das auch mit einem bösen Krach geendigt hat. Das Inserat dieser Bank erschien bis zum letzten Tag als Schleife auf der ersten Seite des sehr großen Blattes. Das Blatt war also verhindert, über den wahren Stand des aristokratisch-arischen Schwindelunternehmens zu berichten. Nun ist zweierlei möglich: es ist theoretisch möglich, daß ein Redakteur dieses Inserat „gemacht" hatte, also bei dem Verschweigen verdiente; es ist aber auch möglich, daß es der Administration durch einen Berufsagenten zugegangen war und keines Redakteurs Integrität bei dem Vorgang den geringsten Schaden nahm. Ich stehe nicht an zu sagen, daß im zweiten Fall die volkswirtschaftliche Redaktion nicht um ein Haar besser aussieht. Der Redakteur, der für ihren Inhalt verantwortlich ist — gleicherweise für Das, was seine Rubrik bringt, wie für Das, was sie nicht bringt —, hat in jedem Fall schuldhafter Weise unterlassen, das Publikum über die Gefährdung seiner Einlagen aufzuklären. Er hat es getan, entweder um sich oder um dem Verleger einen Vorteil zu verschaffen. Was nützt die Unbestechlichkeit des Journalisten, wenn man das Blatt beim Inseratenagenten kaufen kann? Der Öffentlichkeit ist so und so nicht gedient, der journalistischen Pflicht so und so nicht genügt worden. Ob der Journalist nun bei dieser Pflichtverletzung profitiert, oder ob er sie ohne Profit leistet: welchen Unterschied macht das für eine moralische Charakterisierung? Die Organisation Wiener Journalisten hat, schon vor Jahren, ihren Mitgliedern das Inseratemachen verboten, und — das ist wieder eine andre Geschichte — einer von den Kollegen alten Stils steht jetzt in Disziplinaruntersuchung, weil er diesen nie durchgeführten Beschluß übertreten und die Polizei bei dieser Gelegenheit ein Verfahren

wegen Erpressung gegen sein höchst bürgerliches Blatt eingeleitet hat. Aber, so lobenswert jener Gewerkschaftsbeschluß ist: welchen Unterschied macht es für das Ansehen der Journalisten, ob sie Trinkgeldnehmer sind oder Schuhfetzen, über die sich eine administrative Weisung einfach hinwegsetzt? Ob nun der Inseratenteil auf dem Weg über den Redakteur oder auf dem Weg über die Administration den Inhalt des redaktionellen Teils bestimmt: darauf, glaub' ich, kann gepfiffen werden.

Es ist mit der Ehre des Journalisten so wie mit der Tugend eines Mädchens: wenn sie nie versucht wird, ist sie nichts wert. Ist die Jungfrau von abschreckender Häßlichkeit, so ist ihre Jungfräulichkeit kein Beweis ihrer Widerstandsfähigkeit. Und ist der Journalist machtlos, ohne Einfluß auf sein Blatt, so ist seine Unbestechlichkeit eine höchst gleichgültige Tatsache. Und da es immer Sünder geben wird, wofern Sünde und Tugend überhaupt reale Begriffe sind, so steht es nur um den Journalismus des Landes gut, wo es korrupte Journalisten gibt. Wenn sie alle weißgewaschene Engel sind, so taugen sie alle zusammen nichts. Denn dann ist eben der Zustand geschaffen, daß nur die Verleger Macht über die Zeitung haben, und daß ihre geistigen Arbeitnehmer, die tagtäglich Staat und Volk und Regierung zu beraten wagen, willenlose Gummipuppen sind, ohne Verantwortlichkeit und ganz ohne politisches, kulturelles und literarisches Ethos, Neutra, die keinesfalls ihren hohen und wichtigen Beruf pflichtgemäß auszuüben imstande sind.

Das also war noch zu dem Fall Alexander Weisz zu sagen, um deutlich zu sein. Ist das eine warme Lanze für die Korruption? Lächerlich!

Aber auf andre Einwände, von sozialistischer Seite, wäre allerdings einzugehen, wenn die Redaktion mir noch einmal Raum gewährt.

Goldrausch von Hans Siemsen

Vor einem halben Jahr bin ich diesem Film durch einen Teil Europas nachgereist. Ich sah ihn zuerst in Rom. Es war aber der letzte Tag. In Mailänder Blättern war er noch angezeigt. Also schnell nach Mailand! In zwei Tagen viermal gesehen. Dann nach Zürich! Und nochmal zurück nach Lausanne, wohin der Film von Zürich aus gewandert war.

Hinter welchem Drama, welchem Kunstwerk würde man so herreisen? Ich — hinter keinem!

Nun läuft dieser Film in Berlin — und ich bin nicht da. Zum ersten Mal im Leben hab' ich Sehnsucht nach Berlin.

*

Die fünf Erdteile wetteifern in der Begeisterung über diesen Chaplin-Film. Und die Berliner Filmkritik — die man auch an der Riviera zu Gesicht bekommt — stimmt unisono in den Jubel ein. Und sagt mit einem Mal so viel vernünftige, richtige, kluge Sachen — daß einem wahrhaftig nichts zu sagen übrig bleibt. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Ich erinnere mich an die Zeit, da — vor etwa vier oder fünf Jahren — die ersten Chaplin-Filme zu uns kamen. Man

traute sich nicht recht. „Diese Art von amerikanischem Humor ist nichts für Deutschland!", sagten die „Fachleute". Und in der Filmkritik fand Chaplin seinen Platz neben Damman und Leo Peukert: „Den Schluß des Programms machte eine jener amerikanischen Grotesken, über deren Unsinn man wider Willen lachen muß. Man sollte aber das deutsche Film-Lustspiel ..." Das deutsche Film-Lustspiel — siehe: Peukert und Damman! — ist inzwischen sanft entschlummert. Und das Wort „Unsinn" hat sich als Druckfehler herausgestellt und wird heute mit „Tiefsinn" übersetzt.

*

Über den Film selber könnte man ein Buch schreiben. Aber Bücher soll man nur schreiben, wenn man „muß", nicht, wenn man „könnte". Was ich über Chaplin sagen „mußte", habe ich in der ‚Weltbühne' schon vor drei Jahren sorgfältig auseinandergesetzt.

Es war sehr schön und hat mich sehr gefreut.

*

Dieser Film widerlegt so ziemlich alle Theorien, die sich Film-Fachleute, -Kritiker und -Reformatoren bisher zurechtgelegt haben.

Vor Allem die Theorie von der Wichtigkeit des Manuskripts.

Chaplin hat, wie er selber sagt, nie ein Manuskript. Noch viel weniger ein Szenarium mit „Aufblenden", „Abblenden", „Großaufnahme". Er hat nur eine „Idee". Alle Einzelheiten ergeben sich nachher aus der Situation, während des Spiels, vor dem Objektiv.

Das soll man hier mal einem Regisseur erzählen! „Arbeiten Sie Ihre Idee erst mal aus! Dann werden wir weiter sehen." Sie denken immer noch ans Theater und haben nur in der Theorie, nicht in der Praxis begriffen, daß der Film etwas ganz, ganz Andres, ja, etwas Theaterfeindliches ist.

Auch berühmte, erprobte Schauspieler gibt es — bis auf Chaplin, der immer wieder herrlich wie am ersten Tag, unter Aufbietung aller Intelligenz „naiv", ohne Manier, wie zum ersten Male spielt; nicht aus dem Atelier, sondern von der Straße kommend — auch Schauspieler gibt es hier nicht. Lauter unbekannte Leute.

Was ist für Ausstattung, „Aufmachung", Architektur ausgegeben? Nicht ein Pfennig. Sieht so ein Alaska-Dorf aus? Nie im Leben! Es gibt Leute, die Chaplin ganz gut kennen; die sagen: er sei so geizig, daß er dies Dorf, samt unmöglicher Kirche, von einer andern Film-Firma übernommen habe, die es schon abgebraucht hatte. Möglich ist es. Und Geiz ist keine Tugend. Aber richtig ist das Gefühl, daß gar nichts darauf ankommt, ob das Goldgräber-Dorf, wo diese märchenhafte Geschichte vor sich geht, „echt" oder „unecht" ist.

Geld ausgeben? Wofür? Weshalb? Wenn man Chaplin ist und eine „Idee" hat ...

Geld gekostet haben nur die allerersten Szenen, wo Hunderte, Tausende von Goldsuchern durch verschneite Gebirgswege aufwärtsklettern, unaufhaltsam vorwärtseilen, hasten, kämpfen. Tausend Statisten nach Alaska bringen: das kostet

Geld. Da ist Chaplin nicht „geizig" gewesen. Er weiß warum. Diese Szenen dauern zwei Minuten. Aber sie geben dem ganzen Film einen Untergrund von Ernsthaftigkeit, einen Untergrund von lebenswahrer, tragischer Wirklichkeit. Nachher kann Märchen auf Märchen passieren — der Anfang war ernst, lebenswahr und „echt". Und kein Mensch vergißt das.

Diese selbe Sache von Anfang an komisch, scherzhaft, märchenhaft genommen — und die Wirkung wäre nur halb so tief und wahr. Man würde Alles nur halb glauben. Jetzt — nach diesem Anfang — glaubt man Alles.

Und dieser, der teuerste Teil des Films, dauert zwei Minuten.

*

Was soll man sonst noch viel erzählen? Wem dieser Film nichts sagt, mit dem möchte ich nie in meinem Leben auch nur ein Wort reden. Es wäre Alles vergeblich. Ludendorff und Hitler? Stresemann und Geßler? Sie lesen die ‚Weltbühne' sowieso nicht. Und ich möchte auch nicht mit ihnen reden. Die Andern? Wäre es nicht eine Beleidigung, ihnen die schönsten Stellen dieses Films „erklären" zu wollen? Was ist da zu erklären? Ich möchte ihnen Allen nur ganz kameradschaftlich sagen: Ich habe diesen Film zwölfmal gesehen. Und wenn er hier, in Ospedaletti, am blauen, tyrrhenischen Frühlingsmeer liefe — ich ginge jeden Tag noch einmal hin. Auch wenn die Sonne schiene.

*

Es ist eine erstaunliche — und auch wieder nicht erstaunliche Tatsache, daß man nach einigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden die größte, die wahre Blütezeit jeder Kunst, jeder Technik in ihren Anfängen entdeckt.

Der höchste Gipfel der Bildhauerei: Praxiteles? Michelangelo? Nein: die frühen, namenlosen Griechen und die Aegypter. Der Höhepunkt der Malerei: Tizian? Raphael? Nicht einmal Rembrandt! Sondern: Giotto mit seinen primitiven, der Materie abgerungenen Bildern. Allererstes chinesisches, allerfrühestes Meißener Porzellan — was hält daneben stand? Alles spätere ist ein raffinierter, schöner, köstlicher Abstieg. Aber ein Abstieg! Nähere Beispiele: Die ersten Lithographien von Senefelder, dem Erfinder. Die ersten, allerersten Photographien — Daguerrotypen damals genannt —: was sind dagegen die ungeheuer raffinierten, mit zehnmal verbesserten Apparaten aufgenommenen von heute? Lächerlich! Eine alberne, ambitiöse Kinderei!

Der langen Rede nicht einmal ganz kurzer Sinn: Ich will in jener, gewiß nicht bessern, aber andern Welt ein — ein — nun, was? — ein Filmschauspieler sein, wenn man nicht in tausend Jahren, im Zeitalter des Fernsehens, sagen wird: „Ja, damals — das war die Zeit von Chaplin, das waren die Inkunabeln des Films — damals war das eine Kunst. Damals müssen die Menschen glücklicher und einfacher gewesen sein, als wir heute sind."

Von dem „Weltkrieg" wird kein Mensch mehr reden. Aber von Chaplin wird man reden. In tausend Jahren.

Bemerkungen

Geßlers Kritiker

Für die Debatte über den Reichswehr-Etat vor dem Plenum des Reichstags hatte die Sozialdemokratie Herrn Franz Künstler bestimmt. Der Beherrscher der radikalen Berliner Zahlabende plänkelte an der Peripherie und wandte viel Lungenkraft an die Kritik schwarzweißroter Reichswehrkapellen. Kein Wort gegen Geßlers Eröffnung im Haushaltsausschuß, man werde ja hoffentlich nach dem Eintritt in den Völkerbund auch in Rüstungsfragen weitherziger wiederaufbauen können, denn selbstverständlich müßten für den Kriegsfall alle Vorbereitungen zur Einziehung von Millionen getroffen werden ... Kein Wort gegen die ungemessene Verschleuderung von Steuergeldern für Mordzwecke, kein Wort gegen die Bürgerkriegsmanöver dieses Heeres, kein Wort von ernsthafter Tragweite gegen das System Geßler.

Der Redner des Zentrums, sozusagen einer republikanischen Partei, der pfiffig-militärfromme Bauer Ersing, randalierte ungezogen gegen Pazifismus und Kontrolle der Reichswehr. Über die Petition der pazifistischen Organisationen sagte er: „... Ich habe die Auffassung, daß an der Propaganda, wie sie in den letzten Wochen von pazifistischen Kreisen in Deutschland gegen die Reichswehr betrieben worden ist, gewisse Stellen des französischen Generalstabes nicht ganz unbeteiligt sind." Das ist eine schäbige kleine Verleumdung.

Wirkliche Kritik übte nur der Kommunist Schneller. Er hat wenigstens auf Geßlers Beziehungen zu den bayrischen Königsmachern hingewiesen. Er hat Geßlers Bekenntnis zur Militärdiktatur gebrandmarkt und die gleisnerische Floskel vom Vorjahr: „Ich habe die bestimmte Meldung des Chefs der Heeresleitung, daß keine Zeitfreiwilligen mehr eingestellt werden", als krasse Lüge entlarvt. Herr Schneller hat den Charakter der Reichswehr als Rahmenorganisation für das Millionenheer vor dem Reichstag klargestellt. Allerdings vor leeren Bänken.

Die Haltung der Kommunisten ist deshalb so erfreulich, weil die Partei bis vor kurzem, auf Grund irgendeiner verschrobenen Definition der Klassenlage, die Tatsache der heimlichen Rüstungen einigermaßen begünstigt hatte. Herr Geßler hat den Umschwung wohl erkannt. Er bezeichnete als bedauerlich, daß nun auch die Kommunisten sich der Schar seiner Kritiker eingereiht hätten. „Ich warne Sie!", rief er zu den Bänken der Linken hinüber — und nannte „Denunziantendienste" für die Entente die öffentliche Festnagelung seiner verderblichen Wirksamkeit. Und dann erzählte er Märchen von der Verfassungstreue seiner Offiziere, die sich währenddessen feixend, im Dienstanzug für Stallwache, an die Täfelung lümmelten.

Als zwei Tage darauf die Debatte fortgesetzt wurde, hatte Herr Rönneburg, seines Zeichens Demokrat und ehemals braunschweigischer Minister, den Geschmack, die Petition Ludwig Quiddes als würdelos und den nationalen Interessen ins Gesicht schlagend zu kennzeichnen. Die in Nummer 7 der ‚Weltbühne' erschienene Reichswehretat-Kritik Konrad Widerholds widerspreche den Tatsachen und beweise eine ungeheure Naivität. Herr v. Ramin, der völkische Redner, äußerte sich demgemäß anerkennend darüber, daß jetzt auch schon die Demokraten und andre republikanische Parteien Verständnis für den Wehrgedanken aufbrächten.

Geßlers Sieg vor dem Plenum beweist uns zum zehnten, zum hundertsten Male, daß der Mann von keiner parlamentarischen Körperschaft zu stürzen ist. Umso größer unsre Verpflichtung.

Und trotz des Sieges hat sich der Minister doch wieder arge

Blößen gegeben. Sehr viele solcher Siege wird er nicht mehr ertragen.

Der Patron schon mancher gewonnenen Bataille hieß Pyrrhus.

Berthold Jacob

Landgerichtsdirektor Jürgens

Das war ein eifriger und tüchtiger Beamter der deutschen Justiz. Die Republik gab ihm ihre Ruten und Beile. Er hat sie kräftig genützt. Hat viele lebendige Menschen hinter Zuchthausmauern stumm gemacht. Hat Akten zusammengestellt und Beweise erbracht, die Tausende von Arbeiterfamilien ihres Ernährers beraubten. Hat Angeklagte gefoltert, Zeugenaussagen erpreßt und im Notfall falsches Zeugnis mit Spitzelhilfe erbracht. Ließ eine zweiundsiebzigjährige Mutter einsperren und foltern, damit sie gegen ihr eigen Fleisch und Blut aussage. Ließ eine Mutter von ihrem Säugling wegreißen und über ein Jahr in eine Gefängniszelle wandern, damit die Frau die fehlenden Beweise wider den Gatten und Vater ihres Kindes erbringe. Gegen jede Menschlichkeit und trotz ärztlicher Fürsprache blieb die Frau verhaftet, bis sie durch die Tuberkulose befreit wurde. Das sind nur zwei Beispiele unter hunderten, die vom „Richter" Jürgens sprechen.

Und von diesem Jürgens kannten Staat und Gesellschaft das Vorleben. Allein im Krieg sechzig erwiesene Fälle von Betrug, Freiheitsberaubung und Amtsmißbrauch. Damals war er in Hannover Herr über Leben und Tod! Wer ihm nicht gefiel, wer seine Betrügereien kannte und reden wollte, den ließ er von Polizei- oder Militärstreifen festnehmen. Beförderte ihn zur Militäruntersuchung, nachdem er vorher dem Stabsarzt einen Uriasbrief überreicht hatte. Darin stand zu lesen: „An die Front mit dem Kerl, damit er fällt!"

Nach glorreichem Vorbild schmückte sich dieser Jürgens am 9. November mit einer blauen Brille und ging auf die Flucht. Sonst hätten ihn die Hannoveraner gelyncht. Nicht nur die Arbeiter und Soldaten. Auch Hunderte von braven Bürgersleuten waren zum Henkeramt bereit. Nach Wochen wurde Jürgens vom Volkszorn in Cassel ergriffen und festgesetzt. Die Amnestie der Volksbeauftragten rettete ihn. Jetzt begann er seine erfolgreiche Laufbahn von neuem. Herr Unterstaatssekretär und Minister Weismann stellte ihn an die Ruhrfront. Dort hatte er einen „Beobachtungsposten", wie die preußische Regierung in bescheidener Weise „berichtigt". Ein Halunke und Verbrecher auf dem Beobachtungsposten der Ruhrfront. Eine Kritik dieses Ruhrkriegs und seiner Macher, wie sie nicht besser auf hundert Seiten zu schreiben ist. Und dann wurde Jürgens Untersuchungsrichter beim Staatsgerichtshof. Und dann: Landgerichtsdirektor in Berlin.

Jetzt sitzt er selbst. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung ist undankbar. In ihrem Namen durfte er unzählige Verbrechen begehen, sich an Tausenden von Menschenleben vergreifen. Das hat ihm nie geschadet, trotz aller vorhandenen Beweise für den Mißbrauch seines Amtes. Im Gegenteil: der Staat war ihm dankbar. Daß er sich aber an den kapitalistischen Grundsätzen und vor Allem am Geld von Versicherungsgesellschaften vergriffen hat: daran wird nun einer der schlimmsten Justizverbrecher sterben. Jürgens? Name ist Schall und Rauch. Hier steht ein System am Pranger! Weil Generationen keine solche deutsche Justiz gesehen haben, deshalb auch keinen ähnlichen Jürgens.

Julius Amann

Max Hoelz

Die sofort rechtskräftig gewordene Entscheidung des außerordentlichen Gerichts bei dem Landgericht I Berlin, durch welche Max Hoelz am 22. Juni 1921 zu lebenslänglichem Zucht-

haus und dauerndem Ehrverlust verurteilt worden ist, stellt fest, daß sämtliche Handlungen des Angeklagten auf einem einheitlichen Vorsatz beruhten, und daß der von ihm beabsichtigte Erfolg die Herbeiführung der Diktatur des Proletariats gewesen ist. Hieraus habe sich, so argumentiert die Urteilsbegründung weiter, für Hoelz die Verneinung der jetzigen Rechtsordnung ergeben; seine Strafhandlungen seien der Ausfluß eines einheitlichen Willens gewesen.

Nach der Auffassung des Gerichts hat Hoelz also die Taten, wegen welcher er verurteilt worden ist, verübt, um zu der Verwirklichung der Diktatur des Proletariats zu gelangen. Dieses nach der republikanischen Rechtsprechung als hochverräterisch anzusehende Tun hat mithin die einzelnen Delikte gewissermaßen in sich aufgesogen; sie sind für Max Hoelz Mittel und Wege zur Erreichung seines Endziels gewesen. Es kann daher für Jeden, der sich auch nur einen Rest objektiven Denkens bewahrt hat, keinem Zweifel unterliegen, daß der Verurteilte lediglich als politischer Täter und als einer gewertet werden muß, der sich zu seinen Handlungen auf Grund seiner politischen Überzeugung für verpflichtet gehalten hat.

Davon aber weicht der Strafvollzug, dessen Objekt dieser Gefangene ist, auf das Grellste ab. Die Behandlung hat sich zu besonderer Schärfe und Härte gesteigert, seitdem — ausgerechnet — die Deutschvölkische Freiheitspartei des Adolf Hitler und des Generals a. D. und Dr. med. h. c. Erich Ludendorff im Sommer 1925 ihre berüchtigte parlamentarische Anfrage an den preußischen Justizminister gerichtet hat. Daß zu den Abgeordneten dieser Partei ein im selben Ministerium beschäftigter Geheimer Oberjustizrat gehört, sei als neckische Begleiterscheinung vermerkt.

Die Behandlung, die Max Hoelz im Zuchthaus erleidet, ist die eines „gemeinen Verbrechers".

Unablässig kämpft die Verteidigung für die Beseitigung dieses schweren Unrechts! Unablässig sind wir auch bemüht, das neue Beweismaterial zusammenzutragen, das ein Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens hinsichtlich der Erschießung des Gutsbesitzers Heß erfordert. Hoelz hat mit diesem Vorkommnis nichts zu schaffen!!

Da aber natürlich, wie er selbst wünscht, vermieden werden muß, andre Personen zu gefährden, konnte die Ermittlungsarbeit nur langsam vor sich gehen. Jedoch grade in den letzten Wochen ist sie erheblich fortgeschritten, sodaß ihr Abschluß nun nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Außerdem wird in nächster Kürze eine Denkschrift die Oeffentlichkeit klipp und klar darüber unterrichten, was von dem „Bürgerschreck" Max Hoelz und dem Urteil des außerordentlichen Gerichts zu halten ist.

Victor Fraenkl

„Republikanische" Schule

In der Hindenburg-Realschule wird als Obertertia-Aufsatz das Thema gestellt: Gestrenge Herren. Die Schüler fragen vorsichtigerweise, ob sie auch die Person des letzten Kaisers mithineinziehen dürfen. „Aber selbstverständlich", sagt der Studienrat. Jetzt schreibt der republikanische Schüler wörtlich:

> „Wie leicht das Herrschertum ausarten kann, beweist der römische Kaiser Caligula, der das Wort: ‚Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten' prägte. Auch der letzte deutsche Kaiser, Wilhelm II., war zweifellos mit dem Cäsaren-Wahnsinn behaftet, da er meinte, die Welt erobern zu können."

Diese Worte waren etwas zuviel für den „republikanischen" Lehrer. Der Junge muß gehörig vor der Klasse abgekanzelt werden. Der Vater, reinrassiger Deutscher, läßt sich das nicht gefallen, sondern schreibt dem Studienrat einen berechtigter-

weise erregten Brief. Der Studienrat antwortet nicht etwa erregt zurück, sondern grob ausfallend. Die Sache geht an das Provinzialschulkollegium. Und was schreibt dieses?

„Der Schüler hatte, obschon weder das Thema noch die Ausführungen des Lehrers dazu einen Anlaß gaben, in seinem Aufsatz die Person des frühern Kaisers erwähnt, und zwar in einer formal sehr unschönen und sachlich entstellenden Weise. Der Lehrer hatte das Recht, dieses zu rügen."

Die Öffentlichkeit möge entscheiden, wie die Jugend aussehen muß, die durch solche Lehrer erzogen ist.

Alfred Falk

Faust an Einem Abend

Der Berliner Schauspieler Paul Mederow hat eine sehr interessante Bühneneinrichtung des ‚Faust' fertiggestellt — als Buch erschienen im Verlag Otto Elsner zu Berlin —, die es ermöglicht, beide Teile des Werkes an einem Abend zu spielen. Spieldauer nicht länger als etwa die des Bayreuther Parsifal. Mederows Einrichtung ist eine ausgezeichnete, vorsichtige, kluge Arbeit, die, um die Koinzidenz der dramatischen Schwerpunkte mit den geistigen Brennpunkten wissend, die Faust-Dichtung als ein unteilbar Ganzes nimmt und es erzielen will, daß dem Zuschauer der gewaltige Bogen des Werkes, gezogen von Himmel zu Himmel, in seiner ganzen Weite und Erhabenheit sich offenbare. Die Bearbeitung nimmt das Gretchen-Erlebnis als Teil der Faust-Tragödie, stellt es gleich-, nicht höherberechtigt neben das Helena-Spiel und neben die Aktion, die Faust als Bezwinger des unfruchtbaren Meeres zeigt. So glaubt Mederow der Grundidee des Werkes zu dienen: Faust, der um Vollendung ringende Menschengeist, „die drei überhaupt möglichen Bezirke produktiven Mannestums durchmessend (unterm Zeichen der drei Göttinnen Aphrodite, Athene, Artemis)". Wenn das deutsche Theater zum Gipfelwerk deutscher Dichtung tiefere als Pflicht-Beziehungen hätte, könnte es an dieser verlockenden dramaturgischen Arbeit nicht achtlos vorübergehen.

Alfred Polgar

Bayern

Schauplatz: Oktoberfest. Ein mit herrlichen Pferden bespannter Bierwagen. Die Tiere haben Messingbeißkörbe.

Ich frage den Kutscher:

„Sagen Sie mal, sind all diese Pferde so bissig? Ich sehe hier keines ohne den Maulkorb!"

Darauf er:

„Aba na! 's is nur, weil d'Menscher ihna alleweil d'brenneten Zigaretterln ins Maul steckn!"

Liebe Weltbühne!

Bei einem Zeitschriftenherausgeber beschwerten sich seine Abonnenten, daß sie das Blatt nicht bekämen.

Aufs höchste erstaunt, erwiderte er:

„Ich schicke den Abonnenten niemals das Blatt."

„Was! Wieso? Wir sind ja doch abonniert! Wir haben bezahlt! Wir verlangen, daß uns das Blatt geschickt wird."

„Ich schicke das Blatt nicht", antwortete der Herausgeber. „Ich habe gefunden: das schadet dem Einzelverkauf."

Unser Kronprinz

Am Fahrrad knipste ihn ein Schmock.
Schlank stand der junge Mann da.
Auf schlicht frisiert, im Bürgerrock.
Von wejen Propajanda!

Es retouchierte der Chronist
Motor-Yacht und Mercedes.
Er zeigt den Knaben brav und trist.
Per Luftschlauch und per pedes.

So steht er da, als spräch er: Schaut,
wie arm ich da vorbeilauf!
Den Rücktritt habt Ihr mir gebaut —
jetzt brauch' ich nur noch Freilauf!

Die Zollern waren immer so,
wenn ein Vermögen winkte.
Die Judenpresse nennt das roh:
„Kaufmännische Instinkte".

Karl Schnog

Antworten

Männergesangvereinsbaß. „In dem vor dem Kriege jedes Jahr abgehaltenen sogenannten Kaiserwettsingen ist der Preis, die Kaiserkette, zuletzt beim Berliner Lehrergesangverein geblieben, der mit dem Kölner Männergesangverein zweimal um die Kette gesungen hat. Der Berliner Lehrergesangverein hatte sich bei Ausbruch der Revolution an den Kaiser gewandt und ihn gebeten, zu entscheiden, was mit der von ihm gestifteten Kette geschehen soll. Der Verein erhielt darauf den Bescheid, daß er so lange im Besitz der Kaiserkette verbleibe, bis er einst wieder zu einem Wettsingen um die Kette aufgerufen würde. Eine Anzahl rheinischer Gesangvereine will sich mit diesem Bescheid nicht zufrieden geben und demnächst einen Entschluß darüber herbeiführen, ob nicht wieder ein Wettstreit veranstaltet werden soll, durch den endgültig geklärt würde, wer als Eigentümer der Kaiserkette anzusprechen ist." Überschrift: Die deutsche Revolution.

Neugieriger. Wie wir hören, ist dem zum Ehrenbürgermeister ernannten Schriftsteller Johannes Klabund das Recht zum Tragen eines Zopfes verliehen worden, obgleich er niemals sein Assessorexamen gemacht hat.

Zeitungsmann. In Nummer 8 hat Walter Aub als Darsteller des Falls Hugenberg an vier Artikel erinnert, die vor drei und zwei Jahren die ‚Weltbühne' von Fritz Wolter gebracht hat. Der meldet sich jetzt, um ein paar kleine Irrtümer seines Kollegen zu berichtigen. „1. Wenn Walter Aub behauptet, daß von allen Tageszeitungen nur Frankfurter Zeitung, Berliner Tageblatt und Vossische Zeitung den TU-Dienst meiden, so weiß ich vom Berliner Tageblatt und von der Vossischen Zeitung positiv, daß sie auf den TU-Dienst abonniert sind; oder wenigstens bis vor kurzem abonniert waren. Das ist auch ganz natürlich, da die Telegraphen-Union heute auf gewissen Gebieten (Schwerindustrie), aber auch durch persönliche Beziehungen der Redakteure zu manchen amtlichen Stellen über ausgezeichnete Informationen verfügt, die sich kein großes Blatt entgehen lassen kann. Eine Beeinflussungsgefahr liegt bei den großen Berliner Blättern und selbst bei den großen Provinzblättern, die über geschulte politische Redakteure und die Möglichkeit sofortiger Nachprüfung verfügen, meines Erachtens nicht vor. Sie beginnt erst bei der kleinen Presse, die gutgläubig hinnimmt, was die TU ihr bietet. 2. Die ‚Europapreß' als unparteiisch zu bezeichnen, ist bei der dunkeln Finanzierung dieser Korrenspondenz wohl kaum angängig. 3. Das Mirbach-Büro mag zwar in seinen rein innenpolitischen Nachrichten eine leidlich demokratische und republikanische Tendenz verfolgen; es steht aber außer Zweifel, daß das Mirbach-Büro aus trüben Reichsfonds, insbesondere von der Zentrale für Heimatdienst, subventioniert wird und dementsprechend auch Leistungen zeitigt, die im Sinne der ‚Weltbühne' gewiß nicht empfehlenswert sind. Das Mirbach-Büro, wenigstens der Kölner Dienst des Büros, war während des Ruhrkampfs und noch lange Zeit danach eine der übelsten Hetzkorrespondenzen, die es in Deutschland gab. Es hatte sich besonders für ‚Schwarze Schmach' spezialisiert; was da an Greuelnachrichten aus dem Rheinland täglich versandt und von vielen Blättern leider auch gedruckt wurde, ist wohl von keiner der Hugenberg-Agenturen überboten worden. 4. Von der ‚Politisch-diplomatischen Korrespondenz' (nicht ‚deutsch-diplomatischen') weiß jeder Journalist, daß sie Stresemann-offiziös ist. Ihr Leiter ist der frühere Redakteur der B. Z. am Mittag, Dr. Edgar Stern-Rubarth. Ich habe nicht beobachtet, daß die Korrespondenz mehr von Rechtsblättern als von Linksblättern benutzt wird, und kann mir auch nicht denken, daß eine Korrespondenz, in der ausschließlich Stresemanns Außenpolitik getrieben

wird, von der Rechten besonders geschätzt wird. 5. Welche der dem Zentrum nahestehenden Korrespondenzen der Verfasser unter ‚Zentrumsparlamentsdienst' versteht, ist nicht ersichtlich. 6. Wenn der Verfasser auch mit Recht konstatiert, daß ein ‚leistungsfähiges' republikanisches Korrespondenzbureau noch fehlt, so wird man doch den von Dr. Karl Spiecker, dem frühern Reichspressechef und wirklichen Republikaner, geleiteten ‚Reichsdienst der deutschen Presse' nicht mehr völlig ignorieren können." Nicht mehr völlig ignorieren können: das ist gegenüber einer solchen Übermacht vorläufig noch ein bißchen wenig. Es wird Zeit, daß die republikanische Presse eine eigne Macht, eine Großmacht entwickelt. Es ist höchste Zeit.

Dr. Ernst S. Fürth. Sie Unglücksmensch haben im Radio dem Vortrag des Herrn Emil Sehling gelauscht, eines Erlanger Universitätsprofessors, der — worüber sprach? Über das Thema des Tages: Juristische Probleme bei Shakespeare und Karl May. „Wenn auch Karl May kein solches Genie als Dichter ist wie Shakespeare, so gehört er doch immerhin auch zu unsern größten Dichtern." Zu denen, die von den Schülern dieses Jugendbildners gelesen werden, unzweifelhaft. Wozu gehört aber Winnetou? „Man kann sagen, was man will: zu den edelsten Rothäuten." Während wiederum die deutschen Hochschullehrer zu den edelsten Weishäutern gehören.

M. B. in Randegg. Sie wären mir „zu großem Dank verpflichtet für Angabe der Adresse des Klubs der Deutschen in Paris". Denkbar wäre allenfalls: Französischer Klub der Altthüringer Zahnärzte (unter Ausschluß von Zahntechnikern); oder: Pariser Bund heimattreuer Königsberger; oder: Reichsverband nationalgesinnter Auslandsdeutscher, Abteilung Frankreich. Und diese sämtlich zweimal, weil die Mitglieder, die nicht in den Vorstand gewählt sind, ihren Austritt erklären und einen neuen Verein desselbigen Namens gründen. Einen Klub der Deutschen in Paris gibt es nicht. Kann es nicht geben.

Zeitungsleser. „Der Zentrumsabgeordnete Ersing bezeichnete es als peinlich, daß die Wehrmacht von der antirepublikanischen deutschnationalen Partei loyal, aber von der Sozialdemokratie als stärkster republikanischer Partei in kleinlichster Weise kritisiert werde." Peinlich? Charakteristisch. Denn die Wehrmacht würde ja doch niemals von einer antirepublikanischen Partei loyal behandelt werden, wenn nicht die antirepublikanischen Parteien Grund hätten, alle ihre Hoffnungen auf sie zu setzen.

Student. Die ‚Deutsche Akademiker-Zeitung' übernimmt mit Behagen einige deutschfeindliche Aufsätze der ‚Revue de Psychologie Appliquée', die ohne Mühe das Niveau der ‚Deutschen Akademiker-Zeitung' erreicht. Die Technik solch einer Diskussion? Die Andern sind Rassetrottel; das ist eine Unverschämtheit; also müssen wir es auch sein. Da der deutsche Akademiker vom Ausland wenig oder nichts kennt, wird ihm und von ihm unterschlagen — wenn er nicht grade als rechtsradikaler Kassenwart namens Biertimpel oder Lehmann Geld unterschlägt —, daß es eine gallische Rassentheorie nicht gibt, und daß auch die schärfsten französischen Nationalisten niemals so aggressiv sind wie das letzte Tippfräulein vom Heimatschutz.

Gipsfigurenkäufer. Der General Graf v. d. Goltz, der Baltikumer, ist dagegen, daß aus dem Königsplatz ein Platz der Republik wird (ein Grund mehr, die Namensänderung schnellstens vorzunehmen). Immerhin scheint er bereit, mit sich reden zu lassen. „Will man es, nun gut, dann beseitige man auch die drei Denkmäler und die Siegessäule, vernichte die Siegesallee." Ach ja, das tue man. Es wird nicht leicht zum zweiten Mal passieren, daß Menschen von Geschmack mit einem alten Militär derselben Meinung sind.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958, Bankkonto: Darmstädter u Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Deutsche Linke? von Otto Flake

Was brauchen wir —?, fragte Tucholsky in Nummer 7 und antwortete nicht nur: Die Deutsche Linke, sondern auch: Wir haben sie, wenn wir wollen. Ich nehme die Diskussion auf und setze das Fragezeichen hinter die Deutsche Linke.

Weil ich verstummt bin, haben einige Narren drucken lassen, daß die Müdigkeit über mich gekommen ist. Schlecht Ding hat noch Weile. Ich bin verstummt, weil ich nicht glauben kann, ohne zu sehen. Ich hörte immer von der Linken reden, wie man von einem zwar schwachen, aber doch existenten Kind redet. Zuletzt hatte ich Grund, anzunehmen, daß man nach dem Rezept verfuhr: So lange davon reden, bis wir daran glauben. Ich nenne das: sich einreden.

Der Unterschied zwischen Tucholsky und mir ist nicht der zwischen Optimist und Skeptiker. Der Skeptiker zweifelt grundsätzlich, weltanschaulich. Ich zweifle nicht grundsätzlich an der Möglichkeit, eine Deutsche Linke zu bilden. Wer nicht an der Möglichkeit zweifelt, zweifelt auch nicht an der Notwendigkeit. Ich zweifle — oder sagen wir gleich richtig: ich verzweifle an den Voraussetzungen jener Möglichkeit.

Die Voraussetzung heißt Einigkeit. Einigkeit der Forderungen, daraus folgend Einigkeit des Vorgehens. Diese Einigkeit besteht nicht, und sie wird nicht bestehen.

Wer soll die Linke bilden? Sozialisten, Paneuropäer, Kommunisten, Demokraten, Liberale, Pazifisten, Republikaner. Sind das Nuancen innerhalb eines Gemeinsamen? Wenn ja, dann ist die Linke möglich. Wenn nein, dann ist die Linke nicht möglich. Und nun: wir haben es nicht mit Nuancen zu tun, sondern mit Lagern, die durch Abgründe getrennt sind.

Durch Abgründe der Idee und des Glaubens. Durch Unvereinbarkeiten der Taktik. Die Einen sind Evolutionisten, die Andern Revolutionäre. Die Einen sind bürgerlich, die Andern kommunistisch, die Dritten sind Zwischenreichsgespenster, Niemandlandslemuren. Oder: die Einen sind pazifistisch, die Andern fascistisch gesonnen, auch halb und halb mit verschwimmenden Übergängen und unorganischen Überlagerungen.

Da ist Kurt Hiller. Neulich ging es mit ihm durch, als er hier den Artikel über den fünffachen „Kerl" Mussolini veröffentlichte, einen Artikel, über den ich die Augen nicht wenig aufriß, man kann es mir glauben. Aber auch ohne den Artikel: Hiller ist so sehr radikaler Pazifist, daß er auf den Kongressen jede Resolution durch eine noch extremere überbietet. Er ist so sehr gegen das Töten, daß er nicht einmal den Verteidigungskrieg erlaubt, hierin Tolstoianer, ungefähr gesagt.

Jedoch. Er verlangt die Herrschaft der Besten. Das Wort ist eine geheimnisvolle, eine unheimliche Angelegenheit. Man sagt Herrschaft, meint natürlich nicht das Herrentum und — beschwört mit dem Wort einen Geist, gleichwohl. Herrschaft der Besten? Also Herrschaft. Wie denn auch anders? Die Besten, also Führer, also Diktatoren.

Wenn man sehr unfertig ist, glaubt man vielleicht, Führer kämen durch demokratische Auswahl zur Herrschaft. Später glaubt man das nicht mehr. Führer, die ein politisches Programm verwirklichen, müssen stets den Weg Bismarcks oder Mussolinis gehen. Und wenn sie zur Herrschaft gekommen sind, müssen sie sie behaupten, durch Gewalt.

Die Besten Kurt Hillers, das ist ein Überrest vom Übermenschen Nietzsches. Par définition sind die Besten Diejenigen, die was nottut besser sehen als die Masse, man kann auch sagen das Pack. Und Führer setzen das Herdentier voraus. So weit kennen wir Zeugen des Krieges alle den Menschen, daß wir wissen: nichts behauptet sich, was nicht gestützt wird. Die Menschen sind nicht gut und nicht edel, sie machen den Staat nicht, indem die Führer als Erste unter Gleichen mit ihnen sprechen und dann im Einverständnis handeln. Gesetz, Gebot, Macht, Befehl, Wille und Diktat halten den Bund zusammen.

Die Nutzanwendung: radikaler Pazifismus und Herrschaft der besten Idee gehen nicht durch dasselbe Nadelöhr. Mit diesem unierten Programm schweißt man unmöglich die Linke zusammen. Man sprengt sie auseinander. Die jungen Leute, die von Hiller geführt werden, geraten samt und sonders in eine Sackgasse, vom Pazifismus führt kein Durchgang zur Herrschaft der Besten.

Und vom Bürgerlichen keiner zum Kommunismus. Das brauche ich nicht auszuführen. Ein deutsches Fürstentum mit Abfindungsgarantie für Den, der behauptet, diese beiden Richtungen liefen neben einander, sei es auch nur, um einmal der Taktik halber die Deutsche Linke zu gründen.

Keine Aussicht, völlige Hoffnungslosigkeit. Voilà pourquoi — das ist der Grund für mein Ausscheiden. Ich sehe den David nicht, der nach rechts rufen dürfte: Warte Goliath, bis ich komme! Wie, das sollte man, um des schadenfrohen Gegners willen, nicht aussprechen? Aber Tucholsky sagte: Wir sind hier unter uns. Ja, das sind wir, sehr unter uns, die Wirklichkeit draußen entwickelt sich Zug um Zug, sie hat nicht das Temperament des Wortes, sondern das des Handelns.

Weiter. Die bürgerlichen Mitglieder der Linken können grundsätzlich — vom Beobachter her gesehen — nichts andres als Opportunisten, Abschwächer, Verzögerer sein, in einer Genossenschaft nämlich, die bolschewistische Energien enthält. Selbst tote Fragen, wie die des verstorbenen Präsidenten Ebert, reißen den ganzen Abgrund auf, sobald sie nur gestreift

werden. Tucholsky und viele der andern Wortführer haben bolschewistische Sympathien. Ich nehme daher wohl mit Recht an, daß sie den kriegerischen, aktiven Pazifismus wählen.

Nun, der aktive Pazifismus ist nicht der, den die christlichen und religiösen Anhänger der Linken meinen. Angenommen, durch eine Paradoxie wie die des 9. November käme die Linke zur Macht: Teufel auch, welch wahrhaft kaiserliche Ratlosigkeit! Weder Einigkeit noch Stoßkraft.

Wenn man eine Linke bilden will, müßte man ein Mindestprogramm haben und durchdrücken. Ich weiß nicht mehr, wer gesagt hat, daß man immer bereit sein muß, in fünf Minuten von jetzt an die Macht zu übernehmen. Seid Ihr vorbereitet?

Ich werde nun noch persönlich sagen, welchen Ausweg ich gewählt habe. Ich behaupte nicht, daß es „der" Heilsweg ist. Wen es in die Politik treibt, der soll hineinspringen. Politik muß sogar sein. Viele Kräfte müssen am Werk sein. Jeder wähle sein Feld. Ich spreche jetzt nur im Namen derjenigen Geistigen, die erkennen, daß die Politik die Idee der Freiheit, des Rechtes und der Menschlichkeit nicht verwirklicht. Die Politik erlöst nicht.

Diese Ideen sind nichts, was man verraten könnte. Sie sind der Kern, den auch Tucholsky meint, wenn er seinen Elan immer wieder an dem, was geschieht, entzündet. Es sind Ideen, die man hüten und weitergeben muß. Der geistige Mensch verengert sein Feld nicht, wenn er, die Politik ausschaltend, seine Kraft darauf verwendet, Charaktere, die nicht stur sind, und Menschen, die Menschen sind, zu bilden.

Das ist ein Programm, das bei den Politisierten nicht viel gilt. Und es ist doch eine unentwegte Sache. Ich glaube nicht an das Doktrinäre, die radikale Forderung, die Ideologie. Ich will moralisch elastische Menschen, das heißt: solche, die so elastisch sind, daß sie moralisch fühlen. In der Idee, die man rechts findet, in der Idee der Volksgenossenschaft ohne Ständehochmut und kapitalistische Brutalitäten steckt etwas. Ich halte die Utopie für das, was sie ist. Und das Glück Aller für die Chimäre. Ich wünsche mir nicht, je zwischen Bolschewismus und bürgerlichem Fascismus wählen zu müssen. Ich würde den Fascismus wählen. Warum? Erstens, weil ich die Ausrottung einer ganzen Gesellschaft verwerfe, zweitens, weil Gesellschaft immer „bürgerlich" ist.

Ich will von diesem Schauspiel fort, das der Radikalismus bietet. Rasend dreht er sich im Kreis, und rasend beißt er sich in den eignen Schwanz. Ich trete nicht aus seiner Ebene auf die des Gegners über, ich suche das Dritte, das „ganz Andre". Wilde Jahre sind seit 1914 vergangen, ich mache den Strich darunter und erkläre für erledigt, was Niemand lösen kann. Neue Methoden, neue Menschen, Menschen. Ist der denkende, rechtschaffene, Ja und Nein scheidende Charakter nichts?

Genf von Emil Ludwig

Am Portale streiten sich die Frauen: wer hat den Vortritt? Germania oder Brasilia? Schiebt man nämlich alle falschen Sachlichkeiten weg, die vorn an der Rampe aufgebaut werden — Gefährdung des demokratischen Prinzips durch Ratserweiterung —, so erstrahlen die alten Affreschi im Hintergrunde, gold und rot wie von Makart, betitelt: Prestige. Da diese Zeilen mitten in der ungelösten Krise, am zwölften März, geschrieben werden, ist ein glücklicher Schluß mit Hochzeit zwar sehr wahrscheinlich, doch keineswegs als sicher vorauszusagen; aber das innere Problem bleibt ungelöst am Wege liegen. Die Scala der Intriguen, in der sich die Entscheidungen des Völkerbundes allzu oft verfärben, hat diese Woche aufs neue das Schauspiel eines Diplomaten-Kongresses wie anno 1814 erlebt, statt einer Aussprache vernünftiger Staatsbürger dieser neuen Epoche. Tücke und Torheit, Feindschaft fast Aller gegen Alle, kleine Geschäfte statt großer Linien, ein mißstimmiges Gesumme statt des Orchesters: nicht viel besser als in Paris unter Clemenceau. Selbst wenn private Mitteilungen, die Polens Haltung auf gewisse entwendete Berliner Geheimdokumente, Brasiliens Bockigkeit auf den Druck der römischen Duce zurückführen, nicht die einzigen Motive sind: es bleibt der klägliche Anblick einer bösartigen, feindseligen Menge kleiner Leute, die durcheinanderlaufen und sich, wie Bismarck auf einen Frankfurter Gegner schrieb, wie beim Blindekuhspiel kleine Unzüchtigkeiten erlauben; und zwar viel weniger die Journalisten als die Diplomaten.

In Genf könnte man diesmal Diktaturwünsche fühlen: so klein erscheinen die Führer der Völker, und jeder verknöcherte Gegner des Bundes hat hier ein allzu leichtes Spiel. Denn einen größern Mangel an Völkergefühl als bei den Vertretern der zwei, drei rumorenden Staaten, mehr Bosheit und weniger Takt kann keine Boche-Karikatur enthalten. Schlau genug sagten sich diese Herren: wenn die Tür zum Saal am Ende wirklich einmal aufgeht, schlüpfen wir mit hinein; aber dumm genug waren sie doch, die Wirkungen auf die Weltmeinung falsch abzumessen: die ganze angelsächsische Welt, alte Hüterin des fair play, lehnt diese Praktiken ab und applaudiert den Deutschen.

Diese scheinen diesmal im Recht und sind es auch. Ihre erste Entschließung war vielleicht zu brüsk und zu formal; da sie aber einmal getroffen war, forderte sie die gegenwärtige Haltung: Wir sind zu einem politischen Frühstück à six eingeladen, das durch Nachladung eines Siebenten seine vorher aufgezeichnete Tischordnung und Stimmung völlig verlieren müßte; wer sich dazu drängt, und wer dieses Drängen fördert, vergeht sich gegen Treu und Glauben und, was schlimmer, gegen den Takt. Nach Allem, was seit sieben Jahren geschehen, können die Deutschen nur durch ein weit offenes Portal in die Genfer Halle treten, und unverantwortlich handelt dieser — hier für anormal geltende — Brasilianer, wenn er den Kirchgang stört.

Wer ist Brasilien, und was ist eine Großmacht? Die komischen Definitionen unsrer Väter, die sämtlich von der Größe

der Armee, also der Anzahl uniformierter Untertanen abhängen, sind in den Völkerrechtsbüchern labil geblieben oder geworden, und noch hat Niemand kodifiziert, was heut entscheiden soll. Nur der Völkerbund hat erkannt, daß kleine Mächte nicht schlechter als große sind. Wer im Rat sitzen dürfe, das hänge morgen vielleicht von ganz andern Bedingungen ab: Deutschland ohne weißes Heer marschiert vor dem bewaffneten Polen; Rußland jedoch, das in den nächsten drei bis fünf Jahren beitreten wird, ist am klügsten und wird wahrscheinlich gar keinen Sitz im Rate fordern.

Aber nun rächt sich, daß Deutschland ein Dutzend innerlich völkerbundsfeindlicher Männer hierher geschickt hat. Wir, die wir seit den Jahren 17 und 18 wegen unsrer ersten Aufsätze und Aufrufe zum Völkerbund uns verspotten ließen, blicken nicht ohne Lächeln im Kreise dieser Delegierten umher, von denen ein einziger das Problem studiert hat und nun mit einem heitern, einem nassen Auge betrachtet, während von den Andern ausschließlich Stresemann das moralpolitische Recht hat, in Genf zu sagen: Ich bin Deutschland. Kennte man die ironisch feindselige Haltung der Andern nicht aus ihrer Vergangenheit: man müßte ihren Gesichtern ansehen, wie fern ihr Geist den großen und unbesieglichen Ideen lebt, die der Gründung dieses Hauses vorausgeflogen sind, und die es, malgré tout, noch immer umschweben. Und nun sitzt diese gänzlich fehl am Ort sich fühlende Gruppe, die im Herzen den Eintritt als Abkommandierung zum Train empfindet, mit den ängstlichen Frissons der Befremdung an diesem durch Jahre grimmig verlachten Ufer, peinlich berührt wie ein Prinz in der Volksmenge, und kann die Entstellung der Lage durch ein paar Freibeuter von der historischen Wichtigkeit der Stunde nur noch schwer unterscheiden. Ja, es kommt zur Umkehrung der Rollen: wir Outsider sind durch diese unwürdige Verzögerung, im Gefühl der Mitverantwortung für den Grundgedanken, heftiger touchiert als die Herren vom angeborenen Prestige; wir würden die Deutschen lieber heute Freitag als morgen die Abreise für spätestens Sonntag ankündigen hören.

Denn wann ist nationale Würde heftiger verletzt worden! Hier und heute, wo Alles darauf ankommt, Wilsons Grundidee aus den Fälschungen von Versailles zu retten, durfte man nach sieben Jahren der Prüfung, nach Einladung, Vertrag und Affichen vor aller Welt, die Deutschen nicht eine Stunde, nicht einmal auf Briands Lösungen warten lassen. Und jetzt sind dieselben Herren, die „für Prestige" den Ruhrkampf entfesselt und durchgehalten haben „bis zum bittern Ende", hier, auf dem ihnen wesensfremden Terrain, geduldig wie Grandseigneuers, die eine komische Partie mit Kleinbürgern (Pazifisten) unternommen haben und ihre Wunderlichkeiten hochmütig ertragen. Bismarck wäre nach 24 Stunden abgereist.

Nichts wäre zu verlieren, denn weder sprengten wir damit den Völkerbund noch die Verträge von Locarno; vielmehr würden wir durch diese Geste die Würde des Bundes zugleich mit der unsrigen retten und überdies das größere Deutschland für Genf gewinnen, das ja innerlichst feindlich dagegen steht. Die

Andern, am Rheinpakt mehr als wir interessiert, würden uns halten oder zurückrufen. Wann hat jemals ein Mann von Selbstgefühl, nachdem man für ihn ballotiert, vor der Tür eines Clubs ergeben gewartet, da „unvorhergesehene Umstände" seine Aufnahme plötzlich fraglich gemacht hätten! Von all dem empfinden unsre Realpolitiker nichts (wenigstens bis heute Freitag).

Aber in erstaunlicher Breite wurden, tempo diminuendo, von allen Nationen in endlosen „Sitzungen" eine Woche lang die einfachsten Dinge verhandelt, die ein paar handfeste Kaufleute in zwei Stunden bereinigt hätten. Die Langsamkeit des Herrn Chamberlain, die Ohnmacht Aller, das Chassez-Croisez der Juristen, die Albernheiten der Kommissionen (es fehlt nur die Chaise forée aus der Papstwahl): dieser gänzliche Mangel an Phantasie in Genf, erklärlich auch aus Wilsons großartigen, aber etwas spitzfindigen Grundlagen, schwächen diese Tribüne Europas zu einer Börse herab, auf der nicht einmal in Dollars gehandelt wird, sondern in polnischen Mark.

Ja, es ist einzig der Mangel an Phantasie, der die versammelten Staatslenker hier verbindet; die einzigen, die sie, trotz Allem, zu haben scheinen, sind Briand und Stresemann: von jenem weiß es die Welt, dieser hat sie bewiesen, indem er jahrelang im Kreise reaktionärer Freunde das Ziel der innern Politik voraussah und unter Lebensgefahr darauf zu steuerte; dafür soll man ihm manche Sünde vergeben.

Der Trubel war groß. Auch wenn Brunhild allein durch die Tür schreiten sollte, ist durch die Störung viel von dem zerstört, was hier Versöhnung finden sollte. In Genf ist Nichts und Niemand erfreulich als Frithjof Nansens herrliche Gestalt.

Oesten Undén von Gustaf Swelander

Eine Nase, aufgeworfen, mit breiten Nüstern und glänzend, große offene, fast verwunderte Augen hinter einer Brille geben ihm etwas zurückgeblieben ländlich Jungenhaftes, etwas vom ewigen „Kandidaten"; aber eine gesammelte Energie ist darin unverkennbar, der Mund messerscharf eingeschnitten, Kinn und Umriß des dunkelblond beschopften Kopfes sind starkknochig, wie auch die hohe schlanke Gestalt ein hartes, ungepolstertes Gerüst zeigt. Das etwa ist das äußere Bild des amtierenden schwedischen Außenministers, der den regierenden Exponenten der Bourgeosie und des Militarismus, der rohen Macht und der nackten Zahl in Europa eine praktische und wirksame Politik des überzeugten Gedankens und Rechts entgegenzusetzen vermocht hat. Auf der Universität Lund bekannte sich der wärmländische Apothekersohn bereits zum Sozialismus, den der ethische Schwung und die praktische Nüchternheit Brantings auch den Intellektuellen des Bürgertums als ein Ideal irdischer Gerechtigkeit voranzutragen gewußt hatte; 1917 war der 31jährige Upsalenser Professor des Zivilrechts bereits das erste Mal Minister ohne Portefeuille im liberalen Ministerium Edén; unter Brantings Ministerpräsidium wurde er Justizminister, vor zwei Jahren das erste Mal Außenminister. Weder als Parteifunktionär hat Undén sich

— nunmehr zum zweiten Male Chef der Außenministeriums — hinaufgedient noch als berufsmäßiger Politiker diese Würde und Bürde gesucht, die mit seinem ihm wesensverwachsenen akademischen Lehramt zu vertauschen ihm stets schwer geworden ist. Deshalb kann er aber nicht nur eine Politik auf der Idee aufbauen, deshalb hat er auch die Mehrheit des schwedischen Volkes hinter sich.

Mit einer selbstverständlichen und energischen Bewegung hat Oesten Undén zunächst allein und auf eigne Verantwortung als Vertreter eines Sechsmillionenvolkes gegen die Zuweisung eines ständigen Völkerbundsratsitzes an Polen bei den Mächten der ehemaligen Entente, den Beherrschern Europas protestiert. Norwegen, Dänemark und andre Mächte zweiten Ranges schlossen sich dem Einspruch und damit Schwedens Argumentation an, die so einfach wie gerecht war: man könnte die Körperschaft, in die man Deutschland aufzunehmen versprochen hatte, nicht im letzten Augenblick ändern, man könnte eine Änderung nur nach sehr gründlichen Erörterungen vornehmen. Die Völkerbundsversammlung sei die Vertretung der kleinen Staaten. Den Völkerbundsrat erweitern hieße: die Kompetenz dieser kleinen Staaten in ihrer Genfer Vertretung einschränken.

Man sieht also: es läßt sich heute Weltpolitik ohne Überlegenheit an bewaffneter Macht oder an wirtschaftlicher Zahlenstärke treiben. Irgendwelche Sympathie für Deutschland, das in Stockholm durch den Brest-Litowsker Unterhändler und Ruhr-Minister unseligsten Angedenkens Rosenberg unentwegt schwarz-weiß-rot vertreten wird, geschweige eine Abhängigkeit von dem südlichen Nachbarn, der keine Machtmittel besitzt und handelspolitisch sicherlich kein treuer Freund ist, kann nur von der französischen Hetzpresse, wie dem ‚Gaulois‘ und dem ‚Intransigeant‘, behauptet werden, sei es aus Bosheit, sei es aus Ignoranz, die ebenfalls boshaft ist, weil sie sich nicht sachlich unterrichten will. Der ‚Matin‘ versucht, dem schwedischen Einspruch die moralische Basis durch die verzweifelt freche Behauptung zu entziehen, Schweden habe seinen nichtständigen Ratsitz erhalten, weil Branting Ententefreund gewesen.

Branting war Sozialist und Schwede, und wenn er während des Krieges der Entente zuneigte, so deswegen, weil er von Deutschlands Sieg eine Gefährdung seiner politischen Ideale befürchten mußte. Aber er übernahm damit keine Verpflichtung von unbegrenzter Dauer, und er hat mit seiner Kritik des Versailler Vertrages später keineswegs zurückgehalten. Bei seinem Tode mußte man um eine ebenbürtige Nachfolge besorgt sein. Das eine Generation jüngere Kabinett Sandler, das rein sozialdemokratisch als Minderheit seit einem Jahr das Ruder führt, vermag in seiner Gesamtheit überraschend genug Brantings Überlieferungen in der Praxis aufrechtzuerhalten. Man rüstet ab, man schließt umfassende Schiedsverträge mit den drei skandinavischen Nachbarn, man will daran mitwirken, die große Rechtsorganisation des Völkerbundes zu einem zwingenden Instrument friedlicher internationaler Auseinandersetzungen zu machen. Ein Volk, an dessen Rassereinheit und kriegerischer Ruhmesgeschichte zu zweifeln auch deutschen Na-

tionalisten nicht erlaubt ist, führt eine Politik der internationalen Friedfertigkeit und der praktischen Erfolge, von denen die bewegungslose Masse der deutschen Arbeiterparteien noch mindestens ein Menschenalter entfernt zu sein scheint. Aber vielleicht begreift wenigstens deren nächste Generation, wo sie Politik zu lernen hat, falls sie nicht bis dahin in dem ungesunden Fett des Funktionarismus völlig erstickt ist.

Vom Völkerbund von Hans Natonek

„Man spricht europäisch", steht draußen an der Ladentür der politischen Krämer. Aber wenn man hineingeht, verstehen sie kein Wort.

*

Die Unmöglichkeit, vollkommen gerechte Grenzen zu ziehen, entschuldigt nicht eine vernunftlose Grenzregulierung, die im Osten Deutschlands ein heimlich eiterndes Haß-Glacis geschaffen hat.

*

Das Schlimmste, was dem Völkerbund passieren könnte, wäre die Versumpfung in parlamentarischen Gepflogenheiten. Er muß mit möglichst wenig Geschäftsordnung, Kommissionen, Debatten und Protokollen auskommen und die Exekutive in die Hände der aggressivsten europäischen Geister legen.

*

Die Außenminister haben jetzt alle den Ehrgeiz, „europäisch" zu sprechen. Sie radebrechen schon leidlich. Aber mit der Sprache des Herzens und dem europäischen Denken haperts noch sehr.

*

Wenn schon die Konstitution des Völkerbunds solche Schwierigkeiten macht — wie soll das erst bei wirklich wichtigen Beschlüssen werden? Der Völkerbund wird sich an schwierigern Aufgaben zu bewähren haben, die ungelöst bleiben, wenn die Vertreter der Völkerbundsstaaten nicht innewerden, daß sie nicht ihren Staat, sondern den Völkerbund, also Europa zu vertreten haben. Dies erfordert eine so gewaltige Umstellung, daß wir sie den in Frage kommenden Staatsmännern einfach nicht zutrauen. Mißlingt die Internationale der hohen Diplomatie, die in Genf inauguriert werden soll — wer weiß, ob nicht im Hintergrund der Zeit eine andre Internationale wartet, um die Führung Europas in die Hand zu nehmen!

*

An der Tür, die in den Völkerbundsrat führt, ist eine widerwärtige Balgerei entstanden, übertüncht von Europens Diplomatenhöflichkeit. Im Grunde handelt es sich um eine formaljuristische Zeremonienfrage: Wer hat den Vortritt? Der gleichzeitige Eintritt Deutschlands und Polens scheitert an den gespreizten, gereizten Ellenbogen der beiden. Deutschland sagt: Bitte, nach mir — erst kommen die Großmächte! Polen sagt: Bitte, mit Ihnen — denn ich will Großmacht scheinen! Die Entente ist tot — es lebe das Konzert der Großmächte. Der Begriff Großmacht, der in den Mittemächten die Großmannssucht stachelt, ist ein verderbliches Überbleibsel aus dem Vorkriegs-Europa. Und hinter diesem ganzen formaljuristischen Zeremonienkram des Ratssitzes steckt nichts als die heimlich eiternde deutsch-polnische Grenzwunde. Hätte man die vorher gut ausgewaschen, so würde sich zeigen, daß die Tür zum Völkerbundsrat breit genug ist, um beide hineinzulassen. „Man spricht europäisch", steht an der Glastür des Völkerbundsrats. Aber bei der Debatte, die noch in den kindischen Anfangsgründen dieser Sprache geführt wurde, gingen die Scheiben beinah in Trümmer.

Italienisches Morgenrot von Efraim Frisch (Schluß)

III. Die nichtfascistische Jugend

Der Haken bleibt: zwar ist der innere Feind von der Oberfläche des öffentlichen Lebens verschwunden, ist zum Schweigen gebracht, stumm und unsichtbar, aber er ist bei Leibe nicht überwunden. Wenn ein gewisser Haß gegen die Intellektuellen sich heute überall geltend macht, so kann man ihn mit Recht damit begründen, daß sie es sind, welche mit verblüffender Schnelligkeit jedem Erfolg und jeder sogenannten Tatsache die Stützen der Theorie bieten. Wenns schief geht, geht es mit dem Umlernen etwas geschwind. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, eine so durchgeformte Seelengestalt wie die eines romanischen Volkes und besonders die so differenzierte des italienischen könne von gestern auf heute seine innerste Struktur verändern, das Formprinzip verleugnen, das sie gebildet. Die römisch-imperiale Geste des Fascismus — schon im Äußern: Kalpak, Uniform, Haltung, wenn man den Blick dafür hat, weniger italienisch als etwa slavisch-dalmatinisch: man denkt dabei eher an Ragusa als an Rom — ist wie eine harte steife Appretur auf einen alten, feinen Stoff; sie bröckelt umso schneller, je feiner der Stoff ist, sie kann ihn auch unter Umständen zerstören, aber ihm eine andre Konsistenz auf die Dauer zu geben vermag sie nicht. Ein Volk kann unter dem Druck unmittelbarer Bedrohung seiner Existenz fernste Tugenden in sich ausgraben oder neue sich aufzwingen lassen für den Moment der Gefahr — doch Italien, im Genusse seines Sieges von Niemand bedroht, zieht sich ein Löwenfell über, um nach Innen und Außen zu drohen. Daher das Aufgemachte, Theatralische, Krampfige in der Erscheinung des Fascismus und in allen seinen Äußerungen.

Ein Gespräch mit einem jungen italienischen Gelehrten bestätigte zum größten Teil meine Eindrücke, klärte mich darüber auf, wie das nichtfascistische junge Italien denkt.

„Es sind drei handgreifliche Lügen," sagte er, „auf denen der Fascismus seine Existenz aufbaut: die Dolchstoßlegende des Sieges, die Lüge von der Rettung Italiens vor dem Bolschewismus und die vorgebliche Lebensnotwendigkeit eines neuen italienischen Imperialismus. Ich diskutiere nicht den Eintritt Italiens in den Krieg — die Männer, welche 1915 das Londoner Abkommen für Italien trafen, haben Alles erreicht, was sie wollten. Die Widerstände Wilsons in Versailles gegen gewisse italienische Forderungen waren, wir wissen es heute, in seiner Unkenntnis jenes Abkommens begründet. Doch Orlando und Sforza durften, wenn man die Folgen betrachtet, mit dem Erreichten wohl zufrieden sein. Was haben wir von dem zweigeteilten Fiume? Was hätten wir schließlich vom ganzen? Fehlt es Italien an Häfen? Prosperieren sie alle? Brauchen wir außer in Tirol, das für uns ein bedenkliches Elsaß wird, noch mehr fremde Volksteile, um unsre politischen Schwierigkeiten zu vergrößern? Ist es bei dem heutigen Zustand Europas ein Gewinn, im südslavischen Staat einen neuen Feind

heranzuzüchten? Dies ist die Lüge vom sabotierten Sieg. Italien verdankt seine gesicherte außenpolitische Lage und alle ihre Vorteile seiner Zugehörigkeit zur Entente. Sie ist vom Fascismus geerbt und nicht von ihm geschaffen. Dagegen wird Italien durch den Fascismus und seine aggressive Prestigepolitik immer mehr ein Faktor der Unsicherheit für die Zukunft Europas.

Gehen wir zum andern Punkt über. Als der alte Giolitti in jener unruhvollen Nachkriegszeit zum zweiten Mal ans Ruder kam, gab es eine durchaus tragfähige neue Kammermajorität aus Sozialisten und Popolari. Der Staat hatte trotz aller Erschütterungen seine Machtmittel intakt in der Hand, und die Besetzer der Fabriken waren längst am Ende ihres Lateins. Doch der alte Liberalismus ging folgerichtig an seinen Veilletäten zu Grunde, er hat seine Chance nicht erkannt, weil er die Zeichen der Zeit nicht mehr zu deuten wußte. Er konnte aus der parlamentarischen Oligarchie der Vorkriegszeit den Schritt zur Demokratie nicht tun, weil er nach seinem kirchenpolitischen Dogma auch die Popolari für eine reine Oppositionspartei ansehen mußte. Beweist das etwas für den Fascismus? Nichts. Man kann den klugen geschichtserfahrenen italienischen Menschen nicht für die Dauer mit Phrasen dumm machen oder ihm ein andres Wesen einblasen. Er ist von Natur kein Draufgänger, aber seine Geschichte hat in ihm andre Fähigkeiten entwickelt, die der Fascismus verleugnet, wenn er ihm die Lehre und die Praxis der Gewalt aufzwingt. Struktur und Atmosphäre des italienischen Lebens sind demokratisch, mit natürlichen Ansätzen zur Kollektivität. Und nicht, wie der Fascismus behauptet, ist die Demokratie ein überwundenes Stadium, sondern im Gegenteil: es hat sie in Italien überhaupt noch nicht gegeben. Erst der Zusammenbruch der alten monarchischen Staatsautorität in Europa nach dem Krieg stellte die Völker tatsächlich und sans phrase vor das Problem der Selbstregierung. Das war der Moment, Parlament und Parteien, die bisher teils Instrumente und Funktionen der alten Ordnung, teils ihre Opposition waren, im Sinne einer neuen Autorität gründlich umzubilden. Die pseudodemokratischen und liberalistischen Vorurteile wären das geringste Hindernis gewesen, und auf Namen und Einrichtungen, die den Tatsachen nicht mehr entsprechen, kommt es unsrer Generation gewiß nicht an. Daß die neue Autorität sich nicht von heute auf morgen schaffen läßt, daß die Organe der Selbstregierung nach einem solchen allgemeinen Zusammenbruch erst langsam sich entwickeln können, begründet noch lange keine Theorie der Tyrannis. Aber die Zerschlagung aller Ansätze, unbesehen alter und neuer, und die Aufrichtung derDiktatur einer Partei schuf nur Autorität ohne eine Idee, Autorität quand même, die den neuen Tatsachen nur ihren nationalistischen Wind abfängt und ihren übrigen und tiefern Zusammenhängen ebenso wenig entspricht wie die alte Autorität, auf die sie sich schließlich doch stützen muß, um sich zu erhalten. Den tödlichen innern Widerspruch, revolutionär und autoritativ zugleich sein zu wollen, fühlt der Fascismus sehr wohl, und seiner zukunftslosen Un-

geistigkeit wird auch Herrn Gentiles neuer Hegelianismus, der so unitalienisch wie möglich ist, nichts helfen. Daher die intransigenza. An der intransigenza eines Farinacci und seines kleinbürgerlichen Anhangs werden schließlich auch die staatsmännischen Fähigkeiten Mussolinis scheitern, der Geschmeidigkeit genug hätte, Übergänge zu schaffen. Heute aber hat er nicht so sehr die Partei wie die Partei ihn. Denn nur im Interesse der Partei liegt es, eine Diktatur auf Biegen oder Brechen durchzusetzen und aufrechtzuerhalten, während ihr eigentliches Wesen das Provisorium ist. Die Gefahr des Fascismus für das Ausland ist, daß er durch seine vorgespiegelten Erfolge den mit innern Schwierigkeiten kämpfenden Demokratien nachahmenswert erscheinen mag. Für Italien birgt die Übersteigerung der Diktatur die Gefahr, daß sie, indem sie den Rest der alten monarchischen Autorität aushöhlt, dadurch, daß sie die Monarchie zu ihrem Complicen macht und andrerseits das Wachstum demokratischer Organe roh unterdrückt, einen allmählichen Abbau und Übergang ausschließt und nur in einem blutigen Bürgerkrieg untergehen wird, wenn nicht ein außenpolitischer Konflikt, den sie durch ihre Großmäuligkeit ständig provoziert, sie zum Sturz bringt. Indessen ist es für Einen wie mich und für sehr Viele trostlos zu sehen, wie Italien verdummt."

Gut Mord! von Theobald Tiger

Eine niedrige Stirn, zwei Augenritzen,
ein breites Kaschubengesicht;
die da auf der Anklagebank sitzen,
die waren es eigentlich nicht.
Der schoß. Der hat den Revolver getragen.
Beweis? Aber wird er gestehn?
Er kanns ja nicht sagen, er kanns ja nicht sagen —
er weiß was auf wen.

Auf den Vorgesetzten. Der wird ihn schon decken.
Er muß. „Sonst pack ick hier aus —!"
Sie werden sich hüten, zu vollstrecken;
was käme da Alles heraus!
Packt man den Anstifter auch beim Kragen?
Leider wird das nicht gehn.
Er kann ja nichts sagen, er kann ja nichts sagen —
er weiß was auf wen.

Auf die Vorgesetzten. Auf gegebene Befehle,
auf Minister und Büros.
Es zittern Richter und Generäle.
Hände weg — sonst gehts los!
Der Letzte ists, den die Hunde jagen
unter Ausschluß der Öffentlichkeit.
Ihr braucht nicht zu fragen, Ihr braucht nicht zu fragen —
wir wissen Alle Bescheid.
Wer ist taub gegen herzzerreißende Klagen
der Frauen, tränenleer —?
Ich kanns ja nicht sagen, ich kanns ja nicht sagen.
Aber wir wissen Alle: wer.

Dokumente zum Prozeß Matteotti

von Dalmo Carnevali

Die Gerichte, denen die Untersuchung des Mordes an Matteotti oblag, hatten von Anfang an eine Hauptsorge: um keinen Preis die Fäden sichtbar werden zu lassen, die zwischen den Mordknechten und den höchsten Stellen der fascistischen Hierarchie hin- und widerliefen — und die umfassende Amnestie vom Juli 1925 bot ihnen die willkommene Gelegenheit, die Verbindungsmänner Rossi, Filippelli und Marinelli außer Verfolgung zu setzen und dadurch die Kontakte zwischen der Zentralstelle alles fascistischen Geschehens und der materiellen Ausführung des Mordes zu unterbrechen.

Am 16. März wird in dem entlegenen Abruzzenstädtchen Chieti dem blutigen Drama das Satyrspiel der Verhandlung folgen: da wird die zur Marionette gemachte Justiz an den fascistischen Drähten eine groteske Parodie der Sühne tanzen. Alles wird sich in Chieti um die genaue Feststellung der einzelnen Phasen der materiellen Ausführung des Mordes drehen: man wird genau darüber unterrichtet werden, wieviele Dolchstöße die Brust des Volksvertreters durchbohrten; eingehend wird nach den seelischen Emotionen der Sikarier geforscht werden; vielleicht wird man auch Manches aus deren trübem Vorleben erfahren. Darüber hinaus aber wird Alles in wohltätiges Dunkel gehüllt bleiben. Das endgültige Urteil, den Freispruch der wahren Anstifter hat Farinacci, der Generalsekretär des Partito Nazionale Fascista und Verteidiger des Anführers der Mörderschar, fix und fertig in der Tasche. Einstweilen hat er durch die offiziöse Presse den folgenden aus Pfiffigkeit und Zynismus gemischten Ukas verbreiten lassen:

> Nachdem die Zivilpartei sich zurückgezogen hat, wird die Verhandlung nicht mehr als 8 oder 10 Sitzungen beanspruchen. Die Pressefreiheit wird jede Erleichterung finden. Die Wahl des Verhandlungsorts Chieti ist glücklich, denn die ruhige, wohlerzogene Bevölkerung des Städtchens wird sich jeder unangebrachten Kundgebung enthalten. Jede, auch die geringste Zusammenziehung von Fascisten aus andern Provinzen, ist auszuschließen und wird zudem von der Partei verboten und von der Regierung praktisch verhindert werden. Not tut, daß der Prozeß sich in größter Einfachheit abspiele und auf sein wahres Ausmaß zurückgeführt werde, denn nur so kann die Verwirrung und die Schande aller Feinde des Fascismus in den Augen der ganzen Nation und der Welt offenbar werden.

Matteottis Witwe hat ihre Nebenklage mit diesem Brief an das Schwurgericht Chieti zurückgezogen:

> Nach der Ermordung Giacomo Matteottis, die ein niederschmetternder Schlag für mich, für meine Kinder und für das freie zivilisierte Italien war, glaubte ich die Justiz um Hilfe anrufen zu sollen. Dieser Hilferuf schien mir damals einziger Trost in meinem Schmerze, und ich trat daher als Nebenklägerin auf. Im Verlauf des Verfahrens aber und infolge der jüngsten Amnestie versickerte jeder ernstliche Wille, das Recht zu finden, und was heute noch davon übrig ist, ist

ein unbestimmter schwankender Schatten. Mich bewegte nicht Haßgefühl noch Racheverlangen: was ich wollte, war das nackte Recht. Da die Menschen es mir weigern, werden Geschichte und Gott es mir verschaffen. Ich wünsche mich heute zurückzuziehen von einem Verfahren, das mich in keiner Weise mehr zu berühren vermag. Meine Anwälte, die meinen Entschluß billigen, werden ihn in vorgeschriebener Weise zu formulieren wissen. Ich bitte, mir die Qual eines persönlichen Auftretens in der Verhandlung zu ersparen; es erschiene mir als eine Verunglimpfung des Andenkens an Giacomo Matteotti, dessen Auffassung vom Wert des Menschenlebens äußerst ernst war. Man lasse mich seinem Andenken mein Leben weihen, das ich fern vom Getriebe der Welt in ungemindertem Schmerze fortsetze, um meine Kinder nach dem edlen Vorbild ihres Vaters zu erziehen.

Die Rücktrittserklärung der Witwe wurde von deren Anwälten so formuliert:

Die Art der Ausführung des Verbrechens an Matteotti, die Erklärungen Derer, die nach dem Verbrechen die Regierung verließen, die außerordentlich schwerwiegenden Aussagen des Chefs der Sicherheitspolizei und die durch kein Dementi entkräftete, vielmehr in bestimmter Form bestätigte Veröffentlichung gewisser Denkschriften wiesen der Verfolgung der Verantwortlichen zwei deutlich unterscheidbare Wege. Das ordentliche Gericht hätte zunächst die Pflicht gehabt, die Verantwortlichkeit jener Personen festzustellen, die nicht durch ihre Chargen und Ämter der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen sind. Die Verantwortlichkeit der Regierung aber hätte auf dem durch die Verfassung vorgeschriebenen Wege festgestellt werden müssen. Diese Untersuchung hat völlig gefehlt, was zweifellos auch auf den Gang der ordentlichen Untersuchung selbst sehr erheblich eingewirkt hat. Einzig die materiellen Urheber des Mordes wurden vor das Schwurgericht verwiesen. Die Amnestierung Derer, die das Verbrechen veranlaßt haben, gestattet sogar die Wiedereinsetzung des Treuesten unter ihnen, Marinellis, in alle seine Ehren und in seine alte Stellung, gemäß dem Willen Dessen, der sich einen solchen Rechtsbruch erlauben kann. Der nebenklägerischen Partei bleibt daher nichts übrig, als zu erklären: Da nicht möglich ist, die wahren Schuldigen ausfindig zu machen, käme die Teilnahme an einem derart verstümmelten „Rechts"-Verfahren einer Billigung dieser Verstümmelung und der Unterbindung des Verfahrens gleich, und wir würden uns damit zugleich des Rechtes begeben, der Welt die juristische und moralische Nichtigkeit dieses Verfahrens zu verkünden.

Einer der Amnestierten, Cesare Rossi, ehemaliger Pressechef der Präsidentschaft, Mitglied des fascistischen Direktoriums und Ehrenkorporal der Miliz, ist inzwischen ins Ausland entwichen. Er war zehn Jahre lang, vom Kriegsausbruch bis zum Morde, Mussolini in engster Mitarbeiterschaft verbunden gewesen. Sofort nach dem Morde aber wurde er abgeschüttelt und aller Ämter entsetzt. Vier Tage nach der Mordtat schrieb er Mussolini einen Brief nicht mißzuverstehenden Inhalts:

Ich brauche Dich wohl nicht besonders darauf aufmerksam zu machen, daß Du gleichwohl verloren wärest, und mit Dir leider auch das Regime, wenn der von Dir bis heute bewiesene entsetzliche Zynismus und die Verwirrung, der Du grade in dem Augenblick anheimfielst, wo Du berufen warst, die Lage zu beherrschen, Dich dazu verleiten sollten, meine Beseitigung zu befehlen, denn meine langen, ausführlichen belegten Erklärungen sind bereits in den Händen meiner vertrauten und verläßlichen Freunde. Nicht unsertwegen, aber wegen der hohen Interessen, zu deren Wahrung Italien uns vertrauensvoll berufen hat, ist nötig, daß wir uns verständigen. An Dir ist es, diese Verständigung in die Wege zu leiten. An Dir, der Regierungschef bleibt, während ich durch meine Flucht mich bereits für Deine Rettung geopfert habe.

Neun Tage später ging Rossi freiwillig ins Gefängnis, nachdem er seinem Freunde Virgili das Memorial übergeben hatte, das seine Anklagen gegen Mussolini wiederholt und befestigt In diesem Memorial steht der lapidare Satz:

Alles, was geschehen ist, ist entweder nach direktem Willen des Duce oder mit seiner Billigung oder unter seiner Mithilfe geschehen.

Die Amnestie befreite dann Rossi aus dem Gefängnis. Vor vierzehn Tagen ist er auf neuer abenteuerlicher Flucht im Motorboot nach Nizza gelangt. Dort hat er diese Erklärung über die Vorgeschichte seiner Enthaftung an die Presse gegeben:

Man nahm an, daß ich und Marinelli, Schatzmeister der Partei und gleich mir Mitglied des Parteidirektoriums, den Auftrag gegeben hätten, Matteotti einzufangen und ihm einen Schabernack zu spielen, und daß die Ausführer des Auftrags dann die Grenzen überschritten hätten. Das Verbrechen der Freiheitsberaubung — nicht des Mordes — fiel unter die Amnestie, und diese bewahrte uns Beide vor den Folgen des von uns gegebenen Befehls.

Im Dezember 1924 war die Untersuchung beendet, und die Untersuchungsrichter sollten ihre Ansichten bekanntgeben. Die Beschuldigungen, die von Dr. Donati, dem Leiter des ‚Popolo', zu jenem Zeitpunkte gegen Senator De Bono — im Augenblick der Ermordung Matteottis Generaldirektor der Polizei und jetzt Gouverneur von Tripolis — erhoben wurden, verschafften Mussolini den willkommenen Vorwand, die Ansichtsäußerung der Untersuchungsrichter dadurch zu verzögern, daß er sämtliche Akten dem Senatsgerichtshof vorlegen ließ. Das Verfahren hing beim Senatsgerichtshof bis zum Juli 1925 und endete mit dem Freispruch De Bonos von fünf Verbrechen „wegen Mangels von Beweisen". Das Verfahren kehrte zum ordentlichen Gericht zurück. In der Zwischenzeit aber hatte der Justizminister Rocco, unterstützt von Mussolini, durch die Kammer jenes fascistische Gesetz annehmen lassen, das die Justizbeamten der Kontrolle der Exekutivgewalt auslieferte. Als die Akten vom Senat zurückkamen, waren der Generalstaatsanwalt Tancredi und der Leiter des Verfahrens Präsident Del Giudice entfernt. An ihrer Stelle saßen Nachfolger, über deren Häuptern drohend das Damoklesschwert des neuen Ge-

setzes schwebte. Im August 1925 übernahm der neue Staatsanwalt Del Vasto — ein Verwandter Farinaccis — die Akten, und zwei Monate später, am 7. Oktober 1925 legte er jene Begründung vor.

Die Regierung versuchte, im Publikum den Eindruck hervorzurufen, daß meine genauen und in drei Denkschriften öffentlich wiederholten Anschuldigungen Mussolinis meiner Sorge um meine eigne Person entsprungen waren. Ich aber bereue nichts und posiere keineswegs als Opfer. Was ich erlitten habe, erlitt ich in dem Kampf, den ich für meine politische Überzeugung und gegen Mussolini führte, und den ich weiter und bis zum Ende kämpfen werde.

Ich werde beweisen, daß alle Gewaltakte von Mussolini gewollt und veranlaßt waren, der Italien absichtlich im Dauerzustand der Rauferei und des Krieges erhält, um auf diesen Zustand seine persönliche Macht zu stützen; sobald jedoch die tragischen Folgen der von ihm geschaffenen Lage ihn schrecken, oder wenn die Rücksicht auf das Ausland es ihm geraten erscheinen läßt, greift er nach der Maske des Friedensstifters und läßt die Ausführer seiner Befehle ins Gefängnis werfen.

So spricht der amnestierte Rossi, dessen Verantwortlichkeit noch nicht hinreichend geklärt ist. Umso klarer ist die Verantwortlichkeit Mussolinis und des fascistischen Regimes festgelegt in einem eindrucksvollen Dokument, worin die Rechtsvertreter der Nebenkläger, der Witwe und der Kinder Matteottis, das Fazit aus der Untersuchung ziehen:

Wer also wollte das Verbrechen? Daß die Tat Amerigo Duminis und seiner Söldlinge auf einen Auftrag zurückzuführen ist, ist auch nach Ansicht des Staatsanwalts außer allem Zweifel. Dumini selbst gestand es nach dem Morde Filippelli, der unter dem Druck des Beweismaterials im letzten Verhör erzählte, daß Dumini ihn von der Sache in dieser Form unterrichtet habe: „Es ist eine Konfusion passiert. Matteotti ist tot. Wir hatten ihn gestellt im Auftrage Marinellis und Rossis, die mir sagten, sie hätten genauen, strengsten, unmißverständlichen Auftrag von Mussolini erhalten." Diese Darstellung stimmt überein mit der, die Rossi und Marinelli am 18. Juni spät abends im Palazzo Viminale dem Senator De Bono gegeben haben, wie dieser gleich zu Beginn der Untersuchung mit allen Einzelheiten geschildert hat.

Dr. Donati schrieb im römischen ‚Popolo', drei Tage nach dem Morde, wo die Namen Rossis, Filippellis und Marinellis als Mandanten der Mörder in aller Munde waren, daß der eigentliche und wahre Urheber des Mordes an Matteotti Mussolini sei.

Die Mandanten Rossi, Filippelli, Marinelli, De Bono und der Mandant der Mandanten Mussolini sind frei, das Recht aber ist schändlich geknechtet. Vor der „ruhigen, wohlerzogenen Bevölkerung" Chietis wird die Schlußszene der Farce gespielt werden. Dann soll Staub und Vergessen sich auf die Akten senken, und Gras und Vergessen soll den Grabhügel Matteottis überwuchern.

Der Triumph der Konfession von Robert Breuer

Wenn Gott nebst seinen Hilfsgöttern und Heiligen irgendwo leibhaftig im Weltenraum greifbar wäre, hätten wir ihn mit Ferngeschützen schon heruntergeholt, zum mindesten wäre uns durch Flugzeug oder drahtlos eine Verständigung mit ihm gelungen. So, wie es nun einmal ist, können wir auch heute noch über das Dasein Gottes nichts Genaues sagen, doch müssen wir mit heiligem Erschauern und oft mit Grauen feststellen, daß Gott im Bewußtsein von Millionen lebt und täglich neu geboren wird. Dieser Gott ist wahrhaft lebendig; wer sich mit ihm oder gar mit der Organisation solches Bewußtseins in Kampf einläßt, unterliegt.

Das ist die bittere Erfahrung, die uns die Geschichte des Reichsschulgesetzes wieder einmal vermittelt. Die tapfern Vertreter der Freiheit von Geist und Lehre haben gehofft, im Zeichen der Republik, der Wissenschaft und der Technik die Schule endlich aus den Fesseln der Konfessionen zu erlösen; sie mußten erfahren, daß die politische Organisation des Bewußtseins von Gott noch unerschüttert steht. Es ist eine furchtbare Groteske, daß Dogmen, denen jeder Schein der Wirklichkeit mangelt, daß die Dreieinigkeit Gottes, die Jungfrauschaft der Mutter Maria, die Himmelfahrt Christi, weil sie noch im Bewußtsein von Millionen Volksgenossen lebendig sind, unverrückbarer Maßstab nicht nur der Kirchenpolitik, nicht nur der Schulpolitik, nein, der politischen Entwicklung Deutschlands überhaupt sind und bleiben. Wer vermag zu ertragen oder auch nur zu fassen, daß die Legenden der Heiligen, die entsetzlichen Akten der Bollandisten, die zermürbten Knochen in irgendwelchen Altarschreinen noch heute nicht allein die Predigt und die Gestaltung des mystischen Lebens, nein, das Gesamtbild der deutschen Politik, die Zusammensetzung der Regierung, das Leben der Parteien, die Möglichkeit von Koalitionen beeinflussen! Das Mittelalter ist noch mitten unter uns. An der Kurzsichtigkeit gegenüber der Brutalität solcher Tatsache ist das Reichsschulgesetz — der Versuch einer gelinden, zwar teuer erkauften, immerhin einigermaßen sich bemerkbar machenden Befreiung aus der Umklammerung der Konfessionen — gescheitert. Wie langsam ist der Schritt der Geschichte!

Man lächelt vielleicht, wenn man hört, wie der aufgeklärte Friedrich seine Schulmeister anweist, sich Mühe zu geben, „daß die Leute attachement zur religion behalten und nicht stehlen noch morden". Ein weiser Genießer. Man ist zuversichtlich, wenn man liest, daß im Zeichen von Kant und Fichte, Humboldt, Schleiermacher und Pestalozzi das preußische Oberkonsistorium erklärt, die Schule sei nicht die Sache einzelner Religionsparteien, nicht die einzelner Konfessionen, vielmehr ein Institut des Staates. Das war 1799. Aber ein Vierteljahrhundert später, nach den Freiheitskriegen, erfolgt ein Reskript des preußischen Innenministers gegen die Simultanschulen, gegen die Schulen also, die eine Versöhnung der Konfessionen, einen geistigen Ausgleich innerhalb der Bevölkerung suchen; es wird 1822 diktiert, daß die von der Konfession getrennte

Schule das Hauptelement der Erziehung: die Religion notwendig vernachlässigen müsse, und daß darum dergleichen Anstalten nicht die Regel sein könnten. Es war der Minister Altenstein, der dies von sich gab; er ist mehr als gerechtfertigt worden durch die Stellungnahme des Zentrums zum Reichsschulgesetz während der Jahre 1919 bis 1925. Bei der Beratung des ersten Entwurfs dieses Gesetzes sagte der Zentrumsredner: „Die Gemeinschaftsschule ist nicht die Regel, die konfessionelle Schule ist niemals Sonderschule gewesen und wird es auch in Zukunft nicht sein." Noch bevor das Reichsschulgesetz zur Debatte stand, bei Beratung der Schulparagraphen der Reichsverfassung, griff Peter Spahn auf den Westfälischen Frieden des Jahres 1648 zurück, wonach die Schule nur ein Annex der Kirche sei. Den gleichen Rückgriff hatten die preußischen Bischöfe hundert Jahre zuvor getan, als sie einen aus dem Geist der Aufklärung geborenen Entwurf zu einem Schulgesetz abwiesen mit dem Bemerken, daß nach dem kanonischen Recht, den Tridentiner Beschlüssen und dem Westfälischen Frieden Schulsachen ohne weiteres Kirchenangelegenheiten seien. Ein Jahr nach der Revolution von 1848 hielt Friedrich Wilhelm IV. vor einer Versammlung von Seminar- und Schuldirektoren eine Ansprache: „All das Elend, das im verflossenen Jahre über Preußen hereingebrochen, ist Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Massenweisheit, mit der Sie den Glauben und die Treue in dem Gemüt meiner Untertanen ausgerottet haben." Der König berief bald darauf den vormärzlichen Raumer zum Kultusminister, und dessen Regulative, die zwanzig Jahre Geltung behielten, verboten den Lehrerseminaren den wissenschaftlichen Unterricht in der Pädagogik, Methodik, Didaktik, Anthropologie und Psychologie, verboten für die Privatlektüre der Seminaristen die sogenannte klassische Literatur. Dieser Schulmeister soll dann Königgrätz gewonnen haben. Die Kompaktheit der preußischen Schulreaktion wurde nur einmal flüchtig durch Bismarcks Kulturkampf unterbrochen; der Kultusminister Falk durfte für wenige Jahre eine liberale Schulgesetzgebung versuchen. Sofort aber, nachdem Bismarck mit dem Zentrum Frieden gemacht hatte, konnte Windthorst das katholische Schulprogramm entfalten: „In das Amt des Volksschullehrers dürfen nur Personen berufen werden, gegen welche die kirchliche Behörde keine Einwendungen gemacht hat. Die Leiter des Religionsunterrichts unterstehen ausschließlich den kirchlichen Obern. Die kirchlichen Behörden bestimmen die für den Religionsunterricht in den Schulen dienenden Lehrbücher." Bei der Beratung des Reichsschulgesetzes 1921 berief sich das Zentrum ausdrücklich auf Windthorsts Schulpolitik, und Schliebens Entwurf, der dritte des Reichsschulgesetzes, die deutschnationale Köderung des Zentrums, erklärt die Bekenntnisschule als den Grundtyp des deutschen Schulsystems. Die an ihr hauptamtlich angestellten Lehrkräfte müssen dem Bekenntnis der Schule angehören. Die gesamte Unterrichts- und Erziehungsarbeit (also auch der Unterricht in Geschichte und Naturwissenschaft) muß getragen sein von dem Geist des Bekenntnisses. Im Lehrplan und Lehrstoff sowie bei

der Auswahl der Lehr- und Lernmittel ist gebührende Rücksicht auf das bekenntnismäßige Gepräge der Schule zu nehmen. Der Religionsunterricht ist in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaft zu erteilen. Die Einführung von Lehr- und Lernbüchern für den Religionsunterricht hat im Einvernehmen mit der Religionsgemeinschaft zu erfolgen. Lehrern, deren Tätigkeit den die Religion betreffenden Vorschriften des Gesetzes zuwiderläuft, ist der Unterricht an den Bekenntnisschulen abzunehmen. Der Kreislauf hat sich wieder einmal vollendet. Zweihundert Jahre sind vorübergegangen, von Kant bis Pestalozzi stehen die gesammelten Werke in den Bibliotheken, und abermals wird die Schule der Knebelung durch die Konfessionen ausgeliefert.

Schliebens Entwurf ist nicht Gesetz geworden; aber daß er überhaupt gewagt werden konnte, bleibt kennzeichnend genug. Um Einiges ist die Welt vorwärtsgekommen; aber selbst der erste der drei Entwürfe des Reichsschulgesetzes, der toleranteste, der, dessen Grundtyp die Gemeinschaftsschule, die Schule des konfessionellen Ausgleichs war, bot nicht mehr als jener Erlaß des Oberkonsistoriums zur Zeit Friedrich Wilhelms III., der, weitergehend als der liberalste der drei Entwürfe des Reichsschulgesetzes, die Schule grundsätzlich für den Staat reklamierte. Grundsätzlich beansprucht heute die Kirche die Herrschaft über die Schule. Hätte nicht Locarno das Seelenbündnis zwischen den Deutschnationalen und dem Zentrum zersprengt: wer möchte sagen, ob der Versuch, die Schule wieder völlig der katholischen und der protestantischen Kirche auszuliefern, nicht wiederholt worden wäre! Die Außenpolitik hat sich zunächst als die stärkere erwiesen — indessen: die Konfessionspolitik arbeitet, wie die Geschichte lehrt, mit langen Perspektiven. Der Gott, der aus dem Bewußtsein der Massen täglich neu geboren wird, steht ihr zur Seite; dieses Bewußtsein zu ändern, ist die Aufgabe Derer, die eine neue Welt und damit eine neue Schule wollen. Hier nützt es nicht, mit Gewalt Aufklärung durchzusetzen. Martyrium oder etwas, was nur von ferne so ausschaut, läßt das Bewußtsein von Gott, läßt erst recht die Kirchen und die Konfessionen den Harnisch anziehen. Leider ist diese Erfahrung im Kampf um das Reichsschulgesetz von den Parteien der Linken, im besondern von den liberalen Lehrern nicht beachtet worden. Sie wollten den Stier bei den Hörnern packen — und wurden von den Hörnern des Stiers gepackt. Der erste Entwurf, der auf dem Weimarer Kompromiß, einem platonischen Ausgleich zwischen Zentrum und Sozialdemokratie, aufgebaut war und die Gemeinschaftsschule, den Versuch zur Überwindung der Konfession, als Grundtyp erklärte, die Konfessionsschule aber gleichwertig neben die religionslose, die weltliche, Schule stellte, hatte den Zorn der freien Lehrerschaft erweckt. Erst durch solchen Alarm wurde das Zentrum auf die Schanzen gerufen und begann die Schlacht, die, wie vorauszusehen war, mit der Niederlage der Staatsidee in der Schule endete. Gewiß: auch nach diesem ersten Entwurf hätte die Konfessionsschule noch gute Tage gehabt. Das Zentrum hätte ja doch nur zugestimmt, wenn es dabei auf seine

Kosten gekommen wäre. Dennoch: das Weimarer Kompromiß war mehr als das Nichts, vor dem Staat und Schule heute nach dem wohl endgültigen Scheitern des Reichsschulgesetzes stehen. Ein bemerkenswertes Ergebnis, die Möglichkeit deutscher Politik kennen zu lernen. Wer mehr davon erfahren möchte, wer die Bindungen deutscher Politik, die ehernen und metaphysischen Bindungen kennen lernen will, greife zu der aktenmäßigen Darstellung, die der Staatssekretär Schulz unter dem Titel: ‚Der Leidensweg des Reichsschulgesetzes' soeben (im Verlag von J. H. W. Dietz zu Berlin) hat erscheinen lassen. Ein leider negatives Lehrbuch der praktischen Politik.

Standesdünkel und Zeitung von Ignaz Wrobel

> „Sehr geehrte Redaktion! Bestelle hiermit Ihr Blatt ab, da ich als Telegraphenbauobersekretär Anstoß nehme, wie unsre Belange ..."

Der Berufsdünkel sitzt dem Deutschen tief im Blute — und statt nur über die Junker zu wettern, sollte er sich einmal die Geschichte der alten Zünfte ansehen, wie da nicht nur die „Bönhasen" verfolgt wurden, was eine wirtschaftliche Maßnahme war, sondern wie der Schneider und der Schuster eine ins Mystische spielende Scheu vor dem eignen Tun hatten, einen Respekt vor sich selbst — was mehr zum Moralischen gehörte.

Die Industrie hat nun merkwürdigerweise nicht den Ackerbau und die Beamten industrialisiert, sondern sie selbst ist verjunkert und administrativ überorganisiert worden — und was früher der Ritterstiefel und das treffliche Schwert waren, das ist heute das Wort „Großindustrieller" und ein Kollektivwahnsinn, der nahezu alle Gruppen des Wirtschaftslebens erfaßt hat.

Jede Gruppe schwitzt zunächst einen Sekretär aus — und es ist kein Zufall, daß die Arbeiter und Werkmeister, die dergestalt „aufrücken", nicht zu den Tüchtigsten ihres Fachs gehören. Es ist meist der schwach befähigte, der minderbegabte oder der minder fleißige Arbeiter, der sich nach einem Loch umsieht, durch das er sich drücken kann. Dieses Loch gibt ihm die Organisation. Einmal Funktionär geworden, hat er das größte persönliche Interesse daran, seinen Aufgabenkreis zu erweitern und aufzuplustern und seiner Gruppe eine Art Weltenmonomanie einzutrichtern, die der eingeht wie warmes Oel.

Der Respekt, womit in Deutschland jeder „Fachmann" bewundernd zu seinem eignen Kram aufsieht, ist mehr als lächerlich. Es hat den Anschein, als habe es noch niemals Ingenieure, Buchbinder, Fleischermeister und Aerzte gegeben — als gäbs auch anderswo keine, und wenn man die meist mittelmäßige Ausbildung des Durchschnitts kennt, der seine Sache eben so recht und schlecht macht, wie es zu allen Zeiten alle Menschen gemacht haben, mutet diese Feierlichkeit doppelt komisch an.

Ich spreche nicht von der verständlichen Art der Interessenvertretung. Daß die Landwirte oder die Grubenbesitzer auf die öffentliche Meinung mit allen Mitteln — auch mit denen der Erpressung — ihren Druck ausüben, ist ein oekonomischer

Vorgang, den mein Kollege von der Wirtschaft glossieren und im Einzelnen erklären mag. Hier soll vom Berufsstolz gesprochen werden, und der hat besonders in Deutschland ein Ausmaß angenommen, das nur von der Engstirnigkeit seiner betriebsamen Träger übertroffen wird.

Daß die Herrschaften, fast ohne Ausnahme, sich auf ihren Kongressen besoffen reden, mag in der menschlichen Natur begründet sein. Da sind sie unter sich, und wenn die Zahnärzte, die Buchhändler, die Schriftsteller, die Farbenfabrikanten ihren „Reichskongreß" abhalten, dann möchte sich der harmlose Zuhörer einen dicken Vollbart umbinden, unter dem sichs lächeln läßt.

Daß in der deutschen Privatunterhaltung der Fachmann dem Laien gegenüber fast immer ungezogen wird, hat seinen Grund allerdings auch darin, daß dieser Laie sein Laientum niemals eingestehen, sondern „von der Sache gründlich informiert sein" will, und daß so der Kranke dem Arzt ein wissenschaftliches Kolleg hält, statt brav und naiv seine Laienmeinung zu äußern, die nicht unbedingt dümmer zu sein braucht als die abgestempelte.

Gefährlich und weitaus übler wird diese übersteigerte Berufseitelkeit, wenn sie sich auf die Zeitung erstreckt. Hier wird von sämtlichen Berufsgruppen wahrhaft gemein gewirtschaftet.

Kurt Hiller hat ja hier einmal auseinandergesetzt, was geschieht, wenn man Geistesrichtungen angreift: gehört man der Gruppe an, heißt es, das eigne Nest dürfe nicht beschmutzt werden — gehört man ihr nicht an, wird einem die Kompetenz abgesprochen. In den Berufen ist es noch viel schlimmer.

Jeder Schlosser hat heute ein „Berufsproblem", und jeder Privatdozent hält sich für den Nabel der Welt; mit der Stirn am Boden, über dem demütig gebeugten Kopf ein Opfertier (wahrscheinlich einen Hammel) haltend, so hat sich der Gläubige dem Tempel zu nahen. Es ist aber gar kein Tempel da.

Vorhanden ist nur — von den Laternenanzündern bis herunter zu den Richtern — ein Berufsgrößenwahn, dem zu huldigen die Zeitung mit allen Mitteln gezwungen wird. Argumentiert wird so:

„Die Verhältnisse in unserm Beruf liegen so kompliziert, daß ein gewöhnlicher Mensch überhaupt nicht in der Lage ist, über uns ein Urteil abzugeben. Dazu sind wir da, und dazu haben wir die Fachzeitschriften, in denen — immer unter Wahrung der Tempelidee — das Nötige gesagt werden darf. Die Zeitung hat zu schweigen."

Loben darf sie. Noch niemals hat sich ein Beruf gegen ein Lob von außen gewehrt, noch niemals habe ich gelesen, daß die Schreibmaschinenindustrie etwa sagt: Du kannst uns nicht loben, denn du kennst uns nicht. Und weil es eben ein schwerer deutscher Aberglaube ist, daß man in Alles tief hineinsteigen müsse, und daß nicht aus allen Untersuchungen unten eine einfache Formel herausfallen könne, die eben eine Formel ist: ungerecht scheinend, vergröbernd, aber, ist sie gut gefaßt, schließlich gerecht — deshalb haben wir in allen Berufen diese Burschen, die das Leben bewußt komplizieren, um hinter den

so geschaffenen Komplikationen ungestraft und unbeobachtet ihren Unfug treiben zu können. Tabu.

Die Beamten sind überhaupt nicht zu fassen. Daß vor dem Kriege selbst die sozialdemokratische Presse Furcht hatte, es mit ihnen dadurch zu verderben, daß sie etwa eine Verminderung des Staatsapparates forderte, mußte einen wunder nehmen — denn vor dem Kriege gab es eine mutige sozialdemokratische Presse. Sie hatte Angst, Wähler zu verlieren; arbeitete also gegen die Interessen ihrer Arbeiterwähler, indem sie vorgab, es käme Alles auf die Stimmenzahl an; so ließ sie sich lieber von Leuten mitwählen, die eigentlich gar nichts bei ihr zu suchen hatten. Mit solchen Brocken im Fundament fiel sie denn auch in sich zusammen, als Taten gefordert und erwartet wurden.

Aber auch heute wagts keine Zeitung. Die Beamten sind ausgezeichnet organisiert: Massenabbestellung, Inseratenboykott sind die prompten Folgen eines wahrhaften Aufsatzes. Dementsprechend ist denn auch die Zeitungspolitik zu werten.

Dem einzelnen Redakteur ist kein Vorwurf zu machen. Die Zeitung ist ein Geschäft und nichts als das: Alles, was sich in ihr als „Kulturgut" ausgibt, ist entweder harmlos und zu nichts verpflichtend — oder Fassade. Die Zeitung hat nicht die Macht, die sie hat — die Inserenten haben sie. Die anständigen Blätter können diesen Tatbestand verhüllen und sogar abschwächen, mehr können auch sie nicht. In ihnen wie in den dienstbaren Zeitungen tobt sich also der Standesdünkel ungehindert aus. Und sieht so aus:

Der „wissenschaftliche Charakter" des Standes wird betont. Man sollte nicht glauben, daß der lächerliche Doktortitel auch in die praktischen Berufe hinüberspukt, die ums Verrecken nicht als solche gelten wollen. Eine Hochschule wollen sie alle — sonst ist ihnen nicht wohl. Scharfer Instanzenzug in der Innenorganisation des Standes — mit Ehrengerichtshöfen und Standeskammern und allem Klimbim. Großer Nebel vor dem eigentlichen Tun, unter strengem Ausschluß des „Laien". Der Arzt hat an solchem Hokuspokus noch ein gewisses verständliches Interesse: die Suggestion auf den Kranken wird größer. Was aber an der Bedienung einer Turbine, an einer Hypothekenbank, am Bankbeamten, am Zuschneider gar so welterschütternd sein soll, wissen nur Die, die erschüttern wollen, und Die, die sich erschüttern lassen. Das Militär, dieser tiefste Ausdruck der deutschen Seele, hats ja nur deshalb so leicht gehabt, weil an das Letzte im Deutschen gerührt wurde: an das Gefühl vom Unwert des Individuums und an den Gruppenstolz. Heute findet der doppelten Ausdruck, und Herr Lupatsch zeichnet nicht: Lupatsch, sondern: Dr. jur. et rer pol. Lupatsch, Leiter der Propaganda-Abteilung des Stadt-Museums.

Denn leiten wollen sie alle. Sie leiten in Wahrheit zwei Schreibmaschinendamen und ihre eigne Arbeit — an der man einmal Diener gewesen ist. Aber Niemand hat solche Gier, für einen Herrn gehalten zu werden, wie der Knecht. Hierhin gehört auch der „Pressechef", wie überhaupt die Vorliebe für das Wort „Chef", welche Vorliebe wohl aus dem Kriege stammt. Sie überladen sich mit Titeln, und unter einem „Direktor des

Nachrichtenamts" tuts Keiner. Und hier finden wir nun diese Merkwürdigkeit: statt die staatliche Wirtschaft nach den Gesetzen der Privatwirtschaft zu vereinfachen, verwickelt sich die Privatwirtschaft in staatlichen Formelkram.

Jede Gruppe kopiert den Staat auf das lächerlichste. Haben Sie einmal eine Verbandszeitschrift gesehen? Da gibt es, bei den Fußballspielern und bei den Messingfabrikanten: „Amtliche Mitteilungen", womit die Nachrichten des Vereins gemeint sind — und als mir neulich ein braver Gewerkschaftler etwas von „Führerbeschimpfung" schrieb, schmeckte ich die ganze Würze einer immanenten Majestätsbeleidigung. „„Ils veulent codifier tout", sagte mir einmal ein Franzose, als wir über die Deutschen sprachen. Ja, sie sitzen auf ihrem Codex. Und schreien über „Verallgemeinerungen", wenn man ihnen die Wahrheit sagt.

Kein Stand hat aber das Recht, sich über generelle Urteile zu beklagen, wenn er auf seinen Verbandstagen nichts gegen den herrschenden Gruppengeist verlauten läßt; wenn er nicht scharf protestiert, so etwas faul ist; wenn er den Corpsgeist über die Wahrhaftigkeit setzt. (Beispiel: die Richter.) Beurteilt wird rechtens jeder Beruf und jeder Stand nach seinem mittlern Typus, nicht nach den Spitzen und nicht nach den Außenseitern. Und erfahrungsgemäß kreischt ja Niemand so wie Der, dem recht geschieht.

Die Unart, sein Werk aufzublasen, bis es vor Wichtigkeit dem Platzen nahe ist, nimmt derart überhand, daß der Standesdünkel heute auf alle Berufe übergegriffen hat — der Titelwahnsinn ist nur ein äußeres Zeichen dafür. (Daß sich auch die Frauen mit den Berufsbezeichnungen ihrer Männer anreden lassen, wird man einem Fremden nur schwer begreiflich machen.)

Und so drückt dieser Fasching der Eitelkeiten auf die Zeitung, die seufzend nachgibt, aber nachgibt. Sie muß. An ihre „Objektivität" wird appelliert, leise wird gedroht, dann lauter — und ein in seiner Standesehre (was ist das?) verletzter Stadtrat rührt die Zeitung, die einmal eine unfreundliche Bemerkung über die Stadträte gemacht hat, nicht mehr an.

Sehr typisch ist ferner, daß auch die vernünftigen Leute diesen Unfug so entschuldigen: „Wissen Sie, ich halte ja nichts davon — aber man braucht das wegen der Andern — man dringt sonst nicht durch". Denn dies ist wahrhaft deutsch:

Die gesamte Anstrengung, die anderswo einer dauernd an sein Leben setzt, gilt hier der Erringung einer nach außen hin gekennzeichneten Stelle mit vertraglich garantierter Autorität. Ist die einmal erreicht, dann will der Autoritätsinhaber nichts mehr tun, um sich zu behaupten — man soll ihn anerkennen, der Stelle wegen. Wieviel Schwäche steckt darin, wieviel Faulheit, wieviel Unsicherheit! Behaupte dich, wenn du was gelten willst! Beweise es täglich aufs neue, daß du ein Führer bist! Kämpfe —! Sie aber sind, nach schwerem Kummer, „Leiter des Betriebsrats" geworden, und dann: Gute Nacht.

Der Standesdünkel liegt in derselben Schublade wie der Patriotismus. Vom Feuerwehrverein bis zum Vaterland sind nur wenige Schritte. Und daher sieht bei uns der Skatverein wie ein Staat und der Staat wie ein Skatverein aus.

Ausflug nach Mexiko von Alfred Döblin

Leo Matthias hat einen ‚Ausflug nach Mexiko geschrieben (Verlag Die Schmiede). Das Buch hat 170 Seiten, eine Anzahl Bilder und ist weit mehr als ein Reisebericht. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Matthias seine Mexikofahrt schilderte, habe ich meine Polenfahrt geschrieben. Wir haben die Dinge ganz verschieden angefaßt. Der Unterschied springt hervor beim Vergleich seiner ersten und meiner letzten Seite. Auf der ersten Seite dankt Matthias einigen mexikanischen Herren für ihre Ratschläge bei der Beschaffung des Materials; ich kann nicht umhin, auf meiner letzten Seite zu bemerken, daß es in Polen Material gab, um das ich einen Bogen machte. Matthias geht mit mächtiger Intensität und Sachlichkeit an seinen Stoff heran; ich meine: mit intensivster Sachlichkeit. Die Benennung des von rechts nach links, von oben nach unten denkenden, beobachtenden, prüfenden, abwägenden Buches mit ‚Ausflug nach Mexiko' gehört hierher. Zehn Kapitel schildern Landschaften, Städte, die Hauptstadt, die Mexikaner, die Pyramiden, die Ruinen von Mitla, mexikanische Volkskunst, die Geschichte der Indios, die Indios selbst, die mexikanische Politik.

Man muß, um einen Begriff von diesem Typ eines Reisenden zu bekommen, sorgfältig ein Kapitel etwa wie ‚Mexikanische Politik' durchsehen. Daß solch Kapitel überhaupt von einem Reisenden gegeben wird oder gewollt wird, das ist schlagend das Zeichen für die Abwendung vom Impressionismus, von Reisemalerei mit Pastellchen und Gelegenheitsurteilen. Was dann kommt, ist nicht „gesteilte" Lyrik, wie sie einige Nachimpressionisten brachten, die sich selbst Expressionisten nannten — sondern Intensität der Sachlichkeit. Man will dem Ding in den Bauch fahren. Diese Sachlichkeit kann so stark werden, daß sie — jenseits des Reiseberichts — zur Neuproduktion des Objekts führt. Ja, so muß man mexikanische Politik und Geschichte der Indios schreiben und von den Pyramiden sprechen. Der sachliche Bericht des ordentlichen Professors über diese Dinge ist tödlich und ein Müllhaufen; hier verbrennt man sich die Finger.

Dummes Wort von der „neuen Nüchternheit", neuen Sachlichkeit. Weil es keine Lyrik ist, muß es Nüchternheit sein. Nein, die Lyrik — von heute: Kälte, mit Zahlen, Politik, Metaphysik. „Oh du": professorale Gelehrsamkeit.

Sie sagen, ich führe mich selbst ad absurdum durch den Hinweis auf mich, und es gibt ganz andre Reiseberichter, wie Holitscher oder Kerr. Ja, es ist wunderbar, daß es die gibt und mich auch. Aber Holitscher ist ein famoser Prosaist und eine ethische und zerrissene Person; er spiegelt und reflektiert Indien und China; schmerzlich und herzlich, seltsam und problematisch in allen Teilen diese Hingerissenheit des Mannes zu den Landschaften. Kerr viel enger, preziöser, witzig auf Kunst lüstern — den Dingen wenig oder schwach hingegeben, immer wieder ist er darauf aus, delikate Sätze zu machen. Ein Acker oder eine Königsleiche, was geht es ihn eigentlich,

eigentlich, eigentlich an: er bleibt Artist, und dies ist sein Stoff, und er macht es so oft fabelhaft. Ein Mensch der Eine, ein Artist der Andre. Und ich? ich rangiere nicht neben ihnen. War während meiner ganzen Fahrt so von Staunen erfüllt, daß ich oft meilenlang die Augen zumachte. Ich habe gar keine Reise geschrieben. Es ist nicht meine Sache, zu reisen und gar darüber zu schreiben. Ich müßte eigentlich nach fünf Minuten wieder zurückfahren, um mich von meiner Verblüffung zu erholen, und dann kann ich ein ganzes Jahr lang etwas erzählen. Ergo: Wer ein Mensch ist, braucht sich an kein Dogma zu halten.

Ist es nicht schön, daß es das Alles gibt: den Matthias, Holitscher, Kerr und auch mich? Die Welt ist nicht aus einem Punkte zu kurieren. Ein Mädel liebt man, eins küßt man, eins heiratet man mal. Dieser Leo Matthias ist also geschaffen als ein Messer mit einer kräftigen Hand, ein scharfer Blick, ein gutes Gehirn. Er und die Landschaft, Mexiko und was sonst, passen zusammen. Er weiß und kombiniert; er denkt mit Passion. Er denkt die Welt politisch und metaphysisch, er denkt immer dicht am Objekt. Er muß sich hüten, überspitz zu werden. Seine Gefahr ist: sich in Abstraktionen zu verbluten. Matthias, Sie sind weniger in Gefahr, alt-lyrisch zu werden oder artistisch als zentral-metaphysisch. Ihre Frage wird eines Tages lauten: Wie komme ich vom Zentrum zur Peripherie? Eine verdammte und ängstliche Frage. Aber es ist schon etwas, zentral zu bohren, wie Sie tun unter verläpperten Zeitgenossen. Werden Sie nicht dünn und abstrus.

Und entdecken Sie eines Tages — den ganzen Matthias. Ausflug, Ausbruch zu Matthias, auch ohne Schiffskarte.

Major Barbara von Alfred Polgar

Die Weltanschauung des reichen Kanonenfabrikanten (Geld und Schießpulver) siegt über die Güte-Ideologie seiner Tochter Barbara (als Mitglied der Heilsarmee „Major Barbara"). Das kommt als gewonnenes Terrain zutage, wenn die Debatten-Flut verebbt. Sie wälzt sich über vielerlei problematische Dinge des Lebens, über Reichtum und Armut, Religion und Freidenkerei, schlecht- und wohlverstandene Menschenliebe, über individualistische und soziale Heils-Theorien, über Ehe, Erziehung, Kultur, Geld, Krieg, Branntwein, über moralische Immoral und amoralische Moral, über törichtes Recht und weises Unrecht, über dumme und kluge Methoden, Mensch und Nebenmensch zu sein. Eine unerbittliche Eloquenz rauscht durch die vier Akte. Man hört am Ende kaum mehr, was, nur noch, daß sie rauscht. Die Figuren sind Brunnenfiguren, leblos-lebendig, die dramatische Form, sie unter einander verbindend, nur das Becken, das ihre strömende Beredsamkeit faßt und sammelt; und es geht zu wie in Hellbrunn. Das Stück hat vier Akte, könnte aber ebensogut hundert haben. Es endet, weil es endet, weil der Autor die Worte-Zuleitung abdreht. Was er noch zu sagen hat, ergießt sich in Vor- und Nachreden.

Es gibt keine guten und schlechten Standpunkte, es gibt nur gute oder schlechte Vertretung von Standpunkten. Alles ist

Dialektik, und Shaw ein glänzender Dialektiker. Sein Reden ist Überreden, sein Witz mit Liebe und andern warmen Dingen gut wattiert, seine Ironie so scharf wie liebenswürdig, seine Taschen voll von aphoristischem Pfeffer, der blind macht. So behält er immer Recht, selbstverständlich, denn da er, als Vor-Mund aller Münder, die im Stück aufgemacht werden, auch die Gegen-Argumentation zu seiner Argumentation beistellt, ist es ihm ein Leichtes, jene ins Unrecht zu setzen. (Im Ringkampf nennt man das „Schiebung", wenn der Gegner auftragsgemäß so kämpft, daß er unterliegen muß.) Auf jedes Diktum der Komödie könnte hundertfach anders, besser erwidert werden, als erwidert wird. Alles hängt schief in der Causalität, die Prämissen stehen auf den Schlußfolgerungen, die sie stützen sollen, die Wege aus dem Recht-Unrecht-Chaos münden kreisläufig in dieses zurück, rechter Londoner Begriffs-Nebel hüllt, da man sich nicht vorher über Definitionen geeinigt hat, die Debatte ein, logische Unfälle und Verkeilungen der Beweisführung verursachend, und das Gegenteil wäre immer auch wahr. Zum Beispiel die schlagend-witzige Antwort des Kanonenkönigs im Dialog mit dem alten Arbeiter — „Ich möchte nicht Ihr Gewissen haben, nicht um Ihr ganzes Einkommen" „Und ich nicht Ihr Einkommen, nicht um Ihr ganzes Gewissen" — hört sofort auf, schlagend und witzig zu sein, wenn man den Dialog umdreht. (Undershaft: „Ich möchte nicht Ihr Einkommen haben, nicht um Ihr ganzes gutes Gewissen." Der Arbeiter: „Und ich nicht Ihr Gewissen, nicht um Ihr ganzes Einkommen!") Jetzt wärs der alte Proletarier, der es dem reichen Mann gut gegeben hätte, und dem das Theater Beifall klatschen würde.

Im Burgtheater wird das Diskutier-Spiel besonders von Herrn Heine souverän gemeistert. Er produziert ein sehr schmackhaftes kaltes Pathos — es braust auf wie der Schaum dieser gut frappierten Weltanschauung —, fest steht er in den Stiefeln seiner Lebensphilosophie und hat auch allen Humor solcher Stand-Sicherheit. Frau Pünskösdy möchte von der Wärme und Natürlichkeit ihres Wesens der Barabara gern Einiges abgeben. Doch will so Lebendiges an der unlebendigen Barbara nicht recht haften. Als deren bescheidenes Schwesterlein sitzt Fräulein Dreger lieblich da, spricht knapp und kühl ihre knappen, kühlen Sätze. Herr Aslan legt den Weg von der klassischen Philologie zur Kanonenfabrikation mit Grazie zurück. Er ist auf feine, kluge Art spaßhaft, und besser noch als die äußere ist die innere Heiterkeit, mit der er die Figur versieht. Das macht sie leicht, hebt sie ein wenig aus dem Spiel über dieses. Frau Devrient plagt sich mit dem Text einer humorlosen humoristischen Mama, Herr Emmerich Reimers erfüllt diskret seine Aufgabe, die Unterhaltung hie und da leicht zu stören, Herr Moser spielt den alten Proletarier in sauberster Volksstück-Manier, Herrn Huber habe ich schon besser gelaunt gesehen, Herrn Höbling noch selten einer Rolle so gewachsen wie der des Bill, des primitiven Muskelmenschen. Die Figur, strotzend von Unechtheit, verrät ihres Dichters Schwäche als Gestalter. Was sie, im Rohen wie im Sentimentalen, sagt und tut und läßt, riecht nach odeur de peuple, wie ihn die literarische Koch-

schule herstellt. Ein Unnaturbursch. Überaus appetitlich sieht im Burgtheater die Fabrik des Kanonenmachers aus, zum Anbeißen. Hier ist der Kohlenruß den Lungen gewiß bekömmlich, der Rauch aus den Schornsteinen luftreinigend, und die Arbeiter gegen den Achtstundentag, weil ihnen leid ist um jede Minute, die sie nicht in solcher Fabrik sein dürfen. Die Kanone in der Mitte aber hat so was verlockend Freundliches, daß man gradezu danach verlangt, sich mustern zu lassen. Es scheint auch nur ganz natürlich, daß Miß Barbara schließlich Kanonenmachersfrau wird; wenn ich nicht irre, ist ja Barbara die Schutzheilige der Artillerie.

Amerikanische Theaterauffassung

von Rita Matthias

Vor etwa zwei Jahren kam in einem kleinen „Kunst-Theater" NewYorks, das sich selbst Experimentierbühne nennt, Strindbergs ‚Gespenstersonate' zur Aufführung. Der Dichter wäre kaum unzufrieden gewesen. Die Gestalten seines Dramas trugen zum Teil feste Pappmasken, was ihre Typenhaftigkeit noch steigerte. „Die Milchmagd" eine ganz weiße, unheimlich leuchtende Maske; die Köchin eine fratzenartige Halbmaske; die Mumie keine Maske, dafür aber eine grüne Haut, die sie einem Papagei ähnlich machte. Es war eine durchaus ernst zu nehmende Theaterleistung.

Presse und Publikum waren beide unglücklich. Das Publikum, weil das Alles recht traurig und quälend und weil ja doch gar nicht bekannt gewesen war, daß im armen alten Europa das Leben so aussähe. Die Presse, weil sie nicht recht wußte, was sie dazu sagen sollte. Namhafte Künstler spielten, als wüßten sie, worum es sich handle. Eine der Witwen des Dichters war anwesend und sichtlich ergriffen.

In einer der größten und meistgelesenen Tageszeitungen NewYorks schrieb ein sehr bekannter Kritiker: „Es ist furchtbar, wenn man bedenkt, was im Leben dort drüben Alles zu einer Tragödie werden kann. Wir hier wissen, daß es tragisch ist, wenn die Köchin geht; aber eine Tragödie darin zu ererblicken, daß die Köchin nicht geht — dafür fehlt uns das Verständnis."

*

Vor wenigen Wochen führte die ‚Theatre Guild' Werfels ‚Bocksgesang' auf. Die ‚Theatre Guild' ist eine Organisation, die trotz ihrer vielen Kassenerfolge in den letzten Jahren gern ab und zu ihr durch Abonnements festgenageltes Publikum an die Zeiten erinnert, wo sie arm war und nur Kunst machte. Die ‚Theatre Guild' vermittelt also dem amerikanischen Publikum gern europäische Kunst.

In der Premiere von ‚Bocksgesang' war ein Elitepublikum. Auch das fühlte sich unglücklich. So sähe doch das Leben nicht aus. Warum serviere man ihnen Philosophie, anstatt ein Drama zu spielen? Seien sie denn nicht im Theater? Oder solle „Kultur" etwa heißen, daß es genierlich sei, sich im Theater zu amüsieren, zu unterhalten oder zu zerstreuen? Und

dann: was als Philosophie dort oben auf der Bühne herumspazierte, stimmte das denn auch wirklich? Gott, war das anstrengend — und wohin führte es denn? Lohnte sich denn die Mühe?

Ein Glück, daß im Winter vorher die Russen dagewesen waren, wo man gelernt hatte, im Theater still zu sitzen, ohne etwas zu verstehen.

Eine junge Dame flüsterte einem bekannten Kritiker beim ‚Bocksgesang' ins Ohr: „Wunderschön, nicht? Nur schade, daß sie englisch sprechen. Man vermißt doch die fremde Sprache sehr."

*

Hier von „Naivität" zu reden und die Achseln zu zucken, bewiese geringe Einsicht. Damit ist es nicht getan. Ein Unverständnis aus Dummheit oder Unbildung, wie man so oft sagt, liegt hier nicht vor.

Der Amerikaner hört seit Jahren — besonders seit dem Kriege — von einer europäischen Kultur, die hoch über der seinen stehe, von einem europäischen Theater, das viel weiter als seines sei. Er ist Kind genug, um lernbegierig zu sein. Mit ehrfurchtsvoller Erwartung geht er in das Theater, wo ihm etwas Neues von „drüben" geboten werden soll. Und was geschieht? Er wird verwirrt und gequält. Klar wird ihm nur etwas gemacht: daß er sich schämen soll, je geglaubt zu haben, man dürfe sich im Theater freuen. Überdies verlangt man von ihm, er solle seinen Humor ganz zuhause lassen.

Und das geht eben nicht.

*

Der amerikanische Theaterbesucher gibt treuherzig zu, daß er von all dem tödlichen Ernst nichts mitempfunden und noch weniger begriffen hat. Wenn eine so drückende und trübe Lebensverneinung am Platze und das Dasein für viele Menschen wirklich eine so hoffnungslose Angelegenheit ist, dann sollte man ihnen auf irgendeine Weise behilflich sein: Sanatorien bauen oder ein Wohltätigkeitsfest veranstalten. Aber um Gottes willen: was hat das mit Theater zu tun?

Denn soll das Theater nicht ein Ort sein, wo man Klang, Bewegung und Farbe freudig erlebt? Wo man eine Geschichte erzählt oder zur Not — nicht allzu oft — ein Problem verständlich vorgesetzt bekommt? Aber dieses Wirrwarr von unverständlicher Symbolik und undramatisierter Philosophie — das soll Theater sein?

Never in all the world!

*

Es handelt sich hier vielleicht um einen jener Rassenunterschiede, die schwer überbrückbar sind. Aber mit dem Wort „naiv" ist man einer Verständigung keineswegs nähergerückt.

Und um eine Verständigung handelt sichs doch. Denn noch weit mehr, als Amerika europäisiert wird, wird Europa amerikanisiert.

Ich sage nichts über Jazz und dessen Einfluß auf die „ernste" deutsche Musik. Oder über den Film. Oder über den Bubikopf.

Aber die amerikanischen Theaterstücke kommen herüber. Immer mehr und mehr. Trotz aller Proteste. Und sie gefallen. Und machen Freude — wie naiv! — und werden am Ende die Theaterdirektoren doch noch retten.

Was nützt es da, gegen sie mit Unverständnis anzukämpfen?

*

Der deutsche Kritiker zuckt die Achseln und schreibt leutselig von einem amerikanischen Stück nach dem andern, es sei „gut gemacht". Mit diesem verdammenden Urteil von oben herab glaubt er das Stück erledigt zu haben.

Ich frage mich, warum das ein Tadel sein soll. Warum ist ein Theaterstück besser, wenn es nicht gut gemacht ist?

Der deutsche Kritiker sagt: naiv.

Er meint: unerotisch. Offenbar verwechselt er die beiden Begriffe. Aber ist denn wirklich Alles, was unerotisch ist, naiv?

Es gibt auch erotische amerikanische Stücke. Aber der Amerikaner befaßt sich nicht ausschließlich mit diesem einen — vielleicht überwältigenden — Problem. Man muß ihm das verzeihen: er ist ja noch so jung und gesund.

*

Prüderie? Nicht das allein. Es ist bestimmt nicht Prüderie, wenn er gewisse überdeutliche moderne deutsche Stücke verwirft, wenn er sie gar nicht zur Aufführung kommen läßt.

Es gibt eben Selbstverständlichkeiten im Leben, von denen man nicht so viel Aufhebens macht. Muß man austreten, so tut man es eben. Man spricht nicht davon. Der Amerikaner wird auf lange Zeit hinaus nicht zu der Einsicht zu bringen sein, daß auch das ein Problem sein kann.

*

So wird in Deutschland aus Allem ein ernstes Problem.

Aus Allem. Die Revuen?

Was wird über die Berliner Revuen nicht nach jeder Premiere geschrieben! So oder so: sie sind verdammungswürdig und keine Theaterform! Ihre Tendenz . . . O Gott, sie haben eine Tendenz!

Dabei erfüllen sie nicht einmal wirklich ihre Aufgabe: Freude zu machen. Sie bewegen sich schwerfällig, und man meint ihnen eine Berechtigung zu geben, wenn man sie mit einer Handlung versieht, anstatt zu erkennen, daß man sie damit tötet. Man spricht vom „fabelhaften" Tempo, aber . . .

Wenn ich hier — immer voll Hoffnung: dieses Mal wirds was — in die Revuen gehe und einer Nummer, die ich vor zwei Jahren in NewYork gesehen habe, wiederbegegne, dann muß ich denken: „Ach, wie interessant! Mit der Zeitlupe!"

*

Die Revue also ist ein Problem. Meinetwegen. Aber ein Problem, von dessen Lösung man hier bestimmt noch weit entfernt ist, denn . . . Denn auch Charlie Chaplin ist hier . . . Tatsächlich las ich in einer Kritik über ‚Goldrausch': „Das Problem Chaplin" . . . (das selbstverständlich nicht gelöst sei). Mir wurde nicht gut.

Wenn auch Chaplin ein Problem ist, dann geb ichs auf.

Francs und Briands Sturz von Morus

Nicht überall ist üblich, die Regierung morgens früh um Sieben zu stürzen und dazu noch an einem Tage, wo der Ministerpräsident nach Genf zum Völkerbunde fahren soll. Aber wenn man von dieser französischen Nuance absieht, hatte der Sturz Briands gar nichts Absonderliches. Und wer aus der Zeitgeschichte Schicksalsdramen zu machen liebt, kann hinzufügen: Briand hat seine Niederlage selbst verschuldet, seinen Sturz wohl verdient. Daß man sich in Deutschland mehr für die Außenpolitik als für die Innenpolitik Frankreichs interessiert, ist nicht minder begreiflich, als daß das französische Parlament in einem Augenblick, wo brennende, außenpolitische Fragen nicht zu lösen sind, aber das Land in einer schweren Finanzkrise steht, erst einmal von seiner Regierung eine klare, zielbewußte und erfolgreiche Finanzpolitik verlangt.

Briand selbst versteht nichts von den Finanzen; daraus hat er nie ein Hehl gemacht. Deshalb nahm er sich, als Loucheur nicht mehr zu halten war, zum Finanzminister einen Fachmann. Herr Paul Doumer gilt seit über dreißig Jahren in der Kammer und im Senat als tüchtiger Finanzspezialist, hatte schon mehrere Male das Finanzministerium geleitet, war zwischendurch in der Privatwirtschaft tätig gewesen und saß in etlichen Aufsichtsräten. Aber er hatte, was man von französischen Finanzpolitikern nicht immer sagen kann, saubere Finger behalten und schien aus diesem Grunde vor der Öffentlichkeit ein angenehmerer Partner als Loucheur oder de Monzie. Freilich gehört Doumer auch zu jenem Typus, den man bei uns und im Ausland für spezifisch preußisch-deutsch hält, und der trotzdem in Frankreich stark vertreten ist: zu den korrekten, starrköpfigen Bürokraten, die von ihrem Konzept nicht abgehen wollen, selbst wenn dieses Konzept nur schwächlichste Handwerkerarbeit ist. Dazu hatte der schon recht greisenhafte Siebziger sich trotz oder grade wegen seiner bescheidenen Herkunft in seiner raschen Karriere, die ihn bis zur Präsidentschaftskandidatur führte, und dann im Senat einen gewissen Hochmut gegenüber den Nichtfachleuten und gegenüber dem Parlament angeeignet. Wenn er in der Kammer so von oben herab die Opposition abzufertigen suchte, hatte man manchmal den Eindruck, Herr v. Dallwitz oder einer seiner landrätlichen Kumpane stünde auf der Tribüne. Mit solchen Eigenschaften konnt man zwar sehr gut im preußischen Dreiklassenstaat regieren und allenfalls noch, wie Beispiele zeigen, in der Deutschen Republik; aber in Frankreich muß man, wenn man nicht was Besonderes zu sagen hat, auch schon anhören, was der Gegner will. Und Herr Doumer hatte nun wirklich ganz und gar nichts Besonderes zu offerieren. Was er zum Ausgleich des Defizits vorschlug, war billigste Dutzendware: Heraufschraubung einiger Konsumsteuern und, als Haupt- und Glanzstück, Erhöhung der Umsatzsteuer auf 2,5 Prozent — einen Satz, wie wir ihn selbst in Deutschland nur in der ersten Zeit nach der Stabilisierung hatten.

Die Finanzkommission der Kammer, in der die Kartellgruppe, die bürgerliche Radikalen und die Sozialisten, die Mehrheit hatte, erklärt sofort, daß dieses Projekt unannehmbar sei. Doumer verlangte Prüfung. Tage wurden vertrödelt, Wochen. Schließlich raffte sich die Kartellgruppe der Kommission zu einem Gegenprojekt auf, das zwar eine ziemlich wirre Kompilation kleiner und kleinster Einnahmeposten, aber doch schließlich besser als gar nichts war. Das Gegenprojekt kam vor die Kammer. Langsam und mit vielen schönen Reden wurde beraten. Briand, der in allen diesen Stadien Doumer willigste Gefolgschaft leistete, nutzte die Verzögerung dazu, mit den einzelnen Kammergruppen und, da diese ja in Frankreich nicht so geschlossen sind wie die Reichstagsfraktionen, mit den einzelnen Parlamentariern zu verhandeln und sie für Doumers Vorlage zu gewinnen. Vorsichtig wich er dabei jeder politischen Entscheidung aus; nur als die von sozialistischer Seite geforderte Erweiterung der Erbschaftssteuer zur Debatte stand, stellte er ohne jeden zwingenden Grund die Vertrauensfrage. Das Überraschungsmanöver gelang. Da die heiligsten Güter des Kapitals auf dem Spiel standen, bildete sich flink eine bürgerliche Einheitsfront. Auch die Mehrzahl der Radikalen sprang ab. Die Sozialisten blieben in der Minderheit. Briand und Doumer hatten zwar noch keine Steuern; aber dafür hatten sie das ohnehin schon sehr brüchige Kartell der Linken gesprengt.

Die notwendige Konsequenz wäre nun gewesen, daß die Regierung ihre Finanzvorlage auch mit einem Bürgerblock durchführte. Doumer wäre dazu sicherlich bereit gewesen, aber Briand war doch dagegen, sich ganz in die Hand der Bloc-National-Leute zu begeben, und vor Allem: die Locarno-Vorlage stand noch in der Kammer aus, und die ließ sich unmöglich mit den Herren Maginot und Bokanowsky erledigen. Es wurde also weiterlaviert. Doumer bestand auf seinem Schein und brachte seine Vorlage vor den Senat, wo sie selbstverständlich ohne Hindernisse angenommen wurde. Dann ging sie, obwohl dieses Verfahren verfassungsrechtlich höchst zweifelhaft war, abermals an die Kammer. Inzwischen hatte Briand in der Tat verstanden, Terrain auch nach links zu gewinnen und die führenden Radikalen in der Finanzkommission für Doumers Vorlage umzustimmen. Die große Mehrzahl der Radikalen erklärte sich mit einer Teil-Erhöhung der Umsatzsteuer einverstanden. Doumer drängte aufs Ganze. Die Sozialisten erklärten sofort, daß sie bei den dank der Geldentwertung sinkenden Reallöhnen eine neue Belastung des Konsums auf keinen Fall mitmachen könnten; aber Briand, der eben mit Hilfe der sozialistischen Linken seinen rauschenden Locarno-Erfolg eingeheimst hatte, gab die Hoffnung nicht auf, daß er es auch bei den Sozialisten noch schaffen würde. Es wurde vertagt und verhandelt, vertagt und verhandelt. Schließlich mußte man doch zu einem Schluß kommen. Die Proteststreiks gegen die Steuer, die antiparlamentarische Agitation in der Presse häuften sich, der Franc war trotz ständiger Interventionen der Bank von Frankreich nicht mehr zu halten — man konnte unmöglich

auf die Entscheidung bis zur Rückkehr des Ministerpräsidenten aus Genf warten.

In einer Nachtsitzung soll die Geschichte geschmissen werden. Die Ankündigung wird in der Öffentlichkeit nicht recht geglaubt. Man legt der Sache keine besondere Bedeutung bei, und es geht auch im Palais Bourbon nicht anders zu als bei andern nächtlichen Veranstaltungen. Allmählich reden sich die Deputierten in Rage. Wechselnde Abstimmungsergebnisse. Das Häuflein der bewilligten Steuern schrumpft immer mehr zusammen. Auch dies ist noch keine Überraschung. In der sechzehnten Sitzungsstunde, frühmorgens nach Sechs, steht die Entscheidung über die Erhöhung der Umsatzsteuer, den Doumerschen Zahlungsstempel, an. Herr Reibel vom Bloc National erhebt sich und erklärt, bei aller Hochschätzung des Herrn Briand könne seine Fraktion zu ihrem größten Bedauern die Vorlage nicht annehmen. Für die Sozialisten erklärt Léon Blum das Selbe. Briand sieht sich von beiden Seiten verlassen. Die lange strapaziöse Sitzung hat ihn nervös und ärgerlich gemacht: er läßts darauf ankommen. Ein letzter Appell, und damit es die Deputierten auch ernst nehmen, die Vertrauensfrage. Das Resultat: 50 Stimmen zu wenig für die Regierung.

In den deutschen Blättern hat man aus diesem letzten Akt des Trauerspiels einen Verrat der Sozialisten und womöglich einen persönlichen Verrat Léon Blums an Briand konstruieren wollen. Wer die Dinge aus der Nähe mitangesehen hat, kann diesen Vorwurf unmöglich teilen. Eher möchte man, wenn es gleich pathetisch hergehen soll, von einem Verrat Briands an der Linken sprechen. Briand, der geschickteste außenpolitische Arrangeur, hat versucht, seine diplomatischen Verhandlungsmethoden auf die innere Politik anzuwenden, um einen Interessenausgleich zwischen Rechts und Links herzustellen. Aber da er sich zu gleicher Zeit hilflos von einem unbedeutenden, greisenhaft eigensinnigem Finanztechniker gängeln ließ, konnte von einem wirklichen Interessenausgleich selbstverständlich nicht die Rede sein. So hat dieser größte Vermittlungskünstler sich schließlich vor lauter Bemühungen, einen Mittelweg zu finden, zwischen zwei Stühle gesetzt. Das Kabinett ist gestürzt. Das Defizit ist nicht gedeckt. Das Kartell ist gesprengt. Das ist das innenpolitische Ergebnis des achten Kabinetts Briand.

Von diesen Fehlschlägen ist der erste am leichtesten wiedergutzumachen. Briand selbst hat sich nach einigem Zögern bereitgefunden, abermals die Kabinettsbildung zu übernehmen. Aber das neunte Kabinett Briand sieht, mit ein paar unzuverlässigen Halblinksleuten und dem sehr fragwürdigen poincaristischen Expräsidenten der Kammer Raoul Peret als Finanzminister, dem vorigen Kabinett verzweifelt ähnlich. Nur ist es noch weiter nach rechts gerichtet. Die entschiedenen Radikalen sind hinausgedrängt, ein paar Umfallmännchen aus der Finanzkommission sind hereingenommen. Im Grunde ist die neue Regierung wie die alte: nicht Fisch und nicht Fleisch. Es wird weiter gekriselt.

Haeusser-Versammlung von Rudolf Arnheim

Das Eintrittsgeld betrug eine Mark fünfzig. Der Messias meint, man müsse sich die Wahrheit im wörtlichsten Sinne was kosten lassen: „Einer, der nichts bezahlt, kommt vielleicht nur wegen der Sensation oder um Stunk zu machen. Wer aber bezahlt hat, der wird schon den Mund halten und die Löffel aufknöpfen, damit er möglichst für hundertfünfzig Mark Wahrheit nach Hause trage." Wenn Jemand, so argumentiert Haeusser, ein geliebtes Wesen, nach dem er lechzt, etwa für eine Mark fünfzig besitzen könnte: würde er nicht freudig dursten und hungern, um das Geld aufzubringen? Also solle auch der Arbeitslose nach der haeusserlichen Wahrheit lechzen!

Beinahe hundert Leute hatten sich durch das Fegefeuer des Portemonnaies für den Rheingold-Festsaal geläutert, um dort Ruhe und Wahrheit zu finden. Sucher, Disharmonische mit kleinen Fehlern im Gesicht, ein bißchen verkniffen und verschoben, Beamte und Arbeiter und auch die blassen Jünglinge mit ausrasiertem Stirnansatz und dezent untermalten Augen. Vorwiegend aber dieser schwer beschreibbare kleinbürgerlich autodidaktische Intellektuellentyp; dieses seltsam unorganische Wissensgemenge von Volkshochschule, Urania, Vegetariertum und Kosmosbändchen, eingeklemmt in die verbogenen Koordinaten einer affektvollen Weltanschauung, in der es von verschwommenen mystischen Zusammenhängen und abgegriffenen Symbolen wimmelt.

Das tobte sich gleich in der Diskussion aus, die vor dem eigentlichen Vortrag stattfand, weil Haeusser — hinter einem grünen Rollschirm verborgen — erst seinen „erhabenen Geist" sammeln mußte, wie der Vorsitzende ergriffen bekanntgab. Im Gegensatz zu ihm waren die Zuhörer bereits mächtig in Stimmung. Da ging es lustig und inkonsequent durch einander: Berufswahl und Klassenjustiz und Wohnungsamt und ideale Forderung und Heilung der Gonorrhoe in spätestens drei Tagen. Als dann aber im Hintergrund Einer aufstand und fragte, wie Herr Haeusser Auto fahren und schöne Anzüge tragen und Zigarren rauchen könne, wo er doch das Volk erlösen wolle, und wo es doch drei Millionen Arbeitslose gebe: da wackelte der Rollschirm, und Haeusser erschien, mit einem Zigarrenstummel in der Hand. Eine große Prophetengestalt mit wallendem Bart und hoher Glatze. Er reckte den Arm aus und rief dröhnend, der Quatschkopf dort hinten habe nicht bezahlt, er habe sich bezeichnenderweise umsonst hereingeschummelt; wolle er aber nachträglich den Beutel ziehen, so sei er, der Prophet, bereit, ihn einer Antwort zu würdigen. Er sagte, auch Jesus Christus sei oft, nicht nur in Kana, zur Hochzeit eingeladen gewesen, und er hätte auch sicherlich eine Zigarre nicht ausgeschlagen. Drauf schrie Einer aus dem Publikum, so habe er sich den Erlöser nicht vorgestellt, der Vorsitzende klingelte, Haeusser bat um Ruhe, und der Herr hinten zahlte mittlerweile nach.

Allmählich aber drang Haeusser durch, und es wurde immer stiller und stiller um ihn. Denn er erwies sich als ein über-

raschend geschickter Redner, wenn auch nach dem uralten Rezept: bühnenreifes Pathos und Gassenhauerjargon abwechselnd. Kaum hatte er ein Bibelwort herausgeschmettert, so tadelte er schon wieder die Kleingläubigen, die da „den janzen Laden laufen lassen, wie er läuft", und jeder kalte Schauer, den die drohend geschüttelten Manschetten hervorgerufen hatten, wurde durch eine lokal gefärbte Pointe belohnt. Halb Kanzelredner, halb fliegender Händler, so hielt er sie Alle gefangen. Eine dicke Frau sperrte die Augen weit auf und formte jedes Wort mit den Lippen nach. Neben mir saß ein großer Mann mit Stulpenstiefeln und schrieb mit.

Was nun eigentlich der Inhalt von Haeussers Rede war, das schien für die Versammlung nicht besonders wichtig. Sondern daß da vor lauter schwankenden, unzufriedenen Menschen Einer stand, der sie führen wollte, dem sie vertrauten, der schimpfte wie sie und die Erfüllung aller ihrer unbestimmten Ideale versprach: dies beruhigende Gefühl war viel wichtiger als die Methode, womit es hervorgebracht wurde. Haeusser pries den harmonischen, freien Normalmenschen, dem die Zukunft gehöre. Solch ein normaler Mensch sei aber daran zu erkennen, daß er sich in jeder Beziehung beherrschen könne... und nun wurde die Sache auf ein Mal psychiatrisch interessant — denn woher diese sonderbare Definition? Und schnell ergab sich, daß mit diesem sehr universell aufgezogenen Gebot eigentlich nur eine recht begrenzte Beherrschung gemeint war, nämlich — Heil Freud! — die sexuelle. Die Sexualität sei das Kernproblem des Lebens und das A und O jeglicher Geistesfreiheit. Haeusser erzählte erregt von seiner Vergangenheit. Wie er als junger Student zu den Dirnen gegangen sei, und wie er dann den Entschluß gefaßt habe, dem Fleische zu entsagen, weil „er es nicht zulassen konnte, daß ihm jeder Weiberrock seinen freien Willen verwirrte". Er habe sich in Jünglingsvereinen und Baptistengemeinden herumgetrieben, aber überall habe man ihm schließlich das Geständnis des Paulus gemacht: „Wir sind allzumal Sünder." „Säue seid Ihr!", habe er gebrüllt und sei nach zwanzigjährigem Ringen endlich durch Schlafentziehung, Bergsteigen, Hungern zum Ziel gelangt. Dagegen sei Rousseau gar nichts, meinte er.

Da stand nun der große, kräftige Kerl, der vorher immerhin manches Vernünftige über Körperkultur und naturgemäße Lebensweise gesagt hatte, fürchtete sich vor den Weiberröcken und machte Propaganda für die Keuschheit. Ein trauriger Humor lag in diesem Widerspruch zwischen Äußerm und Innerm, zwischen Theorie und Praxis: darin, daß die weltumspannenden Grundsätze des Mannes nichts waren als die Projektion einer bornierten Sexualmethode auf die Lebensprobleme überhaupt; und darin, daß der verehrte Prophet der Zwanzigtausend schließlich doch nur ein Psychopath mit durchschnittlich interessanter Krankheitsgeschichte war. Wirklich keine Herkulesgestalt mit einem Christusgemüt, so wie ihn einer seiner Anhänger genannt hatte, sondern eher eine imposante Danton-Figur mir Robespierre-Moral darin — ein athletischer Wandervogel mit einem dürftigen, kranken Muckerherzchen.

Bemerkungen

Bolschewistisches Volksbegehren

Die Deutschnationale Reichstagsfraktion veröffentlicht eine Erklärung zum Volksentscheid, die an Treue, Pflicht und Dankbarkeit des rechtlichen deutschen Staatsbürgers appelliert, gegen den blinden Fürstenhaß, wider Enteignung und Rechtsbruch wettert und in der interessanten Forderung gipfelt: „Keine Unterschrift dem bolschewistischen Volksbegehren!"

Der an sich sinnlose, dennoch aufschlußreiche Imperativ läßt nur zwei Folgerungen zu.

Entweder sind Volksentscheid und gleiches Wahlrecht auf bolschewistischen Prinzipien aufgebaut, dann waren viele Wähler einst gut und dreist genug, eine Deutschnationale „Volks"-Partei von Bolschews Gnaden zu küren. Oder Demokratie und Parlament sind verkappte autokratische Organisationen, Monarchie-Ersatz oder deren Wegbereiter, die ihre Entscheidungen unabhängig vom Volkswillen ausführen und kein Mittel unversucht lassen, ihn zu sabotieren. Aber warten wir bis zu den nächsten Wahlen. Wie dann diesen, vom Wahlbuhlteufel besessenen Drehbühnenpolitikern wieder Honig von den Lippen träufeln wird, wenn es gilt, die alleinseligmachende Existenznotwendigkeit der Deutschnationalen Volks-Partei dem übrigen dummen Volke einzupauken, von dessen „bolschewistischen Instinkten" schließlich ihr Wohl und Wehe bestimmt wird.

Wir aber sagen mit Artikel 1 der Verfassung: Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Das heißt: Das Recht zum Volksentscheid ist eins der fundamentalsten Rechte der Republik.

Walter Breucker

Deutsche Spionage

Wo in einem Staate eine Armee ist, dient sie der Abwehr feindlicher Angriffe. Diese Aufgabe leichter zu lösen, bedienen sich die Staaten in Friedenszeiten der Spione, Kundschafter, Spitzel und Agenten. Auch Deutschland benötigt so etwas, zumal es in jeder Geste einen feindlichen Akt, in jedem Wort eine Bedrohung, in jeder Note eine persönliche Beleidigung erblickt. Es kann uns nun zwar höchst gleichgültig sein, ob Herr Geßler die Franzosen, Kommunisten oder revolutionären Schriftsteller bespitzeln läßt, solange solche Extravaganzen nichts kosten und bis zu einem gewissen Grade anständig bleiben. Wenn aber in frecher Offenheit für das sauer erworbene Geld der Steuerzahler spioniert wird zu einer Zeit, die von allgemeinem Friedenswillen „aus Kriegsmüdigkeit" bestimmt ist, so haben wir das Recht, Kritik zu üben.

In Stuttgart gibt es ein ‚Deutsches Auslands - Institut'. Ganz offiziell in einem mächtigen Büro, dessen Umbau 150 000 Mark gekostet hat. Der Leiter: Dr. Wanner. Der Sekretär: Dr. Wertheim. Für Außendienst: Dr. Geist, ehedem Angehöriger der ‚Eisernen Division'. Für Auskunft: Mister Moshak. Beschäftigt werden 120 Beamte, zum größten Teil ehemalige Offiziere und Stabsoffiziere. Im Ausland arbeiten 610 Vertrauensleute, Männer und Frauen meist fremder Staatsangehörigkeit. Das Büro hat Abteilungen: Werbung, Propaganda, Auskunft, Nachrichten, Archiv, Kulturhistorik und Geographie, 7000 Generalstabskarten aus allen Ländern und eine Bibliothek von 22 000 Bänden. Gelesen werden 56 ausländische und 240 deutsche Tageszeitungen. Herausgegeben eine schlechte ‚Pressekorrespondenz' und eine Monatsschrift ‚Der Auslanddeutsche', die für großdeutsche Gedanken einzutreten sich bemüht. Angeschlossen sind 19 000 aus- und inländische Vereine. Zum Schein gibt es in Deutschland 4000 Mitglieder, die je 5 Mark Jahresbeitrag zu zahlen

haben. Ehrenmitglieder und Spender fehlen nicht. Im Ehrenvorstand sitzen, unter Andern, Staatssekretär a. D. v. Hintze und Ministerpräsident a. D. Knilling. Jahresbudget: 200 000 Mark und ein Sonderetat, aufgebracht durch Mitglieder, Spenden und Regierung. Auskunft erhalten Auswanderer, Industrie, Handel, Innenministerium, Außenministerium und Wehrministerium. Außerdem werden „vertrauliche" Angelegenheiten behandelt. Im Juli 1925 sagte Dr. Wanner in geheimer Sitzung ungefähr: „Und vor Allem gebührt unser Dank den Männern und Frauen, die in selbstloser Hingabe auf fernen Posten Schwierigkeiten zu bewältigen haben, um unsre vertraulichen Fragen oft unter persönlicher Gefahr beantworten zu können." Gemeint sind die 610 „Vertrauensleute". Das ist das Institut. Hört man ins Ausland hinüber, dann bekommt dieser Verein einen häßlichen Anstrich: „Spione"; „Das deutsche Spionagebüro in Stuttgart"; „Der geheime Generalstab der deutschen Armee ist in Stuttgart"; „Die Spitzel sind Ausländer, die von dem Büro wirtschaftlich und durch kompromittierende Briefe abhängig sind". Vernimmt Deutschland das, so schimpft es über die Ungerechtigkeit der Welt oder lächelt über die „Angst" der Andern vor uns.

Das ‚Deutsche Auslands-Institut' ist jedenfalls ein feiner Verein und durchaus geeignet, an der Lösung aller „Probleme der Landesverteidigung" feste mitzuhelfen. Jener Landesverteidigung, an die Geßler und seine Trabanten „Tag und Nacht denken".

Carl Mertens

Das Europapreß-Büro

In Nummer 10 hat Fritz Wolter von der „dunkeln Finanzierung" des Europapreß-Büros gesprochen. Aber die ist keineswegs dunkel, sondern recht durchsichtig und in Journalistenkreisen bekannt. Das Europapreß-Büro ist im Kriege als eine sogenannte Umschlagstelle für „neutrale" Nachrichten von einer dem Generalkommando Frankfurt am Main nahestehenden Stelle gegründet worden. Es war zuerst hauptsächlich dazu bestimmt, Nachrichten aus der Schweiz und aus Holland zwischen diesen beiden Ländern in Austausch zu bringen, nachdem in Frankfurt am Main eine „zweckentsprechende" Bearbeitung stattgefunden hatte. Der Korrespondent in Holland war das Hollandsch Nieuws Büro, der in der Schweiz der Schweizer Preß-Telegraph. Diese „neutralen Büros", auf deren Finanzierung bei andrer Gelegenheit einmal eingegangen werden kann, und zu denen bald noch ein skandinavisches Büro mit Filialen in Kopenhagen, Christiania und Stockholm hinzutrat, gewannen dadurch eine besondere Bedeutung, daß das Hollandsch Nieuws Büro, dessen Direktor eine überaus geschickte Schaukelpolitik betrieb, sich eine eigne Vertretung in London einrichtete, also zu einer Zeit, wo die deutsche Presse in England naturgemäß keine Vertreter unterhalten konnte, direkt über die englischen Vorgänge und Stimmungen zu berichten in der Lage war, und ferner dadurch, daß es dem Schweizer Preßtelegraph trotz scharfer Angriffe gelang, Verbindungen mit der französischen Agentur Radio auszubauen und auf diese Weise sowohl „neutrale" Berichte über deutsche Vorgänge nach Frankreich zu bringen wie direkte Nachrichten aus Paris zu erhalten. Der Schweizer Preß-Telegraph arbeitete übrigens in derselben Weise auch nach Italien. Daß das Europapreß-Büro bereits damals subventioniert wurde und als Propaganda-Instrument galt, ist selbstverständlich. Als nach der Revolution das Transocean-Büro, das bekanntlich einen täglichen Funkdienst nach Übersee gibt, und dessen höchste Leitung in die Hände der alten Exzellenz Hamann gelegt wurde, eine Neuor-

ganisation erfuhr, wurden die Beziehungen zwischen dieser offiziösen Stelle und dem Europapreß-Büro immer besser. Auch die „Unterstützung" des Europapreß-Büros mit öffentlichen Mitteln wurde damals teils durch Zwischenschaltung andrer Stellen, teils sonstwie ergiebiger. Der Leiter des Europapreß-Büros war von Anfang an Herr Max Fleischer in Frankfurt am Main, der dort der langjährige Vertreter der Kölnischen Zeitung war und ist. Er spielte von jeher in der Nationalliberalen Partei eine gewisse Rolle, hat recht ausgedehnte Beziehungen zu Industriekreisen und versäumt wohl bei keinem seiner vielen Besuche in Berlin, auch Herrn Stresemann zu sprechen. Der Austauschbetrieb zwischen dem Europapreß-Büro und einer Menge ausländischer Agenturen dauert heute unverändert an, so vor Allem auch mit dem Radio-Büro in Paris, das ja bekanntlich teils offiziös ist, teils den französischen Linksparteien gemäßigter Richtung nahesteht. Das Europapreß-Büro beliefert im übrigen mit seinem ausländischen Material auch das Mirbach-Büro (von dem ein ander Mal die Rede sei). Inländische Nachrichten verbreitet es in Deutschland nicht. Sein Hauptzweck ist die „Aufklärung" im Auslande, von der und für die es lebt.

Karl Matzen

Grün oder — Rot?

„Rot zu Grün ordnen so, daß beide Farbquanten ihr höchstes Maß an Kraft, Würde, Freiheit erhalten, ist sehr viel revolutionärer, als Handgranaten oder ‚Sieg der Barrikade' malen."

Adolf Behne hat damit in Nummer 9 der ‚Weltbühne', die Kunstausstellung Wedding kritisierend, den Otto Nagel auf den Kopf getroffen. Dem ordnen sich nun Rot zu Grün vor den Augen zu Farbquanten, die, trotz höchsten Maßes an Kraft, Würde und Freiheit — innerlicher? —, ihm nur eins unbegreiflich sein lassen: warum ausgerechnet die Kunstausstellung im Warenhaus Stein der Deutschnationalen Volkspartei Veranlassung gegeben hat, einen Antrag gegen sie wegen Klassenverhetzung im Preußischen Landtag einzubringen. Die armen Bürger hauen doch immer daneben. Wie schlecht muß ihr Klasseninstinkt entwickelt sein, daß sie Zeichnungen und Bilder von George Grosz, Schlichter, Griffel, Eikmeier als revolutionär ansehen und die † † † Kunstleistungen unsrer Konstruktivisten in Rot, Grün und Lila an den Außen- und Innenfronten ihrer Villen, Geschäftshäuser, Sauf- und Luxusstätten immer öfter verwenden, anstatt die doch ganz ungefährlichen Zeichnungen von Daumier oder George Grosz an die Wände der Brutstätten ihres Fleißes in wirksamer FRESS-ko-Malerei anbringen zu lassen.

„Was sollen Arbeiten, die zusammengehalten werden nur durch das Thema Proletariat, Elend, Verzweiflung, Krankheit in dem Viertel Derer, denen inhaltlich das Alles in einer Leibhaftigkeit bekannt ist, die selbst das tollste Bild nicht übertreffen dürfte", fragt Behne und trifft sich hier in bezeichnender Übereinstimmung mit den wehleidigen Beteuerungen seiner Kollegen von den Berliner Boulevardblättern. Ja, was sollen die Arbeiten eines Schlichter und Griffel den Armen noch zu sagen haben! Warum sein Elend, sein Höhlen-Milieu ihm noch vor die Augen führen! Wärs nicht besser, Bilder seines Daseins, seiner Lebensbedingungen im K.d.W. den Bürgern vor die Augen zu führen, „sie das Elend wenigstens im gemalten Zustand sehen zu lassen"? Dann könnten sie immerhin Krokodilstränen über den Hunger ihrer Volksgenossen vergießen, an dem sie doch völlig unschuldig sind.

Herr Behne weiß selbstverständlich nicht, daß einem Menschen Klarheit über seine elende Lebenslage zu verschaffen ein revolutionärer Faktor ersten Ran-

ges ist. Ihm das Wissen über die Knechtschaft, die Unwürdigkeit, die Unmenschlichkeit seiner Situation bewußt zu machen, ist die Voraussetzung, daß er die Klassenfessel fühlt und — abschüttelt!

Sie höhnen, Herr Behne: „Sollen sie (die Besucher der Wedding-Ausstellung) mit Rührung erkennen, das es Maler gibt, die um ihre Not wissen?" Gewiß sollen sie! Aber wir verstehen — und uns beweisen, zum Beispiel, die fast monatlichen Besuche der Kriminalbeamten der Ia bei Rudolf Schlichter —, wie sehr man bemüht ist, den Arbeitern zu verheimlichen, daß sie auch unter den Künstlern (leider nur zu wenige) Kameraden haben, die mit ihnen leiden und kämpfen, anstatt den raffinierten Vergnügungsbedürfnissen einer gutzahlenden Bourgeoisie zu dienen. Die Leben, Not und Ausbeutung des Proletariats darstellen und ihm den einzigen Ausweg: den „Kampf auf der Barrikade" zeigen. Erst wenn den Menschen ihre Not zum vollen Bewußtsein gebracht ist, wird sie ihnen unerträglich. Wie stark die Fähigkeit dazu ist, wie eindringlich ein Künstler dies mit seinen Mitteln erreichen kann, nur das macht seine Bedeutung für die revolutionäre Kunst aus. „Die Freiheit führt das Volk auf die Barrikade", das Gemälde von Delacroix, ist nicht nur seiner Farbquanten wegen ein revolutionäres Kunstwerk, sondern auch seines Inhalts wegen. Inhalt und Form lassen sich in der Kunst nicht trennen, es sei denn, daß man auf den Inhalt verzichtet, daß man Kunstgewerbe „Schmücke Dein Heim" macht.

„Welche Maler sind denn die besten Kämpfer für den Sozialismus? Die besten Maler." Also Ihrer Ansicht nach die Herren Pechstein, Kandinsky, Schlemmer, Kreisel-Richter, Klee, diese Propheten einer neuen Welt, die für die Revolutionierung der Kunst doch zweifellos das Menschenmögliche getan haben? Wir sind der Ansicht, daß selbst „die kühnsten, wahrhaftigsten, logischsten Farbgedanken" nicht imstande sein werden, auch nur ein Dutzend Arbeiter gegen die Herrschaft des Kapitals in Bewegung zu setzen oder auch nur ein Gewehr zum Abfeuern zu bringen. Und etwas Andres kann ja nicht der Zweck revolutionärer Kunst sein. Vor den Sozialismus haben die Götter immer noch den — Bürgerkrieg gesetzt. Aber das Unvermeidliche zu beschleunigen, der Entwicklung Bahn zu brechen, dazu helfen die politisch-revolutionären Künstler, mögen ihre Leistungen im Einzelnen noch so bescheiden sein. Selbstverständlich: der Grad ihrer Wirkung hängt vom Können ab. Wir treten auch nicht für ein neues „Grütznertum" ein, selbst wenn es sich als „neue Gegenständlichkeit" maskiert. Aber daß der Inhalt, das „Was" doch schließlich die umwälzende Kraft besitzt, das muß sogar Behne zugeben. Was soll da das Kunstgewäsch vom „malend-arbeitenden, handelnden, seienden Was, vom gemalten Etwas"? Es heißt Farbe bekennen:

Rot — oder Grün!

Jonh Heartfield
im Auftrag der
ROTEN GRUPPE
Vereinigung kommunistischer Künstler

Alte Filme

Hans Siemsen hat hier neulich vorgeschlagen, ältere und ganz alte Filme wieder in den Spielplan aufzunehmen, und es ist völlig unbegreiflich, wie wenig Instinkt die sonst so gerissene Filmindustrie in diesem Punkt aufweist. Der Vorschlag ist gut, denn:

So viel gute neue Filme gibt es gar nicht. Ein alter Film ersten Ranges ist besser als eine Nuwoteh sechsten Ranges. Der Besitz an Filmen echter Qualität ist groß genug, um das Experiment aussichtsreich zu machen. Wenn technische Mängel vorhanden sind, die uns heute auffallen, so läßt sich das in einem Zwischentext bequem sagen.

Die Filmindustrie ist vielleicht zu jung, um heute schon historische Retrospektiven zu geben, und geschichtliche Kollegs an der demnächst zu erwartenden „Zentralstelle Deutscher Reichsverbände zur Förderung Deutscher Filmhochschulen" möchten wir gewiß nicht hören. Aber wir möchten, zum Beispiel, einmal die ersten Films sehen, die man überhaupt gemacht hat: Vater Portens Versuche mit seiner Tochter Henny, Meßter, die ersten Filme Max Macks, noch einmal den unvergeßlichen ‚Studenten von Prag', um dessentwillen Hanns Heinz Ewers manches verziehen werden wird, und so vieles Andre. Daß das amüsant sein kann, dafür einen kleinen Beweis.

Es gibt hier in Paris ein Cinéma d'avant-garde, das führt etwa die Wochenschau aus dem Jahre 1910 vor und kleine Lustspiele aus der Zeit. Und nun die Komik, der Jubel im Zuschauerraum! Was allein die Mode von gestern, die geschnürten Damen, die langen Roben, die königlich mit dem Fuß zurückgeschlagen werden — was das schon für einen Spaß macht, das muß man miterlebt haben. Welche Möglichkeit politischer Satiren! Welche Freude können uns selbst schlechte Filme bereiten, wenn sie kurz genug sind, oder wenn man sie in Ausschnitten vorführt! Mißglücktes, vom Spielplan Abgesetzes, Szenen aus alten Paradefilmen — warum nicht?

Weil wir nicht auf der Welt sind, um uns gegenseitig Vergnügen zu bereiten. Schüler Siemsen, tritt vor! Dein vorlautes Wesen veranlaßt mich, dir einen Tadelstrich einzuschreiben und deinen lieben Eltern Kenntnis von dem Vorgefallenen zu geben. Geh in die Kinos und lerne erst den Ernst des Lebens kennen. Und lies lieber in dem schönen Buch unsrer Schulbibliothek: „Zur Soziologie der Filmprobleme in deutscher Einstellung" und merk besser auf. Zu morgen wirst du mir einen Aufsatz verfertigen: „Inwieso ist die Schuld Emil Tartüffs im Walzertraum tragisch?"

Aber es ist doch schade, daß man keine alten Filme vorführt.

Peter Panter

Prophezeiungen

Der richterliche Beamte, der die Versetzung des Landgerichtsdirektors Jürgens nach Kassel verfügt hat, ohne sich pflichtgemäß über dessen Kriegsvergangenheit zu informieren, wird nicht zur Verantwortung gezogen werden.

*

Die ‚Kreuzzeitung' wird ihren Lesern niemals davon Kenntnis geben, wieviel Geld der ehemalige Kaiser bis jetzt aus der Republik gezogen hat.

*

Die Vorbereitungen zum Hochverrat, die der Heimatschutz betreibt, werden straflos bleiben; Max Hoelz wird nicht aus dem Zuchthaus entlassen werden.

*

Oberleutnant Paul Schulz wird wegen Anstiftung zum Mord weder zum Tode noch zu Zuchthaus verurteilt werden.

Kaspar Hauser

Märzwind

Der Regen peitscht, der Märzwind pfeift.
Noch ist kein Blütentraum gereift.
Trotz all der hohen Spesen.
Wie man die Zeitung auch durchflitzt,
die Nase hebt, die Ohren spitzt:
Das hat man schon gelesen!

Hier rauben sie mit Feuerwerk.
Den hetzt ein Polizeivermerk;
er legt sich zu den Toten.
Hier hat sich Einer reich saniert,
dort wird ein Demokrat blamiert.
Und Hungern ist verboten

Hier zahlt für Mord die Industrie,
dort prügelte ein Lehrgenie.
Das Land sucht einen Retter.
Hier schreit man „Nationale Tat",
dort stürmen sie ein Konsulat.
Fürwahr ein Sudelwetter!

Der Regen peitscht, der Märzwind pfeift,
und was sein wilder Atem streift,
soll fallen oder leben.
Gar Mancher fragt sich indiskret:
Wenn all der Dreck herabgeweht —
was bleibt noch oben kleben?!

Karl Schnog

Antworten

Verleger. Keiner wird euch das Recht streitig machen, mit viel schönen Reden eurer Waren Wert und Zahl zu preisen. Fragt sich nur, ob man dabei so jedes Maß der Komik überschreiten muß wie euer Kollege Eugen Diederichs im Buchhändler-Börsenblatt. Sagen und Märchen aufzufrischen, ist unbedingt löblich, und die Vergangenheit dieses Verlags bürgt dafür, daß sein Griff in die Vergangenheit deutscher Literatur und Kultur nicht danebenfaßt. Aber sich nun auf die Kanzel stellen, Zensuren austeilen, die Buchhändler beschimpfen, die nicht genug verkaufen und denen einen Orden verleihen, die genug verkaufen: das scheint mir nicht grade dem Ideal einer „deutschen Volkheit" zu entsprechen. Geht die Serie, dann heißt es: „Ein Schlaglicht auf den Geist einer Stadt, wo noch gute Rasse ist"; geht sie nicht: „Meine Proben aus der Statistik zeigen deutlich, daß die Großstädte im Verhältnis zur Kleinstadt versagen, in allererster Linie Berlin, das ja noch nie eine wirkliche Führung in geistigen Dingen besessen hat." Diederichs nennt seine Serie einen „kühnen Versuch" — aber kühn ist allein dieses unerträgliche Gemisch von Geschäft, mystischem Geschwätz und Selbstbeweihräucherung. „Was hat die Presse gemerkt? Eigentlich noch nichts! Ich will mich aber noch nicht beschweren, denn man weiß ja, wie die Rezensionen vor Weihnachten zusammengehauen werden." Diese Reklame ist es, und der Verleger verdiente es.

Rechtsfreund. Nicht bestritten wird, daß der Landgerichtsdirektor Jürgens mißliebige, ihm mißliebige Leute mit dem Uriasbrief an die Front geschickt hat. Wer sind diese Leute? Leben sie noch? Oder sind sie wirklich an Posten gestellt worden, wo sie fallen oder verwundet werden mußten? Jeder, der darauf Antwort weiß, wird gebeten, sie der ‚Weltbühne' zukommen zu lassen. Aber auch auf eine andre Frage wär' Antwort nötig. Im großen Saale des Reichsgerichts, wo während des Messerummels der Feldmarschall Hindenburg als pater Germaniae die Recht- oder Rechtssprechung dieses Landes gepriesen hat, wird augenblicklich ein Prozeß gegen Kommunisten verhandelt, dessen Voruntersuchung zum erheblichen Teil Herr Jürgens geführt hat. Was bei solchen Prozessen herauskommt, wenn untadlige Richter damit befaßt sind, ist leider bekannt. Hier war ein Zuchthäusler wochen- und monatelang gegen anständige Arbeiter tätig. Ist erträglich, daß dieser Prozeß einfach weitergeht? Ist nicht unbedingt zu verlangen, daß er abgebrochen und in das Stadium der Voruntersuchung zurückversetzt wird? Aber das freilich ist eine Frage, auf die ein Narr eine Antwort erwartet.

Menschenfreund. Die anständigen Arbeiter, die Herr Jürgens dorthin gebracht hat, wohin er seit langer Zeit gehörte, haben meist Angehörige. Die sucht der ‚Hilfsverein für notleidende Frauen und Kinder politischer Gefangener' nach Kräften zu unterstützen. Diese Kräfte reichen darum nicht aus, weil es trotz Amnestie noch immer weit über tausend politische Gefangene in Deutschland gibt. Also ... Das Postscheckkonto trägt die Nummer: Berlin 16 571.

Friedensfreund. Nummer 7 der ‚Weltbühne' hat sich mit dem ‚Reichswehr-Etat' befaßt. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Nummer ungeheures Aufsehen erregte. Schließlich ist ja auch nicht belanglos, daß zur Erhaltung von Drohnen und zur Bedrohung von Arbeitern ungezählte Millionen, von Jahr zu Jahr mehr, verschwendet werden. Stimmte irgendwas in dem Artikel nicht, so brauchte das angeschuldigte Reichswehrministerium ja nur zu berichtigen. Aber es gab da nichts zu berichtigen. Was also tat Herr Geßler? Er schickte seinen Parteifreund Rönneburg vor, und der erklärte im Plenum des Reichstags: „Die Kritik des Herrn Widerhold in der ‚Weltbühne' ist

derart verhetzend, daß sie selbst der Entente verächtlich erscheinen muß. Ich habe das Gefühl, daß eine gewisse nationale Würdelosigkeit aus solchen Aufsätzen spricht." Was aus diesen Sätzen spricht, verschweig' ich, solange jeder Reichstagsabgeordnete, aber kein Herausgeber einer Zeitschrift immun ist. Hingegen die demokratische Berliner Volks-Zeitung tut die Äußerung: „Wenn Herr Rönneburg Herrn Geßler noch übertrumpft hat in der Bekämpfung pazifistischer Organisationen, wenn er in milden, wohlgeformten Worten einige kritische Feststellungen gegenüber der Reichswehr getroffen, im übrigen aber mit dem Schwergeschütz eines nationalen Pathos gegen ‚Weltbühne', Friedensgesellschaft, und wer sonst noch pazifistischer Regungen verdächtig ist, losgegangen ist, so wird das in weitesten republikanischen Kreisen und nicht zuletzt der Demokratischen Partei starkes Befremden erregen. Wer den Vorwurf ‚nationaler Würdelosigkeit' so leicht zur Verfügung hat, der dient weder dem demokratischen noch auch nur dem liberalen Gedanken." Daß über den grauenhaften Fall des sozialdemokratischen Landesschulrats Stölzel in Braunschweig, der für zweimalige Benutzung des Amtstelephons zu Privatgesprächen acht Monate Gefängnis bekommen hat — daß über diese und viele ähnliche Schandtaten deutscher Justiz der Schlag Rönneburg sich hat öffentlich vernehmen lassen, ist bis jetzt hierorts nicht bekannt geworden.

Wiener Arbeiter-Zeitung. Du teilst am 12. März mit, daß zwei Artikel, die Rudolf Olden für die ‚Weltbühne' geschrieben hat, Herrn Alexander Weisz „als das größte literarische und moralische Genie erklären, das der Wiener Journalismus jemals hervorgebracht", und daß sie „in der Sentenz ausklingen": „Nur um den Journalismus des Landes steht es gut, wo es korrupte Journalisten gibt" — und fragst mich, ob ich, wenn in Berlin ein Cato von Eisen als Cato von Gold enthüllt würde, auch bereit wäre, ihn reinzuwaschen, Darauf habe ich dreierlei zu erwidern: 1. Rudolf Olden hat Herrn Alexander Weisz nicht so genannt, wie du zwischen Anführungsstriche setzest, sondern behauptet, „daß dieser Mann der größte Könner des Journalismus ist, den Wien, die Stadt journalistischer Talente, jemals gehabt hat". Der größte Könner des Journalismus und das größte literarische und moralische Genie des Journalismus: diese beiden Gipfel ragen doch wohl aus Ebenen, die in zwei verschiedenen geistigen Welten liegen. Bei Oldens Bezeichnung des Herrn Weisz denkt man an Blowitz und Sauerwein, bei deiner an Görres und Kürnberger. 2. Der Satz von den korrupten Journalisten, dank denen es um den Journalismus eines Landes gut stehe, ist nicht „die Sentenz", in der Rudolf Oldens beide Artikel „ausklingen", sondern ein einzelner Satz auf sieben Seiten, die, im Zusammenhang gelesen, niemals den Eindruck erwecken können, als ob Olden einen korrupten Journalismus verteidige. Diese seine sieben Seiten haben, wenn ich halbwegs deutsch verstehe, keine andre Tendenz, als der Stadt Wien, der es, wie du selbst sagst, an korrupten Journalisten nicht fehlt, auseinanderzusetzen, daß ein schamloser Räuber große Beträge wie Herr Weisz den vielen verschämten Erbettlern kleiner Beträge vorzuziehen sei, und das umso mehr, je weiter er sie an Talent überrage. 3. Was schließlich ich täte, wenn ...? Ich habe von Herrn Weisz nie eine Zeile gelesen, habe sein Blatt nie gesehen, habe von ihm zum ersten Male gehört, als er eine Affäre bekam. Aber wie es nun auch um Herrn Weisz stehe: der Fall läßt sich schon darum nicht auf Berlin übertragen, weil die korrupten Journalisten dieser Stadt durchweg talentlos sind und zwar bis zu einem Grade der Mitleidswürdigkeit, daß Polemiker, die auf ein Minimum von Satisfaktionsfähigkeit des Gegners halten, sich von vorn herein gänzlich entwaffnet fühlen.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958, Bankkonto Darmstädter u Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das Fiasko von Genf von Heinz Pol

Das Fiasko von Genf war der Sieg der Geheimdiplomatie. Eine französische Zeitung schrieb am Tage der Abreise der Delegationen, daß Bismarck mit Stresemann zufrieden sein könne. Man hätte lieber Metternich und den Wiener Kongreß zitieren sollen. Metternich, der sicherlich nicht nur mit Stresemann, sondern viel mehr noch mit Briand, Chamberlain und den Andern äußerst zufrieden gewesen wäre.

Ja: Sieg der Geheimdiplomatie. Es liegt kein Grund vor, den Schleier ängstlich über den Leichnam zu decken: die Idee, die hier liegt, starb an einem Dutzend Dolchstößen.

*

Es ist zu spät, darüber nachzugrübeln, was man in Genf hätte vermeiden oder tun sollen. Die Welt sucht jetzt nach dem Schuldigen. Und da man keinen finden wird, so wird man, weil der Mund der öffentlichen Meinung gestopft werden will, irgendeinen zum Sündenbock machen müssen.

Aber abseits von der öffentlichen Meinung gibt es die nichtöffentliche Meinung, ein Ding, von dem nur Wenige wissen. Es ist eine Geheimwissenschaft, und die paar Leute, die sie kennen, die wissen auch heute schon, daß sie der öffentlichen Meinung Sand in die Augen streuen, wenn sie ihr irgendeinen Alleinschuldigen, etwa Brasilien oder Polen, nennen.

Denn es gibt Niemand, der nicht schuldig ist. Alle haben auf dem Forum die grade Linie ihrer offenen und friedlichen Politik hingezeichnet, nachdem sie eben vorher im stillen Kämmerlein mit guten Freunden die neueste Zickzackbahn festgelegt hatten.

Es ist kein Trost, sich zu sagen: Aber es ist ja grade die Geheimdiplomatie, es sind ja grade die Vertreter des alten Stils, es ist ja grade diese Methode der Vorkriegszeit, die in Genf Schiffbruch erlitten haben. Mag sein, daß es anders gekommen wäre, wenn Jeder seine Karten offen aufgedeckt hätte. Aber daß es nicht geschehen ist, daß es nicht geschehen konnte, weil Jeder an Geheimabmachungen gebunden war — grade diese Tatsache und allein sie ist das entsetzliche Fazit von Genf:

Man hat versucht, mit längst als schädlich und schäbig anerkannten Kniffen, mit Kniffen, dank denen der Weltkrieg entstanden ist, die Welt neu zu organisieren.

Vielleicht mußte es so kommen. Denn welche Ironie der Weltgeschichte: Stresemann, Briand, Chamberlain — sie haben ihr diplomatisches ABC in der Vorkriegszeit gelernt, sie sind mit allen trüben Wassern gewaschen, in alle Sättel gerecht. Wie wollen sie, die den Krieg nicht verhindern konnten, den Frieden stabilisieren und dies mit keinen andern Mitteln als der altbewährten Verlogenheit, Doppelzüngigkeit und Hinterhältigkeit?

Alte Männer wollen eine Welt neuaufbauen: das ist der tiefste Grund für das Fiasko von Genf.

*

Die Welt wird nach dem Schuldigen suchen. Kein Zweifel: die deutsche Delegation trifft nicht die Hauptschuld. Wenn man von Hauptschuldigen überhaupt sprechen will, so sind es: erstens Briand, zweitens der große Unbekannte, der hinter Brasilien stand.

Briands Verhalten in Genf, sein Achselzucken gegenüber einer Situation, die er selbst geschaffen hatte, aber nicht mehr entwirren konnte, hat übrigens den Schein des Genies, den vor Allen wir Deutschen ihm um das graue Haupt gewoben haben, wohl endgültig verlöschen lassen. Denn wer als Politiker die Suppe, die er sich und Andern eingebrockt hat, nicht auslöffeln kann, mag ein geschickter Intrigant und ein entzückender Causeur sein: ein überragender Staatsmann ist er nicht.

O, in Genf wurden noch mehr Heiligenscheine zerstört. Auch Chamberlain sah man in der deutschen Öffentlichkeit als einen bedeutenden Politiker an. Nun, wenn Hilflosigkeit ein Beweis von Bedeutung ist, hat der englische Außenminister Anspruch auf Lob und Nachruhm. Sonst jedoch: Alte Schule, der die neue Luft nicht bekommt . . .

Aber grundfalsch wäre, auf Briands und Chamberlains Kosten Stresemann und Luther herauszustreichen. Die große Schuld des deutschen Auswärtigen Amtes besteht darin, daß es sich um die Schwierigkeiten, die in Genf zu erwarten waren, nicht beizeiten gekümmert hat. Dem deutschen Auswärtigen Amt war durchaus bekannt, daß außer Polen möglicherweise noch andre Staaten sich um einen Ratssitz bemühen würden. Aber man blieb sorglos. Man blieb auch sorglos der deutschen Öffentlichkeit gegenüber.

Kundige Leute behaupten allerdings, daß die deutsche Regierung kurz vor der Tagung über Schwedens Haltung informiert war. Ganz sicher ist jedenfalls, daß Adolf Müller, unser Schweizer Gesandte, während der ersten Genfer Tage mit Herrn Undén engste Verbindung aufrecht erhielt.

Die üblichen Tricks der alten Diplomatenschule: was gehen uns die Verabredungen Briands mit den Polen an, solange die Schweden uns damit helfen, daß sie ein striktes Veto einlegen!

Als aber die deutsche Delegation in Genf darüber aufgeklärt wurde, daß Briand den Polen sein Versprechen unmöglich brechen könne — selbst da deckte man der deutschen Öffentlichkeit noch nicht die Karten auf. Man arbeitete weiter mit Tricks: eines Tages plötzlich verbreitete WTB jene Nachricht von den Ratsansprüchen Rumäniens, die wie eine Bombe einschlug. Kein Wort war wahr.

*

Viel interessanter aber als das Alles ist die Frage nach dem großen Unbekannten, der hinter Brasilien stand. Die Einen sagen: Nordamerika, die Andern: Italien. Beides scheint richtig: sowohl Coolidge wie Mussolini scheinen ihren Druck ausgeübt zu haben.

Die Vereinigten Staaten arbeiten seit Jahren auf einen panamerikanischen Völkerbund hin. Brasilien ist nach den Vereinigten Staaten der größte Staat Amerikas (Canada würde ja zur panamerikanischen Union nicht gehören). Die USA haben also durchaus kein Interesse, daß der führende Staat Südamerikas in zu intime Berührung mit dem Genfer Völkerbund kommt. Daher muß Alles getan werden, um mit Sabotage das Ziel zu erreichen: je mehr Verwirrung in Genf, desto mehr Ekel bei den südamerikanischen Mitgliedern des Völkerbundes, bei Argentinien, Chile, Uruguay und desto leichter dann die Propaganda für eine panamerikanische Union.

Man spricht von bedeutenden wirtschaftlichen Zugeständnissen, die die USA Brasilien für seine Haltung in Genf machen mußten. Brasilien ist das größte Kaffee-Exportland . . .

Mindestens ebenso plausibel ist der Druck Italiens. Hier ist vielleicht mit etwas mehr Sentimentalität gearbeitet worden. Es gibt so hübsche Schlagworte, wie „die große lateinische Schwester" und dergleichen.

*

Man hat geglaubt, daß die Welt nach dem Scheitern Genfs furchtbar erregt und erbittert sein werde. Man sprach davon, daß es Ministerkrisen hageln würde wie nie zuvor.

Und in Wirklichkeit? Ein Tag Presse-Campagne, und schon waren die Gemüter beruhigt. Chamberlain ging nicht, Briand bekam ein exorbitantes Vertrauensvotum, Herr Mello Franco ist persona grata, und auch Luther und Stresemann brauchen nichts zu fürchten.

Das ist verwunderlich? Durchaus nicht, wenn man bedenkt, daß alle Beteiligten über dieses Ende von Genf sehr froh sind. Irgendein Opferlamm wird man schon finden. Im übrigen ist der Sommer lang und der September weit.

Niemand weiß heute, was zum Herbst in Genf geschehen wird. Vorläufig sieht es aus, als ob dann genau so unerquickliche Verhältnisse sein werden wie jetzt im März, wo man nicht mehr ein noch aus wußte, vor lauter Intrigen und Hintertüren, die nicht aufzuklinken waren.

Aber wer wird sich schon jetzt darum Sorge machen! Man hat ja fünf Monate Zeit für neue Geheimabmachungen, für neue Winkelzüge, für neue Hintertreppen.

*

Metternichs Geist lastete auf dem Hause des Völkerbunds — deshalb krachte das Haus zusammen. Man wird es nur dann wiederaufbauen können, wenn man diesen Geist weggeräuchert hat.

Es ist kaum anzunehmen, daß die Männer, die jetzt Metternichs Geist zitiert haben, ihn wieder zu bannen vermögen. Niemand kann über seinen eignen Schatten springen, und der Politiker am wenigsten kann seine Jugend, seine Erziehung, sein Milieu, die Tradition seiner Gilde verleugnen.

Was Europa und dem Völkerbund not tut, sind nicht nur neue Ideen, sondern auch neue, unbelastete Männer, die die Kraft haben, diese Ideen durchzuführen.

Das ist das wahre Problem der Gegenwart!

Der amerikanische Pazifismus von Leo Trotzki

Der amerikanische „Pazifismus" hat auf der ganzen Linie gesiegt — allerdings als Methode eines (bisher) geräuschlosen imperialistischen Räubertums und als halbmaskierte Vorbereitung zu gigantischen Zusammenstößen.

Das Wesen des amerikanischen „Pazifismus" hat seinen klarsten Ausdruck in der Washingtoner Konferenz von 1922 gefunden. In den Jahren 1919/20 fragten sich Viele, darunter auch ich: Was wird 1922/23 geschehen, wo das Flottenprogramm der Vereinigten Staaten Großbritannien die Wage halten will? Wird England seine Übermacht kampflos aufgeben? Viele, darunter wieder auch ich, hielten damals einen Krieg zwischen England und Amerika unter Beteiligung von Japan nicht für ausgeschlossen. Aber was kam heraus? Anstelle eines Krieges . . . der reinste „Pazifismus". Die Vereinigten Staaten luden England nach Washington ein und sagten: „Gestattet: wir haben nunmehr 5 Flotteneinheiten — Ihr gleichfalls; Japan soll sich an 3 Einheiten halten — ebenso Frankreich." Und England nahm an. Was hat das zu bedeuten? „Pazifismus". Aber ein Pazifismus, der seinen Willen durch ein ungeheures wirtschaftliches Übergewicht aufzwingt und sein militärisches Übergewicht für die nächste historische Periode „friedlich" vorbereitet.

Und der Dawes-Plan? Während Poincaré mit seinen Spielzeugplänchen in Mitteleuropa rumorte und das Ruhrgebiet besetzte, schauten die Amerikaner ins Fernrohr und warteten ab. Als dann der sinkende Franc und andre Unannehmlichkeiten Poincaré vom Schauplatz verscheuchten, kam der Amerikaner und kaufte sich das Recht, Deutschland zu regieren, um 800 Millionen, wovon obendrein die Hälfte England zahlte. Für diesen billigen Preis setzte die Newyorker Börse dem deutschen Volk ihren Kontrolleur auf den Nacken. „Pazifismus".

Und die Stabilisierung der Valuten? Dem Amerikaner paßt es nicht, wenn in Europa die Valuta schwankt, weil Europa dann billiger exportieren kann. Auch der Zinsendienst und die gesamte Finanzordnung leiden darunter. Wo soll man seine Kapitalien investieren? Und so zwang der Amerikaner die Deutschen und nun auch die Engländer, zur festen Valuta zurückzukehren. Lloyd George erklärte unlängst: „Jetzt kann das Pfund Sterling dem Dollar getrost ins Auge sehen". Wackerer Alter, dieser Lloyd George! Das Pfund sieht dem Dollar getrost ins Auge, weil ihm ein paar hundert Millionen geliehene Dollars den Rücken steifen.

Und Frankreich? Die französische Bourgeoisie fürchtet sich vor der Stabilisierung der Valuta. Das ist eine sehr schmerzliche Operation. Aber der Amerikaner erklärt: „sonst gebe ich keine Anleihen mehr" und fordert überdies die Entwaffnung Fankreichs, damit es seine Schulden bezahlen könne. Reinster Pazifismus. Entwaffnung, Valuta-Stabilisierung — was will man mehr? Und Amerika schickt sich an, Frankreich „friedlich" auf die Knien zu zwingen.

Mit England ist die Frage der Goldparität und der Schulden bereits geregelt. England zahlt den Vereinigten Staaten, wenn ich nicht irre, ungefähr 300 Millionen Rubel im Jahr. Dafür wurde es zum amerikanischen Gerichtsvollzieher in der europäischen Provinz ernannt mit dem Auftrag, die Rückstände der europäischen Völker einzutreiben und an die Vereinigten Staaten abzuliefern. Welch pazifistische und friedliche Organisation: auf Grund der Verpflichtungen an Amerika werden wechselseitige Finanzbeziehungen zwischen Völkern Europas unter der Aufsicht des Mustersteuerzahlers Großbritannien organisiert! Das ist die Grundlage für die gesamte europäische Politik Amerikas. Deutschland zahlt an Frankreich, Italien an England, Frankreich an England; Rußland, Deutschland, Frankreich und England zahlen alle an mich, an Amerika! Diese Verschuldungshierarchie ist eine der Grundlagen des amerikanischen Pazifismus.

Der Weltkampf zwischen England und Amerika um das Petroleum hat bereits in Mexiko, in Persien und der Türkei zu revolutionären Erschütterungen und kriegerischen Konflikten geführt. Aber möglicherweise werden uns morgen die Zeitungen melden, daß zwischen England und Amerika eine friedliche Zusammenarbeit auf diesem Gebiet festgelegt worden sei. Was bedeutet das dann? Das bedeutet: eine Washingtoner Petroleumkonferenz, mit andern Worten: England nimmt mit einem bescheidenern Petroleumanteil fürlieb! Wiederum 96prozentiger Pazifismus.

Sehr interessant ist auch die Rohstoffrage. Eine Menge Dinge, die uns, den Vereinigten Staaten, abgehen, besitzen die Andern. Die amerikanischen Zeitungen brachten unlängst eine Rohstoffkarte des Erdballs. Die europäischen Pygmäen beunruhigen sich über Albanien, Bulgarien, irgendwelche Korridore und so was. Die Amerikaner denken nur noch in Kontinenten, was das Geographiestudium erleichtert und vor Allem dem Piratentum den richtigen Schwung gibt. Also die amerikanischen Zeitungen brachten eine Wirtschaftskarte des Erdballs mit zehn schwarzen Flecken, zehn großen Lücken in der Rohstoffwirtschaft der Vereinigten Staaten: Kautschuk, Kaffee, Salpeter, Zinn, Pottasche, Hanf und noch einige weniger wichtige Rohstoffe, auf die — o Schreck — nicht die Vereinigten Staaten, sondern andre Länder das Monopol haben . . . Stellt euch das arme Amerika vor, wie es von allen Seiten ausgebeutet wird! Alles ist so monopolisiert, daß der gute amerikanische Milliardär weder ruhig Auto fahren noch ordentlich Kaffee trinken kann, daß er sich nicht einmal an einer guten Schlinge aufhängen oder sich auch nur einfach eine Bleikugel in den Schädel schließen kann — nichts dergleichen: von allen Seiten wird er ausgebeutet! Am besten legt er sich noch bei Lebzeiten in sein standardisiertes Grab. Und darüber hat Mister Hoover einen Artikel geschrieben, und was für einen! Er besteht aus 29 Fragen, ich habe sie nachgezählt. Eine besser als die andre! Alle mit einer Spitze gegen England: ob es gut sei, sich an übertriebenen Preisen zu bereichern? Und wenn nicht: ob dann nicht etwa Erbitterung zwischen den Nationen

entstehen könne? Und ob dann eine Regierung nicht verpflichtet sei, sich einzumischen? Und ob das nicht schwerwiegende Folgen haben könne?

Eine englische Zeitung schrieb dazu mehr offenherzig als liebenswürdig: Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. Ich würde mich allerdings nie unterfangen, anzunehmen, daß ein Narr auf einem so verantwortlichen Posten stehe. Aber selbst wenn dem so wäre, stützt Mister Hoover sich eben auf den gigantischen Apparat des amerikanischen Kapitals, das heißt: er braucht keinen Verstand — für ihn denkt die bürgerliche „Staatsmaschine". Und auf seine 29 Fragen hin, von denen eine jede Mister Baldwin wie ein Pistolenschuß in die Ohren klang, wurde der Kautschuk mit einem Mal billiger, was für die Weltlage mehr besagt als — ach, als was nicht Alles! Das ist der amerikanische Pazifismus in der Praxis.

Das Recht des Fremden von Ignaz Wrobel

Der Fremde in Europa ist rechtlos.

Die Staaten, verschuldet, ausgehalten, geduldet von der Hochfinanz und vom heimischen Unternehmertum, in ihrer Existenz nur möglich durch Zollbarrieren, die heimische Industrien vor dem verdienten Untergang bewahren, die Staaten, deren Grenzen keine Rassen umschließen, ja, nicht einmal mehr feste Wirtschaftsgebiete — die Staaten spielen gern: mittelalterliche Burg, Vaterland, Heimat. Und weil die Autorität zuhause nicht weit reicht, weil der Bauer keine Steuern bezahlt und der Grubenbesitzer nicht pariert, sondern parieren läßt, deshalb regiert sichs so schön auf wehrlosen Individuen herum, auf den einzigen, die nicht mit einem Fußtritt antworten, wenn die „höchste Gewalt" regierend eingreift. Hier fühlt sich der Staat. Das arme Luder will auch einmal wissen, wie das tut: etwas durchsetzen. Und da hats der Fremde nicht leicht.

Vergnügungsreisende werden im Allgemeinen nur schikaniert, aber nicht ernsthaft bedroht, besonders nicht, wenn sie den besser gekleideten Ständen angehören. Abgesehen von den Flapsigkeiten der Polizeistuben, von den Rüpeleien der Zollbeamten, läßt man sie von dieser Seite her ungeschoren, das Übrige besorgen später die Hoteliers. Nur Amerika vergreift sich auch an harmlosen Besuchern, die nichts wollen als Geld ausgeben: die ganze Dummdreistigkeit geschäftetreibender Kleinbürger liegt in seinem System, zu moralischer Überwachung pappene Gesetzestafeln aufzurichten, hinter denen Einer geschobenen Whisky trinkt.

Bei Auswanderern liegt die Sache anders.

Das kapitalistische System handelt folgerichtig, wenn es neben den Waren auch den freien Verkehr menschlicher Arbeitskräfte verhindert, der ja alle Staatssysteme im Nu ins Wanken brächte. Durchbrochen wird dieser Grundsatz nur mit Genehmigung von herrschenden Klassen: so haben die deutschen Grundbesitzer das Recht, die Arbeitslöhne durch die

Einfuhr polnischer Arbeiter zu drücken; in diesen Kreisen wird dann gern von „Landflucht des deutschen Arbeiters" gesprochen. Was richtig ist: der Arbeiter flieht Schweinekoben, Schweinefraß und schweinische Behandlung.

Die Komik moderner Staaten offenbart sich am klarsten in der Heidenangst vor reisenden Kommunisten. Die politische Situation ist einfach: fährt Frau Zetkin nach Frankreich, um dort Propaganda gegen den Marokko-Krieg zu treiben, so ist sie ein Feind des französischen Staates, und der wehrt sich. Das ist sein gutes Recht. Der Fall liegt selbstverständlich gleich in allen Ländern. Und nicht gegen die Ausweisungen, Auslieferungen, Vertreibungen, Maßregelungen wende ich mich, sondern gegen zwei andre Dinge.

Zunächst gegen ihren Modus.

Der Fremde ist rechtlos, weil es in keinem „zivilisierten" Staat ein kontradiktorisches Verfahren, ja überhaupt eine Rechtsordnung für Ausweisungen gibt. Wehrlos jeder Denunziation preisgegeben, vollständig in der Hand untergeordneter Polizeiorgane von meistens höchst zweifelhaftem Wert, weiß der Fremde gewöhnlich nicht einmal, weshalb er denn ausgewiesen wird. Neben der großen Zahl begreiflicher Fälle, wo überführte Verbrecher, Mittellose, Landstreicher ausgewiesen werden, die sonst der fremden Armenpflege zur Last fielen, liegen jene Zehntausende von Fällen, die jede Schutzorganisation, jede Liga für Menschenrechte kennt.

Klatsch der Nachbarn; böswillige Mißverständnisse; anonyme Anzeige — kein Ding ist zu dumm, als daß die Polizei nicht freudig danach griffe. Sie wird selten von oben korrigiert. Sieht man von den Bestechungsfällen ab, von denen wir in Deutschland genugsam unterrichtet sind, so bleibt die völlige Verständnislosigkeit dieser obern Stellen, ihre sture Dumpfheit, ihr schlechter Wille, sich überhaupt in die Einzelheiten zu versenken. Nichts hilft: zehn Jahre Aufenthalt nicht, keine ehrliche Arbeit, kein neu begründeter Hausstand — es ist ein „Fremder", und er muß hinaus.

In Deutschland, wie in manchen andern Staaten, greift dieses empörende System auch noch auf die Rechtsprechung über —: man muß erlebt haben, wie Kleinbürger im Talar in Moabit das „Ausland" erziehen, das ihnen da vorgeführt wird. „Wir sind hier in Deutschland, und Sie haben sich ..." Wobei auch sieben Semester Jura und die Ausbildungszeit als Referendar noch nicht die Erkenntnis ermöglicht haben, daß im Hydepark die Leute nicht nackt herumlaufen, und daß selbst in Kowno, Bukarest und Konstantinopel wenig Kinder gefressen werden.

Denn stramm sind Alle der Meinung: der „Fremde" ist ein Fremder.

Waren werden ausgetauscht und haben die Welt so mechanisiert, daß Einer, der vom Mond herunterfiele, zunächst nicht sagen könnte, wo er ist: Straßenbahnen, Kino, Presse, Gilette-klingen und Whiskyplakate sind überall gleich, uniformiert von der für Alle gültigen Produktion. Das hindert sie nicht, immer noch zu glauben, der Fremde bemale sich seinen Körper mit

wilden Farben, säße nachts auf den Bäumen und fletsche grimmig die Zähne, man kann sich Alles von ihm gewärtigen. Und so pauken sie denn munter auf ihm herum, mit dem Horizont von Tal-Bewohnern, die nicht über die Berge zu blicken vermögen, und sind wer weiß wie stolz, wenn sie die Gnade haben, sein Geld zu nehmen.

Manchmal nehmen sie auch das nicht einmal.

Und zwar dann nicht, wenn, zweitens, der Kommunist zu Besuch kommt. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß bekannte kommunistische Führer heute in Europa behandelt werden wie Sträflinge, selbst wenn sie nicht im fremden Land politisch tätig sind. Die Komödie der Paßverweigerungen, der Verhaftungen, der Ausweisungen läßt sich nicht beschreiben. In die wahnwitzige Angst schlechter Gewissen mischt sich ein Pomp, ein Pathos, eine gereckte Würde des Staats, die man diesem armseligen Popanz gar nicht zutraut, wenn man ihn nur kennt, wie er vor den Banken kuscht. Hier ist er Mann, hier darf ers sein! Und er ists.

Was dabei so besonders widerwärtig wirkt, ist die unaufhörliche Beteuerung aller dieser Länder, daß und wie demokratisch sie seien. Sie sind für Preßfreiheit — und sehen zu, wie sich die Presse in den Händen der Wirtschaftskonzerne befindet. Sie sind für politische Freiheit — und unterdrücken jede Betätigung, die ihnen auch nur gefährlich erscheint.

Und nicht, daß sies tun, ist das Niedrige. Daß sie nicht den Mut haben, es einzugestehen, richtet sie.

Wie die Erde zu wandeln ist, steht dahin. Ob wir eine Sowjet-Internationale haben werden, die auch in der Produktion jedes Land möglichst unabhängig vom andern erhalten will — das ist zu diskutieren. Was aber gar nicht zu diskutieren ist, das ist der augenblickliche Zustand eines halbinternationalen Kapitalismus, der de facto die Grenzen verwischt und sie lächerlich macht und willkürlich — aber mit allen Kräften den kleinbürgerlichen Instinkt, der ja seiner Zeit immer nachgeht, unterstützt, als hätten wir noch ein „Vaterland" mit dicken Mauern.

Keine Gemeinde ist mehr Herr auf ihren Wiesen. Verschuldet bei amerikanischen Bankiers, die Fabriken verpfändet und im Besitz von Menschen, die das Land und seine Produktion niemals gesehen haben und es auch nicht zu sehen brauchen, weil der Besitz durch die Aktien mobil geworden ist; geknechtet und verprügelt an allen Börsen, ein Spielball jeder Industrie —: so spielen sie Heimat. Das unfreiste aller Wesen veranstaltet einen Karneval, Saturnalien, wo sich auch der letzte Sklave noch für frei hält. Ein Bürgerspaß.

Aber ein trauriger für die Opfer.

Im Kriege haben sich die Staaten benommen wie die Räuber; die Enteignungen von Privatvermögen, der Ruin Hunderttausender von Existenzen durch gemeinen Vertrauensbruch um des Passes willen ist heute noch nicht gut gemacht. England voran — die Prozesse hageln. Was die Deutsche Republik von den fremden Staaten zurückbekommen hat, wird in voller Höhe auf das Reparationsguthaben abgeschrieben; das Reich behält

die Summen und zahlt den unschuldigsten Kriegsopfern ein paar Pfennige. Ein gutes und nationales Geschäft.

Im Frieden siehts ähnlich aus, solange man unterhalb einer gewissen Vermögens- und Einkommensgrenze bleibt. Darüber hinaus gilt plötzlich Alles nicht mehr: Gesetze, Verfügungen, Sperren neigen sich, fallen matt zu Boden. Der Weg ist frei. Und ich bin neugierig, was geschähe, wenn ein sehr reicher Kommunist als Fremder aufträte...

Es gibt kein Asylrecht, keine Freiheit, keine Sauberkeit für den Fremden. Er sitzt auf dem Pulverfaß und darf warten, bis etwas knistert. Fliegt er in die Luft, werden die Erben eingesperrt: wegen Abhaltens einer öffentlichen Lustbarkeit ohne behördliche Genehmigung. Und diesen Taumeltanz tanzen sie Alle mit: die großen Staaten und die kleinen, die Schweiz, die nordischen Staaten, Finnland — Alle.

Da hats dann vielleicht eines Tages der Fremde satt. Angewidert von den Parlamentsphrasen, in denen rundliche Minister über Grundsätze schwätzen, die sie im Ernst niemals anwenden, die Anarchie zwischen diesen künstlichen Gebilden, denen sie vorstehen, künstlich verhüllend; gelangweilt durch die trübe Phantasielosigkeit seiner Quäler, kehrt der Fremde nach Hause zurück. In die Heimat, in die Heimat...

Und tritt hier in Dienst, verdient sich sein Brot, merkt, daß Alles, Alles genau das Selbe ist wie draußen, läßt die Arme sinken und sieht sich um.

Ein Fremder.

Was brauchen wir —? von Theobald Tiger

Als falsche Extrablätter riefen,
da traten wir in Reihen an;
und schrieben nur in Feldpostbriefen,
was man doch laut nicht sagen kann.
Gewiß, wir waren Sozialisten
(nach innen); in den Kompagnien
gabs keine bessern Infanteristen —
Aus Disziplin.

Als Noskes Lümmel Blut vergossen,
da schwenkten wir in Reihen ein;
gewiß: da lagen die Genossen —
wir drohten tapfer übern Rhein.
Wenn sie den Klassenkampf verpfuschten,
auf ihren Sesseln in Berlin —:
dann hielten wir das Maul und kuschten
aus Disziplin.

Hat Vater Ebert uns verraten,
hat Onkel Hörsing falschen Tritt,
sind wir von Richtern und Soldaten
zerstampft —
wir machen immer mit.
So werden wir nach dreißig Jahren,
besiegt, blamiert, verhaun, verschrien,
getreulich in die Grube fahren.
Aus Disziplin.
Aus Disziplin.

Der Kampf um Syrien von Joseph Friedfeld

I.

Die Entstehung einer syrischen Nation

Als die seltsame, begabte und gebietende Lady Stanhope, die Nichte William Pitts, sich 1814 im Libanon niederließ, war Syrien ein dem Europäer unbekanntes, mittelalterliches Land unter kriegerischen Feudalfürsten, deren Abhängigkeit von der Pforte rein nominell war. Lady Stanhope, die den benachbarten Drusenstämmen als eine Art Prophetin galt, erlebte noch die Ankunft jenes Mannes in Syrien, der für das Land den Anbruch einer neuen Zeit bedeutete. Der kluge und fähige Pascha Aegyptens, Mehemmed Ali, hielt Syrien von 1831 bis 1840 besetzt. Diese neun Jahre brachten die Errichtung einer modernen zentralisierten Staatsgewalt und Verwaltung in Syrien und legten den Grund zur Schaffung einer syrischen Nation anstelle einander befehdender lokaler Stämme und Häuptlinge — einer Nation, die mit Europa in Berührung zu kommen und Europäer zur Einreise zu ermutigen wünschte. Als Mehemmed Alis Sohn Ibrahim Syrien verlassen mußte, hinterließ er den Türken einen geordneten Staat, den europäischen Mächten aber das Gelüste, sich in Syriens Angelegenheiten einzumischen. In den Kämpfen, die in den folgenden Jahren zwischen den christlichen Maroniten und der eigentümlichen, dem Islam entsprungenen Sekte der Drusen im Libanon ausbrachen, stand Frankreich auf Seite der Maroniten, England auf Seite der Drusen. Die Errichtung eines autonomen Distrikts im Libanon unter dem Protektorat der europäischen Mächte schuf Frieden in den Bergen. Das übrige Syrien stand unter geregelter türkischer Verwaltung; nur die unbezwingbaren Drusen des Hauran-Gebirges genossen Autonomie unter einem Gouverneur aus dem einheimischen Fürstengeschlecht der Atrasch und waren von Steuerleistung und Militärdienst befreit.

Die Jahre zwischen 1860 und 1880 bedeuteten für Syrien das erste noch schüchterne Erwachen einer nationalen Bewegung und einer kulturellen arabischen Renaissance und den Beginn eines engern Kontakts der Syrer mit der europäischen Moderne und ihren politischen und sozialen Idealen. Es waren insbesondere amerikanische Missionare, die die modernen Gedanken einer fortschrittlichen Demokratie der syrischen Jugend vermittelten und im Jahre 1868 eine medizinische Fakultät in Beirut gründeten. In Verbindung mit der amerikanischen Mission stand auch Boutros el Bustani, ein gelehrter Maronite, der die erste nationale Schule in Syrien gründete und die erste nationale Zeitschrift herausgab. Butros und sein Kreis schufen als Erste eine moderne arabische Kultur, weckten die Erinnerungen an die alte Dichtkunst und Literatur, gaben eine große arabische Enzyklopädie der Wissenschaften heraus, übersetzten Homer und andre fremde Klassiker. Im Jahre 1875 gründeten französische Jesuiten eine Universität in Beirut, die auch über eine eigne große Druckerei verfügte

und wissenschaftlich an der Erforschung der arabischen Kultur arbeitete. Diese Bewegungen waren vorläufig auf die christliche Bevölkerung Syriens beschränkt, erfaßten aber Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch die Mohammedaner. Zur gleichen Zeit wurden die ersten Schritte auf dem Gebiet der Frauenemanzipation gemacht. 1893 wurde die erste Frauenzeitung in arabischer Sprache begründet, und im Jahre 1910 zählte man deren bereits fünfzehn. So traf die jungtürkische Revolution von 1908 in Syrien einen vorbereiteten Boden.

Wie überall erzeugte die Revolution auch in Syrien einen grenzenlosen Enthusiasmus in der Jugend, die Erwartung einer neuen Zeit und die Verbrüderung der christlichen und mohammedanischen Elemente. Bald aber sollte die Ernüchterung folgen. Die Jungtürken betrieben eine rücksichtslose Ottomanisierungspolitik, freilich ohne den verbindenden religiösen Gedanken des Islams zu pflegen, wie es Abdul Hamid getan hatte. Das erwachte Nationalbewußtsein der Araber wehrte sich gegen die Turkifizierung. Die Syrer verlangten eine weitgehende Dezentralisation des Reiches, die Verwendung von Landeskindern in der Beamtenschaft mit Ausnahme der höchsten Stellen und die Einführung der arabischen Sprache in Amt, Schule und Gericht. An eine Lostrennung vom türkischen Reiche dachten nur Wenige. Arabische Klubs und Komitees bildeten sich in Syrien, in Aegypten und in Paris. Immer deutlicher entwickelte sich ein arabisches und mehr noch ein syrisches Nationalbewußtsein, dankbar für die Anregungen, die es von Europa empfing, aber entschlossen, sich nicht von Europa assimilieren zu lassen, sondern seine eigne unabhängige Form zu finden.

Als der Weltkrieg kam, war die öffentliche Meinung Syriens geteilt. Einige, insbesondere die Maroniten, wünschten ein unabhängiges Syrien mit Frankreichs Beistand, viele ein unabhängiges Syrien ohne jede europäische Einmischung, andre wieder dachten daran, mit dem ehrgeizigen Scherifen von Mekka zusammenzugehen, der bereits 1913 mit den Engländern zu verhandeln begann, um von den Türken unabhängig zu werden und ein arabisches Reich wiederherzustellen. Die Geheimverträge unter den Mächten über die Teilung des türkischen Reiches wiesen nach mancherlei Schwankungen Syrien der französischen Einflußsphäre zu, wobei die Küste und der Libanon direkt Frankreich unterstellt, im Innern des Landes aber ein arabisches Königreich errichtet werden sollte. Während des Krieges betrachteten die Franzosen Syrien als französisches Land, ähnlich wie Elsaß-Lothringen, und ergingen sich in Abhandlungen über das Verlangen der Syrer, mit der französischen Mutter vereinigt zu werden. Unterdessen waren arabische Truppen unter Führung der Söhne des Scherifen von Mekka, der König des Hedschas geworden war, mit den verbündeten Armeen, die in Syrien fochten, tätig. Als Djemal Pascha am 30. September 1918 Damaskus verließ, wurden die scherifidischen Fahnen gehißt, und am 1. Oktober zog Feisal, der Sohn des Königs von Hedschas, in Damaskus ein, von den Syrern stürmisch als Befreier des Landes begrüßt.

Der Wunsch der Bevölkerung ging fast einmütig auf volle Unabhängigkeit des Landes. Nur kleine Gruppen libanesischer Christen und das Pariser Syrische Komitee sprachen sich für ein französisches Mandat über Syrien aus. Die Amerikaner entsandten von Versailles unter Führung Cranes eine Kommission nach Syrien, um die Wünsche der Bevölkerung festzustellen. Frankreich und England sollten sich an dieser Kommission beteiligen, lehnten aber ab. Das Ergebnis der Untersuchung durch die Kommission war, daß die Bewohner Syriens ihre volle Unabhängigkeit begehrten; müßte aber für vorübergehende Zeit ein Mandat beschlossen werden, so verlangten sie in erster Reihe ein amerikanisches, in zweiter Reihe ein englisches Mandat. Mit geringen Ausnahmen sprachen sich Alle mit der größten Entschiedenheit gegen ein französisches Mandat aus.

Die Friedenskonferenz beschloß anders. Die Franzosen besetzten das Küstengebiet. Im Innern hielt sich Feisal. Am 20. Juni 1919 trat ein syrischer Nationalkongreß in Damaskus zusammen und verlangte die sofortige und völlige Unabhängigkeit Syriens ohne Schutz oder Vormundschaft als eine konstitutionelle Monarchie unter Feisal. Sie zeigten sich bereit, amerikanische oder englische Ratgeber anzunehmen, wenn dies ohne Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit geschehe. Am 8. März 1920 erklärt der Kongreß Syrien für unabhängig und Feisal I. zum König. Dies beschleunigt den offenen Konflikt zwischen ihm und den Franzosen. Der Kongreß arbeitet die Verfassung des unabhängigen Syrien aus, die am 3. Juli 1920 verkündet wird. Die Verfassung ist demokratisch, das Parlament die oberste gesetzgebende Gewalt, die darin auch über dem König steht. Jeder Bürger über zwanzig Jahre hat das aktive Wahlrecht. Aber zur Verwirklichung dieser Verfassung kam es nie. Am 14. Juli übersandte General Gouraud ein Ultimatum an Feisal, das dieser annahm, der Kongreß aber verwarf. Am 24. Juli wurde die syrische Armee geschlagen, am 25. Damaskus besetzt. Feisal floh. Ganz Syrien war uneingeschränkt französisches Mandatsgebiet.

(Schluß folgt)

Demokrat Geßler von Carl Mertens

Am 16. März 1926 hat Herr Geßler in Bremen gesprochen und zwar über das Thema: ‚Der deutsche Staat von Versailles bis Genf'. Was er gesprochen hat? „Dr. Geßler entwickelte dabei Gedankengänge, die darauf hinausliefen, durch Stärkung der Stellung des Präsidenten ‚stabilere Regierungsverhältnisse' herbeizuführen." Der Demokrat für die Erweiterung der Machtbefugnisse eines Reichspräsidenten, der — nach den ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' — nie ein Hehl aus seiner streng monarchischen Gesinnung gemacht hat noch machen wird: das charakterisiert diese Republik ausreichend. Dieser Staat von heute hat mit den Hoffnungen von 1918 erheblich weniger zu tun als mit der Monarchie von 1913. Der Ruf, ein „Militärstaat" zu sein, hat das deutsche Volk schon einmal über glor-

reiche Taten in ein entsetzliches Elend getrieben. Dieser Ruf aber ist der Republik geblieben. Vor einiger Zeit schrieb die deutsche Zeitung von Meran: „Die deutsche Presse entsetzt sich über die letzten gegen uns ergangenen Dekrete Mussolinis. O, wäre sie dabei einsichtsvoll genug, zu sagen, daß wir sie teilweise ihr verdanken." Arme Tiroler Volksgenossen! Ehrlichkeit und Einsicht findet Ihr nicht in der deutschen Republik. Die wird sich hüten, gegen den Andreas-Hofer-Bund vorzugehen, der für die Befreiung Südtirols mit allen Mitteln arbeitet, mit privaten und offiziellen, mit politischen und militärischen Mitteln; und das so plump und tapsig, daß es euch mit Repressalien vergolten werden muß. Diesem Mangel an Ehrlichkeit und Einsicht haben wir zu verdanken, daß die Staatsform den Todesschweiß auf der Stirne trägt, daß sie langsam hinüberkeucht in eine häßliche, blutige Vergangenheit. Des Vaterlandes Einheit ist längst sagenhaftes Gerede. Der föderalistische Gedanke, „der Bayern als vollberechtigten Bundesstaat wieder zur Geltung bringen soll mit monarchischer Spitze, dem Königtum der Wittelsbacher", wie ihn am 8. Dezember 1925 Sanitätsrat Dr. Pittinger für Bayern proklamierte, zerstört die Brücke zum deutschen Einheitsstaat ebenso langsam und sicher, wie sich die Reaktion ausbreitet in einem Lande, das, von Nationalismus erfüllt, den Geist seiner Verfassung verbiegt, um die ehrlichen Freunde der republikanischen Staatsform als Landesverräter auf die Anklagebank, vor deutschnationale Richter hetzen zu können. In dem Kampf gegen die Demokratie liegt Methode. Aber die sich zu ihr bekennen, sind zu feige, die Wahrheit zu sehen und durchzusetzen. Ihnen genügt es, wenn Geßler versichert, daß die Reichswehr längst in die „neue Zeit hineingewachsen" sei. Wo Beweise dafür sprechen, daß Geßler sich und Andre täuscht, sind es eben Einzelfälle, von denen man nicht auf die Gesamtorganisation schließen soll.

*

Am 24. Februar 1926 wurde dem Reichstag eine Petition überreicht: Aufrüstung Deutschlands, mit vielen Dokumenten belegt. Davon hat Niemand gesprochen, weil man die Arbeit in Genf nicht stören wollte und glaubt, die Welt lache nicht über Deutschlands Manier, sich zu benehmen wie ein ertappter Spieler, der mit hochrotem Kopf und zitternden Fingern weiterspielt. Die Dokumente dieser Petition samt den Zeitungsmeldungen von Beschlagnahme illegaler Waffenlager würden in jedem wahrhaft parlamentarischen Staatswesen dem verantwortlichen Minister die Stellung kosten. Aber Geßler bleibt, weil er zuviel weiß. Er weiß sicherlich auch von den Aussagen, die im Dezember 1925 vor der Berliner Kriminalpolizei gemacht worden sind:

> An der deutsch-polnischen Grenze, in der Gegend von Meseritz, liegen die Besitzungen des Grafen zu Dohna. Graf zu Dohna ist Gauführer des Gaues Ost des Stahlhelm, auch hält sich der Graf ständig einen Ordonnanzoffizier, der die Verbindung mit den Ortsgruppen hält und für die Ausbildung der Jugendlichen Sorge zu tragen hat. Auf den Besitzungen des

Grafen sind ungeheure Waffen- und Munitionslager angehäuft und in Verwaltung des in Waldwinkel wohnenden Oberförsters Bohne und dessen Gehilfen gegeben. In der Wohnung von Bohne befindet sich stets eine geladene Maschinenpistole. Die Waffen selbst liegen im Wald an Stellen, die ich kenne, und auf dem in der Nähe liegenden Vorwerk. Es sind: Tausende von Gewehren, Maschinengewehren, Minenwerfern, Granatwerfern, eine Batterie Feldgeschütze, Handgranaten und Munition. Die Stahlhelm-Ortsgruppen sind mit Gewehren und Maschinengewehren ausgerüstet. Auf dem Rittergut Pieske lagern 150 Gewehre, 9 schwere und 4 leichte Maschinengewehre, Handgranaten, Granatwerfer und Munition. Ein Teil dieser Waffen liegt auf der Bodenkammer des Inspektorhauses, der Rest im gegenüberliegenden Kornboden. Als der Besitzer Angst vor Haussuchung hatte, erhielt er durch Vermittlung des Grafen von der Reichswehrkommandantur der Festung Küstrin (es war im Jahre 1925) eine Bescheinigung: „Es wird hiermit bescheinigt, daß die auf dem Rittergut Pieske lagernden Waffen dem Reichwehrkommando Küstrin gehören."

Auch ein Einzelfall, mit dem man ein Stahlhelm-Regiment ausrüsten kann. Aber der Graf zu Dohna, der schon 1923 Regimentsführer eines Schwarzen-Reichswehr-Regiments (Frankfurt an der Oder) war, ist ein Bauer von einigen Tausend Morgen Land — was sollen da Geßler und seine Republik sich erst eine Abfuhr holen!

*

Ein Fall für sich ist die Denkschrift, die Geßler dem Feme-Ausschuß des Reichstags zu bieten den Mut gehabt hat.

Geßler sagt: „... die in den einzelnen Standorten des Wehrkreises III zur Einrichtung von Arbeitstrupps führten..."

Richtig ist, daß in allen Standorten solche „Trupps" waren.

Geßler sagt: „... daß die Reichswehr sofort und mit aller Schärfe durchgegriffen hat, als sich Versuche Angestellter bemerkbar machten, unter Mißbrauch ihrer Stellung die Arbeitstrupps zu Kampf-Formationen auszubauen oder in Angliederung an die Truppe solche zu schaffen."

Richtig ist genau das Gegenteil.

Geßler sagt: „Auf ihrem Gebiet haben die Trupps Ausgezeichnetes für den Staat geleistet." (Gemeint ist die Zerstörung von Waffen durch Schwarze Reichswehr.)

Richtig ist, daß die Aufgabe der Trupps die Ausbesserung und Instandhaltung der Waffen war. Ihre Leistung: Ausbildung der Vaterländischen, Fememorde, Küstriner Putsch.

Geßler sagt: „Die Angehörigen standen zur Militärbehörde im Arbeitsverhältnis."

Richtig: im Militärverhältnis, erwiesen durch Truppenausweise, Einkleidung, Löhnung, militärische Ausbildung und Dienstordnung.

Geßler sagt: „Etat Frankfurt an der Oder 13 Arbeiter beim Arbeitskommando."

Richtig: laut Garnisonbefehl 3 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 6 Mann. Dazu das Arbeitskommando der Artillerie. Beide Kommandos überschritten in der Ist-Stärke die Soll-Stärke um das 10fache.

Das sind wieder nur wenige „Einzelfälle", herausgerissen aus einer Denkschrift, in der jeder Satz, jedes Wort den Tatsachen widerspricht.

*

Wenn heute gegen das System und einzelne Leute Vorwürfe erhoben werden müssen — was du von der Sekunde ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Als die Staatsform sich änderte, da wurden ja doch System, Organisation, Verwaltung und selbst Personal, das zum angestammten Kaiserhaus sich bekannte, beibehalten. Kein Wunder, daß unter solchen Voraussetzungen das demokratische Element des Staates verschwindet, daß wir heute eine Diktatur des Staatsanwalts haben, die nicht weit enfernt davon ist, sich zur Diktatur des Militärs auszuwachsen. Die Träger des monarchischen Gedankens haben so erstaunlich gearbeitet, daß eine sächsische Fabrik, die 3—4000 Arbeiter beschäftigt und 1914—1918 Maschinengewehrschlösser, Granaten und Zünderteile geliefert hat, die Umstellung zur alten Arbeit in 48 Stunden vornehmen kann. Kein Zufall dürfte sein, daß in diesem Werk die verschiedenen technischen Abteilungen, die Personalabteilung und die Betriebsleitung in den Händen von Majoren und Hauptleuten a. D. liegen, die alle zusammen einem Oberstleutnant a. D. unterstellt sind. Auch die Kriegsstärke der ehemaligen kaiserlichen Armee wäre am ersten oder zweiten Mobilmachungstage annähernd zu erreichen, zumal das Reichsbanner, von wenigen pazifistischen Ortsgruppen abgesehen, jubelnd zu den Waffen unter das Kommando ehemaliger königlicher Offiziere eilen würde. An k.v.-Mannschaften dürften im Bedarfsfalle

1. die Reichswehr mit	100 000	Mann
2. die Schupo mit	130 000	Mann
3. die nationalen Militärbünde mit	1 835 000	Mann
insgesamt	2 065 000	Mann

zur Hand sein. (Das Reichsbanner ist in dieser Aufstellung nicht einmal enthalten, da es immerhin Situationen geben kann, die eine Einberufung der republikanischen Wehr einfach unmöglich machen.) Die Bewaffnung der „unmilitärischen" nationalen Wehrbünde? Zum Vergnügen unterhalten Leute wie der Graf Dohna und seinesgleichen nicht ihre Waffenlager.

*

Die Republik ist todkrank, abhängig von der Gnade oder Ungnade eines Demokraten, über den wir uns nicht mehr zu streiten brauchen, und der Präsident dieser Republik ist ein kaiserlicher Generalfeldmarschall. Hier noch zögern heißt: Selbstmord begehen. Dieses Regime anerkennen heißt: eintreten für Ungerechtigkeit, Lüge und Autokratie. Wir müssen es beim Namen nennen um unsrer selbst, um unsrer Kinder willen. Das ist das Gebot der Stunde: den Mut zur Klärung zu finden. Und zum Kampf gegen ein System, das sich demokratisch gebärdet, die Demokratie erdrosselt und auf dem Wege der sinnentstellten Verfassung, auf dem Wege des kalten Putsches „stabilere Regierungsverhältnisse" schaffen will. Nur ein Drittel von den Erfolgen, die seit 1918 die Reaktion zu verzeichnen hat, und die Republik ist gerettet!

Der Bankier reitet über das Schlachtfeld

von Arthur Seehof

Sänger, greifst du in die Leyer,
Denk zuerst an Ebermayer!

Jolly in der ‚Welt am Montag'

Das ist der Titel einer (soeben im Agis-Verlag zu Wien erschienenen) Erzählung von Johannes R. Becher. Hier ist der blutige Schwindel der „großen Zeit" an den Stellen der Front, die die „Schlachtfelder-Verwertungs-Gesellschaft m.b.H." für das zahlungsfähige Publikum zur Besichtigung erworben und hergerichtet hat, noch einmal in seiner ganzen infernalischen Verruchtheit gezeigt. Und wie bedauern diese illustren Reisegesellschaften von Bankiers, Professoren, Künstlern und eleganten Damen, die vor einer Ratte „Hui! Pfui!" davonlaufen und einen einbeinigen und einarmigen bettelnden Kriegskrüppel, ein „Frontschwein", das sich als „Vogelscheuche verdingen könnte", in die Flucht schlagen — wie bedauern sie es, „nicht die Gelegenheit gehabt zu haben, den Weltkrieg aus direkter Nähe . . ."

Vielleicht bedauert das auch der Oberreichsanwalt, der Becher im August 1925 wegen Vorbereitung zum Hochverrat, wegen Aufreizung zum Klassenhaß und wegen Gotteslästerung verhaften ließ und den Prozeß ankündigte. Vielleicht auch nicht.

Wir kennen den „Aufruf an die breiteste Öffentlichkeit": „Für die Freiheit der Kunst", wir haben die vielen andern Proteste in allen Zeitungen von den demokratischen bis zu den kommunistischen gelesen. „Die innere Verantwortung für die Freiheit des deutschen Schrifttums ist es, die uns zwingt, mit allem Ernst gegen die Haltung einer Rechtsprechung Einspruch zu erheben, die mit Beschlagnahme und Verhaftung ein Regulativ für geistige Bewegungen gefunden zu haben glaubt", schrieb Theodor Heuß am 25. August 1925 in der Frankfurter Zeitung. Becher ist zwar damals aus der Haft entlassen worden. Aber der Gedichtband: ‚Der Leichnam auf dem Thron', worin der Oberreichsanwalt Hochverrat, Klassenhaß und Gotteslästerung erblickte, ist noch heute beschlagnahmt. Und dem Verfasser wurde bei der letzten Vernehmung eröffnet, daß das Verfahren gegen ihn, trotz der Amnestie, noch nicht niedergeschlagen ist. Das heißt: man möchte Becher gern für mehr als zwei Jahre hinter Schloß und Riegel bringen. Aber gleichzeitig bot man dem Dichter auch die Niederschlagung des Verfahrens an. Man ersuchte ihn, auf zwei Fragen „zufriedenstellende" Antworten zu geben. Erstens will man wissen, was er in Zukunft zu schreiben gedenkt, und zweitens verlangt man die Angabe von Referenzen für seine ehrliche Gesinnung . . . Was war doch die „heilige" Inquisition für eine harmlose Barbarei!

Nun, die erste Frage hat Becher inzwischen beantwortet. Einmal durch die Erzählung: ‚Der Bankier reitet über das Schlachtfeld' und dann durch den Roman: ‚(C H C l = C H)₃ As (Levisite) oder Der einzig gerechte Krieg', eine Schilderung des Krieges von gestern und von morgen, wie ich sie er-

schütternder und furchtbarer noch nicht gelesen habe — selbstverständlich, bevor der Untersuchungsrichter des Reichsgerichts, Landgerichtsrat Beringer durch Beschluß vom 4. Februar 1926 die Beschlagnahme der „Druckschrift" angeordnet hatte, auf Grund des § 81, Ziffer 2, 86 und 166 des StGB und des § 8, Ziffer 1, 9 und 10 des Reichsgesetzes zum Schutz der Republik. Außerdem soll die „bezeichnete Druckschrift . . . nach ihrer gesamten Tendenz und zwar in ihrem ganzen Umfange der Vorbereitung des Bürgerkrieges dienen".

Merkwürdig — wie klug doch so ein Reichsgericht ist! Dem kann man sicherlich nichts Neues mehr denunzieren. Sonst würde ich empfehlen, alle Bücher von Marx und Engels, Lenin und Luxemburg und auch die ältern Arbeiten von Karl Kautsky zu verbieten. Alle diese Schriften verfolgen „in ihrem gesamten Umfange bewußt den Zweck, die Massen zur revolutionären Erhebung aufzupeitschen", also den Zweck, den das Reichsgericht in dem Roman des „Angeschuldigten Becher" sieht. Und der ein so großes Verbrechen sein soll . . .

Reichsjustizminister ist zur Zeit der Reichsbannermann und Republikaner Marx. Wir wissen nicht, ob ihm die „Sache Becher" bekannt ist; wir wissen auch nicht, ob er (oder irgendein Richter) das Oeuvre dieses tapfern Dichters kennt, der im Kampf mit sich selbst den Weg zum Sozialismus gesucht und gefunden hat; und der, ehrlich gegenüber sich und Andern, die gewonnene Überzeugung nun mit den Mitteln propagiert und verteidigt, die ihm als Dichter zur Verfügung stehen. Wir wissen nur, daß Herr Marx noch nichts getan hat, um die Einbrüche der Gerichte in die Literatur unsrer Zeit zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten. Im Gegenteil: wir wissen, daß er und seine Partei ein Gesetz befürworten, das, unter dem Vorwand, den „Schund in Wort und Bild" von der Jugend fernzuhalten, einen ganz brutalen Angriff auf alle nicht gewünschte Literatur darstellt.

Aber vielleicht dürfen wir Herrn Marx doch auf die ehrliche Gesinnung Johannes R. Bechers aufmerksam machen, die ein Reichsgericht erst noch durch Referenzen belegt haben möchte, weil es anscheinend nicht in der Lage ist, sie aus den Arbeiten des Dichters zu entnehmen, oder weil es, aus nicht sehr schwer zu erratenden Gründen, an der Gesinnungsehrlichkeit von Menschen wohl überhaupt Zweifel hegt.

Kurzum: wie lange glaubt ein „demokratischer" Gerichtshof sich noch über eine Verfassung hinwegsetzen zu können, die jedem Staatsbürger das Recht der freien Meinungsäußerung — zum mindesten auf dem Papier — zuerkennt? Und die von Rechts wegen zu verteidigen und nicht zu annullieren ist. Von Rechts wegen . . .? Das Recht, das einem Dichter bei Zuchthaus und Gefängnis verbietet, seine Gedanken auszusprechen, ist dasselbe Recht, das einen Ehrhardt freigelassen hat, und das . . .

Wann werdet Ihr endlich Krach genug schlagen, damit das geschieht, was hier „von Rechts wegen" nicht gesagt werden darf? Denn eher werden wir keine Ruhe haben . . .

Unsre Söhne von Arthur Eloesser

Ich bin nun schon alt genug geworden, nicht um mir eine Weltanschauung anzuschaffen, die mir im Gegenteil verloren gegangen ist, aber doch wenigstens, um mich allein vor den Weltanschauungen der Andern nicht mehr zu fürchten. Wie könnte das auch sein? Die Menschheitsapostel von heute halten genau dieselben Reden, die ich mit meinen Freunden vor mehr als dreißig Jahren gehalten habe, und die in ihrer orthodox marxistischen „Verankerung" so einfach waren, daß ich sie heute noch auswendig hersagen könnte. Woraus zu schließen wäre, daß die heute Jungen, die heute Überzeugten nicht dreißig Jahre jünger als wir sein können. Wir haben damals auch unsre Väter verachtet wegen ihrer bourgeoisen Rückständigkeit und Ideenlosigkeit, aber wir haben wenigstens zugegeben, daß sie unsre Väter waren, schon weil unsre wissenschaftliche Erziehung die Gesetze der Vererbung etwas unterwürfig anerkannte. Die heutige Jugend hat überhaupt keine Väter mehr, hat sich selbst in die Welt gesetzt, obgleich sie doch, genauer besehen, von unserm Ideenvorrat lebt, dem sie trotz allen europäischen Krisen und den Belehrungen, die daraus zu ziehen wären, nichts Wesentliches hinzugefügt hat. Wenn ich nun wählen soll, so ziehe ich den Einen, die unsre Reden von damals wiederholen, die Andern, die Allerjüngsten vor, die uns wirklich vergessen haben, die unsre Heiligtümer einfach nicht mehr kennen. Mir begegnen ganz nette junge Leute, denen der olle Shakespeare, der olle Rembrandt, der olle Goethe, von den alten Griechen zu schweigen, völlig gleichgültig sind: Menschen, so voraussetzungslos jung, daß sie wirklich erst seit dem Tage ihrer Geburt zu leben scheinen. Sie haben einen Sinn für Realität, von dem wir uns nichts träumen ließen, wahrscheinlich, weil wir bei aller Wissenschaftlichkeit doch zu viel träumten. Haben sie die neuen, die entdeckenden Augen, die die Welt neu anschauend neu schaffen, wenn sie überhaupt eine Weltanschauung brauchen? Jedenfalls werden wir uns hüten, ihnen durch Schule, Schelte und andre Gewalt den alten Humanismus einzuprügeln, den uns schon unsre Väter als Bruchstück und Schaustück hinterließen. Wir können uns ja nicht einmal mehr über die Natur einigen, die heute teils in den Sport, teils in die Technik eingegangen ist, nachdem wir mit ihr noch romantisch anbetend, ansingend verkehrt haben.

Ich bin alt genug geworden, um mich ohne Erröten auf jeder Art von Rückständigkeit ertappen zu lassen, besonders seitdem Thomas Mann uns angewiesen hat, auf den Unterschied zwischen Bürger und Bourgeois genauer zu achten. Der Bürger im Gegenteil fängt an, mir ehrwürdig zu werden, seitdem er gar nichts mehr gilt und nie etwas gegolten haben soll. Behauptete doch neulich ein Radikaler, daß wir die ganze europäische Kultur von Adel und Geistlichkeit empfangen haben, was schon für das Mittelalter durchaus nicht mehr stimmt. Allein unsre Dome protestieren gegen diese Entwendung. An einem schönen Sommertage vergangenen Jahres plauderte ich mit einem unsrer eigenartigsten Schriftsteller, der einmal, national-

oekonomisch gesprochen, ein Rentenintellektueller gewesen ist. Heute hat er nur noch den Intellekt; damals benutzte er die ihm von seinen Vorfahren erarbeitete Muße in der vornehmsten Weise, um seine Werke sehr behutsam und mit höchstem Verantwortlichkeitsgefühl aufzubauen. Leute wie er, meinte mein Freund, er sagte liebenswürdigerweise sogar: wie wir, obgleich meine Rente und auch mein Intellekt geringer waren, Leute jedenfalls mit einer feinern Lebenshaltung, mit einer Bibliothek, mit einer kleinen Kunstsammlung, mit vorsichtigem Genuß von Kunstgewerbe, Leute also, die alte Kulturgüter maßvoll genießen, neue zur Entstehung auffordern, müßten eigentlich auf dem Prytaneion gespeist werden. So weit ging ich nicht; wenn ich etwas vom Staate geschenkt bekommen sollte, müßte sich einer von uns beiden sehr geändert haben. Da wir uns seit dem Kriege nicht gesehen hatten, durchplauderten wir den Wandel der Zeiten und wie wir ihn bestanden hatten, auch die kleine Entfettungskur der Inflation, wo die Intellektuellen, wenigstens in Bezug auf ihre Ernährung, gelegentlich schlechter gestellt waren als die durch ihre Tarife einigermaßen aufgewerteten Arbeiter. Schließlich strengten wir uns gemeinsam an, das Wesen des Bürgers zu ergründen, und wir kamen überein, daß es nicht Besitz, nicht Erwerb, sondern eigentlich unsre Ansprüche waren, die uns schließlich unverändert gelassen hatten, Ansprüche auf Kulturbesitz, ererbten und erarbeiteten, mit dem Ziel einer persönlichen Lebensform, einer Differenzierung ohne Überhebung, ohne Raub, ohne Feindseligkeiten.

Wir gingen die heute von ihren Ursprüngen abweichenden Lebensläufe mancher Kameraden, hervorragender Rufer und Retter, durch, wir vergegenwärtigten uns, was erfahrenen Leuten immer Vergnügen macht, die unangenehmsten Erscheinungen, die uns begegnet waren, und einigten unsre Abneigung auf diejenigen Leute, die uns umbringen wollten, ohne sich zuvor selbst umgebracht zu haben. Die in einem scheinbar ganz links gelegenen Lager Parolen ausschrieen, ohne an einer nicht bürgerlichen, sondern bourgeoisen Seele auch nur die geringste Korrektur vorgenommen zu haben. Ich konnte aus meiner Bekanntschaft mit einigen bolschewistischen Parteigängern aufwarten, die mir in ihrem Privatleben durch eine besondere Verhärtung des Eigentumsbegriffs, durch einen ungehemmten Erwerbssinn, durch eine lüsterne Profitgier aufgefallen sind. Nachdem wir — die Unterhaltung geschah auf oesterreichischem Boden — jeder eine Melange und mindestens je zwei Kipfel in unsern ehemaligen Kapitalistenbauch versenkt hatten, kamen wir zu einem Paradox, das selbst unsre Vorurteilslosigkeit überraschte: Wenn uns Leute begegneten, denen am bloßen Besitz und Erwerb wenig lag, denen der Profitsinn gradezu verkümmerte, so hatten wir sie in einer bürgerlichen Schicht gefunden, die noch ihre ideelle Befriedigung an ihrer Arbeit, an der Erfüllung einer eigentümlichen Lebensaufgabe fand, und die die Feststellung des Erfolges, als eine innere Angelegenheit, allein von dem eignen Urteil abhängig machte. Also eine Art von Individualisten oder gar Idealisten auf eigne Rechnung und Gefahr, denen nicht zu helfen ist, weil sie nicht einmal wünschen,

daß ihnen geholfen werde, weil sie Niemand, nicht einmal dem Staat — diese Position hatte mein Freund aufgegeben — dazu die Pflicht oder gar das Recht zugestehen. Und die, da es nichts mehr zu testieren gibt, ihre Kinder um ihr Sterbebett etwa zu folgender Ansprache versammeln werden: Ich hinterlasse euch nichts als meine Ansprüche, zu denen ich euch emporzuerziehen versucht habe. Fördert jeden Aufstieg jeder Klasse zu höhern Ansprüchen. Aber erwartet Alles von euch selbst.

Mit diesen etwas weitschichtigen Bemerkungen möchte ich begründet haben, warum mir ein Buch von Ugo Ojetti, obgleich kein Meisterwerk der Literatur, so besonderes Vergnügen gemacht hat. Es heißt: ‚Mein Sohn, der Herr Parteisekretär' (und ist bei Kurt Wolff in München gut übersetzt erschienen). Kein Hochgewächs der Gestaltungskraft und sogar ein wenig Verschnitt, da der für den Autor eintretende Erzähler des Romans, ein alter süditalienischer Landarzt, ohne den nachdenklichen Herrn Bergeret des verstorbenen Herrn Anatole France nicht recht denkbar scheint. Das Buch hätte auch aus deutschen Verhältnissen entstehen können, wenn unsre Satiriker nicht immer die Hand und den Mund so voll nähmen, wenn sie ihren Geist einmal anhalten könnten, allein die Frucht der Erfahrung aus der Fülle der Erscheinung zu pflücken und sie zierlich abgeschält auf einen einfachen Teller zu legen. Früher schrieben die Söhne die Geschichte ihrer Väter. Ojetti macht es umgekehrt in seiner geistreichen Skizze, gesegnet durch einen Einfall, der schon von Natur spritzig ist, wenn auch das Mousseux der Erfindung am Ende etwas verbraust scheint.

Der alte Dr. Maestri wird von einem Sohn überrascht, der mit ihm auch nicht die geringste Ähnlichkeit in Neigungen und Begabungen angenommen hat. Die Erbschaft des Humanismus tritt der Junge nicht an, der fern von allen Büchern und Kunstwerken aufwächst, fern von aller Tradition beschaulicher und scheinbar zweckloser Geistespflege. Nestor nährt sich allein von Zeitung und Politik, vom Geist der Straße und des Kinos, ein Kind der Masse, mittelmäßig in jeder Äußerung, außerordentlich nur durch die frühe lustvolle Fähigkeit, die Fehler der Menschen zu entdecken und zu benutzen. Nestor steigt aus dem Bürgertum ins Volk hinab, er wird schlichter Monteur, schlichter Eisenbahner, schlichter Gewerkschaftler. Die Mitgliedskarte der Partei schätzt er höher als ein Doktordiplom. Nestor wächst, vom Vertrauen des Volkes gehoben; er wird bald so groß oder so dick sein wie der sozialistische Deputierte, den er bei seinem Vater als Protektor einführt, jenen sympathischen Herrn mit den rosigen Bäckchen, der erst alle Kissen streichelt, bevor er es sich auf dem Familiensofa bequem macht, und der auch alle Menschen zu streicheln scheint mit seinen guten aufgeklärten Reden. Nestor macht seinen Vater, der nie vorwärts kommen konnte, zum Bahnarzt, zum königlichen Rat und sogar zum Kapitalisten. Ojetti läßt den alten Herrn, der die Geschichte seines Sohnes erzählt, nicht nur kritisieren, sondern auch mit kindlichem Staunen lernen, vor Allem, wovon der alte Knabe nichts gewußt hat, wie Überzeugungen als Vorteile, Grundsätze als Profite von rentenhafter Sicherheit wieder zurückkommen.

Ja, was ist ein Bürger?, fragt sich der Schüler seines Sohnes. Der allerbürgerlichste ist wohl einer, der noch nichts hat und koste es, was es wolle, zu Besitz gelangen will. So ist es mit den Sozialisten. Aber wenn Dr. Maestri, der Gemeindearzt, sich selbst beschuldigt, weil Nestor als Sohn eines reichern Vaters nicht Sozialist und Eisenbahner geworden wäre, so hat er immer noch nicht genug gelernt. Dann wäre sein Nestor wahrscheinlich Kommunist geworden. Gegen beide Sorten versagen die Bürger als schüchterne Menschen, sind ja und nein, erwägen, vergleichen, zögern. Was hatte Dr. Maestri immer für Angst vor einem neuen Patienten, noch mehr als der vor dem Arzt hatte! Würde er richtig erkennen, würde er ihn gesund machen? Nestor und die Seinigen haben keine Angst, sondern eine beneidenswerte Sicherheit der Prognose, und wenn sie den Kranken mit der Krankheit umbringt. Nestor und die Seinigen haben begriffen, was vom Staat zu holen ist, von dessen Gebelaune der alte Arzt nichts ahnte. Es ist eine köstlichste unter manchen köstlichen Szenen, wenn der Herr Gewerkschaftssekretär den Vater aus der Provinz empfängt, ihm im Gewerkschaftshaus eine Zigarre von nie geahntem Duft anbietet und dazu lässig liebenswürdig fragt: Du wünschest? Der Alte lernt, was man Alles darf, wenn man den Charakter voll Überzeugungen hat. Nestor der Eisenbahner erhebt sich zum Vertreter einer Automobilfabrik, weil er einen Streik, so verständnisvoll beigelegt hat, daß die Genossen schließlich mehr und billiger als vorher arbeiten mußten. Die Automobilindustrie ist die wahrhaft nationale, mit der auch der Arbeiter florieren wird, und „Smac" ist die größte Marke. Smac fährt der Arbeitsminister, Smac fährt der König und sogar Henny Porten. Ein Sozialist, der im Auto vorfährt, verzehnfacht seinen Kredit. Eine Theaterprinzessin hat dem hübschen Nestor einen Bonbon in den Mund geschoben und ihm ins Ohr geflüstert: Auch ich bin ganz für Lenin.

Es ist bedauerlich, daß der Roman schon abläuft, da die Sozialisten abwirtschaften, da sie anfangen, von den Fascisten Prügel zu bekommen. Die aber Nestor nicht treffen, den überhaupt nichts treffen kann. Eine Fortsetzung würde uns gewiß darüber versichern, daß Nestor, ohne sich in irgendeiner Beziehung zu ändern, ein ebenso guter Fascist geworden ist. Seit dem Stahlbad des Krieges — ach, wir brauchten Bäder —, sagt der Autor, ist die Geschichte an Wendepunkten so reich geworden, daß man sie kaum noch bemerkt. Ojetti drängt seine anmutige Satire auf eine Pointe, die sein Meister Anatole France geschliffen haben könnte. Wenn die Fascisten die ganze sozialistische Wählerschaft verprügeln, wird die rote Fahne von der hübschen Marietta gerettet, die sie sich als Unterrock um die Hüften wickelt. Die feschen jungen Schwarzhemden, die ihr weiter nichts zu Leide tun, ziehen ihr dafür die Tricolore an. Die Sozialisten ziehen sie ihr wieder aus und bekleiden sie mit der roten Fahne. Das Spiel dauert nun schon ein paar Monate, und Marietta hat sich ganz darauf eingerichtet. Das einzig Schlimme daran ist, daß das früher ganz ordentliche Mädchen sich angewöhnt hat, vor jedem jungen Mann, der sie nur an-

sieht, das Röckchen zu heben. Der alte Doktor meint, daß Marietta seinem lieben Italien ähnelt. Wenn es unter unserm Freunde Mussolini nicht zu gefährlich ist und mehr als Prügel kostet, wir würden von Ojetti noch gern den Roman des Fascismus erwarten, wenn dieser nicht inzwischen zum Märchen geworden sein sollte. Das Buch hat mich angenehm gekitzelt, mit einem umso reinern Vergnügen, als ich die Überlegenheit unsrer politischen Moral recht beruhigt feststellen konnte. Denn Nestors Genossen in Deutschland sind inzwischen so uneigennützige, so wirklichkeitsscheue, so machtunlüsterne Idealisten geworden, daß sie nicht einmal vom Staat noch etwas geschenkt bekommen, daß die bescheidensten Korruptionsversuche nicht mehr als lohnend erachtet werden. Ihre Tugend schützt schon das eine schwarzrotgoldene Unterröckchen.

An den Verein kommunistischer Kunstmaler

von Adolf Behne

Lieber Herr Heartfield, was ich hier, in Nummer 10, über die Ausstellung Wedding schrieb, habe ich genau so auf Wunsch Otto Nagels in der Ausstellung vor einigen hundert Arbeitern gesagt — und ich finde, daß die Arbeiter viel nobler und klüger sind als Herr Heartfield, der die abgeleierten Tricks sehr schlechter Vereinsredner anwendet, im Brustton der Überzeugung die Dinge zu verdrehen. „Behne höhnt"? Reden Sie doch kein solches Blech, lieber Herr Heartfield. Außer Ihnen glaubt doch das Niemand — und Sie selbst auch nicht!

Was Sie vertreten, können Sie ja „kommunistisch" nennen, und zur Zeit hat es wohl auch die Zustimmung der Partei-Größen. Aber der Kommunismus wird sicherlich länger leben als die Rote Gruppe e. V., und so werden hoffentlich die besten Köpfe der Partei in absehbarer Zeit erkennen, daß ihre Kunstpolitik unintelligent und also unwirksam und also reaktionär ist.

Sie bezweifeln, daß „selbst die kühnsten Farbgedanken imstande sein werden, auch nur ein Dutzend Arbeiter gegen die Herrschaft des Kapitals in Bewegung zu setzen oder auch nur ein Gewehr zum Abfeuern zu bringen". Ich denke allerdings, das In-Bewegung-Setzen, worunter doch wohl die unmittelbare politische Aktion zu verstehen ist, das sei Sache der politischen Strategen. Ist denn plötzlich der Bürgerkrieg für Sie eine aesthetische Angelegenheit geworden? Kunst kann freilich das Denken und Fühlen der Menschen beeinflussen, und insofern kann sie der In-Marsch-Setzung vorbereitend helfen — aber eben nur, wenn sie die beste, kühnste, freiste Kunst ist. Oder haben Sie besonderes Vertrauen zu Jemand, der sich auf Schritt und Tritt bevormunden läßt?

Ihr ganzes Denken ist opportunistisch: „Erst müssen wir die Massen packen". Und als eines der vielen Mittel erscheint Ihnen — zwar nicht die Kunst, aber die auch von den Bürgern stets mit Kunst verwechselte Möglichkeit der Illustration, der Wiedergabe. Sie täuschen sich. Diese Dinge haben höchstens die Kraft, schnell verpuffende Stimmungen zu erzeugen, und ob diese Stimmungen Ihnen immer sehr günstig sind, ist

noch fraglich. Vielleicht gibt Ihnen die Tatsache zu denken, daß in der Ausstellung Wedding Arbeiter an Otto Dix Stimmungs-Kritik geübt haben, indem sie die Entfernung seiner Proletarier-Weiber verlangten — lange vor der Deutschnationalen Volkspartei. Wenn man Massen packen will, darf man ihre Psychologie nicht mißachten.

Spielen Arbeiter Schach, dann hat es einen Sinn, daß sie so gut, so brillant wie nur möglich spielen, weil diese Schulung sie für alle Denkarbeit, also auch für den „Marsch" geeigneter macht — denn ob mit oder ohne Waffe gekämpft wird: Sieger ist nicht der dickere Biceps, sondern das stärkere Gehirn.

Ihre Logik ist aber: Es kommt nicht darauf an, gut zu spielen, sondern den Klassenstaat zu entlarven. „Arbeiter, beachtet nicht die Regeln, die eine Reihe von Proletariern zum Schutz vor König und Königin stellen!"

Sie verwechseln immer Sache und Form.

Mein Standpunkt ist: Jene revolutionierende Kraft, die Kunst und Wissenschaft zu leisten fähig sind (und die nach meiner Überzeugung nicht gering ist), kann nur stecken in ihrer spezifischen Leistung als Kunst, als Wissenschaft — nicht aber in der die faktische Arbeit nur einkleidenden Außenschicht oder Fassade, das heißt: Modell, Thema, Inhalt, Gedanke (innerlich!). Indem Sie einseitig die (äußerlichen!) Fassaden-Werte propagieren, die von der andern Seite her das gebildete Spießertum als „Neue Sachlichkeit" begeistert grüßt, hemmen Sie die wahre revolutionäre Möglichkeit der Kunst und der Wissenschaft. Sie sind — entschuldigen Sie freundlichst — zwar rot angestrichen, aber (innerlich!) stockkonservativ.

„Farbe bekennen", sagen Sie, lieber Heartfield. Sehr richtig! Auch ich bin der Meinung: Malen bedeutet Farbe bekennen — und meistern. Nicht aber: ein politisches Bekenntnis kolorieren. Dazu genügt ein Rotstift.

Sie machen die Waffe, die Kunst tatsächlich ist, stumpf, indem Sie ihr einen Vormund setzen. Lenin war, wie Lunatscharski bezeugt, dagegen, die Wissenschaft nach diesem Rezept zu behandeln. Er vertraute auf die (innere) revolutionäre Logik der Dinge, als er sagte: „Im Grunde genommen ist jede wirklich ehrliche Arbeit auf einem beliebigen wissenschaftlichen Gebiet bereits eine systematische Vorbereitung zum Verständnis unsrer Anschauungen und unsrer Tätigkeit."

Alles und Nichts von Alfred Polgar

Ein Nestroy-Stück aus vielen Stückchen Nestroy. Die Herren Friedell und Saßmann haben, sich emsig bückend, disjecta membra poetae aufgelesen und, nach den traulich-lockern Regeln Nestroyscher Theateranatomie, zur Gestalt einer Zauberposse mit Gesang ineinandergetan. Obgleich was der Herr getrennt hat der Mensch nicht zusammenfügen soll, geriet etwas sehr Gemütliches und Liebenswürdiges, eine Posse in Altwiener Spaßfarben mit durchschimmerndem philosophisch quadrillierten Unterfutter, ein sinnreich-törichtes Spiel voll guten Humors, der nur selten in Lustigkeit ausartet.

Die Fee Infamia wird von dem gelangweilten Herrn des Flammenreichs zur Menschenwelt gesandt, um ein paar arme Seelen verrucht zu machen. Ein Dienstmädchen, ein Müllerbursch, ein Reisender und ein Sesselträger stürzen, dank Infamia und ihrem Personal, in die Hölle der erfüllten Wünsche. Nun schmachtet der Glückliche nach Pech, der Genießende nach Begierde, der Geliebte nach Verschmäht-Werden, die Gnädige nach ihrer verlorenen Stubenmädel-Inkarnation. Ein rechter Schluß, der die Vier wieder aus ihrer Dämonisierung entließe, fehlt, und das Feenreich kommt um das letzte Wort, das ihm gebührt. Es gibt sieben Bilder mit achtundzwanzig Figuren, vielen Entreeliedern, Couplets, Tänzchen, Duos, Alles, solang es nicht wiederholt wird, sehr lieb, aber mehr zum Schmunzeln als zum Lachen. Der Tonfall (auch der innere, geistige Tonfall) Nestroyscher Welt scheint gewahrt, nur etwas Überpolitur verrät das Nachschöpferische der Diktion. Was leider fehlt, ist Nestroys Schärfe. Ob sie bei der Mischung der Essenzen verduftet ist, Tücke der Chemie, oder durch den mildern Witz der Bearbeiter gedeckt wird, kann ich nicht beurteilen. Wenn das Ganze manchmal wie Nestroy-Parodie sich anhört, wie Humor, der über einen Humor sich lustig macht, so deshalb, weil Friedell-Saßmann, der Verdünnung abhold, Drastik neben Drastik setzen, die Figuren von den Gipfeln ihrer Narrheit nie in die Ebene ihrer Natürlichkeit hinunter lassen. Nestroy bringt die seinen doch auch menschlich nahe, ihre Possenphantastik schöpft immer wieder Kraft und Saft aus ihrer Lebenswahrheit, ihre himmlische Narretei steht fest auf gemeiner Erde.

Die Prospekte und Dekorationen von Alfred Kunz sind sehr nett, die Musik, nach Adolf Müller von Karl Hieß, altväterisch-lieb, nur etwas reichlich. Manchmal scheint es nicht wie Posse mit Gesang, sondern mehr wie Gesang mit Posse. Dargestellt wird ‚Alles und Nichts' von den Schauspielern der Josefstadt ohne die Führung von Max Reinhardt. Fast das gesamte Ensemble tut mit; man sieht nur Wenige, die nicht da sind.

Frau Servaes ist die vergnüglichste Erscheinung des Abends, auf Nestroy-Boden wie zu Hause, strahlend frisch und unbefangen in Spaß und Ultra-Spaß, anmutig auch im Derben. Wenn ihre muntern Reden es begleiten, geht das Zuschauen leichter fort.

Herr Waldau gibt mit Grazie dem bittern Sesselträger und unfrohen Millionär Charakter. Doch bleibt er neben der Rolle. Auch wenn er allein auf der Bühne ist, sind zwei auf der Bühne: die Figur und der Darsteller. Man könnte sagen: ein vortreffliches Bild, nur leider verwackelt.

Vater Thimig erheitert durch heftiges Schwingen eines kaschierten Huhns.

Hans, Thimig cadet, hat eine ganz, ganz kleine Rolle. Er ist offenbar nur da wegen komplett.

Hermann, Thimig fils, hilft dem Text durch allerlei spaßige Clownerien, durch die humorvolle Beweglichkeit seines Mienen- und Gliederspiels. Der Dialekt, den er spricht, ist ein nicht ganz ausgebratenes Halb-Wienerisch.

Frau Helene Thimig macht, als Tambour von den Grenadieren, rührend zarte Figur; die Astral-Erscheinung eines Tambours. Sie trommelt rhythmisch und seelenvoll.

Herr Moser ist Herr Moser. In dieser Charge, als abseitiger, verkratzter, ungern zu irgendwas bemühter Patron, ist er immer unwiderstehlich.

Frau Woiwode, Köchin, fegt wie böhmischer Frühlingssturm, kurz und kräftig, über die Bühne.

Fräulein Geßner erscheint nur hie und da als kleines, zierliches Ausrufungszeichen hinter Frau Servaes.

Die Dämonen werden von den Herren Delius, Daghofer, Nowotny mit schwärzlicher Komik dargestellt. Frau Rosar, als Fee Infamia, faßt die Rolle mehr klassizistisch auf.

Die Herren Biegler und Hilbert sind Schurken von reinstem schmutzigen Wasser. Ihr Hauptmann heißt Strobl. Daß dieser Bandit, sich hineingelegt fühlend, die Beute zurückgibt, weil bei ihrer Erbeutung keine Gefahr war, ist ein superfeiner Zug, aber mehr pirandellesk als nestroysch. Ein Nestroyscher Räuber würde sich vielleicht auch als angeschmiert deklarieren, aber nie das Geld zurückgeben. Er würde nicht seinen character indelebilis an eine Pointe verraten.

Als Führerinnen im Chor der Verschmähten wimmern die Damen Semaka und Wymetal musikalisch und graziös an den Busen ihrer Mütter Träger-Matscheko respektive Lewinsky.

Zu Frau Terwin, Lady Lydia O'Trigger, fällt mir absolut nichts ein.

Klöpfer hat nicht mitgespielt.

Erquickend ist Friedell, unentwegter Reisender nach Fischamend. Die furchtbare Freude, die ihm das Ganze macht, überträgt sich durch direkte Strahlung auf den Zuschauer. Als Coupletsänger in Postillons-Uniform, mit kostümiertem Mädchenchor, ist er von einer so charmant sich selbst preisgebenden, breit ausladenden und einladenden Herzigkeit, daß auch der Bösewicht im Parkett gut werden muß.

Gelächter auf der Treppe von Robert Breuer

Die Treppe wendelte und wendelte; sie schien kein Ende zu nehmen. Es war eine Turmtreppe. Ein Menschenstrom polterte über sie hinab; unter dem Stoßen und Drängen, dem Lärmen und vor Allem unter dem Lachen fing der Turm an zu schwanken. Der Gegensatz, in den man hineinstürzte, war auch zu komisch. Eben noch in einem glühenden und funkelnden Barockpalast und jetzt auf einer spiraligen Rutschbahn: Nebeneingang für Boten. Ein Streichholz hätte Panik verursacht.

In mittlerer Höhe gab es einen neuen Zustrom von Menschheit; jetzt war der Turm vollgestopft von Lachern. Man trat sich, man quetschte sich. Der Kontrast war überwältigend. Die pompöse Weiträumigkeit, aus der heraus man auf die Treppe entlassen worden war, saß den Kletternden wie ein Kobold im Genick. Das Gelächter auf der Treppe war eine Befreiung; nun hatte man endlich den rechten Maßstab, nun begriff man die Maskerade, den Bluff, den Schwindel, die hinter einem

lagen. Velours, Samt, Seide, Damast, Kristalleuchter, Bronze, die Diener in Perücken, die Logenschließerinnen in Pagenhosen, donnerndes Rot, majestätisches Pathos, Versailles, Würzburg, Milano, Glorie der glorreichen Sonnenkönige: Gloria-Palast. Eben noch Fürst, plötzlich Briefträger: Segen des Kurfürstendamms. „Was etwa Reinhardts ‚Komödie' für die Theaterwelt bedeutet, sollte der Gloria-Palast für die Filmwelt werden", so heißt es in der Denkschrift, die einem in Ganzleinen überreicht wurde; nun weiß man wenigstens, wie sich solche Standardleistung im Gehirn des Filmkapitals ausnimmt. Das Gelächter auf der Treppe entblößte dieses Gehirn.

Nichts gegen Chaplin, Alles für ihn; er ist wahrhaft ein Erlöser. Aber die Subalternität der Gloria-Bäckerei ist unerträglich. Das Gelächter auf der Treppe beweist, daß der Mumpitz durchschaut wird. Es ist tausendmal nicht wahr, daß das Publikum nach solcher Betäubung durch falschen Glanz und ausgestopfte Historie verlangt. Nur die Dummheit und Unbildung der Unternehmer glaubt, einem verarmten Bürgertum einreden zu müssen, daß es ein Parkett von Duodezfürsten sei.

Die Dummheit und Unbildung der Unternehmer dunstet aus jedem Wort jener Denkschrift: „Vornehmer Charakter... Ein Lichtspielhaus in der Art der süddeutschen Residenzen des 18. Jahrhunderts... Ein modernes Theater im alten Stil." Dazu die Dreistigkeit, womit der Unfug verteidigt wird: die Filmindustrie lehre, daß, was heute gilt, morgen schon wertlos sei. Wer wolle noch etwas vom Sezessionsstil wissen! Hingegen, ha! die „Stiltheater", die haben allen Wandlungen der Zeiten getrotzt, die Scala, die Residenz in München.

Für wie dumm halten uns eigentlich diese dollargespickten Schaubudenbesitzer? Die Scala ist 1776 erbaut worden, die Münchner Residenz 1751. Das nämlich ist der Unterschied: Damals war der Barock der vollblutige Ausdruck der Zeit, der Herrschaft, der Gesellschaft; heute ist der aufgewärmte, angehitzte Barock, ist diese pseudokönigliche Glorie nur noch ein Kadaver, ein Brechreiz. Ein simples Karussell ist dagegen, wie der Filmkapitalist zu sprechen pflegt: eine hochwertige Leistung.

Den zweiten Wilhelm sind wir glücklich losgeworden; dafür haben wir den Filmkapitalisten bekommen, einen Komödianten wie jener, größenwahnsinnig, verlogen, ganz Pose und komplett hohlköpfig. Eine unerträgliche Diktatur der Plattheit. Sie muß durch Boykott oder weiß der Teufel durch was ausgerottet werden. Damit Chaplin lebe und der Film, dies entwicklungsträchtige Medium technischer Romantik, zu seinem Recht komme. Vor soundsoviel Jahrzehnten hat man geglaubt, die Schwungräder der Maschinen gotisch verbrämen zu müssen; wer dies heute noch täte, würde unverzüglich in ein Tollhaus gesteckt werden. Wer aber, dumpf und phantasielos, für die Vorführung des demokratischen Celluloidstreifens ein barockes Hoftheater fingert, statt aus dem allgegenwärtigen Wunder der Schnelligkeit und der Präzision, statt aus dem Rhythmus der gegenwärtigsten Gegenwart heraus die Form zu finden, besitzt nicht Verantwortung und Instinkt, die allein erlauben, an den Straßen der Großstadt zu bauen.

Dessauer Straße 26 von Klaus Bernhardt

Man kann es drehen und wenden, wie man will: an der Tatsache, daß in Deutschland weniger die Regierenden als die Regierten regieren, kommt man nicht vorüber. Es hat sich eingebürgert, daß nicht „Alle Macht vom Volke", sondern weit mehr von kapitalistischen Wirtschaftsorganisationen ausgeht. Und im Vordergrund dieser Mächte, die da von hinten herum agieren, steht der Reichslandbund. Domizil: Dessauer Straße 26.

Man sieht diesem Gebäude, das der ‚Bund der Landwirte' errichtet hat, nicht an, welche Machtfülle sich hinter der einfachen Fassade birgt. Aber: es gibt Leute, die nach was aussehen, und Leute, die was sind.

Der Reichslandbund hats mit der Zeit zu einem Einfluß und zu einer Verbreitung gebracht, die für Staat und Volk höchst gefährlich sind. Das muß man diesen Agrariern lassen: sie haben mit rücksichtsloser Energie, die einer bessern Sache wert wäre, ein Gebilde zu schaffen verstanden, das die Mehrheit des „Landvolks" umfaßt, und das ganz egoistischen, privatwirtschaftlichen Interessen des Großagrariertums dient. Wie möglich war, zu einer so machtvollen Organisation zu kommen? Man hat zum einen Teil die Dummheit kleinbäuerlicher Kreise ausgenutzt, zum andern die großkapitalistischen Interessenten bewußt getäuscht. An sich gehen die Interessen des Großagrariers und des kleinen Bauern auseinander. Aber eine zügellose Agitation hat draußen im Lande Alles in einen Topf zu werfen gewußt. Man kam den Leutchen mit den Satzungen des Reichslandbundes und den „Richtlinien". Darin wird tatsächlich ein Unterschied zwischen Groß und Klein anerkannt, dem man bei der Wahl des Vorstandes Rechnung tragen will. Die Praxis sieht allerdings anders aus. Man braucht nur an den Zusammenbruch der Landbund-Genossenschaften zu denken, um beurteilen zu können, wie die Dinge wirklich liegen. Wenn die Sache schief gegangen ist, dann greifen nur die Kleinen in die Tasche. Die Großen sind mit einem Mal verschwunden.

Der Reichslandbund entstand im Jahre 1921 aus dem Zusammenschluß des Bundes der Landwirte und des Deutschen Landbundes. Damit hatte man auf dem Lande glücklich Alles beisammen, was sich zum reaktionären Klüngel zählte. Man sprach von einer „Selbsthilfe der deutschen Landwirtschaft gegenüber der überhandnehmenden Macht der Roten". Man sprach davon. Und schuf das Rückgrat der Deutschnationalen Volkspartei. Jahrelang wußte man draußen wirklich nicht, was eigentlich das Primäre sei: der Reichslandbund oder die Partei. Erst in neuster Zeit beginnen sich die Geister zu scheiden: hie Reichslandbund, hie Deutschnationale Volkspartei.

Sechs Jahre hindurch hat man die Agitatoren durchs Land gehetzt und organisiert. Der Inflation verdankte man einen mächtigen Auftrieb. Die Landwirtschaft scheffelte damals das Geld und steckte ungeheure Summen in das zu schaffende Gebilde. Heute gibt es wohl kaum ein Dorf, wo nicht die Fahne des

Reichslandbundes hoch gehalten wird. Was in den Dorf-Kommunen getrieben wird, ist selten Kommunalpolitik, fast immer Reichslandbund-Politik. In dem Maße, wie dieses Organisationsnetz sich geschlossen hat, ist jede Scham dem bekannten Hochmut jener konservativen Kreise gewichen, der die ganze Welt gegen uns eingenommen hat und vor dem Fall kam. Viele von den Herrschaften, die damals, im Jahre 1918, bescheiden beiseite traten — es war vielleicht zu gefährlich —, melden sich heute wieder in etwas ungebührlicher Form zum Wort. Man hat ihnen leider schon zu lange das Wort erteilt und sollte Sorge tragen, es ihnen bald zu entziehen. Die guten Deutschen schimpfen über Gott und die Welt und ihre Mitmenschen und die Regierung und tragen schließlich doch Alles mit Lammsgeduld, wenn es nur recht vorsichtig und unbemerkt auf ihren Rücken gelegt wird. Und auch das hat der Reichslandbund fertig gebracht. Ganz in der Stille hat er Deutschland „friedlich" durchdrungen. Tatsächlich kommt den Meisten gar nicht zu Bewußtsein, daß an diesem oder jenem Gesetzeswerk die Hand der Reichslandbündler mitgeformt hat.

Wie sieht die Bilanz aus, die der Reichslandbund als politische Organisation heute ziehen kann? So: 71 Vertreter im Reichstag, 58 Vertreter im Preußischen Landtag, 12 Vertreter im Reichswirtschaftsrat, 9 im Preußischen Staatsrat und 6 im Reichsrat. Das sind 156 Reichslandbündler, die in den einzelnen Parteien, überwiegend selbstverständlich deutschnationaler Richtung, an hervorragender Stelle die Legislative mitgestalten. In außerpreußischen Parlamenten sitzen noch 119 Reichslandbündler. Danach kann man sich ungefähr ein Bild machen, wieviele in so erzreaktionären Provinzen wie Pommern und Ostpreußen und andern auf die kommunalen Körperschaften kommen. Man darf wohl sagen, daß das Interesse der Landwirtschaft im Rahmen der Gesamtvolkswirtschaft parlamentarisch genügend vertreten ist.

Was will der Reichslandbund nach seinen Satzungen sein, und wie ist die Innenorganisation ausgebaut, mit deren Hilfe er seine Ziele zu erreichen sucht? In § 1 heißt es unter anderm:

> Der Reichslandbund ist der freie Zusammenschluß von freien wirtschaftspolitischen, landwirtschaftlichen Verbänden und von Landwirten und Freunden der deutschen Landwirtschaft.

Freier Zusammenschluß heißt es da! Irren wir uns, oder ist noch niemals die Rede gewesen von einem gesellschaftlichen Boykott solcher Landwirte, die ihre Aufgaben anders auffassen als eben jener Landbund?

In § 2 erstrebt der Reichslandbund

> den Zusammenschluß aller an der Erhaltung und Förderung der deutschen Landwirtschaft interessierten Personen (des Landvolkes), ohne Rücksicht auf politische Parteistellung, auf nationaler und christlicher Grundlage.

Ohne die Attribute „national" und „christlich" geht es nun einmal nicht. In christlicher Liebe kann man Alles tun, kann man die Ernährungsdecke des Volkes verkürzen, kann man die Preise heraufsetzen, kann man das Geld in alle möglichen

Organisationen hineinstecken. Das Kreuz stellt jedesmal prompt das seelische Gleichgewicht wieder her, wenn mal gelegentlich eine Dummheit passiert, so ein kleiner Fememord oder ähnliche Scherze. Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.

So viel von den Satzungen. Sie sind verbindlich für 37 körperschaftliche Mitglieder, 642 Haupt- und Kreisgeschäftsstellen, 1,7 Millionen besitzende Mitglieder, 5,6 Millionen Gesamtmitglieder und 11 Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzte Fläche. Eine hübsche Statistik für Den, der das Verhältnis zwischen diesen Zahlen und der Gesamtwirtschaft ermessen kann.

Der Reichslandbund ist ein eingetragener Verein. An seiner Spitze steht der Bundesvorstand, der sich aus 12 ehrenamtlichen Mitgliedern und den 4 geschäftsführenden Direktoren zusammensetzt. Für die Praxis hat man aus diesem Zwölfer-Kollegium ein Präsidium eliminiert, das nicht nur als repräsentative Spitze anzusehen ist. Als eine Konzession an die öffentlche Meinung darf man wohl ansehen, daß nicht beide Präsidenten deutschnational sind: neben dem Grafen Kalckreuth fungiert der Abgeordnete der Deutschen Volkspartei Hepp, der sich schlicht als Landwirt bezeichnet. Von den übrigen Mitgliedern des Bundesvorstands sind die bekanntesten der Landtagsabgeordnete Hillger, der frühere Reichstagsabgeordnete Freiherr v. Richthofen und der Reichstagsabgeordnete Stubbendorf-Zapel. Dieser war einst der agilste. Bis die Genossenschafts-Zusammenbrüche bekannt wurden. Vielleicht sind dem Reichslandbund die Pläne des Herrn Stubbendorf-Zapel in der Deflationszeit etwas zu teuer gekommen. Am sympathischsten erscheint der Freiherr v. Richthofen, der in der Provinz Schlesien als der führende Mann ihrer Landwirtschaft angesehen wird. Sympathisch jedoch nur insofern, als er mit offenen Karten spielt, ein ziemlich seltener Zug der sonst so deutschnationalen und christlichen Gemeinde.

Für die besoldeten Vorstandsmitglieder hat man das gesamte Arbeitsgebiet in 4 Direktionen aufgestellt. Nach den Anfangsbuchstaben ihrer Leiter spricht man von den Direktionen H, K, V und W.

W unter dem Direktor v. Woedtke ist die harmloseste. Sie befaßt sich nur mit der Verwaltung der Reichslandbundgebäude. Außerdem stellt sie die Verbindung mit den wirtschaftlichen Einrichtungen des Reichslandbundes dar.

Das größere Arbeitsgebiet hat der Direktor Dr. v. Hahnke, früherer Militär und Mitglied des vorläufigen Reichswirtschaftsrats. Zur Bearbeitung seines ausgedehnten Gebietes sind ihm zwei Experten beigegeben: Dr. Quaatz, deutschnationaler Reichstagsabgeordneter, und Dr. Ponfick, Mitglied des vorläufigen Reichswirtschaftsrats. Das sind nicht etwa zwei beliebige Namen, sondern jeder bedeutet ein Programm. Quaatz wird als Beirat für die Zoll-, Handels- und Verkehrspolitik und die Wechselbeziehung zwischen Industrie und Landwirtschaft angesehen, Ponfick als Sachverständiger für Siedlungs-, Pacht- und Bodenrechtsfragen.

Die Direktion H umfaßt Unterabteilungen für Volkswirtschaft, besetzt mit drei Referenten, eine für die Finanzpolitik und eine für Rechtsfragen. Über die Siedlungsabteilung, die von einem Herrn Fenner geleitet wird, ist eine Brücke zum Hugenberg-Konzern geschlagen. Herr Fenner als Mitarbeiter des Dr. Ponfick ist hauptsächlich tätig in der ‚Gesellschaft für Förderung der innern Kolonisation' im Hause der Roggenrentenbank und der Neuland A.-G., Potsdamer Straße 27a, den bekannten Schöpfungen Alfred Hugenbergs. Man sieht, wie dieser allgewaltige Fabrikant öffentlicher Meinung in Deutschland sich selbst der unscheinbarsten Verbindungen bedient, um seinen Einfluß zu vermehren.

Die Direktion K ist die Domäne des Herrn v. Kriegsheim. Sie recht eigentlich bildet die Verbindung zwischen der großen Politik und dem Reichslandbund. Sie ist die Stelle, die die weitere Organisation und Finanzverwaltung des Bundes besorgt. Sogar eine sozialpolitische Unterabteilung ist ihr angegliedert. In erster Linie dürfte deren Aufgabe die Defensive gegenüber den „Gelüsten der Arbeitnehmer" sein. Presse und Propaganda werden von hier aus geleitet. In einem wohlversehenen Archiv wird die Kontrolle über die Gazetten Deutschlands ausgeübt. Man hat da keine Kosten gescheut, um auf dem Laufenden zu sein. Ein täglicher Presse-Rapport dient raschester Orientierung der Mitarbeiter im Bunde. Für die Öffentlichkeit gibt die Direktion K den ‚Reichlandbund', eine agrarpolitische Wochenschrift heraus, und den ‚Zeitungsdienst des Reichslandbundes', der zweimal wöchentlich, verstärkt durch Sonderdienste von Fall zu Fall, erscheint. In Berlin stimmen mit den Reichslandbundansichten überein: die ‚Deutsche Tageszeitung', die ‚Kreuzzeitung', die ‚Deutsche Zeitung' und die ‚Berliner Börsen-Zeitung'. Das sollte nicht unterschätzt werden. Dazu kommen rund 170 Blätter der Provinzial- und Kreisgeschäftsstellen. Aber auch damit dürfte es noch nicht genug sein. Die Gründung einer eignen Tageszeitung hat der Reichslandbund vermieden. Als Gründer figurieren immer nur einzelne Mitglieder.

Bleibt noch die Direktion V des Dr. v. Volkmann. Außendienst. Verkehr mit ausländischen Organisationen, die dem Schutz des Grenz- und Auslandsdeutschtums dienen. Geschäftsführung der germanischen Bauern. Landvolkverbindung.

Auslandsbeziehungen unterhält der Reichslandbund nach Oesterreich, nach Danzig, zum Deutschen Landbund für Polnisch-Oberschlesien nach Kattowitz, zum Deutschtums-Bund nach Posen, zum Verband der Landwirte im Memelgebiet, zur Westpolnischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft, zum Bund der Landwirte in Böhmisch-Leipa, zum landwirtschaftlichen Syndikat ‚Snop' im bulgarischen Plewna. Ferner nach Oslo, nach Ungarn, nach Rom, nach der Schweiz, nach Schweden, nach Esthland, Finnland, Lettland und Litauen.

Aber das ist noch lange nicht der ganze Aktionsradius des Reichslandbundes. Wie eine Aktiengesellschaft ihre Tochtergesellschaften gründet, hat sich der Reichslandbund eine Reihe von Unterverbänden geschaffen, die allerdings formal-rechtlich

alle ihre Selbständigkeit haben. Es sind: der Deutsche Gutsbeamtenbund, der Domänenpächterverband, der Reichsbund landwirtschaftlicher Pächter, der Reichslandarbeiter-Bund, der Reichsschutzbund landwirtschaftlicher Verpächter und Grundeigentümer, der Reichsverband der Beamtinnen und Fachlehrerinnen in Haus, Garten und Landwirtschaft, der Reichsverband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine. Das sind Filialen, sieben an der Zahl. Man hat eben Alles erfaßt, was auf dem Lande kreucht und fleucht. Schließlich hat man die Jugend im Reichsjugendlandbund vereinigt.

Das ‚Jahrbuch des Landbundes 1926' führt auch noch einige nicht-landwirtschaftliche Organisationen auf, „mit denen der Reichslandbund in Beziehungen steht, oder deren Anschrift gelegentlich von Wert sein könnte", als da sind: Arbeitsausschuß deutscher Verbände, Arbeitsgemeinschaft für vaterländische Aufklärung, Vereinigte Vaterländische Verbände Deutschlands, Deutsche Vereinigung (bekanntlich die Finanzierungsorganisation der „Gelben"), das Politische Kolleg (des Herrn Professor Martin Spahn), die Liga zum Schutze der deutschen Kultur, der Deutsche Hochschulring und andre.

So sieht die Organisation des Reichslandbundes aus. Was hat das republikanische Deutschland, auf dessen Untergrabung sie ausgeht, ihr entgegenzustellen?

Blowitz von Sir Thomas Barclay

In einer Antwort der Nummer 11 war der Name Blowitz genannt. Daraufhin haben viele Leser gefragt, wer das denn gewesen sei. Was ist des Menschen Ruhm? Ein Schatten. Blowitz war so:

Seine unerhört kurzen Beine ließen ihn ganz klein erscheinen. Sein Kopf war im Einklang mit seinem Oberkörper, und, wenn er saß, schien er von normalem Wuchs. Als ich ihn kennen lernte, war er genötigt, sich einen eingebuchteten Schreibtisch bauen zu lassen, um arbeiten zu können. Ein dichter Schnurrbart, auseinandergekämmte Favoriten, ein kahler Schädel und riesige Hände vervollständigten die massive Silhouette, die die leisesten Übertreibungen eines Karikaturisten unwiderstehlich komisch machten. Und doch lag eine gewisse Distinktion in seiner ganzen Art. Sein scharfer, beobachtender Blick, die Ruhe seines sonnverbrannten, orientalischen Gesichts nahmen das Interesse in einem solchen Grade gefangen, daß man darüber die fast groteske Unproportioniertheit seiner Glieder vergaß.

*

Blowitz war einer der Überlebenden aus jener Epoche bedeutender Menschen, die einen Darwin, einen Herbert Spencer, einen Disraeli, einen Gladstone, einen Bismarck hervorgebracht hat. Zu jener Zeit pflegte man Emile de Girardin den „König der Journalisten" zu nennen. Blowitz folgte unmittelbar auf ihn und wurde der „Fürst der Journalisten" genannt. Wenn man sich die ‚Times' jener Zeit bis gegen das Jahr 1880 vornimmt, bemerkt man, mit welcher autoritativen Wucht er

seine Meinungen veröffentlichte, und mit welchem Ernst sie diskutiert wurden. Mit dem Anbruch einer neuen Demokratie und dem Wegtritt führender Persönlichkeiten der frühern Aera nahm auch sein Einfluß ab.

*

Seine Geschicklichkeit bestand darin, daß er die Tatsachen sammelte und sie zu einem logischen Bericht verarbeitete. Er konnte das umso besser tun, als er fast über alle bekannt gewordenen Vorgänge orientiert war. Was er brauchte, war nur ein Kettenglied. Sobald er es gefunden hatte, war seine Erzählung fertig.

Er stellte keine Fragen. Das brachte ihn manchmal in Konflikt mit den prominenten Persönlichkeiten, deren Meinungen er darlegte. Ich habe es mehr als einmal erlebt. Eines Tages, als ich bei ihm in der Rue de Tilsit frühstückte, bemerkte ich Nubar Pascha unter den Gästen. Frau Blowitz flüserte mir leise zu: „Es ist ein Geschäftsfrühstück. Nubar wird wohl Einiges sagen. Unterbrechen Sie ihn, bitte, nicht." Ich nehme an, daß die andern Gäste ebenso gewarnt wurden; aber Nubar sagte während des ganzen Essens kaum ein Wort. Blowitz sondierte den braunhäutigen Orientalen mit dem intelligenten Gesicht — er war Armenier —, der noch dunkelhäutiger und ebenso klug war wie er selbst, über seine aegyptische Politik und wagte sich mit seinen Fühlhörnern trotz der leisen Proteste von Nubar immer weiter vor. Hie und da ein Kopfnicken, ein Kopfschütteln, manchmal ein Blick, ein leises Stirnrunzeln, ein diskretes Hüsteln, ein flüchtiges Ins-Auge-fassen — das war Alles, was Blowitz zur Antwort bekam. Nubar sagte kein Wort, höchstens, daß er Frau Blowitz nach dem Befinden ihres Neffen Stéphane Lauzanne fragte. Mein Nachbar machte die sarkastische Bemerkung, daß Blowitz seine Zeit und sein gutes Essen vergeudet hätte. Er hatte Unrecht. Ich fuhr mit Blowitz in die ‚Times' zurück. Er war ebenso schweigsam wie sein Gast. „Ich muß Alles verdauen, was er mir erzählt hat", sagte er. Am nächsten Tage veröffentlichten die ‚Times' einen langen Artikel von Blowitz über die Vorgänge in Aegypten, einen Artikel, dessen Quelle sich leicht erkennen ließ. Am Tage darauf hörte ich Nubars zornige Stimme im Büro von Blowitz poltern. „Aber es kommt doch nur darauf an," wehrte sich Blowitz, „ob ich die Wahrheit gesagt habe oder nicht. Stimmt es denn?" Nubar mußte zugeben, daß es stimmte. Sie trennten sich als gute Freunde, denn es gelang Blowitz, Nubar zu überzeugen, daß er ihm durch seine Indiskretion einen großen Dienst geleistet habe...

*

Ein ausgezeichnetes Gedächtnis kam ihm besonders zu Hilfe. Delane, Direktor der ‚Times' in ihrer Glanzzeit, hatte gelegentlich erzählt, daß Blowitz ihm einmal aus dem Gedächtnis, ohne Zögern, eine lange Rede Gambettas niedergeschrieben hatte. Jemand bemerkte dabei, daß es einfacher gewesen wäre, Gambetta selbst darum zu bitten. Er irrte. Erstens hätte Gambetta sie ihm nicht geben können, und zweitens: wenn nichts dazwischen kam, genügte dieses Gedächtnis.

Blowitz sprach Französisch, Deutsch, Italienisch und Spanisch mit der charakteristisch rollenden Aussprache der Slaven. Sein Englisch, war entsetzlich, weil er es erst spät gelernt hatte.

Er hatte die Liebe eines Abeuteurers für die vermögenden und mächtigen Leute. Die Armut oder der Mißerfolg weckten in ihm kein Mitleid; und Einer, über den sich nicht schreiben ließ, war für ihn ein „Niemand", die tiefste Stufe, auf die ein Mensch sinken kann. Zu jener Zeit war Blowitz ein Journalist und nichts als ein Journalist, mit Leib und Seele den ‚Times' ergeben und bereit, selbst sein Leben der Berufspflicht zu opfern.

Er bildete einen absoluten Gegensatz zu Gambetta. Dieser haßte Blowitz als einen aufdringlichen Speichellecker, und Blowitz empfand für Gambetta, den idealistischen und naiven Politiker, nichts als Verachtung.

Gambettas ‚République Française' verfehlte nie, wenig schmeichelhafte Dinge über den großen Journalisten zu sagen. Eines Tages veröffentlichte sie einen Artikel, noch schärfer als gewöhnlich, über Oppert de Blowitz, den getauften Juden und naturalisierten Franzosen, der französische Gastfreundschaft genieße und ein Land, dessen Freundlichkeit er mißbrauche, an ein fremdes Blatt verrate. Er bekam von allen Seiten Briefe voll Empörung über diesen Angriff. Blowitz schichtete sie auf einen Haufen, legte einen Briefbeschwerer darauf und las zwei. Der zweite war von Hely Bowes, dem Korrespondenten des ‚Standard', einem sehr sympathischen und beliebten Menschen. Blowitz zeigte ihn mir. Dieser gut gemeinte Brief regte jedoch Blowitz auf, und er schmiß darauf den ganzen Haufen in den Papierkorb: „Selbst Bowes kann nicht ganz seine Freude verbergen. Ihre Condolenzen sind ebenso lahm wie impertinent. Wenn sie sich nicht freuten, mich gönnerhaft behandeln zu können, hätten sie getan, als ob sie den Artikel nicht gelesen hätten."

*

Kurz darauf kam Lord Lytton nach Paris. Er befragte mich über Blowitz, den er nur vom Sehen kannte. „Er sieht wie ein häßlicher kleiner Mestize aus", sagte er. Er schien dem „Fürsten der Journalisten" nicht freundlich gesinnt zu sein. Aber Blowitz eroberte bald auch diesen Botschafter, der ein Stück Bohème war. Wir trafen uns kurz darauf bei einem Bankett der englischen Handelskammer. Lord Lytton, der charmanteste und jovialste der Botschafter, ging in einem Vorzimmer auf und ab und hielt den Arm um Blowitzens breite Schultern gelegt.

*

In den letzten Jahren wurde Blowitz in dem Maße mißtrauischer gegen alle Menschen, wie seine Sehkraft abnahm. Ich bildete eine der wenigen Ausnahmen. Mindestens einmal in der Woche fragte er mich, ob ich auf irgendeine Gesellschaft ginge, weil er neben mir sitzen wollte. Mit verfallender Gesundheit steigerte sich seine orientalische Phantasie. Seine

Träume wurden zu Wirklichkeiten, und sein trübes Augenlicht spiegelte ihm mehr denn je Märchenhaftes vor.

Laurence Oliphant, dieser unverständliche Mensch, dieser „zynische Visionär" im gewöhnlichen Leben, wie ihn Jemand nannte, sagte mir, sein einziges Verdienst, die einzige Rechtfertigung seines verfehlten Lebens sei, daß er Blowitz entdeckt habe. Als Oliphant Korrespondent der ‚Times' war, brauchte er einen geschickten Menschen, der in politische Milieus gelangen würde, um die herumschwirrenden Gerüchte zu sammeln. Er fragte Thiers, ob er ihm Jemand empfehlen könnte. „Ich war grade im Begriff, Jemand mit einem Empfehlungsbrief an die zu schicken," sagte der Präsident. „Er ist ein Neuling in Paris, aber man kennt ihn gut in Marseille. Dorther ist er mit einer Empfehlung von meinen Freunden zu mir gekommen. Sie können Vertrauen zu ihm haben."

So gelangte Blowitz, geboren in Gott weiß welchem Milieu Deutsch-Böhmens, nach Paris in die ‚Times', um der größte Journalist seiner Zeit zu werden. Was brachte ihn eigentlich dazu, seine Professur in Marseille aufzugeben, wo er eine entzückende Frau geheiratet hatte, deren Mitgift ihm ein sorgloses Dasein sicherte, und sich mit vierzig Jahren in eine neue Laufbahn zu wagen? Auf der Höhe seins Erfolges haben viele Leute geglaubt, daß er sich neben seinem Gehalt große Vermögensvorteile gesichert hätte. Man hielt ihn für käuflich von Allen, die die ‚Times' brauchen konnten. Aber die Tatsache, daß nach seinem Tode sein Vermögen sich als höchst unbedeutend erwies, stopfte den Verleumdern den Mund, ebenso wie es bei Gambetta der Fall war. Die Menschen mit dem angeborenen Bedürfnis der öffentlichen Aktivität haben keine Zeit, Vermögen zu machen. Die Enthusiasten büßen noch ihr eignes ein. Aber die Verleumdung wird nicht müde, das Gegenteil zu behaupten, bis die Antwort vom Grabe des Opfers selbst kommt.

Uebersetzt von Antonina Vallentin

Englischer Garten von Hans Reimann

Anfang März. Es ist noch kalt.
Achtundreißig Waisenkinder biegen in den Wald,
an der Spitze eine schwärzliche Gestalt,
alt und sauer.
Und mit einem Male ist der Wald voll Trauer,
aller Frühlingsfrische, aller Würze bar.
Selbst die Sonne ist nicht, wie sie vorher war.
Sie verhüllt ihr Haupt und scheint
kümmerlich in stillem Resignieren.
Ja, ich glaube fast, sie weint.
Und die achtunddreißig Kinderchen spazieren.
Achtunddreißig Mädchen, Paar für Paar,
stapfen durch den Wald,
eingehüllt in grobes Leinen,
derbe Strümpfe an den kleinen Beinen;
denn es ist verhältnismäßig kalt.
Nicht die Sonne nur, auch ich muß weinen.

Bemerkungen

ILP und SPD

Am 13. Februar 1926 hat der Generalvorstand der Independent Labour Party eine Resolution gefaßt, worin er sich völlig auf den Boden der Kriegsdienstverweigerung und der totalen Abrüstung stellt. Die pazifistischen Forderungen sind sogar den wirtschaftlichen vorangestellt.

In dem Manifest heißt es:

„Die ILP spricht aufs neue ihre entschiedene Gegnerschaft gegen Militarismus, Imperialismus und Krieg und ihren Glauben an einen Internationalismus aus, der sich auf die Zusammenarbeit freier Völker gründet. Sie sieht im modernen Kapitalismus eine ständige Bedrohung des Friedens, die mit sich bringt: Rüstungsausgaben in Höhe von 300 Millionen Pfund Sterling, die Unterwerfung Millionen Farbiger unter imperialistische Ausbeutung und Kriegsgefahren in der ganzen Welt."

Die ILP spricht sich dann aus für die völlige Revision der Friedensverträge, insbesondere die Beseitigung aller Deutschland auferlegten Ausnahmebestimmungen, gegenseitige Streichung der Kriegsschulden, die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland, die Beendigung aller militärischen Bündnisse, die Reorganisation des Völkerbundes zum Bunde der Völker und allgemeine Abrüstung.

„Gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieses Programms einer aufbauenden Friedenspolitik richtet die ILP jedoch die Aufforderung an die Arbeiterschaft, ihren Regierungen klar zu machen, daß sie jede Kriegsdrohung mit der Organisierung gemeinsamen Widerstandes gegen den Krieg beantworten werden, der die Weigerung, Waffen zu tragen, Rüstungen herzustellen oder irgendwelche materielle Beihilfe zu leisten, in sich schließen wird. Inzwischen verpflichtet sich die ILP, die Methode der Kriegsdienstverweigerung auf jede Weise zu fördern, und empfiehlt ihren Mitgliedern, für dieses Verfahren in den Gewerkschaften und in der Genossenschaftsbewegung einzutreten."

Was wird die SPD tun?

Den Etat der Reichswehr wie 1926, so auch 1927 bewilligen.

Georg Schulze-Moering

Werther

Wie sehr haben wir bedauert, unsentimental zu sein und uns nicht haben rühren zu lassen! Wir konnten nicht weinen. Nichts hat uns dazu bewogen, weder Handlung noch Spiel noch puccineske Kantilene.

Massenet ist ein Eklektiker, der Alles, was von Vorgängern und Zeitgenossen wirksam ist, benutzt. Wir erkennen Gounod, Thomas, Saint-Säens, Massenet selbst. Und wie die Linie weitergeht, sehen wir an der Nachfolge: von Puccini bis zum Caféhausgeiger. Im dritten Bild lassen wir uns, weil wir guten Willens sind, stellenweise gefangen nehmen — hier ist es fast Puccini —, bemerken dankbar die schöne Leistung der Delia Reinhardt, der Genia Guszalewicz und des Dirigenten Selmar Meyrowitz und fragen, weil wir eben doch nicht warm geworden sind, als der angeschossene Werther im letzten Bild noch große Arie singt: Warum holt Lotte denn keinen Arzt? Wahlheim ist doch nicht Kareol! Aber freilich: Verliebte denken auf dem Theater nicht — und dann wärs ja voraussichtlich noch immer nicht zu Ende. Denn es ist zu lang, die Handlung ist gar keine, es geschieht nichts, außer daß gesungen und gestikuliert und, vor dem letzten Bild, bei geschlossenem Vorhang furchtbar selbstmordend geschossen wird. Eines: ich möchte einmal Oper sehen, ohne

daß die Sänger Emotion durch übertriebene Gesten dartun. Ich habe Sehnsucht nach hängenden Armen, nach einfach hängenden Armen. Im ‚Boris Godunoff' wurde stellenweise so selbstverständlich gespielt. (Hier sei berichtigt, daß sich die Staatsoper um die Originalpartitur außerordentlich bemüht, daß Rußland sie aber nicht einmal zur Abschrift hergegeben hat. Meine Quelle ist indes Einsteins sonst zuverlässiges Neues Musiklexikon, das Moussorgskys Werk in ursprünglicher Fassung seit 1925 im Handel meldet.)

Trotz Sonntag kein volles Haus. Es scheint, daß auch das sogenannte Publikum merkt, wie wenig Massenet nach seinem Vollender Puccini noch zu bedeuten hat. Dabei ist ‚Werther' nicht einmal sein bestes Werk. Das rückt die Frage in den Vordergrund, ob nicht andre Neueinstudierungen von größerer Wichtigkeit wären.

Albert K. Henschel

Alte Schauspielerbilder

Manchmal findet man alte Schauspielerphotographien. Illustrierte Zeitschriften von gestern gehören bekanntlich zum Rührendsten und Vergnüglichsten, wo gibt — und unter ihnen sind es wieder die Bilder von den Bühnen, die das Herz schmelzen. So:

Der gute Schauspieler von heute kennt den Menschentypus von heute sehr genau; er weiß also in allen Fällen eine Maske zu machen, die sich von den Masken auf der Straße unterscheidet. Sein König Lear blickt wild; dergleichen kommt auf der Untergrundbahn nicht vor. Sein Kaiser Napoleon leuchtet ein wenig fett und geschichtsbedeutend; das erhabene Gefühl, später auswendig gelernt zu werden, gibt ihm eine Aura kalt-dünner Unterschiedlichkeit, so ein Kerl ist auf keinem Postamt zu finden. Gygesse und Holofernesse, Ophelias und Falstaffs, Polfahrer und chinesische Kla-Bunds — sie alle blicken uns heute so oder so an, aber immer unalltäglich, besonderlich, anders als ... „Rechts oben: der Künstler in Zivil".

Wenn aber zwanzig Jahre ins Land gegangen sind, hat sich auch der Mensch des Alltags verändert, und nun geht eine seltsame Veränderung mit diesen Bildern vor. Schlag auf, und du siehst:

Der Komiker ist ein albern geschminkter Hanswurst, der recht gewöhnlich aussieht; der Shakespeare-König Heinrich ein höchst braver Bürger jener Tage, mit geklebtem Bart und mühselig funkelnden Augen, er sieht recht gewöhnlich aus; Boris Godunow scheint zu sagen: „Da hinten ist noch ein Tisch frei, Amalie!" — und Napoleon ist ein Statist mit zu engen Hosen. Allen hängt die Verkleidung um die Beine wie ein leerer Sack, sie ist ihnen nicht conform, man glaubt sie ihnen nicht mehr.

Und man begreift nicht, wie sich die damalige Menschheit von solchen Schießbudenfiguren hat täuschen lassen, obgleich sie hat getäuscht werden wollen. Denn uns ist der Klang der Stimmen verhallt, die Namen sagen uns wenig oder gar nichts mehr, das Mysterium um den Künstler ist verflogen, und selbst, wenn es ein anerkannt Großer war, mit Gedenktafel, Rede des Regierungsvertreters im Gehrock und Benutzung des Namens im Kreuzworträtsel: Maske hat er nicht machen können, sagen die neuen Beschauer.

Denn weil sich auch die Gesichter der Generationen wandeln und man vor alten Photographien stets sagen darf: „So sieht man nicht mehr aus!" — so ist jener für uns noch ein alter Tepp oder eine dumme Zuckernaive, und der Unterschied zu den Alltagsbürgern fällt weg. Der Schauspieler ist selber Einer geworden. Moden wachsen nach innen, verwandeln den Geist und kehren als Ausdruckssymptom wieder, in schwarzgefärbten Augenwinkeln schluchzt ein Zigeunerwalzer, den

die Jazzleute verlachen, und ich möchte nicht dabei sein, wenn sie in zwanzig Jahren uns beim Zahnarzt durchblättern, alle miteinander.

Die Mode von gestern ist lächerlich. Selig, wer das Übermorgen erlebt. Seiner ist das Klassische, ein ewiger Wert ist er geworden, und so geht er ein in die Unsterblichkeit: Fritz v. Unruh, die bekannte Schöpfung des Berliner Tageblatts; Hans v. Seeckt, der Vater der Republik; und Kukirol, der Erfinder der schwarzen Füße. Ihrer ist das Himmelreich.

Peter Panter

Volksbegehren in München

Ich trete allabendlich bei der Kathi Kobus auf, im Simplizissimus. Hin und wieder kommt der junge Prinz Albrecht, Rupprechts Sohn aus erster Ehe, in das Lokal und lädt mich ein. Dann sitzen wir recht fröhlich bis in die graue Nacht hinein beim Tiroler und schimpfen auf die Zeitläufte. So und so.

Neulich fragt mich die Kathi nach einer derartigen Sitzung: „Du, wia gfallt dir denn Seine Königliche Hoheit?"

Ich gebe der Wahrheit die Ehre und sage: „Gut."

„No," sagt sie, „siegst, dös freit mi, daß du windiger Spartakist dös sagst. Is a netter Mensch, gel..."

„Ja," bestätige ich, „sehr nett. Ein anständiger, ehrlicher Kerl."

Kathi strahlt. „Gel," sagt sie warm und treuherzig, „jetzt gehst aber net zum Volksbegehren..."

Arnold Weiß-Rüthel

Dann

Der damalige Oberstaatsanwalt am Landgericht Hannover, Storp, hat, nachdem etwa 60 Fälle von Betrug, Freiheitsberaubung, Mißbrauch der Amtsgewalt festgestellt waren, gegen Jürgens und seine damalige Braut, die jetzige Frau, Haftbefehl erlassen.

So befand sich, um nur einen Fall herauszuheben, ein Verfahren gegen einen Unteroffizier darunter, in dem Jürgens verfügt hatte, daß der Unteroffizier sofort ins Feld zu schicken sei, und zwar zur Verwendung in der vordersten Linie, „damit er fällt".

Jürgens wurde in Untersuchungshaft gebracht, er ist aber bald wieder entlassen worden.

Er war dann Richter in Kassel.

BZ. am Mittag

Heimg'funden

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Aus dem Inhalt:
Münchner Fasching
von
Kasimir Edschmid.

Liebe Weltbühne!

Der deutschvölkische Abgeordnete Major Henning war vor dem Kriege Kompagnieführer beim Infanterie-Regiment 78 in Osnabrück. Dort herrschte die Sitte, daß die Einjährigen ihre später gekommenen Mitrekruten in Bildungsfächern unterrichteten.

Zu einer solchen Unterrichtsstunde hat der Einjährige S. eine Landkarte aufgehängt, auf der die politischen Grenzen Europas zu sehen sind.

Hauptmann Henning kommt inspizieren und fragt:

„Was machen Sie denn hier Gutes?"

„Ich unterrichte in Geschichte."

„Wozu haben Sie denn da 'ne Landkarte?"

„Herr Hauptmann, ich..."

„Ach was, Kerl, reden Sie nicht! Wenn Sie 'ne Landkarte haben, dann unterrichten Sie gefälligst Geographie!"

Diplomaten

Sie fordern mit heimlichem Grauen
und unbewegtem Gesicht
das „positive Vertrauen"
(quasi ein Ehrengericht).

Sie haben zwei kostbare Wochen
verhandelt und konspiriert,
geraten, gelächelt, gesprochen.
(Und reichlich antichambriert.)

Sie sind einander sympathisch,
damit nicht ihr Weltruhm erlischt.
Wie sagt man da diplomatisch?
(Am besten sagt man wohl — nischt.,

Karl Schnog

Antworten

Mitglied des Reichstags. Dein Kollege Alfred Hugenberg hat seine „Heimkehr" gefeiert, da es sonst Niemand tun wollte (Heimkehr aus Bayern, wohin er gehört und zurückkehren sollte). Sich selber also zur Feier schreibt er in zwei Nummern seines Berliner Lokal-Anzeigers „Heiteres und Ernstes". Daß sein Ernst erst recht erheitert, hat er mit allen wahren Humoristen gemein. Er zitiert „jene gruseligen gesammelten Märchen von Jacobsohn, Scheidemann und Genossen" und steigert dann seine eigne schriftstellerische Leistung bis zu dieser Diatribe: „Wir machen es nicht noch einmal wie Helfferich. Wir geben euch keine rettenden Rezepte, aus denen Ihr nachher Gifttränke brauen könnt. Wir sehen blutenden Herzens euerm Wüten und den aussichtslosen Versuchen Derjenigen zu, die auf den Hauch eures Geistes nicht verzichten können und daher die Wege nicht sehen, die sonst so leicht zu finden wären. Wir bleiben in Bereitschaftsstellung, bis Ihr unsre Führung wirklich anerkennt, bis Ihr ehrlich mit uns den Weg zur Rettung der deutschen Wirtschaft aus den Tiefen der immer noch starken deutschen Seele heraus — und damit auch den Weg zur Rettung der deutschen Seele selbst zu gehen reif seid!" Wohin diese „unsre Führung", nämlich ihre führen würde? Das erste Mal hat sie in die Inflation geführt. Dort ist das deutsche Volk den jammervoll kleinen Rest des Besitzes los geworden, den ihm der Krieg noch gelassen hatte, und Herr Hugenberg ein steinreicher Mann, der sich die Hälfte der deutschen Presse hat kaufen können. Daß ihn nach einer neuen Inflation und nach der andern Hälfte der deutschen Presse gelüstet, ist durchaus begreiflich. Und daß er sich hüten würde, Rezepte zur Rettung zu geben, wär' ihm auch dann zu glauben, wenn er sie hätte. Er ist der Mann, am Ende aller Tage zu erscheinen, Würgengel, Totengräber und Leichenfledderer in einer Person. Aber freilich: wenn seine Opfer stillhalten, hat er recht.

Südwestdeutscher. Die Weltbühnen-Leser von Mannheim und Ludwigshafen treffen sich jeden Mittwoch Abend um Acht im Café Roland zu Mannheim B. 2.

Zoologe. ‚Der Student' nennt sich eine neue Zeitschrift. Die zieht Richtlinien der Studentenbewegung und zählt als „die Fehler der deutschen Eigenart" auf: „Die Neigung zu theoretischer, spekulativer Gedankenkonstruktion und damit zusammenhängend zur Verkennung und Fehlschätzung der Wirklichkeiten und Tatsachen des Lebens. Die Sentimentalität und der Neid. Die philiströse Pedanterie und kleinliche Engherzigkeit. Der Bürokratismus und Formalismus, die Nörgelei und Kritikasterei. Die spießbürgerliche Schlafmützigkeit den Staatsgeschäften und der Politik gegenüber. Die Verachtung des formalen Elementes und die Unterschätzung und Vernachlässigung der harmonischen körperlichen Ausbildung und Gestaltung. Der Mangel an nationalem Bewußtsein, nationalem Stolz und nationaler Würde. Die Hundedemut vor dem Ausland." Was das ist? Ein Selbstporträt.

Friedrich Austerlitz. Sie sind nicht nur Mitglied des oesterreichischen Parlaments, sondern auch Chefredakteur der Wiener Arbeiter-Zeitung. Von der hatte ich jahrelang eine ziemlich hohe Meinung gehabt. Bis ich plötzlich die Nummer vom 12. März aufschlug und darin fand... Nun, was ich darin fand, hab' ich hier vorige Woche auf Seite 438 abgedruckt, und was da abgedruckt ist, hatt' ich drei Tage vorher Ihrem Blatt in einem Brief übermittelt. Mein offenbar allzu unschuldiges Gemüt war fest überzeugt, daß eine Zeitung wie die Ihre, die mit bemerkenswertem Eifer über die Reinheit journalistischer Sitten wacht, sich die Gelegenheit, Behauptungen von krassester Unwahrheit zu berichtigen, keineswegs werde entgehen

lassen. Ich wartete einen Tag, zwei Tage, drei Tage. Dann erschien nicht etwa meine Zurechtrückung eines abscheulich verzerrten Sachverhaltes in Wien, sondern in Berlin eine Kundgebung mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift: Sie hielten sich „weder für berechtigt noch für verpflichtet", den entscheidenden Teil meiner Äußerung zu veröffentlichen. Ich bin wohl sehr dumm: aber das verstehe ich höchstens zur Hälfte. Wie denn: Jemand schickt Ihnen eine Berichtigung, und Sie halten sich nicht für „berechtigt", sie aufzunehmen? Ja, was sonst kann Sie dazu berechtigen als der Wunsch des Berichtigers? Grade diesen Wunsch hatte ich vor Ihre Augen gebracht. Und „verpflichtet"? Ich begreife, daß ein Redakteur, dem man nicht mit dem § 11 des Preßgesetzes — bei Ihnen ist es, glaube ich, § 19 — auf den Leib rückt, keine sonderliche Lust hegt, an eine Diskussion über abweichende Meinungen Raum zu wenden. Die Berufung auf jenen Paragraphen hatt' ich, durchdrungen von Ihrer Loyalität, mir geschenkt. Zudem handelte sichs ja nicht um Meinungen, sondern um Wortlaute. Rudolf Olden hatte in der ‚Weltbühne' von Herrn Alexander Weisz gesagt, er sei „der größte Könner des Journalismus, den Wien, die Stadt journalistischer Talente, jemals gehabt hat", und Ihr Blatt hatte, um gegen Rudolf Olden leichteres Spiel zu haben, den größten Könner in „das größte moralische und literarische Genie" verwandelt. Den größten Könner des Journalismus muß nichts hindern, auch der größte Gauner des Journalismus zu sein, während dem größten Gauner ziemlich schwer fallen dürfte, das größte moralische Genie zu sein. Kurz und schlecht: Ihr Redakteur hat sich weder geirrt noch irgendeine abweichende Meinung bekundet, sondern hat, selbstverständlich anonym, einen klaren, unzweideutigen, unanstößigen Text hundsgemein gefälscht — und Sie, Herr Chefredakteur, fühlen sich nicht „verpflichtet", einen solchen Betrug an Ihren Lesern einzugestehen und damit bereits wieder gutzumachen, sondern decken ein Mitglied Ihres Betriebs, das diesen aufs Ärgste kompromittiert, und entrüsten sich über Herrn Alexander Weisz. Der wird bezichtigt, zu eben derselben Zeit, wo er jede nicht ganz einwandfreie oesterreichische Persönlichkeit anprangerte, erpresserisch tätig gewesen zu sein. Die Verhandlung, die diese Bezichtigung als wahr zu erweisen hat, ist noch nicht anberaumt. Von Ihrer Arbeiter-Zeitung ist erwiesen, daß sie mit der ethischen Forderung zu eben derselben Zeit hausieren gegangen ist, wo sie schmählich schwindelte. Ist der Unterschied zwischen Ihrem Unterläufel und Herrn Alexander Weisz wirklich so groß? Der Kerl habe Geld genommen? Aber Geisteswerte sollten in unsrer Sphäre zum mindesten keinen niedrigern Kurs als Geldwerte haben. Und kaum ist mir dieses Schlußwort entfahren, da kommt Ihre Arbeiter-Zeitung vom 17. März. Und da lese ich, daß irgendwer in den Mund Ihres Vorgängers Victor Adler den Ausspruch gelegt hat: „Wir schwindeln natürlich auch, soviel wir können." Den wehrlosen Führer schützt Ihr gegen diese Verleumdung. Aber er wird sich, wenn zu ihm dringt, was Ihr mit Rudolf Olden und mir angestellt habt, im Grabe herumdrehen, wird die erste Person Pluralis jenes Ausspruchs in die zweite verwandeln und wird seine Rückseite euch, sein Gesicht künftig uns zukehren.

Wilhelm Michel. Im Feme-Ausschuß des Preußischen Landtags hatte der Herr v. Oppen-Tornow erklärt, den Namen seines reichen Freundes, der die Fememörder unterstützt und beschützt, nicht nennen zu wollen. Daraufhin hatte in Nummer 10 der ‚Weltbühne' Carl Mertens ausgeholfen: „Jener reiche Freund ist Herr Graf Kuno v. Hardenberg ... der Besitzer von 28 808 Morgen Land." Jetzt schreiben Sie mir: „Carl Mertens irrt sich, wenn er den Grafen Kuno Hardenberg, den ich gut kenne, mit dem Femegesindel in Verbindung bringt. Hardenberg, Hofmarschall (oder so was) des Großherzogs von

Hessen, ist weit davon entfernt, 28 808 Morgen Landes zu besitzen; seine Güter liegen größtenteils im Mond, und er ist persönlich ein netter, gebildeter und viel zu gescheiter Mensch, außerdem viel zu sehr auf die erhabene Schnuppigkeit des Keyserling-Kreises eingestellt, als daß er mit rechtsradikalen Meinungen irgendetwas Kompromittierendes zu tun hätte. Er hat seit Kriegsende ständig hier in Darmstadt gelebt und sich in politicis so vernünftig benommen, wie bei seiner Stellung irgend möglich war. Da er aber der einzige Hardenberg des Vornamens Kuno ist, muß es sich um einen Irrtum von Mertens handeln, mindestens um einen Irrtum im Vornamen." Genau so ists. Der Knabe heißt Karl. Und hat längst angefangen, Deutschland fürchterlich zu werden. Wann werden Die um Severing erreichen, daß er damit wieder aufhört?

Teutone. Deine Deutsche Zeitung druckt der Bergisch-Märkischen Zeitung nach, daß „diese Zurückhaltung aufgegeben werden könne, seit die Berliner Linkspresse, die Gerlach, Breitscheid und die ‚Weltbühne' des Herrn Siegfried Jacobsohn die letzten Reste ehemaliger militärischer Geheimnisse, unsres Vaterlandes verraten haben". Ja, wovon hat man sich denn bisher zurückgehalten? Nun, von dem Eingeständnis, daß es eine Schwarze Reichswehr gegeben hat. Bisher hat man feste gelogen, früh und spät und so frech wie dumm, daß dieses Gebilde eine Ausgeburt der sattsam bekannten orientalischen Phantasie sei. Jetzt endlich sagt man klipp und klar: „Also wir hatten eine Schwarze Reichswehr" und setzt quer über die erste Seite des Hauptblatts: „Die Wahrheit über die Schwarze Reichswehr". Zu welchem Zweck? Um daruntersetzen zu können: „Dr. Wirth ihr geistiger Vater und Geldvermittler". Also ein Ablenkungsmanöver. Mit dem Joseph Wirth sich befassen mag, wenns ihm lohnt. Mich interessiert daran weiter nichts als die erfreuliche Tatsache, daß die Deutsche Zeitung ihren Gesinnungsfreund Geßler, der mit dem Brustton der Überzeugung und des Hamurs die Existenz einer Schwarzen Reichswehr immer und immer wieder bestritten hat, plötzlich schlicht und rund und nett zum Erzlügner macht. Die Sonne oder doch die Zeit bringt es an den Tag. Man muß nur alt genug werden, ums zu erleben.

Nationalbewußter. Daß Funktionäre der deutschen Justiz die beschworene Verfassung nicht selten brechen, das willst und willst du uns ja doch nie glauben. Nun, vielleicht überzeugt dich der Fall der beiden jungen deutschen Kommunisten Scherer und Hölz. Die verurteilte, weil sie versucht hatten, unter den französischen Truppen antimilitaristische Propaganda zu treiben, am 25. August 1925 das französische Kriegsgericht in Wiesbaden zu drei Jahren und einem Jahr Gefängnis. Das war leider des Militärgerichts gutes Recht. Wer aber hat die Deutschen ertappt, wie sie damit beschäftigt waren, bei den französischen Soldaten pazifistische Flugblätter einzuschmuggeln? Französische Wachen, Spitzel, Geheimpolizisten, Offiziere? Nein, sondern drei deutsche Polizeibeamte aus Kreuznach, die sich beeilten, ihre Beute noch in der Nacht den Franzosen auszuliefern. Dank dem französischen Strafvollzug, der an Gefährlichkeit dem deutschen nichts nachzugeben scheint, ist der Gefangene Scherer todkrank geworden, beinah zur Mumie eingetrocknet und des Sprechvermögens verlustig gegangen. Wird er nicht schnellstens befreit, so kann französische Klassenjustiz und deutsche Erbärmlichkeit ein Opfer mehr zählen. Zwar besagt Absatz 3 des Artikels 112 der Verfassung, daß Deutsche einer ausländischen Regierung keine Deutschen zur Strafverfolgung ausliefern dürfen, aber... Aber du willst und willst uns ja doch nie glauben, daß Funktionäre der deutschen Justiz die beschworene Verfassung nicht selten brechen.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958, Bankkonto: Darmstädter u Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Deutschland in Genf von Fr. W. Foerster

Man kann Vieles gegen gewisse Einseitigkeiten der Psychoanalyse sagen: unbedingt richtig ist doch der Hinweis auf jenen merkwürdigen psychologischen Mechanismus, kraft dessen peinliche Erfahrungen ins Unterbewußtsein verdrängt werden. Schon Nietzsche hat von dieser weitgehenden Nachgiebigkeit des Gedächtnisses gesprochen, die sich überall da geltend macht, wo eine sachgemäße Aufbewahrung des wirklich Geschehenen mit der Eigenliebe in Konflikt gerät.

Es gibt nun Entwicklungsstadien im Leben von Einzelnen und Völkern, wo solche Verdrängung des objektiven Sachverhalts ganz besonders lebhaft in Funktion tritt, weil jene, Einzelne und Völker, in einer seelischen Verfassung sind, wo sie nicht die moralische und geistige Kraft haben, die Wahrheit zu ertragen und zu verarbeiten.

In einer solchen Phase befindet sich seit 1914 der größte Teil des deutschen Volkes. Ihm gilt die Wahrheit an sich als „deutschfeindlich" — er hat eine ganz erstaunliche Fähigkeit erreicht, peinliche Sachverhalte ins Unterbewußtsein zu verdrängen und nur solche Deutungen des wirklichen Geschehens zuzulassen, die die nationale Eigenliebe nicht verletzen. Wie weit in dieser Richtung auch die deutsche Linke mitgeht, das ist für das Ausland immer wieder ein Anlaß zum Staunen und zu schweren Befürchtungen für die Zukunft.

Ein neuer Beweis für diese Macht der Verdrängung ist die Art, wie fast die gesamte deutsche Presse die Genfer Vorgänge darstellt und deutet, samt denjenigen Herren, die in Genf anwesend waren, dort über die deutsche Haltung und ihre fatale Wirkung ganz außer sich waren, heute aber nichts mehr davon wissen und freudig in die allgemeine Behauptung einstimmen, die deutsche Genfer Politik sei am Verlauf der Dinge gänzlich unschuldig. Ich, der ich an der Genfer Tagung teilgenommen und manche Gelegenheit gehabt habe, hinter die Kulissen zu sehen, möchte all jenen Falschdeutungen gegenüber im wahren Interesse des deutschen Volkes mit größtem Nachdruck folgende Richtigstellung vornehmen:

Man beruft sich in Deutschland allerorten auf das gute Zeugnis, das die leitenden Staatsmänner der Gegenseite selber dem Verhalten der deutschen Delegation gegeben hätten. Dieses Zeugnis war insofern wohlverdient, als das würdige und versöhnliche persönliche Verhalten der deutschen Staatsmänner der sachlich überaus peinlichen Lage, in die man durch die deutsche Politik gegenüber der Vermehrung der Ratsitze gekommen war, den Stachel genommen hat. Daß diese Politik aber die entscheidende Schuld an der Schaffung jener

unentwirrbaren Verwicklung von Ansprüchen trägt, die nur durch die großmütige Opferwilligkeit zweier kleiner Staaten einigermaßen entwirrt werden konnte, dagegen sollte man sich doch bei uns nicht durch die Tatsache blind machen lassen, daß Briand und Chamberlain durch eine äußerst ritterliche Interpretation der Schlußvorgänge Locarno zu retten und den deutschen Staatsmännern das Festhalten am Völkerbund zu erleichtern bemüht waren. Unter Gentlemen verpflichtet solche Großmut doch wohl den also Entlasteten dazu, umso mehr mit sich selbst ins Gericht zu gehen, statt das erhaltene Zeugnis allzu laut auf allen Gassen auszuschreien. Wem aber das Gefühl für solche Imponderabilien durch allzu viel niedere Mathematik verloren gegangen ist, dem kann man es allerdings nicht beibringen . . .

Warum aber mit uns selbst ins Gericht gehen? Ist es nicht tatsächlich das brasilianische Veto gewesen, das die schon gefundene Lösung durchkreuzt hat? Nein, die Dinge verhalten sich ganz anders. Unter dem Titel: ‚L'histoire de la crise' hat das ‚Journal de Genève' in seiner Nummer vom 20. März ausdrücklich festgestellt, daß Briand und einige andre Staatsmänner schon Dienstag, am 16., nachmittags zu der Erkenntnis gekommen waren, daß die durch Undéns und Beneschs Verzicht auf ihre Ratsitze dargebotene Lösung doch zu überstürzt sei und dem Ganzen des höchst schwierigen Problems nicht gerecht zu werden vermöge (Schwierigkeiten mit der Kleinen Entente). Daher kam man schon am Abend zu der einstimmigen Lösung, den Eintritt Deutschlands auch zu vertagen, wenn Brasiliens definitive Entscheidung positiv laute. Wie dann Herr Mello Franco als Sündenbock in den brasilianischen Urwald gejagt wurde, da wußten alle Eingeweihten, daß der mit Zischen Begrüßte doch der Retter war, der möglich machte, das Ganze zu vertagen, ohne Deutschland vor aller Welt mit der Schuld zu beladen und ohne ihm in den Augen der deutschen öffentlichen Meinung eine demütigende Abweisung seiner Bedingungen zuteil werden zu lassen.

Mit dieser Feststellung, die ich aus direktesten Informationen als die allein zutreffende bestätigen kann, ist der ganzen Argumentation, durch die die deutsche Presse die offizielle deutsche Politik als völlig unschuldig an dem Ausgang der Genfer Tagung hinzustellen suchte, jeder Boden entzogen. Als die deutsche Delegation unter dem Druck einer öffentlichen Meinung, an deren Zustandekommen sie selber mitschuldig ist, sich verleiten ließ, Briands letzten Kompromißvorschlag abzulehnen, da war tatsächlich die letzte ernsthafte Möglichkeit erschöpft; die Erbitterung gegen die Deutschen war allgemein („neun Zehntel gegen Deutschland", sagte der überaus versöhnungsbereite Vandervelde). Chamberlain tobte, Briand war ganz zerschlagen, die Stellung der deutschen Delegation

war moralisch-politisch denkbar ungünstig. In diesem Augenblick hätte man — auch im tiefsten Interesse der Europäisierung Deutschlands — die deutsche Delegation unverrichteter Sache nach Deutschland abziehen lassen müssen. Das wäre eine klare Situation gewesen — auch der völkerbundfeindliche Teil der deutschen öffentlichen Meinung würde begriffen haben, daß die übrige Welt trotz ihres aufrichtigen Wunsches nach gleichberechtigter deutscher Mitarbeit sich nicht unbillige Bedingungen diktieren lasse. Solcher Mißerfolg hätte den außenpolitischen Kredit des deutschen Nationalismus stark heruntergebracht — und umso mehr, als auch sehr weit rechts stehende Kreise bei uns das Genfer Podium zur Verteidigung deutscher Interessen dringend wünschen. Heute ist die Wirklichkeit der Genfer Vorgänge so verwischt, daß die deutsche öffentliche Meinung nichts daraus lernen kann. Deutschlands schwerer Fehler wurde durch Beneschs und Undéns großmütiges Opfer derart ausgeglichen und unsichtbar gemacht, daß dadurch dem deutschen Volke erspart blieb, die realen Konsequenzen der falschen deutschen Politik zu spüren: es gibt eine Versöhnlichkeit, die in gefährlicher Weise einem Irrelaufenden die Erkenntnis seines Irrtums unmöglich macht . . .

Handelte sichs denn aber wirklich um unbillige Bedingungen? Hier liegt in der Tat der Kern der Genfer Schuldfrage. Ja, es war ein ganz schwerer Fehler, daß die deutsche Politik sich nicht mit der Zusage des ständigen Ratsitzes begnügte, sondern den Rat für andre Kandidaten und im besondern für Polen sperrte. Die deutsche Politik, die immer den Geist von Locarno im Munde führt, begriff nicht, daß der Versuch, einem Mitunterzeichner des Vertrags von Locarno den Zutritt zum gemeinsamen Tische zu sperren, eine wahre Versündigung grade gegen den Geist jenes Vertrages darstellte. Und sie begriff nicht, daß Briand, als man ihm in Bezug auf seine Zusage an Polen den Vorwurf der Illoyalität machte, höchst erstaunt sein durfte und nicht verstehen wollte, daß man den gleichzeitigen Eintritt eines Mitkontrahenten von Locarno in den Rat als feindselige Handlung auslegte, da doch die Statuten des Rates Deutschland vor jeder Majorisierung schützten: das deutsche Veto konnte ja jeden Ratsbeschluß matt setzen. Und es war die ebenso aufrichtige wie berechtigte Auffassung Briands und Chamberlains, daß die direkte Vertretung Polens im Rat für die deutsch-polnische Interessenerklärung weit günstiger sein werde, als wenn ein zurückgewiesenes Polen von draußen her protestierte und intrigierte. Es ist in Deutschland gar nicht beachtet worden, daß Briand in seiner Schlußrede einige Worte an Deutschland richtete über die grundfalsche Auffassung, die die deutsche Politik in ihrer Stellungnahme zum polnischen Ratsitz bestimmt hat. Briand sagte: „Deutschland

muß begreifen, daß man im Völkerbunde, wo der Geist der Gleichheit regiert, die Vorurteile einer Nation gegen eine andre nicht kennt, und daß Kleinlichkeiten hier in einer Atmosphäre der Solidarität verschwinden, denn das tiefe Gefühl der Gleichheit ist der Leitstern unsres Wirkens. Deutschland wird das begreifen." Die deutsche Politik für Genf hat sich eben leider bewußt und unbewußt durch die ostelbische Politik gegen Polen bestimmen lassen, und damit hat sie in ihre prinzipielle Haltung einen Geist gebracht, der weder zu Locarno noch zu Genf paßte und in eine Zusammenkunft zum Zweck der Aussöhnung den Krieg trug. Dadurch hat sie eine Verwirrung erzeugt, in der auch andre Ansprüche individualistisch vorstießen, und in der überhaupt eine Einigung nicht mehr möglich wurde, weil das Programm durch zuviel Probleme überlastet wurde. Wer das nicht zugibt, der will eben um jeden Preis Deutschland verteidigen. Es gilt aber, um jeden Preis die Wahrheit zu verteidigen. Nur daran kann Deutschland genesen.

Übrigens wurde jener Widerspruch unverkennbar auch der deutschen Delegation bei der wachsenden Erbitterung in Genf schnell genug klar. Sie sah sich daher genötigt, Konzessionen zu machen und Dementis zu geben, die ihr Auftreten zwar nachträglich von einem antipolnischen Odium befreiten, ihm aber dadurch auch den eigentlichen Sinn nahmen und die Verfehltheit ihrer ganzen Taktik umso greller und ärgerlicher hervortreten ließen. Denn wenn man nun doch nichts Prinzipielles gegen Polens Sitz hatte und auch die Erweiterung des Rates zu einem etwas spätern Datum nicht hindern konnte: wozu wurde dann Alles aufs Spiel gesetzt? Waren es in der Tat nicht Undén und Benesch, deren Anerbieten Deutschland eine schwere moralische Niederlage vor der öffentlichen Meinung der Welt ersparte? Sehr richtig schrieb die Basler Nationalzeitung, die für die Fehler der Gegenseite nichts weniger als blind ist, an dem Tage, wo die deutsche Delegation Briands Kompromiß-Vorschlag ablehnte: „Was hat Deutschland davon? Daß Polen nicht oder vorerst nicht im Rate sitzt. Als ob der polnische Standpunkt nicht von Frankreich und Italien, Spanien, Brasilien und Belgien vertreten würde! Was hätte es Deutschland geschadet, wenn es grundsätzlich seine Einwilligung für einen nichtständigen polnischen Ratsitz ausgesprochen hätte? Hätte es damit nicht bewiesen, daß es bestrebt ist, im Rat auftauchende Konflikte loyal durch gegenseitige Aussprache zu ordnen? Es hat durch sein Verhalten die lateinische wie die slawische Welt aufs Schwerste beleidigt, und doch kann Deutschland wahrhaftig nicht behaupten, daß man ihm selbst jenes Entgegenkommen verweigert habe, das es den Andern nicht zugestand." Also nochmals: es ist nicht Deutschlands Verdienst, daß man in Genf nicht bei der

allgemeinen Stimmung blieb, die in dieser neutralen Beurteilung ihren Ausdruck findet, sondern daß im letzten Moment von fremder Seite zur Entspannung der Lage Opfer gebracht wurden, die Deutschland nicht bringen wollte. Bei diesem Tatbestand ist es doch gradezu grotesk, wenn ein großes demokratisches Blatt bei uns die Stirn hatte zu schreiben: „In dem Kaleidoskop der Genfer Konstellationen war die Haltung der Deutschen der einzig ruhende Pol." (Ja, so wie ein Droschkenpferd, das sich quer über die Straße legt, der einzig ruhende Pol im Verkehr ist!) „Es zeigt sich jetzt, wie richtig die deutsche Stellung, die in den ersten Genfer Tagen als ‚starr und eigensinnig' durch die ausländische Presse ging, gewesen ist, denn von allen Delegationen kommt die deutsche mit den reinsten Händen nach Hause."

Erstens: Liebe Landsleute, hört endlich mit euerm unausstehlichen Selbstlob auf! Zweitens: Nein, dreimal nein, mit den reinsten Händen kommen die Delegationen nach Hause, die zu Opfern bereit waren, während wir starrsinnig bei einer ganz sinnlosen Rentenz beharrten. Uns ist es in Genf viel zu gut und ehrenvoll ergangen, ohne daß wir das durch wahren Völkerbundsgeist verdient hätten. Wer Deutschland liebt und ihm Heil wünscht, der kann nur bedauern, daß unsre halsstarrige und formalistische Prestigepolitik nicht die verdiente Bloßstellung erfahren hat!

*

Unleugbar ist bei diesem Anlaß auch ein schwerer Konstruktionsfehler des Völkerbundes zutage getreten. Desgleichen ist zutage getreten, daß der wahre Völkerbundgeist auch bei andern Völkern noch nicht so entwickelt ist wie dort, wo man den eignen Ratsitz preisgab, um alle Schwierigkeiten der Sachlage aus dem Wege zu räumen. Wir aber, statt zu begreifen, daß wir ehrlich an der Idee und Organisation der Völkergemeinschaft etwas gutzumachen haben, taten Alles, um die vorhandenen Schwierigkeiten ins Unlösbare zu steigern und die leitenden Gehirne tödlich zu ermüden. Und da gibt es noch Deutsche, die höhnend von „unsterblicher Blamage des Völkerbundes" zu reden wagen und so tun, als sei es Deutschland, das schon zuviel Geduld gegenüber diesem Treiben gezeigt habe! Als ob es sich hier nicht um säkulare Aufgaben von unausdenkbarer Schwierigkeit der Synthese handelte! Als ob fünfzig Nationen und fünf Erdteile in sieben Jahren unter einen Hut und unter eine gerechte Regierung und Vertretung gebracht werden könnten! Wärs nicht besser, sich in den eignen Mangel an wahrer Völkerbundgesinnung zu vertiefen, statt von einem so groß angelegten Werk nach wenigen Jahren Unmögliches zu verlangen, noch dazu in einem Weltzustand, an dessen Zerfahrenheit und Verrohung die deutsche Politik der letzten fünfzig Jahre so schweren Anteil hat?!

Der Sieg über die Fürsten von Emil Rabold

Die starke Beteiligung der Bevölkerung am Volksbegehren hat nicht nur die berufsmäßig flaumachenden Pessimisten überrascht, sondern sogar die kühnsten Erwartungen der Optimisten übertroffen. Optimisten rechneten mit 7, höchstens mit 8 Millionen Stimmen. Nun, da es 13 geworden sind, werden auch die 20 aufzubringen sein. Sie müssen aufgebracht werden.

Um das Ergebnis des Volksbegehrens richtig würdigen zu können, darf man nicht vergessen, mit welchen Erschwernissen die Einzeichnung verbunden war. Die Reichsregierung, deren Amt es war, für eine ordnungsgemäße Durchführung des Volksbegehrens zu sorgen, hat sich nicht nehmen lassen, mit der Bekanntgabe des Termins zugleich eine amtliche Beeinflussung der Wähler im Sinne der Fürstenansprüche zu verbinden. Der Parteinahme der Regierung folgte die Sabotage der Guts- und Gemeindevorsteher auf dem flachen Lande. Und das hatte wenigstens ein Gutes: wir sind bei dieser Gelegenheit wieder einmal daran erinnert worden, daß wir inmitten der Republik noch mittelalterliche Einrichtungen besitzen. Wann werden die Überbleibsel aus feudaler Schreckenszeit beseitigt?

Doch auch in vielen Städten sah es böse aus. Mit Absicht waren so wenig wie möglich Einzeichnungslokale festgelegt worden. Die Wahlzeit wurde vielerorts mit Absicht auf ungünstige Stunden verlegt, um der Bevölkerung die Einzeichnung zu verekeln. Tagelange Arbeit war nötig, um der Bevölkerung das zuständige Stimmlokal kenntlich zu machen.

Hinzu kam der systematische Boykott der Presse, und zwar nicht nur der Rechtspresse; auch viele demokratische Zeitungen versuchten, die Willensentfaltung des Volkes zu durchkreuzen oder unmöglich zu machen. Nicht einmal die Stimmziffern der ersten Tage wurden bekannt gegeben, wie die einfachste publizistische Pflicht erheischt hätte. Erst als die demokratischen Blätter sahen, daß eine Lawine anschwoll und über sie hinweg zu gehen drohte, schwenkten sie ein, die Gefahr witternd, von ihren bisherigen Anhängern verlassen zu werden. Im Wesentlichen stützte sich die Campagne aber auf die Propaganda der 30 kommunistischen und 130 sozialdemokratischen Zeitungen. Diese erreichen nur einen Bruchteil der Bevölkerung — und daran und an allen andern Schwierigkeiten ist zu erkennen, wie gewaltig der Erfolg ist, der in der Aufbringung von 13 Millionen Wählerstimmen sich kundtut.

Die 13 Millionen Stimmen sollen nicht gezählt sein: sie müssen gewogen werden. Zählung allein gibt kein richtiges Bild von der wirklichen Volksstimmung. Geheime Abstimmung würde über ein Drittel Stimmen mehr ergeben haben. Millionen haben den Weg in das Abstimmungslokal nicht finden wollen, weil sie den Terror der Gegner fürchteten und die öffentliche Einzeichnung scheuten.

13 Millionen Stimmen, ein gewaltiges Heer. Die überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung, so lehrt das Ergebnis, lehnt jede Fürstenabfindung entschieden ab. Sie will eine endgültige Lösung herbeigeführt sehen. Reiner Tisch soll

gemacht werden. Zugleich ist das Volksbegehren in seinem Endergebnis ein gewaltiges Mißtrauensvotum gegen Parlamente und Regierungen. Es ist ein Todesurteil gegen die heutige Justiz, denn es besteht kein Zweifel, daß der sogenannte Kompromißentwurf der Regierungsparteien mit seinem famosen Sondergericht die Bewegung während des Volksbegehrens eher beflügelt denn gehemmt hat. Dem Volk ist allgemach klar geworden, was es von seinen Richtern zu erwarten hat.

Überall dort, wo eine wirkungsvolle Propaganda entfaltet wurde, haben sich schon beim Volksbegehren 50% der Stimmberechtigten, teilweise noch mehr an der Einzeichnung beteiligt. Es sind im Ganzen einige Millionen mehr an Stimmen aufgebracht worden, als Kommunisten und Sozialdemokraten bei den letzten Wahlen erhalten haben. In vielen Bezirken rebellierten die Anhänger der Demokratischen Partei und des Zentrums gegen ihre Parteileitungen und beteiligten sich massenhaft an der Einzeichnung. Aber auch viele Anhänger der Rechtsparteien sagten ihren bisherigen Führern die Gefolgschaft auf. Eine große Umschichtung der Wähler ist vor sich gegangen. Die starke Beteiligung der bürgerlichen Mittelschichten an der Eintragung war überall das bezeichnendste Moment. Nur in hinterpommerschen Winkeln hat die Landbevölkerung versagt. In Thüringen, Hessen und Süddeutschland hingegen, besonders in Baden und Württemberg, marschierte sie an der Spitze: 70, 80, 90% der Stimmberechtigten trugen sich in verschiedenen Dörfern dieser Bezirke in die Listen ein. Der Geistliche machte vielfach den Anfang. Hingegen ist allerdings auch nicht verschmäht worden, Kanzel und Beichtstuhl als politisches Tribunal für die Ansprüche der Fürsten zu benutzen.

Das Resultat des Volksbegehrens wird im Einzelnen genau zu prüfen sein. Wir wollen uns nichts vormachen. Es sind auch einige Städte und Bezirke da, wo nicht der Gutsvorsteher oder der ostelbische Landrat machtgebietende Herrscher sind, und die trotzdem verhältnismäßig schlecht abgeschnitten haben, zum Beispiel: das Ruhrgebiet mit seiner zusammengeballten Arbeiterbevölkerung, das für Viele eine Enttäuschung gebracht hat, der Bezirk Halle-Merseburg, Gotha und einige andre Industriestädte in Mitteldeutschland. Im Ruhrgebiet mag die zu geringe Beteiligung teilweise der Gegenagitation gewisser Zentrumsführer zu danken sein. Aber die Haltung des Zentrums erklärt das vorhandene Manko allein nicht. Es zeigen sich hier offenkundige Fehler und Unterlassungssünden der Arbeiterparteien, denen die Mobilisierung der eigentlichen Arbeiterschichten oblag. Dies gilt auch für den Bezirk Halle-Merseburg, für Gotha und andre hinter dem Gesamtergebnis zurückgebliebene Bezirke und Städte.

Im Ganzen aber: das Volksbegehren war ein politischer Märzsturm, der erfrischend über das deutsche Land gebraust ist. Volkssieg über Fürstenhabgier. Die monarchistische Bewegung hat einen harten Schlag bekommen. Fürsten und Fürstendiener wissen jetzt, woran sie sind. Zu lange hat das Volk geschlafen und jede Schmach geduldig getragen — jetzt hat sichs aufgerafft zu einer befreienden Tat. Nicht die Führer, die

hinterherhinkten, haben den Weg gewiesen. Das Volk selber ist aufgestanden und hat jene Bewegung zustande gebracht, der sich nun die Führer zu beugen haben, wenn sie wissen, was ihres Amtes ist. Es handelt sich nicht nur darum, Geld und Gut zu retten. Es geht auch um geistige Forderungen. Die Republik darf hinfort keinen Platz mehr haben für Fürsten, die um zweifelhafter Verdienste willen ein Drohnendasein beanspruchen. Sie darf keine Fürsten mehr kennen — aus Selbsterhaltungstrieb, aus politischer Hochachtung vor sich selber.

Das Reichsbanner steht am Scheideweg. Es ist bei der Agitation während des Volksbegehrens viel zu wenig hervorgetreten. Ein paar Leisetretern zuliebe hat sich die Bundesleitung lau und flau auf Neutralität festgelegt. Aber hier gibt es keine Neutralität, hier kann es keine Neutralität geben. Wer nicht offen und frei gegen jede Fürstenabfindung kämpft, wer nicht alle Energien einsetzt für den Volksentscheid, wer mit Wenn und Aber kommt, der ist weder Republikaner noch Demokrat: der ist, mag er wollen oder nicht, ein Fürstenknecht, gleichviel, ob er sich schwarz-weiß-rot oder schwarz-rot-golden drapiert.

Drei Feme-Denkschriften von Carl Mertens

Dem Feme-Ausschuß des Reichstags sind drei Denkschriften zugegangen, die interessanter sind, als man bei der trockenen Ausdrucksweise des heiligen Bürokratius vermutet hätte. Wenn man dann so über sie hinweggelesen hat, merkt man, daß es sich hier gar nicht um Denkschriften im gewöhnlichen Sinne handelt: diese Sermone sind Briefe — Ministerbriefe an die deutsche Öffentlichkeit.

*

Geßler erzählt neue Märchen. Ulkig, wie er allen Ernstes versichert, die Schwarze Reichswehr, deren Existenz er so lange bestritten hat, sei eine Einrichtung gewesen, die das Gebot der Stunde verlangte. Die Frei-Corps hätten entwaffnet werden müssen, und die braven, brotlosen Soldaten, die die Regierung zu „Grenzschützlern", „Selbstschützlern" und „Freiwilligen zur Unterdrückung innerer Unruhen" gemacht und dadurch dem Landsknechtstum zugeführt habe, hätten untergebracht werden müssen. Von den Ermordeten weiß er nichts. Er gesteht nur, daß die ganze Einrichtung geheim gehalten werden mußte, und daß deshalb vielleicht hier und da dank der eigenwilligen Dienstauffassung eines „Angestellten"-Offiziers, für den er doch nicht verantwortlich sei, gelegentlich einmal so ein Mord an einem Verräter vorgekommen sei, und daß man den heute unverständlicherweise als „Fememord" bezeichne. So ist ihm die ganze Aufregung der deutschen Öffentlichkeit unverständlich. Der Lärm würde von gewissen Kreisen gemacht, deren Tätigkeit er „mit tiefer Besorgnis" — für sein oder ihr Wohlergehen? — beobachte. Jedenfalls sei das Alles nun schon fast drei Jahre alt, und heute lägen die Dinge ganz

anders. Die Schwarze Reichswehr von damals war der Rest des oberschlesischen Grenzschutzes. Basta!

*

Der Reichskommissar Kuenzer vom Reichsministerium des Innern versichert zunächst einmal im ersten Teil seines Traktätchens, daß er eine für die Erhaltung der Republik unaussprechlich wichtige und bedeutende Institution sei. Er habe die Republik gerettet. Er habe das preußische Ministerium des Innern gewarnt. Er habe den Leiter der Kriminalpolizei Ia rechtzeitig von den damals geplanten Aktionen unterrichtet. Er überhaupt... wenn er nur mehr Machtmittel bekommen könnte! Diese Denkschrift ist die Verteidigung eines kleinen satten Bürgers, der im Durcheinander der Nachkriegsjahre durch eine modulationsfähige und immer gangbare Gesinnung zu etwas geworden ist und nun eigentlich ohne Ressort andern Ministerien und Behörden in der Suppe fischen muß. Dieser Teil seiner Denkschrift, der mit Ich anfängt und mit Ich aufhört, müßte Gelegenheit geben, zu untersuchen, was, warum, wofür, wogegen, wozu so ein Reichskommissariat für öffentliche Ordnung eigentlich existiert. Das Resultat wäre ein Personalabbau, wie wir ihn bei den hohen Kosten des Staatshaushalts überaus nötig hätten. Aber dann kommt Kuenzer doch zur Sache. Eine Darstellung, die immer wieder von Beteuerungen seiner eignen Wichtigkeit durchbrochen ist. Er hat es vom Hörensagen, weiß nicht viel mehr als der Durchschnittszeitungsleser auch, laviert offenbar zwischen Reichswehrministerium und preußischem Innenministerium, einmal das eine, einmal das andre Lügen strafend. In Summa: eine Ergießung über nichts, mit nichts, von nichts. Nur eins: Die Schwarze Reichswehr war eine selbständige Organisation, die sich im Wesentlichen aus den ehemaligen oberschlesischen Grenzschutzverbänden rekrutierte. So stellt diese überflüssige Behörde fest, indem sie nichts sagt und Alles offen läßt.

*

Bleibt Severing. Der Polizeiminister hat seine Verdienste und ist vielleicht der einzige ehrliche Republikaner unter allen Ministern. Aber die ewige Anbetung: „Severing machts schon", „Severing hat die Republik gerettet", „Severing hilft, hat geholfen, wird helfen", „Ich verbiete alle Putsche", „Solange ich auf diesem Posten stehe, gibts keine Putsche"! — all Dies ist für Jeden, der die Dinge besser kennt, als er aus Rücksicht auf die unhygienischen Gefängniszellen sagen darf, ziemlich aufreizend. Das sind Phrasen, über die die Gegner lachen. Bei ihnen werden Maschinengewehre instandgesetzt, während Severing eine Denkschrift verfaßt. Die hat eine merkwürdige Vorgeschichte. Sie wurde geliefert, zurückverlangt, umgeschrieben, und nun ist sie da. Sie übertrifft die beiden andern weit an Wert und Wahrheit — aber warum mußte sie erst umgeschrieben werden? Wenn man Quiddes Petition mit dem Inhalt der Denkschrift vergleicht, so ahnt man, daß diese Petition hier gleich so nebenher mitbeantwortet werden soll. Das ist zu begrüßen, weil damit endlich die Existenz eines Escherisch-Heimatschutzes zugegeben wird. Severing entwirft

ein staunenswert glattes und klares Bild der Vorgänge. Man merkt: seine Beamten verstehen sich auf ganze Arbeit. Insbesondere Regierungsdirektor Weiß, Regierungsrat Schmidt, Kriminalkommissar Maslack haben viel geschafft, gesammelt, ermittelt. So muß seine Darstellung von Kuenzers erheblich abweichen; von Geßler nicht zu reden. Doch auch sie stimmt pessimistisch. Geßler behauptet, die Regierung habe 1923 ihre Hände im Spiel gehabt; Kuenzer versichert, daß Alles mit Billigung der Regierung geschehen sei; Severing schweigt sich darüber aus. Will er nicht auf Andre Steine schmeißen, weil er selbst im Glashaus sitzt? Will er nicht einräumen, daß die Bekämpfung der Reaktion falsch gehandhabt wurde? Fürchtet er sich vor dem Geständnis, daß man die Vaterländischen nicht — wie er es machen wollte — langsam ersticken, daß man vielmehr das Schwert nur mit dem Schwerte bekämpfen kann? Wir wissen keine Antwort auf diese Fragen. Severings Denkschrift erfreut, ohne zu befriedigen, zeigt Dunkelheit, ohne Licht zu bringen. Einmal muß man ihm zustimmen, einmal sagt er mehr als seine Kollegen vom Fach: Die Schwarze Reichswehr hat mit dem oberschlesischen Grenzschutz nichts, aber auch nichts zu tun gehabt!

*

Es ist kein Witz: drei Ministerien schildern einen Vorgang in drei Darstellungen, die einander widersprechen. Der Untersuchungsausschuß nimmt die Denkschriften hin, wird sie wohl auch zur Grundlage seiner Arbeit machen und wird sie als richtig anerkennen — welche als die richtigste? —, um sich vor den Konsequenzen zu drücken. Der Gesamteindruck der drei Denkschriften?

Geßler lacht sich ins Fäustchen. Er hat wieder etwas mehr gesagt als das letzte Mal. Rationierte Geständnisse. Zeit gewonnen. Reichskanzlerposten ist vielleicht die Belohnung seiner zähen Ausdauer.

Kuenzer ist zufrieden. Er hat wieder mal von sich sprechen dürfen. Er streicht sich den Bauch und glaubt, Keiner denke mehr an die Rolle, die das Spitzeltum seines Kommissariats in dem Attentatsplan gegen Scheidemann, dem Fememord an Bauer, den Mordvorbereitungen gegen Seeckt gespielt hat. Verteidigung einer Position, die für ihren Mann eine Pfründe ist, ohne übermäßig viel Arbeit zu machen.

Severing wirft sich in Positur. Gut gebrüllt, Löwe! Alle streicheln ihn: „Der Retter!"

*

Und wir? Wir starren auf den Buchstaben von Weimar, während das Stück Verfassung, das Lassalle als das auschlaggebende bezeichnete, die Kanonen nämlich gegen uns gerichtet sind. Die drei Musketiere sind nicht schuld. Schuld sind wir! Zu feige, um endlich das „Halt!" zu rufen, das mit der Vergangenheit aufräumt, bevor sie uns die Gegenwart ganz vergiftet.

Solange solche Denkschriften solcher Institutionen mit solchem Gleichmut hingenommen werden, wird jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft Hirngespinst harmlos irrer Theoretiker bleiben.

Wo waren Sie im Kriege, Herr —?

von Ignaz Wrobel

Que faisiez-vous en 1870?
Cette interrogation, si fréquente aujourd'hui encore, n'aura plus de sens pour la prochaine génération

Léon Bloy

Als die Druckerschwärze um den Tod Paul Cassirers haushoch aufspritzte, gewann eine nationale Zeitung über sich, dem Toten einen schwarz-weiß-roten Lappen ins Grab nachzufeuern: der schwärzeste Tag in seinem Leben sei der gewesen, wo man ihn in den feldgrauen Rock habe stecken wollen; da habe er den Tod gefürchtet, der ihm jetzt so willkommen gewesen sei. In goldenen Lettern leuchtete auf diesem Grabstein: Drückeberger.

Ich weiß nicht, was Paul Cassirer im Kriege getan hat, und es ist mir auch ganz und gar gleichgültig. Weil ich aber weiß, was die meisten Deutschen — auch Pazifisten — antworten, wenn man ihnen die Frage stellt, wo sie denn im Kriege gewesen seien, so scheinen mir einige Bemerkungen angebracht.

Für einen anständigen Menschen gibt es in bezug auf seine Kriegshaltung überhaupt nur einen Vorwurf: daß er nicht den Mut aufgebracht hat, Nein zu sagen. Einem Pazifisten zu erzählen, er sein kein begeisterter Soldat gewesen, ist ungefähr so, wie einem Vegetarier vorzuwerfen, daß er auf einem Schlachtfest gekniffen habe. Aber im Pazifismus, in der Demokratie, unter der Opposition gibt es leider so viel Halbseidene, die dem Gegner den Gefallen tun, auf Etwas, was ein Lob ist, als auf einen Vorwurf hereinzufallen. Sie verteidigen sich, anstatt anzugreifen.

Neben der großen Masse der Indifferenten hat es, besonders zu Anfang des Krieges, viele junge Leute gegeben, denen schlechte Schulbildung, mangelnde Erziehung, die Hetzarbeit von Universität, Presse und Kino die Erkenntnis des modernen Krieges nicht ermöglicht haben. Sie glaubten ganz ehrlich, einer guten Sache zu dienen; sie glaubten fest daran, daß Deutschland überfallen worden sei, so, wie die Franzosen und die Russen das Selbe von ihren Ländern glaubten — diese jungen Leute meldeten sich freiwillig und gingen in den sinnlosesten Tod. Für sie hatte er Sinn. Ihre umnebelten Gehirne, ihre niedergehaltenen Instinkte sahen hier das Abenteuer, Buntheit, Sport, Gefahr — und die niedrigste Menschensorte, die Pfaffen der drei großen Konfessionen, versicherten ihnen, daß ihr Tun nun auch noch, zu allem Überfluß, moralisch sei. Die Opfer dieser Massenbesoffenheit sind nicht zu tadeln, sondern zu bedauern. Das, was Ernst Toller so schön eine „Wandlung" genannt hat, ist dann mit Vielen von ihnen vor sich gegangen; man sehe sich etwa die Schriften von Schoenaich, Schützinger und Andern an, und man wird erkennen, wie in ihnen die Einsicht aufdämmerte, die den Kameraden auf ewig verschlossen blieb.

Wie verhalten sich nun bei einer solchen Sachlage viele Pazifisten, wenn man sie fragt: „Wo waren Sie im Kriege —?"

Sie drehen sich. Sie winden sich. Sie reden sich aus. Sie wollen ihren ethischen Standpunkt nicht verlassen, wollen aber auch nicht zugeben, feige gewesen zu sein. Im Gegenteil: es gibt sogar Manche, die noch stolz auf ihre Mordtaten sind und erklären: Durch diese Morde habe ich erst das Recht erworben, Pazifist zu sein. Ich war ein tapferer Soldat — hier meine Orden, meine Kriegsandenken, meine Papiere —, ich war kein Drückeberger.

Es gibt Ausnahmen. So hat der tapfere Sekretär der Republikanischen Beschwerdestelle einer Provinzzeitung in Braunschweig die richtige Antwort erteilt, als die aufschäumte: crimen laesae rei militaris! Der Sekretär schrieb ihnen, er tue der Uniform noch viel zu viel Ehre an, wenn er sie „Militärkostüm" nenne, und das Blättchen fiel vor Schreck aus der deutschen Grammatik. Aber dieser Republikaner, Falk heißt er, ist ein bißchen allein. Andre paktieren.

Ich halte diese Taktik und diese Halbheit für falsch. Man kann, wie die Schönaich und Schützinger, sagen: Wir haben damals nicht gewußt — heute wissen wir. Wir waren im patriotischen Dämmer — heute sehen wir klar. Verzeiht uns, daß wir getötet haben! Daß aber erst Grabenkampf und vertiertes Soldatensein zum Antimilitarismus legitimieren, will mir nicht einleuchten. Was hier fehlt, ist Zivilcourage.

Ich habe mich dreieinhalb Jahre im Kriege gedrückt, wo ich nur konnte — und ich bedaure, daß ich nicht, wie der große Karl Liebknecht, den Mut aufgebracht habe, Nein zu sagen und den Heeresdienst zu verweigern. Dessen schäme ich mich. So tat ich, was ziemlich allgemein getan wurde: ich wandte viele Mittel an, um nicht erschossen zu werden und um nicht zu schießen — nicht einmal die schlimmsten Mittel. Aber ich hätte alle, ohne jede Ausnahme alle, angewandt, wenn man mich gezwungen hätte: keine Bestechung, keine andre strafbare Handlung hätt' ich verschmäht. Viele taten ebenso.

Und das nicht, weil wir etwa, im Gegensatz zu den Feldpredigern, Feldpastoren, Feldrabbinern, die Lehren der Bibel besser verstanden als sie, die sie fälschten — nicht, weil wir den Kollektivmord in jeder Form verwerfen, sondern weil Zweck und Ziel dieses Krieges uns nichts angingen. Wir haben diesen Staat nicht gewollt, der seine Arbeiter verkommen läßt, wenn sie alt sind, und der sie peinigt, solange sie arbeiten können; wir haben diesen Krieg nicht gewollt, der eine lächerliche Mischung von Wirtschaftsinteressen und Beamtenstank war, im wahren Sinne des Wortes deckte die Flagge die Warenladung. Wir hatten auch nicht den kümmerlichsten Einfluß auf die Gestaltung der Politik, und Sieg und Niederlage berührten uns nicht. Was hätten wir davon gehabt, wenn Nancy, Antwerpen und Warschau deutsch geworden wären? Wir hätten uns unser Brot genau so verdienen müssen wie vorher — genau so leicht und genau so schwer, denn Beamte im neueroberten Gebiet haben wir nicht werden wollen. So, wie einem Calvinisten wohl verständlich gewesen ist, daß man gegen ihn war, aber nicht, daß man sich um den Streit der Sekten überhaupt nicht kümmerte, so kümmert uns der Nationalismus, dieser Nachfolger der

Religion, nur insofern, als es gilt, ihn zu bekämpfen. Er läßt uns kalt.

Und das ist die einzige Antwort, die an die Sachwalter des falschen Kollektivwahns zu erteilen ist:

Ihr interessiert uns nicht. Wir erkennen die Pflichten nicht an, die Ihr uns auflegt — möglich, daß es Gebote gibt, die unser Blut und das unsrer Kinder fordern: der Patriotismus, der Kampf für diesen Staat gehören nicht dazu. Wenn sich der Russe in die Rote Armee einreihen läßt, so kämpft er für seine Idee — Ihr wirtschaftet für die Ideenlosigkeit, für ein Vaterland, das es nicht mehr gibt. Nicht das ist ein Einwand gegen die Telephon-Generäle, daß viele unter ihnen feige gewesen sind und roh, nicht nur das, daß Ungerechtigkeiten vorgekommen sind und die empörende Praxis der Militärgerichte, nicht, daß ein höherer Grad den Offizier aus der Sphäre der Soldaten heraushob und einen Verwaltungsbeamten aus ihm machte: der Sinn des staatlichen Krieges selbst wird von uns verneint. Und käme der edelste, der reinste, der tapferste Mann und forderte uns auf, für die Rohstoffabteilung seines Ministeriums in den Tod zu gehen: wir schüttelten lächelnd das Haupt und ließen ihn seinen Krieg allein machen.

Solche Sätze müssen gesprochen werden, dreimal am Tage. Ich kenne alle diese vorsichtigen Pazifisten, den Führer des Reichsbanners, diesen unsäglichen „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" oder wie das Monstrum heißt, wo sich geprügelte Deutsche an prügelnde Deutsche anmeiern: Seht uns an! auch wir sind imstande, die Peitsche zu führen! auch wir wollen Reklamedenkmäler für den nächsten Krieg, Weihegesang und Lüge um die Toten. Und es nützt ihnen nicht einmal. Zu Recht dreht sich der Monokelträger um, läßt das Monokel fallen und feixt. Verachtet und die Aufrechten verachtend, zieht so etwas vom Empfang beim Reichspräsidenten wieder nach Hause: Auch wir sind eine nationale Organisation . . .! Arme Luder.

Unser Leben gehört uns. Ob wir feige sind oder nicht, ob wir es hingeben wollen oder nicht —: das ist unsre Sache und nur unsre. Kein Staat, keine nationale Telegraphenagentur hat das Recht, über das Leben Derer zu verfügen, die sich nicht freiwillig darbieten. Und so gewiß der nächste Nationalkrieg unter den Farben Schwarz-Rot-Gold geführt werden wird, so gewiß diese mannhaften Republikaner aufstehen werden wie ein Waschweib, die Belange des Staats der Andern zu schützen: so nötig ist es, den Antimilitarismus rein zu halten von Kompromißlern. Deine Rede sei Ja — ja oder Nein — nein; was darüber ist, gehört in den Verlag Eugen Diederichs.

Da gehen sie umher und schnüffeln die alten Militärpapiere durch, und die Inhaber stehen gehorsam stramm und geben Auskunft. Hat der Abgeordnete Dittmann auch seinen Stubendienst gut gemacht? Hat der Kommunist Obuch beim Griffekloppen nicht nachgeklappt? Einer geht in Berlin umher und erforscht, im Auto, meine militärische Vergangenheit (die Verbände sollten übrigens nicht so vergeßliche Herren ausschicken; dieser, zum Beispiel, hat eine Karte von sich liegen lassen). Mögen sich Andre dagegen verteidigen. Wir, wir greifen an.

Wir fragen den Bankprokuristen: „Wo waren Sie im Kriege, Herr —?" und sehen auf ihn herab, wenn er sich rühmt, einen Schwarzen erwürgt zu haben, um eines Geschäftes willen, von dem er nichts nach Hause trug als ein Stückchen Blech. Wir bedauern den Einbein, dem sie für seinen Fuß ein eisernes Kreuz gegeben haben, und es gibt wohl nur einen Menschen, dem man diese Frage mit vollem Recht stellen darf: das ist der, auf dessen Namen vierzehn Millionen Mann vereidigt worden sind, der Kaiser. Dieser Feigling, erzogen im militärischen Geist, entband sich von einem Schwur und kniff aus, als zum ersten Mal in seinem Leben die Lage gefährlich wurde. Dafür bezahlt ihn heute noch die Republik, und dafür wird sie ihm ja wohl, wenn Ihr euch das gefallen laßt, mit bösem Gewissen ein Vermögen nachwerfen. Dem und seinem Sohn und was drum und dran hängt.

Wir Andern aber geben keine Rechenschaft und stehen nicht artig-wartend da, wenn man uns fragt, und erröten nicht, wenn wir gleichgültig davon sprechen, wie wir es gemacht haben, um einen Tropf von Regimentsarzt zu täuschen, einem Bataillonskommandeur ein Schnippchen zu schlagen, ein Bezirkskommando zu hintergehn. Wir haben eine Antwort auf diese Frage: „Wo waren Sie im Kriege, Herr —?"

In einer Affenjacke.

Whitman von Carl Albert Lange

Eines Riesen Schattenbild
wächst herauf dort schwarz am Himmel
und von Büffeln braun und wild
ihm zu Füßen ein Gewimmel.

Seiner Worte hohe Herde,
die er mit verzückten Armen
aus des Mantelschwungs Erbarmen
hinwirft auf die weite Erde.

All die Dinge, all die Namen
zwischen Zeit und Ewigkeit.
und in allen aller Samen
kosmische Verbundenheit.

Was für Schatten! Welch ein Wesen
von erhabenstem Gebilde
dieser Weise, dieser Wilde
in des Bartes Urwaldbesen!

Tierhaft horchend hochgezogen
und gefräst wie aus Granit
überm müd geschliffnen Lid
schmerzen ihn die Augenbogen.

Und die Stirne voller Zeichen,
voller Runen ohnegleichen
spürt er durch die letzten Wände
wie im Traum schon Gottes Hände.

Der Kampf um Syrien von Joseph Friedfeld

(Schluß)

II.

Frankreich in Syrien

Die Mandatsverwaltung Frankreichs in Syrien, der Bevölkerung unwillkommen, war wenig glücklich. Es war eine Militärverwaltung, die schwer auf dem Lande lastete. In den Kreisen, die Frankreich herbeigesehnt hatten, trat schnell eine Ernüchterung ein. Nach Ankunft des Generals Gouraud im November 1919 sprach der Conseil Administratif des Libanon, der das französische Mandat zuerst begrüßt hatte, die Hoffnung aus, daß die französische Verwaltung sich bald ändern werde, denn Syrien hätte unter den Türken mehr Freiheit genossen als jetzt unter den französischen Befreiern. Georges-Samné, ein in Paris lebender Syrer und bedingungsloser Freund und Bewunderer Frankreichs, äußert schon 1920 in seinem großen Buche ‚La Syrie' seiner und seiner Freunde Enttäuschung über das Verhalten Frankreichs, das nicht nur ohne jedes Verständnis für die Bestrebungen der Syrer sei, sondern auch die wirtschaftliche Förderung des Landes vernachlässige und eine bei weitem weniger kluge, eine kurzsichtigere Politik treibe als England in Palästina oder Mesopotamien. Am 10. Juli 1920 verlangten sieben von den zwölf Mitgliedern des Conseil Administratif die volle Unabhängigkeit des Landes und ein Bündnis zwischen ihm und dem übrigen Syrien. Die sieben Mitglieder wurden verhaftet und auf Lebensdauer verbannt, der Conseil aufgelöst und durch einen vom General Gouraud ernannten ersetzt. Später machte Frankreich Versuche zu der Gewährung von Autonomie in Syrien. Gegen den Wunsch der Bevölkerung nach einem ungeteilten Syrien wurden vier „Staaten" geschaffen, deren Autonomie aber nur scheinbar war. Alle Macht blieb in den Händen der französischen Militärverwaltung, die nur ihr gefügige Syrer als Beamte einsetzte. Frankreich fuhr fort, eine große Truppenzahl in Syrien zu halten. In den wenigen Jahren hatte es nicht weniger als sechs Erhebungen der Bevölkerung niederzuschlagen. Die ersten zwei französischen Oberkommissare: Gouraud und Weygand gehörten politisch zu den klerikalen und reaktionären Parteien in Frankreich und verständigten sich wenigstens mit einem Teil des christlichen Klerus im Libanon gut. Der dritte Oberkommissar: General Sarrail, der im Januar 1925 in Syrien eintraf, gehörte der antiklerikalen, freidenkerischen radikalen Partei in Frankreich an. Dennoch war seine Amtsführung nicht erfolgreicher als die seiner Vorgänger. Das liegt im Wesen französischer Kolonialmethoden. Frankreich betrachtet das hochentwickelte Syrien mit seiner eignen arabischen Kultur als ein Kolonialland, in das es gilt französische Kultur und Sprache einzuführen. Es hat die syrische Währung an die französische gebunden, begreiflicherweise zur großen Unzufriedenheit der syrischen Handelswelt, und hat wenig oder nichts zur wirtschaftlichen Blüte und Organisation des Landes beigetragen. Frankreichs Bemühungen galten nur den französischen Kolo-

nisten und dem Interesse des französischen Handels in Syrien. Syrien befürchtete, eine französische Kolonie zu werden wie Algier. Dies Alles wurde noch verschlimmert durch das rücksichtslose Vorgehen des französischen Militärs.

Es war das zahlenmäßig kleine Volk der kriegerischen Drusen im Hauran-Gebiet, das in diesem Jahr zuerst den Aufstand organisierte. Die Drusen, deren es im Ganzen etwa 150 000 gibt, haben ihre mächtigste Gruppe von ungefähr 60 000 in Dschebel Hauran, der daher auch Dschebel Druse genannt wird. Diese Hauran-Drusen erfreuten sich schon zu türkischer Zeit tatsächlicher Unabhängigkeit. Die Franzosen erkannten ihnen auch in einem Vertrag von 1921 weitgehende Autonomie zu, hielten aber ihr Versprechen nicht. Eine Deputation von Drusen-Notabeln, die um die Entfernung des französischen Gouverneurs bei Sarrail ansuchten, wurde überhaupt nicht empfangen, ihre Mitglieder teilweise verhaftet. Darauf erhoben sich die Drusen unter Führung des Sultans el Atraschi aus ihrem alten Fürstengeschlecht. Sie vermochten der französischen Armee einige Niederlagen beizubringen und halten sich noch heute, trotz der großen Verstärkung der französischen Armee, die gegen sie kämpft, in ihrem schwer zugänglichen Gebiet. Aber die Bedeutung des Drusen-Aufstands liegt nicht in dieser Tatsache. Die Drusen bilden eine eigentümliche, in sich geschlossene Sekte, bisher Mohammedanern und Christen in gleicher Weise feind. Kriegerisch und mutig, hatten sie nie über ihren Stamm und ihre Sekte hinaus gedacht. Und nun ist sich Atraschi dessen bewußt, daß er ein Vorkämpfer der syrischen Unabhängigkeit ist, fühlt sich mit Mohammedanern und Christen als Teil der einen syrischen Nation. Deshalb hat der Kampf dieser kleinen Schar von vielleicht 12 000 wehrfähigen Männern eine weit über den Hauran hinausgehende Bedeutung. Dies ist auch von den Syrern erkannt worden. Syrische Notabeln und Führer stießen zu den Drusen oder bildeten Scharen von Guerillakriegern, von den Franzosen Räuberbanden genannt. Freilich waren die hervorragendsten Führer der Syrer schon vorher von Frankreich entweder aus dem Lande verbannt oder in den Kerker geworfen worden. Die Franzosen trugen durch ihre Methode der Kriegführung selbst zur Vermehrung der „Räuberbanden" bei Zeigten sich in der Nähe eines Dorfes Aufständische, so wurde das Dorf von Fliegerbomben überschüttet und in Brand gesteckt. Die heimlos gewordenen Bewohner stießen teils aus Empörung, teils aus Hunger zu den Aufständischen, vermehrten die Räuberbanden und trugen so dazu bei, das Land immer unsicherer zu machen. Die Befriedungsmethoden der Franzosen, die mehr und mehr die Kontrolle über die Lage verloren, waren geeignet, die allgemeine Empörung zu schüren.

Wie sehr der Drusen-Aufstand von der allgemeinen Bevölkerung in Syrien als der Beginn der Befreiung empfunden wurde, beweisen die bekannten Ereignisse in Damaskus vom 17. bis zum 20. Oktober 1925. Ihnen waren schon andre Aufstandsbewegungen, die weniger bekannt geworden sind, in den andern großen Städten Syriens, in Homs und Hama, voran-

gegangen. Sie bewiesen, daß die Stadtbevölkerung in voller Sympathie mit den Aufständischen sich befindet.

Die Abberufung Sarrails und die Ernennung eines Zivilisten: de Jouvenel Ende 1924 hatte die Lage nicht gebessert. Die Führer der syrischen Nationalbewegung mißtrauten Jouvenel und seinen Worten, die bei aller Süße von der Voraussetzung der Einbeziehung Syriens in den französischen Kolonialbesitz ausgingen. Die Syrer wären — bei Gewährung weitgehender innerer Autonomie und Einheit ganz Syriens — mit einem ähnlichen Protektoratsverhältnis zu Frankreich einverstanden, wie es zwischen Mesopotamien und England besteht, vor Allem, wenn der Mandatsdauer eine zeitliche Grenze gesetzt wäre. Denn sie wissen, daß ihnen eine weit schlimmere Gefahr droht als Frankreich: Mussolinis Italien. Frankreich für sein Teil ist zu gewissen Konzessionen bereit, wenn es auch an dem in Syrien so verhaßten Gedanken der Teilung des Landes in viele kleine „Staaten", die es gegen einander auszuspielen sucht, festhält. Vorläufig dauern die Kämpfe in voller Grausamkeit an, und wenn auch gegenseitige Erschöpfung in absehbarer Zeit zu einem Friedenskompromiß führen wird: das Streben der Syrer nach nationaler Einheit und Freiheit wird damit nicht sein Ende gefunden haben.

Der junge Mann von Peter Panter

François Mauriac, ein französischer Schriftsteller, den man der Rechten zuzählen kann, hat bei Hachette ein Büchlein: ‚Le Jeune Homme' erscheinen lassen. Frage: wie sieht die junge französische Generation aus —? Antwort:

Mauriac unterscheidet sehr gut zwei Arten unter den jungen Leuten: die Eroberer, Geschäftsleute, Praktiker des Lebens — und die Fliehenden, die aus dem Leben davonlaufen und sich in die Kunst oder sonstwohin flüchten, in dunkle Höhlen esoterischer Werke. Er sieht in der geistig revoltierenden Jugend ein Ende, keinen Anfang. „C'est une jeunesse de survivants", heißt es an einer Stelle, hiermit umfaßt er die Jungen, die jene etwas blasphemischen Theorien ihrer aufbegehrenden Väter aus dem Jahr 1880 in die Tat umsetzen wollen: keine Bibliotheken, keine Museen mehr . . . Mauriac spricht von dem Jugendrummel, wie ihn auch Frankreich kennt: „Nichts ist heute so schwer, als noch nach dem fünfzigsten Jahr zu bestehen."

Bei Betrachtung der andern Spezies: der praktischen jungen Leute kippt Mauriac um; da langts nicht. Nach der üblichen Charakterisierung: Heut sind sie Alle hinter dem Geld her, Auto, Jazz, Börse... kommt keine klare Schlußfolgerung. Aber das führt ja zu gar nichts. Diese stereotypen Vergleiche mit der leisen Gitarrenbegleitung: „Als der Großvater die Großmutter nahm" beweisen nichts, als daß sich Zeitbegriffe gewandelt haben. Und das haben wir gewußt. Es handelt sich nicht darum, festzustellen, ob diese neue Jugend mit den alten Idealen zusammengeht oder nicht, ob sie besser ist, als die alte gewesen zu sein vorgab — es handelt sich darum: zu verstehen,

zu erklären, mit Menschen zu rechnen, wie sie sind, nicht: wie sie sein sollten. Das fehlt bei Mauriac.

Einen unverhältnismäßig großen Raum in diesem Buch nimmt die Liebe ein. Mauriac überschätzt sie maßlos. Diese feinsinnigen psychologischen Tüfteleien wirken so altmodisch, so von vorvorgestern, manchmal bis zur Lächerlichkeit. „Oft hat man von einer Frau nichts zu nehmen, ihr nichts zu geben als die Lust; außer dieser köstlichen Vereinigung (die man freilich in diesem Alter ohne zu ermüden wiederholen kann) ..." Seine Impotenz, der Herr Verfasser, lassen grüßen.

Die hohen Qualitäten des Schriftstellers wie seines Buches liegen in den unendlich feinen Bemerkungen, die neben dem Thema herlaufen. „Nicht der Tod nimmt uns Die, die wir lieben — im Gegenteil: er bewahrt sie uns; Tod, das Salz der Liebe. In nichts aufgelöst wird die Liebe durch das Leben." Und: „Alt werden — das heißt: leben, als ob wir ein Herz besässen, ebenso abgenutzt, wie es unser Aussehen ist. Reife: eine gelehrte Scheinheiligkeit! Wir brauchen uns nicht einmal eine Maske aufzusetzen, wir haben sie schon: der Körper ist diese Maske, dieser dick gewordene oder ausgetrocknete Körper, keine wahrnehmbare Bewegung verrät das Vorhandensein eines jungen Herzens, das er verbirgt." (Der Gedanke findet sich auch bei Wilde: „Die Tragik des Alterns liegt nicht darin, daß man alt wird, sondern daß man jung bleibt.") Und: das Mißverständnis zwischen Vätern und Söhnen liege nicht an den jungen Leidenschaften der Söhne, sondern daran, daß die Väter noch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt seien. „Es sind die Leidenschaften der Väter, die sie von ihren Kindern trennen." Daneben ein sehr schöner Vergleich: wie die Jugend in der Arena auftaucht, die Zuschauerschaft sieht gespannt zu, glaubt, wer weiß was da käme — später sitzt der Neuhinzugekommene im Schatten der Tribüne und sieht zu, wie die Andern.

Doch nichts erfahre ich über den wahren Zustand des französischen jungen Mannes. Und warum nicht —?

Weil diese bürgerlichen Schriftsteller keine Soziologen sind. Eine Stelle spricht Bände: „Das ist ein wunderbares Schauspiel, daß jeden Morgen so viele Millionen junger Menschen aus allen Klassen denselben Arbeitsplatz aufsuchen wie am Tag vorher, ihre Kräfte für Aufgaben ausgeben, von denen Briefmarken abstempeln und Untergrundbahnbilletts durchlochen noch nicht die geringsten sind." Nein, Mauriac, du irrst.

Hier und nur hier ist der Angelpunkt deiner Betrachtung, hätte er sein müssen. Liebe und Seelenzerfaserung und junge Künstler und noch einmal junge Künstler ... Diese jungen Menschen haben nicht nur eine Seele. Sie haben einen Beruf.

Und das scheint mir der Fehler so vieler junger Schriftsteller zu sein, daß sie an diesem Bollwerk vorbeischleichen, zu freundlichern Plätzen, zu hellern Hainen, mit einem bösen Gewissen. Aber da ist es, da sitzt es, da hockt es: in diesem dunkeln Bollwerk.

Liest man Romane, Dramen, Untersuchungen wie diese von Mauriac, so hat es den Anschein, als lebe diese ganze Gene-

ration ausschließlich von Renten, und wenn von einem Beruf die Rede ist, so wird er romantisiert und dramatisch, während doch das Berufsleben indifferent ist, glatt-gleichgültig. Indifferent das Liebesleben, indifferent der Tag, die Nacht, das Dasein.

Nun, das ist unbequem zu sagen, uninteressant zu schildern, wenn man entführte Herzoginnen, ausgeklügelte Seelenprobleme und knatternde Fahnen für interessant hält. Der völlige Mangel an einer soziologischen Betrachtung aber macht diese Schriften scholastisch, es ist ein Begriffsschach, das mit dem Leben gar nichts zu tun hat. Die Welt besteht nicht aus jungen Bürgersöhnen, die Zeit, Geld und Raum haben, über ihre unsterblichen Seelen nachzudenken, sondern aus jungen Leuten, die Geld verdienen müssen, Brot, Kleidung. Und diese Generation hat andre Sorgen, andre Ideale, andre Schmerzen.

Schade, daß Mauriac das Buch zu seinem Titel nicht geschrieben hat.

Leo Greiner von Emil Faktor

Viele kennen ihn, Wenige wissen um ihn. Die ihn wirklich kennen, sind ihm herzlich verbunden und kränken sich über das Mißverhältnis zwischen einer starken Persönlichkeit und ihrer begrenzten Auswirkung.

Ob er sich selbst darüber grämt? Sein männlicher Stolz, die Würde, mit der er die Last des Alltags trägt, lassen nicht zu, daß er sich über das Schicksal beklagt, sein Leben am Glück Andrer mißt. Er ist gesprächig, mitteilsam und gelöst, sooft die Dinge der Welt zur Sprache kommen. Er ist scheu und wortkarg in Allem, was ihn selber angeht. Kein Streber, kein Blender, kein Anbeter der Macht, kein Ausbeuter von Beziehungen, hat er oft verabsäumt, eigne Vorteile wahrzunehmen. Man muß nicht denken, daß die Gelegenheiten für schwerblütige Naturen häufig sind. Aber sie beim Schopfe zu fassen, bedarf der Wachsamkeit, der auf den Erfolg lauernden Gedanken. Diesen Überschuß praktischer Gesinnungen hat ihm sein vornehm sprödes Wesen nie bewilligt. Man muß fast immer an ihn herantreten, ihn holen, ihn merken lassen, daß er benötigt wird. Aber grade Jene, welche Unaufdringlichkeit und innere Haltung schätzen, sind es meistens nicht, die den Raum der Erde zu verteilen haben. Die großen Lehnherren wollen umworben und bearbeitet sein. Einem Leo Greiner also liegt dergleichen nicht. Er weiß das, und ich bin überzeugt, daß ihn lächelnde Erkenntnis seiner Tugendschwächen vor Verbitterung bewahrt.

Manchmal dachte ich mir: Ist er nicht zu hochmütig? Hat es einen Sinn, Werte verborgen zu halten, Gefühle einzudämmen und sich vom Markt, auf dem auch geistiger Besitz angepriesen und feilgehalten wird, unmutvoll abzusondern? Wenn dem so wäre, müßte man bei Greiner, aus Respekt vor seiner Innerlichkeit, auch den Hochmut und die Mißachtung aller profanen Betriebsamkeit in Kauf nehmen. Es ist vielfach anders. Das Tun und Treiben der Geschäftigen sieht er nicht miß-

günstig, nicht mit dem Nebengefühl des Verkannten an. Kampflos überläßt er ihnen das Feld und führt unauffällig einen Dauerkrieg mit sich selber — gegen eine hoheitliche, in größere Zusammenhänge versenkte, aufrührerisch anspruchsvolle Natur, die Früchte säen und ernten könnte und sich nicht bescheiden will. Unberuhigt, niemals mit den Möglichkeiten seines Schaffens einverstanden, war er in manchem Jahr schon nahe daran, auf schriftstellerische Produktion völlig zu verzichten. Das ist nicht Hochmut, sondern das Gegenteil: ein fast unnatürlicher Respekt vor den Funktionen des Geistes.

Verantwortungsgefühl und übertriebene Gewissenhaftigkeit lassen ihn oft seine Zelte abbrechen. Auch wenn er, wie in den letzten Jahren, in Berlin seßhaft ist, bleibt er ein ruheloser Pilger, der immer unterwegs ist und die eigentliche Heimstätte nicht gefunden hat. Wir Andern, die wir die Maße unsres Wesens scheinbar ermittelt haben, sind ja nicht befriedigter und oft genug in der Laune, gegen die Kulissen unsres Daseins anzurennen. Er entflieht ihnen mit rastlosem Wanderschritt, und es wird fast eine Flucht vor der Wirklichkeit. Wann immer ich ihm in zwei Jahrzehnten begegnete, war er unterwegs.

Ich traf ihn zum ersten Mal in meiner Heimat Prag, wo er auftauchte und verschwand. Die bürgerliche Existenz eines Mitarbeiters an der ‚Münchner Zeitung' hielt seinen Wanderschritt nicht auf. Als einer der Elf Scharfrichter ließ er sich auch von dem musisch heitern Bohèmetrubel nicht bannen. Es duldete ihn nicht im Zusammenhang mit Ungleichartigen, unter denen Wedekind dominierte. Und obschon Teilnehmer dieses Kreises, wie Otto Falckenberg und Paul Schlesinger, ihm langjährige intime Freunde wurden, sieht man auch heute noch das Gesicht eines innerlich Abgekehrten, sooft Greiner — nicht allzu gern — von seiner Münchner Scharfrichterzeit spricht. Er war immer unterwegs.

Nach Jahren traf ich ihn 1910 in Berlin. Wir kamen eine gute Weile fast täglich zusammen. Trotzdem es ein Kommen um dieselbe Stunde und ein regelmäßiges Sitzen in derselben Caféhausecke war, schien nur einer von uns Beiden, und nicht Leo Greiner, der Seßhafte zu sein. Er kam von weither, wie über Land aus irgendeiner Schlucht der Einsamkeit und gliederte sich für die Dauer eines Gespräches dem Leben an. Nachher zog er wieder ins Weite, in ferne geheimnisvolle Stillen, auch wenn es nur eine Charlottenburger Gartenhauswohnung war.

Die Stunde der Aussprache befreite ihn, entrang ihm Weltbetrachtung, konfrontierte ihn mit den künstlerischen und politischen Vorgängen des Tages. Er wog das Leichte und das Schwere, er räumte mit Schlagworten auf und bohrte auch bei jedem Zufallsthema ins Tiefe. Völlig unpedantisch glich er Bequemlichkeitsurteile der Literatenumgebung an seiner Bildungssphäre aus. Und es entfaltete sich oft genug dabei neben reich geschulter Dialektik wohltuend breiter Humor, der ohne Bosheit die Streitpunkte umgruppierte und der Debatte einen anmutig spöttischen Lustspielcharakter gab. Dieser schwere, mit Gründlichkeit und allzu viel Gewissen behaftete Mensch hat viel Ironie im Blut und schlagenden Witz in Bereitschaft.

Wir wunderten uns oft genug, woran es bloß läge, daß sein Dichternaturell sich nicht entscheidend aufschloß. Sein Gehör war durch die Eigenmusik zarter, beschaulich feiner Gedichte geschärft. Sein Formgefühl hatte er durch die Wiedergabe mittelalterlicher Novellen und den Zyklus ‚Chinesischer Abende' abgeklärt, den er gemeinsam mit dem Dichter Tsou Ping Shou ins deutsche Idiom umschuf. Seiner Dramatik konnte gestaltendes Gefühl für fiebernde Leidenschaft nicht abgesprochen werden. Humor, Dialektik waren fühlbar genug, um beschattete Naturanlagen zu erlösen. Was hemmt ihn, was treibt ihn von sich hinweg, was unterbindet sein Selbstvertrauen? Wer Leo Greiner genau kennt, sieht ihn ausgestattet mit wertvollen und seltenen Gaben, und der Hang zur Gründlichkeit kann für ein größeres Werk unmöglich von Nachteil sein. Verleger und Theaterdirektoren sollten die Substanzen, die einer äußerlich reservierten, innerlich vielbewanderten Natur eigen sind, nicht verwittern und in Kleinarbeit verzetteln lassen. Ich besprach es schon öfters mit Theaterleuten, daß die Dramaturgie der Gegenwart dringend nötig hätte, sich für Entwürfe zu interessieren, Pläne nach den Bedürfnissen der Gegenwartsbühne umzumodeln und die schaffenden Kräfte durch Aufträge anzufeuern. Auch von Leo Greiner wäre, was man aus gelungenen Szenen seiner Dramatik fühlt, etwas zu wollen. Sein auf einen zu hohen Olymp gerichteter Blick ließe sich durch die Rückbeziehung zu einer gegenständlichen Aufgabe regulieren. Die Enwicklung auch eines Fünfzigjährigen ist noch nicht abgeschlossen, und ich neige zu dem Glauben, daß die wahre innere Befreiung dieses versperrten Menschen durch die Metamorphose ins Erreichbare erfolgen würde. Man gebe ihm Gelegenheit dazu.

Als der Krieg ausbrach, war er als Reserveoffizier einer der Ersten, die einer bittern Pflicht in aller Selbstverständlichkeit Folge leisteten. In seiner Gewissenhaftigkeit meldete er sich schon Wochen früher, als notwendig war. Nach ein paar Jahren Kriegsbeteiligung mußte er aus Gesundheitsrücksichten von der Front zurückkehren. Die rauhe, tückische Atmosphäre des Felddienstes in zehnfach todesgefährlicher, bei jedem Kanonenschuß zersplitternder Karstlandschaft hatte ihn, so paradox es klingen mag, ruhiger und lebensfähiger gemacht. Er erwarb sich, wovor er früher zurückscheute, die Eignung zur Büroarbeit. Als er mit fast sachlicher Ruhe von der Existenz im Unterstand erzählte und von der furchtbaren Abstumpfung, mit der der Mensch täglich den Anblick von Leichen ertrage, kam in sein Gesicht ein merkwürdiges Grinsen. Er entschuldigte es mit einer Nervosität, die seine Muskeln verzerre, sooft er seine Erlebnisse beichte. Dieser Reflex verriet, mit wieviel Selbstüberwindung der Wille zur Arbeit und Ruhe erkauft war. Als wir später wieder einmal über die noch immer brandende Weltkatastrophe sprachen, setzte er unermüdlich auseinander, daß dieses unbegreiflich furchtbare Geschehen einen Sinn haben müsse. Er glaubte an das Mysterium einer neuen Weltgeburt, an einen Erlösungsprozeß, der uns Alle überraschen und uns über die Notwendigkeit aller Leiden aufklären

würde. Der Drang, sich von den Situationen nicht einklemmen zu lassen, das Gefühl kosmisch zu erweitern, entschädigt ihn für Entbehrungen und Fatalitäten der Alltäglichkeit.

Illusionen fangen an gefährlich zu werden, wenn sie die innerlich gehobene Natur im Kreise herumtreiben. Der fünfzigjährige Leo Greiner ist noch immer unterwegs. Wir Alle, die wir ihn lieben, seine Bedeutung respektieren und seiner seelenkräftigen Natur Aufstieg zutrauen, wünschen ihm Rückkehr und Neubeginn in der Urheimat seines Geistes.

Der neue Bauherr von Bruno Taut

„Warum tust Du das?", hält Wasja ihn zurück. „Es ist so hübsch, in den Garten zu sehen."

„Es geht nicht. Am Tag muß man die Vorhänge herunterlassen, sonst bleichen die Bezüge."

Die grauen Vorhänge senken sich nieder, wie schwere Augenlider verdecken sie das Grün des Gartens. das durchs Fenster hereinschimmert. Und das Zimmer wird grau, langweilig und noch fremder... Wasja wäscht sich die Hände....

— — — — — — — — — — — — — — — —

„So ein Gehalt bekommst Du? Monatlich? Ja, wie darfst Du es dann als Kommunist für solchen Dreck verbrauchen, für lauter Nichtigkeiten? Die Not wächst! Rund herum ist Not! Hunger! ... Und die Arbeitslosen? Hast Du die vergessen? Wärst Du auch regulär Direktor geworden?"

Wasja rückt Wladimir auf den Leib. Mit bösen, grünen Augen sieht sie ihn an. „Nun, Herr Direktor, bitte, antworten Sie."

Alexandra Kollontay: Wege der Liebe

Wer achtet die alten Schönheiten höher: die Alten oder die Jungen — oder besser gesagt: Diejenigen, die die alten Formen weiterkultivieren wollen, oder Diejenigen, die eine Gestalt suchen für Das, was sie als Menschen ihrer Zeit erfüllt? Das ist die ewige Frage der Kunst. Sie kann beiseite geschoben und unangerührt bleiben, wenn es sich um das Bild oder die Plastik handelt. Sie kann aber nicht umgangen werden, wenn es sich um das Bauen handelt. Beim Bauen muß eben klar Bekenntnis davon gegeben werden, was man will oder nicht; die Wirklichkeit des tatsächlichen Baumaterials zwingt den Geist, sich in der Materie zu verleiblichen, und erlaubt ihm keine Ausflüchte. Der Bau überdauert seinen und seine Schöpfer; er erlaubt ihnen in keiner Weise, sich den Verpflichtungen gegen die Nachfahren zu entziehen, und wird so entweder zur weiter wirkenden Kraftquelle oder, wenn falsch orientiert, zur Blamage des Geistes, der ihn geboren hat.

Der Bau — das ist nicht nur eine Sache von Mauern, Eisen, Beton, Glas, das ist auch seine Ausstattung, seine Einrichtung, die Möbel, die Tapeten, die Gegenstände, mit denen sich die Menschen umgeben, kurz und gut: es ist alles Das, was die Menschen zu ihrem täglichen Leben um sich herum haben. Die Fragestellung rührt an ein zartes Problem ebenso zarter Seelen. Man möchte all das liebe Alte, die Kostbarkeiten früherer Zeiten, die man ererbt oder beim Trödler gekauft hat, all die

feinen liebenswürdigen Dinge, über die man mit verliebter Hand gelegentlich hinfährt, all die Emanationen von Künstlern, über die man das Auge so dann und wann gleiten läßt, kurz: all das Unnütze in Schutz nehmen, wenn man diese Fragestellung hört. Aber ganz gleich, ob es Architekten oder ob es andre Leute sind, die diese Frage aufwerfen: die Frage wirft sich sozusagen selbst auf und steht schließlich als großes Ausrufungszeichen da. Eine Welt, die ihren Tod fürchtet und deshalb schon im Nachteil ist, verteidigt sich. Sie möchte wohl „auch" das Reine, Saubere, Klare, sie möchte es aber nicht allein, sondern vermengt wenigstens noch mit einem bißchen von dem, was abzieht vom bloßen eignen Leben. Unnützigkeiten sollen den beunruhigten Nerv beruhigen, ihm eine äußere Lust, einen Genuß dann geben, wenn er ins Leere schweift und haltlos ist. Diese Verteidigung ist die einer wirklich sterbenden Welt, und Spengler konnte ganz gut daraufhin den Untergang des Abendlandes plakatieren. (Vergleiche Bruno Taut: ‚Die Neue Wohnung' im Verlag Klinkhardt & Biermann zu Leipzig.)

Die Fragestellung steht aber unerbittlich da. Sie sammelt immer mehr Menschen um sich, die die Schönheit der alten Dinge, das Drum und Dran für belanglos ansehen und an seine Stelle das Schaffen setzen, das Schaffen in einer Auffassung, welche den Menschen innerhalb seiner Gebrauchsgegenstände, seiner Häuser und auch seiner großen Bauten zur Hauptsache macht und damit allen Krimskrams, ob museal wertvoll oder nicht, wie eine Nebelwolke wegbläst. „Der Mensch" — das ist nicht ein Götze, sondern der individuelle Teil der Gesamtheit, der zu umso größerm Recht kommen soll, je stärker, positiver und bewußter er sein eignes Leben in seinem Gehäuse führen kann.

Überall klingt das Lied vom braven Mann, der vom schönen Alten lernen soll. „Lernen" — was kann ich von Fischer v. Erlachs Bibliothek in Wien lernen, vor deren Schönheit ich hingerissen bin? Jeder Gedanke, auch nur den kleinsten Teil davon zu übernehmen, wäre einfach Sünde. Wer dort lernen will, hat auch nicht einen Funken von dieser großen Flamme gespürt. Wir können die alte Schönheit bewundern — sie zu wiederholen, bei diesem Bemühen fühlten schon die Architekten stärkster Veranlagung der vorigen Generation, die Seidl, Messel, Hoffmann, ihre Ohnmacht. Bewunderung kann nur Neuschaffen werden und damit Verbundenheit mit einer hohen Tradition. Mit bloßer Bewunderung ist nichts getan. Die Bauten der Zeit Fischer v. Erlachs sind nicht allein schöne Werke: es sind Werke einer praktischen Geistesauffassung, die die Kunst einfügte in ihren starken Machtbezirk. Die Jesuiten waren nicht etwa aus Mut, sondern aus Erkenntnis barock, das heißt: verzerrt, verdreht, in unsrer Sprache: modern. Sie nahmen den Spott ihrer Mitwelt hin, weil sie den Glanz ihres Ruhmes voraussahen, Träger einer neuen Kunst gewesen zu sein. Und damit schufen sie sich ein neues geistiges Fundament ihrer Macht, dessen Wirkung bekannt ist.

Lunatscharski sang in seinem Vortrag vor der Gesellscha.. der Freunde des Neuen Rußland das Lied vom braven Mann,

der vom schönen Alten lernen soll. Ob die Jesuiten Fischer v. Erlach und Balthasar Neumann auch dieses Lied vom braven Mann gesungen haben? Lunatscharski führte für die Pädagogik die Grundsätze der russischen Regierung aus, nach denen jeder Mensch und vor allen der Arbeiter und Bauer so erzogen werden soll, daß er sich selbst ganz und gar als selbständiger Mensch und verfügungsberechtigt über sich und den Staat fühlen soll, sodaß schließlich der Staat selbst überflüssig werden kann. Hier fehlte ganz das Lied vom braven Mann. Aber in der Kunst? „Wir dulden und unterstützen Alles", mit andern Worten: eine Toleranz, die im Effekt die Mittelmäßigkeit begünstigt und sich gegen die Leistung, da wo sie in die Weite und in das Morgen weist, notwendigerweise wenden muß. In Rußland also, wenn gebaut wird, kein andres Bild als bei uns. Lieben Sie Nippes? Ja? Dann finden Sie auch in Rußland Ihre gemütliche Sofa-Ecke. Die proletarische Diktatur ist also wohl nicht so schlimm.

Das Weltgeschehen geht aber weiter. In diesem Jahrhundert wird die Menschwerdung des Fünften Standes, des Kulis, des Parias, mit elementarer Gewalt, mit oder ohne Kämpfe und Krämpfe, evolutionär und revolutionär vor sich gehen. Die Anzeichen künden sich in jener Fragestellung an, die wichtig ist, weil Bauten den Geist der Zeit nun einmal am deutlichsten künden. Eine alte Berühmtheit der Wilhelminischen Aera sagte mir, daß die Jungen offenbar wohl deswegen von vorne anfangen, weil „der ganze Stilbetrieb seit dem Biedermeier verludert sei". Der Vierte Stand hat seit der bürgerlichen Revolution von 48 versagt. Der neue Gedankeninhalt ruht auf dem Fünften Stand. Der neue Gedanke ist der kommende und schaffende. Er kündet sich an und wird bald — über Generationen hinweg gesehen — seine Form geschaffen haben. Er wird die Tradition im hohen Sinne aufgenommen haben und als reiner, sauberer Baukörper seine Macht verkünden.

Bei Cosenza von Hans Reimann

Aus der Sammlung: ‚Die feuchte Harfe', Gedichte eines Elfjährigen

Motto: „Ich bin so masslos dekadent im Bett!"

Dunkle, ungesunde, weiche Stunde — müde Stunde,
Die du mit verwestem, morschem Grabesmunde,
Meine welke, transzendente Schläfe streifend
Und mit russischgrünem Leichenhauch bereifend,
Aggressiv, ein kalter Katafalk, verruchtest,
Meinen blau erblaßten Leib zu Boden wuchtest
Die du mich dem trüben Schoß der Nacht vermählest
und entzweigeschlechtlich meine Glieder quälest;
Die du in zermürbend trägen Intervallen
Meinen Geist umfängst mit stumpfen Pantherkrallen:
Welke Wolken wirfst du wie ein Fraumenmieder,
Welke Wolken wirfst du lila auf und nieder,
Und es wallen aus den Wolken böse Musen.
Nächtlich wogen per Hautana leise Busen...

Das Grabmal des unbekannten Soldaten

Der Engländer Maugham treibt mit Entsetzen Scherz, wenn er den Krieg nicht für zu grauenhaft hält, um ihn den Fond einer Farce bilden zu lassen. Einen deutschen Dramatiker würde wahrscheinlich Sentimentalität daran hindern. Den Franzosen Paul Raynal hindert ein echtes Pathos. ‚Le tombeau sous l'Arç de Triomplie' ist wie die Essenz aller der Empfindungen, die das Wort Krieg weckt, seit er vorbei ist. Der unbekannte Soldat hat sie schon, während er noch im Granattrichter steckt. Und äußert sie, namens sämtlicher Frontsoldaten, bei einem Urlaub, von dem er weiß, daß ihm keiner je folgen wird. Sein Erzeuger, im sichern Port, die Verkörperung des Heimkriegers, patriotischer Phrasen voll, nimmt erstaunt und zu Anfang unwillig eine Entwicklung wahr, auf die nur darum nicht der Tod an der Mauer steht, weil dem mordenden Vaterland der mordende Feind zuvorkommen wird. Das ist der Lauf der Welt, des Weltkriegs und der Gerechtigkeit. Der glückliche Alte! Dann braucht er die Braut des Sohnes, die er zu sich herübergezogen hat, nicht mehr an diesen zu verborgen; und seis für die Hochzeitsnacht von vier Stunden Dauer.

Die ‚Drei Akte' beuten diese vier Stunden mit einer Kunstfertigkeit aus, die nicht einmal das Land der artistischen Tradition vor Ibsen gekannt hat. In dessen Schule ist Paul Raynal zu einem Romain Rolland mit ursprünglicher dramatischer Begabung geworden. Derselbe bedingungslose Pazifismus, dieselbe Noblesse des Wesens, dasselbe hochsinnige Europäertum. Ob auch derselbe Mangel an Individualisierungstalent, wird sich erst in einem Schauspiel erweisen können, das nicht beabsichtigt, Typen zu prägen. Hier sind die Personen: Ein französischer Soldat; Der Vater; Aude. Und es ist kaum Zufall, daß das Mädchen, das einen Namen hat, zugleich am meisten Gesicht hat. Aber zwischen diesen Typen: was für ein strömendes Leben! Jede seelische Beziehung, die zwischen ihnen möglich ist, wird hergestellt und mit einem Reichtum an Gruppierungseinfällen abgewandelt, so groß, daß er die Ergriffenheit abschwächt: weil man zuletzt hauptsächlich neugierig ist, was jetzt kommen wird, welche neue Wendung, welche neue Verknüpfung, welche neue Steigerung. Und ob denn die Glut der Klage und der Furor der Anklage niemals die Harmonie dieses Redeflusses trüben, den schöngeschwungenen Rahmen sprengen, die Form durchbrechen wird. Aber diese Form haben die Jahrhunderte so fest gefügt, daß keine Unmittelbarkeit des Erlebnisses dazu imstande ist.

Die Direktion Arthur Hellmer scheidet zwar ohne einen Verdienst aus Berlin, aber doch nicht ohne das Verdienst, mit der Aufführung eines repräsentativen Werkes der Kriegverdammungsliteratur zur Versöhnung zweier Völker beigetragen zu haben. Im Kleinen Theater entfaltet der Regisseur Berthold Viertel wieder einmal seine ganze Kraft. Ihm liegen ja seit jeher am besten ethische Dramen zwischen wenigen Figuren. Die trachtet er hier zu vermenschlichen, ohne daß bei der Umsetzung in die deutsche Sprache des Herzens,

Gehirns und Körpers die romanische Besonderheit allzu sehr abblaßt. Den Schmerz des Kriegers, daß der Schneid des Kriegers, das „Heldentum" nur hinter der Front zu finden sei, während an der Front stumpfsinnig die tödliche Fron geleistet werde — diesen Schmerz und alle Schmerzen schrie Günther Hadank so gepeinigt aus sich heraus, als befeure ihn die persönliche Erinnerung. Sybille Binder war eine Französin — nicht was sich der deutsche Spießer darunter vorstellt, sondern was der gallische Alltag hervorbringt. Und Albert Steinrück war „der" französische Spießer und sah in verblüffendem Grade so aus. Paul Raynal nimmt dem Krieg noch den letzten Rest von Nimbus. Er sei bedankt.

Veronika von Alfred Polgar

Das neue Drama von Hans Müller ist mehr auf Rührung als auf Spannung aus, redet dem Zuhörer eindringlicher ins Gemüt als in den Geist.

Schwester Veronika führt ein freudloses Pflichtenleben im Kinderspital. Seit vier Jahren war sie nicht ein einziges Mal in Grinzing oder sonstwo, wo die Volksseele sich badet. Warum Veronika so zurückgezogen lebt wie eine Sackgasse: ohne Ausgang, wird nicht ganz klar. Sie selbst weiß es auch nicht, was in mancher Klage und Frage, die wir sie an ihr Schicksal richten hören, sich kundgibt. Daß die kranken Kinderchen sie lieben, schafft ihr Freude, daß der Pharmazeut Karl sie nicht liebt, Leid. Der hat eine Andre erwählt, nämlich Fräulein Pauli, im Kleinformat eines der schlechtesten und gewissenlosesten Frauenzimmer, von denen je ein Dramatiker gebissen wurde. Doch das Dichterauge sieht auch im Schwarz dieser Kreatur den ewigen Funken glimmen. Was ist ihre Bosheit anders als gestockte Liebe? Es frißt ihr das Herz ab, daß die Kinder vor ihr davon-, der Veronika aber zulaufen — „wenn man so wühlen kann in die dicken blonden Fratzen!", sagt sie —, und sie glaubt, ein geweihtes Kreuzchen im Besitz der Veronika sei es, das der Verhaßten solche Beliebtheit bei den Kleinen talismanisch sichere und ihr gestatte, nach Passion in die dicken blonden Fratzen zu wühlen. Um den Talisman an sich zu bringen, überredet Pauli den Karl, die Veronika tanzen zu führen und ihr bei der Gelegenheit das Kreuz vom Halse zu stehlen. In der Nacht, da dies beim Heurigen geschieht, stirbt im Spital, das Veronika, zum ersten Mal seit vier Jahren, verlassen hat, ein ihrer Pflege anvertrautes Kind. Wir sehen, in solch grausamer Verkettung des Geschehens, das Schwarze unterm Nagel am Finger Gottes. Der Schlußakt zeigt Veronika gebrochen, hadernd mit dem Lenker der Geschicke, vor gutmütigen irdischen Richtern, die sie freisprechen. In diesem Akt wird endlich auch der Heldin des Spiels übel . . . doch wie wird ihr, da sie den Sinn der Übelkeit erfaßt! Verklärt wird ihr. Damals nämlich, in jener Nacht, da das Kind vom Sensenmann geerntet ward, ward ein andres beim Heurigen ausgesät, ein kleiner Pharmazeut wächst Veronika im Schoß, und sie wird dem Holofernes, will sagen: dem Karl einen Sohn gebären.

Im zweiten Akt erscheint ein alter Musikant, Geiger in der Heurigenkapelle, und will durchaus, gleich da im Wirtshaus, einen Canon spielen, den er komponiert hat. Er singt auch ein Endchen Melodie und bricht ab mit der Bemerkung, daß es jetzt in fis übergehe. Mit zitternder Lippe, indes die Pupille betend gen Himmel sich wendet, stammelt er: „Johann Sebastian Bach." Da kommt der Schankwirt, jagt den armen alten Künstler wieder ans Pult, sprechend: „Mir san hier nicht in der Mailänder Schkala."

So ist das Stück. Rundherum. Der entschiedene, große Erfolg, den es fand, offenbart, daß das süßliche Fett, in dem solches Theater gekocht ist, allgemeinem Geschmack zusagt. Wir haben einen gesunden Magen.

Frau Konstantin spielt als heilige Veronika in vielerlei feinen und starken Farben. Ihre dramatischen Ausbrüche haben Kraft und Wirkung. Erquickend einfach und natürlich die paar Sätze des Fräulein Markus. Hans Moser gibt einem warmherzigen jüdischen Verteidiger schmackhafteste Zubereitung à la nature. Direktor Beer macht den Gerichtspräsidenten aus dem gemütlichen Handgelenk. Hans Müller fungiert als Staatsanwalt. Warum eigentlich? Ist kein Schauspieler da? Wenn aber schon, hätte ich den Dichter lieber als alten Musikus gesehen, als den, der mit zitternder Lippe „Johann Sebastian Bach" sagt. Da wären gewiß Jedem, wenn es in fis übergeht, die Augen übergegangen. Als die schlechte Pauli müht sich Fräulein Lvovsky um Niederträchtigkeit. Das volkstümliche Idiom, wie Hans Müller es erlauscht und der Figur in den bösen Mund gelegt hat, macht ihr Schwierigkeiten. „Kopfweh hab' ich, daß ich mich mit dem Stephansturm in der Nasen kratzen möcht' . . .", derlei sagt sich nicht leicht.

Viele Zuhörer weinten, so ergriff sie der Müller und sein Kind. Es gab aber auch welche, denen so eigen und beklommen wurde, daß sie sich, Erleichterung zu gewinnen, mit dem Stephansturm im Schlund hätten kitzeln mögen.

Das Russengeschäft von Kurt Heinig

Gottseidank! Dem dringenden und allseitigen Bedürfnis nach einem Wiederaufbau-Programm ist abgeholfen — der Herr Reichswirtschaftsminister hat uns eins vorgeredet. Wie lange wirds vorhalten? Wir sprechen hier nicht von der Praxis, für die in Worte gefüllte Weltanschauungen sowieso nichts zu bedeuten haben, sondern von dem theoretischen „Unterbau" des Programms, wie man so schön sagt. Das großartige Steuerreform-Programm des Herrn Reichsfinanzministers, das sich bei näherer Betrachtung als bescheidene Ankündigung ganz gewöhnlicher Steuermilderungen erwies, hat sechs Wochen gegolten.

Mit dem Wirtschaftsprogramm ist das eine andre Sache. Ganz unwirsch wird den Nörglern gesagt: Hat nicht eben die Reichsregierung 100 Millionen hier und 100 Millionen dort gegeben und für 300 Millionen gebürgt?! Richtig, beinahe

hätten wir diese Regierungshandlung schon wieder vergessen. Das Reich hat tatsächlich vor einiger Zeit gemeinsam mit den Bundes-Freistaaten für insgesamt 60 Prozent eines 300-Millionen-Kredits an die Russen die Ausfallbürgschaft übernommen. Aber ist eine Bürgschaft schon ein Kredit? Warum nimmt das Reichswirtschaftsministerium nicht einmal eine Nachhilfestunde bei Herrn Wassermann, der ihm den Unterschied sicherlich erklären kann?

Dem auf Arbeit wartenden Volk sei gesagt, daß aus den angekündigten 300 Millionen Mark bisher noch kein einziger anständiger Auftrag erwachsen ist. Von der parlamentarischen Beschlußfassung über eine Ausfallgarantie des Reiches zur Förderung des Exports nach Rußland bis zur Effektuierung von Aufträgen durch die russische Handelsvertretung ist ein außerordentlich weiter Weg. Bei der ganzen Sache sind bisher die Russen die Einzigen, die eine Kleinigkeit verdient haben: sie können überall in der Welt mit der deutschen Ausfallbürgschaft für ihre Kreditwürdigkeit gute Reklame machen. Die Kosten dieser Propadanda für den russischen Einkauf in — nichtdeutschen Ländern zahlen vorläufig wir, die Deutschen.

Der harmlose Untertan fragt bescheiden, wie es ihm zukommt, welchen Zweck denn eigentlich eine Bürgschaft hat, und im Besondern, was für ein Sinn in jener handelspolitisch so bedeutsamen öffentlichen Handlung liegt, wenn dabei weder ein Kredit noch, auf diesen aufgebaut, irgendein Auftrag herauskommt. Wir fürchten, das Reichskabinett hat längst vergessen, daß es einmal für irgendetwas Ausfallbürgschaft geleistet hat!

*

Der Tatbestand in seine Zusammenhänge gestellt — wie sieht er aus?

Vor dem Kriege war der deutsch-russische Warenverkehr für die beiden beteiligten Länder das Rückgrat ihres Außenhandels. Wir bezogen 1913 aus Rußland für nahezu 1,5 Milliarden Goldmark Waren und lieferten Waren im Werte von 900 Millionen Goldmark ins Zarenreich. 1924 erhielten wir von Rußland für 126 Millionen Goldmark Waren und führten für 89 Millionen dorthin aus. Der Verkehr mit Rußland hat sich im Jahre 1925 weiter gehoben. Während der ersten neun Monate erhielten wir für 150 Millionen Mark Waren und verkauften für 160 Millionen! Dabei muß allerdings beachtet werden, daß in dieser Ausfuhrziffer eine künstliche Förderung deswegen enthalten ist, weil für 1925 Rußland dank einer Vereinbarung mit der Deutschen Bank einen 100-Millionen-Kredit bei uns in Warenbestellungen ausgeben konnte. Er ist in der Zwischenzeit wieder abgedeckt worden.

Wie die Zahlen zeigen, ist zwar ein Aufstieg des deutschrussischen Außenhandels bemerkbar, aber wir sind noch unendlich weit von den Vorkriegsverhältnissen entfernt.

Unsre wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland nach dem Kriege begannen mit dem Rapallo-Vertrag. Im Herbst 1925 wurde ein umfangreiches deutsch-russisches Vertragswerk zustande gebracht. Es umfaßte ein Übereinkommen, worin ein

komplettes Wirtschaftsabkommen eingeschachtelt ist, einen Konsularvertrag und ein juristisches Übereinkommen. Damit wurde eine klare Rechtsgrundlage für den Handel und den Verkehr zwischen Deutschland und Rußland geschaffen.

Man ersieht aus diesen Tatsachen, daß in Deutschland die Erkenntnis von der Notwendigkeit guter deutsch-russischer Handelsbeziehungen allgemeine Anerkennung gefunden hat. Das ist in jeder Hinsicht zu begrüßen. Auf der russischen Seite ist die Erkenntnis gleichfalls Allgemeingut geworden, daß es ohne Deutschland wirtschaftlich nicht geht. Das ist ebenso erfreulich. Der Weg zu diesen Erkenntnissen war nicht immer einfach.

Der Wiederaufbau der russischen Wirtschaft vollzieht sich nach einem Plan der Sowjet-Regierung, der die Finanzierung und Neubildung der industriellen Produktion im Wesentlichen aus Überschüssen des staatlich geleiteten Außenhandels vorsieht. Von den ursprünglichen Plänen, durch Geldschöpfung, also auf dem Wege über die Notenbank, die Industrie zu befruchten, haben die obersten russischen volkswirtschaftlichen Behörden aus verschiedenen Gründen absehen müssen. Ihre Haupthoffnung war die günstige Ernte von 1925 und die damit zu erzielenden Außenhandelsgewinne. Dieser Zukunftsplan hatte eine entscheidende Lücke. Die Sowjet-Regierung muß das Getreide, das diesem Beschaffungssystem für industrielle Wiederaufbaumittel zu Grunde liegt, beim Bauer kaufen! Da aber der Getreidepreis, durch die weltwirtschaftliche Situation mitbestimmt, dem russischen Bauer nicht hoch genug ist, verkauft er nicht; damit ist das Getreideexport-Programm der Sowjet-Regierung undurchführbar geworden. Dabei ist die Regierung ihrem Landwirt gegenüber deswegen schwach, weil sie ihm in seiner Kritik recht geben muß. Der russische Bauer weist darauf hin, daß er für Industrieprodukte, die er dringend benötigt, das Mehrfache von dem auszugeben hat, was er vor dem Kriege — in Getreide gerechnet — dafür anzulegen gezwungen war. So ist verständlich, daß die Sowjet-Regierung ihr „Gesicht dem Dorfe zuwendet“, wo man ihr Vorwürfe macht und zugleich den Rücken zudreht.

Die russische Industrie ist an sich gut beschäftigt, aber sie ist völlig heruntergewirtschaftet: man arbeitet zum erheblichen Teil mit den ältesten und abgebrauchtesten Maschinen und damit außerordentlich unrationell und teuer.

Rußland ist also bestrebt, seine Industrie zu modernisieren, damit die Fabrikate billiger werden und das Getreide in Bewegung kommt. Zugleich hat es aber infolge seines falsch berechneten oekonomischen Wiederaufbau-Planes kein Geld und muß deshalb die Neueinrichtung seiner Industrie im Ausland gegen Kredit zu kaufen suchen!

Große Teile der russischen Industrie waren schon vor dem Kriege von Deutschland eingerichtet. Auch aus politischen Gründen liegt der Sowjet-Regierung heute Deutschland „am nächsten“. So kam Rußland zu der Absicht, in Deutschland für 300 Millionen Mark industrielle Einrichtungsgegenstände gegen langfristigen Kredit zu kaufen.

Das Allgemeininteresse deckt sich hier für Deutschland mit dem Interesse der deutschen Arbeiter: wir wünschen dringend, daß für 300 Millionen Mark Aufträge in unsre Wirtschaft fließen. Die Reichsregierung ist der gleichen Auffassung; deswegen hat sie ja eine Ausfallgarantie übernommen. Die deutschen Unternehmer aber und Diejenigen, die das 300-Millionen-Geschäft zu finanzieren haben — die Banken — stehen zu den russischen Bestellungen durchaus nicht so einheitlich, wie man im Interesse Deutschlands annehmen sollte.

Hinter diesen sehr verschiedenen Interessen stehen die Großbanken, deren Menschenliebe und Begeisterung für die Interessen der Allgemeinheit zur Genüge bekannt sind.

Es ist sehr schwierig, in diese Gruppeninteressen so hineinzuschauen, daß ihre wahren Absichten erkennbar werden. Deswegen scheint es mehr als eine beliebige Bemerkung der Kölnischen Zeitung zu sein, daß nicht einigen Großfirmen gelingen möge, sich durch Bildung starker Bankengruppen von vorn herein eine Monopolstellung für bestimmte Produkte derart zu sichern, daß sie allein den größten Teil der Reichsgarantie mit Beschlag belegen! Die Kölnische Zeitung weist ziemlich eindeutig auf Otto Wolff hin. Sollte vielleicht Herr Wolff Röhren liegen haben? Oder meint die Kölnische Zeitung jene 1/4 % Provision — von 300 Millionen Mark! —, die mit dem Namen Wolff verknüpft wird?

Dazu kann Eines nicht deutlich genug gesagt werden: die Reichsregierung hat die Pflicht und Schuldigkeit, dafür zu sorgen, daß nicht irgendwelche Konzerne sich durch das russische Geschäft mit Reichsgarantie ihre Lager verflüssigen oder Vermittlerprozente einnehmen, während das Volk von Aufträgen träumt, die ihm sofort Arbeit bringen.

*

Das 300-Millionen-Geschäft zerfällt in drei getrennte Operationen.

Einmal handelt sichs darum, daß das Reich eine Ausfallgarantie (Bürgschaft) übernimmt. Das ist für 35 Prozent, also für 105 Millionen Mark geschehen. Andre 25 Prozent sollen die Bundes-Freistaaten an Ausfallgarantie übernehmen. Die Kredite sollen zur Hälfte über zwei, zur Hälfte über vier Jahre laufen. So lange läuft auch die Ausfallgarantie. Dabei muß beachtet werden, daß das Reich nicht den Kredit gibt, sondern nur Kreditgebern 60 Prozent des Kredits, den sie Rußland gewähren, gemeinsam mit den Ländern in Form einer Ausfallbürgschaft sichert! Damit ist noch kein Kredit gewährt.

Die zweite Operation des Kreditgeschäfts wäre also die, daß die russische Regierung genügend Industrielle findet, die bereit sind, ihr zwei oder vier Jahre lang auf von ihnen erteilte Bestellungen Kredit zu gewähren. Es scheint in Deutschland überhaupt keinen Unternehmer zu geben, der fertig bringt, einen Abschluß zu machen, bevor die Banken mit Rußland über den Prozentsatz der Kreditkosten einig sind. Ist das nur Zufall?

Und so kommen wir auf die ausschlaggebende, trotz aller Regierungserklärungen noch völlig in Dunkel gehüllte dritte Operation, deren Durchführung notwendig ist, damit russische

Aufträge in Deutschland sich in Arbeit umwandeln: die Finanzierung der Industriekredite durch die Banken.

Wir fragen die Reichsregierung: Wer gewährt nun eigentlich die Kredite? Ist die Finanzierung schon gesichert?

Es ist ein öffentliches Geheimnis, zum mindesten wird es immer wieder in den Zeitungen behauptet, daß bisher nahezu sämtliche Versuche der Russen, an deutsche Unternehmer Aufträge zu erteilen, daran gescheitert sind, daß die um Finanzierung angegangenen Banken, wahrscheinlich aus Solidarität oder Sympathie, gleichmäßig unverschämte Zins- und Provisionssätze verlangt haben! Die Banken, von denen man in den Äußerungen der Reichsregierung überhaupt nichts hört, wollen dem Vernehmen nach an dem russischen Geschäft, für das doch zu 60 Prozent das Reich und die Länder und außerdem die deutschen Unternehmer und Rußland haften, risikolos verdienen! Am liebsten möchten sie dabei noch, daß ihnen die Reichsregierung das Geld, das sie verpumpen sollen, in irgendeiner Form vorschießt.

Es muß der größte Wert darauf gelegt werden, daß die Reichsregierung öffentlich erklärt, ob ihr etwas darüber bekannt ist, zu welchem Zinssatz die deutschen Banken den deutschen Unternehmern, die die Absicht haben, russische Aufträge hereinzunehmen, Kredit gewähren wollen.

Der deutschen Regierung muß bekannt sein, daß schon Verhandlungen deutscher Unternehmer mit den Russen gescheitert sind, weil die Banken Zinssätze verlangt haben, die jedes gesunde Geschäft unmöglich machen.

Hat die Reichsregierung die Absicht, etwa auf dem Wege über die ihr nahe stehenden Institutionen der deutschen Wirtschaft diese 300-Millionen-Mark-Aufträge zuzuführen, die die Russen bei uns placieren wollen?

Schon heute sei gesagt, daß Das, was seit Wochen über Schwierigkeiten der russischen Auftragserteilungen bekannt geworden ist, durch die optimistische Notizen irgendwelcher Telegraphenbüros nicht gegenstandslos wird. WTB hat kürzlich erklärt, daß die Reichsregierung mit ihrer Garantie „allen leistungsfähigen deutschen Firmen die Ausnützung der im Rahmen der Garantie liegenden Exportmöglichkeiten nach Rußland gewährleistet". Weiter „erhofft die Reichsregierung, daß durch ein verständnisvolles Zusammenwirken aller beteiligten Wirtschafts- und Finanzkreise die schnellste Durchführung des Programms und damit sofortige Belebung des deutschen Arbeitsmarkts sich ergebe".

Die Bemerkungen klingen so, als ob sie irgendein Optimist im Reichswirtschaftsministerium kunstvoll gezimmert habe, sind aber irrig, wenn die Regierung nicht in der Lage ist oder nicht die Absicht hat, auf die Finanzierung der deutsch-russischen Geschäfte zu achten. Die offiziösen Worte sind eitel Schaum, wenn hinter ihnen der Wille fehlt, dafür zu sorgen, daß die Banken nicht die Belebung des deutsch-russischen Geschäfts durch ihre Wucherpolitik zerstören! Wenn schon die deutsche Industrie eine Wirtschaftspolitik macht, die freien Handel voraussetzt: warum läßt sie sich dann von den Banken unter

Zwangswirtschaft nehmen? Und wenn unsre geliebten Reichsminister samt Stresemann plus Parlament sogar für die Russen große Bürgschaften übernehmen: warum bekommen wir dann keine Aufträge? Daß die Russen sich nicht hochnehmen lassen wollen, zumal nachdem sie eine Garantie des Deutschen Reiches bekommen haben, das mag manchem Finanzier unangenehm sein. Müssen sich deswegen aber die Arbeitslosen gefallen lassen, daß ihnen für 300 Millionen Mark Aufträge entgehen?

Herr Wendriner kann nicht einschlafen

von Kaspar Hauser

Herrgott, daß die Frau nicht still liegen kann! Manche Frauen schlafen, wie man sie hinlegt, und da schlafen sie dann! Nu lieg doch schon still! Wenn ichs Licht ausmache, liegste auch nicht still. Gut — ich wer ausmachen.

... Nicht möglich, zu schlafen. Ich weiß nicht, was das ist. Das Glas Bier abends kanns nicht sein, geraucht hab ich heute auch nicht — ich muß mal mit Friedmann drüber sprechen. Sport! sagt er immer — treiben Sie Sport! Wir können ja Fußball auf dem Kurfürstendamm zusammen spielen ... lächerlich! Seine letzte Liquidation ist auch noch nicht bezahlt — na, er soll warten. Andre warten auch. Was hat er mir da neulich für'n Witz erzählt ...? Ach so — „Sagen Sie mal: Aaa!" Blendender Witz, den werd ich mal morgen Welsch erzählen, der kugelt sich über gute Witze ... Was ist das für ein Schein ... Die Feuerwehr? Nein, ein Auto ... Gute Autos hat jetzt Berlin, ich sag immer, Ihr sollt euch noch mal solche Autos in Paris suchen, die Londoner taugen auch nicht viel. Was juckt mich denn da immer? Herrgott, jetzt wollt ich heute abend baden und habs vergessen ... Na, morgen. Nein — morgen hab ich wieder keine Zeit — na, also morgen abend. Wir gehn ja nicht auf Brautschau. 45 000 in zwei Jahren zu 18% macht ... 18% — die Leute sind ja wahnsinnig ... Jetzt weiß ich das Wort. „Amorph" — den ganzen Tag ists mir nicht eingefallen. „Amorph — Lucie wollts für ihr Kreuzworträtsel wissen, im Geschäft ists mirs den ganzen Morgen durch den Kopf gegangen — komisch, was einem so manchmal durch den Kopf geht ... Freutel sollte mir doch die Bilanz von Schuster & Burggraf vorlegen — wieder hat ers vergessen — man müßt 'n Notizblock am Bett haben — morgen leg ich mir einen hin ... Das Bein juckt wie verrückt. Ist das noch mein Bauch —? Ich wer dick. Wie ich noch die Sache mit Greten gehabt habe, da hat sie mich immer im Bett gekitzelt und hat gesagt: „Na, Dickchen ...?" Schläfst du schon ...? Immer schläft sie. Nu, man is ja kein Kind mehr. Wo ist denn Wasser — ich wer 'n bißchen Wasser trinken. Beinah ist die Uhr runtergefallen. Was is denn morgen abend —? Morgen abend muß ich im Büro bleiben und aufarbeiten, Dienstag, Mittwoch ... übermorgen gehn wir zu Regierers, Trude kommt mit, die wollt Bescheid haben wegen der Perserbrücke — kriegt sie sehr billig ... Der Joe ist ein ganz ungezogener Bengel, wer ich dem Vater mal bei Gelegenheit sagen, seh

ich gar nicht ein — Freitag ham wir Billetts für die Oper, nachher sind wir im Bristol — Sonnabend ist die Modevorführung, hat sie mich richtig breitgeschlagen, daß ich hingehe... Ich hab da nur Interesse an Mokka... Ausspannen sollt man. Aber da ist ja jetzt gahnich dran zu denken — vor Juli wirds nichts... vielleicht Bozen, Bozen ist mir sehr empfohlen worden... Vater wollt immer so gern nach Bozen... er is nie hingekommen... Wonach riecht denn das hier . . .? Ich hab doch Hanni gesagt, ich will das Parfüm hier nicht mehr haben ... Schreckliches Parfum! Wenn ich nicht Mitleid mit Oskarn gehabt hätte, hätt ichs ihm gar nicht abgekauft. Der hats auch zu nichts gebracht im Leben. Man muß es zu was bringen. Ich hab... ich wer mal rechnen: hundertdreißigtausend sind im Geschäft, viertausend sind da, dann die zwanzigtausend von Benno, das ist ja wie bar Geld... Fritz sagt, den Zauberberg sollt ich mal lesen. Der hats gut. Ich komm kaum noch zum Lesen. Nich mal die Memoiren von Wagner, die ich zu Weihnachten bekommen habe, hab ich gelesen. Man kommt zu gar nichts mehr. Ich denk jetzt so oft an den Tod. Quatsch. Doch, ich denk oft an Tod. Das kommt von der Verdauung. Nein, das kommt nicht von der Verdauung. Man wird älter. Wie lange sind wir jetzt verheiratet... Nu, für sie ist ja ausgesorgt, so weit bin ich schon, Gottseidank. Wenn ich tot bin, wern sie erst erkennen, was sie an mir gehabt haben. Man wird viel zu wenig anerkannt, im Leben. Hinterher ist zu spät. Hinterher wern sie weinen. Damals, bei dem alten Leppschitzer warn ja enorm viel Leute. So viel kommen bei mir mindestens auch... Jetzt kommt das Dienstmädchen erst nach Hause —! Die Tür könnt sie auch leiser zumachen... Was macht nu son Mädchen abends? Geht zu Freundinnen... Na, Emma hat ja 'n Bräutjam. Eigentlich 'n ganz hübsches Mädchen! Vorn noch Alles da — lieg doch still! Was denken nu sone Leute über unsereinen? Schimpfen sicher mächtig auf die Herrschaft, wenn sie abends zusammensitzen. Wie ich Lehrling war, gabs sone Bolschewistensachen nicht. Wir mußten schuften... hähä — wenn ich noch dran denke, wie wir dem alten Buchowetzki die Papierschere auf den Tisch geklebt haben... Und er zog und zog und kriegte sie nicht hoch — hähä! Aber wenn ich tot bin, wern sie weinen. Stresemann hat 'ne glänzende Rede gehalten, neulich auf der Wirtschaftstagung — kann man sagen, was man will, der Mann ist doch unser bedeutendster Staatsmann. Wen haben wir denn sonst schon —? Nörgeln kann Jeder. Das Brom hilft auch nicht mehr — vielleicht hab ichs zu früh genommen. Was —? Nichts. Das war nichts. Das war bloß eine Sprungfeder, unten an der Matratze...

Schrecklich, wenn man nicht einschlafen kann. Wenn man nicht einschlafen kann, ist man ganz allein. Ich bin nicht gern allein. Ich muß Leute um mich haben, Bewegung, Familie, Arbeit... Wenn ich mit mir allein bin, komisch: wenn ich mit mir allein bin, dann ist da gar keiner. Und dann bin ich ganz allein. Hinten juckts mich. Ich kenn das. Jetzt wer ich gleich einschlafen. Schlafen . . . Na, denn gut'n —

Bemerkungen

Reichsbanner und Roter Frontkämpferbund

Wollen wir eine Deutsche Linke, einen Kampfbund der Wirtschafts- und Kulturrevolutionäre, einerlei ob sie Anhänger Ledebours, Theodor Liebknechts, Nelsons, Ströbels, Thaelmanns oder sonst Jemands sind, dann müssen wir auch ein Bündnis zwischen den sozialistischen — nicht: ebertinischen — Reichsbannerleuten und dem Roten Frontkämpferbund wollen. Obwohl, nein, weil wir Antimilitaristen sind. Denn Antimilitarist sein heißt: die Waffen der Waffenfreunde aus Waffenfeindschaft zerschlagen — mit Waffen, wenns anders nicht geht. Meistens gehts nicht anders, und die besten Waffen der Waffenfeinde bleiben: der sozialistische Reichsbanner-Teil und der Rote Frontkämpferbund.

Daß dem Reichsbanner Schwarzrotgold prachtvoll „rote" Leute angehören, war dem Roten Frontkämpferbund schon bekannt, als seine Sympathie für sie den „roten" Reichsbanner-Leuten noch kaum bekannt war: als im Trüben der KPD Ruth Fischer fischte, Maslow alles Vermasselbare vermasselte und Iwan Katz nur tat, was für die Katz sein und die Partei auf jenen Hund bringen mußte, den dann die Ekki-Aktion zum Glück totschlug. Immerhin: schon ehe der Ekki-Brief kam, schon am Tag der Hindenburg-Wahl halfen Rote Frontkämpfer dem Reichsbanner gegen das Hitler-Gezücht — Rote Frontkämpfer dem Reichsbanner, nicht umgekehrt! Nach dem Ekki-Brief durfte der Frontkämpferbund noch offner mit dem linken Reichsbanner-Teil sympathisieren; der erwiderte die Sympathie; eine Deutsche Linke in Miniaturform schien sich zu bilden, trotz jedem skeptischen Gequake. Da...

Da wurde am 27. Januar, an Auskneifers Geburtstag, bei einem Zusammenstoß Völkischer mit Roten Frontkämpfern und Reichsbanner-Leuten auf dem Charlottenburger Wilhelmplatz dem jungen Roten Frontkämpfer Hans Klaffert von der Kugel einer schwarzweißroten Kanaille an sechs Stellen der Darm zerrissen. Nach zweieinhalb Tagen starb Klaffert im Krankenhaus, wohin ihn auch Reichsbannerleute gebracht hatten. Solange er sprechen konnte, fragte er, ob den schwarzrotgoldnen Kameraden nichts zugestoßen sei. Kein Wunder, daß sie, eben als Kameraden, an dem Demonstrationszug des Roten Frontkämpferbunds und an der Bestattungsfeier teilnehmen wollten — in Uniform und mit einer schwarzrotgoldnen Fahne, um das Kampfgenössisch-Menschliche, nicht das Privatpersonenhaft - Konventionelle ihrer Teilnahme zu betonen. Beides: die Teilnahme an der Demonstration und die Teilnahme an der Bestattungsfeier wurde ihnen von der Gauleitung des Reichsbanners glattweg verboten. Begründung: Die Disziplin des Reichsbanners duldet keinen Anschluß an Staatsfeinde, alias: an Kommunisten und Nationalisten... Selbstverständlich pfiffen Klafferts Reichsbannerkameraden auf diese „Begründung", gingen in Uniform und mit einer schwarzrotgoldnen Fahne zur Demonstration und zur Bestattungsfeier — und wurden sofort, ohne angehört worden zu sein, von der Gauleitung aus dem Reichsbanner ausgeschlossen. Nein, „nur" die Führer der „Disziplinlosen" wurden ausgeschlossen; die Andern schlossen sich der Solidarität wegen selbst aus.

Es steht also fest: ein Reichsbannermann soll die Hand, die ein Roter Frontkämpfer ihm reichen will, von sich stoßen — sogar am Sarg eines Toten, der Beiden teuer war. Die Sache wills — die Sache einer rohen, bornierten Gauleitung. Einer heuchlerischen. „Gestern mittag

empfing Hindenburg die Führer des Kyffhäuserbunds, des Stahlhelms, des Reichsbanners Schwarzrotgold und des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten. Der Zweck der Besprechung ist die Schaffung eines Ehrenmals für die Gefallenen des Weltkriegs." Nächstens heult das Reichsbanner — und der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten — mit den Wehrwölfen. Aber wer die Internationale singt, wird ausgeschlossen. Obwohl der Internationale-Sänger die Republik nur zu einer andern machen, der Wehrwolf sie totbeißen will.

Nun, vielleicht kommt das Reichsbanner zur Raison, wie beim Volksbegehren. Da wars erst „neutral", dann agitierte es vielfach gegen die Fürsten, übrigens zusammen mit Roten Frontkämpfern, also genau das Selbe vollführend, was es bei seinen linksgerichteten Ex-Mitgliedern inkriminierte. Die wollen, wie sie am 22. März in einer öffentlichen Riesenversammlung durch einstimmige Annahme einer Entschließung kundgegeben haben, unbedingt ins Reichsbanner zurück. Hoffentlich nimmt es sie wieder auf und bewirkt so, daß eine Gruppe bei dem kommenden Linksblock bleibt, die ein Linkssplitterchen werden könnte. Nimmts sie nicht wieder auf und sabotierts weiter nach Kräften unsre Blockpolitik, dann werden wir in der Bewegung Deutsche Linke dem Reichsbanner zwar die eiskühle Sympathie bewahren, die eine Institution zum Schutz selbst der schundigsten Republik schließlich verdient. Aber lieben werden wir dann nur den Roten Frontkämpferbund.

Franz Leschnitzer

Die Verteidigung

Die Verteidigung ist der Aschenpinter des deutschen Strafprozesses. Schon äußerlich zeigt sichs darin, daß sie im Gerichtssaal eine Stufe tiefer als der Staatsanwalt sitzt. Rechtlich unter anderm darin, daß der Verteidiger im Vorverfahren kein Recht auf Akteneinsicht, auf Teilnahme an den Vernehmungsterminen, auf freien Verkehr mit dem verhafteten Beschuldigten hat. Jetzt will man ihn vollkommen unmöglich machen. Kein in den Strafprozeß Verwickelter braucht Mittel zu seiner Verurteilung zu liefern; er kann schweigen und Alles an sich herankommen lassen. Hat er aber einen Verteidiger zu seiner Beratung bestellt... Zweimal in drei Wochen haben Untersuchungsrichter die Beschlagnahme von Handakten bei Verteidigern verfügt. Das erste Mal wurden im Breslauer Mordprozeß Rosen dem Rechtsanwalt die Aufzeichnungen über das ihm vom Beschuldigten Standtke Anvertraute und die mit diesem gepflogene Korrespondenz weggenommen und erst nach eingehender Durchsicht zurückgegeben. Dann hat, in einem Essener Meineidsprozeß, der Untersuchungsrichter das Büro eines Berliner Verteidigers durchwühlt und ihm die Akten weggeholt. Er hat sie allerdings am gleichen Nachmittag wiedergebracht, sich entschuldigt und behauptet, er habe keinen Blick in sie geworfen. Das hat er auch nicht getan, er nicht. Vielleicht werden aber Andre als Zeugen Bekundungen über ihren Inhalt machen können. Diese Beschlagnahmen müssen unzulässig sein, weil sonst ein Beschuldigter ohne Verteidiger besser als der mit Verteidiger dastünde. Zum Überfluß bestimmt das Gesetz, daß der Verteidiger über das ihm Anvertraute das Zeugnis zu verweigern berechtigt ist (§ 53 Nummer 2 der Strafprozeßordnung), und daß insoweit nach § 97 eine Beschlagnahme schriftlicher Mitteilungen des Beschuldigten an ihn unzulässig ist. Nach dem Zweck der Bestimmung muß das genau so für Aufzeichnungen des Anwalts über Gespräche mit seinem Klienten gelten. Mags auch gesetzwidrig sein: hier ist, neben zeitweiligen Verhaftungen unbequemer Verteidiger, das neue

Mittel, ihm ein letztes Recht zu nehmen. Und davon muß so lange Gebrauch gemacht werden, bis der einzige schwache Prellbock gestürmt ist, der noch das menschliche Interesse des Angeklagten deckt.

Botho Laserstein

Professor Sperl

Bei der Rektoratsinauguration an der Universität Wien kam es zu schweren tätlichen Zusammenstößen zwischen den Vertretern der freiheitlichen und der deutschnationalen Studentenschaft. Als die freiheitlichen Studenten ankamen, versperrten ihnen die deutschnationalen den Eingang in die Universität. Auch die persönliche Intervention des Rektors und der Professoren konnte die deutschnationalen nicht veranlassen, den Weg freizugeben. Als die freiheitlichen daraufhin als die Klügern nachgaben und abzogen, setzten ihnen die deutschnationalen nach, und es kam auf der Freitreppe der Universität, vor den Augen der Professoren und der eben eintreffenden Vertreter der Stadt und des Staates, zu Raufereien. Der Rektor verfügte darauf die Fernhaltung der deutschnationalen Studentenvertreter von der Feier.

Und dann ging die Feier vor sich. Herr Professor Sperl — man merke sich diesen Namen und bezeichne hinfürder einen normalen Universitätsprofessor nur mehr als einen Sperl — hielt die Festrede. Er sprach zuerst von den materiellen Schwierigkeiten, unter denen die wissenschaftlichen Betriebe zu leiden hätten (und vergaß die geistigen; wahrscheinlich, weil er sie in seiner Person ad oculos zu demonstrieren beabsichtigte). Dann sprach er von den Studenten. Und stellte erfreut fest, was ihm sein am verstaubten Tisch ausgearbeitetes Konzept zuflüsterte: daß „das akademische Leben der Studentenschaft immer mehr in die Bahnen des ruhigen kollegialen Zusammenwirkens zurückkehre".

Harmlos, erfreut und pathetischen Vollbarts stellte ers fest. Vor einem Forum erwachsener Menschen, die in seiner Gesellschaft vor wenigen Minuten Zeugen einer wüsten studentischen Radauszene gewesen waren. Und das ist doch wohl ein Symptom für den gradezu erschreckenden Zustand unsrer „Tempel der Weisheit". Wen wundert es, das unter solchen Tempelkollegen die Foerster und Gumbel unangenehm auffallen. Verstehen wir an diesem hübschen Sperl-Exemplum, warum wir die Blamagen im Kriege, das wissenschaftlich begründete Kohlrübenessen, den Doktorhut des Herrn Ludendorff, die ungeistige und intolerante Jugend der Universitäten und Mittelschulen, die lebensfremde und volksfeindliche Justiz und das gleichgeartete Beamtentum der Republik erleben durften und dürfen?

Der Hauptmann von Köpenick ist berühmt geworden, weil er mit Phantasie und Witz die Schwäche eines Volkes bloßgelegt hat, das dieser Schwäche seinen Ruin verdankt. Der Professor Sperl sollte berühmt werden, weil er mit negativer Phantasie und unfreiwilligem Witz die Schmach einer Menschheit, nicht nur einer deutschen, offenbart hat.

Heinz Eisgruber

Deutsches Ausland-Institut

I.

In Nummer 11 der ‚Weltbühne' vom 16. März erschien ein Aufsatz von Carl Mertens über deutsche Spionage, der sich mit dem Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart beschäftigte und dieses Institut als eine Spionagezentrale des Reichswehrministeriums darstellte. Hierzu erklären wir Folgendes:

Das Institut hat keine 120 Beamte, sondern nicht einmal 50, unter ihnen einschließlich des Hauswarts und der beiden Diener nur 13 Herren, von denen kein einziger früherer deutscher Offizier oder gar Stabsoffizier ge-

wesen ist. Die gesamte Tätigkeit des Deutschen Ausland-Instituts dient einzig und allein dem Zwecke der geistigen und wirtschaftlichen Verbindung zwischen Heimat und Auslanddeutschtum ohne irgendwelche Nebengedanken und bewegt sich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Siedlungen im Ausland wie auch der praktischen Auskunfterteilung an Auswanderer, Stellensuchende und sonstige Ratheischende. Das Institut steht jederzeit in seinem Haus des Deutschtums jedem einzelnen Besucher zur Besichtigung offen, und es sind auch zahlreiche Ausländer schon als Besucher im Institut gewesen. Das Institut betont ganz offen, daß es die Pflege des deutschen Volkstums im Ausland als eine Pflicht der deutschen Nation betrachte, ebenso wie andre Nationen, Franzosen, Italiener, Tschechen, Ungarn und so weiter ihr Volkstum im Ausland schützen und pflegen. Irgendwelche offenen oder geheimen Verbindungen militärischer Art bestehen nicht. Die Pressekorrespondenz des Instituts steht sämtlichen deutschen Zeitungen des In- und Auslandes kostenlos zur Verfügung. Die Halbmonatsschrift des Instituts, der ‚Auslanddeutsche', kann von Jedermann bezogen und gelesen werden. Wohl werden im Institut über 1000 inlanddeutsche und auslanddeutsche sowie fremdländische Zeitungen und Zeitschriften gehalten und gelesen, und sie stehen in dem Lesesaal der öffentlichen und unentgeltlichen Benützung offen, ebenso wie die Bibliothek von 22 000 Bänden und auch die Sammlung von Karten, die reichhaltige Materialien über alle möglichen Gebiete, aber keine Generalstabskartenwerke enthält. Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart hat nicht nur die Aufgabe der Verbindung zwischen Reichsdeutschen und Auslanddeutschtum, sondern auch die Aufgabe der Verbreitung von Kenntnissen, über das Ausland und über fremdes Volkstum im Inland. Es hat keinen „Sonderetat", der für irgendwelche beliebigen Zwecke zur Verfügung stünde, sondern es lebt von den Beiträgen und Spenden der Mitglieder und Freunde, es gibt in uneigennütziger und gemeinnütziger Weise Auskünfte an Jedermann, es hat aber niemals irgendeine „Geheimsitzung" stattgefunden, in der der Vorsitzende des Vorstandes, Herr Kommerzienrat Dr. Wanner, auch nur entfernt die Äußerung getan hätte, die ihm in dem Aufsatz des Herrn Mertens zugeschrieben war. „Vertrauensleute" des Instituts sind Deutsche in aller Welt, aber sie berichten nicht etwa über militärische oder geheime Dinge, sondern sie geben Auskunft über die Möglichkeit der Unterbringung stellensuchender Kaufleute oder Arbeiter, über die Möglichkeit der Ansiedlung deutscher Auswanderer, insbesondere in Südamerika und über sonstige Fragen der deutschen Auswanderung und Auslandsbeziehungen.

Es kann also von irgendwelcher geheimer oder Spionage-Tätigkeit bei diesem Institut, das auf die Unterstützung allerweitester Kreise des deutschen Volkes angewiesen ist und sie verdient, in keiner Weise gesprochen werden.

Die deutschen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, die von dem Aufsatz des Herrn Mertens irgendwie Kenntnis und Notiz genommen haben, werden gebeten, auch diese Berichtigung aufzunehmen.

Deutsches Ausland-Institut

II.

1. Das Deutsche Ausland-Institut ist von mir niemals als „Spionagezentrale des Reichswehrministeriums" dargestellt worden. Ich habe wörtlich gesagt: „Auskunft erhalten Auswanderer, Industrie, Handel, Innenministerium, Außenministerium und Wehrministerium".

2. Unter den Beamten „kein einziger früherer deutscher Offi-

zier"? Und Herr Geist, der seinerzeit mit der Eisernen Division seine Heimatstadt Riga hat erobern helfen?

3. Wenn die Worte des Herrn Dr. Wanner, die ich sinngemäß wiedergegeben habe, nicht in einer „geheimen" Sitzung gefallen sind, dann sind sie in vertraulicher oder öffentlicher Sitzung gefallen.

4. Das Haus des Deutschtums ist einmal eingeweiht worden. Nach der Schilderung dieser Einweihung erstreckt sich die Tätigkeit des Deutschen Ausland-Instituts auch auf „vertraulichen Meinungsaustausch", der dann „an die richtige Stelle" in Deutschland geliefert wird. Im Archiv: die Handschreiben, persönlichen Aufzeichnungen, vertraulichen Berichte (Satzungen § 2, 2).

5. Die Berichtigung widerlegt leider nur sehr oberflächlich die Stimmen, die sich im Ausland über „das heilige Haus des deutschen Gedankens, der Größe, der Ehre, der Zukunft unsres Volkes" hören lassen.

Carl Mertens

Neue Shakespeare-Ausgabe

Vor Jahren hat Julius Bab in der ‚Weltbühne' Gundolfs große Shakespeare-Ausgabe einer strengen Kritik unterzogen. Jetzt hat er selbst, zusammen mit Dr. Elisabeth Levy eine Shakespeare-Ausgabe veranstaltet (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart). Die Tatsache allein, daß Bab es an der Zeit findet, den englischen Dramatiker neu herauszugeben, erweist Gundolfs Behauptung, ein jedes Zeitalter könnte nur eine einzige echte Nachbildung des Dichters bringen, als unberechtigt.

An Stelle der eigentümlichen, innerlich kaum zu haltenden Anordnung der Dramen bei Gundolf tritt bei Bab-Levy die chronologische: dem Leser wird so statt einer langatmigen Lebensbeschreibung die innere Geschichte des künstlerischen Werdens eines Dichters geboten. Zu dem gleichen Prinzip bekennen sich übrigens auch die Herausgeber der in England geplanten Monumentalausgabe Shakespeares.

Während Gundolf alle nicht von Schlegel selbst übersetzten Stücke als eigne Neuübertragungen veröffentlicht, legen Bab-Levy durchweg Schlegel-Tiecks Übersetzung zu Grunde, geleitet von dem Gedanken, daß in dieser Form Shakespeare für uns Deutsche lebt. Aber die vielen Fehler und Mißverständnisse dieser Ausgabe, die Härten und Freiheiten in Sprache und Versmaß sind an etwa 4000 Stellen getilgt und geändert. Die rhythmischen und stilistischen Eigenheiten des Originals, grade sie eine besondere Note in Shakespeares Sprachmelodie, sind liebevoll und kunstsinnig beachtet und sorgfältig und geschickt nachgebildet worden. Fremde Sprachabsicht und deutsches Sprachgefühl möglichst zur Deckung zu bringen: dieses Ziel jedes Übersetzers ist in der Mehrzahl der Fälle erreicht.

Gut orientierende Vorbemerkungen zu den einzelnen Dramen, knappe, wissenschaftlich fundierte Anmerkungen zu einst aktuell gewesenen oder gelehrten Anspielungen erleichtern dem Leser den Genuß des Werkes. In der Haupteinleitung, die unter anderm auch das Problem aufrollt, weshalb grade Shakespeares künstlerische Stellung in der europäischen Welt seit Jahrhunderten so heiß umstritten ist, beantwortet Bab die Frage, was das eigentliche Neue und Schöpferische in Shakespeares Kunst sei: „ein mächtig gesteigertes Abbild des freien, schicksalsträchtigen menschlichen Willens".

Margot Melchior

Kopf oder Schrift

Das sächsische Amtsgericht Löbau sprach der tätlichen Beleidigung einen Versammlungsbesucher frei, der einen andern geohrfeigt hatte, als er sich bei Absingung des Deutschland-Liedes nicht mit erhoben hatte. Der Anwalt des Beklagten bezeich-

nete das Sitzenbleiben als eine Provokation, einen Angriff auf die Ehre eines vaterländisch empfindenden Menschen. Die verabfolgte Ohrfeige sei nichts weiter gewesen als die sofortige Vergeltung der angetanen Beleidigung. Das freisprechende Urteil stellte fest, durch das Sitzenbleiben mit der Zigarette im Munde habe der Kläger, ein achtzehnjähriger Kutscher, die Gefühle aller Anwesenden verletzt; auf Seiten des Beklagten sei zudem nur leichte Körperverletzung erwiesen.

In der augenscheinlich den meisten Richtern unsrer Freistaaten unbekannten Reichsverfassung heißt es in Artikel 118: „Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern... Niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht." Der Kutscher war also im Recht, sitzen zu bleiben, der Raufbold keineswegs, zu ohrfeigen, für welche Tätigkeit überhaupt außer in Notwehr kaum ein Recht bestehen dürfte.

Aber welch herrliches Betätigungsfeld eröffnet das Löbauer Urteil nicht den patridiotischen Raufbanden! Welch ein stolzes Angriffsziel ist nicht der verirrte Träumer, der über seiner Zeitung, seinem Eis- oder Mädchenbein in der ‚Wilhelma' das zehnte Absingen des Nationalliedes überhört und bei wärmern Genüssen sitzend verweilt! Sie können den amerikanischen Film von jenseits der Straße, den von fünfzig Berufsclowns geohrfeigten Mann, in die völkische Handgreiflichkeit sadistisch transponieren. Aber wenn sie wüßten...

Sie wissen es, daß an einer andern abendlichen Erholungsstätte desselben Kurfürstendamms, wo die beinspreizende Muse für Wiederaufbau und Ertüchtigung des gebildeten, aber dennoch bedürftigen Mittelstandes kabarettiert, eine zarte Weise — sagen wir über die verschiedenen Spielarten der werktätigen Venus gesungen wird, worin bei der und jener Spielart nach altem deutschen Sprachgebrauch nationale Fähnlein mit feiner völkerspychologischer Charakterisierung aufgepflanzt werden. Und während man dem Erbfeind die Unnatur hohnvoll überläßt, wird die gesunde deutsche Hausmannskost durch das „Intonieren" der Nationalhymne rhythmisch gefeiert und gewürzt. Aber Niemand sieht man sich da erheben, geschweige denn, daß sich Jemand — warum auch? — verletzt und zu Ohrfeigen aufgelegt fühlte.

Woraus man den Schluß ziehen darf, daß die Rechtsprechung die Wirkung der Nationalhymne mit Bezug auf das Gesäß anders beurteilt als mit Bezug auf die Testikeln. „Blüh im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland!"

Hugo Häring

Schalmeienklänge

Kinder, lasset uns frohlocken.
Horcht, welch liebliches Getön.
Zwar noch keine Friedensglocken
doch es klingt auch so ganz schön:

Steuern werden uns erlassen
nächsten Monat oder Mai.
Und zum Wohl der hohen Klassen
Ist der Luxus jetzt schon frei.

Tirpitzens-im-Bart Erklärung
plätschert ohne Leidenschaft,
Gaertner läßt man mit Bewährung
wohlbehütet aus der Haft.

Mussolini pfeift die Seinen
einen halben Schritt zurück.
(Allerdings, Herr Held wird meinen,
dieses sei nur welsche Tück'.)

USA, noch unbeteiligt,
wirft auf Genf sein Augenmerk
(weil der Zweck die Mittel heiligt),
und es drängt zum Friedenswerk.

Doch Europas große Söhne
fragen sich im Stillen bang:
Mischt sich in die Flötentöne
nicht ein Rattenfängerklang?!

Karl Schnog

Antworten

Naturforscher. Sie fragen, warum hier so lange nicht von den Nationaldeutschen Juden des Herrn Max Naumann die Rede gewesen ist. Warum? Die ‚Jüdische Rundschau' spricht in ihrer letzten Nummer von dem „bedauerlichen Tiefstand, der durch die Nationaldeutschen Juden in das jüdische Leben gebracht" worden ist, von der „intellektuellen Unzulänglichkeit, die im Verbande der Nationaldeutschen Juden herrscht", und sagt schließlich: „Die Nationaldeutschen Juden erscheinen dem ruhig abwägenden und beobachtenden Zuhörer als typische Vertreter längst überlebter, rückschrittlicher Prinzipien. Vom jüdischen Standpunkt aus betrachtet sind diese Herren Produkte eines seit 120 Jahren innerhalb der deutschen Judenheit wirksamen Auflösungsprozesses, der als letzte Blase vor der Zersetzung das Programm der Nationaldeutschen Juden warf". Also darum ist hier so lange nicht von den Nationaldeutschen Juden des Herrn Max Naumann die Rede gewesen. Dies Blatt gehört der Menschenzukunft und nicht der Fauna einer trüben Vergangenheit.

Kauffahrteifahrer. Sie wissen nicht, was ein Marine-Salamander ist? „Der Komment beim Marine-Salamander ist folgendermaßen: 1. Alle Mann auf ‚klar zum Ankern! (Der Salamander wird angesagt.) Jeder eilt an seinen Platz. 2. Klar bei Steuerbord-Anker! Das Glas wird mit der rechten Hand erfaßt (Marinegriff), ohne es vom Tisch abzuheben. 3. Aus der Kette! Die Gläser werden auf dem Tisch im Kreise gerieben. 4. Boje über Bord! Die Gläser werden an den Mund gesetzt und geleert. 5. Fall Anker! Die Gläser werden mit einem Schlage auf den Tisch gesetzt, gleich darauf starkes wirbelartiges Klappern. 6. Stopper dicht! 50 Meter aus der Klüse! Die Gläser werden mit einem Schlage auf den Tisch gestellt. 7. Steckt Kette! Rasseln mit den Gläsern, allmählich langsamer und schwächer werdend. 8. Stopper dicht! Die Gläser werden mit einem Schlage auf den Tisch gestellt." Nun wissen Sie es.

Landtagsabgeordneter. Wirf nicht alle Drucksachen und Zuschriften, die du als Mitglied eines Parlaments bekommst, ungelesen weg. Laß dich durch solch eine Mitteilung ruhig auch einmal anregen, Geld für Menschen und Einrichtungen zu bewilligen, die unterstützungswürdiger sind als notleidende reaktionäre Landwirte und die Technische Nothilfe. Zum Beispiel: die Pensions-Anstalt der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehörigen. Weißt du, daß diese Alters- und Lebensversicherung, die seit 1871 besteht und sich jahrzehntelang aus eigner Kraft erhalten hat, nämlich aus den regelmäßigen Beiträgen und den gelegentlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen ihrer Mitglieder — daß die durch die Inflation um ihr sauer erworbenes Vermögen gebracht worden ist und seitdem weder den arbeitsunfähigen Schauspielern noch den Witwen und Waisen der toten Schauspieler ihre Pensionsrate auszahlen kann? Jetzt bedarfs der regelmäßigen Staatsunterstützung. Zögere nicht, die unverzüglich zu beantragen und in nennenswertem Maß durchzusetzen.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958, Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Deutschlands Rolle in Genf von Ludwig Quidde

Die interessanten Darlegungen Fr. W. Foersters in Nummer 13 der ‚Weltbühne' scheinen mir an einer solchen Einseitigkeit zu leiden, daß ich mich verpflichtet fühle, zu widersprechen.

Der Ausgangspunkt der Schwierigkeiten liegt doch — das darf man nie vergessen — nicht in deutschen Ansprüchen, sondern in den unvorsichtigen Zusicherungen Briands und indirekt Chamberlains an Polen. Foerster betrachtet die Verleihung eines ständigen Ratsitzes an Polen als Vollendung des Werks von Locarno. Das heißt doch aber, daß dieses Zugeständnis in Locarno offen mit Deutschland hätte vereinbart sein müssen. Und das wäre nach meiner Meinung eine Herausforderung des Völkerbundes durch die Locarno-Vertragsmächte gewesen, und eine der schlimmsten Art. Wenn man in Locarno mit Zustimmung Deutschlands verabredet hätte, für Polen einen ständigen Ratsitz zu verlangen, so mußte man damit rechnen, den Widerspruch nicht nur der mit Polen um ständigen Ratsitz konkurrierenden Mächte zu erregen, sondern auch die entrüstete Gegnerschaft andrer Völkerbundmitglieder, die grundsätzlich eine solche Methode, die wichtigsten Bundesangelegenheiten außerhalb des Bundes zu entscheiden, verurteilten. Die Vereinbarung ist aber in Locarno nicht erfolgt. Deutschland konnte also erwarten, in der März-Tagung allein aufgenommen zu werden und dann bei der Frage, ob und wie der Rat noch weiter auszugestalten sei, mitsprechen zu können.

Sobald Deutschland diese Auffassung geltend machte und zugleich versicherte, es werde, als Mitglied, alle Fragen unbefangen prüfen, auch jede Mehrheitsentscheidung annehmen, war seine Stellung unangreifbar. Daß das nicht, wie man gesagt hat, nur eine kleinliche Prestige-Politik war, geht am besten aus der Stellungnahme in England hervor. Was man auch sonst gegen die Engländer sagen mag: ein ausgesprochener Sinn für fair play gehört zu ihren Tugenden. Als man in England erkannte, daß Chamberlains Entgegenkommen gegen Briand Deutschland in eine Lage brachte, die den Voraussetzungen von Locarno widersprach, rebellierte die öffentliche Meinung, da das nicht fair gegen Deutschland gehandelt sei.

Nach meinen Eindrücken fand diese Auffassung zunächst in Genf auch weitgehendes Verständnis. Der Unwille der Neutralen und der Völkerbundfreunde kehrte sich gegen Briand, Chamberlain und die Mächte, die durch Geltendmachung ihres Anspruchs auf ständigen Ratsitz der Aufnahme Deutschlands unvorhergesehene Schwierigkeiten zu bereiten drohten.

Für mich und viele aufrichtige Völkerbundfreunde war ein andres Moment entscheidend. Die Frage einer Erweiterung des Rates durch Schaffung neuer ständiger Sitze ist für die Weiterexistenz des Völkerbundes so wichtig, daß sie nicht so nebenbei, um die Forderungen einzelner Staaten und Politiker zu befriedigen, eine Teillösung finden darf. Gewährte man Polen einen ständigen Sitz, so waren die Forderungen Spaniens und Brasiliens, dann auch Chinas kaum abzuweisen. Sicherlich hätten sich sehr bald die britischen Dominions gemeldet, vermutlich auch die Staaten der Kleinen Entente. Das hätte 11 ständige Sitze gegeben statt der bisherigen 4. Dazu künftig hoffentlich 2 für die Vereinigten Staaten und Rußland, also 13. Die Mächte, die keine Aussicht auf ständigen Sitz haben, würden vermutlich geltend machen, daß die Zahl der nicht ständigen Sitze wenigstens um 1 größer sein müsse als die der ständigen, um den Völkerbund nicht für jene Fragen, in denen es Mehrheitsentscheidungen gibt, der Oligarchie der ständigen Ratsmitglieder auszuliefern. Dann hätte man einen Rat von mehr als 20, vielleicht sogleich 23, künftig 27 Mitgliedern. Die Folge wäre, daß man wahrscheinlich einen Vollzugsausschuß bilden müßte. Ich lasse hier ganz offen, ob man eine solche Entwicklung im Interesse des Völkerbundes wollen kann oder ablehnen muß. Unzweifelhaft ist aber, daß man sie mit allen Konsequenzen sorgsam erwägen muß, und daß man nicht unter dem Druck von Versprechungen und Empfindlichkeiten den ersten Schritt tun darf, ohne über alle Folgen im Klaren zu sein.

Im Rat widersetzte sich ja Schweden auch mit größter Entschiedenheit der Schaffung noch eines ständigen Sitzes, nicht Deutschland oder besondern schwedischen Interessen zu Liebe, sondern grundsätzlich — wie ich meine: mit vollem Recht. Sollte da Deutschland, noch ehe es Mitglied war, etwas tun, um Schwedens Stellung, aus der wahre Völkerbundgesinnung sprach, zu erschweren?

Zunächst war die Haltung der deutschen Vertreter, wiederhole ich, untadlig. Daß die so einfache Frage, zu deren Erledigung die März-Versammlung einberufen war, dermaßen verwirrt wurde, lag nicht an ihnen.

Dann kam allerdings ein Augenblick, wo die deutschen Vertreter nach meiner Meinung einen Fehler begangen haben. Es war, denke ich, Freitag, der 12. März. Briand legte einen Kompromißvorschlag vor, für den er tags zuvor allgemeine Zustimmung gefunden hatte. Deutschland sollte jetzt allein aufgenommen werden, sollte aber zusichern, daß es als Mitglied des Rates einwilligen werde, im Herbst einen neuen, nichtständigen Ratsitz für Polen zu schaffen. Dieses Kompromiß bedeutete ein großes Zugeständnis Polens. Es verzichtete nicht nur darauf, sofort, gleichzeitig mit Deutschland in den Rat zu kommen, sondern verzichtete auch für den Herbst auf den

ständigen Sitz, begnügte sich, wenigstens einstweilen, mit einem nichtständigen. Wenn dafür wirklich, was ich nicht weiß, alle andern Mächte gewonnen waren, auch Schweden, auch Spanien und Brasilien, so war es ein Fehler, darauf nicht einzugehen. In einer solchen Situation, wenn nach großen Mühen eine Einigung mit starker Nachgiebigkeit aller Andern gelungen ist, hilft dem Einen, der Nein sagt, nicht, daß seine Haltung an sich korrekt und konsequent ist, sondern er erscheint dann als das Hindernis der Verständigung und lädt den allgemeinen Unwillen auf sich. So schlug in der Tat, als die deutschen Vertreter dieses Kompromiß ablehnten, die Stimmung in Genf um. Die Erbitterung wandte sich gegen Deutschland.

Die Haltung der deutschen Vertreter kann man ja verstehen. Sie war die Konsequenz ihres grundsätzlich richtigen Verhältnisses zur Frage der Ratserweiterung; sie folgte auch nicht aus einer dem Völkerbundgeist gegensätzlichen Gesinnung, aber sie zeugte von einem bedauerlichen Mangel an psychologischem Verständnis für die Notwendigkeit, in einem gegebenen Moment die Starrheit des Prinzips einem Verständigungsbedürfnis zu opfern.

Zum Glück erkannten die deutschen Vertreter bald ihren Fehler und suchten einzulenken. Zum Glück fand man, dank der Opferwilligkeit Schwedens und der Tschechoslowakei, der Herren Undén und Benesch, ein neues Kompromiß, das Polen, aber ohne Erweiterung des Rats, einen ständigen Sitz, und zwar sogleich, gewährt hätte. Deutschland nahm diese Lösung an. Sie scheiterte bekanntlich am Widerstand Brasiliens. Die Episode, die vorübergehend den Unwillen gegen Deutschland gerichtet hatte, wurde darüber vergessen. Sie ist in der Tat im Zusammenhang des Ganzen nur als Episode zu verstehen.

Alles in Allem genommen, ist Deutschlands Haltung in Genf, vom Standpunkt des Völkerbundes und der Völkerbundgesinnung aus betrachtet, als korrekt anzuerkennen. Sie bietet der Kritik weniger Anlaß zur Beanstandung als Andres, was sich vor und während der Tagung abgespielt hat.

*

In zwei Punkten muß ich meine Kritik an der Haltung der deutschen Regierung noch vervollständigen, in zweien aber Foerster entgegentreten.

Ich bin mit Foerster der Meinung, daß es im Interesse — vielleicht nicht des Völkerbundes, aber jedenfalls Deutschlands liegt, wenn Polen im Rat vertreten ist. Der deutsche Widerstand gegen die Schaffung neuer ständiger Sitze auf dieser März-Tagung mußte deshalb von der Frage, ob grade Polen zugelassen werden sollte, getrennt gehalten werden. Das war von vorn herein nicht leicht. Es war noch erschwert durch die Ungeschicklichkeit, daß man in Paris die Verleihung des Sitzes an Polen als „Gegengewicht“ gegen die Zulassung Deutschlands

bezeichnet hatte. Aber ich habe doch auch den Eindruck gehabt, daß die deutsche Vertretung sich nicht sonderlich bemüht hat, ihrer Haltung den Charakter einer gegen Polen gerichteten Unfreundlichkeit zu nehmen. Es schien manchmal, als ob sie glaubte — was doch nach meiner Meinung ganz aussichtlos war —, den Eintritt Polens in den Rat verhindern zu können, und als ob ihr das im Grunde erwünscht gewesen wäre.

Ferner finde ich in der Vorgeschichte der Tagung unverständlich, daß die deutsche Regierung die mit schönen Redensarten so stark verklausulierte Erklärung Brasiliens vom Dezember 1924 einfach hingenommen hat, statt anzufragen, was damit eigentlich gemeint sei. Hätte sie das getan, so wäre die Überraschung in Genf nicht möglich gewesen.

Wenn Foerster aber die Mitteilung des ‚Journals de Gèneve' bestätigt, wonach Brasiliens Widerspruch nur pro forma der Grund für das Scheitern der Verständigung und Briand schon am 16. März entschlossen gewesen sei, es trotz des neuen Kompromisses, auch wenn Brasilien nachgegeben hätte, zur Aufnahme Deutschlands nicht kommen zu lassen, so weiß ich nicht, wie man Briand schwerer kompromittieren kann als durch die Verdächtigung, ein so unehrliches Spiel gespielt zu haben. Ich muß da, wie so oft, sagen: ich halte Alles für möglich, aber ich glaube nichts — wenigstens nicht, bis zwingende Beweise erbracht sind.

Ganz sicher bin ich, daß Foerster vollständig irrt, wenn er meint, die Zurückweisung Deutschlands nach Ablehnung des frühern Briandschen Kompromisses, eine Zurückweisung sozusagen mit Schimpf und Schande, würde erzieherisch auf den völkerbundfeindlichen Teil der öffentlichen Meinung in Deutschland gewirkt und den außenpolitischen Kredit des deutschen Nationalismus heruntergebracht haben. Ganz im Gegenteil: die Nationalisten würden gehöhnt und triumphiert haben; sie hätten, was wichtiger ist, eine sehr leichte Arbeit gehabt, die Schwankenden zu überzeugen, daß der Völkerbund von absoluter Deutschfeindlichkeit beherrscht werde, und die Leidtragenden wäre die Pazifisten gewesen. Das ist die Ansicht Aller, buchstäblich: Aller, mit denen ich gesprochen habe.

Ich glaube, Foerster sagen zu dürfen, daß einem solchen Irrtum über die voraussichtliche Rückwirkung außenpolitischer Bloßstellungen auf die öffentliche Meinung in Deutschland und die rechtsstehenden Parteien sich nur Jemand hingeben kann, der durch jahrelange Abwesenheit die Fühlung mit dieser öffentlichen Meinung verloren hat. Ein so optimistischer Irrtum steht in merkwürdigem Gegensatz zu dem Pessimismus, mit dem Foerster im übrigen — wie ich glaube: ebenso unzutreffend — die Denkweise des deutschen Volkes beurteilt. Wer viel herumkommt und in allen Teilen Deutschlands Versammlungserfahrungen gesammelt hat, muß bezeugen, daß Foerster

irrt, wenn er meint, daß dem größten Teil des deutschen Volkes die Wahrheit an sich als „deutschfeindlich" erscheint. Man wehrt sich gegen die Zumutung, etwas als Wahrheit nur deshalb anzuerkennen, weil es deutschfeindlich ist; aber sehr unangenehme Wahrheiten werden von großen Massen willig aufgenommen. Gewiß: nicht immer und nicht von allen, oft nicht von großen Volksteilen. Aber ist das irgendwo in der Welt anders? Und wenn die Aufnahmefähigkeit für unangenehme Wahrheiten bei uns nicht noch größer ist, so trifft einen erheblichen Teil der Schuld daran Jene, die den vor Abschluß des Waffenstillstandes unter Verpflichtung auf Wilsons Friedensprogramm gemachten Versprechungen in den Friedensverträgen untreu geworden sind. Damit schien so Vieles von Verschuldung auf deutscher Seite ausgeglichen, nach dem Urteil Vieler sogar mehr als ausgeglichen, daß der gute Wille, auch den Gegnern gerecht zu werden und das eigne Verschulden anzuerkennen, darunter leiden mußte. Einfachste Gerechtigkeit gebietet, das zuzugestehen. Denen aber, die im Ausland etwa meinen, das deutsche Volk finde sich nicht genügend in die Rolle des bußfertigen Sünders — unter ausländischen Pazifisten sind sie mir nicht begegnet —, stehen andre Ausländer gegenüber, Vertreter sehr verschiedener Denkweisen, die — wie in der von Victor Margueritte eingeleiteten großen Kundgebung: ‚Appel aux consciences' — umgekehrt Deutschland eine Genugtuung schuldig zu sein glauben, oder die meinen, den Deutschen sei mehr Stolz und Selbstbewußtsein zu empfehlen. Ich selbst bin der Ansicht, daß man keinem Volke zumuten kann, dauernd in Büßerstimmung zu leben, daß es vielmehr durch solche Zumutung nur zu trotzigen Exzessen der Überhebung aufgereizt wird, daß aber eine ehrliche, unbefangene, selbst rücksichtslose Kritik bei uns in weiten Kreisen eine gute Stätte findet, und daß mit solcher Selbsterkenntnis der Stolz würdiger Selbstbehauptung sich sehr wohl verträgt.

Heldentum von Theodor Fontane

Nur der Feigling ist immer Held.

Sonderbar: die Menschen verlangen immer moralische Heldentaten, solange sie persönlich nicht „dran" sind.

Nur die Leute hinterm warmen Ofen dringen auf beständiges Heldentum.

Heldentum ist eine wundervolle Sache, so ziemlich das Schönste, was es gibt, aber es muß echt sein. Und zur Echtheit, auch in diesen Dingen, gehört Sinn und Verstand. Fehlt dies, so habe ich dem Heldentum gegenüber sehr gemischte Gefühle.

Schmach und Schimpf, oder doch der Vorwurf des Schimpflichen, haben sich von jeher an alles Höchste geknüpft. Der Bataillonsmut, der Mut in der Masse — bei allem Respekt davor — ist nur ein Herdenmut.

Was haben wir —? von Kurt Tucholsky

Flake meldet sich zu Wort und ist, in Nummer 11 der ‚Weltbühne', nicht für, nicht gegen die Deutsche Linke: er wünscht, ohne sie zu sein. Er diagnostiziert: völlige Hoffnungslosigkeit. Ich habe den Optimismus nicht mit Löffeln gegessen, aber so sehe ich das Ding nicht an.

„Wer soll die Linke bilden?", fragt er und antwortet mit der Liste eines Gemischs von Gothein über Gerlach bis zum Rechtsanwalt Obuch. Nein, so soll die Linke gewiß nicht aussehen. In dem von Hiller entworfenen Mindestprogramm ist zu finden, daß eben ein Minimum an wirtschaftlichen und politischen Forderungen aufgestellt wird — man kann nicht gut klarer, nicht gut weniger verblasen sein. Ganz etwas Andres ist die Realisierbarkeit dieses Programms.

Ich sehe mit Flake, daß wir vor Leuten sprechen, die zunächst im Negativen völlig einig sind. Da gibt es unzufriedene Demokraten, Reformer, Verärgerte, lammfromme Pazifisten mit der Kornblume der Ethik im Knopfloch; zu diesen gehört übrigens Hiller nachweislich nicht. Er hat in seinem Buch ‚Verwirklichung des Geistes im Staat' und anderswo immer wieder Kriege und Kriege unterschieden. Da gibt es Kritiker des Kaiserreichs, die nie zu Hause sind, wenn Jemand in der Republik ein Haar findet — da gibt es von Allem. Also: keine Gruppe, die etwa die Ambition haben könnte, morgen geschlossen anzutreten, die etwa präpariert ist, morgen die Macht zu übernehmen — nichts davon. Dergleichen ist überhaupt keine Partei.

Also was denn —?

Ein Ideenzentrum, das Energien ausstrahlt.

Ein Kräftepunkt, von dem aus Männer der befreundeten Lager angefeuert, vor Irrtümern bewahrt bleiben, vorwärts gepeitscht, mit der Nase auf Wichtiges gestoßen werden können. Ist das wenig —?

Von hier aus ist, wie Flake weiß, manches Schlagwort ausgegangen, manche Parole ausgegeben worden, die ihre praktischen Folgen gehabt haben. Wir hören sonst immer: Ah — Kandidaten auf einen Vorstandssitz! Warum auf ein Mal der Vorwurf, daß wir es in Wahrheit nicht sind?

In alledem scheint mir ein deutscher Intellektuellen-Fehler zu stecken.

Eine Politik, die sämtlichen deutschen Denkern gefällt, gibt es nicht. Darauf kommt es auch gar nicht an. Das, was in Deutschland heute „geistige Diskussion" genannt wird, ist meist nicht mehr als ein Gesellschaftsspiel, und selbst der so gemäßigte Schoenaich empfahl neulich einmal, nach Versammlungen keine Diskussionen zuzulassen, weil ja da Jeder nur immer seinen kleinen Vers aufsage. Ich halte in der Tat die Geste des deutschen Geistigen, mit der er sich jedesmal zurechtrückt, wenn eine neu geschaffene Sache an ihn herantritt: „So, nun wollen wir einmal sehen, welche Zensur wir der Arbeit geben können; auch scheint die Gelegenheit nicht ungünstig, Alles zu sagen,

was ich über Staat, Film, Blumenpflege und Homosexualität ungedruckt im Busen hege" — diese Geste halte ich für unerheblich. Stellenweise (nicht bei Flake) für überheblich. Wir können noch dreitausend Jahre warten, bis Jeder Jedes gesagt hat — und zum Schluß sind wir auch nicht einen Deut weiter. Jeder Aktivismus hat zwar mit Doktrin angefangen, jede Tat mit dem Gedanken. Der Fehler ist nur, daß die Deutschen so lange bei der Theorie stehen bleiben, bis die Andern gehandelt haben.

Sicherlich sind wir unter uns, wie Flake mit leichtem Spott zitiert. Sollen wir ostpreußische Regierungsräte in die Deutsche Linke bitten? Oder Herrn Hindenburg das Ehrenpräsidium anbieten? Selbstverständlich meint Flake nicht das, sondern er beklagt, sicherlich mit einigem Recht, die mangelnde Auswirkung der von hier ausgehenden Ideen. Aber wir bemühen uns ja grade, diese Ideen in die handelnden Gruppen hineinzutragen. Das glückt nicht immer — es ist aber schon oft geglückt, und wir werden auch weiterhin Erfolg haben.

Bleibt als Hauptgrund für Flakes Austritt unsre Zusammensetzung.

Aber ich würde bis zum letzten jede Meinungsverschiedenheit nur dann durchpauken, wenn wir eine aktive politische Partei wären. Meint er, ich hätte keine trennenden Bedenken gegen Manche, die hier schreiben, so wie sie gegen mich, wie Viele von uns unter einander? Ich kämpfe aber diese Turniere, bei denen sich die Ritter ständig um einander drehen, nicht mit. Hier gibt es nur Eins: Ehrlichkeit und Überzeugtheit, und das innerhalb eines Mindestprogramms.

Und Flake —? Den Ausweg, den er für sich gefunden hat, habe ich nicht verstanden; ich weiß nicht, wie man unter Ausschaltung der Politik seine Kraft darauf verwendet, Charaktere, die nicht stur sind, und Menschen, die Menschen sind, zu bilden — ich weiß es deshalb nicht, weil mir das Modewort „Menschen" nichts mehr zu besagen scheint. „Ich mache den Strich darunter und erkläre für erledigt, was Niemand lösen kann. Neue Methoden, neue Menschen, Menschen." Es ist nicht schwer, etwas für erledigt zu erklären. Aber es ist nicht erledigt. Um so vorzugehen, wäre ein bethlehemitischer Greisenmord nötig. Flake weiß, daß sich Gesellschaftskörper nicht mit einem Schlag neu formen, sondern, von ganz seltenen Ausnahme- und Glücksfällen abgesehen, sich durch stete Ergänzung und Einschiebung des Neuen umbilden. Und so genau, wie ich weiß, daß es auch unter uns, wie überall, Leute gibt, die ihrer Zeit nicht mehr gewachsen sind, so wie ich denke, daß auch meine Stunde einmal kommt, in der ich „die Welt nicht mehr verstehe" — so gewiß weiß ich, daß die einfache Radikalforderung nach einer neuen Welt eine Forderung der Literatur ist. Mondland, Utopia, Fortschrittsroman von Bellamy, darin Müdigkeit, Sehnsucht und lasch wollendes Gemüt ihre Befriedigung finden.

Ein Mann wie Flake hat freilich Anspruch darauf, nicht mit dem Wort „Fahnenflucht" angeprangert zu werden. Er ist geistig frei und muß wissen, was er tut. Nur ist ein Mann ohne

eine Deutsche Linke genau so denkbar wie die Deutsche Linke ohne den Mann — und das Ganze ist die Privatangelegenheit Eines, der gute Gründe zu seiner Haltung hat. Flakes Redlichkeit, sein Mut, seine hilfreiche Aktivität sind so oft zu groß gewesen, als daß ich mir einfallen ließe, seine stets wertvolle Meinung einfach abzutun. Er mag mir aber erlauben, seine zweifelnde Frage „Deutsche Linke?" mit der müden Antwort „Nein" als das zu charakterisieren, was sie ist: eine Familienanzeige.

Wir Andern wollen weiter. Weiter in der klaren Erkenntnis, daß wir niemals eine klassenkämpferische Partei in Deutschland überflüssig machen; daß es Blindheit wäre, etwa an Kommunisten und Sozialdemokraten, die es noch sind, vorbeizugehen; daß Jeder von uns, bei Wahlen und politischen Handlungen aller Art, ohne Bedenken einer Parteidisziplin gehorchen solle, wenn die nur förderlich ist; weiter in der Erkenntnis: daß wir ohne die Massen nichts sind. Denn der denkende, rechtschaffende, Ja und Nein scheidende Charakter, von dem Flake spricht, ist Alles, wenn er eines Tages mit der arbeitenden Klasse zum Handeln übergeht.

Vor uns liegt, um nur das Allernächste zu nennen:

die Abwendung der Enteignung des deutschen Volkes durch die Fürsten
das neue Strafgesetz
diese Reichswehr
diese Richter
dieser Strafvollzug.

Arbeit genug. Andre sind mit uns, denen Stärkung willkommen sein mag.

Wir wollen unsre Arbeit tun und uns nicht beklagen, daß wir einen Kameraden verloren haben. Kehrt er wieder, wird er uns immer willkommen sein.

Der Herzog von Reichstadt von Kurt Kersten

Die tragische Geschichte des jungen Adlers ist oft erzählt und dramatisiert worden. Die Legende hat sich der rührenden Gestalt frühzeitig bemächtigt. Man kennt jenen grausamen Feldzug, den Metternich mit seinen Kreaturen gegen den Herzog geführt hat, einen Feldzug von Kabalen, Intrigen, Schikanen, Erniedrigungen aller Art. Und wenn heute manche Historiker den widerlichen Kleinkrieg Metternichs zu beschönigen versuchen, so verbirgt sich dahinter die Absicht, das Haus Habsburg wenigstens von diesem häßlichen Flecken zu reinigen. Denn es war der Feldzug gegen ein Kind, dessen Vater man auf einer grauenhaft einsamen Insel zu Tode marterte, das man seiner Mutter langsam entfremdete und allmählich von aller Welt abschloß, dem man ein dürftiges, obendrein noch aus Lügen zusammengesticktes Dasein beschied. Auf Grund einer sorgsamen Prüfung des Archivmaterials fällt einem schwer, die für überwunden erklärte Auffassung preiszugeben, als hätte man den Herzog von Reichstadt zu Tode

drangsaliert. Wir glauben nicht, daß Metternich den Herzog hat vergiften lassen oder ihn in Frauenzimmeraffären verwickelt hat, um den jungen, nie sehr widerstandsfähigen Körper zu ruinieren. Das ist Kolportageliteratur. Als ob es nicht andre Mittel gäbe, einen jungen Menschen zu ruinieren!

In denselben Jahren, da der Herzog von Reichstadt in Schönbrunn gepeinigt wird, beschäftigt die Welt das Schicksal jenes Kaspar Hauser, der an einem Pfingsttag der zwanziger Jahre in Nürnberg aufgetaucht war, nicht wußte, woher er kam, nicht wußte, wer er war. Mit dem Herzog von Reichstadt hat man ein ähnliches, grausames, menschlich tief verletzendes Spiel aus Gründen „hoher Politik" getrieben. Er sollte vergessen, woher er kam, und wer er war. Er wurde zum Bastard gemacht; ihn ließ man seine Muttersprache verlernen; ihm nahm man Titel und Besitz; ihn ließ man nicht in die kaiserliche Familie hinein; von ihm hielt man alle Menschen fern, die seinen Vater gekannt und ihm und Frankreich gedient hatten; ihn riß man von dem Vater los, mit dem er keine Zeile wechseln durfte, dessen Name und Aufenthaltsort nicht genannt wurde. Und wenn man den Namen erwähnte, so war es jener dem Vater verhaßte Name: Buonaparte. Man gab ihm einen pedantischen, beschränkten Gouverneur, brachte in seine Umgebung Spitzel und Denunzianten, richtete strengste Überwachung ein. Wenn die Fürsten enteignen, scheuen sie und ihre Kreaturen keine Mittel.

Kürzlich sind Reichstadts Tagebücher und Aufzeichnungen aus Familienarchiven hervorgeholt und herausgegeben worden: ‚Aus den Papieren des Herzogs von Reichstadt' (im Verlag für Kulturpolitik). Schilderungen von Treibjagden, Ausflügen, Theatervorstellungen — lauter sehr harmlose, wenig interessante, unwesentliche Notizen; Schulaufsätze über den Himmel und seine Gestirne, Bemerkungen über Griechenland; eine Biographie Schwarzenbergs, des Führers der Feldzüge 1813—1814, geschrieben auf Befehl des Gouverneurs — der Sohn mußte darstellen, wie sein Vater geschlagen wurde. Die Absicht grenzt schon ans Pathologische. Man sucht vergeblich in diesen Papieren das wahre Wesen des Herzogs. Zuweilen fühlt man etwas wie den Hauch einer tiefen Melancholie; der Herzog war kein Schreiber und so jung — deshalb fehlt auch die Luft zwischen den Zeilen, nirgends schwingt etwas. Wenn nicht so viele andre Zeugenaussagen vorlägen, müßte man glauben, der Herzog sei zufrieden gewesen. Aber diese Aufzeichnungen stammen von einer Marionette.

Am Schlusse findet man plötzlich auf wenigen Seiten zusammengedrängt den wahren Menschen mit all seinen Wünschen und seiner Sehnsucht, seinen tiefsten Schmerzen, seinen Gefühlen der Gedemütigtheit und Unterdrücktheit, seinem brennenden Ehrgeiz. Prokeschs Aufzeichnungen lassen uns hinter die Maske blicken, die der Schreiber der — beaufsichtigten! — Tagebücher und Aufsätze trug. Der Herzog spielte mit den Gedanken des Herrschertums, zum mindesten wollte er ein zweiter Eugen werden, der aus dem fernen Savoyen gekommen und auch in Oesterreich eingebürgert worden war. Auf

den Abenteurer verzichtete er. Er fühlte, daß ihm ein legitimes Recht zustand. Er fühlte sich als Erben.

Und dieses Gefühl ist des Herzogs Schwäche. Man fragt sich oft: Weshalb floh er nicht, weshalb stellte er sich nicht an die Spitze der Bewegung? Sein Vater hielt es in Elba kaum einige Monate aus. Was wäre aus dem Vater geworden, wenn man ihn in Europa gelassen hätte! Wer garantiert uns, daß er nicht doch noch auf Frankreichs Thron gestorben wäre oder an einer Festungsmauer als Brigant unter den Kugeln der Füsiliere geendet hätte! Der Sohn war Erbe und enterbt. Er war ein Wahrer der Legitimität, die Niemand anerkannte. Er sprach gegen die Liberalen — aber in Paris träumten Kleinbürger und Arbeiter von ihm! Der Vater hatte wie ein Besessener Alles aufgeboten, um sich den Glanz der Legitimität zu sichern. Aus Legitimitätsgründen erfolgte der Bruch mit Josephine. Und der König von Rom war das Ziel des Legitimitätsverlangens. Der Herzog von Reichstadt wurde das Opfer der Legitimität und so das Opfer des Vaters. Er war aus dem zweiten Glied. Der Vater hatte Frankreich und die Revolution vergewaltigt. Der Sohn blickte verächtlich herab, wenn Andre sich etwas nahmen. „Ich bin kein Abenteurer."

An der Last der Vergangenheit ging er zugrunde. Sie war ein größerer Feind als Metternich.

Hätte der Herzog, da die Arbeiter durch die Straßen von Paris zogen und seinen Namen riefen, die Bewegung an sich reißen können: er wäre ein Vorläufer des Fascismus geworden. Da waren die Kleinbürger, die Bauern, die Arbeiter. Da war die Gloriole der kaiserlichen Adler, der militärische Ehrgeiz des Napoleoniden selbst.

Aber da stand auch der bleiche Mann mit Sense und Wage am Sterbebette im Schloß zu Schönbrunn. „Er hätte sich, wär' er hinaufgelangt, höchst königlich bewährt . . ."

Wir glauben, daß er nie hinaufgelangt wäre . . .

Und wäre es geschehen, dann hätte nicht Cavaignac, sondern der junge Adler die Juni-Schlacht schlagen müssen. Um die Auseinandersetzung mit dem jungen Proletariat wäre er nicht herumgekommen. Er hatte „Glück", als Unvollendeter zu sterben.

Geheimer Rapport von Friedrich Markus Huebner

Für Consuela

Muß ich mehr von dir
wissen, als ich weiß?
Beutest du, entblößt und heiß,
denn nicht Alles mir?

Dennoch rät mein Geist
ruhelos an dir herum.
Alle Riegel fest verschweißt
findet er und dich so stumm.

Unser Ich, das zweite,
traf den Traumgenossen.
Jenseits der Person sind Beide
wir in Eins geflossen.

Hüte dein Gewahrsam! [Fährten!
Lock ihn dreist auf falsche
Bleib geheim und sparsam
mit Erkenngebärden!

Unbegriffen lebe
ihm und nur vertraut
mir, der in des Rausches Schwebe
dich berührt und schaut!

Der Fall Asmus von P. Dreyfus

Ottomar Asmus, Oberstaatsanwalt zu Freiberg in Sachsen, wurde am 29. Oktober 1923 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, weil an diesem Tage die rechtmäßige sächsische Regierung von der Reichswehr verfassungswidrig und gewaltsam aus ihrem Amt getrieben worden war. Ein Justizbeamter der nicht glaubt, daß Macht Recht ist, und der auf die Seite des niedergeworfenen Schwachen tritt, ist in diesem Lande verdächtig. Man suspendiert ihn im Sommer 1924 vom Amte und durchsucht seine Akten Papier um Papier auf erhoffte Verfehlungen. Nach anderthalbjähriger Bemühung wurde am 28. und 29. Januar 1926 vor dem erweiterten Schöffengericht in Chemnitz gegen ihn verhandelt unter der Anklage aus § 336 des Strafgesetzbuchs: „Ein Beamter . . ., welcher sich bei der Leitung oder Entscheidung einer Rechtssache vorsätzlich zu Gunsten . . . einer Partei einer Beugung des Rechts schuldig macht, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft." Sieben verschiedene Fälle werfen ihm die anklagende Generalstaatsanwaltschaft und der Eröffnungsbeschluß des Gerichtes vor.

*

Am 1. Mai 1923 will der Kirchenglöckner von Tharandt um 6 Uhr früh, wie allwerktäglich, läuten. Er findet am Turm drei Arbeiter, die das Mai-Komitee geschickt hat, und die ihn darauf aufmerksam machen, daß heute, als an einem gesetzlichen Feiertage, wie an andern Feiertagen, nicht jetzt, sondern erst um 8 Uhr zu läuten sei. „Das habe ich nicht gewußt — der Pfarrer hat mir nicht gesagt, daß heute gesetzlicher Feiertag ist." „Dann weißt du es jetzt, und denke, was dir passiert, wenn du es nicht achtest." „Dann werde ich nicht läuten; aber die Uhr möchte ich aufziehen." Dazu läßt man ihn auch ruhig die Treppe hinauf, die zu Glocke und Uhr führt.

Der Pfarrer klagt dem Oberstaatsanwalt in Freiberg, das sei gemeinschaftliche Nötigung. Der erwidert, das sei keine Drohung mit Gewalt gewesen: der Glöckner selbst berichte ja, wie ruhig Alles zugegangen sei. Wenn die Nichtachtung des höchsten Feiertages der Arbeit, den die Regierung anerkenne, ins Land hinaus geläutet werde, müsse das die Arbeiter provozieren. Deren Verhalten zeige, daß sie nicht mit Gewalt gedroht, sondern den Glöckner auf die Folgen gesetzwidrigen Tuns aufmerksam gemacht und ihn davor bewahrt hätten.

*

Im gleichen Jahre 1923, als die Arbeiter die Inflationsgewinne der Industriespekulanten mit Hunger bezahlen mußten, hatte sich ein Arbeiter aus Lengefeld die Hand zerquetscht und konnte seinem Schwiegervater, einem Gastwirt, in dessen Hause er wohnte, die Miete nicht bezahlen, 2,10 Mark, weshalb der ihm das elektrische Licht abschnitt. Der städtische Aufseher und der Bürgermeister baten den Wirt, dem Armen, der nun wund im Dunkel sitze, das Licht wiederzugeben. Doch der blieb hart: erst wolle er sein Geld.

Da begaben sich vier Männer zu ihm, zwei Gemeinderäte, von denen einer zum Lichtausschuß gehörte, ein Mitglied des

Kontrollausschusses und ein Betriebsrat; begleitet von einer größern Anzahl, die aber vor dem Hause stehen blieben, begaben sie sich zu dem Wirt, und der ließ nach längerm Hin und Her das Licht durch den Klempner, der mitgekommen war, wieder anschließen. Da die Arbeit von Gemeinde wegen geleistet wurde, verlangte man Geld oder die Unterzeichnung der Anerkenntnis dieser geleisteten Arbeit. Während man darüber debattiert, ruft Einer der Untenstehenden, denen die Zeit lang wird, herauf: „Wie lange sollen wir denn hier noch warten?" „Willst du unterschreiben?", fragt man oben nochmals. „Nein." „Na, wir werden auch so zu unserm Gelde kommen." Man schüttelt sich die Hände, sagt zu dem Wirt: „Wir sind hier von Gemeinde und Amts wegen, und wenn Sie einmal Jemand brauchen, kommen wir auch." Damit gehen Alle.

Auf diesen Tatbestand erhebt Asmus keine Anklage. Deshalb soll er jetzt ins Zuchthaus. Er verteidigt sich. Die vier Männer hätten eine Amtshandlung ausgeführt. Sie seien Mitglieder des Gemeinderats und der besondern Ausschüsse der Arbeiterschaft gewesen, die in dieser Zeit von der Regierung anerkannt waren. Ihre Rede und Handlung zeige, daß sie sich als Träger der Gewalt und Würde eines Amtes gefühlt und die Ruhe und Ordnung des Landes in dieser gefahrvollen Zeit zu sichern geholfen hätten. Wenn hier eine Schuld vorliege, habe der Wirt sie begangen. Das Reichsgericht habe in mehreren Fällen entschieden, daß die Zufügung einer Härte und einer Gesundheitsschädigung — hier habe man einem Kranken das Licht entzogen — Nötigung sei, wenn dadurch die Zahlung der Miete erzwungen werden solle. Er habe den Wirt nur aus subjektiven Gründen nicht angeklagt, weil dem das Bewußtsein, Strafbares zu tun, gefehlt habe. Aber es bedrücke ihn schwer, daß man nachträglich die vier Arbeiter angeklagt und zu Geldstrafen verurteilt habe. Denn sie seien im strengsten Sinne des Gesetzes unschuldig, und der Spruch des Gerichtes gegen sie sei ein Fehlspruch.

*

Solcher Fälle werden Asmus insgesamt sieben zur Last gelegt. In allen handelt sichs um das Verhalten organisierter Arbeiter gegen die Unbill des Jahres 1923, das nach dem Gesetz der Klasse vom bürgerlichen Gericht verurteilt werden muß, auch wenn das Gesetz des Rechtes es verbietet. Wir verstehen den Haß der Kollegen gegen Asmus. Ein Staatsanwalt, der sich des Rechtes annimmt — macht er Schule, so ist Gefahr, daß anstelle der Justiz die Rechtsprechung tritt.

Vor Berufsrichtern brauchte deshalb von dem Fall nicht lange geredet zu werden. Aber der Gerichtshof besteht außer den beiden Juristen aus zwei Laienschöffen. Sie von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen, ist die Aufgabe. Als die sieben Fälle am Abend des ersten Tages durchgesprochen sind, scheint zweifelhaft, ob das gelungen sei. Deshalb wollen Anklagevertreter und Vorsitzender „zur Illustrierung der Gesamttätigkeit des Angeklagten" gesetzwidrig diejenigen Fälle heranziehen, die in der Voruntersuchung behandelt, aber seit über einem halben Jahre fallen gelassen worden sind. Von

1500 Fällen, die Asmus 1923 bearbeitet hat, soll grade dieses eine Prozent der nach Ansicht des Untersuchungsrichters fragwürdigen Fälle die Gesamttätigkeit des Oberstaatsanwalts illustrieren — in den Farben der Anklage. Der Angeklagte hat sich nicht mehr mit ihnen beschäftigt. Seinen Verteidigern sind sie durch eine Häufung von „bedauerlichen Versehen" überhaupt nicht bekannt geworden. Der Vorsitzende, der sie in der Nacht nochmals durchstudiert hat, will sie zum Vortrag bringen. Die Verteidiger und der Angeklagte protestieren. Aber obwohl dem Gericht nach seinem Vertagungsbeschluß bewußt ist, daß es in fraude legis operieren will und eine Umgehung des § 249 der Strafprozeßordnung versucht, will es auf allerlei Schleichwegen zu seinem Ziel, der Überrumpelung des Angeklagten, gelangen. Und so entspinnt sich folgender Dialog:

Vorsitzender Magirius: „Erinnert sich der Angeklagte des Falles Schmidt, eines Fähnrichs der Reichswehr, jenes armen Menschen, der von der rasenden Menge in der Nähe von Dippoldiswalde ohne jeden Grund so furchtbar mißhandelt worden ist?"

Angeklagter Asmus: „Meint der Herr Vorsitzende den Fall Schmidt, in dem dieser, nach seiner späteren Behauptung angetrunken, in das Wirtshaus kam, ohne jede Veranlassung zwei Revolverschüsse gegen den Wirt abfeuerte und laut ausrief: ‚Hoch lebe Ehrhardt! Nieder mit der Lumpenrepublik und der verfluchten Soziregierung! Der Lump Rathenau war nicht der Letzte — jetzt kommt Ebert dran, das Schwein!' Meint der Herr Vorsitzende diesen Fall?"

Vorsitzender Magirius: „Ja, Sie haben ja geglaubt, dieses Verhalten des Schmidt falle unter das Republikschutzgesetz, und haben die Akten dem Herrn Oberreichsanwalt überwiesen. Aber der hat die Lagerung des Falles sogleich erkannt und den von Ihnen Beschuldigten ohne weiteres einem Arzt überwiesen, der selbstverständlich erklärt hat, daß hier Straflosigkeit auf Grund des § 51 vorliege." (Fähnrich Schmidt wurde wenige Wochen darauf zum Leutnant der Reichswehr befördert.) „Ich aber frage den Angeklagten jetzt, warum er nicht gegen die Leute, die Schmidt nach seinem Ausruf und nachdem er geschossen hatte, gemeinschaftlich verprügelt haben, eingeschritten ist?"

Verteidiger Levi: „Wenn das Gericht Neues vorbringen will, müssen auch wir uns neue Beweisanträge vorbehalten. Wir werden dann auch Herrn Oberreichsanwalt Ebermayer laden, damit er hier als Zeuge unter seinem Eid aussage, ob er einen Angeschuldigten auch dann so ohne weiteres dem Arzt und damit dem rettenden § 51 überwiesen hätte, wenn es sich um einen Fall von links gehandelt hätte."

Darauf vertagte das Gericht die Sache auf den 8. April, damit die Verteidiger diesen Teil der Akten, der ihnen bis dahin unbekannt geblieben war, zur Kenntnis nehmen könnten.

Der erste Angriff auf das Recht im Falle Asmus ist abgeschlagen. Aber wir haben in dieser Woche eines neuen und verstärkten gewärtig zu sein. Denn jetzt soll die Verhandlung vierzehn Tage dauern. So viel Zeit also hält man für nötig, um auf das Rechtsbewußtsein der Laienschöffen einzuwirken im Sinne der Anklage und der Justiz gegen Asmus und das Recht.

Ferdinand Freiligrath von Robert Breuer

Am 5. Januar 1814 berichtet Goethe über ein Zusammentreffen mit Baschkiren, die als Bestand der russischen Truppen in Weimar Quartier gemacht hatten. Dieses unerwartete Sichtbarwerden des Orients erregte seine Phantasie aufs Lebhafteste; er besuchte eine mohammedanische Andacht und hatte seine Freude an einem Bogen, der ihm nebst einigen Pfeilen geschenkt worden war. Goethe fühlte sich damals schon verwandt dem persischen Dichter Hafis, dessen gelassener Frohsinn von der natürlichen Schönheit der Erde sang, während eine Welt in Trümmer ging, während politische Macht zerbrach und neue Reiche sich bildeten. Der Orient wurde für Goethe eine Verjüngung; er flüchtete aus einer Zeit, die ihm verwirrt erschien, in ferne Jahrhunderte, in ferne Gegenden, in die paradiesische Lebenslust, in die lichte Sinnlichkeit eines Dichtergeschlechts, das mit göttlicher Naivität sich dem Genuß hingibt, ohne sich je in dumpfer distanzloser Leidenschaft zu verfangen. So entstand der ‚West-östliche Divan', in dem Goethe, wie Heinrich Heine sagt, immer ruhig lächelnd ist, harmlos wie ein Kind und weisheitsvoll wie ein Greis. Dies köstliche Buch, heute wie ehedem und bis ans Ende der Welt ein nichtversiegender Quell, erschien 1819.

Etwa fünfzehn Jahre später veröffentlichte der jugendliche Freiligrath in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen ‚Deutschen Musenalmanach' seine ersten Gedichte. Dazu gehörte der ‚Löwenritt':

Wüstenkönig ist der Löwe. Will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen,
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Das ist auch Orient, aber ein Orient ganz andrer Art, nicht der, von dem ergriffen Goethe sang:

Dichten ist ein Übermut,
Niemand schelte mich!
Hab' getrost ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

Der ‚West-östliche Divan' ist eine göttliche Philosophie der Sinne; die ‚Tagebuchblätter', die erste Sammlung der Gedichte Ferdinand Freiligraths von 1838, sind phantastische Erdkunde und bizarre Zoologie, sie sind das aus der Enge Europas in die fernen Kontinente, über das Meer in den Urwald drängende Abenteuer. Die Welt hatte sich geweitet; Eisenbahn und Dampfschiff machten die Menschen in einer ungeahnten Weise beweglich. Die Berichte der Reisenden bevölkerten die Vorstellung der zuhause Gebliebenen mit bunten Bildern, mit den wilden Ritten, Tänzen und Kämpfen der Araber, der Neger und der Rothäute. Zu diesen so Erregten gehörte Ferdinand Freiligrath, der zwischen den Zeilen des Hauptbuchs für seine kaufmännischen Eintragungen von Seefahrern und Seeräubern, von Kraken und Alligatoren, von Häuptlingen und Fetischen, von Großvesiren und Mohrenfürsten, von Ottomanen und Wasserpfeifen die fabulösesten Geschichten las. Als er dann 1838 nach Amsterdam kam und den Hafen und die

Schiffe sah, wurde seine Phantastik vom Sturm des Meeres und der Wüsten, der in den Segeln verfangen hing, machtvoll erfaßt. Aus dem Dichter stürzten wie Katarakte, Goethes gläserne Klarheit entbehrend, ungezähmt, donnernd wie der aufgewühlte Ozean, brüllend wie der gejagte Leu: Balladen und Romanzen. In Smyrna, am Kongo, am Sinai, im Schatten der Pyramiden, in der Südsee, unter Kokospalmen, bei Eisbergen: seltsame, gierige, schaurige, von Blut triefende, von Mord durchgellte Dramen. Die glorreichste Form des Indianerschmökers. Jede Zeile ist ein galoppierender Renner, die Verse explodieren. Die lautesten Bilder jagen, hetzen, überspringen sich; die Reime musizieren in ungewohnten, tropisch gefärbten, guttural rollenden und gurgelnden Vokalen. Nicht der Geist des Orients — ein Panoptikum, ein Zirkus. Nahe verwandt dem Orient, wie ihn Delacroix und Géricault gemalt haben, freilich mehr Illustration als erlöste und geklärte Form. Eine rassige, in brünstiger Sprache orgelnde Gattung des Schauerromans. Ein wenig: exotisch aufgepeitschtes Philisterium, Hinausgreifen des Bürgers in unerreichbare Weiten; keine Synthese, nur eine Sehnsucht. Die Gefahr der Wiederholung und der Erschlaffung lag nahe; der junge Freiligrath entging ihr auf die gesündeste Weise, der Sinnende, der Versonnene besann sich, der Phantasierende wurde ein Sehender, der Reisende kehrte zur Heimat zurück, die Kamele und die Leuen schickte er zum Teufel, er vergaß der Palmen und des Wüstenstaubes und gab sich dem deutschen Rhein.

Zwischen Burgen und Weinbergen wohnend, verlor sich Freiligrath zunächst an die Romantik der träumenden Vergangenheit. Er war aber nicht dünnblütig noch blaß genug, um sich auf längere Zeit an Gespenster zu hängen und nach der blauen Blume, die unter den Ruinen verborgen blühen sollte, zu suchen. Europa lebte zwischen den Revolutionen; die Umschichtung der Machtverhältnisse kündete sich auch für Deutschland an. Die Erde grollte und zitterte; die Ereignisse drängten zur Entscheidung und verlangten von Jedermann Stellungnahme. Noch weigerte sich Freiligrath, den Dichter auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei sehend, in Reih und Glied zu treten; aber seine Leidenschaft und die Glut seines Herzens zwangen ihn bald, vor der Front zu stehen. Aus zwei Wurzeln wuchs der Revolutionär: aus der unbändigen Lust zur Freiheit und aus dem Mitgefühl mit den Armen und Beladenen. Die Nacht vom 16. zum 17. August des Jahres 1843: ein Zusammentreffen mit dem vertriebenen Hoffmann von Fallersleben brachte die Entscheidung. Mit Champagnerwein getauft, sprang der Revolutionär Freiligrath in die Schlacht. Er wollte mit Kanonen schießen. Er war sich darüber klar, daß Bomben geschmissen werden mußten, einerlei, ob es auch ein Jahr lang kraus zugehen würde. Einerlei, ob darüber auch sein eigner frischgemauerter Herd in Scherben bräche und die Tyrannen dem Dichter das Schwert der Lieder aus der Hand schlagen und ihn aus der Heimat jagen wollten. Weinlaub ums Haus, schloß Freiligrath sein ‚Glaubensbekenntnis' druckfertig ab und goß seinen vierundvierziger Aßmannshäuser in die

Flammen der Zeit, daß sie hoch aufloderten. Weinlaub und Champagnerschaum: das ist die Größe, die Dauer und die ewige Jugend dieses Revolutionärs, daß er aus der sinnlich beflügelten Begeisterung geboren worden ist. Nun fand er die Synthese: er dichtete, was er erlebte, und er erlebte, was er sang. Schon vordem, als er sich noch am Orient erhitzt und die Ballade von dem Mohrenfürsten angestimmt hatte, der gefangen, verkauft auf dem Jahrmarkt steht und in Erinnerung an seine königliche Zeit die Trommel schlägt, daß sie berstend zerspringt, hatte Freiligrath sich einzufühlen gewußt in den Drang der Seele nach Freiheit. Nun aber erst, da er seines eignen Volkes Fesseln brechen will, da er selbst den Haß der Schergen und der Verfolgung spürt, wird ihm der Traum zum Erlebnis, wird aus Phantasie und Gefühl die Einheit, wird der Romanschreiber zum Künstler, der Erhitzte zum Helden, der wahrhaft und entschlossen Zeitliche ein Ewiger. Jedes seiner Worte war eine tödliche Kugel; das gewaltige Bild, wie in der Setzerei die Buchstaben in Geschosse umgegossen werden, gilt in höherm Maße für seine Verse. Eine unverwüstliche, unerschöpfliche Munition. Die Lieder und Epen des ‚Glaubensbekenntnisses' und des ‚Ça ira' sind auch heute noch das begeisternde Orchester jedes Kampfes gegen die Unterdrückung, sie sind die Heiligsprechung der Toten, die, die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten, auf dem Straßenpflaster geblieben, sie sind das wirbelnde, siegjauchzende Marschtempo der Republik. Sein Lied ist unser Lied, aus dem Kampf geboren, unvergänglich Kraft zeugend:

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme.

Nicht aus kalter Abstraktion, sondern aus dem Erlebnis der gefesselten und gequälten Heimat war Freiligrath zum Revolutionär geworden. Er wollte nicht nur das Volk, nicht nur den Proletarier, der das Staatsschiff heizte: er wollte Deutschland frei. Während er dabei ist, den König matt zu setzen, sieht er auf dem Rhein Schiffe, auf denen die Trikolore weht. Der französische Wimpel weckt seinen Zorn:

Ich bin ihm auf dem Rhein nicht grün,
Des ist der liebe Gott mein Zeuge!
Und wollt er anders auf ihm wehn
Als friedlich von belad'nem Schiffe:
Ich würde mit im Treffen stehn,
Wenn zu den Schwertern Deutschland griffe.

Gleich darauf hat er die gewaltige Vision der deutschen Flotte, einer Seeschlacht, bei der „der Arndt", „der Dr. Luther", der „Alexander Humboldt" und die „Freie Presse" den Feind in die Flucht schlagen. Der Trompeter von Gravelotte hat auch schon 1844, mitten in der Revolution, das Banner der Freiheit für die Nation gefordert. Das kann nicht umgebogen, und das darf nicht vergessen werden. Wie jede große Revolution, so schöpfte auch die des Ferdinand Freiligrath ihre beste Kraft aus der Liebe zur Heimat.

Sie haben ihn damals einen Vaterlandslosen geheißen, haben ihn vor die Gerichte gezerrt und aus dem Lande gejagt.

Wir kennen das. Wir kennen auch den Wimpel auf dem Rhein. Und wenn wir auch wissen, daß heute nicht mehr die Seeschlacht das geeignete Mittel ist, dem Vaterlande die Freiheit zu sichern, so halten wir uns doch fest zu Freiligrath, dessen Lied uns erkämpfen half, was wir besitzen, dessen Lied die letzte Krone wie Glas zerbrechen ließ, und durch dessen Lied wahr wurde, daß die Freiheit die Auktion von dreißig Fürstenhüten ist. Wir kennen auch diese Auktion.

Pulver ist schwarz, Blut ist rot golden flackert die Flamme. So lebt Ferdinand Freiligrath, nachdem er der Phantastik des Orients entsagt und sich mit Goethes Wirklichkeitssinn fest auf diese Erde, auf die Heimat gestellt hatte, mitten unter uns — unter uns, denen das Land gehört, solange wir die Freiheit zu verteidigen wissen.

Was geht in der Schupo vor? von Wolf Zunk

Der Rücktritt einiger hoher Offiziere der Berliner Schutzpolizei und die Auseinandersetzungen innerhalb der ‚Vereinigung der Polizeioffiziere Preußens' haben erneut die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Schupo gelenkt. Sie haben gezeigt, daß das Machtinstrument des preußischen Staates Gegenstand hartnäckiger politischer Kämpfe ist — Kämpfe, die darauf abzielen, die Schutzpolizei der Republik zu entfremden und reaktionären Einflüssen dienstbar zu machen. Es muß leider festgestellt werden daß die Initiative dazu durchaus bei den Anhängern der Rechten liegt. Die Linke ist auf die Defensive beschränkt. Aus einfachen Gründen. Die Masse der Unterbeamtenschaft ist republikanisch, die Spitze — Innenministerium, Polizeipräsidien — ebenso; zwischen beiden aber erhebt sich ein solid gefügter Block des Widerstands, repräsentiert durch die Mehrzahl der höhern Polizeioffiziere und einflußreiche Verwaltungsfunktionäre. Diese Mauer hindert nicht nur den innigen Konnex zwischen untern Beamten und den Republikanern in der Verwaltungszentrale: sie sammelt auch hinter ihren Wehrgängen Alle, die sich aktive Bekämpfung der Republik oder passive Duldung reaktionärer Tendenzen im Beamtenkörper zum Ziel gesetzt haben.

Die Folgeerscheinungen dieser stillen Arbeit hinter Kasernenhof-Kulissen zeigen sich zunächst in der Militarisierung des Dienstbetriebs. Hier sind die Dinge so weit gediehen, daß das Reichsinnenministerium in einem Schreiben (P 9088 vom 24. XII. 1925) die Landesregierungen vor militärischer Ausbildung der Polizeiformationen warnen und sie ersuchen mußte, „Sorge zu tragen, daß auch nicht einzelne Persönlichkeiten aus falscher grundsätzlicher Einstellung heraus andre Wege gehen". Minister Severing war daraufhin genötigt, in einem Runderlaß (vom 16. I. 1926) auf das Verbot der Benutzung von Reichswehr-Dienstvorschriften und andrer, nicht genehmigter Ausbildungsmittel mit besonderm Nachdruck hinzuweisen. Er hatte alle Ursache dazu. Denn vielfach handhaben Offiziere der Schupo den Dienst durchaus im altpreußischen Kommißstil. Man läßt die Beamten exerzieren, veranstaltet Appelle, setzt Stuben-

und Spindbesichtigungen an, verlangt den „Achtung"-Ruf auf den Wachtlokalen und duldet auf einigen Polizeischulen sogar, daß junge Beamte Burschendienste bei Offizieren leisten. Die Kasernierung der Bereitschaften — die, im Gegensatz zu den Revierbeamten, geschlossen in Polizeiunterkünften zusammengehalten werden — fördert selbstverständlich die Konservierung anachronistischer Drillpraktiken. Mit Recht heben ältere Beamte der Schutzpolizei hervor, daß die Verhältnisse in der weiland Königlich preußischen Schutzmannschaft in bezug auf die Diensthandhabung weitaus günstiger lagen.

Man könnte bereits in der Produktion solcher vergleichenden Vorstellungen eine Methode zum Fang der Beamtenschaft, zur Erzeugung von Sympathien für die „gute alte Zeit" sehen. Die Auswirkungen dieser indirekten Propaganda ließen sich ertragen. Die militaristischen Mätzchen machen zwar böses Blut und schwächen das Vertrauen der Unterbeamten zum republikanischen Minister, genügen aber nicht, um die Voraussetzungen zu durchgreifender Reaktionierung der Schutzpolizei zu schaffen. Die unmittelbare Arbeit wird im Offiziercorps geleistet. Man nimmt sich aktive Republikaner in der Beamtenschaft — hauptsächlich die Mitglieder der Beamtenausschüsse — aufs Korn, schikaniert und drangsaliert sie, trennt sie durch Versetzung von ihrer Anhängerschaft, behindert ihre Karriere, findet Gründe zu Bestrafungen und, wenn die Verfolgten nicht isoliert oder zermürbt werden können, zur Dienstentlassung. Diese Tendenzen haben sich in einigen Bezirken des Freistaats mit Erfolg durchgesetzt. In Pommern, Ostpreußen und Teilen des Westens steht die Majorität der Schutzpolizeibeamten unter reaktionärem Druck. Der Tatbestand findet seinen Ausdruck nach außen hin in organisatorischer Zugehörigkeit der Beamten zu dem rechtsgerichteten Friedelverband, zu den Vaterländischen Verbänden und den reaktionären Parteien. Es nimmt dann nicht wunder, wenn man, wie in Berlin geschah, in einem Demonstrations-Automobil der Nationalsozialisten Polizeianwärter in Zivil entdeckt, oder, wie jüngst beim Abtransport ostpreußischer Schupo von Allenstein nach Berlin, eine Stahlhelm-Kapelle vor geschlossenen Polizeiabteilungen sieht, die „Fridericus Rex" und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" singen.

Wie sich die Kämpfe zwischen Unterbeamten und reaktionären Offizieren abspielen, und mit welchen Mitteln man den Widerstand republikanischer Untergebener bricht, dafür ein Beispiel statt vieler. Bei der 3. Bereitschaft Bochum-Herne gab es einen Oberleutnant Pentz, der durch seine Aufführung die Gegnerschaft der Beamten weckte. Pentz bezeichnete in einer Ansprache die Schupo als „Nachfolgerin der frühern Jäger, deren Traditionen man heilig halten müsse". Er bemühte sich, freicorpsähnliche Zustände bei der Bereitschaft zu schaffen, rühmte sich enger Zusammenarbeit mit den nationalistischen Verbänden und duldete, daß eine im Dienst befindliche Abteilung der Polizei das Ehrhardt-Lied sang. Es kennzeichnet im übrigen den Geist des dortigen Kommandos, daß man zwei Beamte, die sich schwere Mißhandlungen an Sistierten hatten zuschulden kommen lassen und dafür zu sechs Monaten Ge-

fängnis verurteilt worden waren, zunächst im Disziplinarverfahren schonte, offenbar, weil sie den Vaterländischen Verbänden nahestanden und sich überall als Monarchisten bezeichneten. Gegen Pentz reichte der Beamtenausschuß der Bereitschaft eine Beschwerde ein. Man witterte den Inspirator in dem republikanischen Oberwachtmeister Bludau. Nach vergeblichem Versuch des Kommandeurs Oberst de la Roi, die Beschwerde zu unterdrücken, ging man gegen Bludau vor, bestrafte ihn wegen unverschuldeter Verwicklung in eine private Schlägerei mit einem Verweis und versetzte ihn zum Überfluß. Pentz ging straffrei aus und darf in seinem neuen Wirkungskreis Gelsenkirchen weiterhin nationalen Gesangunterricht geben.

Aus Köslin, Lauenburg, Stolp, aus Königsberg, Goldap, Rastenburg, Osterode, Osnabrück, Elberfeld, Düsseldorf, Bitterfeld, Halle und Breslau werden ähnliche Vorgänge berichtet. Die untere Beamtenschaft vermag sich gegen Übergriffe der Vorgesetzten nur selten mit Erfolg zu wehren. Sie hat zwar das Beschwerderecht — doch was nützt das, wenn man im Vorverfahren des Beschwerdeweges die beschuldigten Offiziere mit der Zeugenvernehmung beauftragt? Es lassen sich in der Tat mehrere Fälle nachweisen, wo man auf diese Weise Recht in Unrecht gewandelt und Beschwerden von vorn herein abgedrosselt hat. Es gehört für die Angehörigen der Beamtenausschüsse schon ein erhebliches Maß von Geschicklichkeit dazu, Attacken reaktionärer Offiziere zu begegnen, ohne Gefahr für die eigne Person und Karriere zu laufen.

Nicht nur gegen die Unterbeamtenschaft richtet sich der Kampf der Reaktionäre in der Schupo, sondern auch gegen diejenigen Offiziere der Polizei, die aus dem Unteroffiziers- und Unterbeamtenstand hervorgegangen sind. Einmal empört sich Standesdünkel gegen den Aufstieg der Söhne des Volkes, sodann bringt politische Abneigung die zumeist linksgerichteten Kameraden aus der sozialen Niederung zu Fall. Man übergeht sie einfach bei den Beförderungen. Das ist so möglich:

Das Innenministerium steht auf dem an sich nicht grade falschen Standpunkt, daß der Dienstaltersanfang dem Polizeioffizier keinen Anspruch auf Beförderung gewährt. In der Praxis aber verkehrt sich die gute Absicht — die das Vorwärtskommen des Tüchtigen ohne Rücksicht auf Anciennität will — ins Gegenteil. Denn das jetzt übliche Verfahren bringt den Offizier vollständig in Abhängigkeit von den nächsten Vorgesetzten, deren Beurteilungen die Basis für die Karriere des Untergebenen schaffen. Der Vorgesetzte hat in der Hand, durch ein paar Sätze in den Papieren dem nachgeordneten Kameraden jede Beförderung zu erschweren oder unmöglich zu machen. Hier haben die reaktionären Offiziere eingehakt; hier war ihnen „die" Waffe gegeben, und sie haben sie fleißig angewendet. Man hat so erreicht, daß die jüngern „national"gesinnten Offiziere die Republikaner aus dem Unteroffiziersstand rasch überflügelten und ihnen die wichtigen Kommandostellen vor der Nase fortschnappten. Was wunder, wenn man heute die Mehrzahl der maßgebenden Positionen in der Schupo-Hierarchie durch Reaktionäre besetzt findet!

Im Innenministerium wurden Maßnahmen getroffen, die Hürde auf Hürde vor den Beförderungsaussichten der Offiziere aus dem Unteroffiziersstand auftürmten. Zunächst verlangte man ein Examen auf der Höhern Polizeischule Eiche. 1922 kam eine neue Erschwerung: durch Verfügung II C 73/22 wurde bestimmt, daß Beförderung nur nach zweijähriger Dienstzeit als Oberleutnant möglich sei. 1923 die nächste Barriere: Beförderung nur nach erfolgreichem Besuch der Spandauer Schule für Leibesübungen (Verfügung 23 Ziffer 47 und II 76/23). 1924 endlich warf man Allen, die jene Hindernisse genommen hatten und nun Beförderung erhofften, den erledigenden Knüppel zwischen die Beine. Verfügung 23 Ziffer 45 schreibt nämlich vor, daß von jetzt an nicht mehr der Dienstaltersanfang, sondern das letzte Beförderungsalter für die Karriere maßgebend sein soll. Das ist die Passionsgeschichte des Offiziers „zweiten Grades". Ein Blick in die Dienstalterslisten genügt, um zu zeigen, daß bei jedem neuen Beförderungsschub ungefähr dreißig Offiziere übersprungen werden — sieht man genauer zu, so stößt man unter den Übergangenen immer wieder auf republikanische Offiziere aus dem Unteroffiziersstand.

Die reaktionäre Politik in der Schutzpolizei geht von zwei Zentren aus. Das erste ist die ‚Vereinigung der Polizeioffiziere Preußens', die Berufsorganisation sämtlicher Schupo-Offiziere. Sie wird geleitet von Oberstwachtmeister Dillenburger. Kennzeichnend für die politische Richtung dieses Verbandes ist der Umstand, daß er seine parlamentarische Interessenvertretung dem deutschnationalen Landtagsabgeordneten Major a. D. Borck anvertraute und diesem Herrn zudem ein eignes Bureau in den Räumen der ‚Vereinigung' zur Verfügung stellte. Borck, dessen ständige Angriffe auf Minister Severing in Landtag und Presse bekannt sind, lenkt im Hintergrund die Taktik, die für die Mitglieder der Organisation bestimmend ist. Die ‚Vereinigung' bildet den Boden, auf dem sich reaktionäre Polizeioffiziere sammeln und ungestört Intriguen gegen republikanische Unterbeamte und Offiziere spinnen können. Sie ist die gesellschaftliche Basis, auf der man Attacken vorbereiten und reiten kann.

Ihren andern Stützpunkt scheint die Reaktion im Verwaltungsapparat zu haben. Hier gibt es eine Anzahl Beamte, die, von höherer Hand in entscheidenden Stellen placiert — Personalreferaten, Polizeireferaten bei den Regierungen der Kreise und Provinzen —, jede Möglichkeit zur Ausmerzung und Verbannung unliebsamer Republikaner haben. Im Innenministerium selbst vermutet man in der nächsten Umgebung des Ministerialdirektors Abegg einflußreiche Personen, auf deren Wirksamkeit all die mannigfachen Enttäuschungen republikanischer Offiziere und Unterbeamter im Verlauf der letzten Jahre zurückgeführt werden. Abegg, bestgehaßter Mann bei der Reaktion, steht über jedem Verdacht, diese undurchsichtigen Machinationen zu billigen; aber es scheint, als ob man ihm auf der Linken die „sanfte Hand" gegenüber seinen Beamten im Ministerium nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurf macht. Jedenfalls wäre ihm grade ein Quentchen mehr jener demokratischen Tugend zu wünschen, die Mißtrauen heißt.

Der Kampf um die Beherrschung der preußischen Schutzpolizei wird mit all der Erbitterung geführt, deren sein Objekt, die bewaffnete Staatsmacht, würdig ist. In jüngster Zeit hat man, gedrängt von der öffentlichen Kritik, endlich einige ernsthafte Versuche im republikanischen Lager unternommen, um die offenkundigsten Mißstände zu beseitigen. Vor Allem in Berlin. Oberst Kaupisch, dem Kommandeur der Hauptstadt, wurde nahegelegt, seine Demission einzureichen; den Polizeioberst v. Brunn, Inhaber eines Gruppenkommandos, traf das gleiche Schicksal. Beide Offiziere hatten sich durch militaristische Diensthandhabung und passive Haltung gegenüber reaktionären Demonstrationen unmöglich gemacht. Designierter Kommandeur der Berliner Schutzpolizei wurde Oberst Heimannsberg — vorläufig noch einem andern Offizier unterstellt —, ein ehemaliger Schutzmann und Angehöriger des linken Zentrumsflügels. Die Berufung Heimannsbergs verbürgt den republikanischen Kurs in der Berliner Schupo. Auch gegen die reaktionären Tendenzen innerhalb der Offiziersvereinigung wird jetzt Sturm gelaufen. Nach außen hin tritt hier als Führer der republikanischen Opposition der Polizeioberleutnant Nölle hervor. Unter seiner Mitwirkung entstand der Plan, die ‚Vereinigung' dem republikanischen Schraderverband, der stärksten Organisation der Polizeibeamten, anzugliedern. Gelingt das, dann kann man erwarten, daß einem der Schwerter, mit denen die Schupo-Reaktion ficht, die Spitze abgestumpft wird.

Das Alles darf freilich nur ein Anfang sein. Man muß sich zu durchgreifenden Maßnahmen entschließen, will man verhindern, daß die preußische Schutzpolizei das Schicksal der Reichswehr teilt. Erforderlich ist die Reform der Verwaltungs- und Beförderungspraxis. Die Besetzung der Personalreferate im gesamten Polizeikörper bedarf gründlicher Sichtung und, wo nötig, rücksichtsloser Erneuerung. Aufmerksame Überwachung der Kommandos, Gruppen und Inspektionen muß der heute üblichen Praxis des Gewährenlassens Platz machen. Durch Änderung der Beförderungsbestimmungen hat man in der Hand, nach und nach für republikanischen Ersatz in den mittlern und höhern Dienststellen zu sorgen. Auf keinen Fall darf man die Laufbahn republikanischer Offiziere weiterhin dem Ermessen der nächsten Vorgesetzten allein preisgeben. Tritt zu alledem der Abbau militaristischer Dienstvorschriften hinzu, dann wird man den Spielraum einschränken, der reaktionären Offizieren zu Schikanen Untergebener offensteht, und zugleich Selbstbewußtsein und Dienstfreudigkeit der Unterbeamten heben.

Der Reinigungsprozeß in der Schutzpolizei ist nicht von heut auf morgen durchzuführen. Er wird Jahre in Anspruch nehmen. Wenn in diesen Jahren ernstlich und entschieden gearbeitet wird, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben. Inzwischen wird nötig sein, die Entwicklung in der Schupo aufmerksam zu verfolgen. Noch ist Alles im Fluß, noch halten sich die feindlichen Tendenzen zu sehr die Wage, als daß man sich mit der Lage der Dinge zufrieden geben könnte. Solange das Machtinstrument des preußischen Staates nicht unbestritten der Republik gehört, darf und wird die Kritik nicht schweigen.

Der neudeutsche Stil von Peter Panter

„Ah — die Herren sprechen geistreich aus dem Munde?"

Käthe Erlholz

Leser mit einem ausrasierten Vollbart besinnen sich vielleicht auf Leo Berg, den ungewöhnlich gebildeten und begabten Kritiker aus dem Anfang des Jahrhunderts, der unter anderm einen grimmen Kampf mit Wilhelm Bölsche, dem Pächter des Liebeslebens in der Natur, geführt hat. Dem warf er rechtens neben der Verlogenheit seiner Embryonal- und Ei-Lyrik auch seinen Stil vor, oder vielmehr: natürlich seinen Stil vor, da ja eins aus dem andern, der Stil aus der Gesinnung hervorgegangen war. Beschäftigt man sich heute mit vergilbten Büchern und Tagesbroschüren des fin de siècle, so muten einen die Terminologie, das Vokabularium, die Ausdrucksweise unsäglich komisch an. Kunst bleibt. Mode von gestern ist lächerlich.

Manche ist schon heute von gestern. Da bekomme ich ein Buch zugeschickt: ‚Girlkultur' von Fritz Giese (im Delphin-Verlag zu München); das Buch trägt den Untertitel: ‚Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl'. Der Verfasser, ein beachtenswerter, sauberer Schriftsteller, der gute Bücher geschrieben hat, so ein mustergültiges über Kinderpoesie, hat dieses Mal in einen bösen Topf mit Schleim gegriffen: in den modernen Literatenjargon.

Aber er ist Einer von Hunderten. Nachdem ich mir die schönen und interessanten sechsundfünfzig Photographien angesehen habe, fange ich an zu lesen und erkenne einen Stil, der einer ganzen modischen Schule gemeinsam ist, und ich lese und lese und gebe es, erschöpft, dreiunddreißig Mal wieder auf und fange von neuem an und werde ohnmächtig hinausgetragen . . .

Und ich würde, schon des mir bekannten Autors wegen, schonungsvoll über dieses Malheur schweigen, wenn nicht fast Alle so schrieben, in Zeitungen, Büchern und Zeitschriften; wenn es nicht eine verdammte Unsitte wäre, solche überfütterten Sätze auch noch zu sprechen; wenn nicht dieser Stil Allgemeingut wäre, so aufgequollen, so übermästet, mit solchen Stopflebern im Hals. Vom Clown Edschmid wollen wir gar nicht reden. „Von einer Unanständigkeit und einer Wiederbelebung mittelalterlicher Dichtheit und Kompaktheit der Formung, die an Squenz und Straparola erinnert, und die ich in der Fülle der Muskulatur der Phantasie heutigen Deutschen nicht zugetraut." Soweit über einen Sechserhumoristen; aber das ist noch gar nichts. Die ganze Klasse mauschelt schon.

Die Kennzeichen des neudeutschen Stils sind: innere Unwahrhaftigkeit; Überladung mit überflüssigen Fremdwörtern, vor denen der ärgste Purist Recht behält; ausgiebige Verwendung von Modewörtern; die grauenhafte Unsitte, sich mit Klammern (als könne mans vor Einfällen gar nicht aushalten) und Gedankenstrichen dauernd selber — bevor es ein Andrer tut — zu unterbrechen, und so (beiläufig) andre Leute zu kopieren und dem Leser — mag er sich doch daran gewöhnen! — die größte Qual zu bereiten; Aufplusterung der einfachsten Gedanken zu einer wunderkindhaften und gequollnen Form.

Im Anfang war das Problem. Was mit diesem Wort in Deutschland zur Zeit für ein Unfug getrieben wird, spottet jeder Beschreibung, die wahrheitsgetreu angeben müßte, daß dieser verblasene Ausdruck nun zum Glück auf die gebildeten Köchinnen heruntergekommen ist. Eine illustrierte sozialdemokratische Zeitschrift beschrieb neulich in Bildern, wie junge Lehrer in einem Heim ausgebildet werden. Photographie: die jungen Leute unterhalten sich, butterbrotessend vor der Tür. Unterschrift: Pausenprobleme. „Na jewiß doch", sagt Hauptmanns Schiffer Julian Wolff. „Da soll er man immer machen, det er hinkommt —!"

Der gesamte neudeutsche Stil wimmelt von „Problemen". Das ist ein Modewort genau wie: Einstellung, Symptom, Tendenz, Absenkung, Überbau — was diese beiden bedeuten, ahne ich nicht — und: irgendwie . . . Dieses „irgendwie" heißt überhaupt nichts; man kann es einfach weglassen, ohne daß sich der Sinn des Satzes ändert, es drückt nur die Schludrigkeit des Autors aus, der zu faul war, scharf zu formulieren.

Die Wandervögel, die Kunsthistoriker, die Tanzphilosophen, die Nationaloekonomen verfügen jeweils über einen schönen Vokabelschatz von Modewörtern, die man, ohne Unheil anzurichten, beliebig durcheinanderwerfen kann. Kaum ein Gedanke wird durchgeführt, ohne daß der gebildete Autor drei andre einschiebt. Alles wird angeschlagen, nichts wird zu Ende gedacht, die „Komplexe" häufen sich, und wie verdeckte Bleikessel werden Begriffe, Personen, Anspielungen herumgereicht. Man höre sich das an: „Wir haben niemals Optimismus kultiviert. Niemals kannten wir jene Einstellung, die das Lachen will." Und: „Dieses Lachen ist eine Haltungsweise, die zwei andre Möglichkeiten differenzieren läßt." Heiliger Simmel! Man kann gewiß nicht Alles simpel sagen, aber man kann es einfach sagen. Und tut man es nicht, so ist das ein Zeichen, daß die Denkarbeit noch nicht beendet war. Es gibt nur sehr, sehr wenige Dinge in der Welt, die sich der glasklaren Darstellung entziehen. Hier ist Schwulst Vorwand. Mensch, sag Problem —!

Und hast du es gesagt: dann laß den Artikel weg. Sag nicht: „Die Auswanderung ließ nach." Wo kämen wir da hin! Sag: „Emigration ist ein völkergeschichtliches Problem, dessen Diminuation zu dieser Epoche ein beachtliches Phänomen darstellt." Und sag immer dazu, in welche Wissenschaft das gehört, was du grade erzählst, und sag: „Wir haben also zwei rhythmische Erlebnisse heute, und es fragt sich dann nur rein erzieherisch, ob wir . . ." Haben Sie sich schon mal rein erzieherisch gefragt? Ich nicht.

Der Ursprung dieser dritten schlesischen Dichterschule fällt ungefähr in die Zeit des Krieges. War damals ein „Exposé" zu verfertigen, so hatte der reklamierte Reservehauptmann das größte Interesse daran, seinen Pflichtenkreis so weit wie möglich zu schlagen, und wenn er Bohnen anforderte, sprach er bombastisch wie ein Narr von Shakespeare. Statt daß die Literatur den gesunden Menschenverstand der Kaufleute annahm, wurden die Schleichhändler zu Philosophen, und es gibt heute in Deutschland kaum einen längern Geschäftsbrief, worin nicht

eingestellt und tendiert und symptomatisiert wird. Es ist einfach eine Modesache; wer früher von Blauveiglein sang, der sagt heute: „Die Elemente unsrer naiven Menschenvorstellung sind in dieser Kunst zu Gebilden einer höhern Organisationsstufe umgewandelt." Früher Baumbach — heute: „Geistige Ebene der Tiefenschicht". Dieser Stil läuft von ganz allein; man braucht nur einige dieser abstrakten Begriffe aufs Rad zu setzen, und das Rennen geht vor sich. Und alle diese Rennbrüder zusammen fallen wohl unter die Erklärung Knut Hamsums:

„Die Literatur schwoll an. Sie popularisierte die Wissenschaft, behandelte die sozialen Fragen, reformierte die Institutionen. Auf dem Theater konnte man Doktor Ranks Rücken und Oswalds Gehirn dramatisiert sehen, und in den Romanen war noch freierer Spielraum, Spielraum sogar für Diskussionen über fehlerhafte Bibelübersetzung. Die Dichter wurden Leute mit Ansichten über Alles; die Menschen fragten sich unter einander, was wohl die Dichter über die Evolutionstheorie dächten, was Zola über die Erblichkeitsgesetze herausgefunden, was Strindberg in der Chemie entdeckt habe. Daraus ergab sich, daß die Dichter zu einem Platz im Leben aufrückten, wie sie ihn nie vorher innegehabt hatten. Sie wurden Lehrer des Volkes, sie wußten und lehrten Alles. Die Journalisten interviewten sie über den ewigen Frieden, über Religion und Weltpolitik, und sobald einmal in einer ausländischen Zeitung eine Notiz über sie stand, druckten die heimischen Blätter diese sofort ab, zum Beweis, was ihre Dichter für Kerle waren. Schließlich mußte ja den Leuten die Vorstellung beigebracht werden, daß ihre Dichter Weltbezwinger seien, sie griffen übermächtig in das Geistesleben der Zeit ein, sie brachten ganze Völkerschaften zum Grübeln. Diese tägliche Prahlerei mußte natürlich zuletzt auf Männer, die schon vorher Hang zur Pose gehabt hatten, wirken. Du bist ja ein wahrer Teufelskerl geworden! sagten sie wohl auch zu sich selbst. Es steht in allen Blättern, und alle Welt sagt es, also ist es wohl so! Und da die Völker niemand Andern dazu hatten, so wurden die Dichter auch Denker, und sie nahmen den Platz ein, ohne Widerspruch, ohne ein Lächeln. Sie hatten vielleicht so viel philosophische Kenntnisse, wie jeder notdürftig gebildete Mensch hat, und mit dieser Grundlage stellten sie sich also auf ein Bein, runzelten die Stirn und verkündeten dem Zeitalter Philosophie."

Und in welcher Form! Geschwollen, stuckbeklebt, behängt von oben bis unten. Giese, der übrigens nicht alle herangezogenen Beispiele verschuldet hat: „Als soziologisches Kräfteverhältnis erinnert Amerika etwas an deutsches Mittelalter." Daß nicht die Küchen der beiden Länder und Epochen verglichen werden sollen, geht aus dem Buch klar hervor. Die Worte „als soziologisches Kräfteverhältnis" sind also nichts als gespreizte Wichtigmacherei.

Führt man das verdreht gewordene Vokabular der Essayisten auf seine Elemente zurück, so bleiben etwa hundertunddrei Vorstellungen, die immer wiederkehren, immer wieder: Rhythmus und Genius und Typus und Apperzeption und Freud und falsch verstandene Salonhistorie und ein Spiel mit halbem

Wissen, das verlogen ist bis in seine Grundtiefen. Begabte Oberprimaner. Und sie sehen es noch nicht einmal, was sie da anrichten! „Man wird der geistigen Jugend von heute einmal alles Mögliche absprechen können, man wird ihr jedoch zubilligen müssen, daß sie schärfer als je eine frühere auf phrasenlose Wahrheit drang, und daß sie an nichts so wenig zu wünschen übrig ließ wie an Wirklichkeitssinn." Der sieht so aus: „Wahrheit ist an sich Zielhaftes. Wir gehen unter dem Zügelband des Gewissens nicht in voller intellektueller Freiheit auf sie zu. Der, der die Wirklichkeit liebt, bleibt dagegen am Ort. Er hat nur die Funktion der Erkenntnis. Sein äußerstes Los ist das des gebärenden Gestalters: nämlich aus dem empfangenden Schauenden Nachschöpfer des Hingenommenen, Sichtbarmacher und Sinnlichträger der erfaßten herrenhaften Substanz der Weltenbilder zu werden."

Also spricht der Weise:

„Statt auf jede Weise bemüht zu seyn, seinem Leser deutlich zu werden, scheint er ihm oft neckend zuzurufen: ‚Gelt, du kannst nicht rathen was ich mir dabei denke!' Wenn nun Jener, statt zu antworten: ‚Darum werd' ich mich den Teufel scheeren' und das Buch wegzuwerfen, sich vergeblich daran abmüht, so denkt er am Ende, es müsse doch etwas Höchstgescheutes, nämlich sogar seine Fassungskraft Übersteigendes seyn und nennt nun, mit hohen Augenbrauen, seinen Autor einen tiefsinnigen Denker." Und: „Nun, da wird die arg- und urtheilslose Jugend auch solches Zeug verehren, wird eben denken, in solchem Abrakadabra müsse ja wohl die Philosophie bestehn, und wird davongehen mit einem gelehrten Kopf, in welchem fortan bloße Worte für Gedanken gelten, mithin auf immer unfähig, wirkliche Gedanken hervorzubringen, also kastriert am Geiste." Und: „Als einen belustigenden Charakterzug des Philosophierens dieser Gewerbsleute habe ich schon oben, bei Gelegenheit der ‚synthetischen Apperception', gezeigt, daß, obwohl sie Kants Philosophie, als ihnen sehr unbequem, zudem viel zu ernsthaft, nicht gebrauchen, auch solche nicht mehr recht verstehen können, sie dennoch gern, um ihrem Geschwätze einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, mit Ausdrücken aus derselben um sich werfen, ungefähr wie die Kinder mit des Papa's Hut, Stock und Degen spielen."

Sich auch noch etwas auf seine Fehler einzubilden —! Giese, zum Beispiel, spricht von deutschen Professoren, die nach Amerika gegangen sind. „Es ist amüsant zu sehen, wie oft in diesen Professorenbüchern, etwa bei Behandlung des Lohnproblems, der Achtstundenarbeitszeit, schüchterne Fragen und Andeutungen erfolgen, die über die Zahl, über das Formale hinausgehen wollen." Ich weiß nicht, auf wen das zielt. Wenn er aber den Professor Julius Hirsch meint, der jetzt ‚Das amerikanische Wirtschaftswunder' hat erscheinen lassen, dann gehört ihm eins auf die Finger. Es ist gar nicht amüsant zu sehen, mit welcher Überheblichkeit ein Fremdwörterlexikon einen so kenntnisreichen, vernünftigen und klaren Mann abzutun versucht. Gebe Gott, Giese, auch Ihr Buch hätte irgendwie erzieherisch-stilistisch diese hochwertigen Tendenzqualitäten . . .

Das Modedeutsch der wiener und berliner Schmalzküchen mit den frech hingenuschelten „Nebenbeis" und der Bildungsmayonnaise, diese künstlich hochgetriebene Hefebildung, dieser neudeutsche Stil hat wie eine Seuche um sich gegriffen. Jeder Barbier spricht von „kulturbedingter Motorik der Neger", und man wird nicht glauben, wie komisch dergleichen im Jahre 1940 aussehen wird. Aber da wird es ja auch Niemand mehr lesen.

Wer ist in Deutschland heute einfach? Die Schafsköpfe. Otto Ernst. Rudolf Herzog. Die treudeutschen Oberförster. Wenn sie nicht den schrecklichsten der Schrecken vollführen: die germanische Nachahmung romanischer Beweglichkeit. Aber ist es nicht eine Schande, daß die Andern „simpel" und „einfach" verwechseln? Sie denken im Grunde nicht komplizierter als Du und ich. Doch diese Knaben haben Nietzsche gelesen und falsch gelesen, und Simmel verdaut, aber halb verdaut, und Spengler ausgelacht und sich angesteckt.

Kommt hinzu, daß Jeder ein Fachmann für Jedes sein will, daß Keiner ums Verrecken zugeben möchte, er verstünde von einer Sache etwa nichts; kommt dazu, daß sie, analog ihren Vorfahren, den wallenden Oberlehrern, in das Leben Papiermühlen voll „rhythmischer Typen" hineininterpretieren, mit denen sie sich wichtig machen wollen: so darf gesagt werden, daß der neudeutsche Stil ein wahrer Ausdruck der nachwilhelminischen Epoche ist. Preußisches Barock.

Ich habe oft genug zum Spaß versucht, für französische Freunde dies oder jenes aus solcher Literatur ins Französische zu übersetzen, und daß es mir nicht gelungen ist, liegt sicherlich auch an mir. Aber meistens fehlte es mir nicht am Französischen, sondern an Verständnis für dieses Rackerlatein. Und dabei kommt man nicht nur zu der Erkenntnis, daß „Was steckt an Kulturgut in ihr? Was ist bedingt daran durch ein Anderssein als wir" — daß es dergleichen im Französischen nicht gibt: man entdeckt auch rasch etwas Andres. Daß es das überhaupt nicht gibt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als sich Emil Jannings eines Winters im Harz erholte, da saß im Hotel bei den Mahlzeiten ein pikfeines Paar: er klein und dick, aber gescheitelt vom Kopf bis zur Sohle, sie so elegant, wie sich Frau Potzekuchen Paris vorstellt. Sie sprachen wenig, hauchten nur hier und da ein Wort. So fein waren sie.

Und eines schönen Schneetages, als Emil grade im Gelände umherschlenderte, da sah er sie kommen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Er stellte sich hinter vier Fichten, machte sich dünn — Schauspieler können Alles — und wartete ab. Das Paar stapfte heran: sie voran, in hochelegantem Sweater — gute Ware! — und er hinterher, klein und dick. Und da hörte Emil zum ersten Mal während seines Aufenthalts das feine Paar laut sprechen.

Sie wandte den Kopf halb herum und sagte das erlösende Wort, eines, das der ganzen Qual eines gedrückten Herzens Luft machte: „Wenn ich bloß Dein dämliches Gequatsche nicht mehr anzuhören brauchte —!"

Gott segne den neudeutschen Stil.

Brief an Peter Panter

Mein lieber Peter Panter,
Sie erweisen mir die Ehre, Ihrem Essay über Franz Kafkas Roman ‚Der Prozeß' (in Nummer 10 der ‚Weltbühne') einen Satz aus dem Nachruf voranzustellen, den ich dem Dichter gehalten. Ich möchte dies als Anlaß nehmen, zu Ihrem Aufsatz Einiges zu sagen. Daß die Dichtung ein Fragment geblieben ist und deshalb nach Ihrer Meinung, der ich beipflichte, „dies und jenes nicht ganz ausgeglichen" — wenn man Kafka recht versteht, so weiß man, daß ihm dies im Jenseits noch eine Wohltat sein muß. Ach, dieser Mangel: ein Aufatmen, eine Möglichkeit vielleicht, ein Spalt vielleicht, der Unerbittlichkeit des Dichters auf einige Zeit zu entrinnen! So unerbittlich, so grausam, so böse sein zu müssen und gleichzeitig unsäglich zu leiden an der entscheidenden Gabe des Genies, an der Unbeirrbarkeit, die bei diesem bestimmt war, den Menschen zu quälen — o, aus dem Grabe segnen seine Hände jeglichen Makel in seinem Werk! „Das Gute an meinem Drama ist, daß ich es Keinem zeige", sagte er mir einmal. Und „das Gute" ist hier ganz wörtlich zu nehmen: aus Güte zeigte er Keinem das Drama; aus Güte hat er es verbrannt, aus Güte hat er alle seine Werke vernichten wollen! „Er war ein lächelnder Gerichtshof, vor dem er dringend sich seinen Freispruch verbat": diesen meinen Satz über Kafka zitieren Sie vor ihrem Aufsatz. Ja, immer und immer wieder lud er sich zu Gericht, immer und immer wieder lautete sein Urteil über sich: „Schuldig"! Und er verurteilte sich zum Tode, so oft, bis er gelernt hatte, unter Schmerzen zu sterben und dabei nicht etwa heroisch oder zuversichtlich oder gelassen zu sein — nein, nett dabei auszusehen, um die Welt nicht mit dem Anblick seiner Qual zu betrüben. Er wollte nett dabei aussehen — als ausgleichende Freundlichkeit für die Härte seines Werkes.

Weiß ich also, wie willkommen dieser freundlichen Frömmigkeit Franz Kafkas die Mängel in seinem ‚Prozeß' sind, so möchte ich doch, mein lieber Peter Panter, einen Satz von Ihnen berichtigen, weil das nach meinem Gefühl dem Verständnis des schwierigen Werkes vielleicht ein wenig hilft. „Auch steht für mein Empfinden", so schreiben Sie, „das grandiose Schlußkapitel etwas unvermittelt an dem vorletzten Abschnitt." Der Held des Buches — und ein Held ist er wie sein Schöpfer: „Wer spricht von siegen? Überstehn ist Alles" — der Held wird also im letzten Kapitel gemordet; und im Buch kommt dieser Tod ganz unvermittelt, nicht wahr? Nun hat Max Brod, Kafkas Freund und würdigster Verwalter seines Nachlasses, neben andern unvollendeten Kapiteln (aus Gründen, die ich nicht weiß) ein Stück fortgelassen, das unter dem Titel ‚Ein Traum' an andrer Stelle vom Dichter veröffentlicht wurde. Dieser Abschnitt könnte — Max Brod möge mir den Vorschlag gestatten — sehr wohl vor dem neunten Kapitel selbständig eingeschaltet werden; fehlen darf er keinesfalls in dem Roman. (Er ist nachzulesen in Kafkas Band: ‚Ein Landarzt' oder in meinem Vortragsbuch.) Es ist die einzige Stelle

im Roman, an der die Anonymität des Traumes aufgehoben wird; denn es beginnt mit den Worten: „Josef K. träumte." Er träumt, wie auf dem Kirchhof sein Name in mächtigen Zieraten über den Grabstein jagt, und „entzückt von diesem Anblick, erwacht er". Dieser zartesten Todesverzückung folgt im Roman die roheste Abschlachtung des Josef K., muß ihr folgen: denn für Josef K. gibt es keine Erlösung auf Erden; auch im Tode nicht.

Werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich noch etwas zu sagen habe. Bei Ihrem Versuch, den Prozeß ungedeutet zu lassen, sagen Sie: „Also ein Traum? Nichts ist verkehrter für mein Gefühl, als mit diesem verblasenen Wort Kafka fangen zu wollen. Dies ist viel mehr als ein Traum, dies ist ein Tagtraum." Ein Traum also doch, nicht wahr? Richtig! So wahrhaftig wie Kafka in seiner Dichtung ist der Mensch nur im Traum. Nur im Traum sieht er so ruhig, so scharf und so gleichzeitig: den Herzschlag und die Hautfalte, die Weltenkuppel und die Gliederchen der Wanze. Im ‚Prozeß' träumt das Gewissen des Dichters — das Ethos- und das Angstgrube-Gewissen —, träumt des Dichters und unser Aller Gewissen den Albdruck irdischer Gerichtsbarkeit. So sehr ist dies Buch ein Traum, daß alle, alle Träume aller Dichter dagegen ein lieblicher Wirrwarr oder ein phantastisches Gepolter sind. Es ist der erste Traum — wie die andern Werke dieses Dichters die erste Gestaltung des Traumes sind, und wie unsre alte Erde vielleicht Angst- und Reue- und Glücksträume Gottes sind. Und wenn wir danach weiterwachen — so müssen wir wohl weiterträumen; denn Franz Kafkas Wort hat uns die Welt geändert!

Leben Sie wohl, lieber Peter Panter, und nehmen Sie meinen Dank!

In alter Kameradschaft!
Ihr
Ludwig Hardt

Einzelhaft von Siegfried von Vegesack

Gefangen bist du ewiglich
In Einzelhaft, im harten Ich.

O Auge, das zum Andern drängt
Und dennoch nie den Kerker sprengt.

O Hand, die stumm die andre preßt
Und dennoch nie sich selber läßt.

O Mund, der sich dem andern gibt
Und dennoch lügt, auch wenn er liebt.

O Herz, das heiß am andern klopft,
Doch nie sein Blut ins andre tropft.

In Einzelhaft, im harten Ich
Gefangen bist du ewiglich.

Herodes und Mariamne

'Herodes und Mariamne' spielt da, wo der angespannte Wachsinn nervenfeinster Spätlinge deshalb, nur deshalb nicht zum Wahnsinn wird, weil das urtümlich strömende Blut ihrer Ahnen nicht einmal durch Jahrhunderte ganz zu zersetzen war — und weil ihrem Dichter immer bewußt bleibt, was er ihrer historischen Stellung an einer Epochenwende schuldig ist. In den Zeitenlauf um Christi Geburt werden zwanglos Einzelschicksale gefügt, die uns qualvoll auf den Leib rücken, als hätte sie Strindberg aus unsrer Gegenwart gerissen. Mariamnes Tragik: daß ihre Persönlichkeit, das Anrecht ihrer Persönlichkeit auf Verständnis und Vertrauen erst von ihr, noch nicht von Herodes entdeckt ist. Ihr Stolz, ihr Trotz, ihre Schamhaftigkeit erhalten heroisches Maß durch die Rückständigkeit des Partners, der nicht schlechten Willens, nicht tauber Liebe, wohl aber unzulänglichen Instinktes ist. Die Tochter einer entstehenden Welt erliegt dem Repräsentanten der todgeweihten, der die Macht hat, sie „unters Schwert" zu stellen, statt der Begabung, ihre besondern Gesetze zu entdecken. Es gibt in der deutschen Dramatik kein erschütterndes Gleichnis für das Los der Menschen, an einander vorbei zu leben, für ihr Verhängnis, das erlösende Wort zu spät zu finden. Kein abgründigeres Symbol unbedingter, Kompromisse verschmähender, seelenbesitzeswütiger Liebe. Keine wuchtigere Zusammenfassung der dämonischen Kräfte, die durch das Labyrinth der leidensfähigen Brust wandeln.

Dieser ringende Hyperboräer, der seine grüblerischen Leidenschaften zu kristallener Form gebändigt hat und uns heute erregt, als hätte er heute gedichtet — dieser ziemlich gewaltige Friedrich Hebbel muß ein einziger furchtbarer Vorwurf für unsre kleinen Stammler billiger Erregungen sein. Aber für Jeßner war er Stachel und Sporn. Nach einer langen Periode der Schwäche, Unsicherheit und Zerfahrenheit hat er hier sich wiedergefunden. Aus einer marmornen Verspracht ist das verborgene Feuer heauszuschlagen. „So wie bei diesem Stück stürmte es noch nie in meiner Brust; so fest hielt ich dem Sturm aber auch noch nie die Stange!" Hebbels Bekenntnis hat Regisseurs Richtschnur zu sein. Beides muß hörbar und sichtbar werden: der Sturm — der innere Sturm! — und die lenkende Gewalt. Vor Jeßners Regie denkt man an Hofmannsthals Modernisierung der 'Elektra' des Sophokles: was unter der ebenen, fleckenlos schönen Oberfläche zittert und zuckt und wütet und wühlt, wird aufgerührt, aber neuartig beruhigt und ausgeglichen. Es bildet sich eine andre Glasur, aber keine schlechtere als die alte. Es werden Erschütterungen herausgeholt wie niemals zuvor, zum Teil einfach so, daß Striche gewagt sind, die man bei einem Verdichtungsgenie wie diesem bis dahin für barbarisch gehalten hätte (und die nur zwei-, dreimal zu weit gehen). Es wird, was auf der Bühne gewöhnlich heroische Kostümtragödie gewesen, zu einem Kammerspiel der fiebernden Seelen.

Aber eben nicht zu einem naturalistischen, sondern zu einem unsteif stilisierten. Ferdinand Hart prägt den Sameas zu einem schwärzlich geifernden Pharisäer, wie er im Buche steht, aber noch nicht auf der Hebbel-Bühne gestanden hat. So resolut traut Irene Triesch sich als Hetzerin Alexandra doch nicht aus sich heraus, vielleicht weil sie fürchtet, eine Königsschwiegermutter von politischem Ehrgeiz zur bürgerlichen Megäre zu verkleinern. Wie eine Frau da die rechte Mitte trifft, tut Helene Weigel dar: Salome wird ohne Vordringlichkeit aus der zweiten in die erste Reihe gespielt und hält sich dort dank Elektrisiertheit und Farbigkeit. Bei Herodes und Mariamne warte ich immer auf den einen Moment im fünften Akt, den letzten Moment, den, der die Vorgänge der fünf Akte wortlos zusammenreißt: wenn er zum Abschied an ihr vorbei will — wie sie da Beide wanken, sich unmerklich zu einander neigen, hoffen, daß der Partner den Bann brechen wird, und sich in furchtbarster Enttäuschtheit schweigend ihrem Geschick ergeben. Hier kam er leider nicht, der Moment. Kortner für sich malt einen neurasthenischen Bluthund mit flackernden Gesten, mit den Anzeichen von Migräne, ohne daß das kleinzügig wirkt, der in der Erregung tänzelnd von einem Fuß auf den andern tritt, aber auch mächtig ausbrechen kann und im Sturm wie in der Ruhe vor dem Sturm das Versgeflecht unheimlich aufschlußreich bloßlegt. Lina Lossen darf so wenig von Haß und Rache reden wie von Kindern, die sie geboren hat. Ihre Stärke ist die verhaltene Hoheit. Wie sie zaghaften, keuschen, gebundenen Schrittes geht; wie ihr die Worte stocken, die Stimme erstirbt; wie ihre herrlichen Augen umflort auf das Rätsel blicken, daß sie ein Rätsel sein soll: das ist doch wohl ein Gipfel der Menschendarstellungskunst.

Der fröhliche Weinberg von Alfred Polgar

Der junge Autor Carl Zuckmayer wurde zu den Umsturzdramatikern gezählt, die, im Idiom ihrer revolutionären Laune, dunkles, abgründiges, verwegen-schiefes Theater machen, ein Theater der ebenso radikalen wie abgekürzten Pathetik und des mörderischen Humors, ein Theater der symbol-trächtigen Sachlichkeit und der nüchternsten Phantastik. Kurz — was soll ich Ihnen sagen, Sie wissen doch? — „Rhythmus der Zeit". Deshalb weinte die Berliner Kritik Freudentränen, als sie Zuckmayer im ‚Fröhlichen Weinberg' traf, quietschvergnügt, volkstümlich, unkompliziert, das alte Theater mit der alten Technik suchend, und mehr Wohlgefallen als über zehn von Haus aus bürgerliche Dichter war über diesen einen umgestürzten Umstürzler. Er bekam den Kleist-Preis, zahllose kritische Ehrenzeichen für Saft und Kraft, die deutschen Bühnen, in langer Fastenzeit ausgehungert, stürzten sich auf das nahrhafte Stück Theater, und saftig schwoll im fröhlichen Weinberg die Tantieme.

In letzter Zeit erregten die drei fidelen Akte mehrfach Anstoß bei feinen Leuten. Das Rheinland selbst, in dessen Erde die Posse wurzelt, dessen Menschen ihr Modell standen, und

dessen Dialekt sie redet, empörte sich über die Ungeniertheit, mit der Zuckmayers Männer und Frauen die Dinge beim Namen nennen. Danach scheint der anonyme Rheinländer recht zu haben, der mir, nach einem Referat über die Berliner Aufführung, brieflich versicherte, in der Rheingegend sei ein so freier, gradwüchsiger Menschenschlag, wie Zuckmayer ihn schildere, nicht zu finden, die Mädels dort seien beklagenswert kurzbeinig, der Humor zum Kotzen, und der Wein in Berlin genau so gut, nur billiger . . . Was aber die Ordinärheit des Schwanks anlangt, die ich nicht bestreiten will, so ist zu sagen: er müßte noch derber sein, um weniger derb zu wirken. Daß nämlich gemeine mit literarisch veredelter Volkssprache abwechselt, gibt den Kraftworten was Überpointiertes und macht die Diktion verdächtig, mit Naturfarbe geschminkt zu sein. Was soll denn das heißen, daß die Mädels, die in der ung'schamigen Schau-, Gefühls- und Tonart dieses Weinbergs aufgewachsen sind, wenn sie von Kinderkriegen reden, einander mit vorgehaltener Hand ins Ohr flüstern? Der Glaube an das Echte, Unentrinnbare der Roheit, die im ‚Fröhlichen Weinberg' Vokabel wird, muß durch solchen Stil-Verrat, durch solche Inkonsequenz im Unzarten, erschüttert werden.

Eine Komponente des Erfolgs, den Zuckmayers Komödie überall findet, ist gewiß der Spaß, den sie den Darstellern macht. Auch die Schauspieler des Wiener Raimund-Theaters unter Führung von Karlheinz Martin hatten ihre Freude an dem übermütigen Realismus des Weinbergs und übertrugen sie auf die Zuhörer. Herr Ziegler, im Rheinischen zu Hause, erfühlt und erfüllt seine Rolle mit „urkräftigem Behagen". Herrn Brandts Schiffer Jochen ist eine fast rührende Figur, ein Riesenbub mit athletischen Fäusten und einem Kinderherzen, Herr Sima macht einen bezwingenden Assessor aus Preußisch-Ottakring, Fräulein Wesselys muntere Zierlichkeit sowie die herzhafte, warme Frohnatur des Fräulein Markus halfen der sonnigen Absicht des Spiels, und Frau Röttgen bleibt auch in der Hitze des verliebten Gefechts so kühl und rein, wie das ihrem Feuerbachschen Profil entspricht.

Film im März von Axel Eggebrecht

Drei europäische Schauspielerinnen

Während in Amerika das Uniforme der „Girlkultur" noch in so verschiedenen Typen wie der Swanson und der Gish fühlbar bleibt, repräsentieren die europäischen Filmfrauen — soweit sie überhaupt repräsentieren können — durchaus die Zerrissenheit unsres Erdteils. In drei Filmen: Der Geiger von Florenz, Die Jüdin von Skaravaloff, Fiaker Nummer 13 geben Elisabeth Bergner, Raquel Meller, Lily Damita hierfür Beispiele.

Der simpelste und glatteste Fall ist die Meller: Pariser Revuestar, melancholisch, große, feuchte Augen und Lippen, etwas bigotte Koketterie. Als Ideal kleiner romanischer Städte nicht zu schlagen, läßt sie uns ziemlich kalt.

Während der neue Bergner-Film unser etwas kühles Herz zittern macht. Diese wundervoll einseitige Frau ist hier in

ihren stillsten, eindringlichsten Bewegungen festgehalten, enthüllt worden. Was von ihr auf der Bühne verloren geht, weil ihre nervöse Wortkunst den Zuschauer ganz zum Zuhörer macht, wird hier offenbar. Also — keine reine Filmgestaltung, sondern sozusagen eine Ergänzung. Verdienst des Regisseurs: daß er bei dieser Lage der Dinge keine „filmische Gestaltung" erzwingen will, sondern die Bergner sich ausspielen, im Wortsinne „sich gehen lassen" läßt — durch die italienische Landschaft, durch die skizzenhafte Staffage einiger gleichgültiger Menschen. Lyrischer Film: ein seltener Fall, zur Nachahmung nicht zu empfehlen, hier herrlich geglückt.

Lily Damita aber, vor einem Jahr in einem Pariser Tanzlokal entdeckt, kann nach ihrem zweiten Film sicher sein, daß sie nach ihrem dritten oder vierten von Hollywood geholt werden wird, wie einst Pola Negri und Vilma Banky. Denn sie ist in ihrer naiven Lust am Sichtbar-Spielerischen, in ihrer glücklichen „Oberflächlichkeit" zur Zeit die einzige junge Europäerin, die zu gewinnen für die Manager solcher Talente wie Coleen Moore und Constance Talmadge von Interesse sein kann. Also werden wir sie wohl bald verlieren.

Die Brüder Schellenberg

Der literarischste Filmautor: Willy Haas und der literarischste Regisseur: Karl Grune taten sich zusammen und machten aus dem literarisch gemeinten, handfest geratenen Zeitungsroman Bernhard Kellermanns einen Film, der alle Schwächen einer Romanverfilmung, alle Fehler eines optischen Stiefkinds der Literatur — aber auch Möglichkeiten zeigt, auf die der primitive Filmmensch nie kommen kann. Typisch für die intellektuelle Konzeption ist das Übergewicht grandioser Einfälle, in denen die abstrakte Idee sichtbar wird — während unmittelbar Optisches, zum Beispiel die Rollenbesetzung, gründlich verfehlt ist. Von allen „deutschen Tüftlern" im Film bleibt — trotz der letzten zwei Jahre — Grune der interessanteste: weil er den Mut hat, seine komplizierten Einfälle darzustellen. Sie sind das Wertvolle an seiner Arbeit — so hier der Werdegang eines Schiebers, in ein paar Augenblicke zusammengedrängt, oder das Versinken eines Menschen im Wahnsinn. Er riskiere, aus den Gefilden, wo May und Griffith erfolgreicher ihre Stoffe finden, auf seine „Straße" zurückzukehren...

Psychoanalytischer Film

Freuds Zeitschrift heißt: Imago. Die Psychoanalyse strebt bildhaft-klare Auflösung seelischer Wirrnisse an. Ein Versuch, ihr Wesen an einem Beispiel filmisch zu zeigen, ist also durchaus keine so wunderliche Popularitätshascherei, wie manche Leute tun. Diese ‚Geheimnisse einer Seele' sind, im Gegenteil, eine außerordentlich saubere — und übrigens sehr spannende — Sache. Daß die psychiatrische Krankengeschichte nicht ganz zum Kunstwerk, daß der Zusammenklang wissenschaftlicher und künstlerischer Seelendeutung nicht zu einem außerordentlich reizvollen Gebilde wird, daran sind die vorsintflutlichen Film-Zensurzustände dieser Republik schuld. Jeder Kabarettist kann Wirtin-Verse über Freud vortragen: in diesem Film kommt

das Wort „libido" nicht vor, und die sehr, sehr dezenten Sexualsymbole dürfen nach langen Zensurkämpfen wohl gezeigt, aber nicht gedeutet werden! So wird die Erläuterung der „Verdrängungen" zu einem Fall für Freud — wie unsre ganze „Öffentlichkeit" eine einzige Verdrängung ist, die nach Behandlung schreit.

Operateure

Unter den Tausenden von Federn, die durch Betrachtung, Wertung und gar „Erziehung" des Films ihre Inhaber in Nahrung setzen, finden sich leider allzu wenige, die Gerechtigeit (oder — Erfahrung) genug besitzen, um den richtigen Anteil der vielen Faktoren festzustellen, die bei der Herstellung eines Films zusammenwirken. So sind die Operateure immer noch Stiefkinder der Kritik — weil sie nämlich zur Zeit die Leute sind, auf die sich der deutsche Film so ziemlich am meisten einbilden kann. Im März waren die wesentlichen photographischen Leistungen: Hasselmanns klare, den schwierigen Intentionen Karl Grunes folgende Arbeit; Kantureks Verständnis für die Bergner und die italienische Landschaft; und — allen voran — Guido Seebers vollendete Gestaltung der Träume in den ‚Geheimnissen einer Seele', die Arbeit eines Meisters.

Chaplin als Regisseur

Der Film: ‚A Woman of Paris' ist vier oder fünf Jahre alt. Er wird in Berlin fast unmittelbar nach einem der letzten, technisch modernen Chaplin-Filme im gleichen Theater herausgebracht. Man verschweigt nicht nur sein Alter, sondern verstümmelt ihn durch den völlig sinnlosen Titel: ‚Die Nächte einer schönen Frau'. Darauf fällt denn der überaus kundige Premierenmob des Berliner Westens prompt herein und antwortet auf ein seltenes, wundervoll stilles Kunstwerk mit einem Pfeifkonzert. Nach diesem erschütternden, eindringlich-tiefsten aller Filmschlüsse, die je dagewesen ... Freilich steckt in dem Film die ganze rührende und unerbittliche Melancholie Charlie Chaplins — ohne die mildernde Versöhnlichkeit seiner persönlichen, den Narren närrisch scheinenden Groteske. Chaplin hat Clown zu sein — sonst blamiert sich Berlin lieber bis auf die Knochen . . . Und diese Stadt, diese Gesellschaft lächelt über „amerikanische Seichtheiten"!

Filmpolitisches

Die Entwicklung geht dieselben Bahnen wie in den letzten Monaten. Amerikaner reisen ab und reisen zu. Die UFA hat noch immer nicht recht entschieden, was und wieviel und ob und wo produziert werden soll; erwirbt aber neue Theater (so ein großes im Osten Berlins). Das neuentstandene Syndikat der Lichtspieltheaterbesitzer dagegen berät über eine eigne Produktion. Umfaßt aber selbst erst einen Bruchteil der deutschen Theater. Inzwischen haben die drei größten amerikanischen Konzerne eine gemeinsame Vertriebsgesellschaft für Mitteleuropa gegründet . . . Und der Anteil deutscher Spielfilme an den insgesamt zensierten Spielfilmen ist im Februar weiter um 8 auf 21 Prozent gefallen...

Bemerkungen

Fürstenabfindung

Im Kriege stand in Berlin ein Blinden-Lazarett, in dem lagen die unglücklichsten der Soldaten. Das besuchte von Zeit zu Zeit die Frau eines Hohenzollernprinzen, huldvoll lächelnd und stramm begrüßt von den klirrenden Stabsärzten. Die hohe Frau ging von Bett zu Bett und richtete Ansprachen an die Blinden. Gut, und was noch —? Sie verteilte. Nämlich —?

Ihre Photographie mit Unterschrift.

Verlorenes Augenlicht kann nicht wiederkommen. Aber wenn das deutsche Volk noch einen Funken Verstand hat, dann gibt es für die blinden Kameraden eine andre kleine Ansichtskarte mit Unterschrift ab: einen Stimmzettel.

Als Dank, Quittung und Anerkennung für ein taktvolles Fürstenhaus.

Ignaz Wrobel

Nibelungentreue

In dem Bericht, den der schwedische Außenminister Undén der Zweiten Kammer über die Genfer Verhandlungen erstattete, hieß es nach der Fassung des WTB:

„Von schwedischer Seite wurde gefragt, wie sich die deutsche Delegation zu dem Gedanken neuer Wahlen zum Rate auf einer ursprünglich von belgischer Seite angeregten Grundlage verhalten würde, nach welcher Belgien seinen Sitz zur Verfügung stellen sollte, wenn nunmehr Schweden statt Belgiens aus dem Rate ausscheiden sollte. Die deutschen Vertreter, die sich gegenüber dem belgischen Vorschlag ablehnend verhielten, erörterten mit der schwedischen Delegation diesen Gedanken eines Ausscheidens Schwedens eingehender, und schließlich stellte sich heraus, daß dieser Weg von deutscher Seite als gangbar bezeichnet wurde, falls außer Schweden noch ein andrer Staat auf sein Ratsmandat verzichten würde."

Hier erfuhr der deutsche Zeitungsleser, dem von gewisser Seite nicht genug Verachtung über den angeblichen Umfall Schwedens beigebracht werden konnte, zum ersten Mal, daß Belgien sich zuerst für diesen Gedanken des Plätzewechselns angeboten hatte. Überraschenderweise wurde aber diese Mitteilung Undéns von amtlicher deutscher Seite bestritten. In einer auf Informationen von „unterrichteter Seite" zurückgehenden Fassung heißt es:

„Der Hinweis, daß der Verzicht Schwedens auf seinen Ratssitz durch die Haltung der belgischen Delegation bedingt war, entspricht nicht der Sachlage. Irgendein konkretes Anerbieten Belgiens, auf seinen Ratssitz zu verzichten, ist niemals erfolgt."

Die Wilhelm-Straße also weiß es besser: sie zeiht mit dürren Worten den schwedischen Außenminister der Unwahrheit.

Da aber Undéns Angaben in diesem Punkte so konkret sind, verlohnt sich doch, den Text seiner Erklärung im schwedischen Regierungsorgan nachzuprüfen. Dort heißt es (über die Besprechungen der schwedischen Delegation von Sonntag, dem 14. März, mit Luther, Stresemann und Schubert):

„Von schwedischer Seite wurde gefragt, wie die deutsche Delegation sich zu dem Gedanken einer Neuwahl zum Rate stellen würde, nicht durch eine Vermehrung der Ratsplätze veranlaßt, sondern durch freiwilligen Austritt eines Ratsmitglieds. Mit Rücksicht auf die vielen Erörterungen, die in der Presse über den Ursprung dieses Gedankens aufgetaucht sind, möchte ich mitteilen, daß er Gegenstand der Erwägung innerhalb der schwedischen Delegation war und am Frei-

tag von mir in einer Privatunterhaltung mit Herrn Vandervelde erwähnt wurde. Dieser hatte den Gedanken aufgenommen und am Sonnabend Vormittag den deutschen Reichskanzler gefragt, wieweit man deutscherseits eine Lösung akzeptieren könne, die darin bestünde, daß Belgien aus dem Rate austrete und seinen Platz der Versammlung zur Verfügung stellte. Die Antwort war jedoch ablehnend gewesen."

Undén hat also Vandervelde nicht mißverstanden, geschweige sich die Behauptung aus den Fingern gesogen, wie man in Berlin die Presse glauben machen wollte. Reichskanzler Luther hat vielmehr auf ein Opfer Belgiens verzichtet, das er später von Schweden — allerdings nur gemeinsam mit der Tschechoslowakei — anzunehmen bereit war. Diese Abweichung hätte sich politisch durchaus rechtfertigen lassen. Da aber der Vordersatz jetzt rundweg negiert wird, entsteht leicht der Verdacht eines schlechten Gewissens und einer seltsamen Loyalität einem Staat gegenüber, den man während der Genfer Tagung nicht nur als besten Bundesgenossen, sondern grade als deutschen Schrittmacher betrachtet hatte, dessen kollektive Deutschfreundlichkeit man mit einer aufdringlichen, mehr verpflichtenden als achtungsvollen Anerkennung andauernd feststellt. Für die kommenden Genfer Tagungen ist diese merkwürdige deutsche Treue ein trübes Vorzeichen.

Oscar Schneider

Staatsgerichtshof und Schwarze Reichswehr

Mit dem Kommunisten-Prozeß „Krausmüller und Genossen" beendete am 26. März der „Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik" seine Tätigkeit, während deren Dauer er in einigen hundert Verfahren Kommunisten zu mindestens tausend Jahren Gefängnis und Zuchthaus, einige wenige Rechtsputscher jedoch entweder gar nicht oder zu Bagatellstrafen verurteilt hat.

Krausmüller und seine Freunde hatten furchtbare Angriffswaffen hergestellt, die in ihrer Sprengwirkung den Knallkorken einer Kinderpistole entsprechen: Handgranaten aus Zement. Explodiert eine solche „Handgranate", dann löst sich der Zement in seine Bestandteile — nämlich in Staub auf, und der Gegner bekommt eine Handvoll Dreck ins Gesicht. Zweifellos eine Gefährdung der Republik, denn Dreck darf bei uns nur von den Nationalisten erzeugt werden.

Die Angeklagten wurden zu Zuchthaus- und Gefängnisstrafen von 2½ bis 4 Jahren verurteilt.

Interessanter aber als der Prozeßgegenstand war ein Beweisantrag des Verteidigers Steinschneider, dessen Inhalt anfangs vom Staatsgerichtshof als wahr unterstellt, später aber (auf Einspruch des Vertreters der Reichsanwaltschaft) für „unerheblich" erklärt wurde.

Der Beweisantrag, der dartun sollte, daß sich die angeklagten Gießener Kommunisten in Abwehrstellung gegen die Monarchisten befanden, hat folgenden Wortlaut:

„Es wird unter Beweis gestellt, daß

1. im Sommer 1923 Schwarze Reichswehr in sechswöchigem Turnus von den Reichswehroffizieren in Gießen ausgebildet wurde;
2. daß in der Wirtschaft von Haas der Reichswehrleutnant Neumayer Besprechungen mit Straßenelementen abhielt, die Geschäfte plündern und die Bevölkerung provozieren sollten. Die Unruhen sollten den Vorwand zum Vorgehen gegen die KPD. liefern;
3. daß in der Reichswehrkaserne zu Gießen durchschnittlich zwei Bataillone Schwarze Reichswehr lagen. Zum Beispiel Anfang November 1923 kamen 72 Zivilper-

sonen mit der Bahn in Gießen an. Sie begaben sich in die Kaserne und kamen nach zwei Stunden als Soldaten eingekleidet wieder heraus;

4. daß die illegalen Truppen auf dem „Dripp" (Exerzierplatz in Gießen) zum Straßenkampf ausgebildet wurden;
5. daß von der Reichswehr Waffen für die Rechtsverbände im Neuhof (Bauerngut bei Gießen; Pächter Müller) eingelagert worden sind. Nachts 12 Uhr gingen dreimal 2 Automobile mit Waffen beladen nach Neuhof ab und kamen gegen 4 Uhr morgens leer zurück;
6. daß vor dem Hitler-Putsch in Gießen eine Abstimmung der Reichswehroffiziere stattgefunden hat über die Frage: Für oder gegen Hitler? Daß sich alle Offiziere bis auf zwei, die Bedenken hatten, vorbehaltlos für Hitler erklärten.

Der Staatsgerichtshof hat sich aus guten Gründen gehütet, diesem Beweisantrag stattzugeben. Der deutschen Öffentlichkeit aber sollten diese Tatsachen nicht „unerheblich" erscheinen. Sie sollte die völlige Klärung dieser hinreichend dunkeln Angelegenheit nicht nur verlangen, sondern auch erzwingen. Wie wärs mit einem „Staatsgerichtshof zum Schutze gegen die Reichswehr"?

R. A. Sievers

Kundgebung der Deutschen Friedensgesellschaft zum Ausgang der jüngsten Tagung des Völkerbundes

Die Vorgänge in Genf haben unser Vertrauen zur Idee des Völkerbundes nicht zu erschüttern vermocht. Sie warfen ein Licht auf Strukturfehler des Bundes und auf die Unzulänglichkeiten eines noch teilweise in ihm waltenden Diplomatentums, das an die Aufgabe des Neubaus der Welt in der alten Gesinnung und mit den verbrauchten, abgetanen Mitteln des nationalen Egoismus herangeht. Eine Idee wird aber nicht widerlegt durch die Mängel ihrer Träger. Wir erwarten, daß die deutsche Regierung sich durch nichts beirren läßt, an der Beseitigung der Hindernisse, die dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund noch entgegenstehen, und später an seiner innern Entwicklung mitzuarbeiten.

Aber wir verschließen uns auch nicht dem Zweifel, ob der Völkerbund in der gegenwärtigen Phase seiner Entwicklung schon stark genug ist, seine wesentliche Mission zu erfüllen: Werkzeug zur Verhinderung jedes Krieges zu sein. Glücklicherweise sind wir im Kampfe gegen den Krieg auf die konstruktiven Methoden des Völkerrechts nicht beschränkt. Es gibt daneben andre. Es gibt Methoden, den Zerstörer Krieg zu zerstören, die, unabhängig von den Praktiken verantwortungsloser oder kraftloser Staatsmänner, aus dem Verantwortungsgefühl und der Tatkraft der Massen selber wachsen: den Generalstreik und die Kriegsdienstverweigerung.

Wo dieses Verantwortungsgefühl und diese Tatkraft noch schlummern, gilt es sie zu wecken. Durch die Erklärung ihrer Entschlossenheit zu Generalstreik und Kriegsdienstverweigerung müssen die Massen ihre Regierungen zwingen, Konflikte mit andern Staaten durch Verhandlungen oder auf dem Wege der Schiedsgerichtsbarkeit fortzuräumen, sie aber unter keinen Umständen durch die Waffe auszutragen. Den Generalstreik gegen den Krieg und die Verweigerung des Kriegsdienstes in allen Ländern für alle Fälle planvoll vorzubereiten, ist die neu erkannte große Aufgabe der Friedensbewegung.

Max Adler

In Grünbergs ‚Archiv für die Geschichte des Sozialismus' habe ich mich 1917 mit Max Adlers Philosophie sowie mit seiner Stellung innerhalb des Marxismus ausführlich auseinandergesetzt. Theoretisch ist für mich der Fall

Adler seitdem erledigt. Wenn ich dennoch zwei neue Bücher des Wiener Sozialisten hier anzeige, so nur, um das Schweigen zu durchbrechen, das das Lebenswerk dieses Schriftstellers umgibt. Wahrlich: ein beschämendes Schweigen! Hier haben wir Einen, der seit zwanzig Jahren mit Sachkenntnis, Gewissenhaftigkeit, Geschmack die wichtigsten Denk- und Gesellschaftsprobleme unsres Zeitalters höchst persönlich behandelt: und der heute dem sogenannten großen Publikum fast ebenso unbekannt ist wie 1904, als sein Name zum ersten Mal in der sozialphilosophischen Literatur auftauchte. Andre haben inzwischen Karriere gemacht. In der Literatur — oder sonstwo. Jeder Skribent zweiten Ranges findet heutigentags Lobpreiser, die die Waschzettel seines Verlages begeistert nachdrucken — über Max Adler lese ich nie und nirgends etwas. Und dennoch hat er im kleinen Finger mehr Geist und Wissen als die ganze Generation heutiger Bücherschreiber. Dies öffentlich auszusprechen, bleibt offenbar seinem grundsätzlichen Antagonisten überlassen. Der tut es gerne.

Die beiden neuen Bücher (aus der E. Laub'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin) heißen: ‚Kant und der Marxismus' und ‚Neue Menschen, Gedanken über sozialistische Erziehung'. Das erste bietet die lichtvollste und klarste Darstellung der Beziehungen zwischen Kant und Marx, die jemals von kantianischer Seite versucht worden ist. Ich gebe ohne weiteres zu: wenn eine Annäherung zwischen Kantianismus und Marxismus überhaupt möglich ist, so nur auf dem Wege, den Max Adler geht. Er kantianisiert den Marxismus — nachdem er zuvor Kant selbst marxifiziert hatte. Wer sich also mit diesen Problemen auseinandersetzen will, setze sich vor Allem mit Max Adler auseinander. Dieser — und kein Andrer, weder Vorländer noch Bernstein noch gar Konrad Schmidt — ist jetzt der maßgebendste Vertreter des kantianischen Sozialismus.

Über Max Adlers Gedanken zur sozialistischen Erziehung steht mir ein summarisches Urteil nicht zu. Ich kann nur feststellen, daß das Buch sich gut liest — was bei Adler leider nicht immer der Fall ist — und eine Menge wertvoller Gedanken enthält. Das Erziehungsproblem ist, fürchte ich, seit der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts immer nur in ein und demselben Sinne behandelt worden: als Problem der willkürlichen Schaffung einer neuen Menschengeneration — das ist: als Erziehung der Kinder und Jugendlichen, während man einmal den Spieß umdrehen und das Problem der Erziehung der Erwachsenen auf die Tagesordnung setzen sollte. Dann würden sich sicherlich manche überraschende Ausblicke eröffnen.

Oscar Blum

Gruß nach vorn

Lieber Leser 1985 —!

Durch irgendeinen Zufall kramst du auf der Bibliothek in dieser Zeitschrift, findest die Jahreszahl, die du eben erst geschrieben hast — wenn sie bis dahin nicht einfach 85 heißt —, stutzt und liest. Guten Tag.

Ich bin sehr befangen: du hast einen Anzug an, dessen Mode von meinem sehr absticht, auch dein Gehirn trägst du ganz anders ... Ich setze dreimal an: jedes Mal mit einem andern Thema, man muß doch in Berührung kommen ... nicht wahr? Jedesmal muß ichs wieder aufgeben — wir verstehen einander gar nicht. Ich bin wohl zu klein; meine Zeit steht mir bis zum Halse, kaum gucke ich mit dem Kopf ein bißchen über den Zeitpegel . . . da, ich wußte es: du lächelst mich aus.

Alles an mir erscheint dir altmodisch: meine Art, zu schreiben, und meine Grammatik und meine Haltung ... ah, klopf mir nicht auf die Schulter, das habe ich

nicht gern. Vergeblich will ich dir sagen, wie wir es gehabt haben, und wie es gewesen ist, neumodisch Gesalbtes und altmodisch Vergessenes... Nichts. Du lächelst, ohnmächtig hallt meine Stimme aus der Vergangenheit, und du weißt Alles besser. Soll ich dir erzählen, was die Leute in meinem Zeitdorf bewegt? Genf? Shaw-Premiere? Thomas Mann? Das Fernsehen? Eine Stahlinsel im Ozean als Halteplatz für die Flugzeuge? Du bläst auf Alles, und der Staub fliegt meterhoch, du kannst gar nichts erkennen vor lauter Staub.

Schmeicheleien? Leider nicht. Selbstverständlich habt Ihr die Frage: „Völkerbund oder Pan-Europa" nicht gelöst; Fragen werden von der Menschheit nicht gelöst, sondern liegen gelassen. Selbstverständlich habt Ihr fürs tägliche Leben dreihundert wichtige Maschinen mehr als wir, und im übrigen seid Ihr genau so dumm, genau so klug, genau so modern wie wir. Was ist von uns geblieben? Wühle nicht in deinem Gedächtnis nach, was du grade in der Schule gelernt hast. Geblieben ist, was zufällig blieb; was so neutral war, daß es herüberkam; was wirklich groß ist (davon ungefähr die Hälfte, und um die kümmert sich kein Mensch — nur am Sonntagvormittag ein bißchen, im Museum): wir verstehen uns wohl nicht recht. Es ist das Selbe, wie wenn ich heute mit einem Mann aus dem Dreißigjährigen Krieg reden sollte. „Ja, gehts gut? Bei der Belagerung Magdeburgs hats wohl sehr gezogen...?", und was man so sagt.

Ich kann nicht einmal über die Köpfe meiner Zeitgenossen hinweg ein erhabenes Gespräch mit dir führen, so nach der Melodie: wir Beide verstehen uns schon, denn du bist ein Fortgeschrittener, gleich mir. Ach, mein Lieber: auch du bist ein Zeitgenosse. Höchstens, wenn ich „Bismarck" sage und du dich erst erinnern mußt, wer das war, grinse ich heute schon vor mich hin: du kannst dir gar nicht denken, wie stolz die Leute um mich herum auf dessen Unsterblichkeit sind... Na, lassen wir das. Außerdem wirst du jetzt frühstücken gehen wollen.

Guten Tag. Das Papier ist schon ganz gelb geworden, gelb wie die Zähne unsrer Landrichter, da, jetzt zerbröckelt dir das Blatt unter den Fingern... nun, es ist auch schon so alt. Geh mit Gott, oder wie Ihr das Ding dann nennt. Wir haben uns wohl nicht allzuviel mitzuteilen, wir Mittelmäßigen. Wir sind zerlebt, unser Inhalt ist mit uns dahin gegangen. Die Form war Alles.

Ja, die Hand will ich dir noch geben. Wegen Anstand. Und jetzt gehst du. Aber das rufe ich dir noch nach: Besser seid Ihr auch nicht als wir und die Vorigen. Aber keine Spur, aber gar keine —

Kaspar Hauser

Liebe Weltbühne!

Ein Herr in einem Coupé liest den Berliner Lokal-Anzeiger, setzt sich schließlich drauf und schläft ein.

Als er wieder aufwacht, fragt sein Gegenüber:

„Verzeihen Sie: lesen Sie das Blatt?"

„Nein," sagt der Herr, „ich kritisiere es grade."

Osterspaziergang

Schon Samstag sind diverse Käuze
ergriffen durch die Flur geschritten
und haben ihre Hakenkreuze
in junge Birken eingeschnitten.

Vom Käsewagen — neben Kranzler —
sah man am Sonntag Ramek winken.
Am Montag aß der Bundeskanzler
bei seinen Freunden Prager Schinken.

Manch zweifelhafter Zeitgenosse
erlebte Dienstag frohe Stunden,
denn vor dem Feste war doch Hausse.
Das war ein Fressen, wie gefunden.

Doch alle hohen Ministerien
sind heute noch wie ausgestorben.
O, gnadenreiche Osterferien:
Drei Tage lang wird nichts verdorben!

Karl Schnog

Antworten

Philologe. Es ist kein Druckfehler. Das Märchen bei Grimm heißt: ‚Der Jude im Dorn'. Im — nicht; in.

Jurist. Eine deutsche Strafkammer hat festgestellt, daß das Militär die Befugnis habe, bei der Ausbildung der Truppe sich über polizeiliche Vorschriften hinwegzusetzen, selbst wenn dabei Rechtsgüter gefährdet werden, die durch die polizeilichen Vorschriften geschützt werden sollen. Ein Motorradfahrer, der nachts mit einem Gefechtswagen ohne Laterne zusammenstieß, wurde abgewiesen. Das Reichsgericht verwarf die Revision. Das Urteil ist logisch und sollte, mutatis mutandis, auf die Justiz ausgedehnt werden.

Staunender Laie. Der Pariser ‚Excelsior' vom 5. März bringt deutsche Reichswehrsoldaten in der Irrsinns-Attitüde des Parademarschs auf der Messe zu Leipzig sowie Herrn Hindenburg ebenda vor den Ausstellern mit folgender Unterschrift: „Sehr charakteristisch für die deutsche Militärgesinnung sind in der Tat dieser Parademarsch und diese Besichtigung, die der Marschall über die Aussteller abnimmt; die stehen da, mit dem Zylinder in der Hand wie Soldaten unter Gewehr." Sie sinds auch, und in keinem andern Lande der Welt wäre ihr treuer Hundeblick von unten nach oben denkbar. Frontgeist wirds schaffen.

Arbeiter. Ich empfehle Ihnen nachdrücklich die dauernde Lektüre der ‚Arbeiter-Illustrierten' (Berlin NW 7, Schadow-Straße 1 b). Das Blatt gibt mit ungewöhnlich gelungenen Aufnahmen — in einer Nummer bis zu achtzig Stück — einen Querschnitt durch die politische Weltgeschichte, benutzt in vorbildlicher Weise die Tendenzphotographie und ist ein gutes Gegengewicht gegen die sogenannten unpolitischen illustrierten Zeitungen, die wohl beinah alle bürgerlich-kapitalistischen Interessen dienen.

Justizrat Dr. Rosenberg in Essen. Die Parteien der Rechten schreien über einen Rechtsbruch bei der Fürstenabfindung und machen namentlich mobil gegen eine Entscheidung im Verwaltungs- oder Gesetzgebungswege. Da wünschen Sie, auf die Abgeltungsverordnung vom 24. Oktober 1923 hinzuweisen. „Durch die wurde bestimmt, daß rein private Ansprüche gegen die Kriegsgesellschaften, die bei ihrer Auflösung auf das Reich übergegangen waren, den ordentlichen Gerichten entzogen und einer besondern Abgeltungs-Kommission des Reichsfinanzministers überwiesen wurden. Dieser ernannte seine Räte zu Richtern gegen Ansprüche, die an das von ihm vertretene Reich gestellt wurden. Der Reichskanzler Luther weiß genau Bescheid, denn er war damals der Reichsfinanzminister. Ein stärkerer Eingriff in rein private Ansprüche ist wohl niemals vorgekommen. Das Kammergericht hatte zunächst dieser Verordnung die Rechtsgültigkeit versagt. Das Reichsgericht hat sie dann aber bejaht." Und was den Bienen recht war, sollte den Drohnen nicht billig sein?

Dr. Siegfried Weinstein in Brooklyn-NewYork, 1352 Carroll Street. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihres Wolkenkratzerkomplexes, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adressen mitteilen.

Peter Panter. Sie haben hier vor einiger Zeit Roda Rodas und Theodor Etzels ‚Welthumor' angezeigt, daraus die politische Satire eines tschechischen Dichters Karel Haschek hervorgehoben und geäußert, Sie wüßten nicht, wer der Dichter sei. Nun schreibt Ihnen einer seiner Landsleute: „Karel Haschek ist in der Prager Bohème schon vor dem Kriege sehr gut bekannt gewesen als Herausgeber einer Zeitschrift für Tierzucht, in der er sich dadurch auszeichnete, daß er neue Tiere einfach erdichtete und ausführlich beschrieb. Wäh-

rend des Krieges wurde er erst eingesperrt, dann eingezogen, geriet in russische Kriegsgefangenschaft und betätigte sich als Revolutions-Tscheche in Kiew journalistisch. Kurz nach dem Umsturz ging er zu den Bolschewisten über und ist in Rußland zeitweise Kommissar in irgendeiner Gegend gewesen. Von den Führern der russischen Legionäre wurde er schief angesehen, nach seiner Rückkehr hatte er einige schwere Augenblicke in Prag zu bestehen. Bis er auf ein Mal der populärste Mann wurde und zwar durch sein vierbändiges Buch: ‚Die Abenteuer des guten Soldaten Schwejk im Weltkriege'. Zwei Bände hat er noch selbst herausgegeben; die andern zwei sind erschienen, nachdem sich Haschek zu Tode getrunken hatte. Seit Jahrzehnten ist kein tschechisches Buch so gelesen und so gekauft worden. Es ist kaum zu übersetzen, und das ist schade. Denn aus diesem Buch kann man den Krieg kennen lernen, wie er wirklich gewesen ist. Karel Haschek war ein Vollblut-Tscheche und ein Vollblut-Europäer."

Walter F. in Berlin. Sie schreiben in einem Brief unter anderm: „Wo Alles mensendiekt, muß auch das Recht sich beugen." Ja, wie bleibt unsre Justiz sonst jung und schön? Links ist sie stark verkümmert.

Freundlicher Mitbürger. Sie sind Polizeioffizier? Dann wird Sie gewiß dies interessieren: „Der Einsatz der Schutzpolizei im Aufruhrgebiet. Übersichtlicher Leitfaden für den taktischen Unterricht, praktisches Taschenbuch bei plötzlichem Einsatz, für Polizeischüler leicht faßlich, für die Geländekunde ein unentbehrliches Hilfsmittel." Man hörts doch immer wieder gern. Und im selben Verlag kündigt ein ehemaliger kaiserlich russischer Generalleutnant sein Buch über ‚Freischaren und Freicorps' an: „Nicht nur in der Reichswehr dürfte das Buch große Verbreitung finden, sondern auch die vaterländische Sportjugend wird das Werkchen mit Genuß lesen." Die sich ja mit der Reichswehr nichts so sehr ersehnt wie einen neuen Krieg.

Angeklagter. Wie Ihr Fall liegt, bitten Sie am besten das Gericht, Ihnen das Urteil auf einer Postkarte mitzuteilen. Von einer Verhandlung verspreche ich mir nicht viel. Wenn Sie, zum Beispiel, einen Vorsitzenden haben wie den Herrn Marx, der in dem Mord-Prozeß gegen die Frau Carstanjen den Vorsitz führte, einem Prozeß auf Tod und Leben, so können Sie auf folgende Szene gefaßt sein: „Die Angeklagte will weitausholende Erörterungen zu den Briefen machen, der Vorsitzende fällt ihr ungeduldig ins Wort. Die Angeklagte: Herr Präsident, unterbrechen Sie mich nicht! Der Vorsitzende weist diese Kritik ab. Die Angeklagte fängt an, zu schluchzen, so daß die Verhandlung unterbrochen werden muß." Selbstverständlich hat der Vorsitzende auch objektiv Recht, ungeduldig zu sein, weil jede Minute, um die ein Verfahren vor solchem Gericht kürzer währt, für das Recht gewonnen ist. Schade nur, daß die Marxe nicht eines Tages vor einem Arbeitergericht stehen werden.

Teutone. Über den frühern Salonwagen deines Kaisers oder den Salonwagen deines frühern Kaisers schreibt dein Leibblatt: „Die frühern Farbentöne sind einem dunkelgrünen Ölanstrich gewichen. Doch der Kern ist geblieben. Ein alter freundlicher Beamter zeigt uns die Abteile der Leibbediensteten. Die Löschblätter in der Schreibmappe zeigen Tintenspuren. In dem Wagen wurden Entschlüsse von weittragendster Bedeutung gefaßt." Wie weit haben sie uns getragen, diese Entschlüsse! Wie rührend sind diese Tintespuren! Wie symbolisch der ganze Wagen: der Kern ist geblieben mitsamt den Leibbediensteten und der zerschnittenen ‚Deutschen Zeitung' auf dem W.C. — nur der Anstrich hat gewechselt!

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Englands Rolle in Genf von Felix Stössinger

Trotzdem die ‚Weltbühne' bereits vier Artikel über Genf veröffentlicht hat (in den Nummern 11, 12, 13, 14), erbitte ich, so lange nach den Ereignissen, auch noch für mich das Wort. Ich glaube nämlich, daß selbst der ausgezeichnete Bericht von Foerster (in Nummer 13) noch nicht die volle Wahrheit über Genf enthält. Foerster kommt zwar an das Wesentliche sehr nahe heran; er streift es sogar, aber er spricht es nicht aus. Es klar und verständlich auszusprechen, ist aber das Allerwichtigste. Handelt es sich doch nun nicht mehr darum, die Vergangenheit mit noch einem Lichtfleck zu erhellen, sondern sie überhaupt verständlich zu machen. Damit soll nicht dem Bedürfnis nach historischer Wahrheit gedient, sondern der Bedrohung Europas vorgebaut werden. Denn was wir in Genf erlebt haben, war nichts als die nun schon genügend angewandte Methode der Friedensstörung, die durch Wiederholung wohl gefährlicher, aber von der deutschen Politik deswegen noch immer nicht durchschaut wird.

Auch nach Foersters Darstellung hat man den Eindruck, als ob in Genf die Ereignisse den Politikern über die Köpfe gewachsen wären. Die Unfähigkeit der Diplomaten ist daher in Genf und nach Genf überall derb genug gescholten worden, besonders laut in Deutschland, dem allerdings in bezug auf diplomatischen Kretinismus Sachkunde gewiß nicht abzusprechen ist.

Ich kann nun aber gar nicht glauben, daß das Genfer Chaos durch „Unfähigkeit" entstanden ist. Waren doch wirklich eine Anzahl geschickter, ja, ausgezeichneter Männer beisammen. Im Gegenteil: es sieht ganz so aus, als ob das Chaos nicht durch Unfähigkeit, sondern durch eine ebenso raffinierte wie zielbewußte Politik hervorgerufen worden wäre.

Fragen wir, um der Wahrheit näher zu kommen, wer an der Genfer Störung ein Interesse gehabt haben kann.

Frankreich und die Kleine Entente gewiß nicht. Die Locarno-Treue dieser von Briand und Benesch diplomatisch geleiteten Staaten erscheint selbst der deutschen Politik über alle Zweifel erhaben. Spanien, Brasilien, Schweden? Wer wollte glauben, daß sich diese Drei zur Zerstörung Europas verschworen hätten! Italien erscheint wohl als unsicherer Kantonist, nicht weil es fascistisch, sondern weil seine Außenpolitik schwankend ist. Zu einer bewußten Störung Europas fühlt es sich wohl nicht stark genug. Auch entspräche es Mussolinis Ehrgeiz mehr, offen aufzutreten, als sich hinter Brasilien zu verstecken.

Wer bleibt also? England.

Hatte England ein Interesse an der Störung? England hat, wie wir wissen, zum Abschluß des Locarno-Vertrages beigetragen und Locarno, zum Teil wenigstens, als Erfolg gebucht. Ist ihm doch gelungen, den einzigen Brandherd Europas, der an der deutsch-polnischen Grenze gefährlich droht, aus dem Friedenspakt herauszunehmen. Für Europa hat Locarno das Symbol des kontinentaleuropäischen Zusammenschlusses zu sein, dessen Verwirklichung die gemeinsame Aufgabe von Deutschland und Frankreich ist. Für England ist Locarno ein Weg zu seinem Europa; das heißt: zu einem Kontinent, auf dem der Friede im Westen die Deckung bilden soll, um dahinter den Krieg im Osten still, nachdrücklich und auf lange Sicht vorzubereiten. Locarno heißt für die Politik des englischen Imperialismus nicht: Friede an sich, sondern: ein europäischer Ausgleich zur Aufrechterhaltung der europäischen Kriegsgefahr. Mit dieser Politik ist das Bestreben Englands, Deutschland aus der Rolle des besiegten Parias zur standesgemäßen Großmacht zu erheben — freilich nicht zu einer konkurrenzfähigen — identisch.

Für die Kontinentalpolitiker der ‚Sozialistischen Monatshefte war daher nicht weiter erstaunlich, daß gegen Locarno in zwei großen Preßgemeinschaften Sturm gelaufen wurde: in der deutschen und in der englischen Oppositionspresse. Haben wir nicht dasselbe Schauspiel nach Abschluß des Dawes-Paktes erlebt? England nahm ihn zwar unter sein Protektorat, aber nur, um sofort an seiner Unterminierung zu arbeiten.

Was in Genf geschehen ist, war nichts als eine von England inspirierte Störung des Kontinentfriedens. Nur die imperialistische Balance-of-power-Politik hat die Genfer Krise hervorgerufen. Die englische Oppositionspresse war, wie so oft, das Werkzeug der englischen Regierungspolitik, bestimmt, eine Aktion zu veranlassen, die die englische Regierung selbst nicht unternehmen konnte. So hat denn die englische Oppositionspresse durch einen Sturm von Leitartikeln Deutschland dazu ermuntert, jede Ratserweiterung in Genf abzulehnen und von der Erfüllung eines Ultimatums seinen Völkerbundanschluß abhängig zu machen. Für die deutsche Regierung war diese Pressecampagne deutlich genug. Kaum hatte sie der deutschen Regierung den Willen Englands kenntlich gemacht, als die bekannte Demarche der deutschen Gesandten gegen jede Ratserweiterung Deutschland verhängnisvoll festlegte. Keine Macht auf der Welt wäre einflußreich genug, Deutschland in so beispielloser Weise gegen die ganze Welt zu versteifen. So etwas kann nicht nur

allein England wollen, sondern auch nur England allein zustande bringen. Das sollten sich bei dem Anlaß endlich Alle, die die deutsche Politik beobachten, merken: wenn Deutschland einen wichtigen politischen Entschluß blind, schrankenlos, ja sogar energisch verfolgt, dann liegt stets eine englische Inspiration vor, das heißt: ein englischer Befehl. Ein andres Mittel, die deutsche Politik zu Entschlüssen zu bringen, ist seit 1918 nicht gefunden worden. (Daß, zum Beispiel, das deutsche Paktangebot an Frankreich, woraus Locarno entstand, englische Arbeit war, ist auf der ganzen Welt genau so bekannt, als ob die Note offiziell von England ausgegangen wäre. Vergleiche meinen Artikel: ‚Gegen den Sicherheitspakt' in der ‚Weltbühne' vom 14. Juli 1925.)

Wie jede Deutung der englischen Politik durch die Kontinentalpolitik wird auch diese selbstverständlich als Englandfresserei beiseite gelegt werden. Aber wie in jedem, ist auch in diesem Fall das Beweismaterial für unsre These erdrückend. Dabei ist nicht einmal notwendig, alle englische Leitartikel zur Ratshetze und die französischen Leitartikel, die das englisch-deutsche Zusammenwirken rechtzeitig erkannt haben, vorzulegen. Stresemann selbst hat gestanden, wer ihn zu seiner Haltung ermuntert hat, als er in seiner Reichstagsrede vom 22. März zur Entschuldigung Deutschlands und zur Begründung seiner Politik erklärte: „Am stärksten schien der Widerstand gegen die Ansprüche Spaniens, Brasiliens und Polens in der öffentlichen Meinung Englands selbst zu sein". Auch Foerster berichtet in der ‚Menschheit' vom 26. März, daß gegen Deutschland, als es Briands Kompromiß ablehnte, „eine ganz außerordentliche Erbitterung außer bei den liberalen englischen Journalisten herrschte". Zur Erbitterung hatten die allerdings weniger Anlaß als zur Genugtuung.

Auch Quidde bestätigt in seiner Polemik gegen Foerster (in Nummer 14 der ‚Weltbühne') die Stärke des englischen Störungsversuchs, wenn er ihn auch anders deutet. Nach ihm hat die öffentliche englische Meinung gegen die Ratserweiterung gradezu „rebelliert".

Quidde ist anglophiler Pazifist durch und durch, ein Gegner der kontinentaleuropäischen Vereinigung, in der er eine „Abkehr" von England erblickt, während ja bekanntlich die Kontinentalpolitik grade durch ihre Methode Europa endlich zu einem friedlichen Zusammenleben mit England bringen will. Aber jedenfalls bedeutet für Quidde diese Rebellion keine Friedensstörung, sondern ein — fair play.

Nehmen wir an, er habe recht. Hat dann England sein fair play bis zu Ende geführt? Hat es das Notwendige ge-

tan, um Deutschland vor einer Niederlage zu schützen? Chamberlain hätte es leicht gehabt, durch seinen in Berlin allmächtigen Botschafter die deutsche Regierung vor der Gesandtendemarche zurückzuhalten, die eine feierliche Festlegung Deutschlands bedeutete. Und er hätte dies tun müssen, wenn er fair play gespielt hätte. Er wußte, welche Wirkung der englische Pressesturm in Deutschland hervorrief. Er tat nichts, um Deutschland den Glauben zu nehmen, daß die englischen Leitartikel mit der Politik des Auswärtigen Amtes identisch wären. Ja, schlimmer als das! Nachdem Deutschland sich in so ungewöhnlicher Weise gegen die Ratserweiterung verwahrt und Ratsveränderungen von vorn herein einen Katastrophencharakter gegeben hatte, warf Chamberlain wie eine Bombe seine große Rede der letzten Februardekade auf den Kontinent. Er brandmarkte darin Deutschlands Aktion gegen die Ratserweiterung als Friedensstörung, stellte einen Autoritätsverlust des Völkerbundes in Aussicht, wenn die gegenwärtige Ratsorganisation bestehen bliebe, und dementierte mit einer für Deutschland vernichtenden Entschiedenheit die Behauptung, daß in Locarno Abmachungen über die Erhaltung der gegenwärtigen Ratsversammlung getroffen wären. Der Eindruck war auf der ganzen Welt vernichtend! Nur die Kinder, die bei uns Politik machen, glaubten, daß diese politische Zweideutigkeit, die genau ins englische System der Balance-of-power-Politik paßt, eine „Ungeschicklichkeit" Chamberlains gewesen wäre.

Das Alles ist übrigens keine zwei Monate alt, stand fett und groß in allen Zeitungen, wurde aber weder verstanden noch in Erinnerung behalten. Es wurde von den Lesern der deutschen Presse vergessen, wie alles Andre im Lethe der täglichen Leitartikel.

Was sich in Genf dann abgespielt hat, ist bekannt, oder sagen wir besser: bekannt geworden, nachdem sich das Dunkel gelichtet hat, das die deutsche Presse durch hundert Spezialberichterstatter über das Land hatte legen lassen.

Deutschland trat in Genf als Friedensstörer auf, als Werkzeug der englischen Politik. Sein Widerstand gegen die polnische Kandidatur war die Fortsetzung der englischen Politik der Aufrechterhaltung des deutsch-polnischen Gegensatzes. Gegen England und seinen friedenstörenden Trabanten schloß sich in Genf die lateinische slavische Welt lückenlos zusammen. Deutschland befand sich infolge des englischen Doppelspiels in einer Lage, die jedem wirklichen Patrioten erbarmenswürdig erscheinen muß. Schließlich gelang dem großen Talent von Briand

und Benesch und dem Takt des Genossen Undén, der inzwischen gemerkt hatte, wie sehr sein Ideologentum mißbraucht worden war, eine Formel zu finden, die Deutschland ermöglichte, der Form nach seinen Standpunkt aufrechtzuerhalten, ihn in Wirklichkeit aber aufzugeben. Die Auffassung von Foerster, daß vielen Mächten der Widerspruch Brasiliens nicht unwillkommen war, scheint richtig zu sein. Die Vertagung auf den September besiegelt Deutschlands Niederlage. Schwedens Sitz wird im September frei und wird Polen zugeteilt werden. Deutschland hat dann nicht mehr die Möglichkeit, an der Einsetzung Polens in den Rat durch „Annahme" des Kompromisses auch nur dem Schein nach mitzuwirken. In der Hoffnung getäuscht, von England die ganze Macht über Polens Ratsitz zu erhalten, ist ihm die Möglichkeit genommen worden, durch eine freundschaftliche Geste gegen Polen seine wirkliche Locarno-Gesinnung zu bewähren. Nur der Klugheit und Noblesse der andern Mächte verdankt Deutschland, daß es am letzten Verhandlungstage nicht ganz der Sünde bloß vor der Welt stand. Weil Genf ein Mittel sein sollte, die Kontinentalmächte aufs neue zu entzweien, schloß Briand als Sprecher des ganzen übrigen Europa die Tagung mit seiner wahrhaft ergreifenden Kundgebung für die Politik des europäischen Friedens.

Wenn Deutschlands Regierer aus den ihnen persönlich so schmerzlichen Genfer Ereignissen die richtige Lehre zögen, hätte Deutschland nicht vergeblich seine neueste Enttäuschung an England erlitten. Noch dürfen wir aber nicht hoffen, daß die Lehre von Nutzen sein wird. Noch müssen wir fürchten, daß Foersters Pessimismus recht behalten wird. Vielleicht hätte wirklich ein schrofferer Widerstand der Mächte Deutschland zur Besinnung gebracht. Möge es aber nun endlich zu erkennen geben, daß es an der vornehmen Geste seiner Vertragspartner Genüge findet. Daß es die Lektion von Genf verstanden hat, auch wenn sich die Abweisung des Vorstoßes gegen den Kontinent, selbst ohne Deutschlands Verdienst, in so freundschaftlichen Formen vollzogen hat.

Der deutsche Weltmächtler von Ludwig Thoma

Der deutsche Weltmächtler ist ein selbstgefälliger, muckerischer Patron. Ein ekelhafter Bursche, der immer den lieben Gott an der Leine mit sich führt und auf Andersgläubige hetzt; unduldsam, schwerfällig; ein Phrasendrescher, der die Leute nicht durch groteske Übertreibungen zum Lachen reizt, sondern der Mißtrauen und Zorn hervorruft.

Und der auf irgendeine Art immer seinen Profit meint, wenn er die Vaterlandsliebe aus dem Sack holt.

Fascisten und Kosaken von Henri Barbusse

Die Regierung von Bukarest ermutigt zweifellos — trotz ihrer Neutralitätsbeteuerungen — die wachsende aufrührerische Gruppe der antisemitisch-fascistischen Studenten. Während sie die Organisation der Freistudenten aufgelöst und ihr Zeitungsorgan, das in keiner Weise auf Umsturz ausging, unterdrückt hat, begünstigt sie offenkundig die Propaganda der antisemitischen Studenten. Auf diese Art ist eine antisemitische Partei, die in Bukarest nie existiert hatte, von den Liberalen begründet worden. In Jassy bestand sie unter dem Regime des Herrn Conzas, der von der Höhe seines Universitätsstuhles aus zu Pogromen hetzte. Die Antisemiten haben fünf Journale zu ihrer Verfügung, hängen ihre Plakate und Abzeichen in den Straßen auf und werden bei ihren öffentlichen Kundgebungen nicht gestört. Als eines Abends einige dieser Radaubrüder vor mein Hotel gezogen kamen, um mich zur Rechenschaft zu ziehen, weil ich die Souveränität angriffe, versicherte man mir, daß sie von Sicherheitspolizisten umringt wären, deren Hauptsorge war, die Menge an der Störung dieser Demonstrationen zu hindern. Diese jungen Leute mit ihrem sonderbaren „rumänischen Ehrbegriff" waren es auch, die Henri Guernut gehindert haben, in Bukarest das Wort zu ergreifen. Um den billigen Preis einiger Gefälligkeiten haben die Behörden in ihnen ein bequemes Mittel, sich zu ihren eignen Zielen zwingen zu lassen.

Diese antisemitische Agitation ist ganz und gar künstlich, ist gewaltsam hochgetrieben von Radaumachern, die sich im Schoß der unfanatischsten und rassefremdesten Nation der Welt festgenistet haben.

Eine andre brutale Gruppe bilden in den Balkanstaaten die ehemaligen Offiziere und Soldaten der Wrangel-Armee.

In Belgrad begegnet man auf den Straßen Kosaken in voller Uniform, die — wie einer von ihnen eines Tages bei einer Rauferei losschrie — nur darauf warten, auf dem Balkan das gegenrevolutionäre Werk zu vollenden, das sie in Rußland nicht haben durchführen können.

Vandervelde bemerkte nach einer Balkanreise, daß die Wrangel-Leute in Bulgarien wie die Ameisen herumwimmelten.

Auf dem Kongreß der nationalen russischen Liga, im September 1925, gab der General Miller bei der Vorstellung des Generals Wrangel und des Großfürsten Nikolaus bekannt, daß 8000 Wrangel-Soldaten und 4000 Don-Kosaken vollständig organisiert sich in Bulgarien befänden. Alle russischen Flüchtlinge im Lande stehen unter der direkten Aufsicht Wrangels und der Monarchisten, die sie zu vertreiben drohen, wenn sie sich nicht zu Gunsten des Großfürsten ausnutzen ließen und der nichtmonarchistischen Flüchtlinge entledigten.

Der Präsident des russischen Komitees spielt tatsächlich die Rolle eines russischen Gesandten und hat seine Hand über die gesamte russische Kolonie. Die Wrangel-Leute, diese Spezialisten auf dem Gebiete des Bürgerkriegs, die „die bulgarischen Bauern verachten und die bulgarische Regierung lieben", haben sich mit den höhern und niedern bulgarischen

Offizieren verbündet. Sie träumen von einer „Militärschule" und werden sie zweifellos auch bekommen.

In den Minen von Pernitz rechnet man auf 6000 Arbeiter 2000 ehemalige Wrangel-Soldaten, deren Unterbringung von der Regierung angeordnet worden ist.

Wenn man überall die ausführlichen Berichte über die Unterdrückungen liest, dann begreift man die wichtige Rolle dieser parasitisch-reaktionären Organisation bei dem Völkergemetzel auf dem Balkan. Sie hält — die Gastfreundschaft und finanzielle Unterstützung Jugoslaviens mißbrauchend — mit allen Mitteln in Bulgarien ein Regime aufrecht, das gegen Jugoslavien gerichtet und Horthys und Mussolinis würdig ist. Diese verschiedenen Kräfte bewirken eine systematische und unerbittliche Vernichtung aller Versuche wahrer Demokratie selbst in den gemäßigsten Formen.

Jürgens von Paul Steegemann

Daß dieser Mensch heute noch lebt, ist purer Zufall. Wir waren in den heiligen Nächten um den 9. November drauf und dran, ihn leibhaftig zu erschlagen. Wie sein Freund Ludendorff, so kam auch er mit einer blauen Brille davon, floh feige, verantwortungslos. Draußen knatterten im Straßenkampf unsre Maschinengewehre: er saß, als Kaufmann Warmbold verkleidet, in Kastens Hotel beim Champagner, flüchtete aber dann, am andern Tage, mit den Papieren eines Unteroffiziers Meyers nach Hildesheim. Und so weiter.

Wenn Sonne über Hannover liegt, im zarten Frühling, im röstenden Sommer, im milden Herbst, im knirschenden Schnee, dann ist diese Stadt schön, strahlend, leuchtend. Die Menschen hier sind schlank, hochgebaut, ein blonder, nordischer Typ; vital, interessiert, mit Sinn für Nuancen, für die Distanz. Das öffentliche Leben rollt ab im Zentrum der Stadt, auf der Hauptstraße; Jeder kennt Jeden. Ein renoviertes, aufgestocktes Kleinstadt-Idyll.

Auf dieser Hauptstraße, auf der Georg-Straße, in den Kriegsjahren, schritten sie dahin, in straffer Uniform, mit der Reitpeitsche in der Hand, wiegenden Ganges, den Damen keß unter den Hut schielend, umbuhlt von den „Spitzen" der „Crème", zwangsweise gegrüßt von vielen Menschen: der Generalleutnant v. Y., Zar des X. A.K., und der Herr Hauptmann Bernhard Jürgens, seit 1916 Chef der Abteilung „Abwehr", weiland Untersuchungsrichter in Essen an der Ruhr.

Diese beiden markanten Vertreter des deutschen Heldengeistes installierten hier frech-fröhlich eine Ortsgruppe der Etappe Gent. Es gibt kein Verbrechen aus der sadistischen Sphäre, das der Jürgens, immer gedeckt von seinem Vorgesetzten, nicht begangen hätte. Ein Caligula in der vordern Hosentasche. Da sind tausend Fälle der Freiheitsberaubung, der Beleidigung, der Nötigung, des Mißbrauchs der Dienstgewalt. Da sind Kaufleute, Handwerker, Händler, Arbeiter und Ausländer, die er einsperrte, quälte, beschimpfte, an die Front oder in das Internierungslager schob.

Da ist die Firma Ahrberg, von der er ganze Ladungen Fleisch und Wurst für sich und seine Sippe im Kohlrüben-Winter erpreßte.

Da ist der Kaufmann Friedrich Stock, der Warenhausbesitzer Bär junior, der Schlächtermeister Busse, der Deutsch-Amerikaner de Buhr, der Viehhändler Meyer, der Joseph Pincus, der Arbeiter Engel. Diese Menschen wurden wochenlang, monatelang eingesperrt, bei den Haussuchungen bestohlen, beschimpft, getreten, geschlagen.

Da ist eine Familie Ungern-Rosenberg, die ehrsam ihren Althandel betrieb. Nichts lag gegen sie vor. Aber Herr Jürgens ist Antisemit. Weshalb er zunächst einmal, am 31. Juli 1917, die beiden Söhne durch sechs Polizisten aus der Wohnung verhaften ließ, sie fünf Tage ins Gefängnis sperrte, dann weiter auf acht Monate ins Gefangenen-Lager Holzminden abschob, von da weiter für Monate nach Lichtenhorst brachte. Nie ist eine Anklage erhoben, nie eine Gerichtsverhandlung anberaumt worden. Der Vater dieser Jungen wurde zweimal für Wochen ins Gefängnis geholt, ebenfalls ohne Anklage, ohne Verhör. Dann erkrankte die Mutter, die alte Mutter, lebensgefährlich. Sie schrie nach ihren Söhnen. Was tat der Herr Hauptmann? Er gab den Söhnen keinen Urlaub. Er knarrte dem Vater ins Gesicht: „Ist deine Frau wirklich so schwer krank? Dann wollen wir ihr eine Feuerwehr-Spritze hinschicken."

So geht das weiter in den Akten, Material auf Material, Anklagen auf Anklagen. Hier hat die blonde Bestie gehaust, gehurt und verhaftet. Kein Mensch war seines Lebens sicher, überall saßen Spione herum, die nach Spionen suchten . . . Ein beliebtes Objekt, ein gefährliches Subjekt war Iwan Katz, damals noch friedlich sozialdemokratischer Redakteur. Fast jeden Tag gab es bei ihm Verbote, Haussuchungen und gelegentliche Verhaftungen. Bis auch er an die Front kam.

Auch mich hat der Jürgens verhaften lassen, auf eine Denunziation hin. Das ging sehr fix. Das war sehr komisch. Meine Wohnung wurde durchsucht, meine Briefe beschlagnahmt, meine Bibliothek durcheinandergeschmissen. Einige Postkarten von Gustav Landauer, einige Briefe von Kurt Hiller, Telegramme von Hasenclever, alles harmlose Sachen, bildeten das Belastungsmaterial. Dann wurde ich gefährlich gefesselt, durch die Straßen geschleift, stundenlang verhört, von Morgens bis Mitternacht eingesperrt und schließlich fruchtlos entlassen. Daß ich kurze Zeit danach eingezogen wurde und an die Front sollte, ist selbstverständlich. Ich war vier Monate Soldat. Und habe nie eine Uniform angehabt. Auch das ist selbstverständlich.

Jetzt sitzt dieser Mann, dieser Jürgens, dieser Caesar a. D. in Moabit. Jetzt werden ihm nicht harmlose Dinge aus der Etappe Gent vorgeworfen, jetzt sind es konkrete, handgreifliche, in Paragraphen gespannte kriminelle Vergehen. Was wird ihm geschehen? Einstweilen liegt er bereits im Lazarett. Und damit es ihm nicht allzu langweilig wird, hat er einen Oberleutnant als Stubengenossen bekommen.

Das kommt davon, wenn man kein Republikaner ist.

Gegen den Strom von Ignaz Wrobel

Ein erschütterndes Zeitdokument liegt vor mir: ‚Gegen den Strom', Aufsätze aus den Jahren 1914—1916 von N. Lenin und G. Sinowjew (bei Carl Hoym in Hamburg). Die fünfhundert bedeutendsten Seiten, die im Kriege geschrieben worden sind.

Die Verfasser flüchteten bei Kriegsausbruch aus dem oesterreichischen Galizien in die Schweiz, dort gaben sie den ‚Sozialdemokraten' heraus, dann eine Nummer des ‚Kommunisten', dann zwei Hefte des ‚Sammelbuchs des Sozialdemokraten'. Dieser Sammelband eben hieß: ‚Gegen den Strom'. Gegen welchen —?

*

Die Sozialdemokraten der großen kriegführenden Länder waren gleich zu Beginn glorreich umgekippt. Noch in den letzten Julitagen konnte man in Frankreich und in Deutschland sozialistische Proteste lesen, die den Krieg als das charakterisierten, was er war: als einen imperialistischen Streit kapitalistischer Gruppen, dessen Ausgang dem Proletarier auf keinen Fall Gutes bringen konnte; Sieg und Niederlage waren in der Tat für den Arbeiter, der kein Vaterland hat, gleichgültig. Zu Beginn des August las mans anders. Da erließ jede Fraktion in jeder Hauptstadt der europäischen Reiche eine Erklärung, daß dieser Krieg auch ihr Krieg sei. „Das Vaterland ist in Gefahr ... Verteidigung des Landes ... Kultur und Unabhängigkeit unsres eignen Landes ... kein Eroberungskrieg ..." Es war das Ende der Internationale, auf die sich übrigens die Waschlappen alle beriefen. Gegen diesen Nilschlamm kämpft das Buch.

Diese Aufsätze sind stilistisch fast völlig schmucklos, sind gewiß nicht schön „geschrieben". Aber ich glaube nicht, daß ein Ertrinkender auf die kunstgewerbliche Ausführung seines Rettungsringes sieht. Lenin ist womöglich noch trockener, noch sachlicher, noch karger als Sinowjew — fast immer, wenn ein Artikel ein wenig lebendig anfängt, wenn Rede und Gegenrede zitiert werden, rührt er von Sinowjew her. Lenin ist ganz Tatsache, ganz Dokument, ganz Tendenz, ganz Eisen.

Was zunächst auffällt, ist der ununterbrochene, trommelnde, niemals nachlassende, nie aussetzende Kampf gegen die Verpfuscher des Klassenkampfes. Die militärische und kapitalistische Gegenseite wird als bekannt unterstellt, sie ist wissenschaftlich festgelegt, hier wundert nichts mehr. Was aber den paar Russen beinah noch gefährlicher erschien und es auch war, ist dies: eine „Klassenkampf" plakatierende Partei lockt die Massen zu sich, lullt sie ein, verspricht ihnen Befreiung und Umsturz, verrät sie, als es zum Klappen kommt — und beabsichtigt, das Spiel nach dem Kriege fortzusetzen. Hier war einzusetzen, hier haben sie eingesetzt.

Das ganze Kriegsverbrechen der II. Internationale, der königlich preußischen, der braven französischen, der revisionistischen russischen Sozialdemokratie geht aus diesen Aufsätzen hervor, die anklagen, nachweisen, das Urteil sprechen.

Uns interessiert am meisten das Urteil über die deutschen Kriegskreditbewilliger, über die Herrliches gesagt wird. „Ebert",

so schrieb neulich ein Leser der ‚Weltbühne', „hätte doch nicht die von Wrobel gewünschte Haltung einnehmen können; vor 1918 wäre er bestimmt zum Sandhaufen verdammt worden." Lenin: „Man hätte uns verhaftet! soll in einer Arbeiterversammlung in Berlin einer der Reichstagsabgeordneten gesagt haben, die am 4. August für die Kriegskredite stimmten. Darauf riefen ihm die Arbeiter zu: Na, wenn schon!" Es ist ganz richtig, wenn von Feiglingen, die „Wissenschaftlichkeit" über ihren traurigen Mangel an Mut und Charakter decken, heute gesagt wird: Eine Revolution konnte man damals nicht machen — weil man überhaupt keine Revolution „machen" kann. Wer hat das verlangt? Lenin: „Über die Stellungnahme zum Kriege konnten sich (1914) einigermaßen frei nur eine ‚Handvoll Parlamentarier' äußern, das heißt: ohne sofort gepackt und in die Kaserne geschleppt zu werden, ohne von unmittelbarer Erschießung bedroht zu sein, ausschließlich eine Handvoll Parlamentarier. Sie stimmten frei, rechtsgemäß, sie konnten noch dagegen stimmen — dafür wurde man nicht einmal in Rußland geschlagen oder mißhandelt, ja nicht einmal verhaftet..." Und wenn sie es getan hätten?, fragt die Gegenseite. Wäre dann der Krieg abgebrochen worden. Nein. Aber die Massen, Unorganisierte und besonders Organisierte, hätten Mut bekommen, hätten den Krieg besser durchschaut und hätten Das getan, was man ihnen heute in Deutschland vorwirft, und was sie leider nicht getan haben: sie hätten die Front erdolcht.

Denn hier scheiden sich die Wege: der breite der Kautsky, Bernstein, Südekum, Scheidemann, Ebert — und der schmale, der zum Ziel führt. Der Arbeiter hat kein Vaterland; er kämpft, wenn er dieses „Vaterland" verteidigt, einzig und allein für den Wechsel seiner Ausbeuter, und im großen Ganzen kann ihm gänzlich gleichgültig sein, unter welcher Fahnenfarbe er ausgenutzt wird. Was wir erlebt hätten, wenn Deutschland gesiegt hätte, ist nicht auszudenken. Daß Staaten nach ihren Niederlagen meist weniger reaktionär sind als nach einem Sieg, den sie als Reklame für ihr System plakatieren, zeigt nur, welche immense Schuld die deutsche Sozialdemokratie nach dem Kriege auf sich geladen hat: es ist gradezu ein Kunststück, einen besiegten Staat in so kurzer Zeit weit unter sein Vorkriegsniveau zu treiben und noch reaktionärer werden zu lassen.

Karl Kautsky wird immer sachlich widerlegt. Die großen Verdienste Eduard Bernsteins werden stets anerkannt, wenn der entsetzliche Schaden, den er seiner Sache beigebracht hat, gezeigt wird. Bernstein... Ich sah ihn zum ersten Mal in den Tagen des Kapp-Putschs; meine ersten Worte nach der Begrüßung waren eine gerechte Charakterisierung Noskes, der damals grade auf Reisen war: er immer vorneweg, seine Schützlinge hinterher. Leider haben sie ihn nicht bekommen. Bernstein lief rot an und nahm hitzig den Renegaten in Schutz. Ich stand da, mit dem Hut in der Hand: vor mir Der, von dem ich wußte, daß er durch Duldung der Verbannung sein Bestes für die Partei gegeben hatte, ein Mann, dessen Haar grau geworden war in Uneigennützigkeit. Ich schwieg. Es war schwer, zu schweigen. Denn er war die Gefahr.

Die Gefahr, der Millionen erlegen waren. Die Gefahr des Klassenkampf-Plakats, hinter dem nichts stand, nichts als kleinbürgerliche Demokratie, Reformmeier, kleine Weltverbesserer, die „Mißstände abstellten". Betrogen die Arbeiter, betrogen die Gläubigen, die Opfernden, die jungen Menschen und die ergrauten. Und wofür —? Ein Glanzstück des Werkes: ‚Die deutsche Sozialdemokratie und die zukünftige Internationale' bringt ein Zitat aus den Preußischen Jahrbüchern, das das ganze Elend in einen einzigen Satz fängt. Es ist nach der ‚patriotischen" Haltung der Sozialdemokraten im Reichstag. „Selbstverständlich haben unsre sozialdemokratischen Mitbürger durch die Erfüllung vaterländischer Pflichten keinen besondern Anspruch auf Entschädigung erworben." Judas, und nicht einmal dreißig Silberlinge.

Abgefangen war das Streben der Massen nach Klassenkampf, die Friedenssehnsucht, das dumpfe Streben, aus den Gräben herauszukommen... abgefangen und unschädlich gemacht. Sie zahlten noch immer ihre Mitgliedsbeiträge — aber die Partei war längst tot.

Immer wieder überrascht in dem Bande die fast prophetische Gabe, mit der die Weltgeschehnisse angesehen werden. Man denke dagegen an das Geschrei der Parlamentarier im Kriege; an die Forderungen der Industrie; an die Leitartikel, besonders an die, die ohne den Druck der Militärbehörden zustande kamen; an das Wirken all dieser „Realpolitiker", die nicht über das nächste Bezirkskommando sehen konnten; an Paulchen Rohrbach, dieses Waldhorn der Politik (der heute noch munter schreibt, nach so vielen Blamagen immer noch Leser findet, die nicht alle werden) — man denke an alles Das und entscheide, auf wessen Seite die Klarheit und die Wahrheit stand. Ach, wie haben diese Beiden recht behalten!

Und wie kläglich wirkt solchem Buch gegenüber der maßgebende Typus des deutschen Sozialdemokraten, der es wagt, Wilhelm Liebknecht zu feiern, den Mann, auf den er jedes Anrecht verloren hat. „Wilhelm Liebknecht gehörte der agitatorischen Periode des Sozialismus an." So kann mans auch nennen. „Reinhardt", sagt der Schmierendirektor der Provinz, „muß historisch erklärt werden." In solchem Wust von Charakterlosigkeit, Bequemlichkeit, Beharrungsvermögen und Blindheit vor den eignen Niederlagen wirken die Russen wie die ersten Chemiker im Zeitalter der Alchemie; wie die ersten Astronomen inmitten astrologischer Quacksalber. In diesem Scheidewasser lösen sich auch die künstlichsten Kristalle: ich weiß, wie schmerzlich es ist, eingeordnet zu werden, Alles sträubt sich dagegen, wenn Barrès ein „Reaktionär" genannt wird, weil er ja auch noch eine Kleinigkeit mehr war. Aber doch nur eine Kleinigkeit, und auf die kommt es nicht an. Nein, es kommt nicht auf sie an. Das ist hier mit stählerner Mathematik bewiesen.

Dazwischen ein Mal, ein einziges Mal ein Sentiment. ‚Zu Tode gemartert': ein Nachruf auf den russischen Revolutionär W. Lomtadidse, der in Saratow elend zu Grunde ging. Wie ein kleines schwarzes Kreuz starrt das in diesen grauen Artikeln.

Überzeugend ihre Stellung zu den Pazifisten.

Zunächst: sie sind gar keine. „Wir sind gar nicht gegen alle Kriege. Wir sind gegen ihre Kriege" — und „ihre" ist kursiv gedruckt und enthält eine Welt. Endgültig festgestellt ist das Wesen der Kriege — denn immer wieder legen beide den größten Wert darauf, daß es das nicht gebe: den Krieg. Sie schälen den wahren Grund, die wahren Ursachen des jedesmaligen Krieges heraus: den Nationalkrieg; den imperialistischen Krieg, wie der letzte einer war; den Krieg, den die Kolonie zu ihrer Befreiung von der Kolonialmacht führt ... und so fort. Und sie entscheiden danach, ob die ausgebeutete Klasse von ihrer Teilnahme einen Vorteil hat oder nicht. Nur dies gilt.

„Also hätte Deutschland sich 1914 unterwerfen sollen?" So fragt die Dummheit. Was fehlte, war die revolutionäre Propaganda gegen den Krieg auf allen Seiten, der Massenstreik auf allen Seiten, der Bürgerkrieg auf allen Seiten. Dazu gehörten: Vorbereitung, Mut, illegale Organisation und Führer, die nicht schon während des Verrats fest entschlossen sind, sich hinterher zu „amnestieren". „Wenn wir diese Zeit der Ungeheuerlichkeiten überstanden haben werden, wird es erst Pflicht sein, einander nicht bei Wort zu nehmen", sagt noch einer der Besten, der Sozialdemokrat Victor Adler. Man denke das zu Ende: wir toben jetzt wie die Wilden mit den Kapitalisten, um ihren Krieg zu machen, ihre Interessen zu vertreten, wir feuern unsre Leute noch an, die Genossen der andern Seite zu schlachten, selbst zu krepieren wie das Vieh — und hinterher sagen wir: Es ist nichts gewesen. Für wen wird das nationale Wort denn gesprochen, wenn es nachher nicht gelten soll? Sagen wirs getrost: es ist aus Angst gesprochen worden.

Freilich sah das auf allen Seiten gleich aus.

Die französischen Sozialisten waren meist um keinen Deut besser — manche Überlebende, die ich kenne, unterscheiden sich in nichts von Scheidemann, es sei denn durch ihren Intellekt —, und auch Jaurès ist zeitig gestorben. Mit feinstem Instinkt wird er von den Russen immer ein bißchen à part behandelt; sie sind mit Recht überzeugt, daß auch er in die Regierung gegangen wäre, für die „Verteidigung des Vaterlandes" — aber wenigstens hat er sich bis zum letzten Tag seines Lebens, der allerdings der entscheidende war, tapfer gehalten.

Von Herrn Vandervelde ist eine reizende Szene aufbewahrt. Dieser Arbeitervertreter war Minister ohne Portefeuille, als es losging— die belgische Regierung wußte, warum. Er sollte die russischen Sozialisten beunruhigen, doch nur wenigstens jetzt nicht (wo es drauf ankam) Opposition zu machen, Er wollte ihnen telegraphieren, brauchte dazu aber die Zensur des russischen Botschafters in Brüssel. Hier der Bericht des Botschafters:

„Am Tage darauf machte ich die Bekanntschaft Vanderveldes ... Das Gespräch kam auf das Telegramm, und Vandervelde las mir den ursprünglichen Text vor. Er begann so: ‚Wir kämpfen gegen den Militarismus und Imperialismus ...'

Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern sagen, daß ein solches Telegramm nicht durchgelassen wird. Sie rufen die Unter-

tanen des russischen Reiches auf, gegen den Imperialismus zu kämpfen...

Ja, aber doch nicht gegen den russischen — unterbrach er mich rasch —; sondern den deutschen, den kriegerischen Imperialismus, der Alle bedroht...

Warum also nicht: gegen das preußische Junkertum?

Ach, ausgezeichnet! natürlich gegen das Junkertum!

So wurde das Telegramm abgefaßt..."

Und das vertritt heute den Weltfrieden in Genf.

*

Der Kampf gegen die falschen Freunde, die schlimmsten Feinde in einem Kriege, der, wie sich heute deutlich zeigt, gegen die Arbeiter geführt worden ist — dieser Kampf tobt durch das ganze Buch. Und doch ist der Zorn dieser Beiden so ganz anders als die Wut auf der andern Seite.

Ich kenne viele deutsche Sozialdemokraten, die gradezu Krämpfe bekommen, wenn von den Leuten, die links von ihnen stehen, die Rede ist. Diese blauroten Köpfe, diese kippenden Falsettstimmen, dieses Gefuchtel mutet sonderbar an. Woher der Eifer —? Die Wut dieser Arrivierten, dieser kleinen Beamten, die in ihrer „Organisation" nicht gestört werden wollen, dieser Knaben, die in dem Augenblick, wo sie in der Regierung sitzen, Alles vergessen, was sie vorher gepredigt haben, um in die Regierung zu kommen — diese Wut ist mit dem Seelenzustand eines angebundenen Haushundes zu vergleichen, dem sich das Fell sträubt, wenn nachts, in der Ferne, die Stimme des Wolfs ertönt. Es ist nicht der Wolf, der heult. Es ist der Bruder, der ruft, der fast vergessene Bruder, den der Hund verraten hat, als er des Fressens halber zum Menschen ging, um die Herden zu bewachen... Der Hund reißt an der Kette und kläfft. In seinem wütenden Gebell ist Haß, Furcht und ganz, ganz zu unterst Reue, Scham, Gewissensbisse und die längst mit Gewalt unterdrückte Sehnsucht nach der Freiheit, die der andre, der hungrige Vagabund, genießen darf. Zurück Sehnsucht! Weg Freiheit! Ich bewache die Hütte meines Herrn! Zweifle ja nicht an meiner satten Treue... Kein Haß ist so groß wie der des Haushundes gegen den Wolf.

Diese Beiden haben gehandelt und haben gesiegt. Und sie wußten nicht, daß sie siegen würden — wieviel Lenins, wieviel Sinowjews sind vor 1914 als Emigranten verhungert, ungekannt untergegangen, im Sibirien erfroren! —, aber sie wußten, daß die Idee eines Tages siegen würde. Sie sind glücklich zu preisen: sie haben es erlebt.

Und weil diese Kommunisten es erlebt haben, weil sie die Ausbreitung ihrer Idee haben wollen — gegen die Sozialchauvinisten, die noch heute, dieselben Männer, die Partei weiter täuschen dürfen, über die Köpfe träumerischer Demokraten hinweg, die in dem Augenblick zurückschrecken, wo es ernst wird, und denen nachzugeben in manchen Gehirnen „taktisch" heißt —: weil sie gesiegt haben und weiter siegen wollen, sollten sie einen, einen einzigen Fehler vermeiden.

Sie sollten uns besser kennen, wenn sie bei uns arbeiten und arbeiten lassen. Aber darüber ein andres Mal.

Reichswehr-Politik in Dokumenten

Der Innenminister Severing schreibt in seiner Denkschrift über die Fememorde den vielsagenden Satz: „Der Ausgang des Buchrucker-Unternehmens bedeutete gleichzeitig das Ende der Schwarzen Reichswehr in der damaligen Form." Zwei Dokumente verraten die Form, in der heute mit Schwarzer Reichswehr operiert wird. Es sind Meldung und Befehl aus einem Geheimbund Sachsens: Offiziersbund, Ortsgruppe Olbernhau, der offensichtlich intimste Beziehungen zur Reichswehr unterhält. Welche Ausreden wird Geßler jetzt finden?

Der Schlüssel für die Abkürzungen:

A. = Akte
Batl.Gef.Std. = Bataillons-Gefechts-Stand
geh. = geheim
Gr. = Grenze
H. = Heft
l. = linke / r. = rechte
M.G.K. = Maschinen-Gewehr-Kompagnie
N.O. = Nachrichten-Offizier
O.O. = Organisations-Offizier
Sanitäts-O. = Sanitäts-Offizier
Verpfl.O. = Verpflegungs-Offizier
zugt. = zugeteilt.

Carl Mertens

Meldung

zum Reg.Bef. 5. 5. 25 (H 5/25 geh.) u. v. 17. 5. 25 (A 7/25 geh.)
Kampfbataillon Olbernhau (I/640) zu H 5/25.

5a) Kommandeur: Leutnant Stolle, Olbernhau; Ruf 72
Adj. Hans Seifert, „ „ 4 u. 32
N.O. bzw. O.O. Curt Wagner „ „ 8 u. 9
Verpfl.O. Leutnant Schmutzler „
Sanitäts-O. Dr. Ritter u. Dr. Steinert jr.
1/640 Zöblitz Leutnant Börner, Sorgau
2/640 Ansprung „ Ulbricht, Rothenthal
3/640 Olbernhau „ Nötzel, Niederneuschönberg
M.G.K. „ „ Nebel, Olbernhau, Rungstock.

b) Gefechtsabschnitt des Batl. rechte Grenze: linke Neunzehnhain-Lauterbach, Rittersberg, Pobershau, Punkt 707, Kienhaid (782) Bärenalleeberg (856) einschließl. Linke Grenze Haselbach, Pfaffroda, Schönfeld, Stat. Schweinitzthal, Oberlochmühle, Katharinaberger Grund einschl.

1. Komp. r.Gr. Künhaide ausschl.
l. „ Straße Rüb.-Kallich einschließl.
2 „ r. „ „ „ „ ausschließl.
l. „ Gabrielahütten „ einschließl.
3. „ r. „ „ ausschließl.
l. „ Katharinaberger Grund einschließl.
M.G.K. 1 Zug (selbst.) Rüb. 1. Komp. zugt.
2 Züge der 3. Komp. zugeteilt.

c) Geschlossene Unterkünfte und Werbestellen.
1. Komp. Zöblitz Hotel Stadt Wien Ruf 12
2. „ Ansprung Hotel Goldene Sonne „ 28 Zöblitz
3. „ Olbernhau Ballhaus Löser „ 92
M.G.K. „ Sped. Lorenz „ 42

d) Btl.Gef.Std.
Bat.-Stab Quartier äußere Grünthaler Str. Ruf 72
Brennerei Max Reichel

d. 2) Komp.Gef.Stände — unter c genannten Unterkünfte u. Werbestellen
e) Angabe über zahlenmäßige Gef.Stärke d. Komp. unmöglich
f) Werbestellen unter c e bereits aufgeführt
g) Waffenbestände sind nicht vorhanden
h) Aufstellung über Kraftwagen und Räder lt. anliegender Aufstellung.
Batl. Depot Pockau Marterbüschel, Ltnt. Schmutzler
Komp. Depots — Meldung erfolgt bis 15. 6. 25

(zu A 7/25).

2a) Feldjustizbeamte nicht vorhanden
2b) Intendanturbeamte „ „
c) Freiwillige San.-Kolonne lt. dieser Liste
d) Tierarzt Dr. Naumann, Schlachthofsdirektor Olbernhau, Veterinär Döring, Kleinneuschönberg,
e) Kraftfahrer Offizier; Fahrer insgesamt vorhanden ca. 30 Verwendung in Abschnitt vorgesehen. Wegen andauerndem Wechsel Namenangabe nicht möglich.

3. Die Namen der selbstfahrenden Offiziere sind in der beigefügten Liste rot angekreuzt. Nachtrag der Liste erfolgt in ca. 14 Tg.
4. Betr. Übungsreise Schöneck
   a) Teilnehmer vielleicht 4—5 Herren
   b) heute noch nicht zu bestimmen
   c) Möglichkeit besteht vielleicht, genaue Angaben können noch nicht gemacht werden.

* * *

Bataillons-Befehl

Der Umstand, daß Sachsen durch den Frieden von Versailles Grenzland geworden ist, hat zur Abwehr evtl. feindlicher Einfälle zu der Notwendigkeit geführt, einen Grenzschutz zu organisieren, um die sächs. Heimat vor evtl. tschechischen Angriffen zu schützen.

Der Wehrkreis IV stellt 3 Divisionen auf und zwar:

1. Div. Chemnitz 2. Div. Königstein 3. Div. Lausitz.

Jede Division hat zwei Brigaden

1. Div. Chemnitz hat 1. Brigade in Zwickau u. 2. Brig. in Zschopau.

Während in andern Abschnitten 3 Reg. i. d. Front und 1 Reg. in Reserve liegen, müssen im Abschnitt Chemnitz der besondern Verhältnisse wegen sämtliche 4 Regimenter in der vordersten Linie eingesetzt werden.

Grenzjäger-Reg. 610 Schöneck Kdo. Oblt. Schatz
„ „ 611 Schneeberg Kdo. Major Geithner
„ „ 612 Annaberg Kdo. Rittm. Graf v. Einsiedel
„ „ 640 Sayda Kdo. Hauptmann v. Lüttichau.

Unser Reg. Nr. 640 Sayda (Hauptm. v. Lüttichau, Dorfchemnitz, Amt Mulda 136) setzt sich zusammen aus dem
rechten I. Kampfbataillon Olbernhau, Kdo. Leutn. Stolle, Olbernhau,
linken II. Kampfbataillon Neuhausen, Kdo. Max Helbig, Neuhausen,
III. Res.Bataillon Sayda, Kdo. Obltn. Preusche, z. Zt. Olbernhau

An Artillerie hat das Regmt. 1 leichte Feldbatterie,
Kdo. Oberleutnant Schuster;

Die Aufklärungskomp. d. Reg. befindet sich in Chemnitz.

An Waffen erhält jed. Infant.Komp. 100 Gewehre u. 3 l.M.G. die M.G.K. 6 Stück schw.M.G.

Kleidung vorerst privat mit Armbinde, Blatt II. möglichst Windjacke usw. später je nach Möglichkeit volle Uniform.

Zusammensetzung und Gefechts-Bereich I/640.

I/640 übernimmt lt. Reg.Befehl v. 5. 5. Geh. den rechten Kampfabschnitt;

rechte Grenze: Linie Neunzehnhain—Lauterbach—Rittersberg, Pobershau, Punkt 707, Kienhaid P. 782, Bärenalleeberg (856) einschl.

linke Grenze: Haselbach, Pfaffroda, Schönfeld, Stat. Schweinitzthal, Oberlochmühle, Katharinaberger Grund einschl.

Batl.Kommandeur: Ltnt. Stolle, Olbernhau, Ruf 72.
Adjutant: Hans Seifert, Olbernhau, Ruf 432.
N.O. bzw. O.O.: Kurt Wagner, Kupferhammer-Grünthal, Ruf 8 und 9.

Verpfl.Offizier Ltn. Schmutzler, Olbernhau, Ruf 10 Obernmühle,
Sanitäts-Offiziere Dr. Ritter und Dr. Steiner junior.

1/640 Zöblitz	Ltnt.	Börner, Sorgau,
2/640 Ansprung	„	Ulbricht, Rothenthal,
3/640 Olbernhau	„	Otto Nötzel jr., Niederneuschönberg,
M.G.K. „	„	Nebel, Olbernhau-Rungstock

Gef.Abschnitt der Kompagnien.

1. Komp.	rechte	Grenze	Kühnhaide	ausschließl.
	linke	„	Straße Rübenau Kallich	einschließl.
2. „	rechte	„	„ „ „	ausschließl.
	linke	„	Gabrielahütten	einschließl.
3. „	rechte	„	„	einschließl.
	linke	„	Katharinaberger Grund	einschließl.

M.G.K. 1 Zug (selbständig) Rübenau, d. 1. Komp. zugeteilt,
2 Züge der 3. Komp. zugeteilt.

Batl.Stab-Quartier- und Gefechtsstand:

Ltnt. Stolle (Brennerei Max Reichel, Olbernhau, Äußere Grünthaler Straße, Ruf 72).

Geschlossene Unterkünfte und Werbestellen der Kompagnien.

1. Komp.	Zöblitz	Hotel Stadt Wien	Ruf 12 Zöblitz
2. „	Ansprung	Goldene Sonne	„ 28 Zöblitz
3. „	Olbernhau	Ballhaus Löser	„ 93
M.G.K.	„	Sped. Lorenz	„ 42

Tankstellen der Bataillone:

Kraftwagenhalle Olbernhau.

Die Komp.Führer melden sofort nach Erhalt dieses Schreibens die Komp. Depots.
sowie der Führer der 1. Komp. sämtliche in Zöblitz und Ansprung sich befindlichen
Krafträder (und schwere Maschinen) und Wagen (P.S. Fabrikat, Anzahl der Sitze, offen oder geschlossen) unter besonderer Angabe, wenn Besitzer ehemaliger Offiziere und Selbstfahrer ist.

Sämtliche Herren, die diesen Batl.Befehl erhalten, geben sofort an Herrn Stolle, Olbernhau, bekannt:
Name, letzter Dienstgrad, Truppenteil, Geburtsdatum, Wohnort, Fernruf.
Sofortige Erledigung dringend erbeten.

Verteiler.		
	Batl.Kdo.	1
	Adj	1
	3 Komp.F	3
	Art.Führ.	1
	N.O.	1
	Verpfleg.	1
	M.G.O.	1
	Sa.	9 Stück

I/640
gez. Stolle,
Ltnt. u. Batl.Kdo.

ausgefertigt am:

Larissa Reißner von Jakob Altmaier

Wir haben noch keine Vorstellung von der Zukunft. Wir wissen nicht, wie der große Sieg das Antlitz der kommenden Gesellschaft und ihrer Menschen gestalten wird. Kein Maler hat es bisher auf der Leinwand geträumt. Darum sind wir an Vergangenes gebunden, wenn es uns auch kindisch und kitschig erscheint. Im Louvre hängt ein solches Bild von David, aus den Zeiten der Revolutionskriege: La rève. Verlöschendes Biwakfeuer, schlafende Soldaten; die schwarze Nacht verdrängend, dämmert der junge Tag, und in seinem Frühlicht reitet der Sieg. Andre Bilder aus jener Zeit zeigen uns die Freiheitsgöttin, mit wild wehendem Haar, in der ausgestreckten Rechten die Fahne schwingend, und hinter ihr, als wüchsen sie aus ihren Rockfalten, das Heer der Kämpfer und Sieger. Bis in die Maipostkarten unsrer Tage hat sich diese Vorstellung erhalten.

Nur in solch romantischem Bild ist Larissa Reißner zu denken. In ihr hatte die Natur ein Meisterwerk geschaffen. Sie war eine Göttin an Anmut, Schönheit und vollendeter Form. Und dieser äußere Adel war der Ausdruck ihres innern Reichtums. Das Feuer ihres Willens und ihres Wissens, die Überlegenheit ihres Humors und die Feinheit ihrer Kultur und ihres Esprits strahlten aus ihren Augen und lagen auf ihrer Stirne.

Als Tochter eines Rechtsgelehrten der Universität Königsberg wurde Larissa Reißner 1895 in Petersburg geboren. Anfangs studierte sie dort, später in Frankreich und in Deutschland. Ihre Heimat war: die Welt; ihre Liebe: das Proletariat; ihre Luft: die Revolution. Mit seltenen literarischen Fähigkeiten ausgestattet, schrieb sie im Krieg pazifistische Gedichte und Artikel für russische Zeitschriften. 1917 schloß sie sich den Bolschewisten an und entwickelte sich zu jenem unvergleichlichen Typ revolutionärer Frauen und revolutionärer Kämpfer, wie ihn die russische Revolution in die Geschichte gemeißelt hat. Da ist nichts von der Dekadenz des Berliner Salons, nichts von der erotischen Lust an Boxsport und Männerstreit. Es ist die von allen Schranken frei gewordene und gleichberechtigt in die große Front eingereihte Frau, dankbar und stolz die ihr gegebenen Werte erkennend, mutig und selbstbewußt entschlossen, der neuen Umgebung hinübergerettetes Gut zu übermitteln und zu erhalten. So hat sie während der Oktoberrevolution im Winterpalais gearbeitet. Als sie aber sah, daß der Kampf jeden Mann forderte, steckte sie sich in Männerkleider und ging, die Revolution zu verteidigen, als Soldat zur Roten Wolgaflottille. Dort schritt sie so furchtlos, begeistert und begeisternd zwischen den krepierenden Granaten umher, wie sie vorher Kunstschätze geordnet und die Soldaten mit Ehrfurcht vor diesen Werten erfüllt hatte.

Larissa Reißner hat die Kämpfe der Roten Flottille in einem Buch geschildert. Leider kennen wir es nicht, denn es gibt noch keine deutsche Übertragung. Aber wir kennen ein andres Buch von Larissa Reißner: ‚Hamburg auf den Barri-

kaden' (im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin). Der preußische Staatsanwalt hats beschlagnahmt und verboten. Damit ist uns einstweilen ein Werk von seltenem Wert entzogen. Es schildert den Hamburger Oktoberaufstand vom Jahre 1923. Ohne jede Sentimentalität, ohne jede Aufregung, ohne einen einzigen Aufschrei. Man mag politisch zu jenen Ereignissen stehen, wie man will: literarisch ist dieses Buch unerreicht. Über deutsche Revolutionsereignisse ist in deutscher Sprache bis jetzt nichts erschienen, das sich annähernd damit messen könnte. So können wir Deutschen nicht schreiben, denn wir haben für solche Dinge nicht das Auge, nicht das Ohr und nicht das Gefühl. Wir sind das Land der Kleinbürger und nicht der Revolution. Selbst dort, wo Größe ist, können wir sie nicht sehen.

In diesem Buch wird ein Bild von Hamburg und seinen Menschen gegeben. „Wie ein großer, eben gefangener, noch zuckender Fisch liegt Hamburg an der Nordsee ... Kein Tag hält seinem blassen, windigen, launischen Morgen die Treue." Da ist von den kleinen Matrosenkneipen die Rede, „in denen die letzte, verwelkte, hoffnungslos gefallene Sünde an einem mit saurem Bier begossenen Tisch einem betrunkenen namenlosen Adam für ein Butterbrot die göttlichste der Lügen — die Liebe vortäuscht". Und die Sprache Hamburgs: „Sie ist durch und durch mit der See gesättigt und salzig wie ein Klippfisch. Rund und saftig wie ein holländischer Käse, derb gewichtig und munter wie englischer Schnaps; glatt, reich und leicht wie die Schuppen eines Tiefseefisches, der unter Karpfen und fetten Aalen im Korbe einer Marktfrau, in allen Farben schillernd, langsam erstickt. Und nur der Buchstabe S, spitz wie eine Nadel, anmutig wie ein Schiffsmast, zeugt von der alten Gotik Hamburgs, von den Zeiten der Gründung der Hansestädte." Wie lebendig sehen wir das Industrie-Ufer: „Es ist ein Arbeits-Venedig. Aber seine Baumwolle, Fett und Eisen bergenden Paläste kennen keine breiten Marmortreppen und Kais; Ziegelsteine und Beton, vom giftigen Abflußwasser bespült, sind mit einem Anflug fürstlicher Schönheit bedeckt, mit blaßgrünem, grauem und rosarostigem Schimmer, der vielfältiger und wundersamer ist als Porphyr, Marmor und Malachit des großen Quattrocento. Funkelnde Kohle veredelt die graue Stumpfheit der Steinschluchten. Diese, das industrielle Hamburg umspülende Lagune kennt keine Gondeln, keine romantischen Nächte. Wie die Dogen blicken Fabrikschornsteine in die trüben Spiegel. Rauch flutet von ihren Schultern, majestätischen Mänteln gleich, und es ist nicht der goldene Ring der Adria, der sie mit ihrem grauen, kalten und beschmutzten Meer vermählt, sondern das Geheul der Schiffssirenen verkündet die Ankunft der kostbaren Rohstoffe. Im kalten Schmutz der Kanäle sind die Nereiden schon längst gestorben. Zuweilen sehen Straßenjungen ihren weißen Fischleichnam mit dem weißen Bauch nach oben, mit qualvoll aufgesperrten Kiemen im Wasser umhertreiben."

Die Augen und die Lippen, die also sahen und erzählten, sind vor kurzer Zeit für immer erloschen und verstummt — noch nicht einunddreißig Jahre alt! Die Mühseligen und Beladenen

verlieren in Larissa Reißner so viel rotes Blut wie die Literatur eine leuchtende Blüte. Es bleibt uns nur die Erinnerung an einen herrlichen Menschen und daneben das unerforschte Rätsel der Natur, die oft sinnlos und brutal ihre besten Werke jäh zu zerstören scheint. Erbärmliches Gewürm lebt, und der Stiefelabsatz meidet es erschreckt. Larissa Reißner aber ist tot! Die Welt ist kälter und ärmer geworden.

Deutsche Richter in Cairo von C. Z. Klötzel

Vor kurzem hat in Cairo ein deutscher Prozeß stattgefunden. Ein Mordprozeß, bei dem Alles rein deutsch war: die Mörder; der Untersuchungsrichter; der Staatsanwalt; der Gerichtshof; die Eidesformel; die Urteilsverkündung „im Namen des Volkes". Aegyptisch war nur der Boden, auf dem sich das Ganze abspielte, und allerdings auch der Ermordete.

Der Ermordete war ein reicher syrischer Holzhändler in Ramleh bei Alexandrien, seine Mörder zwei deutsche Strolche, die angeblich zur See fuhren. Sie waren überführt und zum größten Teil auch geständig. Es war ein ganz klarer Fall. Wenn zwei Aegypter in Nikolassee einen reichen Bankdirektor erschlagen hätten, kämen sie vor das zuständige deutsche Gericht und empfingen dort ihre Strafe — von einem ganz gewöhnlichen Schwurgericht. Deutsche Mörder in Cairo aber sind offenbar für ein aegyptisches Gericht zu schade. Ihretwegen fährt erst ein ehemaliger deutscher Generalkonsul mit arabischen Sprachkenntnissen auf Monate nach Aegypten, um die Voruntersuchung zu führen, dann folgt für Wochen ein Staatsanwalt, um die Anklage zu erheben, und schließlich siedelt ein ganzer deutscher Gerichtshof nach Cairo über, und kein Geringerer darf den Prozeß führen als Herr Heinze, verflossener deutscher Minister und gegenwärtiger Reichsgerichtsrat.

Diese Leute haben ihre Sache drüben ganz brav gemacht. Da die Angeklagten keine Herren Fememörder waren, zeigte die ins Ausland exportierte deutsche Justiz keine wesentlichen Mängel und verknackte die beiden Burschen zu genau so vielen Jahren Zuchthaus, wie man in Deutschland in ähnlichen Fällen zu verhängen pflegt, es sei denn, daß patriotische Motive den Ausschluß der Öffentlichkeit und der strengen Rechtsanwendung erfordern. Und es bleibt nur die Frage, wie in aller Welt möglich war, daß für ein auf aegyptischem Boden an einem aegyptischen Staatsangehörigen verübtes Verbrechen ein deutsches Gericht zuständig wurde — so zuständig, daß es sich unter Erzeugung riesiger Spesen und Erregung heftigen Aufsehens auf dem Boden einer fremden Souveränität etablieren mußte.

Hier ergibt sich nun, daß die juristische Harmlosigkeit der Sache reichlich überkompensiert wird durch ihre politische Bedenklichkeit. Dieser Syrier in Ramleh starb manchen Kreisen des Auswärtigen Amtes sehr gelegen. Seine Mörder haben nach Ansicht mancher Leute dem Deutschen Reich einen unbeabsichtigten, aber recht wertvollen politischen Dienst erwiesen. Denn wie lange hätte es ohne sie noch dauern können, bis man durch einen Reichsgerichtsrat in der roten Robe nebst

Beisitzern und Staatsanwalt das Schauspiel eines deutschen Konsularobergerichts hätte aufführen können? Zum Zeichen dessen, daß Deutschlands Prestige in der Welt wieder in altem Glanz zu strahlen beginnt, dank der Schneidigkeit seines A. A.

Worum handelt es sich?

Vor dem Kriege galten in Aegypten wie in der Türkei, in Persien und in China die sogenannten „Kapitulationen", auf Grund deren diese Länder den Angehörigen europäischer Großmächte gegenüber auf gewisse Souveränitätsrechte, besonders auf das der Gerichtsbarkeit, verzichteten. Dieser Verzicht war erzwungen worden, weil es in diesen Ländern angeblich oder wirklich an einem kodifizierten Recht „in europäischem Sinne" mangelte. Zufolge des Versailler Vertrages verzichtete Deutschland auf seine Ansprüche aus den Kapitulationen. Es ist dies eine jener gar nicht seltenen Bestimmungen des Friedensvertrages, die eine ganz andre Wirkung gezeitigt haben, als ihre Verfasser beabsichtigten. Beabsichtigt war, Deutschlands Prestige dadurch bei den Ostvölkern zu schädigen. Tatsächlich aber hat sich bei den Vorgängen in China erwiesen, daß Deutschland dank seinem Verzicht auf Vorrechte, die andre Staaten weiterhin erzwingen, einen außerordentlichen Gewinn an politischen Sympathien einheimsen konnte. Der gleiche Vorgang hat sich übrigens in Persien ereignet, wo Sowjet-Rußland große Sympathien genießt, weil es sehr klug auf alle ideellen und materiellen Vorrechte verzichtet hat, die es als Rechtsnachfolgerin des zaristischen Rußland hätte geltend machen können.

Die Leiter unsrer Außenpolitik scheinen aber mehr Wert darauf zu legen, gleichberechtigt unter den Bevorrechtigten zu sein, als den Benachteiligten Gleichberechtigung zu gewähren. Man hat mit Aegypten Verhandlungen gepflogen und ist höchst stolz auf das Ergebnis: die Wiederherstellung der deutschen Konsulargerichtsbarkeit. Es entzieht sich meiner Kenntnis, was die aegyptische Regierung dazu bewogen hat, diesen Schritt rückwärts zu tun — aber daß er nicht geeignet ist, Sympathien für und Vertrauen in Deutschland zu erwecken, liegt auf der Hand. Schon zeigen sich auch die Rückwirkungen: China, ohnehin verletzt durch das takt- und sinnlose Geschrei deutscher Kolonial-Annexionisten nach der Wiedererlangung Kiautschous, fühlt sich beunruhigt. Denn wer in Aegypten „Kapitulationen" erlangt, wird sie auch in China wollen.

Die deutsche Republik hat Grund genug, Alles zu vermeiden, was auch nur den Schein erweckt, als wünschten wir in die innern Verhältnisse andrer Länder einzugreifen. Wir haben so laut über flagrante Verletzungen unsrer Souveränität geschrien: wie kommen wir dazu, jetzt in die Rechtssphäre andrer Staaten einzudringen? Abgesehen davon, daß man Vergleiche zwischen der Rechtssicherheit in Deutschland und der andrer Länder außer Ungarn zur Zeit lieber nicht herausfordern sollte, ist kein Deutscher gezwungen, nach Aegypten zu gehen und dort Dummheiten zu machen. Tut ers, so mögen die Aegypter ihn aburteilen — es ist kein deutscher Reichsgerichtsrat dazu nötig.

Oft wird darüber geklagt, die deutsche Politik werde zwangsläufig von der Frankreichs und Englands bestimmt. In

der Frage der Kapitulationen war die Möglichkeit gegeben, eigne Wege zu gehen, sich deutlich vom Kolonialimperialismus jener beiden Staaten abzuwenden. Man hat sich statt dessen bemüht, bei erster Gelegenheit es ihnen zwar nicht an Macht, aber an Machtgelüsten gleichzutun. Für den Kitzel, irgendwo in der Welt wieder „Kapitulationen" aufrechtzuerhalten, opfert man bedenkenlos bereits erworbene wertvolle Sympathien. Und nennt das: Politik.

Die Kosten dieser Politik zahlen wir. Der Riesenbetrag, den die Reise der Herren Heinze und Genossen nach Cairo gekostet hat, stellt noch den geringsten Posten dieser Rechnung dar.

Prostitution von Margot Klages-Stange

Es ist in Deutschland noch immer eine heikle Sache, das Thema „Prostitution" öffentlich zu behandeln. In andern Ländern, besonders in Skandinavien, betätigt man eine freiere und gesundere Anschauung der Dinge. Den Nutzen von dieser Volksaufklärung hat die Volkshygiene, denn Prostitution und Geschlechtskrankheiten sind nun einmal nicht von einander zu trennen.

Ein umfassendes Material über Diejenigen, die „auf die Straße gehen", existiert auch heute noch nicht, kann nicht existieren, weil nur die gewerbsmäßigen Prostituierten durch Statistiken zu erfassen sind. Das sind entweder Frauen, die sich durch ihr Benehmen der Sittenpolizei bemerkbar gemacht, oder Frauen, die sich freiwillig, ohne viel Federlesens, der Kontrolle unterworfen haben. Weit größer ist selbstverständlich die Zahl jener Prostituierten, die dem Auge des Gesetzes, auch wenn es noch so wachsam ist, stets entgehen. In Berlin sind gegenwärtig rund 9000 Prostituierte „unter Kontrolle"; man schätzt aber ihre Gesamtzahl, die heimlichen Straßengängerinnen eingerechnet, auf etwa 100 000. Diese nackten Ziffern schon beweisen, wie es in Wahrheit um die Prostitution bestellt ist.

Die Hauptmasse der gewerbsmäßigen Kontrollmädchen kommt aus dem Dienstbotenstande. Das Mädchen vom Lande — und die meisten Hausangestellten stammen nicht aus der Großstadt selber — hat vom Geschlechtsleben recht naive Anschauungen. Da drohen denn venerische Ansteckungen, und in vielen Fällen haben sie den Verlust der Stellung zur Folge. Die Verpflanzung vom Lande in die Stadt bringt ferner eine einschneidende Änderung der Lebensgewohnheiten mit sich. Oft hat das Mädchen Keinen, dem es sich anvertrauen kann, und das Anlehnungsbedürfnis führt es auf Abwege. Das Lohn reicht fast nie aus, um einem in der Großstadt gesteigerten Schmuckverlangen zu genügen, und so wird das fehlende Geld „auf anderm Wege" beschafft. Im Durchschnitt darf man annehmen, daß die Hauptzahl der Prostituierten aus den untern Volksschichten hervorgeht.

Unter den Arbeiterinnen stellen die ungelernten Kräfte den höchsten Prozentsatz. Choristinnen, Ballettmädchen, Bardamen sind großenteils von vorn herein auf einen „Nebenverdienst" angewiesen, da sie mit ihrem Gehalt unmöglich auskommen können. Ähnlich verhält es sich in der Konfektion. In flauen Zeiten, wenn die Sparmaßnahmen der Betriebe eine Reduzierung des Personals nach sich ziehen, wächst das Kontingent der Prostitution. Viele Mädchen finden den Weg zur Arbeit dann nicht mehr zurück; größer aber ist doch die Zahl derer, die sich bei Besserung der Konjunktur willig dem Arbeitsmarkt wieder zur Verfügung stellen.

Die nächste Kategorie — die freilich der gewerbsmäßigen Prostitution nur einen geringen Bruchteil stellt — sind die Verkäuferinnen und Stenotypistinnen. Ihr Berufsleben entzieht sie dem Elternhaus. Dazu entwickelt der wirtschaftliche Kampf zwischen den beiden Geschlechtern in der Frau oft die Anschauung: was dem Manne recht ist, ist mir billig, und so sieht sie ihr natürliches Recht im außerehelichen Verkehr. Das ist weit über den Rahmen der eigentlichen „Prostitution" hinaus der Fall. Virginität bis zur Ehe hat in den Großstädten aufgehört zu existieren. Diese Entwicklung hat seit dem Kriege rapide Fortschritte gemacht, da die Zahl der Mädchen, die „unter die Haube kommen", ziffernmäßig stark gesunken ist. Vor dem Kriege kamen in Deutschland auf 1000 Männer 1024 Frauen. Nach dem Kriege war die Spanne 1000 : 1084, in den wichtigsten Altersklassen von 15 bis 20 Jahren sogar 1000 zu 1116. So sind fast 2½ Millionen Frauen verurteilt, ledig zu bleiben, also außerehelichen Verkehr zu suchen. Die große Gefahr dabei ist die Zunahme der Geschlechtskrankheiten, bedingt durch die wachsende Ziffer der sich gelegentlich prostituierenden Frauen.

Nach einer Berliner Statistik von 1924 entfielen von 625 Mädchen, die zum ersten Mal unter Kontrolle gestellt wurden, auf Hausangestellte 29,3 Prozent, auf Arbeiterinnen 30 Prozent. Im Einzelnen rekrutierten sich diese Mädchen aus folgenden Berufen:

Hausangestellte	183
Kaufmännische Angestellte	50
Verkäuferinnen	32
Angehörige des Bekleidungsgewerbes	85
Arbeiterinnen	188
Kellnerinnen und Bardamen	20
Wäscherinnen und Plätterinnen	12
Friseusen	9
Bühnenangehörige	18
Händlerinnen	3
Pflegerinnen und Krankenschwestern	3
Geschäftsinhaberinnen und Geschäftsführerinnen	3
Malerinnen	2
Sprach- und Klavierlehrerinnen	3
Telegraphistinnen	1
Reisende	1
Bis dahin ohne Beruf	12
zusammen	625

Wo der Begriff der sich gewerbsmäßig prostituierenden Frau anfängt und aufhört? Verstehen wir unter einer Prostituierten eine Frau, die sich wahllos gegen Entgelt jedem Manne hingibt — wie ist dann der Unterschied abzugrenzen gegenüber jenen Frauen, die sich gelegentlich prostituieren, um ihr Luxusbedürfnis zu befriedigen? Auch strebt ja heute die gewerbsmäßig Prostituierte energisch danach, sich einen „festen Kundenkreis" zu schaffen, verliert also mehr und mehr ihr typisches Merkmal: Wahllosigkeit. Wiederum würde man niemals wagen, viele Frauen, die mit verschiedenen Männern verkehren, „Prostituierte" zu nennen. Zweifellos hat die allgemeine oekonomische Lage eines Landes auf die Prostitution den größten Einfluß. Je besser die wirtschaftlichen Verhältnisse sind, desto besser sind auch die Chancen der Straßenmädchen, denn leicht verdientes Geld gibt der Mann rascher aus als mühsam erspartes. Diese Anpassung der Prostituiertenkurve an die wirtschaftliche Situation ist zwar ziffernmäßig nicht zu belegen, wird aber deutlich in der wachsenden Zahl der Geschlechtskranken. Die ebenfalls gleich verlaufenden Kurven des Alkoholverbrauchs und der durch Alkoholismus hervorgerufenen Verbrechen sind wichtig wegen der engen Beziehung des Alkoholismus zum Venerismus.

Notwendige Folge aller dieser Erscheinungen ist eine gesteigerte und vernünftiger als bisher basierte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Vorbildlich sind in dieser Beziehung die Bestimmungen in den skandinavischen Ländern, wie sie der Berliner Arzt Dr. Hans Haustein in seiner bemerkenswerten Broschüre über ‚Geschlechtskrankheiten und Prostitution in Skandinavien' mitteilt. Meldepflicht und Behandlungsfreiheit sind die Grundlagen des nordischen Systems. Der Einwand, der in Deutschland von manchen Kreisen gegen das Verlangen nach Behandlungsfreiheit erhoben wird, daß nämlich die Kosten zu hoch seien, kann nicht gelten, wenn man die enorme Auswirkung bedenkt. Nach einer Berechnung von Dr. Wilhelm Grumbach würden die jährlichen Gesamtkosten in Deutschland etwa 50—60 Millionen Mark betragen, eine Summe, die erschwinglich sein sollte. Auch die Zeitungs- und Schulpropaganda, die in den nordischen Ländern seit langem eine große Rolle spielt, trägt erheblich zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten bei. In Schweden, zum Beispiel, hat sich das neue System so bewährt, daß, trotz Aufhebung der polizeilichen Kontrolle über die Straßenmädchen, gegenüber den Jahren 1913/14 bei der Syphilis ein Rückgang der Erkrankungsziffer um 75 Prozent zu beobachten war! Der Fortschritt in jenen Ländern ist ungeheuer. In Schweden bestehen nicht weniger als drei sogenannte Welanderheime, das sind Pflegeheime für syphilitisch geborene Kinder. In Deutschland, das fünfmal so viel Einwohner hat wie Schweden, Norwegen und Dänemark zusammen, existiert zurzeit kein einziges Welanderheim! 1909 wurde zwar in Friedrichshagen bei Berlin eins gegründet, aber 1922 „wegen unüberwindlicher materieller Schwierigkeiten" wieder aufgelöst. Ohne Systemwechsel werden wir da nicht vorwärtskommen.

Rembrandts Kinder von Wilhelm Hausenstein

Aus einem ‚Rembrandt', der dieser Tage in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erscheint, eine Probe.

Es werden von Saskia Kinder kommen. Sie werden sein. Aber sie werden sterben, eins nach dem andern. Im Dezember 1635 wird Rumbartus getauft; er trägt den Namen nach Saskias Vater. Man hat vorgeschlagen, sein Bildnis in dem Ganymed zu Dresden zu finden, der ein barockes Mannekenpis ist. Am 22. Juni 1638, am 29. Juli 1640 wird je eine Cornelia getauft. Alle drei sind alsbald nach der Geburt gestorben. Nur Titus, am 22. September 1641 getauft, wird leben. Aber auch er wird bei jungen Jahren sterben, siebenundzwanzig Jahre alt: nicht in romantischer Haltung, sondern mit der traurigen Ironie des Unschuldig-Siechenden, ein entsetzlich Desillusionierter, der noch die Kraft behalten hat, gegen den Urheber seines Schicksals nichts als zärtlich zu sein — gegen seinen Vater.

Denn er, Rembrandt, wird es sein müssen, der den Kindern mit dem Keim des Lebens den der Zerstörung eingab. Wohl ist Saskia nicht von starker Rasse. Sie enthält als holländische Bürgerin zwar auch das Plebejische, wie dies ganz Land von plebejischer Substanz und Form ist, und Rembrandt gewahrt an ihr gelegentlich sogar eine Art vulgärer Derbheit, etwa in dem Dresdner Bild der grinsenden Saskia, wenn dies Bild nicht besser eine Metamorphose nach Rembrandts eignem Bilde geheißen wird. Aber eher ist Saskia doch dem Grazilen nahe als dem Rüstigen und Widerständigen. Die Puppe auf dem Schloß des Rembrandt ist gewiß das treuere Bildnis. So könnte man denken, sie sei nur nicht vermögend gewesen, die zeugende Kraft des Rembrandt mit einer ebenbürtigen Kraft der Mütterlichkeit auszugleichen und Kinder von großer Lebenskraft zu bringen. Man ist sogar, aus einer instinktiven Abneigung gegen diese Gattin, in Versuchung, sie als eine Frau zu denken, die aus sich selbst überhaupt keine breite Mütterlichkeit vermag, vielmehr, wie sie ein wenig Hexe zu sein scheint, den eignen Kindern einen frühen Tod bedeutet; als wäre sie eine Frau aus dem Märchen, auf der ein Fluch oder wenigstens eine Ungnade lastet... Man würde also im Gefühl vielleicht in solchem Sinne entscheiden, wäre nicht die andre Tatsache: daß auch von der gesunden und robusten Bauernmagd Hendrickje ein Töchterchen geboren werden wird, das stirbt.

Die Trauerspiele der kaum geborenen Kinder müssen ihre Herkunft wohl in Rembrandt haben. Gleichgültig, wie diese Herkunft gewesen wäre. Es ist genug, zu begreifen, daß er der Urheber ist, der zugleich zerstört. Malt er nicht auch, wie er Kinder zeugt? Sind seine Hände und Augen und die frommen Brünste seines Geistes nicht wie seine Lenden? Er malt; er malt, auch er, mit Ruhe, mit Methode, mit Gleichmaß. Jählings kommt der Moment, wo es ihn verdrießt; jählings kommt der Moment, wo es ihn zum Wüsten hinreißt, das aber leicht auch das Höhere sein könnte; er nimmt den in dicke Farbe getauchten Pinsel und fährt in rasenden Hieben über das schon

fein gemalte Bild, unter unbegreiflichem Zwang, außer Verantwortung, zerreißend, verwüstend, und dennoch zum höhern Zwecke einer Auflösung ins Unendlich-Schöne... Es ist genug, in diesen Voraussetzungen zu denken, die seine Art bezeichnen; so ist er „verfaßt". So hat ihn Gott gemeint: als einen Menschen, der fast nach Gottes Vorbild schöpfen kann, aber, da er doch nur ein Mensch ist, dazu verdammt sein muß, das Geschöpfte wieder zu zerreißen. Und ist es nicht wahr: je mehr ein menschlicher Genius schöpferisch ist, je mehr das Schöpferisch-Zeugende ihn ausmacht, je mehr es seine Natur ist, desto mehr auch wird er gezwungen, auszuwischen, was er gezeichnet hat? Das „Malerische" ist bei Rembrandt kein Zufall; sein Schicksal selbst gebraucht das Malerische, um den festen Stand des Geschaffenen umzuwerfen; das Malerische ist der notwendige zerstörende Orkan. Doch nicht nur so: das Malerische ist auch von Anfang an Prinzip des Schöpfens — damit es, da Menschenwerk getan wird, von Anfang an im Flüchtigen, Lockeren, Vorübergehenden des bloßen Gleichnisses der Schöpfung bleibe; dies Vorübergehende allein, das im Malerischen bekundet ist, kann die Ewigkeit des menschlichen Werkes bedeuten, denn mehr ist nicht vergönnt. Aber wie sehr ist dies Vorübergehende doch das wahrhaft Schöpferische! Jene Andern, die mit klassischer Festigkeit zeichnen, um für den Bestand zu sorgen, sind Toren. Ihre Figuren sind deutlich; aber auch darin büßen sie ja das Leben ein; sie werden künstlich; sie sind geronnen. Besser noch, mit dem Traurigsten der Romantiker das malerische Chaos zu vermögen und daraus die vorübergehende Gestalt emporzuziehen...

Baal von Alfred Polgar

Mit ‚Baal', dramatische Biographie in dreizehn Bildern von Bertolt Brecht, wurde das ‚Theater des Neuen' von den Schauspielern der Wiener Josefstadt unter Führung von Herbert Waniek eröffnet. Zur Eröffnung der Eröffnung spielten die Spieler — denen es mit dem neuen Theater Ernst ist — eine kleine Szene, in der sie sich über diesen Ernst lustig machten und die Terminologie neuerer Kunst- und Weltanschauung zärtlich belächelten. Der Homolka spielte den Homolka, der Thimig den Thimig und so weiter, Jedem war der eigne Leib auf die Rolle geschrieben, als Ort des Gesprächs erschien das Bureau des Josefstädter Theaters, und allgemein war die Überraschung, wie geistig, gesittet und formuliert es dort zugeht. Das Vorspiel — vermutlich gedacht als Puffer zwischen einem sehr gestrigen Publikum und einer sehr heutigen Zumutung — ist lustig, leicht pointiert, und wenn es nicht von Friedell ist und nicht von Hofmannsthal, ist es wahrscheinlich von Beiden. Gewünschter Effekt wurde erzielt: die Zuhörer waren gewissermaßen weich beledert, als sie den dramatischen Stoß empfingen.

Baal ist ein Kerl, der über seine eignen Ufer getreten ist. Er hat keine Grenzen. Er ist Kraft, die jede Form,

in der sie sich manifestiert, sprengen muß. Was bezweckt die Schöpfung mit solchem Überprodukt, das doch nicht wäre, hätte es nicht Sinn und Bestimmung? Baal ist stark; und böse, denn kein Tropfen Demut ist in seiner Stärke. Er hat so was wie: Welt-Koller. Unverschmolzen sind in ihm Natur und Geist. So taugt er schlecht zur zivilisierten Gemeinschaft, die beide nur als Kulturmischung, in vorsichtiger Dosierung, verträgt. Baal ist eine Kreuzung aus Tier und Übermensch, in der Tat also: ein Unmensch. Entsprechend solcher Komposition wird er von zwei elementaren Trieben beherrscht: dem Drang nach Lust... und dem, hinter den Sinn geschaffner Welt (mit Baal in ihr) zu kommen. Deshalb frißt und schlingt er große Quantitäten Weib, die Qualität ist ihm gleichgültig, seine Verdauung tadellos, seine unsentimentale Einstellung zum Geschlecht so niederträchtig wie beneidenswert; und ist zwischendurch gierig danach aus, ein Endchen Fadens zu verwischen, an dem man ziehen müßte, um den wirren Knäuel der Erscheinungen aufzulösen. Baal endet, wie er gelebt: tierhaft-einsam, kompromiß- und lügelos. Ein starkes Bild, wie der Sterbende hinauskriecht in den Wald, unter den Sternenhimmel, ins All und Nichts. Heimkehr eines wunderlichen Sohns der Natur zu Muttern.

Solche Abnormität — obwohl ihr ein Lebender Modell war — lebendig zu gestalten, ihrem Weg, der keiner ist (sondern ein Bleiben und Sinken auf dem Fleck durch die eigne Schwere), dramatischen Ablauf zu geben, gelingt den dreizehn Bildern nicht. Immerhin steht hier, zum ersten Mal, auf der Bühne ein Exemplar Mensch, dem das Dasein an und für sich Schicksal, die Funktion: Leben das tollste Erlebnis ist. Da steckt die neue Tragik (und auch die Komik) der Figur.

‚Baal', ob als Theaterstück gekonnt oder nicht gekonnt, beglaubigt Brechts dichterische Potenz. Durch Dunkelheit leuchten Genieblitze. Und vom „Finsterniswind", der die Erdbeben begleitet, weht ein Hauch um die Erscheinung: Baal. Das Problematische des Bodens, aus dem die Genie-Probleme und überhaupt die Probleme wachsen, wird angerührt; mit Worten von großer Kraft und Prägnanz. Heikel ist Brecht nicht, sein Humor gefährlich unzahm. Ein Raubspaßvogel.

Homolka hat den niedrigen Ton für den gemeinen, den dunkeln, getragenen Ton für den ungemeinen Baal. Ob der Zusatz von Weichem, den er der Figur gibt, ihr gebührt, weiß ich nicht. Jedenfalls sind Baal-Homolkas stärkste Augenblicke die, wo ihm was Wehes in die Brust und in die Stimme steigt.

Herbert Wanieks Regie gibt jedem der dreizehn Bilder Tiefendimension, sowohl optisch wie geistig. Die Szenen haben bei aller wuchtigen Realität etwas fließend Spukhaftes, von gemeiner Wirklichkeit Gelöstes.

Am stärksten geriet der Auftritt mit dem Abtritt. Wie wunderlich. Friedell in Erregung vor einer Klosettür zu sehen, einen säumigen Kabarattier heraustrommelnd! Verkehrte Welt.

Die Zuhörer, wenn auch nicht überwältigt, waren doch so gebannt, daß sie vergaßen, ihre mitgebrachte Ironie auszupacken.

Französische Wirtschafter von Morus

I.

Horace Finaly

Als im Frühjahr 1925 Caillaux in das Finanzministerium einzog, entdeckte er auf dem ersten Rundgang durch die **Räume seines Ministeriums in einem abgelegenen** Winkel ein Büro, das merkwürdigerweise nicht mit Beamten besetzt war. In aller Harmlosigkeit wurde dem neuen Minister mitgeteilt, daß dort ein Herr der Banque de Paris et des Pays-Bas arbeitete. Clementel, der Vorgänger des Herrn Caillaux, hatte dieses Büro dem Generaldirektor der Banque de Paris et des Pays-Bas, Horace Finaly, zur Verfügung gestellt, und Herr Finaly hatte seinen Direktor Rein dort einquartiert, um die französische Regierung in ihren schweren Finanzsorgen jederzeit beraten zu können. Die erste Tat des Herrn Caillaux war, daß er Herrn Finaly mitsamt Herrn Rein aus dem Finanzministerium hinaussetzte. Aber diese Tempelreinigung kam dem neuen Tresorier teuer zu stehen. Auch wenn Caillaux bessere Vorschläge zur Sanierung des Budgets und des Franc gemacht hätte, wäre nicht leicht gewesen, den Kampf mit dem mächtigsten Pariser Großbankier aufzunehmen. Caillaux bekam das sehr schnell zu spüren. Schon bei dem Versuch, die erste französische Goldanleihe aufzulegen, versagten die Großbanken die Gefolgschaft. Bald setzten in den der Hochfinanz gefügigen Blättern die Angriffe gegen Caillaux ein, und als Caillaux auch nach seinem Mißerfolg in Amerika noch zögerte, gutwillig von der Bildfläche zu verschwinden, leitete Finalys Vertrauensmann, de Monzie, höchstpersönlich die Attacke. Nach wenigen Tagen war Caillaux erledigt. Finaly hatte gesiegt.

Wer ist der Mann, der das zuwegegebracht hat? Die internationale Bankwelt nennt seinen Namen mit Bewunderung, die Pariser Börse zittert vor ihm, aber das große Publikum kennt ihn kaum. Horace Finaly gehört nicht zu den zehn Lokalgrößen, die in keiner Montmartre-Revue, in keinem Cabaret und in keiner Pariser Wochenschrift fehlen dürfen. Er hält streng darauf, in den Kreisen der Mächtigen mit gebührendem Respekt behandelt zu werden; aber zu oft in der Öffentlichkeit genannt zu sein, ist nichts für einen Geldmann, der höhere Ziele hat als ein Deputiertenmandat oder gar ein Ministerportefeuille.

Und erst recht nichts für Jemand, dessen Anfänge ein wenig im Dunkel liegen. Tüchtige Geographen behaupten mit aller Bestimmtheit, daß die Heimatstadt des Generaldirektors der Banque de Paris et des Pays-Bas Budapest sei, andre Forscher wollen seine Wiege etwas weiter nördlich ansiedeln, sprechen ihm eine hochfeudale Abstammung zu und machen ihn zu einem Urenkel der Wiener Rothschilds. Sicher wohl ist, daß seine erste Reise nach Paris weit, und daß seine Familie wohlhabend genug war, um ihm die ersten Schritte zu erleichtern. Vielleicht wäre auf dem Boden der k. u. k. Doppelmonarchie aus Horace Finaly einer der ganz großen, weithin sicht-

baren Kriegs- und Inflationsgewinnler geworden. Aber zu der Zeit, als Wien und Budapest solche Chancen boten, hatte sich Finaly schon längst in seiner Wahlheimat akklimatisiert und in der gemäßigten Temperatur Frankreichs seinen Weg gemacht. Nicht im Eilmarschtempo, aber doch in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte er sich zu einer leitenden Stellung bei einer großen und angesehenen Pariser Bank emporgearbeitet.

Die Banque de Paris et des Pays-Bas gehörte nicht zu der ältesten Generation der französischen Bankgesellschaften, stand auch nach ihrem Geschäftsbereich weit hinter den drei ganz großen Instituten: der Société Générale, dem Crédit Lyonnais und dem Comptoir d'Escompte National, hatte aber Ansehen und Patina genug, um den französischen Ansprüchen an Tradition und Reputierlichkeit zu genügen. Ihre Gründung fällt in die ersten Jahre nach 1870, als unter der dritten Republik eine Anleihebewegung zur vorzeitigen Bezahlung der Kriegskontribution und damit zur Befreiung der von Deutschland besetzten Gebiete einsetzt, wovon die Banken selbstverständlich profitieren. Das Tätigkeitsfeld der Banque de Paris et des Pays-Bas erstreckt sich, wie der Name sagt, besonders auf Holland, sodann auf Belgien und die französische Schweiz. Schon vor 1914 zählt sie zu den führenden Unternehmungsbanken, die das Gründungs- und Finanzierungsgeschäft als Spezialität betreiben. Doch das große Rennen machen die drei überragenden Depositenbanken, die mit ihren zwölfhundert Filialen die Ersparnisse der französischen Bevölkerung aufsaugen, um sie, unter dem Schutz der Bank von Frankreich, in Wechselkrediten, in Industrieobligationen und vor Allem in heimischen und ausländischen Staatsrenten anzulegen.

Mit dem Krieg ändert sich die Situation. Die Milliarden, die der Staat sich als Anleihe und aus Schatzwechseln verschafft, fließen in Form von Heeresaufträgen der Industrie zu. Für die Banken wird lohnender, mit den Kriegsgewinnern eng zusammenzuarbeiten. Der Kampf um die Führung in der Wirtschaft, der in Deutschland sich sehr schnell zugunsten der Industrie entscheidet, findet in Frankreich keine so eindeutige Lösung. Die Industrie ist schwächer, das Finanzkapital widerstandsfähiger, und so gelingt nur wenigen Großindustriellen, namentlich Schneider-Creusot, sich vom Finanzkapital zu emanzipieren und sogar mit eignen Hausinstituten die Front der Banken zu durchbrechen. Gegenüber der kleinern und mittlern Industrie behauptet sich das Bankkapital. Einer der ersten Finanziers, die diesen Umschwung erkennen und ihn zu nutzen wissen, ist Horace Finaly. Als die großen Depositenbanken den Vorgang bemerken und sich auf das Industriegeschäft einstellen, ist die Banque de Paris et des Pays-Bas ihnen um etliche Nasenlängen voraus.

Finaly, einer der besten Kenner des internationalen Geschäfts, hat die Witterung für das Kommende. Seine heimatlichen Beziehungen weisen ihn dorthin, wo gleich nach dem Kriege der große Run des französischen Finanz- und Industriekapitals einsetzt: in die oesterreich-ungarischen Nachfolgestaaten. Die Grundlage dafür bietet ihm die große Pariser

Filiale der Oesterreichischen Länderbank. „Zum Schutz der französischen Interessen" übernimmt Finaly an der Spitze eines Bankenkonsortiums die Reorganisierung der Bank. Dieser Interessenschutz wird so durchgeführt, daß man aus dem Wiener Institut eine französische Bank macht, den Hauptsitz nach Paris verlegt und die ehemalige k. k. Privilegierte Bank der Oesterreichischen Länder in eine Banque de Pays de l'Europe Centrale umwandelt. Mit ihren hundert Millionen Francs Kapital und ihrer weitverzweigten alten Organisation ist diese Bank in der Tat eine der wichtigsten Wirtschaftszentren der Nachfolgestaaten geworden oder richtiger: geblieben, nur mit dem Unterschied, daß die Geschäftsleitung jetzt unter der persönlichen Oberaufsicht Finalys steht.

Das zweite große Aktionsfeld, dessen Bedeutung Finaly erkannte, und in das er sich, nicht ohne kräftigen Ellenbogendruck, hineinbegab, war das Petroleum. Hier war freilich die Welt schon vergeben, als Horace Finaly sie entdeckte. Die beiden gigantischen Mächte, die die Ölproduktion aller Erdteile kontrollieren: die amerikanische Standard Oil Company und die englisch-holländische Royal Dutch-Shell Company, vermochte ein französischer Finanzmann nicht zu sprengen, und noch viel weniger konnte er wagen, was Stinnes vergeblich versucht hat, und was auch französischen Wirtschaftspolitikern vorschwebte: den beiden Weltmächten eine dritte, gleichwertige an die Spitze zu stellen. Finaly konnte nur zwischen England oder Amerika optieren und sich, ebenso wie in Wien Siegmund Bosel, in das gegebene Kräftesystem einordnen. Seine Bankverbindungen wiesen ihm den Weg nach Amerika. Als nach Clemenceaus und seines Petroleumspezialisten Henry Bérengers Sturz der Versuch der Royal Dutch, die gesamten französischen Petroleuminteressen in die Hand zu bekommen, gescheitert war, holte die amerikanische Konkurrenz, Rockefellers Standard Oil, zu einem Gegenschlage aus. Im Oktober 1920 wurde, als Tochtergesellschaft der Standard Oil, die Compagnie Standard Franco-Americaine gegründet, die als ersten Erfolg bald eine wichtige Konzession auf französischem Boden: die Erlaubnis zu einer Rohrleitung von Le Havre nach Paris erlangte. Als französischer Mittelsmann diente den Amerikanern Horace Finaly. Die Banque de Paris et des Pays-Bas wurde in den Rang eines Emmissionsinstitutes für die Rockefeller-Gruppe erhoben. Kein Wunder, daß Horace Finaly auf seiner Amerika-Reise mit fürstlichen Ehren empfangen wurde. Seitdem ist den Amerikanern gelungen, die Engländer auf dem Felde der französischen Ölpolitik mehr und mehr zurückzudrängen. Und wenn sich bewahrheiten sollte, daß unmittelbar nach dem Abschluß des neuen französisch-türkischen Syrien-Vertrages die Türkei der amerikanischen Standard Oil eine Konzession für ihre gesamten Ölfelder gegeben hat, so dürften auch dabei Rockefellers französische Bundesgenossen nicht ganz untätig gewesen sein.

Die amerikanischen Verbindungen der Banque de Paris et des Pays-Bas haben Finaly zu einem Vorkämpfer der Verständigung mit Sowjet-Rußland gemacht. Es waren gewiß nicht

politische Sympathien des französischen Großkapitalisten zu den Bolschewiki, sondern die Bemühungen, für die Standard Oil einen Teil der südrussischen Naphtaquellen zu erobern. Die großen Petroleumbesitzungen Rothschilds in Rußland waren schon vor dem Kriege an die Royal Dutch übergegangen. Wenn Finaly sich jetzt bemüht, den englischen Petroleumkapitalisten in Rußland den Rang abzulaufen, arbeitete er also auf eingesessenem, altfranzösischem Kapitalistenterrain. Gewissermaßen ist es für ihn, als einen Abkömmling der Rothschilds, sogar eine Familienangelegenheit. Um ja in Rußland nicht zu kurz zu kommen, hat Finaly für die Aufnahme der russisch-französischen Wirtschaftsverhandlungen sehr lebhaftes Interesse gezeigt. Sein Wunsch ging dahin, man möge erst einmal die französischen Wirtschafts- und Finanzleute sich mit den Sowjet-Vertretern allein an einen Tisch setzen lassen: die Regelung der Schulden und der andern Probleme, die von Staat zu Staat gelöst werden müßten, würden nach diesem Präludium viel leichter vor sich gehen. Am Quai d'Orsay hat aber dieser allzu freundliche Vorschlag keine Gegenliebe gefunden, und Philippe Bertholot, der Generalsekretär des Außenministeriums, hielt schon für sicherer, selbst die französischen Interessen wahrzunehmen, als diese Aufgabe Horace Finaly zu überlassen. Immerhin kann Herrn Finaly zur Beruhigung dienen, daß der bisherige Minister für Öffentliche Arbeiten de Monzie den Vorsitz der französischen Delegation und die Gesamtleitung der französisch-russischen Verhandlungen erhielt, die vor kurzem in Paris stattgefunden haben.

Als Mittelsmann zu einer der mächtigsten amerikanischen Kapitalsgruppen, als Leiter der größten französischen Gründungsbank, als Aufsichtsrat in etlichen sechzig Gesellschaften stehen heute Horace Finaly, trotz der ungewöhnlichen „Emmission", die ihm Caillaux im Finanzministerium bereitet hat, alle Amtstüren offen. Die Banque de Paris ist, neben dem Bankhaus Lazard, das Vertrauensinstitut der Regierung für Anleihen, für Stützungsaktionen, für Geschäfte, die der Staat nicht in eigne Regie nehmen kann. Aber bis Finaly es dahin gebracht hatte, war fleißige Zusammenarbeit mit Politikern notwendig. Als echter Geschäftsmann hat er sich dabei nie zu weit politisch engagiert und seine Beziehungen jeweils dort gesucht, wo die Macht war, und wo es sich lohnte. In der Blütezeit des Bloc National gehörte er zu den treuen Beratern Millerands. Als obersten Protektor seiner Ölpolitik gelang ihm den frühern französischen Botschafter in Berlin, Jules Cambon, zu gewinnen, der nach dem Kriege, trotz seines hohen Alters, zu den schweren Lasten eines Präsidenten der Botschafterkonferenz auch noch das Vizepräsidium im Aufsichtsrat der Banque de Paris et des Pays-Bas und das Aufsichtspräsidium bei der Banque des Pays de L'Europe Centrale auf sich nahm. Als die Linke aus Ruder kam, wußte sich Finaly auch auf dieser Seite Freunde und Gönner zu verschaffen. Mit Herriot, der als erster Franzose den Weg nach Sowjet-Rußland wagte, verbanden Finaly dieselben Interessen, ohne daß Edouard Herriot daraus materiellen Gewinn zog. Mit

andern Politikern des Kartells wie mit Clémentel und de Monzie, unterhält Finaly engere und anscheinend nicht ganz so platonische Freundschaften; und sollte die hohe Politik in Frankreich wieder einmal einen andern Weg einschlagen, wird Finaly gewiß keine Bedenken tragen, abermals einen kleinen Richtungswechsel mitzumachen.

Auch in den Beziehungen zur Presse, ohne die es in der französischen Hochfinanz nun einmal nicht geht, ist Finaly von einer bewunderungswürdigen Objektivität. Wie das Mädchen aus der Fremde teilt er jedem seine Gabe aus, der Rechten wie der Linken. Kleine, wie der ‚Eclair', große, wie der ‚Matin', haben seine hilfreiche Hand verspürt; aber auch den Blättern der Linken, die in den letzten Jahren emporgewachsen sind, soll er ein fürsorglicher Vater gewesen sein. Seine Objektivität geht so weit, daß selbst die neutralen publizistischen Unternehmungen, wie die Agence Havas und die Librairie Hachette, der französische Stilke, seiner Unterstützung sicher sind. Dabei ist er zu klug, sich, wie es die kleinen Geldgeber der Presse machen, in den Blättern ruhmredige Reklameartikel schreiben zu lassen. Ihm genügt, daß man über ihn schweigt und auch dann schweigt, wenn es vielleicht manches zu sagen gäbe. Deshalb findet man in der Potinière, der täglichen Klatschküche der Pariser Journale, den Namen Finaly seltener als den irgendeines andern Prominenten. Und so kommt es auch, daß er jenseits der Landesgrenzen fast völlig unbekannt geblieben ist. Aber, wie heißt es doch bei hoffungsvollen Debütanten? Den Namen Finaly wird man sich merken müssen.

Fantasia von Peter Panter

„... sattsam bekannte Ignaz Wrobel. Ja, glaubt denn dieser degenerierte Wüstensohn ..."

Völkische Zeitungsnotiz

Der Löwe hinter meinem Hause schlug kurz an.

Vom Felsgestein der sieben Lüste, das sich grade an der Wegbiegung erhob, schritt ein Mann, in einen ehemals fast weißen Burnus gehüllt, majestätisch auf mich zu. Es war Reimann-Effendi, der Führer der sächsischen Mohammedaner. „Batschari-Aleikum!", sagte ich, würdevoll die Hand auf meine orientalische Brust legend. „Wie gähds dr denn?", sagte der Effendi und holte aus seiner Toga ein Gaffegännchen, das er schlürfend leerte. „Der Name des Propheten sei gelobt!", sagte ich. „Nimm Platz und rauche diese Nargileh — wenn du ziehst, kommt Rauch; wenn du bläst, spielt sie: Deutschland, Deutschland über Alles!" Der Effendi setzte sich, zog, blies und schwieg. Die Sonne glühte, um eine Zeile zu füllen.

Der Effendi blinzelte durch die offene Tür meines Harems; leise hörte ich ihn vor sich hinmurmeln: „Eene gleene Digge hädch gern ...", aber schon tauchte der riesige Schatten meines Leibeunuchen Lissauer auf — solange er da war, konnte ich unbesorgt sein: denn was der unter den Händen hatte, wurde nichts. Um meinen Gast abzulenken, begann ich, höflich mit ihm zu plaudern.

„Habt Ihr schon einmal eine Fantasia gesehn?", fragte ich ihn. Reimann-Effendi sah mich mit listigen Äuglein an, schwenkte den Kaffee und sprach die Verse:

Dein dämliches Gefrage ehrt den gemeinen Mann — der
Majestät des Todes kann Niemand entgehn —
Wenn Sie meinen, daß Fantasia gut ist — mir soll sie nicht
zu dick sein.

Darauf sagte ich die Verse:

O Adamskind, laß nicht die Hoffnung höhnen — Fantasia
ist kein Mädchen, sondern eine Art Reitervergnügen —
Wenn ich aber Anschluß mit Damaskus bekomme — dann
kriegst du die Fantasia.

Und ich forderte „Damaskus Neunundneunzigneunundneunzig" und bekam es dreimal fast, und schließlich sah Allah-el-Telephon wohlgesinnt auf mich herab, und ich bereitete Alles vor, wie es vorgeschrieben steht in den heiligen Büchern, und wir saßen still auf unsern Matten und kratzten uns und warteten. Nur einmal unterbrach Reimann-Effendi die Stille und sprach: „Wenn die Araber 'n Geenj häddn, wär Alles v'el besser!" — und dann war es wieder still.

Mit einem Satz sprangen wir auf.

„Ululululululu —" heulte es durch die siedend-heiße Luft, und da brauste es heran. Wir stiegen uns aufs Dach und sahen hinunter auf Damaskus mit seinen Minaretts und seinem Moscheegekuppel, und dies war es, was wir sahen:

Vornweg sprengte die Reiterkavalkade der Samisischen Fischer: an der Spitze der alte Scheich Hauptmann, dem der Koran den Wein verboten hatte; hinter ihm ein Sklav' aus dem Stamme der Schmoggs; dann Thomas-al-Raschid auf einem Zauberpferd, das hatte vier Beine und kam nicht vom Fleck; dann Johab-il-Wassermann, der gern incognito ausging; dann Trebitsch, der es lieber cognito tat; danach Shaw-Effendi, der Töpfer, der mit leeren Tongefäßen gute Geschäfte machte, und Rudolf Herzog, der Schuster . . .

„Ululululululu —" heulte die Kavalkade, und Tausende von arabischen Wüstensöhnen folgten, in Staub gehüllt, nach.

Da ritt, in prächtiger Haltung, der Reichsbund der deutschen Verleger, es waren einundvierzig Mann, Ali Baba und die vierzig Andern; nach ihnen Alfred Sindbad der Seefahrer, der sieben Reisen gemacht hatte; Hedwig Scheherezade-Mahler, die sich dem Kalifen in der tausendundeinsten Nacht zum Fraße angeboten, aber er hatte gesagt: „Erzähle gottbehüte weiter!"; der junge Prinz Sternheim-al-Snob, der sich im Glanze einer Perlenkette sonnte, es war aber nur eine Perle daran; der Prinz von Theben; der Leibarzt des Kalifen, Unruh-Pascha, der Erfinder des immanenten Durchfalls; Omar-Klabund, ein vornehmer Perser, der hinter einem Steinklöpfer herjagte, weil der ihm einen Film weggenommen hatte; der junge Seeler-Hassan: der schoß, kaum wurde er unser gewahr, auf unsre Wasserpfeife, er mochte Pfeifen nicht; Abdullah Zuckermayer, der Besitzer eines berühmten Weinbergs, um den allabendlich, in der Dämmerung, die Säue grunzten; Fatme Geßlerine, eine bekannte Märchenerzählerin; der alte Kümmeltürke Bahr, der

Mohammedaner geworden war, von der letzten Bekehrung her hatte er noch ein Kreuz um den Bauch baumeln; auch zwei vermummte Gestalten bemerkte ich im Zug, die waren in weiße Tücher gehüllt, weil der Herausgeber der ‚Weltbühne' mir verboten hatte, sie anzugreifen, die alten Teppen — und so zogen sie ungenannt dahin.

Und ich reichte dem Reimann-Effendi mein Riechbüchschen mit Sago, und er hielt es an die edel geformte Nase und sagte die Verse:

Wer ist der schöne Reiter dort, der keines unbeschnittnen
Christenhundes Wut wich?
Gännsde dähn? Das ist wohl Aemil Ludwig!

Und ich antwortete mit den Versen:

Wer ist der edle Moslem dort — mit jenem rosa Pickele?
Gännsde dähn? Das ist wohl René Schickele!

und so sprachen wir noch viele schöne Verse.

Und es ritt ein Fremdling im Gedränge mit, den Niemand kannte — in einem sonderbaren Kostüm. Wie sich später herausstellte, hatten wir den Ritter von Hofmannsthal gesehen, einen Christen, den die Türken bei der Belagerung von Wien im Jahre 1529 dort zurückgelassen hatten, als Einzigen seines Stammes; der hatte sich zur Abwechslung als Orientale verkleidet, und daher erkannte ihn im Morgenlande Keiner. Auch trieb sich ein Gaukler in der Schar umher, mit einem Tigerfell, darunter eine Panterhaut, darunter die Federn eines Wrobels — und unter alledem ein magerer, blau rasierter Kerl, mit einem Gesicht, wie wenn er Essig gesoffen hätte.

Und es folgten, auf Pferde gebunden, die Kriegsgefangenen der Kavalkade: die verfluchten Söhne des Soci-al-Demokrat. Auf daß sie weicher säßen, hatte man ihnen einige Kompromisse untergelegt, und doch waren sie braun und blau am ganzen Leibe, Allah weiß, von wem sie ihre Prügel bezogen hatten; und es war einer dabei, Hörsing aus Bagdad, das war ein Barbier und ein fürtrefflicher Schaumschläger vor dem Herrn. Und nach ihnen tänzelte noch ein junger, aber falscher Prinz, in Wahrheit ein Edschmid von Beruf, hier aber hieß er Aufgewachsen-Bey, und das war der Allerletzte.

Und als sie Alle versammelt waren, siehe, da wurden wir Zeugen eines unvergeßlichen Schauspiels. Auf bäumten sich die Pferde der Fantasia, der Staub wirbelte, einer der Reiter erhob die Flinte und gab einen Schuß ab. Bestürzt und erschreckt hielt die Kavalkade der Tausende — sie dienten jetzt fünfundvierzig Jahre der Fahne des Kalifen —: aber einen Vorschuß hatten sie noch nie erlebt.

Und als sie Alle, Alle so auf ihren Pferden, regungslos, in der untergehenden Sonne hielten, horch, da sang der Muezzin vom Turm der nahen Moschee sein Abendgebet. Und also sprach der Muezzin:

„Allah-il-Allah — es gibt nur einen Gott, und Mohammed,
der Heilige von Mokka und der ganzen Medine, ist sein
Prophet!
Höret, Gläubige!

Gehorchet den Gesetzen des Koran und bleibet treu dem Satz: Haust du meinen Moslem — hau ich deinen Moslem!

Lobet den Brecht, denn der Bronnen ist nicht weit — und ein Thomas in der Hand ist besser als ein Klaus auf dem Dach . . .

Wenn dich Kerr lobt, ist es Fatum; wenn dich aber Jhering tadelt, ist es Kismet, und wahrlich, ich sage euch: es ist kein Unterschied . . .

Gedenket in Liebe Paul Valérys, der da Mode ist unter den Völkern, wer ihn aber lesen kann, dem will ich was prousten . . .

Herrgott, wie groß ist deine literarische Welt, wie erhaben deine Weltbühne und wie mannigfaltig dein Tierreich . . .

Und wer da eingeht in die Gesamtausgabe, dem ist das Paradies sicher, mitsamt den Houris, die da rufen: Na, Kleener —?

Es ging ein Fischer aus, einen Wolff zu suchen, aber es war eitel Reiß in seinem Netz, und als er sich den Schaden besah, da war die himmlische Schmiede leer . . .

Zeucht hin in Frieden, vermehret euch wie die Sandflöhe am Meer, denn wir haben noch nicht genug . . .

Allah-il-Allah —!"

Da erhob sich ein brausender Ruf aus tausend und abertausend brauner Kehlen. „Wem sagen Sie das —!", riefen die degenerierten Wüstensöhne.

Der östliche Abend verdämmerte langsam im Westen, mein Gast Reimann-Effendi war längst gegangen, und ich sann noch lange unter den rauschenden Palmen über die Wunder des Morgenlandes.

Krankenhaus von Wladyslaw Broniewski

Durchs Fenster glotzen die Tage wie aufgedunsene Leichen.
In den Gängen des Krankenhauses die Stunden wie Blindschleichen
schleichen.

Grau. Still. Leer. Keine Freude und keine Trauer.
Wolken ziehn am Himmel wie Kranke an der Gartenmauer.

An irgendetwas mühen sich Finger ab wie tote Spinnen.
Aus welken Blumentöpfen Karbolgerüche rinnen.

Gedanken kriechen und fallen wie herbstliche Fliegengespenster.
Sie schlagen mit müden Flügeln zum letzten Mal an das Fenster.

Jemand lauscht hinter der Tür, lugt und lauert seit gestern.
Leise auf den Zehenspitzen kommen: der Tod, der Herr Chefarzt,
der Herr Assistenzart und die Krankenschwestern.

Aus dem Polnischen von J. Seidmann und Klabund

Bemerkungen

Die Sorgen der evangelischen Kirche

Die deutsche evangelische Kirche ist an einen geschichtlichen Wendepunkt gelangt, der alle Beteiligten mit ernster Sorge erfüllen muß. Sollen die Superintendenten sich Bischöfe, sollen die Generalsuperintendenten sich Erzbischöfe nennen? Die Notwendigkeit einer solchen Umbenennung ergibt sich — woraus? In außerdeutschen Ländern wie England und Skandinavien gibt es protestantische Bischöfe und protestantische Erzbischöfe. Und wenn die deutschen Superintendenten zur „oekumenischen" Arbeit mit dem englischen Bischof oder dem nordischen Erzbischof sich an einen Tisch setzen — dann zeigt sich die Übermacht des Bischofs über den Superintendenten schon in der Macht der Amtsbezeichnung. Der Superintendent steht also am Scheidewege: ob er sich Bischof nennen und der katholischen Bischofskirche, im Kampf mit welcher seine Kirche entstand, eine wichtige Bezeichnung entlehnen — oder ob er gut protestantisch sich mit der Schmucklosigkeit des Superintendententitels begnügen soll.

Wie die Heuchelei die Verbeugung ist, die das Laster vor der Tugend macht, so ist des Superintendenten Sehnsucht nach dem Bischofstitel die Verbeugung des Protestanten vor dem Katholizismus. Wer unsre „geistige Bewegung" kennt, weiß, daß neunzig Prozent aller sogenannten geistigen Arbeiter sich mit Terminologie statt mit Philosophie beschäftigen. Anders ausgedrückt: daß sie mit Benennungen und Umbenennungen längst bekannter Gegenstände sich und Andre geistig ernähren. Diese soziologisch unleugbare Tatsache läßt mich auch an den Sieg des Bischofs in der evangelischen Kirche glauben. Der Katholizismus wird auf dem Umweg über die Amtsbezeichnung eine heimliche Schlacht gewinnen, die er auf dem Wege über das protestantische Gemüt nie und nimmer siegreich beenden konnte. Denn Name ist, weit davon entfernt, „Schall und Rauch" zu sein, Gottes-Schall und Weihrauch und benebelt Viele, die sonst tauben Herzens sind, mit Himmelsglut.

Ernst Moritz Häufig

Wir Ausgeschlossenen

In Nummer 13 der ‚Weltbühne' hat Franz Leschnitzer von den linkssozialistischen Reichsbannerleuten gesprochen, die aus politischen Gründen von der Gauleitung ausgeschlossen worden sind. Als Leiter dieser Gruppe haben wir zu dem Fall zu sagen:

Unser erneutes Gesuch um Wiederaufnahme in das Reichsbanner auf Grund der am 22. März im Schweizergarten angenommenen Resolution ist von der Gauleitung abgelehnt worden, weil wir erstens angeblichen Beziehern der Zeitschrift ‚Rot Front' Rundschreiben zugesandt haben, in denen wir unsern Standpunkt ausführlich klarlegten, und zweitens, weil die Resolution auch von den in der Versammlung anwesenden Angehörigen des Roten Frontkämpfer-Bundes befürwortet worden sei.

Dessenungeachtet werden wir den Kampf um unsere Wiederaufnahme in das Reichsbanner weiterführen.

Wir werden nach wie vor mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen die Vorherrschaft bürgerlich-nationalistischer Elemente und Strömungen in der Gauleitung führen. Wir sehen in der überaus starken Beeinflussung der Gauleitung durch bürgerlich-demokratische Elemente eine Gefahr für die dort organisierten Arbeiter, in denen einmal der Gedanke geweckt und gefestigt werden könnte, daß diese Republik das erstrebenswerte Ziel

aller Kämpfe sei, und zum andern darin, daß sie durch die nationalistische Politik, die nach Kaltstellung führender Pazifisten in der letzten Zeit im Reichsbanner Platz gewonnen hat, bereits heute wieder ideologisch zu Kanonenfutter erzogen werden. Wir wenden uns ferner gegen jedes Zusammengehen und Paradieren mit den sogenannten „nationalen" Verbänden und Organisationen, ganz gleich, ob es bei Beerdigungen, Hindenburg-Paraden oder Ehrenmal-Besprechungen stattfindet. Wir wollen mit den Mördern unsrer Kameraden nichts zu tun haben. Wir fordern ferner, daß die Reichsbanner-Leitung in jeder nur möglichen Weise die Campagne gegen die Fürsten unterstützt und nicht, wie beim Volksbegehren, bis auf geringe Ausnahmen, in Passivität verharrt. Wir halten dagegen für außerordentlich wünschenswert, daß in großen republikanischen Fragen ein enges Zusammenarbeiten mit dem Roten Frontkämpfer-Bund stattfindet, der die republikanische Zuverlässigkeit seiner Mitglieder bislang besser bewiesen hat als manche ausschlaggebenden Zentrums- und Demokraten-Führer im Reichsbanner.

Kameraden, die gleich uns diese Ziele verfolgen und uns innerhalb des Reichsbanners in unserm Kampf unterstützen wollen, den wir, gezwungenermaßen jetzt von außen, zu führen uns im Interesse der erstrebenswerten Republik und der Arbeiterschaft für verpflichtet halten, bitten wir um Einsendung ihrer Adressen, nebst Angabe ihrer Kameradschaft.

Erich Frei
Charlottenburg, Kanal-Straße 7
R. C. Pariser
Berlin, Magdeburger Straße 7

Wo ist Lucie Höflich?

Soll man den Berlinern erzählen, wer Lucie Höflich ist? Es scheint notwendig, wenn Theaterdirektoren an einer der größten Darstellerinnen Europas kaltblütig vorübergehen. Vielleicht spielt sie in Wien, vielleicht feiert sie irgendwo verärgert und entbehrt das Theater, wie ein Reh den Wald entbehrt, darin es aufgewachsen.

Wer ihre Laufbahn verfolgt hat über Fausteas Gretchen, über Tolstois Frau des Fedor Protassow bis zu Gerhart Hauptmanns Hanne Schäl, Rose Bernd und Frau John, wer ihr Dienstmädchen in ‚Liliom' gesehen hat und ihre wundervolle Leistung in ‚Sechs Personen suchen einen Autor' kennt, der faßt sich an den Kopf und fragt, wie man eine solche Kraft pausieren lassen kann.

Keine Stadt der Welt hat eine ähnliche Menge hervorragender Bühnenkünstler aufzuweisen wie Berlin — und dennoch: gibt es für Indolenz eine Entschuldigung? Theater sind genug da. Der Hunger des Publikums nach Talenten und gar nach einem Genie ist gewaltig. Aber kein Thespis denkt daran, diesen unsern Hunger nach Lucie Höflich zu sättigen. Ja, ist denn auch Max Reinhardt so alt geworden, daß er nicht mehr weiß, wen er in Lucie Höflich der deutschen Bühne zugeführt hat, und daß diese Lucie Höflich für ihr Teil nicht ein bißchen gealtert ist?

Kurt Bromberg

Nachher

Er ist fort. Ich kann das noch gar nicht glauben.

Die ganze letzte Zeit hatte er schon immer so schwermütig gesprochen, hatte dunkle Andeutungen von sich gegeben, vom „männlichen Glück, vorhanden zu sein", von einer „schönen Sinnlosigkeit der Existenz" und andre beunruhigende Sätze. Ich hatte dem keine Bedeutung beigelegt, Jeder hat schließlich seinen cafard. Und auf ein Mal war er fort.

Am Morgen, als die Zentral-Sonne mit majestätischem Rollen durch den Raum gewitterte, war er zu mir gekommen, schleichender, merkwürdiger denn je. Er

hatte geschluckt. „Wir ... wir werden uns vielleicht ..." Dann hatte er sich abgewandt. Mir ahnte nichts Gutes. Nachmittags war er weg.

Ich fand ihn nicht. Beim Alpha war er nicht, beim Silbergreis nicht, auf seinen Angelplaneten nicht, nirgends, nirgends. Ich ging zum O, mir blieb gar nichts Andres übrig. Ich hasse das O, es ist gelehrt, kalt, klug, scheußlich. Das O lächelte unmerklich, bastelte an seinen Apparaten, sah mich an, ließ mich heran ...

Pfui Teufel. Ah, pfui Teufel.

Das O hatte den Zeitraffer gestellt, die alten Strahlen noch einmal zurückgeholt, ein fauler Witz, den es sich da macht. Und ich sah.

Den dicken gerundeten Bauch der Mama; es war, als hätte sie sich zum Spaß ein Kissen vorgebunden. Sie ging langsam, vorgestreckten Leibes. Und dann sah ich ihn, oder doch das Ding, in das er gefahren war.

Er lag auf einem Anrichtetischchen und wurde grade gepudert. Er zappelte mit den kleinen Beinchen und bewegte sich, blaurot vor Schreien. Sein Papa stand leichtgeniert daneben und machte ein dummes Gesicht. Die Kindswärterin hantierte mit ihm eilfertig und gewohnheitsmäßig, in routinierter, gespielter Zärtlichkeit. Ich sah alle Einzelheiten, seine unverhältnismäßig großen Nasenlöcher, den Badeschwamm ...

Zwei Städte weiter saß ein kleines Mädchen auf dem Fußboden und warf Stoffpuppen gegen einander, das war seine spätere Frau; ein rothaariger Bengel schaukelte unter alten Bäumen: sein bester Freund; in einer Hundehütte jaulte ein Köter, der Großvater dessen, der ihn einst beißen würde; ein Haustor glänzte: die Stätte seiner größten Niederlage. Er wußte von alledem nichts, brüllte und war sehr glücklich. Neben mir kicherte das O leise.

Da liegt er im Leben. Er fängt wieder von vorn an. Er will auf eine Reitschule gehen und sich die Beine brechen; er will den Erfolg schmecken, den in Geschäften und den in der Fortpflanzung; er wird den Kopf in die Hände stützen, oben, in einem vierten Stock, und über die Stadt mit den vielen schwarzen Schornsteinen sehen, auch in den Himmel ... Dabei wird ihm etwas einfallen, eine Art Erinnerung, aber er wird nicht wissen, woran. Er wird seine Jugend verraten und das Alter ehren. Er wird Gallensteine haben und Sodbrennen, eine Geliebte und ein Konversationslexikon. Alles, Alles noch einmal von vorn.

Und ich werde mich hier oben zu Tode langweilen, wenn das möglich wäre — ich werde mir einen neuen Freund suchen müssen, mit dem ich auf den Wolken sitzen und mit den Beinen baumeln kann ... Eine homöopathische Dosis von Neid ist in meinem Seelenragout zu schmekken, nicht eben viel, so, als sei Jemand mit einer Neidbüchse vorbeigegangen ... Was hat ihn nur gezogen? Was zieht sie nur Alle, die wieder herunter müssen ins Dasein —? Schmerz? Hunger? Sehnsucht? Und vielleicht grade die Sinnlosigkeit, der Satz vom unzureichenden Grunde, die Unvollkommenheit, die kleinen Hügelchen, die es zu überwinden gibt, und die man nachher so reizend leicht herunterfahren kann? Aber er kennt das doch Alles, er kennt es doch, wir haben es uns oft genug erzählt ... Und wie hat er sich darüber lustig gemacht!

Eidbruch. Fahnenflucht. Verrat. Ich komme mir schrecklich überlegen vor, ein Philosoph. Ich habe recht. Er hat unrecht.

Aber er lebt. Er atmet, mit jenem Minimum an Erkenntnis, das das Atmen erst möglich macht; er ersetzt beständig seine Zellen, schon morgen ist er nicht mehr der Selbe wie gestern, und heute ist er glücklich, weil er nichts mehr von alledem weiß, was er hier gewußt hat; er verschwimmt nicht mehr im All, er

ist in einem, in einem einzigen Ding, Grenzen sind die Merkmale seines Wesens, und gäbe es außer ihm keine andern, er wäre nicht. Seine Mutter liebt ihn, weil er ist; sein Vater wird ihn später einmal lieben, weil er so ist und nicht anders. Manchmal ist er glücklich, unglücklich sein zu können.

Er ist fort. Und ich bin ganz allein.

Kaspar Hauser

Wunderliche Währung

Dem Gerechten gibts der Herr im Schlaf. Dem Dichter im Traum.

*

Wie traurig dünkt mich das Haus, wenn ich nicht meine Taube auf dem Dache habe!

*

Das sind im Grunde traurige Gesellen, die immer haargenau wissen, warum sie grade frohe sind.

*

Trübsal blasen — wenns Einer recht versteht, wird oft die schönste Musik daraus.

*

Ein ganz seltenes Talent ist das Talent zum Nichtstun. Nichtstuer besitzen es niemals.

*

Wenn man es recht bedenkt, sind wir Alle von irgendeinem Standpunkt aus Das, was man „verloren" nennt. Sei es nun in Bezug auf die Welt, auf aegyptische Hieroglyphen oder auf Bügelfalten.

*

Freue dich des freundlichen anonymen Briefes oder der kleinen Gabe unbekannter Herkunft. Dies „bis heute nicht wissen, wer es war" setze getrost auf das Pluskonto des Daseins, das an Beglückungen so zarter und heimlicher Art nicht allzu reich ist.

*

O dreimalselige Maulsperre der A-Sager, die niemals B sagen!

*

Luxus ist ein höchst relativer Begriff. Dem Einen erscheint ein Stückchen Butter zum Frühstück bereits als Luxus, der Andre wieder empfindet den Besitz eines Marmorpalastes als Selbstverständlichkeit. Es ist daher einleuchtend, daß so mancher arme Teufel im Grunde „luxuriöser" lebt als irgendein Krösus.

Alfred Grünewald

Liebe Weltbühne!

In einem dummen französischen Witzblatt zeigen seit alters her sämtliche „maisons de rendez-vous" ihre Sehenswürdigkeiten an. Während aber die meisten mehr oder minder ausführlich preisen, was es Alles bei ihnen gibt: Massage, Japanerinnen, kalte und warme Badezimmer, Lichtbildervorträge und den letzten Komfort, begnügt sich eine Dame mit folgendem Lakonismus:

> 27 Rue Taitbout
> Mme Alice
> RES — NON VERBA

Monarchisten-Kongreß

Mit Würde, wenn auch ohne Land,
prachtstrotzend wie im Kino,
traf sich der König-Reichs-Verband
zu München im Kasino.

Der Ungar wünschte Bayern „Heil"
beim russischen Hors d'oeuvre.
Und an der Tagung nahmen teil
ein Dutzend Romanöwer.

Sie tauschten Händedrücke aus
und fürstliche Gedanken.
Doch sprachen sie vom Kaiserhaus,
so kamen sie ins Zanken.

Da stritten Vater sich und Sohn
Als künftige Regenten.
Da gabs für jeden kleinen Thron
diverse Prätendenten.

Der Schluß war kurz, die Stimmung mies.
Sie sind voll Wut geschieden.
Jetzt hoffen Alle auf Paris
und sind sehr unzufrieden.

Wie schützt man sich vor Haß und Neid?
Wo kann man sich beschweren?
— — — — — — — — — —
Wie wars denn mit dem Volksentscheid
und mit dem Volksbegehren?

Karl Schnog

Antworten

Klaus Mann. Sie sind unter die Kritiker der Deutschen Zeitung gefallen, und da gehts folgendermaßen zu: „Und um noch eine Kleinigkeit als Beispiel zu nehmen: ein ander Mal antwortet sein Held auf die Frage: ‚Was ist dein Vater?' ‚Ein höherer Offizier.' Nicht ‚Major' oder ‚Oberstleutnant' oder irgendwie sonst bestimmt. Sondern: was kümmern mich eure Ränge und eure Sterne auf den Achselschnüren?, ich, Klaus Mann, ich halte mich mit derlei bourgeois-militaristischem Krimskrams nicht auf, sondern sage herablassend einfach: ein höherer Offizier." Und das will ein Dichter sein und weiß nicht einmal den Unterschied zwischen einem General und einem Sergeanten! Nun: ist auch manchmal schwer zu wissen.

Viertes Semester. Sie sind grade dabei, Strafprozeß zu hören, und lesen in der ‚Literatur' eine Kritik der beiden Bücher Carl Haus von Erich Ebermayer, dem Sohne eben des Selben. „Es hieße vor Allem für die Juristen die Politik eines bekannten eierlegenden Vogels einschlagen, wollten sie diese Bücher übergehen, wollte man sagen: So etwas kann heute nicht mehr vorkommen. Gewiß wird es sich weniger leicht ereignen als 1906 . . . Schon wegen der Reform der Strafprozeßordnung, die die Geschworenen nicht mehr, wie hier, unter der Aegide des Schlächtermeister-Obmannes allein beraten läßt." Es hieße die Politik eines bekannten nilbevölkernden Dickhäuters einschlagen, wollte man dazu nicht feststellen, daß Deutschland seit Herrn Emminger keine Schwurgerichte hat, und daß es immer noch besser ist, wenn die Geschworenen unter einem Schlächtermeister als unter einem Landgerichtsrat beraten. Oder soll wirklich die Behauptung gewagt werden, daß Laien von deutschen Richtern jemals eine günstige juristische Beeinflussung erfahren könnten? Der Laie gibt seine falschen Sprüche a) aus Sentimentalität, b) aus seiner kleinbürgerlichen Voreingenommenheit ab, der Richter nur aus b). Hau würde also heute genau so verurteilt werden wie vor zwanzig Jahren, und es ist bezeichnend für die Nation, wie wenig populär das Schwurgericht gewesen ist, dessen Abschaffung Keinen berührt hat. Jedes Land hat die Richter, die es verdient. Deutschland etwas schlechtere.

Älterer Ehemann. Die Adresse in der ‚Lieben Weltbühne!' dieser Nummer ist fingiert.

Zeitungshändler. Das kindliche Spiel: Beschlagnahm, beschlagnahm das Blättulein! geht hübsch munter fort. Erwachsene deutsche Justizbeamte beschäftigen sich damit, Le Journal Amusant, Le Sourire und La Vie Parisienne zu konfiszieren: neulich haben, man glaubt es kaum, ernsthafte Juristen vor einem Schöffengericht in Berlin die Beschlagnahme dieser Blätter im objektiven Verfahren durchgesetzt. Sourire brauchen wir nicht, La Vie Parisienne kennen wir schon, und Le Journal Amusant haben wir alleine: die Deutsche Richterzeitung.

Deutsche Nationalisten-Mutter. In deiner „Deutschen" Frauenzeitung — die wahrscheinlich in Frankreich erscheint, denn sonst würdet Ihr ja nicht zu betonen brauchen, was ganz selbstverständlich ist — da finde ich ein Gedicht, worin es heißt: „Ich bin ein kleines Kerlchen noch, Sie schelten mich Dreikäsehoch; Doch fühl ich schon die schwere Schmach, In der mein Volk zusammenbrach. Ich weine zornig für mich hin, Daß ich ein schwacher Knabe bin, Und nicht ein großer starker Mann, Der Feinde niederschlagen kann. Doch wenn der Vater dann von Pflicht Und von Vergeltung drohend spricht An einem spätern Rachetag, Geht schneller meines Herzens Schlag." Und so fort. Ich wünsche Ihnen, daß der Dreikäsehoch blind und lahmgeschossen zu Ihnen zurückkehrt. Aber wie ich Sie kenne,

werden Sie dann bedauern, keine Zwillinge geboren zu haben. In Ihren Kochvorschriften steht: „Gebackene Hirnroulade. Hirn wird mit Butter und grüner Petersilie gedünstet..." Und sieht dann so aus wie das Ihre.

Georg Bondi. Sie schreiben mir: „In Nummer 13 der ‚Weltbühne' ist eine kleine Shakespeare-Besprechung von Margot Melchior, worin es heißt, daß Julius Bab seinerzeit Gundolfs Shakespeare-Übersetzung in der ‚Schaubühne' einer ‚strengen Kritik' unterzogen habe. Bei der Länge der Zeit dürfte Ihnen nicht mehr gegenwärtig sein, wie diese strenge Kritik gewesen ist." Das stimmt. Es ist immerhin achtzehn Jahre her. Und bei einer Kontrolle stellt sich heraus, daß die strenge Kritik eine Art Hymnus gewesen ist.

Bildhauer. Dein Kollege hat neulich den verstorbenen Spengler modelliert. Dabei kommt es in der Königsberger Allgemeinen Zeitung zu folgender Schilderung: „Ich sehe lange schwarze Wimpern, hinter denen sich tiefliegende Augen verbergen. Auf dem endlosen Turmschädel blaut es unbestimmt in der Ferne. Diese Wallenstein-Stirn verrät einen ganz auf das Positive gerichteten Geist, die vertikalen scharfen Züge einen Kapitän der Technik, der rechtwinklig an Leib und Seele ist. Die Sperbernase springt aus der Stirn wie bei dem Bewegungsmenschen Moltke, dem alten Fritz. Die lange Oberlippe zeigt starke Selbstbeherrschung. Nur das Kinn ist zu kurz geraten. Er ist ein Anreger für Herrschernaturen, nicht Caesar selbst." Da haben wir noch Glück gehabt. Über der Schilderung dieser Sitzung steht ein Spruch von Luther: „Ein Christ soll ein fröhlicher Mensch sein." Nach der Lektüre der Schilderung wird das keine Schwierigkeiten machen.

Börries Freiherr von Münchhausen. Was muß es die Deutsche Zeitung für eine Überwindung gekostet haben, Ihren Aufsatz vom ‚Sterbebett der deutschen Seele' nachzudrucken! Steht doch darin der Satz: „Ich mag mit dem Antisemitismus, dessen Vater der Neid, und dessen Bruder der Mord ist, nichts zu tun haben." Warum liegt nun die deutsche Seele auf dem Sterbebett? Deshalb — so setzen Sie sachlich und sauber auseinander — weil das deutsche Volk über doppelt so viele jüdische und ausländische Schriftsteller kaufe wie deutsche. Ich halte nun Jakob Wassermann für deutscher als etwa Herrn Adolf Bartels, der Heinrich Heine einmal lobt und einmal beschimpft, je nach dem, was der zahlungskräftige Verleger wünscht; und wie schlecht Sie argumentieren, geht aus dem Fall Emil Ludwig hervor. „Nur wer jedes völkischen Ehrgefühls ledig ist, kann Emil Ludwigs Kaiserbuch ohne Scham und Wut lesen. Es ist nicht etwa das Urteil als solches (das könnte, im Falle man es ablehnt, ja nur Zorn auslösen), nein, es ist dies, daß ein zugewanderter Fremdstämmiger mir meinen Fürsten zu verunglimpfen wagt." Und Sie kommen nicht einen Augenblick darauf, Ludwigs Behauptungen, die ja gar nicht von ihm, sondern von der kaiserlichen Umgebung stammen, zu prüfen. Sie fragen nicht einen Augenblick, ob er recht haben könne, sondern erzählen Ihren eingewanderten wendischen und kaschubischen Lesern, daß es in Deutschland eine Urbevölkerung und eine Fremdbevölkerung gebe. Das ist nachweislich falsch. Und wenn „die nüchterne Phantasiewelt des Amerikaners Ford" Ihnen lesbar erscheint, so deshalb, „weil sie von uns entnommen" ist. Es ist das Schulbeispiel jeder nationalistischen Raserei, daß sie glaubt, die eigne Nation sei die Mutter der Welt. Ihre Sorte von Lesern wird nicht verstehen, daß Sie einen geistigen Kampf führen wollen, und wir Andern verstehen den Kampf nicht, und so werden Sie wohl links und rechts unterliegen.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto Berlin: 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der plombierte Wagen von Carl v. Ossietzky

Wenn man in den Tagen von Locarno und Genf und nachher, als im Reichstag das parlamentarische Ringelstechen folgte, von einer bangen Frage geplagt wurde, so war es die: Wie lange hält Stresemann durch? Wie lange wird dieser eskapadensüchtigste Außenpolitiker unter der Sonne, sonst stets bereit, Das, was er draußen am Verhandlungstisch errungen, um ein innenpolitisches Linsengericht preiszugeben, diesmal festbleiben? Seit Jahren war er der Einzige von der Rechten — und nicht nur von der Rechten! —, der so etwas wie eine außenpolitische Idee vorzuweisen hatte. Zu einer Zeit, als die Demokratenblätter in einer Weise vom Völkerbund schrieben, die sich nur durch die größere Intelligenz der Diktion von der ‚Kreuzzeitung' unterschied — schon da wußte Stresemann, daß Deutschlands Weg zu der Verständigung mit Frankreich und nach Genf führen müsse. Doch immer wieder zerschlug seine zapplige Laune, was der dürre Kalkül ersonnen. Im Spätsommer 1924 war die Tür des Völkerbunds offen. Da kam die Parmoor-Affäre, und Alles war wieder aus.

Wen Erfahrungen warnten, der verfolgte Stresemann in Locarno und Genf mit skeptischem Interesse, auf den Augenblick wartend, da der beredte Mund das Werk der behutsamen Hände desavouieren würde. Es ging merkwürdigerweise gut. Stresemann glitschte nicht aus. Nicht mal nachher zu Haus bei Ansprachen an Parteifreunde.

Und nun ist der Unglücksfall doch noch gekommen. Etwas spät, aber grade rechtzeitig, um den Schluß der politischen Saison zu beleben. Seit vor fast einer Woche die ‚Times' mit Mitteilungen über deutsch-russische Geheimverhandlungen losgeplatzt sind, wissen wir, daß wieder Kräfte am Werke sind, ein hoffnungsvoll begonnenes Unternehmen zu erlegen; und wenn auch von der pompös angekündeten Brücke nach dem Osten nicht viel mehr übrig bleibt als ein paar Latten, die nachher als Verkehrshindernis herumliegen, so erhält doch die Völkerbundspolitik einen bösartigen Stoß.

Zwar wird offiziös versichert, es drehe sich hier wirklich nur um ganz, ganz unverbindliche Unterhaltungen von ungewissem Ausgang, deren Art bei Beginn in Paris und London loyal notifiziert worden sei. Das Foreign Office ist höflich genug, das in einer Notiz für die Presse zu bestätigen. Aber das Echo in der Öffentlichkeit klingt schon weniger freundlich, und zum ersten Mal seit längerer Zeit

liest man wieder die altbekannten Klagen, daß Deutschland hinterhältig sei, und daß man mit ihm keinen Vertrag abschließen könne. Fast scheint es, als sei der Wilhelm-Straße vorbehalten, Chamberlain und Briand das rettende Argument für ein Fiasko der Genfer September-Tagung zu liefern. Bemühte Intriganten in London und anderswo werden erleichtert aufatmen: der Sündenbock bringt sich schon jetzt in Empfehlung. Schrecken nicht die Spuren von Rapallo, wo sich die deutsche Delegation von Tschitscherin einseifen ließ? Damals waren die Verhandlungen grade stecken geblieben. Immerhin: Deutschland hatte nichts verdorben. Da kam der große Knalleffekt des deutsch-russischen Vertrages. Lloyd George, dessen flügellahme Reputation die Weltkonferenz nicht mehr tragen konnte, hatte wie ein Geschenk des Himmels den guten Abgang. Deutschland ging bemakelt. Rathenaus „Pace, pace", bei uns in seiner Wirkung heftig überschätzt, verhallte in Ironie und Übelwollen. Poincaré fand die Marschstraße nach der Ruhr frei.

Nun mag man die Zukunft des Völkerbundes, der eben erst seine konstitutionelle Schwäche fatal genug aufgezeigt hat, sehr kritisch betrachten. Aber wenn man den Gegensatz zwischen Moskau und Genf als gegeben hinnimmt, dann kann man nicht gleichzeitig im Genfer Vorzimmer seine Ergebenheit versichern und im Moskauer Hinterzimmer techtelmechteln lassen, ohne schließlich an beiden Stellen abzufallen. Noch Bismarcks Virtuosität durfte sich erlauben, Außenpolitik rein artistisch zu betreiben. Sein berühmtes Spiel mit mehreren Bällen zugleich blendet unsre kleinen Macchiavells noch heute. In der Tat bleibt dem eingekeilten, überwachten Deutschland nichts übrig als die ungebrochene Linie einer pedantischen Redlichkeit. Leider täuscht man sich wieder gründlich über die Drohungen der Situation hinweg. Man stellt die Veröffentlichungen der ‚Times' als Ranküne-Akt hin, anstatt sie als Warnungsschuß zu nehmen, und brütet, wer sie wohl veranlaßt habe. Treuherzig wird erzählt, Locarno bedeute keinesfalls eine Option für den Westen, und man habe ja schon damals den Andern unmißverständlich gesagt, Deutschland wolle die Hände frei behalten. (O wie gut kennt man das! Man „behält die Hände frei", nicht um zu handeln, wie man glaubt, sondern um sich nachher die verbläute Kehrseite zu reiben.)

*

Es gibt ein Axiom in Deutschland, zäher als das von der Weisheit des Sokrates, über das Schopenhauer gespottet hat: das ist die widerspruchlose Überzeugtheit von der unbedingten Überlegenheit der russischen Außenpoli-

tik über alles Diplomatentum der Welt, und grade die ärgsten deutschen Kommunistenfresser betrachten die Sowjet-Talleyrands als unerhörte Genies. Zugegeben, daß Moskau Talente nicht alltäglicher Art einzusetzen hat: wäre diese hohe Wertung berechtigt, dann müßte doch etwas mehr Erfolg zu spüren sein. Wahrscheinlich verdanken die Russen ihren Ruf noch immer der großen Überraschung von Genua. Man erwartete einen Trupp augenrollender, Manifeste schreiender Bärenhäuter oder saloppe Bohème-Typen wie Radek — und es erschienen einige sehr gepflegte Herren, in keiner Beziehung etwa von den Kollegen des ancien régime unterschieden. Von diesem Überrumplungserfolg haben die Russen lange gezehrt. Niemand zweifelt heute mehr, daß die rote Sintflut geschickte Schneider und tüchtige Unterhändler übrig gelassen hat: aber das kann nicht die Frage ersticken, was die vorzüglich befrackten Herren nun eigentlich im Lauf der Jahre erreicht haben.

Die Antwort lautet nicht sehr günstig. Die Krassin und Rakowski werden persönlich geschätzt; aber ihre Leistung ist überall in den Anfängen stecken geblieben. Die Schuldenbesprechungen kommen nicht vom Fleck; Wirtschaftsunterhandlungen versanden. Nirgends ist politisch auch nur der Schimmer eines Verhandlungsergebnisses zu sehen: in dem großzügigen, sonst gegen politische Albträume so gut gefeiten England wie in der kleinbürgerlich-hasenfüßigen Schweiz herrscht die gleiche Bolschewikenangst. Überall stoßen die Moskauer gegen die gläserne Wand des Mißtrauens, und das wird sich nicht ändern, solange sie dem Diplomaten den Agitator und Konspirator zur Gefolgschaft geben und das russische Versandgeschäft auf Ausfuhr von Revolution beschränken, Revolution in jeder Größe und Qualität: großkalibrige Stücke für China und Indien; niedliche kleine Reise-Necessaires für nomadisierende Araberstämme; Marx-Theorie und Hirtenbriefe für Deutschland; wilde Umsturzprophetien für die frommen Angelsachsen. Die Wirkung dieser neurussischen Landesfrüchte wird von den Empfängern gewaltig übertrieben; aber sie genügen immerhin, um Rußland gründlich zu isolieren. Gegenwärtig, nach dem bösen Rückschlag in China, kommt Moskau dem toten Punkt bedenklich nahe, wenn nicht . . .

Aber da ist noch immer Deutschland. Da sitzen gewerbsmäßige Ostpolitiker über Karten, auf denen schwarzweißrote Fähnchen neben sowjet-roten wehen. Auf die Leute ist Verlaß. Es sind nicht Freunde des Sozialismus. O nein. Aber uneigennützige Liebhaber jeder Katastrophe, Feinschmecker weltpolitischer Mißgeschicke. Ihr Denken

bewegt sich überhaupt in Katastrophen; sie denken sich von einer Katastrophe zur andern durch. Sie freuen sich an jedem Waffengeklirr. Sie grollen dem Zwangsspruch von Versailles, der sie von solchen Wohltaten ausschließt. Jetzt müssen sie schon seit Jahren mit so einem bißchen Bürgerkrieg vorlieb nehmen, der sich allerdings hauptsächlich gegen Moskaus Freunde richtet. Aber was macht das? Moskau ist so vorurteilslos, wie Rom war, wenn es mit dem Großtürken gegen die guten Katholiken beider Sizilien gemeinsame Sache machte. Deutschland will „Weltgeltung", will dabei sein, wo gestochen und geschossen wird. Will auch ein bißchen Revanche an Polen. Moskau lächelt verständnisvoll. Moskau denkt nicht im Traum daran, in den Privatangelegenheiten der sich Aufdrängenden den Bravo abzugeben. Aber Moskaus Politik, ganz auf Drohung gestellt, braucht eine neue Vogelscheuche für die imperialistischen Raubgeier des Westens (bis sie sich eines schönen Tages mit ihnen verständigt). Für die ehrenvolle Rolle wird immer wieder Deutschland auserkoren.

*

Die Geschichte der alten und neuen deutschen Rußland-Politik enthält eine Reihe Kapitel voll unglücklicher Liebe. Immer wieder zog deutsche Sehnsucht nach dem Osten, immer dicker wurden die Liebesdienste, immer umfangreicher die Körbe. Was man aber auch unter Bülow und Bethmann an Enttäuschung geheimst hatte, das sollte überreich wettgemacht werden an jenem historischen Tage des Jahres 1917, da man die Häupter der bolschewistischen Weltrevolution in einem plombierten Wagen durch Deutschland beförderte, um die Petersburger Bürgerrevolution nun endlich in jene Bahnen zu lenken, die die Weisheit der OHL und des Auswärtigen Amtes als die einzig korrekten erkannt hatte.

Warum an diese tollste intellektuelle Niederlage der Weltgeschichte erinnern? Nun, der plombierte Wagen, übrigens niemals ganz ausrangiert, fährt heute wieder. Er ist so etwas wie der Fliegende Holländer unsrer Diplomatie, der Unheil ankündet. Wird der Gespensterkarren auf der Strecke Moskau-Berlin gesichtet, so gibt es regelmäßig eine beträchtliche außenpolitische Entgleisung. Er fährt jetzt wieder fleißig, und sein Lenker ist Deutschlands Vertreter in Moskau, Graf Brockdorff-Rantzau.

In der Dokumentensammlung aus seiner Amtszeit als Außenminister, die dieser unter Wilhelm als Liberaler in Kopenhagen kaltgestellte Diplomat vor einigen Jahren veröffentlicht hat, befinden sich Eingaben an die Regierung der Volksbeauftragten, worin er schärf-

stes Vorgehen gegen das Rätewesen als Voraussetzung erfolgversprechender Verhandlungen mit der Entente fordert. Er macht seine Berufung davon abhängig, daß „Ruhe und Ordnung" wiederhergestellt wird. Wahrscheinlich haben die energischen Forderungen Brockdorff-Rantzaus die Niederschlagung der Revolution mindestens in gleichem Maße veranlaßt wie der im Münchner Dolchstoßprozeß bekannt gewordene Pakt Ebert-Groener. Ein paar Jahre später ist der beredte Anwalt der Gegenrevolution Gesandter bei dem revolutionären Staat der Arbeiter, Bauern und Soldaten. Inzwischen hat er den Knacks von Versailles erlebt, die Enttäuschung an Wilson. Tödlich verärgert, wirft er sein Ministeramt fort. Das Agrément für Moskau gibt Gelegenheit zur Revanche. Der einstige passionierte „Westler" spinnt sich in eine nebelhafte östliche Orientierung ein. Auf Gedeih oder Verderb an Rußlands Seite. Oft ist diese Ostpolitik östlicher als selbst Tschitscherins. Denn mehr als einmal macht der eine Schwenkung zum Völkerbund hin. Wahrscheinlich weniger russisch fühlend als der deutsche Vertreter.

Kurz vor Locarno kommt Brockdorff-Rantzau nach Berlin. Ein letzter Versuch, was der Kreml nicht wünscht, zu verhindern. Er bleibt länger als sieben Wochen. Kaum, daß er in der Wilhelm-Straße gesehen wird. Er wird Mittelpunkt und Berater der konservativen Diehards, die ihn einst bekämpft und bespöttelt haben. Westarp geht bei ihm ein und aus. Die Linkspresse, deren Liebling er einst gewesen, läßt ärgerlich seinen Berliner Aufenthalt unbeachtet. Es wäre damals besser gewesen, zu reden. Die Saat geht jetzt auf.

*

Wir möchten dem Auswärtigen Amt nicht eine teuflische Verschwörung gegen das Vertragswerk und gegen Genf unterstellen. So weit zielt unsre Staatskunst weder im Guten noch im Bösen. Unter vielen und einander widerstreitenden Suggestionen wird hier etwas Weltpolitik dilettiert. Die eine Gruppe der Herren lugt nach England, die andre nach Rußland. Der politische Dirigent, Herr v. Schubert, ist ein besonnener Mann, der mit kritischem Sinn die „englische Tradition" wahrt. Eine wirkliche Gefahr ist nur der Leiter der Völkerbunds-Abteilung, Herr v. Bülow, der sich für seine heikle Aufgabe ebenso gut eignet wie etwa Herr Geßler fürs Wehrministerium. Wenn das Amt heute über einem Ostprojekt oder, wie es heißt, gleich über einem „Netz von Paktverträgen" schwitzt, so entspringt das zunächst nicht dem Wunsch, die Methoden von 1925 lahmzulegen, sondern dem bedenklichsten Punkt des Locarno-Abkommens überhaupt.

Sagen wir es doch endlich einmal offen heraus und ohne den feierlichen Sums von den Friedensfürsten Briand, Chamberlain und Luther. Nach Locarno kamen nicht Künder neuer übernationaler Ordnung, sondern ein paar hartgesottene Routiniers, die statt der alten, im Kurse gesunkenen Gewaltrezepte einmal Pazifismus anwenden wollten, so wie ein eingefuchster Chirurg rein aus Interesse am Versuch gelegentlich statt des Operationsmessers Homöopathie anwendet. Viel mehr wert als die paraphierten Bruderküsse war das unwillkürliche Aufatmen bei den sonst so robusten Nationalen hüben wie drüben, war der Nachweis, daß man Uneinigkeiten zwischen Staaten nicht nach dem Raufkomment zu erledigen braucht, sondern daß es ebenso gut in Formen geht, wie sie unter zivilisierten Menschen sonst üblich sind. Die Demonstration dieser Tatsache: das war der eigentliche und nachwirkende Gewinn jener Tage. Die politische Ausbeute ist trotz aller Triumphchöre geringer und zweifelhafter. Schon in Genf zeigte sich erschreckend, was aus den Gedanken der neuen Welt wird, wenn sie von Männern der alten ausgeführt werden sollen. Der Pazifismus ist eine absolute Forderung und kein diplomatisches Manöver („im schlimmsten Falle schadet es nichts"). Man kann nicht den Frieden als Drohung ausspielen, wie sonst den Krieg.

Deutschland führte nach Locarno nicht der Wunsch, in den Völkerbund hineinzukommen — das wäre früher und unkomplizierter möglich gewesen —, sondern der Wunsch, unter Verständigung mit den Siegerstaaten um den Völkerbund und seine unbeliebten Bindungen herumzukommen. Der Garantiepakt: das macht zum Verbündeten, erhebt wieder in Großmachtrang, verschafft — wahrscheinlich — wieder Einreihung in die Kolonialmächte, Erlaubnis zu neuer Aufrüstung. Völkerbund: das bedeutet Gleichstellung mit Haïti oder Liberia, internationale Rechtsprechung, ausgeübt vielleicht von einem Gelben oder Braunen.

So steht Deutschland denn endlich am Portal des Bundes; aber mit ihm kommt ein System von Verträgen, sehr geeignet, seine ohnehin gebrechliche Souveränität völlig zum Spiel der Winde zu machen. Unter der gefälligen Maske „Friedenspakt" sind die Allianzen wieder in Europa eingekehrt. Und es ist nur logisch, daß die Kleinen anfangen, die Großen zu kopieren. Daß sich überall kleine Konkurrenz-Locarnos aufmachen. Daß man überall Bündnisse abschließt, um — den Frieden zu verteidigen. Und es bleibt eine praktisch zwar leer demonstrierende, der aesthetischen Anmut dennoch nicht entbehrende Bosheit, wenn Rußland jetzt anmeldet, daß es, frisch nach

der groben Absage an die Abrüstungskonferenz, sich anschickt, im Osten sein eignes Locarno zu konstruieren. Komisch ist nur der erfinderischen deutschen Köpfen entsprungene Einfall, nun auch noch dieses Locarno mitzumachen, weil man ja keine Gelegenheit versäumen darf, seine Visitenkarte als wiedergeborene Großmacht abzugeben.

*

Locarno mag dem Pazifisten keine ungeteilte Genugtuung bereiten. Aber über die Wegrichtung ist entschieden, und was wird, wenn wieder einmal abgeblasen, wieder einmal nach der andern Seite hin ins Dunkel getastet werden soll, das weiß kein Gott und kein Stresemann. Schließlich können auch einmal wieder unangenehme „Rückwirkungen" kommen. Gewöhnlich zeigt sich das zuerst in einer regern Tätigkeit der Militärkontrolle.

Jedenfalls hat die deutsche Öffentlichkeit ein Recht zu erfahren, was im Geheimen gespielt worden ist, und welcher Art die neuen Ostpläne sind. Beschwichtigungen, daß Alles so schrecklich harmlos sei, und daß England überhaupt von vorn herein sein Plazet erteilt habe, langen nicht hin. Wir kennen diese offiziösen Flötentöne vor noch jeder außenpolitischen Schlappe. Und wir kennen Herrn Stresemann und seine Unbedenklichkeit, um ein Kleines das Größere herzugeben. Und wir kennen Herrn Dr. Luther, der auch unter den wütendsten Befehdungen der Rechten niemals ein hartes Wort nach dieser Seite gesandt hat. Soll etwa wieder für ein innenpolitisches Geschäft die Außenpolitik das Kompensationsobjekt liefern?

*

Wie das verzwickte Mantel- und Degenstück um die Ratssitze im Herbst auslaufen wird, das weiß noch Niemand. Sorgen die Lenker der deutschen Politik noch für einige kleine Überraschungen nach dem Muster der russischen, dann dürfte Herr Chamberlain allerdings von einer schweren Sorge befreit sein.

Dann braucht man Herrn Mello Franco gar nicht erst aus dem brasilianischen Urwald zu bemühen. Der deutsche Urwald hegt noch ganz andre Gäste.

Die deutschen Fürsten von Hoffmann von Fallersleben

Ihr sollt nicht schmähen, sollt nicht schmollen,
Ihr sollt nicht euern Fürsten grollen!
Sollt ihnen Dank und Ehrfurcht zollen,
Weil sie nur euer Bestes wollen!
Zwar ist das Beste von der Welt
Vorläufig immer noch das Geld.

Brief an einen „Kontinentalen“ von Kurt Hiller

Lieber Felix Stössinger,

gegen die „Deutung“ politischer Geschehnisse durch Menschen mit verfolgerisch-scharfer Abneigung wider bestimmte Nationen, zum Beispiel: durch England-Fresser, ist kein Kraut gewachsen, und selbst Engelszungen würden nichts ausrichten, wo ein Haß, der eingeweiht tut, Jeden, der die Dinge sieht, wie sie sind, als „Kind“ verdächtigt. Man kann Naiven das Einmaleins ausreden, wenn man sie bei der Ehre des Schlaumeiers packt und mit kennerischer Überlegenheit, Hilbert, Russell oder Burali-Forti zitierend, sie anhöhnt: „Wie naiv, an das Einmaleins zu glauben!“ Mag sein, daß Manches problematisch ist, was Manchem sicher scheint; aber die umgekehrte Sicherheit, vielmehr: die Sicherheit im Umgekehrten, der Simplismus der Paradoxie, bringt uns der Wahrheit auch nicht näher. Thesen über Seinsollendes müssen einfach, apodiktisch, lapidar, ein bißchen grobschlächtig sein; Thesen über das Seiende — welches meist verwickelt ist — müssen stimmen. Äußerst einfach, zum Beispiel, apodiktisch zu sagen: „Gegen England und seinen friedenstörenden Trabanten schloß sich in Genf die lateinische und slavische Welt lückenlos zusammen.“ Sehr lapidar; nur auch lapidar unzutreffend! Was nämlich den „lückenlosen Zusammenschluß“ allein der lateinischen Welt anlangt, so gab es keinen schärfern Gegensatz in Genf als den zwischen dem lateinischen Brasilien und ... fast dem ganzen Rest von Latein-Amerika. Das lateinische Amerika wünscht, und mit Recht, eine seiner Bedeutung entsprechende ständige Vertretung im Rate des Völkerbunds; es wünscht sie nur nicht durch Brasilien. Brasilien ist in Latein-Amerika der einzige Staat mit portugiesischer Sprache, achtzehn Staaten sprechen spanisch (einer französisch). Im Namen von Chile, der Dominikanischen Republik, von Guatemala, Kolumbien, Kuba, Paraguay, Salvador, Uruguay und Venezuela, also der Mehrheit der hispano-amerikanischen Staaten — Mexiko gehört dem Völkerbunde nicht, Argentinien, das übrigens mit Brasilien am schärfsten rivalisiert, nicht aktiv an —, gab der Vertreter Paraguays am letzten Tage der Genfer Tragikomödie eine Erklärung ab, in der er das Vorgehen Brasiliens sehr höflich und sehr deutlich verurteilte. Wer sich mit südamerikanischer Politik beinah so eingehend befaßt hat wie Sie, Felix Stössinger, mit englischer, der weiß, wie schwer sich diese Staaten ihre Höflichkeit gegen Brasilien abrangen. Wo also der stärkste Riß geklafft hat, stellen Sie lückenlosen Zusammenschluß fest! Lapidar, apodiktisch, als überlegener Kenner. Und dieses Beispiel ist ja nur ein einziges, das ich aus Ihrem Artikel in Nummer 15 der ‚Weltbühne‘ herausgreife.

Überzeugen will ich Sie nicht. Das wäre ein Versuch am untauglichen Objekt. Sie sind als Innenpolitiker ein Mann, den ich seit Jahren als Kameraden im Kampfe schätze; Ihr gerechtes und mutiges Bekenntnis zu Zeigner bleibt eine Tat: in Fragen der äußern Politik sind Sie unbelehrbar. Sie be-

greifen nicht, daß es für Deutschland außer der Politik mit den Angelsachsen nur eine einzige mögliche Politik gibt: die kommunistische — aber keine „kontinentale", nämlich kapitalistisch-englische, welche die stärksten Mächte der Welt zu einander und gegen uns führen müßte, während wir mit den schwächsten verbündet blieben... offenbar, weil sie die einzigen sind, mit denen wir ernstere, nämlich naturrechtlich begründete Konflikte haben. Diese „Kontinental"-Politik wäre die ebenbürtige Nachfolgerin der wilhelminischen. Nein, es gibt nur, alternativ, englisch-amerikanische oder sowjetrussische Politik für uns — oder, drittens, so utopisch sie heute noch scheint, die Politik des Unterfangens, alle weltpolitischen Gegensätze in einem Weltbunde aufzuheben, der freilich kontinental gegliedert sein müßte ... aber nach Coudenhove-Kalergi, nicht nach Cohen-Kaliski! Dieses Unterfangen ist das Unterfangen der Friedensbewegung, und Sie mißverstehen die Friedensbewegung, der Sie wohl nicht angehören, die Sie indes einmal studieren sollten... Sie mißverstehen sie völlig, wenn Sie über ihren Führer in Deutschland äußern: „Quidde ist anglophiler Pazifist durch und durch". Das ist er; aber nicht er nur und nicht das nur! Es ist keine Spezialität Quiddes, anglophil zu sein; jeder echte Friedenskämpfer ist das; allerdings nicht nur anglophil durch und durch, sondern auch frankophil durch und durch, russophil durch und durch — und, verzeihen Sie, sogar germanophil durch und durch.

Jüdische Renaissance? von L. Goldberg

Haifa, im März 1926

Gerhard Holdheim schreibt in Nummer 52 der ‚Weltbühne von 1925: „. . . . Diese alte und gleichzeitig werdende Welt, in der das Wunder der jüdischen Renaissance zu verwirklichen sich beginnt, muß ja dazu hinreißen, Hymnen zu singen und seine Leuchtkraft zu verkünden!"

Es muß nicht! Besonders dann nicht, wenn man sich Palästina weder als Tourist noch als Zeitungsmann anschaut — sondern wenn man, seit Jahren im Lande, die Dinge von innen her prüfend und miterlebend, die Wirklichkeit sieht, wie sie ist, und nicht so, wie man sie haben möchte.

Die Wirklichkeit in Palästina aber, 44 Jahre nach Beginn der zionistischen Kolonisationstätigkeit, 9 Jahre nach der Balfour-Deklaration, die die Glanzepoche des Zionismus eröffnen sollte — diese Wirklichkeit ist: eine jüdische Gesamtbevölkerung in Palästina von etwa 140 000 Seelen (noch nicht 1% aller lebenden Juden!), davon nur etwa 25 000 sogenannter Dorfbevölkerung, der Rest in den Städten. Von der „Dorfbevölkerung" aber nur etwa 20% unmittelbar mit der Landwirtschaft beschäftigt — der Rest: Ausbeuter fremder Arbeitskraft, Pflanzungsbesitzer, Händler. Die Stadtbevölkerung zum weitaus größten Teil (Jerusalem, Saffed, Tiberias) durchaus parasitisch, in ihrem neueingewanderten Teil oekonomisch durchaus unfest, wurzellos; die etwa 20 000 Köpfe starke Arbeiterschaft von Entbehrungen und Not aufgezehrt, zu immer neuen Opfern gezwungen, in den kurzen Konjunkturperioden zwischen langen

Krisen kaum imstande, aufzuatmen. Wirtschaftlich gleicht die Judenschaft Palästinas als Ganzes leider nur allzusehr der Ghettojudenschaft der großen Diaspora-Zentren. Von einer wirtschaftlichen Renaissance des jüdischen „Volkes" in Palästina kann keine Rede sein.

Wie sieht es auf politischem Gebiete aus? Hier wird nur allzu oft verschwiegen, daß sich der Zionismus zum Träger einer imperialistischen Kolonialpolitik gemacht hat, die an brutaler Willkür ihresgleichen sucht. Die englische Regierung tut in Palästina unter dem Schutz der Mandatsklausel „Errichtung eines jüdischen Nationalheims" Alles, was ihr beliebt. Die Bevölkerung hat nichts, aber auch gar nichts dreinzureden. Das Regierungsbudget, das zur Gänze aus Abgaben der notleidenden Bevölkerung aufgebracht und nach rücksichtslosesten Methoden eingetrieben wird, fließt zu zwei Dritteln in englische Taschen. Im Lande wird nur getan, was den Engländern zu strategischen Zwecken notwendig scheint. Der Übermut der englischen Kolonialbeamten kennt keine Grenzen, wobei das Interesse der arabischen und der jüdischen Bevölkerung ganz gleich gröblich mißachtet wird. Während aber die Araber Alles tun, um ihre Freiheit und Selbständigkeit wiederzugewinnen, gegen das englische Mandat protestieren und die elementarsten politischen Rechte für die Bevölkerung fordern (Parlament!) — währenddessen tun die politischen Führer der Juden (hier: die Zionisten) nichts für die Befreiung des Landes von der drückenden Fremdherrschaft. Im Gegenteil: jede Freiheitsforderung der Araber wird mit überlauten Anhänglichkeitsversicherungen an das englische Mandat beantwortet, deren kriecherische Lobhudelei für den Mächtigen umso abstoßender ist, als dadurch der schwer leidenden jüdischen Bevölkerung Palästinas der Weg zum Kampf für die Verbesserung ihrer Lage abgeschnitten wird. Bedeutet etwa diese Neuauflage katzbuckelnder Ghettopolitik oder reaktionären Hofjudentums — das hier wiederum besonders abscheulich ist, weil es sich mit „zivilisatorischen", „fortschrittlichen" und sogar „sozialistischen" Federn schmückt — ein „Wunder jüdischer Renaissance"? Oder ist es „Renaissance", wenn die Zionisten bei einer Neuorganisierung der palästinensischen Gendarmerie, stürmisch und von rechts bis ultralinks einstimmig, die Bildung einer „jüdischen Militärlegion" fordern, um das Land verteidigen zu dürfen — wenn diese „jüdische Legion" heute in der jüdischen Jugend (unter dem Einfluß der Lehrerschaft) weitaus die populärste Losung bildet? Renaissance — nein! Aber wer sich die zionistische Politik in Palästina ansieht, findet Schritt für Schritt, Punkt für Punkt verblüffende Ähnlichkeit mit den völkischen Bewegungen der verschiedenen Nationen, die wohl nur von jenen selbst als „Renaissance" angesehen werden.

Am deutlichsten bestätigt dies aber die „kulturelle" Tätigkeit der Zionisten. Die „Verlebendigung der hebräischen Sprache" wird von einem barbarischen Sprach-Chauvinismus begleitet, hinter dem derjenige der Deutsch-, Französisch-, Polnisch-Völkischen weit zurückbleibt. Jiddisch sprechende Arbeiter werden blutig geschlagen, mit Gewalt aus — notabene: Ar-

beiter- — Versammlungen weggeschleppt; jiddische Vorträge, ja Theater-Vorstellungen mit Bracchialgewalt gestört; andre als hebräische Aufschriften systematisch beseitigt; nichthebräische Zeitungen boykottiert und am Druck gehindert (mit Ausnahme englischer, denn zum Englischen besteht die Lakaienbeziehung auch auf kulturellem Gebiete fort); nach einem deutschen Vortrag Arthur Holitschers in Jerusalem erschien mit Riesenlettern in dem zionistischen Organ ‚Doar Hajom' ein Hetzartikel, der von einem „Nationalskandal" kündete, weil Holitscher, der „ungarische Jude", nicht hebräisch gesprochen habe; und dergleichen hundertfach. Historisch mögen diese ungezügelten Wildheiten eines entfesselten Nationalismus ihre Begründung in der Tatsache haben, daß hier ein jahrhundertelang unterdrücktes Volk ein „nationales Heim" zugesagt — wohlgemerkt: nicht zugesprochen — bekommen hat, und daß sich nun die so lange zurückgedrängten Machtgelüste austoben. Daß aber dieses „nationale Heim" vorderhand noch englische Kolonie ist und die Machtgelüste sich deshalb sehr bald mit der altgewohnten Sklavenhaftigkeit vermengen; daß den übertriebenen Hoffnungen auf ein „eignes" jüdisches Wirtschaftsleben sehr schnell die traurigen wirtschaftlichen Tatsachen des jüdischen Palästina die Flügel abschlagen; daß im Zusammenstoß mit der immerhin primitiven eingeborenen Bevölkerung die negativen Momente des Nationalismus besonders stark hypertrophiert werden — diese Tatsachen machen die jüdisch-völkische Bewegung (denn um eine solche handelt es sich, nicht um eine „Renaissance") in Palästina hohl und häßlich.

Wenn innerhalb des nationalistischen Getriebes einzelne Elemente und Elementegruppen, von aufrichtigem Idealismus beseelt, auf der Basis imperialistischer Kombinationen und nationalistischer Mache soziale Ziele — Kommunen und Kooperativen — erreichen zu können meinen, so zeugt das nur von der Naivität dieser jungen Menschen, deren Arbeitswille und Opfermut von den imperialistischen und zionistischen Drahtziehern zu der großen Reklamemache für ihre sehr unidealistischen Zwecke ausgenutzt werden.

Die Zahl der jüdischen Ansiedler in „Galiläa und der Ebene Jesreel" — etwa 2500 — ist wesentlich kleiner als die der Mitglieder des zionistischen Werbe-, Propaganda- und Geldsammlungsapparats, der sie als Reklameschild benutzt, um die Welt mit dem Märchen von der „jüdischen Renaissance in Palästina" zu bluffen.

Den Nutzen aus diesem Märchen ziehen selbstverständlich die Bewohner des von „gefühlsmäßigen Impressionisten" wie von „sachlichen Kennern" so viel gerühmten neuen Palästina zuallerletzt. Den wirklichen Profit von dieser völkischen Bewegung haben, wie aus jeder völkischen, ganz Andre. In diesem Falle wohl jene Herren, die mit den englischen Lords und Marschällen tafeln und schmausen — während die Arbeiter samt den viel und mit Recht gerühmten Ansiedlern Galiläas in der Sonnenglut die schwersten Arbeiten verrichten und oft nicht einmal genug für Brot mit Hering haben.

Rumänien von Albin Michel

In Rumänien ist die Regierung Bratianu abgetreten. Der Hohenzoller, der in dem Lande herrscht, und dessen Tapsigkeit und Versimplung in Verbindung mit der Lebenslust der Königin seit langem viel belacht wird, hat nicht auf die Vorschläge der Oppositionsführer gehört, sondern jenen General Avarescu zum Regierungschef gemacht, der in rumänischen Offizierskreisen als der Sieger über Mackensen angesehen wird. Die Tatsache, daß Joan Bratianu diesen Avarescu schon vor einem Jahr als den gegebenen künftigen Ministerpräsidenten bezeichnet hat, zeigt deutlich, daß die 1922 an die Regierung gekommenen Liberalen Avarescu nur als eine Übergangserscheinung betrachten. Rumänien konnte immer als ein halbdespotischer Staat angesehen werden, und dieses Stigma is dem Lande auch nach dem Weltkrieg erhalten geblieben. Freilich wurde die Despotie niemals von einem Einzigen ausgeübt, sondern von einer Clique, deren Mitglieder zugleich immer gute Geschäftemacher waren. Vor dem Krieg war es so, daß sich Liberale und Konservative in der Regierung fast regelmäßig ablösten. Freilich darf man diese Parteibenennungen nicht wörtlich nehmen, denn Rumäniens herrschende Parteien differieren viel weniger in Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassungen als in Personenfragen. Trotz der Herrschaft der gottbegnadeten Hohenzollern war die Politik in keinem Lande so Futterkrippenwirtschaft wie in Rumänien, und höchstens noch in der alten Türkei und im Rußland der Romanows konnte sich eine ähnlich korrupte Bureaukratie herausbilden.

Als sich im Weltkrieg die konservative Partei spaltete und der eine Flügel unter Take Jonescu für eine Kriegsbeteiligung an der Seite der Entente, der andre unter Peter Carp und Marghiloman für die Mittemächte eintrat, da konnten die Liberalen, oder was man so nennt, nach einigen Zwischenspielen bald Oberwasser gewinnen, und namentlich die drei Brüder Bratianu, Ministerpräsident, Finanzminister und Bankpräsident, glaubten, ihre Herrschaft auf unübersehbar lange Zeit stabilisieren zu können. Sie glauben das zweifellos auch jetzt noch und erwarten von dem Ministerium Avarescu, daß es bald abwirtschaften und Platz für ein neues Ministerium Bratianu schaffen wird. Ob freilich Avarescu, der als persönlicher Feind Joan Bratianus bekannt ist, und dem es nicht an Ehrgeiz fehlt, nur Platzhalter wird sein wollen, ist sehr fraglich. Das Ideal dieses Generals dürfte die Errichtung eines fascistischen Staates sein, soweit sich der Fascismus auf Rumänien übertragen läßt. Avarescu hat sich von Anfang an als Bewunderer Mussolinis zu erkennen gegeben, und da dieser auf nichts mehr erpicht ist als auf öffentliche Verhimmelung, so hat er nicht gezögert, dem neuen Ministerium in Rumänien freundschaftlich entgegenzu-

kommen, vor Allem dadurch, daß Italien jetzt Rumänien den Besitz Bessarabiens garantiert. Ist die letzte rumänische Parlamentswahl schon unter einem außerordentlichen Terrorismus vor sich gegangen, so wird Avarescu die nächsten Wahlen, am 25. Mai, mit fascistischen Methoden durchzuführen versuchen. Das Wahlbündnis zwischen der Sozialdemokratischen Partei und der Zaranisten- oder Bauern-Partei läßt jedoch hoffen, daß terroristischen Wahlmanövern auch auf dem Lande eine andre Energie entgegengesetzt werden wird als bei den letzten Wahlen.

Rumänien ist noch heute das Land der großen Grundbesitzer. Zwar wurde in den letzten Jahren eine Agrarreform eingeführt; aber genau wie die vom Jahre 1907 blieb sie zum Hauptteil auf dem Papier stehen. Man hat in den neugewonnenen Gebieten ungarischen Magnaten und in Bessarabien russischen Großgrundbesitzern viel Land weggenommen; aber diese „nationalisierten" Landstrecken haben vielfach nicht Kleinpächter und Zwergbauern erhalten, sondern diese Ländereien gingen in das Eigentum von allerlei Politikern und Geschäftemachern über. Und dort, wo wirklich besitzlose Bauern Boden erhielten, können sie ihn nicht bewirtschaften, weil es ihnen an Vieh und Ackergerät fehlt. Viele von diesen den Bauern zugewiesenen Landlosen sind denn auch schon wieder verkauft worden, und noch mehr derartige Grundstücke dürften in den nächsten Jahren wieder in den Besitz großer Grundherren kommen. Nach wie vor ist die Hörigkeit eines erheblichen Teils der rumänischen Bauern nur juristisch, aber nicht in Wirklichkeit aufgehoben.

Abgesehen von den Juden, die stets drangsaliert worden sind, hat es früher in Rumänien keine nationalen Minderheiten gegeben. Aber seit die Bukowina, Siebenbürgen, das Banat und Bessarabien einverleibt sind, seitdem sind die Angehörigen von nationalen Minderheiten zu einem sehr beachtenswerten Prozentsatz der gesamt-rumänischen Bevölkerung angewachsen. Von den 16,3 Millionen Bewohnern gehören mehr als 5 Millionen zu den Minderheiten. Diese bestehen aus Deutschen, Magyaren, Ukrainern, Russen, Bulgaren und Juden. Nun hat zwar Rumänien den nationalen Minderheiten gewisse Rechte garantieren müssen; aber werden derartige Verpflichtungen schon in andern Ländern nicht gehalten, so erst recht nicht in Rumänien. Ein beliebtes Mittel rumänischer Regierungen, die Aufmerksamkeit von Krebsschäden und Korruptionserscheinungen im Innern abzulenken, waren von jeher die Judenpogrome. Auch in den letzten Jahren haben die rumänischen Regierungen Krawalle gegen die Juden stets dann entstehen lassen, wenn es galt, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von dunkeln Affären abzuziehen. Rumäniens Schuldenlast ist während des Krieges und noch nachher ganz gewaltig gestiegen. Überall mangelts an

Kapitalien. Schon seit Jahren wird immer wieder versucht, im Ausland Anleihen aufzunehmen, bisher jedoch immer vergeblich. Offenbar haben die Bankiers in Westeuropa und in Nordamerika zu den Regierungsmethoden der rumänischen Beutepolitiker doch nicht das richtige Zutrauen. Auch Avarescu will versuchen, im Ausland Kredite flüssig zu machen. Schon jetzt läßt sich sagen, daß er damit kaum Erfolg haben wird. Notwendig wären vor Allem große Kredite für das zerrüttete Eisenbahnwesen und für den Ausbau von Linien, die Alt-Rumänien mit Neu-Rumänien verbinden.

Der Mangel an Vertrauen, der sich im Ausland gegen Rumänien so stark geltend macht, beruht zu einem Teil auch darauf, daß Rumänien Bessarabiens wegen mit Rußland in einem sehr gespannten Verhältnis steht, weil in Bessarabien immer der Ausbruch eines Brandes droht. Die Rumänen mögen recht haben, wenn sie behaupten, die Mehrheit der bessarabischen Bevölkerung sei rumänisch; aber die Russen haben ebenso recht, wenn sie sagen, daß die Ausrufung der Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien durch den bessarabischen Landesrat im Jahre 1918 nur eine Farce gewesen sei, zustande gekommen in einem Rumpflandesrat und unter den Bajonetten rumänischer Soldaten und Gendarmen. Außerdem ist die rumänische Bevölkerung Bessarabiens vielfach slawisch durchsetzt. Hätte Rumänien gleich nach dem Weltkrieg Anstalten gemacht, die Schiffahrtsangelegenheiten auf dem Dnjestr gemeinsam mit Rußland zu regeln, hätte es die Rechte der Minderheiten in Bessarabien respektiert, und wäre es den Russen noch in andrer Weise, wirtschaftlich, entgegengekommen, so wäre vielleicht auch ein Übereinkommen über Bessarabien möglich gewesen. Aber da Rumänien hartnäckig blieb, wurde es auch Rußland. Dieses will auf Bessarabien nur noch verzichten, wenn eine ganz unbeeinflußt vorgenommene Abstimmung der bessarabischen Bevölkerung für den Anschluß an Rumänien ist. Da aber die rumänischen Regierungen der letzten Jahre in Bessarabien außerordentlich viel Korruption verbreitet haben, ist Rumäniens Ansehen sehr gesunken, und bei einer Volksabstimmung würde jetzt sehr zweifelhaft sein, ob die Bewohner Bessarabiens für den Verbleib bei Rumänien wären. In dem Streit um Bessarabien darf auch nicht verkannt werden, daß Rußland seiner ganzen Struktur nach zur Donau und zum Schwarzen Meer drängen muß, besonders seit es von der Ostsee zum größten Teil verdrängt ist. Rußland will wenigstens den Kilia-Arm, die nördlichste Mündung der Donau, mit beherrschen. Die Moldau-Republik, die Rußland 1925 am linken Ufer des Dnjestr geschaffen hat, ist zwar nicht allzu groß, ist aber zu einem sehr regen Agitationszentrum für die Wiedervereinigung Bessarabiens mit Rußland geworden. Jedenfalls bleibt die Provinz

zwischen Pruth und Dnjestr ein sehr ernster Wetterwinkel. Dieses Winkels wegen wird Rumänien noch lange Zeit nicht zur Ruhe kommen.

Diese Unsicherheit über den Besitz Bessarabiens wirkt zwangsläufig auch auf Rumäniens äußere Politik. Die geht darauf hinaus, Verbündete gegen Rußland zu finden. In diesem Falle würden die in Rumänien herrschenden Kreise das eigne Land gern zum Gendarm gegen Rußland machen. Aber solche Verbündete gibt es nur wenige. Wie Frankreich in einem Kriege am Dnjestr den Rumänen nicht allzu viel helfen könnte, so wird dies auch der Duce der Fascisten in Italien kaum können. Die Kleine Entente ist dafür gar nicht zu haben, Japan, das einst zu einem Bündnis gegen Rußland bereit schien, ist zur Moskauer Regierung in ein besseres Verhältnis getreten, und Polen wird für Rumänien kaum die Kastanien aus dem Feuer holen wollen. So bleibt für Rumänien, zumindest was Bessarabien betrifft, eine splendid isolation, die auch dadurch nicht zum Dreibund wird, daß Frankreich und Italien den Besitz Bessarabiens für Rumänien verbürgen. Rumänien ist zu einem Land geworden, dem der Zuwachs an Land und Leuten nicht allzu gut bekommen ist. Aber auch innenpolitisch ist keine Beruhigung zu erhoffen, wenn nicht die Korruptions- und Beutepolitiker von der Bildfläche verschwinden. Und das wird davon abhängen, wie die Wahlen im Mai ausfallen.

Reichskommissar Kuenzer von Wolf Zunk

Im Reichsministerium des Innern besteht die politische Abteilung des Reichskommissariats für öffentliche Ordnung. Sein Chef ist der Reichskommissar Kuenzer.

Kuenzer studierte Jura. Nachdem er die beiden Staatsexamina mit grade ausreichenden Noten bestanden hatte, widmete er sich etwa zehn Jahre lang der üblichen Assessorentätigkeit und wurde dann endlich Staatsanwalt in einem kleinen süddeutschen Nest. Er diente bei dem Karlsruher Infanterieregiment und brachte es bis zum Reserveoffizier. Monokelträger, gradegewachsener Mann, scheint er schon damals der Hilfe militärischer Kreise verdankt zu haben, daß seine Karriere einen guten Fortgang nahm. Kuenzer wurde als Staatsanwalt in die badische Landeshauptstadt Karlsruhe berufen.

In dem Provinzstädtchen, aus dem er kam, hatte seine juristische Entwicklung wenig Fortschritte gezeigt. Seine Arbeit beschränkte sich mehr oder weniger auf bürokratische Erledigung seiner Obliegenheiten, die er hie und da durch Inszenierung gelegentlicher Kontroversen mit auswärtigen Verteidigern würzte. Er entwickelte die Durchschnittsleistung eines minderbegabten Juristen, dessen Verständnis für soziale Fragen durchaus zu wünschen übrig ließ. Da Kuenzer glaubte, besonsondere Eignung für Kriminalistik zu besitzen, beteiligte er sich an einem Photographiekursus für Herstellung und Auswertung

von Verbrecheraufnahmen. In Karlsruhe ergriff ihn, der kaum je aus dem Badener Ländchen gekommen, die Sehnsucht nach der großen Welt. Er ließ sich zu einem vierwöchigen Ausbildungskurs nach Berlin abordnen. Hier lernte der Staatsanwalt Kuenzer inmitten der jungen Polizeianwärter die Anfangsgründe der Dactyloscopie und des Bertillonschen Meßverfahrens.

Es kam der Krieg. Kuenzer ging als Offizier ins Feld. Wie lange er an der Front diente, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis; sicher ist nur, daß man nie von einer Blessur Kuenzers gehört hat — und Kuenzer war immerhin Infanterist. Umso stärkerer Nimbus verbreitete sich um ihn, als er aus dem Felde zurückkehrte. Man rühmte Kuenzers soldatische Tugenden, weil er sein Regiment nach dem Waffenstillstand in die Heimat geführt hatte, und der Major Kuenzer galt in Karlsruhe nun als ein großes Tier.

Offenbar hatte der Krieg Kuenzers geringe juristische Kenntnisse nicht eben gesteigert. Jedenfalls gab der Staatsanwalt seine Karriere auf und wurde Oberst und Chef der badischen Landgendarmerie. Er entdeckte sein republikanisches Herz und ging zur Demokratischen Partei. Er gab sich als Polizei-Sachverständiger, gestützt auf Erfahrungen, wie sie ein Kuhdorf zu erwerben gestattet, und zog bald genug Nutzen daraus. Als der Demokrat Dr. Koch im September 1919 Reichsinnenminister wurde, beabsichtigte er, ein Reichs-Kriminalpolizeiamt zu erreichen. Die demokratischen Abgeordneten Haas, Hummel und Dietrich empfahlen dem Minister als geeignete Persönlichkeit den Obersten Kuenzer — „Oberst", das war die Anrede, die allein dem ehemaligen Gendarmeriefunktionär angenehm in die Ohren klang. Der Kapp-Putsch kam, die große Probe. Kuenzer ließ sich damals von den reaktionären höhern Beamten des Innenministeriums, v. Jacobi, Dammann und Lewald, platt an die Wand drücken und wenig demokratische Initiative verspüren. Nach der Revolte, als der Plan des Kriminalpolizeiamts begraben war, organisierte man das Reichskommissariat für öffentliche Ordnung. Sein Chef wurde Kuenzer.

Nun arbeitete er unter allen und mit allen Ministern, wie sie eben kamen: Koch, Gradnauer, Köster, Oeser, Sollmann, Jarres, Schiele und Kuelz. Unter Republikanern und Monarchisten — er, der unter Koch und Oeser bei Ministeraudienzen Beamte andrer politischer Richtung in demonstrativer Weise auf seine Zugehörigkeit zur Demokratischen Partei hingewiesen hatte. Als mit Jarres „nationaler" Geist im Reichsministerium des Innern einzog, da freilich wandelten sich Kuenzers politische Sympathien. Er trat aus der Demokratischen Partei aus und teilte das seinen unterstellten Beamten vernehmlich mit. Und nun begann er eine Tätigkeit, die bald überall in republikanischen Landen schmerzhaft fühlbar wurde. Über beinahe sämtlichen „Ordnungs"-Aktionen des Innenministeriums der jüngsten Zeit steht unsichtbar der Name Kuenzer geschrieben. So leitete er insbesondere den Feldzug nach Thüringen, fuhr selbst nach Weimar und brachte die Strafverfahren gegen den sozialistischen Minister Herrmann ins Rollen, der später freigesprochen werden mußte.

Zunächst einmal half Kuenzer mit, den Beamtenapparat von republikanischen Elementen zu säubern. Als Jarres sein Regime angetreten hatte, führte Kuenzer mit den Beauftragten des Sparkommissars, dem „Corps der Rache", den Abbauplan des Ministers durch, der eine Reihe der fähigsten Beamten auf der Strecke zurückließ. Welche Veränderungen inzwischen in der Gesinnung des Reichskommissars eingetreten waren, illustriert vielleicht am besten die Äußerung eines hohen preußischen Beamten, der jahrelang Gelegenheit hatte, Kuenzer aus der Nähe zu beobachten: „Seit Schiele im Amt ist, steht Kuenzer eigentlich rechts von Graefe." Enge Beziehungen verknüpften Kuenzer mit dem Reichswehrminister Geßler. Die Gutachten, die Kuenzer zu erstatten hatte, dienten stets den Interessen der Armee. Auf sein Betreiben wurde seinerzeit das Gutachten angefertigt, das die Grundlage zur Aufhebung des Verbots des Jungdeutschen Ordens in Thüringen schuf. Immer ist Kuenzer eifriger Verfechter des Gedankens „Ausnahmezustand" gewesen — einer Idee, von deren Ausführung bekanntlich die Reichswehr am stärksten profitierte. Sobald solche Pläne auftauchten, war Kuenzer in irgendeiner Weise mit im Spiel. Auch als Projekte über die Zusammenlegung des Reichswehrministeriums mit dem Innenministerium zur Diskussion standen, war der Reichskommissar für öffentliche Ordnung daran beteiligt. Eine andre Kette von Beziehungen spannt sich von Kuenzer zur Technischen Nothilfe, die zu seinem Ressort gehört. Kuenzer hat niemals die Hand zu Maßnahmen gereicht, die eine Reinigung dieser Organisation von reaktionären Angestellten gewährleisten konnten. Dafür benutzte er aber oft und gern die Automobile, die ihm der Leiter der Technischen Nothilfe, Leutnant a. D. Lummitzsch, zur Verfügung stellte, und mußte so von der Teno den günstigsten Eindruck bekommen.

Mit der Zeit hat sich Kuenzer einen ausgedehnten „Nachrichtendienst", recte Spitzelapparat, aufgezogen. Auf diese Institution gestützt, versteht er fast immer, seine Bestrebungen durchzusetzen. Er ist ja in der Lage, allen möglichen Vorschlägen durch Hinweis auf „seine Informationen" den nötigen Nachdruck zu verleihen. Bei Ebert und andern Prominenten der Republik hat Kuenzer sich durch Mitteilung von Attentatsplänen unentbehrlich und beliebt gemacht; man erzählt sich, daß er beim Reichskanzler Wirth sogar mitten in der Nacht erschienen sei, um ihn vor einem „Anschlag auf sein Leben" zu warnen. Kein Wunder, daß der Mann sich in seiner Stellung allen Attacken zum Trotz gehalten hat. Schade nur, daß seine Voraussicht nicht so weit reichte, Erzberger und Rathenau vor der Ermordung zu bewahren . . .

Mit welcher Art Gentlemen Herr Kuenzer zusammenzuarbeiten nicht verschmähte, dafür einen Beleg. Bis Juli 1925 nachweislich — wahrscheinlich auch noch späterhin — hat Kuenzer mit monatlichen Dotationen von 1800 Mark ein Büro finanziert, das ein Deutschbalte, Harald Siewerth, am Südwestkorso in Friedenau unterhielt. Siewerth hatte seinerzeit im „Volksrat" von Kurland eine dunkle Rolle gespielt, stand dann

mit der heute aufgelösten Landesgrenzpolizei Oberschlesien in Verbindung, war dem preußischen Staatskommissar Weismann unterstellt und landete schließlich bei Kuenzer. Sein Büro, dem der Reichskommissar Unterstützung lieh, stellte sich als eine Art Neuauflage der Antibolschewistischen Liga dar, hielt enge Fühlung zu dem Kreis um den weißgardistischen Abenteurer Awaloff-Bermondt und betrieb nach Kräften eine rege antikommunistische Hetze. Die Brücke zwischen Kuenzer und Siewerth schlug der Oberregierungsrat im Reichsinnenministerium Mühleisen, der durch seine traurige Rolle im Thormann-Grandel-Prozeß bekannt geworden ist und sich vom Rechtsanwalt Sack sagen lassen mußte: „Sie haben ja das Seeckt-Attentat selbst mit fabriziert!"

Attacken gegen Kuenzer hat es oft gegeben. Mehrere Minister, auch der gewiß nicht republikverdächtige Jarres, haben sich über das Ausmaß seiner Leistungen beklagt. Selbst Jarres! Und der war Kuenzer wegen seiner Rettungsaktion für den Jungdeutschen Orden doch sicherlich verpflichtet, denn Jarres unterhielt enge Fühlung zum Jungdo, die sich unter anderm auch darin dokumentierte, daß der Minister Verbindung mit dem Organ des Ordens aufrecht erhielt. Die Kreise um Jarres beabsichtigten, Kuenzer zu entfernen und an seine Stelle den Geheimrat v. Jacobi zu setzen. Der Plan scheiterte daran, daß Jarres fiel. Schiele nahm ihn nicht wieder auf — damals schien Kuenzer ja „rechts von Graefe" zu stehen.

So hat sich der ehemalige Gendarmerieoberst wohl konserviert. Heute schillert er, entsprechend den Wandlungen an höchster Stelle des Ressorts, wieder republikanischer und bedauert vielleicht, nicht dem Beispiel des Freundes Geßler gefolgt und eingeschriebenes Mitglied der Demokratischen Partei geblieben zu sein. Monokel im Auge, straffen Ganges, wandelt er durch die Reichstagscouloirs und verschmäht nicht, Journalisten demokratischer Blätter, die er bis vor kurzem konsequent übersehen, zuerst zu grüßen. Man wird ihm nichts anhaben. Er gehört zum eisernen Bestand dieser Republik, der nie verrostet. Und da Kuenzer sehr rüstig, ein soignierter Fünfziger ist, wird er noch manche Taten tun dürfen, ehe die Altersgrenze ihn vom Reichsdienst trennt.

Heimat von Hans Reimann

Friedhof, Kirche, Mauxion-Plakat,
Felder, Schrebergärten, Stacheldraht,
Brücke, See mit Schilf und Kahn und Schwan,
Starkstromleitung, Drahtseilbahn,
Weide, Gräser, Burgruine,
Kühe, Ochsen, Mähmaschine,
Auto, Wolke, Telegraphendrähtewurm,
Bäume, Hügel, Bismarckturm,
Rote Dächer, Schornsteine, Rauch,
Handwerksbursche (schnarchend auf Bauch),
Pappel-Allee (gepflanzt von Napoleons Hand)...
Schönes Land, grünes Land, deutsches Land!

Reichsgesundheitswoche von Minna Flake-Mai

Die Fittiche des Herrn Reichsministers Schiele, des ersten Protektors dieser Unternehmung, sind noch deutlich spürbar. Es ist ein kühnes und frivoles Unterfangen, in dieser schweren Wirtschaftskrise dem deutschen Volke und im besondern der deutschen Arbeiterschaft durch Vortrag, Kino und Radio einen Unterrichts- und Auschauungskursus über Volksgesundheit abzuhalten.

Respekt vor der Wissenschaft und den Wohltaten der bürgerlichen Gesellschaft soll dem Arbeiter hier beigebracht werden. Durch eine verantwortungslose Aufklärungscampagne glaubt man die Arbeiterschaft ablenken zu können vom Kampf um die praktischen Unterlagen der Volksgesundheit: Achtstundentag, Lohnerhöhung, Abhilfe gegen die Wohnungsnot.

Man hat zur Popularisierung der medizinischen Aufklärung einen eignen Film gedreht: ‚Fritzchens Werdegang', der nicht nur dem Namen nach an Rideamus erinnert. Man hat ein kleines buntes Bilderbuch mit volkstümlichen Versen herausgegeben, in der Art einer Reklame für Knorrs Erbswurst oder Maggis Suppenwürfel. Darin ist ein armer Fettsüchtiger zu sehen, Weste und Kragen werden ihm zu eng, um ihn herum aufgetürmt alle kulinarischen Genüsse Westeuropas. Ein Spruch warnt vor den bösen Folgen der Unmäßigkeit im Essen. Es ist ein Hohn für den deutschen Arbeiter; er braucht wahrhaftig keine Hungerdiät und die deutsche Proletarierin kein Mensendiecken zur Abmagerung.

„Schutz dem Nachwuchs!", „Kampf der Rachitis!": so heißen die Schlachtrufe der Reichsgesundheitswoche. Täglich liest man in der Arbeiterpresse die erschütterndsten Berichte über das Kinderelend. Da helfen keine Bilder auf der Leinwand mit dem strahlenden Säugling im blütenweißen, spitzenbesetzten Stubenwagen. Da helfen keine Ermahnungen: „Mütter, stillt eure Kinder!" Da helfen nur praktische Fürsorge für Mutter und Kind, energische Maßnahmen gegen die Säuglingsterblichkeit, bessere ärztliche Aufsicht und Pflege des Schulkindes.

Die Schilderungen der gesunden Wohnung mit Luft, Licht und Sonne schaffen den Hunderttausenden Obdachloser keine Wohnungen und den in dunkle Löcher Zusammengepferchten keine Besserung.

Tiefgründige wissenschaftliche Darlegungen über Tuberkulose und ihre Bekämpfung, über Geschlechtskrankheiten und ihre Bekämpfung ohne Schaffung neuer Heilstätten, ohne unentgeltliche Behandlung aller minderbemittelten Geschlechtskranken können in keiner Weise die Volksgesundheit heben.

Die 8000 Toten, die der unglückselige § 218 jährlich fordert, übergeht man wohlweislich mit Stillschweigen.

Die Veranstalter selbst sind nur noch mit halbem Herzen bei ihrer Sache; sie hätten gerne die ganze Veranstaltung zurückgepfiffen, aber die Vorbereitungen waren zu weit fortgeschritten. Sie bekamen Angst vor ihrem Mut. Der Widerspruch zwischen der rosigen Theorie und der grausamen Wirklichkeit ist zu kraß. Der gewünschte klassenversöhnende Effekt wird

ausbleiben. Diese Reichsgesundheitswoche wird die deutschen Volksgenossen aufklären nur über die gerechten Forderungen zur Hebung der Volksgesundheit.

Umso schärfer muß der Kampf geführt werden um durchgreifende Maßnahmen praktischer staatlicher Fürsorge. Die Losungen sollen lauten:

Jedem Deutschen ausreichende Ernährung!
Jedem Deutschen ein eignes Bett!
Her mit gesunden Wohnungen!
Weg mit dem § 218!
Schafft Heilstätten, städtische Ambulatorien und Arbeitersanatorien!

Briefe von Peter Altenberg

‚Wie ich es sehe' heißt Peter Altenbergs erstes Buch. Darin das erste Stück Dichtung heißt: ‚Neun und elf'. Neun und elf Jahre alt sind Margueritta und Rositta. Ihre bürgerlichen Namen waren Alice und Gusti. Beide sind kürzlich gestorben. Aus ihrem Nachlaß seien einige der — sämtlich undatierten — Kundgebungen Peter Altenbergs an sie mitgeteilt. Die Originale werden, einzeln oder zusammen, zu Gunsten der Erben hiermit „versteigert": wer den höchsten Preis bietet, der erhält sie zugeschickt.

Liebes edles zartes wunderbares Fräulein Alice!

Ich habe noch heute Abends mit Georg Hirschfeldt gesprochen und ihm stundenlang von Ihnen, Liebliche, erzählt.

Er war ganz ergriffen, wird Ihnen sein Bild und Autogramm senden.

Adieu
Gruß an Gusti

*

Liebe gute Gusti!

Gestern war wieder ein schwermütiger Abend.

Ich sprach über die Theuerste, weinte, und viele Ansichten über die Frauenseele wurden ausgesprochen.

Gestern Nachts fand ich das Brieflein, das Sie mir im Jahre 1894, 5. Februar, geschrieben haben. Es enthält einen Hauch Ihrer edlen zarten Stimmung. Ich denke fort und fort an Ihre jetzige Vereinsamung und spüre das sanfte leise Klagen Ihrer Seele, Gusti.

Nun adieu, ich grüße Sie von ganzem Herzen.
Wann sehen wir uns wieder?!?
Herzliche Empfehlung den Eltern.

*

Liebe, liebe Gusti!

Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll; bitte, nehmen Sie es nicht in der Weise, wie es üblich ist; aber dieser Abend neben Ihnen war wie eine Heilung der furchtbaren Wunden, die das entsetzliche Leben mir zugefügt hat.

Ich bin von unbeschreiblicher Dankbarkeit zu Ihnen erfüllt und ich fühle es, daß ich es Ihnen, Bester, Zartester, Edelster, ruhig sagen darf.

Eine unermeßliche Freundschaft zu Ihnen, Lieblicher, erfüllt mich ganz und diese Nacht ist nur Erinnerung und holdester Friede.

Jede Ihrer Gebärden ist mir theuer, denn sie athmet Reinheit und Natur!

Ihre Eltern sollen nicht böse werden, daß ich so an Sie schreibe, da sie ja selbst so fühlen müssen wie ich!

Gusti, möge das Glück, das Glück über Sie, Theure, kommen, und möge es mir gestattet sein, im heiligen Kultus von Alice und Gusti, meine arme Seele im tiefsten Idealismus zu erhalten. Adieu, Sie Lieblichste. Kommen Sie Samstag!!!

*

Liebe gute Gusti!

Ich sitze hier, im dunstigen Wien, von körperlichen Leiden gefoltert, tief, tief niedergedrückt, jeden Tag ein Wort von Ihnen, Theure, ersehnend. Vergeblich. Warum, warum so stumm?! Warum, warum, Gusti?!? Wie leben Sie, mit wem verkehren Sie?!? Ich bin verzweifelt, nichts von Ihnen, nichts über Sie zu hören. Oh Gusti — — —. Wollen Sie meine Freundschaft, meine Sympathie, meine Anhänglichkeit ermorden?! Thuen Sie es nicht, Gusti. Ich schade Ihnen ja nicht. Meine Verehrung für Sie erfüllt mich wie eine Religion die Gläubigen.

Ich bin Ihnen zur Seite gestanden in den schweren Tagen, bin anhänglich geworden wie ein edler treuer Hund. Hunde würden Sie nicht malträtiren, Gusti!!! Aber Menschen, Menschen? Und gar elende, armselige Dichter?!?!

Ich möchte hin werden.

*

Winterszeit:

Der Kirchturm ragt. Und wie in Frost erstarrt sind die Geräusche. Da rieselt von überladenen harten Fichtennadeln dicker harter Schnee ab.

Dann wieder Stille, Stille — — —. Und der Dichter sagte: „Ich hörte die Symphonieen der Stille!"

*

Cyclus: Salzburg im Schnee.

Sommer-Gast, in trägem Reichthume genießest Du die Natur; ein Schlemmer, Prasser! Im Winter aber muß Deine Seele tüchtig mithelfen, die Landschaft zu genießen! Im Sommer dichtet die Natur für Dich! Im Winter mußtest Du für sie dichten!

Es deckt der Schnee des Sommers süße Prächte — — —. Alice — — —!

*

An Alice und Gusti, meine heiligen Mädchen!

So blühen Eure Seelen, Mädchen, an den Gefängnis-Mauern des Lebens, aus dem Schutte morscher Vorurteile, licht und rosig heran!!

In Feindseligkeiten errichten die Menschen Burgen und Mauern! Friedevoll aber blühen die Mauern entlang die Kirschbäume! Mauern und Burgen zur Wehr zerbröckeln! Und auf dem Schutte erstehen friedevoll blühende Kirschbäume!!!

Bücher von Otto Flake

Freunden des Tierromans sei aus dem Atlantischen Verlag des armen Robert Müller empfohlen: ‚Blitz', der Roman eines Wolfhundes, von H. G. Evarts.

Thematisch ist das eine Parallele zu Jack Londons Roman ‚Ruf der Wildnis', den ich seinerzeit hier angezeigt habe. Auch dieser Blitz entwickelt sich, in den Wäldern Kanadas, rückwärts in einen Wolf — er entwickelt zwei Seelen in seiner Brust, die eine treibt ihn zum Menschen, die andre in die Wildnis, und er wird beiden gerecht, indem er periodisch wechselt.

Welchem der beiden Romane der Vorzug zu geben sei, läßt sich schwer sagen. Der Londons schließt großartiger, da das Tier nach dem Tod seines Herrn endgültig zum Wolf wird und legendisch ins Ungeheure wächst. Der Roman von Evarts ist spannender, insofern die Jagd, die eine ganze Provinz auf den rätselhaften Räuber macht, spannender ist; dafür wurde gut amerikanisch eine Liebesgeschichte hineingearbeitet.

Merkwürdig, was so ein Tier an Charakter und Intelligenz vereinigt; beim Menschen sollen sie nicht immer zusammenfallen. Was aber macht diesen Roman so interessant? Nichts Andres, als daß hier noch eine letzte Domäne entdeckt wurde, wo sich das Elementare gegen die Zivilisation behauptet.

Von dem Amerika des Lederstrumpfs ist eine Ecke geblieben, in der ein Hund das Ewige der Natur fühlt; noch ein Kurzes, und auch damit wird es zu Ende sein. Die Literatur bemächtigt sich immer dann einer Gestalt, wenn das Unbewußte und Seiende, zum Sterben gerüstet, in das helle Licht tritt; Gestaltung ist der Anfang der Präparierung, man mache sich keine Illusion über den Prozeß der Erledigung.

*

Ein deutscher Professor hat unternommen, aus den letzten hundert Jahren der Geschichte zweihundert Gesetze abzuleiten. Gesetz des Geschehens 162 lautet: „Würde Deutschland 1914 den Angriff abgewartet haben, so wie Macchiavelli es als nötig für den Sieg hält, so würde durch das Vorrücken der Heere in deutsches Gebiet das Gewicht der Entente vermehrt worden und sie aus diesem Grund auseinandergefallen sein".

Um bei dem Deutsch dieses Satzes nicht zu verweilen, so überschreiten Prognosen, die mit Wenn beginnen, bereits die wissenschaftliche Grenze. Angenommen, Engländer, Franzosen und Russen wären damals eingerückt, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß sie, statt „auseinanderzufallen", sich in Berlin vereinigt hätten. Oder sie wären aufgehalten worden, aber nichts garantiert, daß sie deswegen schon auseinandergefallen wären oder gar Deutschland gesiegt hätte.

Das Gesetz 182 verrät den Ehrgeiz des Professors: „Wenn es Deutschland gelänge, vermittels einer Neuorientierung der Geschichtswissenschaft die normale Entwicklungsrichtung zu seinen Gunsten zu ändern, so würde —". Da habt Ihr auf der offenen Hand den Beweis für Das, was auf den Hochschulen getrieben wird: durch Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft den normalen Gang zu ändern, das heißt: am Professor die Welt

genesen zu lassen, durch Subtilitäten und Ideologien den Homunculus zu erzeugen.

Wann werden die Deutschen eine Erkenntnis finden, die auch ein Gesetz ist: daß die Philologie sie ruiniert, daß die Wissenschaft des Geistes den Geist tötet, daß der Professor den Mann der Tat, den des Charakters und den des Geistes erstickt?

Was Brillen trägt, taugt nichts. Die Gelehrten sind unheimlich und komisch. Welche Beschäftigung, den Schutt der Jahrhunderte zu durchwühlen und von dem zu leben, was die Könner getan oder gesagt haben. Ohne Zweifel, sie haben etwas vom Maulwurf, vom Affen und vom Lakaien.

*

General Henry T. Allen, Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungsarmee im Rheinland von 1919 bis 1923, hat unter dem Titel: ‚Mein Rheinlandtagebuch' seine Erinnerungen veröffentlicht. Deutsch bei Reimar Hobbing erschienen, sind sie keine sensationelle, aber eine interessante Lektüre.

Der Politiker wird aus ihr hundert Beweise für den Imperialismus der Poincaré-Zeit ziehen. Allen gibt ihn ungeschminkt zu. Den sozusagen allgemeinern Leser zieht die Persönlichkeit des Generals an. Gewiß kein ungewöhnlicher Mensch, vielmehr ein typischer Amerikaner.

Bemerkenswert ist nun die Mühelosigkeit, mit der dieser Soldat, nachdem er am Vorabend des entscheidenden Stoßes, im Oktober 1918, seinen Offizieren erklärt hat: „Könnt Ihr euch nicht mit euern Händen an das zu erreichende Ziel klammern, müßt Ihr es mit euern Zehen tun" — bemerkenswert ist also die Mühelosigkeit, mit der er nach Friedensschluß sachlich, gerecht, unbefangen dem ehemaligen Feind entgegengetreten ist.

Als er seinen Posten verließ, sagte ihm der Vertreter der deutschen Regierung, die Amerikaner wären als Feinde gekommen und als Freunde geschieden.

Man wird das Buch in unsern nationalen Kreisen viel lesen. Möge man nicht nur die zur Propaganda geeigneten Rosinen herausklauben. Hier ist eine Gelegenheit, die deutsche Innengeschichte im großen internationalen Zusammenhang zu sehen: möge man erkennen, daß sie genau den Sinn hat, den man ihr in der Welt gibt, nicht den, der ihr in den erhitzten Konventikeln der Hetzer gibt.

Man amüsiere sich nicht nur darüber, wie der General die kurzen Beine des Königs von Italien beschreibt, sondern man denke auch über seinen Respekt vor Rathenau nach. Sehr instruktiv die Episode mit dem Times-Korrespondenten. Der General, seine Frau, ein paar andre große Tiere fuhren mit dem Korrespondenten von der Riviera zurück. Man besuchte sich in den Abteilen, so auch lud der Korrespondent in das seine ein und hielt irgendeinen instruktiven Vortrag.

Weder führe in Deutschland ein Korrespondent im eignen Abteil mit den Machthabern, noch ließe sich ein General von einem Journalisten einen politischen Vortrag halten. Andre Rassen, andre Ergebnisse.

Gemalte Musik von Robert Breuer

Mopp ist wieder da und mit ihm die obligate Sensation: Siebzig lebensgroße Musikanten nebst Pauken und Trompeten, Posaunen und Orgelflöten, dazu eine gespensternde Harfe, deren veritables Gold um das Haupt des in wilder Diagonale zerspringenden Dirigenten byzantinisch funkuliert. Lichtbalken zickzacken als atmosphärisches Mysterium; etliche der Spielenden beginnen spirituell flüssig zu werden und expressionistisch zu verdunsten, andre sitzen — übrigens ausgezeichnet studiert — wie für die Musikfibel photographiert, Thema: Fingerhaltung und Mundstellung. Die Haare sind zumeist rhythmisch behandelt und die Hosen monumental; die Haare flammen als Ornament, und die Hosen, etwa am Knie, rollen als abstrakte, in das Gelenk horizontal eingesprengte Spiralen. Diese lockigen Hieroglyphen beabsichtigen offenbar optische Suggestion musikalischer Motive; ein Treppchen, das im Hintergrund am Orgelgehäus hochführt, manifestiert Tonleiter. Auch die Notenblätter sind in Bewegung. Die beiden Schlägel der Kesselpauke spuken als Kette weißer Ballons (Zeitlupenaufnahme), wohl um das Wirbeln zu demonstrieren. Die Violinbogen jedoch stehen still. An einigen Stellen des Bildes rumort Greco; knittrige Falten zerbrechen kristallisch den Naturalismus der freskohaft entarteten und wegen der Unbeherrschtheit des Formats trotz aller spürbaren Hilfskonstruktionen auseinanderfallenden Illustration. Das Ganze (bei Paul Cassirer zu sehen) heißt: ‚Orchester' und verblüfft durch die starre Tonlosigkeit, durch den Mangel jeder musikalischen Erregung, durch die Gefühlskälte der ausgetüftelten Kombinationen, durch die Kaltschnäuzigkeit des technisch bravoureusen Metiers.

*

Es verlohnte sich kaum, dieses riesenhafte Mißverständnis, diesen peinlichen Mangel an Selbsterkenntnis eines Mannes, der auf engbegrenzter Fläche sich leidlich zurechtfindet und unverkennbar hitzig sich bemüht, umständlich abzutun, wenn nicht Thomas Mann kürzlich Mopp und sein Bild als eine Offenbarung gepriesen hätte. „Endlich wieder einmal ein Werk, von dem ich mich sehr erfüllt erkläre . . . Ein rechtes Stück deutscher Malerei, spirituell und gefühlvoll, ein Stück deutschen Expressionismus, von 1500 ebensowohl wie von 1926, in seiner Isenheimischen Ausdrucksgewilltheit, die vom Verschlossen-Innigen bis zum Losgelassen-Fratzenhaften reicht." Interessanter als der Fall Mopp ist der Fall Mann.

Seltsam vor Allem für einen so bedeutenden Schriftsteller das Versagen des Qualitätgefühls vor einem Werk, dessen Unzulänglichkeit nicht bestritten werden kann. Nicht minder seltsam und als Maßstab der Menschenerkenntnis und der Welteinsicht des Dichters nicht unbedenklich die Hemmungslosigkeit, mit der Mann in die raffinierten Tricks und die eiskalten Effekthaschereien des Mopp Gefühle und Geist, Wärme und Musik hineingeheimnist: „Selten oder nie ist der Zustand

hingegebenen Kunstdienstes, frommer und selbstvergessener Anstrengung in menschlichem Verein zum Zweck großer Darbietung so getroffen, so sorgfältig durchgeführt worden."

Was das Versagen des Qualitätgefühls betrifft, so ist allerdings Theodor Fontane etwas Ähnliches geschehen, als er in den ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg' die Kirche von Paretz gegen das Schloß ausspielte, dabei die Kirche wegen ihrer gotischen Formenfülle und ihres Reichtums an Details lobte, des Schlosses erkältende Armseligkeit aber herb tadelte und nicht sah, daß die Kirche kein gotischer Bau, vielmehr, gleich dem Schloß, von Gilly erbaut worden ist. In solchen Zusammenhang gerückt, mag Manns Moppiade als blindgewordener Enthusiasmus hingenommen werden. Unverständlicher bleibt, wie einem leidenschaftlichen und wohl auch weit gereisten Liebhaber der schönen Rhythmen plötzlich durch das ‚Konzert' des gespreizten Manieristen die lang vermißte Offenbarung des musizierenden Kunstwerkes werden konnte. Warum sind im Bewußtsein Thomas Manns die Vorstellungen von den wahrhaft musikalischen Emanationen bildender Kunst so verblichen, daß ein Schemen sie zu verdrängen vermag? Thomas Mann kennt die göttliche Wollust der musizierenden Engel des van Eyck vom Genter Altar; er kennt das symphonische Laudate des Luca della Robbia von der florentinischen Sängerkanzel, dieses siebzigköpfige Orchester fanfarender Schalmeien, süßer Zithern und Mandolinen, rasselnder Becken und Trommeln, himmlischer Sänger und jauchzender Kinder; er kennt Spitzwegs turteltäubigen Flötenbläser und Hans Thomas sehnsüchtig sich hingebenden Dorfgeiger; auch dessen kleinbürgerliche ‚Musikkapelle' von 1887, die einst in einem Frankfurter Caféhaus hing und jetzt der Nationalgalerie gehört, wird Mann gesehen und als Fiedeln und Dudeln träumender Einfalt erlebt haben. Wie ist möglich, daß nicht alle diese Erinnerungen als ein gewappnetes Heer aufstanden und das vorwitzige Herandrängen eines seelenlosen Virtuosentums abwehrten? Warum versagten in Mann die Eyck, Robbia, Spitzweg und Thoma als Schutzheilige gemalter und gemeißelter Musik gegenüber Mopps literatenhaftem Pathos? Hier ist ein Rätsel; vielleicht erschließt sich aber auch das Wesen der Rasse und die Stellung der Deutschen zur Malerei. Mit unbedingter Sicherheit hat Zola schon 1866, einer Welt entgegen, die Urmacht Manets erkannt und gepriesen. Damals lag der große Romancier zum mindesten keimhaft in ihm. Aber auch dreißig Jahre später wußte er Wesentliches vom Imitatorischen zu trennen. Was hätte Zola zu Mopp gesagt? „Wer zittern soll, das sind die Faiseure, die Menschen, die etwas wie eine Originalität den Meistern der Vergangenheit gestohlen haben."

*

Muß Malerei, um musikalisch zu erregen, Musikanten zeigen? Die Antwort gibt Paul Klee. Auf seinen Leinwanden ist nicht zu sehen, wie man mit Trompeten und Violinen hantiert, es ist weder ein Orchester noch ein Virtuos dargestellt, es ist überhaupt nichts Greifbares vorhanden und Gegenständ-

liches nur zu ahnen, nur im Auftauchen, nur im Verwehen. Es ist nur Schwingung in diesen Bildern, nur farbiger Flug, blühender Hauch, spielender Quell, tanzender Blumenstaub, Klingen von überwältigender Sinnlichkeit, hörselberghaft, violettes Klingen, grünes Klingen, das Klingen zauberischer Oxyde und dämonischer Patina, ein Geflecht von irisierenden Tönen, eine mit feinsten Nerven trinkbare, Auge und Ohr, Erleben und Sehnsucht gleichzeitig erfüllende Musik. Sind das Bilder? Es sind Visionen von Bildern. Ist das Malerei? Es ist das rhythmische Auf- und Niederschweben, das verzückte Hin- und Hergleiten farbetrunkenen Pinsels. Es ist mehr ein Vorgang als ein Ergebnis, mehr eine Wandlung als ein Sein, ein glühendes und glitzerndes, girrendes und genießerisches Hostienwunder; kleinste Fläche wird abstrakter Raum, Farbe erfüllt ihn mit Musik. Man ahnt, was Klee bekennt, wenn er in seinem Tagebuche schreibt: „Diesseitig bin ich gar nicht faßbar. Denn ich wohne grad so gut bei den Toten wie bei den Neugeborenen. Etwas näher dem Herzen der Schöpfung als üblich. Und noch lange nicht nahe genug."

Paul Klee ist ein Landgenosse Ferdinand Hodlers; dessen kosmischer Freskomalerei sind seine intensiven Miniaturen artverwandt. Klee wie Hodler leben von der innern Stimme; ihre Gestaltungen sind Flußbahnen für musizierende Ströme. Dabei ist Hodler der episch Umrissene, der männlich Silhouettierte, Klee hingegen der lyrisch Flächige, der feminin Ausgeglichene, dessen mattierte Mosaiken und goldgepuderte Lacke nichts andres sind als das aufgefangene Spiegelbild stiller Seen, über deren Oberfläche Sonne und Wind sich zärtlich jagen.

Paul Klee — man hat seine Arbeiten bei Goldschmidt & Wallerstein gesehen — entstammt einer eminent musikalischen Familie; er selbst ist ein fanatischer Geiger. Er hat in seiner Jugend lange geschwankt, ob er Musiker oder Maler werden solle. Er ist ein Maler geworden, aber der Musiker ist in ihm lebendig geblieben: er musiziert mit dem Pinsel. Er verwandelt, ohne irgendwelche Anstrengung zu zeigen, alles Gegenständliche in Klänge und gibt so jeder seiner kleinen Tafeln die deliziöse Innigkeit, aber auch den kunstvollen Aufbau einer Symphonie. Man möchte gern wissen, ob diese Symphonie auch Thomas Mann klingt.

Burgtheater-Jubiläum von Alfred Polgar

Das Burgtheater war niemals eine literarische Bühne. Es war eine Bühne, auf der glänzend Theater gespielt wurde. Es war ein Ensemble der Persönlichkeiten. Die anmutigsten Liebhaber, die edelsten Pathetiker, die schwungvollsten Temperamente, die glaubwürdigsten Größespieler, die unwiderstehlichsten Herzensfänger ... Alles auch in weiblicher Ausgabe. Das waren Könige, Bösewichte, Helden, die wuchtig auf der Erde standen und mit dem Haupt an die Sterne rührten: ohne Kothurn doch Schauspieler auf dem Kothurn. Ihr Sturm

noch hatte Musik, ihre Wildheit schöne Linie, ihr Gang, Blick und Ton: Charakter. Rolle und Darsteller „gingen auf" in einander, gewissermaßen auch im mathematischen Sinn: bei der Rechnung kam eine beglückend runde Zahl heraus.

Diese alten Burgschauspieler sättigten das Gefühl des Zuschauers mit Schmackhaftem. An keiner Bühne speisten Herz und Sinne besser. Das ist längst nicht mehr wahr. Auf andern deutschen Szenen wird besser Theater gespielt als im Burgtheater oder ebenso gut. Kontinuität mit der ruhmreichen Vergangenheit wahren heute nur noch der Raum, der Name und die sogenannte Tradition, die als unsichtbar- und unwägbar-feine aetherische Substanz an beiden haftet.

Diese Substanz gilt als das große Plus, das das Burgtheater noch heute vor allen andern deutschen Bühnen voraus habe. Sie ist der Aktivposten, der immer in Rechnung gestellt wird, wenn die Passiven zum Konkurs drängen. Und obgleich sie kaum wie ein verwehender, gespenstischer Hauch fühlbar — auch das nur ältern, mit Erinnerung präparierten Leuten —, nennen doch Viele den Hauch Atmosphäre. Und sprechen dieser ganz besondere, lebentragende Eigenschaften zu.

Ein Irrtum. Für die Notwendigkeiten und Möglichkeiten der lebendigen Bühne bedeutet Tradition sehr wenig. Sie wirkt sich höchstens aus als eine stärkere, sozusagen sittliche Verpflichtung zu Niveau. Es gibt keinen Spezial-Geist des Burg-Theaters, der, als Hinterlassenschaft hoher Ahnen, nur richtig verwaltet werden müßte, um neue Kunst vom Wert jener alten, die einstmals hier geübt ward, zu zinsen. Es ist eine rührende Illusion, daß von den Brettern, auf denen Robert, Sonnenthal, Baumeister, Mitterwurzer gestanden haben, ein besonderes, geheimnisvolles Fluidum in Jene ströme, die heute dort Theater machen. Glaubt wirklich Jemand, daß ein General, wenn man ihn ins Bett Napoleons legt, dort auf kühnere strategische Einfälle kommen wird?

Das alte Burgtheater lebt noch, aber nicht auf der Bühne, sondern im Zuschauerraum. Im Hirn und Herzen Jener, die es genossen, in Augen und Ohren, die seine vergangene Größe noch wahrgenommen haben, in den Assoziationen, die mitschwingen, wenn ein Älterer: „Burgtheater!" denkt. Leider gibt es kein mystisches Verfahren, um aus der Gläubigkeit Derer, die das Wunder noch gesehen, dieses zu erneuern. Was nützen Fromme, Altäre und Priester, wenn die Götter weg sind? Da wird Religion leeres Getue. Alle Carmina zum Preise einer hohen Gewesenheit können nicht die Tatsache hinwegsingen, daß unsre Burg nicht mehr die feste Burg ist, die sie war, sondern ein im Sturm der Zeiten und Nöte wankendes Schauspielhaus, eine Bühne, auf der manchmal gutes, manchmal schlechtes, immer vornehmes, niemals erregendes Theater gemacht wird, ein Kunstinstitut, das den Zusammenhang mit dem Alten verloren und mit dem Neuen noch nicht gefunden hat und für den Kampf ums Dasein vorwiegend mit einer Fahne gerüstet ist.

Dieses Haus dankte Ruhm und Ehre seinem Reichtum an wunderbar homogenen schauspielerischen Persönlichkeiten. Es

strahlte im Licht von vielen Sternen erster Größe. Solcher Glanz wird nie wiederkommen. Er war ja auch eine Wirkung einmaliger irdischer und himmlischer Konjunktur. Deshalb täten das Burgtheater und seine zärtlich-strengen Warner und Mahner vielleicht klüger, zu vergessen, wie's einstmals war, den Traditionsdünkel aufzugeben, nach einhundertundfünfzig Jahren nicht mit einhunderteinundfünfzig fortzusetzen, sondern lieber eine neue Zeitrechnung mit Jahr Eins zu beginnen.

Je weniger das Burgtheater als Theater geführt wird, das eine kostbare Besonderheit zu hüten hat — kein Mensch wüßte zu sagen, worin die heute eigentlich noch bestünde —, desto eher könnte es wieder ein besonderes Theater werden. Wer weiß, wie großen Nutzen es der alten Bühne bringen würde, wenn man, um sie nur von der Last an Traditionen und Assoziationen möglichst zu befreien, zu dem Frevel sich entschlösse, ihr einen ganz andern Namen zu geben.

Ehe das Burgtheater nicht seine ererbten Adelsprädikate abgelegt hat, wird es nicht dazu kommen, sie zu verdienen. Ehe es nicht seine Traditionshüter, eingesessenen Mentoren, Innerlich-mit-ihm-Verwachsenen, seine Kastellane, Herolde, Schloßvögte, weiße Frauen und andre Gespenster losgeworden ist, wird ein neuer Geist sich weigern, in die alte Burg einzuziehen.

*

Direktor Herterich ist, das steht seit dem 4. April fest, der wahre Held dieses Burgtheater-Jubiläums. In fast jeder Wiener Osterzeitung war ein Artikel von ihm zu lesen, und immer ein andrer (wenn auch, gewissermaßen, immer derselbe). Abgesehen von der Freude, die die Leser gehabt haben, abgesehen von der geistigen und manuellen Mühe, die in solcher üppigen Traube von Artikeln steckt — man muß selbst Zeitungsschreiber sein, muß wissen, was es heißt, auch nur zweimal in einem Aufwaschen über die gleiche Materie zu schreiben, um die unvorstellbare Langeweile zu ahnen, die mit der Leistung solcher Leistung verknüpft gewesen sein muß. Wer das für das Burgtheater zu tun imstande war, der liebt es. Was ist denn Liebe, sag? Sechs Artikel und ein Gedanke, zwölf Spalten an einem Tag.

*

Am Vormittag des 8. April, philharmonisch umrahmt: Rede des Direktors Herterich, Rede Max Devrients (Text von Hermann Bahr).

Auf der Bühne saßen die Spieler des Theaters als Zuhörer, in der vordersten Herren-Reihe die Senioren, bei ihnen Hugo Thimig, dessen Kunst ohne Atmosphäre des Burgtheaters unter Führung Max Reinhardts so schöne Spätblüte treibt. Auf den Senat in der ersten Bank blickten Alle mit Rührung. Wieviel Theater-Sturm hat um diese grauen Häupter gewettert, wieviel Theater-Sonne sie beschienen, wieviel Theater-Lachen und Theater-Tränen haben, spurbildend, diese wohlvertrauten

Züge durchwandert (vom gemeinen Leben ganz zu schweigen)! Das Gesicht alter Mimen ist eine Plastik: Dichtung und Wahrheit.

Der Direktor begrüßte die Anwesenden, mit dem Bundespräsidenten beginnend, von Stufe zu Stufe. Tags zuvor hatte er einer ums Burgtheater verdienten Persönlichkeit einen Kranz überreicht. Ihren Namen sollt Ihr nie erfahren: es war der Kaiser Josef. Hoffentlich haben seinem Staube Besuch und Grünes wohlgetan. Während Herterich, indem er langsam Hofrat wurde, in die Kapuzinergruft hinabstieg, durften auch die andern Mitglieder des Burgtheaters sich einen guten Tag machen. Waren sie doch teils „Hofschauspieler", teils „Kammerschauspieler" geworden, hatten teils das große, teils das kleine silberne Ehrenzeichen bekommen, ja einige Bevorzugte noch mehr, nämlich nicht eitlen Tand, sondern ein Dankschreiben der Bundestheaterverwaltung. Das muß ein rechtes Hochgefühl sein, mit solcher Denkschrift überm Herzen in den Frühling hinauszugehen. Sie erinnert lebhaft an des Komikers Karl Valentin Brille ohne Gläser. Als man ihn fragte, wozu er denn so was auf der Nase trüge, meinte er: „Besser als gar nix is es".

Herterichs Rede war sehr schlicht, doch fehlte ihr, wie der ganzen, etwas stumpf geratenen Feierlichkeit, der Schwung, es fehlte ihr, was ja dem Jubiläum und, täuschen wir uns nicht, dem Burgtheater überhaupt fehlt: ein Kaiser. (Der in der Kapuzinergruft, bei dem die Herren waren, bedeutet doch nur kärglichen Ersatz.) Teuer erkauft ist der Wegfall der Rücksicht auf oben durch den Wegfall der Rücksicht von oben! Keine Huld mehr, keine Privatschatulle, keine Orden, die was bedeuten, keine Titel, die was heißen, keine stehend gesungene Hymne, das Antlitz zur Hofloge gewandt, keine Regierung, die man als eine obligatorisch „glorreiche" ansprechen durfte — kurz: dieser ganzen Burgtheaterfeier fehlte empfindlich etwas Allerhöchstes, und sein Fehlen schlug als heimliche Trauer grau durch die Festesfreude.

Auch die Rede Hermann Bahrs würde wahrscheinlich andern Flug genommen haben, hätte sie sich noch der Fittiche des Doppelaars bedienen dürfen. Das Schönste an ihr war der leichte, freie, eine sichere Mitte zwischen Ergriffenheit und Nonchalance haltende Vortrag durch Herrn Devrient. Bahr sagt, daß im Burgtheater „der Oesterreicher sich selbst erkennen, sich selber recht verstehen lernte". Ein mystischer Vorgang. Die großen Mimen des Hauses waren fast alle aus dem Reich, die meisten aus dessen nördlichstem Norden, Baumeister ein Posener, Gabillon ein Mecklenburger, Sonnenthal und Robert Ungarn, Mitterwurzer aus Sachsen. Und wenn nun der Oesterreicher diese Künstler ‚König Lear' oder ‚Ein Glas Wasser' spielen sah, wurde er, „der Oesterreicher ins Geheimnis seiner Eigenart eingeweiht"? Wie ging das zu? Legendär klingt auch, was Bahr über den Einfluß des Burgtheaters auf die Provinz berichtet, wie dort, in alter Zeit, der Vater den Kindern, wollte er ihnen ein Fest bereiten, an langen Winterabenden — wovon erzählte? Vom Burgtheater. Ich habe mir das Familienleben in Linz eigentlich immer anders vorgestellt.

Der wirtschaftliche Nebenkrieg von Heinrich Kanner

Seit dem Abschluß der Friedensverträge beherrscht die Frage der Reparationen nicht nur die öffentliche Diskussion, sondern auch das gesamte Wirtschaftsleben der Welt. Mit den Reparationen, die die siegreichen Staaten den besiegten in den Friedensverträgen des Weltkriegs auferlegt haben, ist etwas Neues geschaffen. Die Friedensverträge früherer Kriege kannten den Begriff gar nicht. Im Wirbel der Ereignisse, die in und nach dem Kriege die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, hat man den Ursprung des Begriffs vergessen. Der Tod des hervorragenden oesterreichischen Juristen, gewesenen k. k. Justizministers und Wiener Universitätsprofessors Dr. Franz Klein ruft ihn in die Erinnerung zurück.

Klein hat an der Schaffung, Ausbildung und Begründung dieses Rechtsbegriffs einen bedeutenden Anteil genommen. Allerdings dachten Klein und seine Gesinnungsgenossen damals nicht, daß sie durch diese ihre Arbeit die Lage der Mittemächte nach dem Kriege verschlechtern würden. Im Gegenteil: indem sie den Rechtsbegriff schufen, dem später die Ententestaaten den Namen „Reparationen" gegeben haben, wollten sie die wirtschaftliche Lage der Mittemächte nach dem Kriege verbessern. Wie es so oft in Kriegssachen auf deutscher Seite geschehen ist, erwogen sie wohl kaum, daß auch die Entente siegen, und daß dann der Pfeil, den sie geschnitzt und so scharf zugespitzt hatten, auf den Schützen zurückfliegen könnte.

Der Wirtschaftskrieg, den die Entente gegen die Mittemächte gleich im Anfang des Weltkriegs proklamierte, gab ihnen zu ihren Spekulationen die Anregung. Ganz neu war er nicht. Die englisch-amerikanische Auffassung des Krieges war von jeher darauf gerichtet, daß man im Kriege auch Handel und Vermögen des Feindes zerstören müsse, um ihn zum Frieden zu zwingen. Die Kontinentalsperre Napoleons I. kam gleichfalls aus dieser Anschauung. Im Weltkrieg wurde sie nur systematisch entwickelt und durch die unerhörte Ausdehnung, Intensität und Dauer dieses Krieges besonders drückend. Die Handels- und Verkehrsverbote, die die Entente gegen die Feinde erließ, wurden von diesen — was selbstverständlich war — mit gleichen Verfügungen gegen die Entente-Bürger beantwortet. Mit echt deutscher Gründlichkeit aber wurde der nun einmal aufgeworfene Gedanke des Wirtschaftskrieges weiter, bis ans Ende, bis in den Frieden hinein verfolgt. Schon im Jahre 1915 haben sich in Deutschland der Verein deutscher Maschinenbauanstalten, der Kriegsausschuß der deutschen Industrie, einer ihrer Wortführer, Geheimrat Riesser, und Andre, in Oesterreich die Wiener Handels- und Gewerbekammer, die Juristische Gesellschaft und eine von Beiden gebildete Studiengesellschaft mit der Idee beschäftigt: auf welche Weise in den künftigen Friedensverträgen der siegreichen Mittemächte die durch den Wirtschaftskrieg den Privaten bereiteten Vermögensschäden wiedergutgemacht oder, um den später von der Entente dafür geschaffenen technischen Ausdruck zu brauchen, „repariert" werden könnten.

Der leitende Geist in der oesterreichischen Studiengesellschaft war Franz Klein. Er begnügte sich nicht damit, die Idee des Ersatzes privater Kriegsschäden in Denkschriften auszuarbeiten, die in den Schreibtischen der verschiedenen Behörden und wirtschaftlichen

Organisationen der Mittemächte hätten verwahrt, dem Blick der Gegner hätten verborgen bleiben können. Keineswegs. Er legte das Ergebnis seiner Studien, die in alle Einzelheiten dieses neuen privat- und völkerrechtlichen Problems eindrangen, für die gesamte Öffentlichkeit, ohne Unterschied der Kriegsparteien, in einer Schrift nieder, die 1916 bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschien und ‚Der wirtschaftliche Nebenkrieg' hieß. Daraus konnten auch die Feinde ersehen, welches wirtschaftliche Schicksal ihnen im Fall ihrer — als sicher vorausgesetzten — Niederlage blühen würde. Daraus konnten sie aber nicht minder Anregungen für die Konzipierung ihrer eignen Friedensverträge im Fall ihres Sieges schöpfen.

So sind Klein und die Seinen in Deutschland und Oesterreich, ohne es zu wollen und zu ahnen, die geistigen Väter der heute von ihnen so schwer empfundenen Reparationen geworden. Kleins gelehrte Schrift verdient deswegen nachträglich noch eine erhöhte Beachtung. In ihr sind — gleichgültig, ob die Staatsmänner der Entente sie beachtet haben oder nicht — die geistigen Grundlagen des wirtschaftlichen Teils der Friedensverträge deutlich zu erkennen. Die Grundideen, die Klein und seine Gesinnungsgenossen leiteten, definiert er folgendermaßen:

> Einmal wird angeregt, der Heimatstaat solle neben der eigentlichen Kriegsentschädigung vom Feinde einen Pauschalbetrag fordern, der ungefähr der Gesamtsumme der bei ihm angemeldeten und von seinen Behörden als ersatzwürdig befundenen Schadensbeträge (seiner Staatsbürger) gleichkomme, und die Verlustträger seien aus dieser besondern Masse nach Verhältnis ihrer Ansprüche zu befriedigen. Dagegen wird weder politisch noch juristisch viel zu sagen sein. Weiter geht der Vorschlag, daß der Heimatstaat selbst unmittelbar als Zahler für die Schäden aufzukommen habe. Er soll die Ersatzansprüche (gegen die feindlichen Staaten) nicht als Vertreter seiner geschädigten Angehörigen, sondern als Übernehmer oder Zessionär dieser Ansprüche im eignen Namen und auf eigne Gefahr verfolgen, als einen mit der Kriegsentschädigung verschmolzenen oder von ihr unabhängigen besondern Betrag, denn Ersatz, wie er hier in Frage steht, kann begehrt werden, auch ohne eine Kriegsentschädigung erwirkt zu haben... Man kann, streng genommen, auch diesem Wunsch die Berechtigung nicht absprechen.

Klein entwickelt dann systematisch und ausführlich alle von Privaten — Bürgern der Mittemächte! — möglicherweise zu erleidenden Kriegsschäden und begründet in jedem Einzelfall die Ersatzpflicht der Entente. Im Juli 1916! Was ist das anders als die nachher von Klein und seinen Gesinnungsgenossen so schwer verdammten „Reparationen" der Ententestaaten, an die diese damals wohl kaum noch dachten, weil sie damals ihren Sieg weder so sicher noch so nahe glaubten wie Klein den der Mittemächte, nach denen sie aber am Tage des Sieges griffen. Die „rechtswissenschaftliche" Begründung für diese Reparationen, die damals noch ein Novum waren, hat der hervorragende Jurist ihrer Feinde ihnen im voraus geliefert, ja, noch mehr: er hat diese „Wiederherstellung der frühern Zustände und möglichst weitgehende Entschädigung" als einen „Fortschritt" des Völkerrechts, als „unsre Kulturauffassung" gefeiert, die er der von ihm so scharf verurteilten „englischen Kriegsauffassung" entgegenstellte. In den Einzelheiten, in der Definition der vom Feind zu er-

setzenden Schäden der Privatleute ging er sogar weiter als später die Ententestaaten in ihren Friedensverträgen, und neben diesen Reparationen hielt er auch eine Kriegskontribution alten Stils für zulässig, auf die die Entente bekanntlich verzichtet hat. Wenn die Mittemächte gesiegt und Kleins Ideen zur Grundlage ihrer Friedensverträge gemacht hätten, wären die Zahlungsverpflichtungen der besiegten Entente vielleicht noch weiter ausgedehnt worden als die der Mittemächte in den Verträgen von Versailles und Saint Germain.

Es ist gut, jetzt, da Kleins Tod einen zufälligen Anlaß schafft, an diese längst vergessenen Bestrebungen der leitenden Köpfe der Mittemächte während des Weltkriegs und in der Zeit ihrer Siegeshoffnungen zu erinnern. Sie sind identisch mit den Ideen, die ihre siegreichen Feinde ausgeführt haben. Diese Identität beweist, daß die Besiegten ethisch nicht um ein Haar besser (auch nicht schlechter) sind als die Sieger. Diese Erkenntnis ist aber geeignet, den noch nachwirkenden gegenseitigen Haß der einst einander feindlichen Völker zu mildern, und verdient deswegen Pflege und Verbreitung.

Der neue Berliner Theatertrust

Die ‚Weltbühne' ist in der Lage, auf Grund zuverlässigster Informationen einige interessante Einzelheiten über die Konstruktion und den Inhalt des Kartellvertrages mitzuteilen, den die Direktionen Reinhardt, Barnowsky und Robert soeben geschlossen haben.

Hauptzweck des Kartells ist: Energie-Ersparnis.

Einer der ersten Vertragsparagraphen spricht also von dem Entschluß der Direktoren, keinen neuen Professor-Titel mehr zu erwerben. Es sollen vielmehr die vorhandenen Professor-Titel periodenweise aufgeteilt und gemeinsam gebraucht werden.

Dieser Teil des Kartell-Vertrages hat Herrn Professor Saltenburg veranlaßt, dem Trust nicht beizutreten, da er sich um keinen Preis, auch nicht vorübergehend, von seinem Professor-Titel trennen wollte.

Die gemeinsame Verwendung des Professor-Titels erinnert an einen Vorgang aus der Zeit des großen Schauspielerstreiks vor zwei Jahren. Damals söhnten sich die Direktoren Meinhard und Robert nach langer Feindschaft mit einander aus. Kurz, bevor sie einander die Hand reichten, gab Direktor Meinhard zu Protokoll: „Aber das erklär' ich schon jetzt: ‚Professor' sag' ich ihm nicht!"

Solchen Vorkommnissen wird das neue Kartell ein Ende bereiten. Der sonst titelfeindliche Generaldirektor Meinhard wird nämlich als Miteigentümer der Barnowsky-Theater an der quotenmäßigen Aufteilung des Professor-Titels partizipieren, freilich nur für einige wenige Sonntagnachmittage im Lauf eines Jahres.

•

Die kartellierten Betriebe werden in Zukunft eine reinliche Scheidung zwischen künstlerischen und unkünstlerischen Darbietungen vornehmen.

Dem Zustandekommen dieses Beschlusses stellten sich beträchtliche Hindernisse entgegen, da alle Direktoren zu Beginn der Saison eine ausgesprochene Neigung für künstlerische Darbietungen zu zeigen pflegen, während später umgekehrt die unkünstlerischen dominieren.

Diese Schwierigkeit ist aber durch ein besonderes Entgegenkommen des Direktors Robert aus dem Wege geräumt worden. Das Kartell sieht nämlich auch eine Zusammenlegung und Aufteilung aller Gewinne und Verluste vor. Im Hinblick hierauf erklärte Direktor Robert großzügig, auf unkünstlerische Darbietungen von vorn herein

zu verzichten, was er mit der ausgezeichneten Formulierung begründete: „Wenn die Andern das Defizit zahlen, bin ich künstlerisch!"

*

Sämtliche Prozesse, die sich aus dem Kartell-Vertrag ergeben, sollen vor einem besonders zu errichtenden Senat des Kammergerichts verhandelt werden.

Aus Gründen der Parität sieht das Statut die Möglichkeit vor, daß auch Bühnen derselben Direktion gegen einander Prozesse führen können. Es darf also das Deutsche Theater gegen die Kammerspiele, das Theater in der Königgrätzer Straße gegen das Komödienhaus als Partei auftreten.

Die Vertretung aller Kartellbühnen und spätern Prozeßgegner hat der geschäftsführende Direktor des Deutschen Bühnenvereins Rechtsanwalt Artur Wolff übernommen. Er wird jedoch in einem Prozeß nie mehr als zwei gegnerische Parteien vertreten.

*

Alle dem Kartell angeschlossenen Bühnen werden in Zukunft bezüglich Nichtzahlung von Tantiemen konform vorgehen. Keiner der kartellierten Direktoren wird seinen Autoren mehr oder früher Zahlungen leisten dürfen als die andern. Als Sanktion für diese Bestimmung war ursprünglich ein allgemeines großes Ehrenwort vorgesehen. Schließlich wurde jedoch als zweckentsprechender eine Konventionalstrafe gewählt.

*

Das große volkstümliche Abonnement des Kartells wird genußsüchtigen Theaterbesuchern die Berechtigung geben, den Anfang eines Theaterabends in dem einen Theater, das Ende in einem andern zuzubringen. Zu diesem Zweck wird zwischen den Kartell-Bühnen ein Spezial-Omnibusverkehr eingerichtet. Die Leitung dieses Transport-Instituts sowie die Überwachung von Gutschrift und Belastung der einzelnen Bühnen aus solchen Teilbesuchen nach den Regeln der doppelten Buchführung hat liebenswürdigerweise Edmund Reinhardt übernommen.

*

Direktor Bernauer hat sich bereit erklärt, für Krisenfälle ständig eine Anzahl von Rettungsstücken auf Lager zu halten.

Diese Rettungsstücke werden selbstverständlich, wie der ‚Garten Eden', einen durchaus künstlerischen Charakter tragen. Eine gewisse abergläubische Erinnerung an dieses Stück hat zu dem Beschluß geführt, daß alle Rettungsstücke den Titel einer Ortsbezeichnung aus dem Alten Testament führen sollen, der jedoch zugleich als Name eines Hotels, eines Cabarets oder einer Tanzdiele verwendbar sein muß.

Der berühmt gewordene Dritte-Akt-Schluß des ‚Gartens Eden', wo eine junge Dame zehn Minuten vor ihrer Trauung ihr Brautkleid über den Kopf zieht und in Dessous vor dem Unterrichtsminister dasteht, hat Dr. Rudolf Lothar veranlaßt, dem Kartell einige Erweiterungsvorschläge für solche Szenen zu unterbreiten. Ob diese Vorschläge angenommen werden oder nicht, ist noch zweifelhaft, da Direktor Bernauer erklärt hat, er sei aus der Zeit, da er noch Hebbel und Strindberg inszenierte, um solche Akt-Schlüsse nicht verlegen.

*

Schon dieser kurze Auszug aus den Kartell-Bestimmungen zeigt, wie weitblickende Perspektiven bei der Gründung des neuen Trusts Pate gestanden haben. Die in letzter Zeit oft gehörte Frage nach der Lebensfähigkeit des Theaters wird jedenfalls nicht mehr gestellt werden können. Das neue Kartell ist ein beredter Beweis dafür, daß das Theater noch lange nicht tot, im Gegenteil sehr lebendig ist, daß es sich immer wieder verjüngt und neue Formen schafft.

Bemerkungen

Abrechnung

Neulich stand zu lesen, daß ein früherer Fürsorgezögling seinen ehemaligen Direktor, in dessen Anstalt er eingesperrt war, „aus Rache" erstochen habe. Die Fürsorge hatte bei dem Mann nicht angeschlagen: er kam grade aus dem Zuchthaus.

Unmöglich, zu beurteilen, was hier vorgelegen hat, solange man die Einzelheiten nicht kennt. Aber eigentlich verwunderlich, daß solche Dinge nicht öfters vorkommen. Bekanntlich klafft zwischen der Praxis und den „Kongressen für die Fürsorge Jugendlicher", oder wie sich dergleichen aufgebläht sonst nennt, ein böser Riß. Die jungen Leute in der Fürsorge sind fast rechtlos, in der Hand von Pastoren, Vorgesetzten aller Grade, Ärzten, Direktoren. Daß sich unter diesen wohlmeinende, menschliche und herzensgütige Männer von Seelenkenntnis befinden, kann nicht abgestritten werden. Daß auch das Gegenteil stark vertreten ist, ebenso wenig. Daß — und nur darauf kommt es an — die Gruppe ihre schwarzen Schafe und Böcke deckt, ist sicher.

Welch Haß mag sich in den Opfern mitunter ansammeln, welch ohnmächtige Wut, wieviel Rachegefühl, dessen Betätigung vertagt wird! Kommen diese Leute heraus, so ist meistens Alles vergessen: die kleinen Plackereien, die gemeinen, unendlich aufpeitschenden Nadelstiche falsch verstandener „Disziplin", der Hohn, die verächtliche Behandlung, der barsche Ton, mit dem man Hunde nicht anspricht ... die Freiheit verdeckt und verwischt Alles. Der da hat etwas zurückbehalten und ging hin und stach Den nieder, den er für seinen Quäler gehalten hat.

Aber inzwischen wollen wir doch nicht vergessen, daß nicht erst Hau zu kommen brauchte, um uns wissen zu lassen, welche Gattung ausgedienter Offiziere, strammer Reaktionäre, größenwahnsinniger kleiner Amtsstubenbeherrscher in den Gefängnissen, Fürsorgeanstalten, Zuchthäusern, Arbeitshäusern maßgebend sind. Weit oben drüber thront dann gewöhnlich ein liberal denkender Geheimrat, der seine Besuche verbindlich empfängt und nichtsahnend lächelt. „Bei uns, gnädige Frau, kommt sowas nicht vor ..."

Hielte er aber den Atem an, hätte er Ohren zu hören, wollte er hören —: so vernähme er durch die dicken Mauern der Zellen ohnmächtiges Weinen von Solchen, die sinnlos und sadistisch in ihrer Menschenwürde gekränkt und verletzt werden, gepeinigt, daß ihnen die Adern schwellen, das Weinen Wehrloser.

Und dann mag freilich vorkommen, daß Einer sein Leben riskiert, um einem herzenskalten Medizinalrat, einem Direktor, einem Inspektor hinterher einen Denkzettel zu verabreichen.

Ignaz Wrobel

Orden und Titel

Bei dem Besuch des oesterreichischen Bundeskanzlers in Berlin will man einen starken Ordensregen hinter den offiziellen Kulissen haben rauschen hören. Auch „diesseitig" wurde sogar „amtlich verlautbart", daß dem Reichspräsidenten das Ehrenkreuz der oesterreichischen Republik verliehen worden sei. Nun besagt die weitesten Kreisen unbekannte Reichsverfassung in ihrem Artikel 109, Absatz 5 und 6: „Orden und Ehrenzeichen dürfen vom Staate nicht verliehen werden. Kein Deutscher darf von einer ausländischen Regierung Titel oder Orden annehmen." Hat also der Reichspräsident, da er das oesterreichische Ehrenkreuz angenommen hat, die Verfassung verletzt, oder weshalb darf er doch? Absatz 6 des Artikels 109 verbietet doch nur die Annahme von ausländischen Titeln und Orden, nicht aber von ausländischen Ehrenzeichen, als welches das

oesterreichische Ehrenkreuz anzusehen sei — so wird der Widerspruch amtlich interpretiert. Schon Ebert mußte aus einem ähnlichen Dilemma, als ihm Peru den Orden der Aufgehenden Sonne verliehen hatte, mit solchen Schuljungenausreden gerettet werden: er nehme die Auszeichnung als Andenken, sozusagen im Schubkasten, nicht als schauprangende Dekoration an. Wenn Zurückweisung gemäß der Verfassung hier einen Affront gegen die fremde Regierung bedeutet hätte, so war mindestens eine grobe Unterlassung des deutschen Gesandten in Lima vorangegangen.

Einmal, zweimal halten solche Ausreden vor dem gutmütigen Deutschen Stich. Nun aber hat Oesterreich deutsche Beamte, zunächst nur im Geheimen, massenweise dekoriert, und man weiß auch, daß bei verschiedenen internationalen Verhandlungen unter der Republik angebotene ausländische Orden keineswegs immer von unsern Vertretern zurückgewiesen worden sind, sondern in der Hoffnung auf bessere Zeiten tapfer im Kasten aufbewahrt werden. Oesterreichs Gebefreudigkeit ist denn wohl auch als heiß ersehnte Provokation Derjenigen aufzufassen, die den Anbruch dieser bessern Zeiten beschleunigen, dem Artikel 109 zu Leibe wollen.

Nun ist gegen eine Verfassungsänderung in diesem Artikel auch vom republikanischen Standpunkt aus nichts einzuwenden, wofern man nur die neuen Orden und Titel — von denen die Titel bisher auch, soweit sie nicht Amt oder Beruf bezeichneten, nach Artikel 109 verbannt waren — der Republik dienstbar zu machen weiß. Realpolitisch, wie wir nun einmal sind, um nicht zu sagen: opportunistisch, sind wir bereit, auch die Eitelkeit uns tributpflichtig zu machen. Gebt meinetwegen wieder Kommerzienratstitel für Gelder, deren Ursprung genau so dunkel und unerfreulich sein mag wie unter der kaiserlichen Herrlichkeit, deren Verwendung aber nicht persönlichen Zwecken Herrschender und antirepublikanischen Machenschaften diene, sondern der Festigung und Erhaltung der Republik. Bei ausländischen Dekorationen droht bereits wieder der Beamtenklüngel daheim, die Kandidaten zu sieben und sich selbst in die erste Reihe zu schieben. Der Orden der Republik, der ein einziger, wenn überhaupt mit Abstufungen, so mit sehr wenigen, sein muß, dürfte nur von einem Ausschuß vorgeschlagen und gebilligt werden, der dem parlamentarischen System entsprechend parteiparitätisch zusammengesetzt und dann auch bei den ausländischen Vorschlägen zu hören wäre.

Ausdrücklich aber belasse man, wenn der Reichstag im Herbst voraussichtlich mit der ganzen Frage befaßt werden wird, diese neue Zier-Kompetenz dem Reich und ihm allein und unterbinde ausdrücklich die bereits in aller Öffentlichkeit begangenen Dreistigkeiten von Einzelstaaten, der Verfassung zuwider die Titelverleihung ohne Amt oder Beruf selbstherrlich zu treiben. Wir könnten sonst erleben, daß der Sechserdiktator irgendeiner Ordnungszelle Monarchisten und Putscher gegen die Republik auszeichnet und damit die ganze in bester Absicht angestrebte Neuordnung des Reichs dem Spott und der Verachtung in Kürze ausliefert.

Erhard Ocke

Deutsche Rachejustiz gegen Polen

Zwei Monate sitzt nun schon im Marienburger Gefängnis der Besitzer Albin Gorski aus Abbau Pestlin im Kreise Stuhm. Sechs Monate soll er im Kerker zubringen, weil er Reichswehrsoldaten Säue, Lümmel und Hausverpester genannt hat.

So sagen es wenigstens die Soldaten. Aber in was für einer Stimmung die bei Gorski Quar-

tier bezogen, zeigt die Tatsache, daß man ihnen bereits vorher zugerufen hatte: „Da werden Sie was erleben!", daß die Unteroffiziere, nach ihrer Angabe, ein besonderes Zimmer (zur Aufbewahrung von Wertsachen, versteht sich) und besonderes Essen (als Gorski schimpfte, versteht sich) verlangten und mehr Mann, als auf dem Quartierzettel standen, mitbrachten (vorübergehend wegen Regens, versteht sich).

Da schimpfte Gorski, wie er selbst gestanden hat. Denn er hatte vorher in vier Stunden fünfzehn Cognacs und acht bis zehn Flaschen Bier eingepumpt. Zeugen habens bekundet. Aber sinnlos betrunken? Bei der ersten Vernehmung hatte er sich ja selbst nur als angetrunken bezeichnet. Eine andre Szene dämmert auf: Staatsanwaltschaftsassessor Kußmann, der Stolz der ganzen Justizkumpanei, ist freigesprochen worden, weil ihm zu glauben sei, daß seine Angaben beim Untersuchungsrichter nur zu dessen Irreführung dienen sollten.

Bei einem nicht deutschvölkischen Staatsbürger führt ein Widerspruch in seiner Aussage zu sechs Monaten Gefängnis. Denn beide Vorsitzenden haben die gleiche Gesinnung. Der hier, Amtsgerichtsrat Porrmann-Marienburg, hat sie in seiner Urteilsbegründung so deutlich gezeigt, daß wir ihm danken müssen. Nicht gedacht soll seiner, nicht weggedacht werden kann sein Urteil aus der Sittengeschichte dieser Tage:

> Der Angeklagte hat Worte gebraucht, die Alles überwiegen, was man sich überhaupt denken kann. Zu seiner Entlastung kam höchstens in Frage, daß er nach dem § 51 des Strafgesetzbuches nicht voll verantwortlich gewesen ist, sich also im Zustand sinnloser Betrunkenheit befunden haben könnte. Das aber hat die Verhandlung nicht ergeben. Es steht fest, daß G. gewohnt ist, große Mengen Alkohol zu sich zu nehmen, so daß er den stärkern Alkoholgenuß verträgt. Er hat nichts von Reue und Buße an den Tag gelegt und stellt entgegen seiner ersten Aussage hin, sinnlos betrunken gewesen zu sein. Er hat bis zum Schluß der Verhandlung nicht ein Wort dafür gefunden, daß ihm seine Handlungsweise leid tut. Ganz besondere Anerkennung verdient das Benehmen unserer Reichswehrsoldaten. Sie haben den Befehl bekommen, was auch der Angeklagte tun möge, sich still zu verhalten und ihn in keiner Weise zu reizen. Sie haben nichts gegen G. unternommen, obgleich er sie mit den Worten: Hunde und Säue begrüßt hat. Sie haben ihrem Deutschgefühl keinen Ausdruck verliehen, denn sonst würden sie den Angeklagten auf der Stelle totgeschlagen haben. Sie haben vertraut, daß hinter ihnen eine Behörde steht, die sie schützt. Das deutsche Volk und die Reichswehr würden nicht das geringste Verständnis dafür haben, wenn das Gericht auf die Idee kommen sollte, eine Geldstrafe zu verhängen gegenüber einem Polen, der in solcher Weise den Stolz des deutschen Volkstums zu beschimpfen wagt. Deshalb ist keine Geldstrafe, sondern eine Gefängnisstrafe, aber nicht Strafaussetzung am Platze. Der Angeklagte soll fühlen, daß er in Zukunft sich zu hüten hat, das Deutschtum zu beschimpfen. Das soll nicht er allein fühlen, sondern der ganze Volksteil um Pestlin herum, daß sie sich dem Deutschtum gegenüber anständig zu betragen haben. Aus diesen Gründen hat sich der Gerichtshof in seiner Urteilsfindung dem Antrage des Staatsanwalts angeschlossen.

... sonst würden sie den Angeklagten auf der Stelle totgeschlagen haben! Totschlag als angemessene Sühne für den Gebrauch solcher Worte wie „Hunde" und „Säue" durch einen betrunkenen Hofbesitzer! Am 10. Mai werden zwölf deutsche Polen in Oberschlesien vor polnischen Richtern stehen. Da ist eine Gelegenheit für Polen, seinen Rang als europäischer Rechts- und Kulturstaat zu erweisen.

Ludwig Bothmer

Du hast ein Bett

Auf dem Nebengeleis, in Bayonne, rangieren zwei Männer einen Güterwagen, pfeifen und schwenken eine Fahne, springen dem Rollenden auf den Leib und hüpfen wieder ab... Übrigens habe ich noch keine Wohnung in diesem überfüllten Laden, und alle Leute drängen schon mit ihren Koffern auf dem D-Zug-Gang und wollen heraus. Was wird das werden —?

Man mag nicht gern in einen Ort fahren, von dem man weiß, daß es schwer ist, unterzukommen. Hier ists besonders schauerlich: denn gleich von nebenan, aus Biarritz, kommen die Minderbemittelten, die da nur am Tage mondän sind, und wohnen in Bayonne. Kein Bett frei. Schließlich lande ich wieder beim Hotel Terminus, das im Bahnhof liegt, und der Mann an der Theke emp-

fiehlt mir ein Häuschen, ein Stübchen, ein Bett...

Bis dahin sah ich die Stadt an, in unbehaglich frierende Haut gehüllt. Die Adour und die Arkaden und die Basken — Alles sehr schön und gut, aber welche Wanze wird mich heute nacht beißen? Das war gar nicht romantisch, aber so war das.

Nein, so ist das immer.

Landschaftsschönheiten und tröstende Auskünfte und freundliches Schultergeklopfe und herzinnige Kopfnicker — du hast ein Bett, ich habe noch keines. Neid noch auf den letzten Kohlenträger — er ist hier eingeschaukelt.

Schließlich werde ich eins finden. Aber wenn ich es nicht bezahlen könnte, wenn ich Hunger hätte? Was nützten mir da liebe Auskünfte, vollbärtige Ratschläge, tröstende Bibelsprüche, gesalbte Leitartikel? Sie machen mich nicht satt, und ich höre nur immer heraus: Du hast ein Bett, du hast ein Bett, ich habe keins.

Woher denn vielleicht diese merkwürdige Gleichgültigkeit der arbeitslosen Klassen den feinern Postulaten der Kunst gegenüber herrührt; sie haben so gar kein Verständnis für die Adjektiva bei Proust! Und wie undankbar sind sie! Sage ihnen, daß Deutschland wieder empor müsse — sie verstehen dich nicht. Sage: wir Alle wollen untergehn, wenn der Staat nur gerettet wird — sie bleiben stumm. Setze ihnen die oekonomischen Grundlagen der Krise auseinander: sie blicken verloren in die Weite und hören auf das Knurren eines Magens, der ihr eigner zu sein scheint. Kurz: undankbare Geschöpfe.

Aber immer, wenn ich Präsidentenreden, Wohltätigkeitssprüche, patriotische Rote-Kreuz-Damen, abwiegelnde Sozialdemokraten, Zahlabendbonzen und Reichstagsabgeordnete höre, tönt eine angeschlagene Saite in mir fort, ein lang hinhallender Ton wie von einer Stimmgabel: Du hast ein Bett, du hast ein Bett. Wir frieren.

Peter Panter

Für Deutschland bearbeitet . . .

Warum muß ein Film von Chaplin für Deutschland „bearbeitet" werden? Genügt denn nicht, die englischen Texte in möglichst gutes Deutsch zu übertragen? Ich bin seit ‚Goldrausch' skeptisch geworden. Denn ich hatte in Erinnerung die Schilderung, die eine Berliner Zeitung nach der Newyorker Premiere übernommen hatte — und mußte dies und das vermissen. Und da ich mißtrauisch geworden war, fiel mir auf, daß manche Aufnahme, manche Szene, die ich aus illustrierten Zeitschriften kannte, in dem „für Deutschland bearbeiteten" Film gar nicht vorkam, und daß Manches, was in der deutschen Fassung des Films noch immer sehr nett und reizvoll war, seinen eigentlichen schlagenden Witz doch erst erhielt, wenn ich daran dachte, daß das Original eine Persiflage auf den typischen national-amerikanischen Groß-Film à la ‚Karawane' ist. Wo blieb, zum Beispiel, die ironisiert pathetische „Widmung"? Die deutschen Film-Offiziere werden sagen, daß diese spezifisch amerikanischen Momente in Deutschland unverstanden geblieben wären, und daß man eben aus diesem Grunde den Film bearbeiten müsse. Aber auch bei ‚A woman of Paris' heißt es: „Für Deutschland bearbeitet". Ich bleibe skeptisch. Vielleicht ist doch besser, daß einiges Allzu-Amerikanische mal unverständlich, als daß der Film zwar verständlicher, aber statt von Chaplin von Herrn Brodnitz ist.

Adolf Behne

Das große Q.

— In Paris erscheint als sozialdemokratische Zeitung der ‚Quotidien'. Er hat ein famoses Plakat auf den Untergrundbahnhöfen.

— Warum erzählen Sie mir das?

— Ein weißgewandetes Frauenzimmer, vielleicht die Republik, reißt den Mund auf und zeigt mit erhobener Rechten und erhobenem Zeigefinger auf die Überschrift: Le Quotidien!

— Die Entwicklung Deutschlands weist deutlich nach dem Osten. Mögen sie in Paris Plakate drucken. Hans v. Seeckt...

— Nun hat neulich eine kleine Revue im ‚Perchoir' das Plakat aufgegriffen — lebendig stand das Plakat auf der Bühne, ein junges Frauenzimmer —

— Natürlich!

— sie zeigte mit dem Finger nach oben auf die Überschrift: Le Quotidien. Grade auf den Buchstaben Q. Es ist Ihnen bekannt, wie man den im französischen ausspricht?

— Sprich deutsch!

— Küh spricht man ihn aus. Wissen Sie, was dieser Klang noch bedeutet? Sie kennen das Wort „cul"?

— Kühl?

— Das l brauchen Sie nicht mitzusagen — das gibt es zu. Es spricht sich Küh aus — wie der Buchstabe. Denken Sie an „cul de Paris".

— Warum erzählen Sie mir das? Haben Sie weiter keine Sorgen? Gedenket der deutschen Brüder und Schwestern in Südtirol!

— Cul heißt also, wie es heißt ... und wenn man zu Einem sagt: „Vous êtes un cul!", so ist das kein Kompliment.

— Gedenket auch der deutschen Brüder im Saargebiet!

— Das junge Frauenzimmer —

— Natürlich!

— stand also da und sagte Verse auf, die sich auf die Politik dieser Läufte bezogen. Und, sagte sie, wenn man Alles recht betrachtet, es sind immer wir, die bezahlen müssen — und wie auch die Deputierten schwatzen und die Kammer rumort, wir sind und bleiben... darauf zeigte sie mit dem Finger stumm nach oben. Auf den Buchstaben.

— Was wollte sie damit sagen?

— Ich weiß nicht. Und die Parteiführer und die großen Tiere und die kleinen Bonzen und alle diese, die da so viel Lärm machen — sagte sie —: was sind sie schließlich? Ils sont des... Stumm zeigte sie nach oben.

— Des culs? Sitzflächen? Wie darf ich das verstehen?

— Wie Sie wollen. Aber abgesehen von der himmlischen Frechheit dieses Witzes, von seiner einprägsamen Bildhaftigkeit — hat sie nicht recht? Und ist es nicht doppelt erfreulich, daß es an Hand einer Zeitung gezeigt wird, die dem ‚Vorwärts' entspricht? Ich will keine Grobheiten sagen: also, die fast dem ‚Vorwärts' entspricht? Da stand die Plakatjungfrau, weiß und hübsch und glatt. Was ist der Sozialismus Europas geworden? Wer führt ihn? Stumm zeigte ihr gepuderter Zeigefinger in die Luft.

— Gedenket auch der Brüder in Eupen und Malmédy! Auf wen zeigte sie —?

— Auf das Q, das Küh ausgesprochen wird. Sie zeigte auf einen Buchstaben, der vier bedeutet, und gab damit eine Analyse unsrer Epoche, aller Länder und eines ganzen Kontinents.

Kaspar Hauser

Wir brauchen Kolonien!

Ob Zentrumsmann, ob Demokrat,
ob Kegelklub, ob Syndikat —
die Stimmen tremolieren.
Es schreit von Flugblatt und Plakat:
Wir woll'n ein Kolonialmandat.
Wir müssen kultivieren!

Fehlts auch im Reich an Geld und Brot —
was kümmert uns die Wohnungsnot!
Sie mögen vegetieren.
Heil: Tropen und Kanonenboot!
Stolz weht die Flagge schwarzweißrot.
Wir müssen kultivieren!

Der Schwarze will zu uns zurück.
Zu Peitsche, Drill und Liebesglück
und preußischen Manieren.
Entreißen wir der fremden Tück'
den dunkeln Erdteil Stück für Stück
Wir müssen kultivieren!

Dann hätten einen Erdenrest
die Jürgens, Kußmann, Femepest,
sich abzureagieren.
Drum haltet die Parole fest.
Es gilt den Kampf um Deutsch-Süd-West.
Wir müssen kultivieren!

Karl Schnog

Antworten

Nationaler Mann. „Die nationale Welle, die nach der Enttäuschung von Locarno mehr denn je durch Deutschland geht, entfacht aufs neue das Interesse für Bücher über große Männer aus großen Zeiten. Wir empfehlen deshalb auf Lager zu halten: Büchsenspanner, Erinnerungen aus dem Hofjagdleben von Geheimrat Arthur Achleitner. Das dreibändige Werk erzählt von prächtigen Originalköpfen, seltsamen Käuzen und ihren unterhaltsamen Abenteuern mit hohen Herrschaften, so, um nur einige zu nennen, mit Kaiser Wilhelm II., König Ludwig II., Kronprinz Rupprecht, König Friedrich August von Sachsen, Kaiser Franz Josef, Kaiser Karl, Erzherzog Franz Ferdinand. Es ist von ganz eignem Reiz, die hohen Herren mal als Menschen unter Menschen kennen zu lernen." Eigen: ja, Reiz: nein; und wenn man die hohen Herren mal als Menschen unter Menschen kennen lernen will, braucht man nur einen Papa zu haben, der Lokomotivführer ist.

Deutschnationaler. „Der preußische Minister des Innern hat den Polizeihauptmann Bender in Magdeburg gemäß § 12 I a des Schutzpolizeibeamtengesetzes in den Ruhestand versetzt, weil er nach dem Urteil seiner Vorgesetzten die für seine dienstliche Verwendung nötige Eignung und Fähigkeit nicht mehr besitze. Es wird ihm zur Last gelegt, in einer deutschnationalen Versammlung den Rednern, die den Rücktritt Severings forderten, Beifall durch Händeklatschen gezollt zu haben." Diese Zeitungsnotiz schicken Sie mir mit allen Zeichen der Entrüstung. Ich finde es auch beinah unerhört, daß in unsrer Kaiserlich Deutschen Republik solche Sachen passieren, die höchstens mir und den übrigen Ausländern Freude machen. Aber da entdecke ich auf dem Ausschnitt das Datum der Zeitung: Abend des 31. März. Und da möchte ich doch glauben, daß sichs um einen Aprilscherz handelt.

Trauernder Vater. Sie fragen mich, ob Sie dem Reichsarchiv die Kriegstagebücher Ihres Sohnes leihweise überlassen sollen. Ich rate ab. Das Reichsarchiv hat bisher durch seine Veröffentlichungen gezeigt, daß es eine kriegsfreundliche und kriegspropagandistische Behörde ist. Wie denn auch nicht? Es besteht aus Militärs a. D. und konservativen Beamten. Nach den grauenhaften Geschehnissen der vier Mordjahre hat sich das Reichsarchiv noch nicht zu einer Veröffentlichung aufschwingen können, die vom Leben und Leiden des gemeinen Mannes, von seinem Verhältnis zum Offizier, von den Qualen des Krieges berichtet. Um bei der Geldknappheit überhaupt

eine Existenzberechtigung zu haben, müßte eine Behörde wie diese unparteiisch, ohne eigne Stellungnahme in der Auswahl, sämtlichen Typen des Krieges zum historischen Wort verhelfen: dem Wissenschaftler, dem Befehlshaber, dem wurschtigen Soldaten, dem unbekannten Soldaten, dem Kriegsbejaher, dem Pazifisten — allen. Das tut das Reichsarchiv nicht. Seine Arbeit beschränkt sich darauf, den Krieg in tendenziöser Form zu überliefern. Irgendeine objektive Bedeutung kommt diesen Bemühungen nicht zu. Behalten Sie die Kriegstagebücher Ihres Sohnes.

Botschafter Freiherr v. Schoen. Hellmut v. Gerlach hat in seiner ‚Großen Zeit der Lüge' auch die Erlebnisse geschildert, die seine Frau bei Kriegsausbruch in Paris gehabt hat. Wie er mir jetzt mitteilt, bedauert er sehr, daß aus seiner Schilderung der Eindruck entstehen konnte, als hätten Sie irgendwelche Anordnungen im Interesse der Deutschen unterlassen. Wenn diese Deutschen damals vom Konzentrationslager bedroht wurden, so war das in den Kriegsverhältnissen begründet und weder von dem deutschen Botschafter noch von dem amerikanischen, der die Vertretung der Deutschen übernahm, zu verhindern.

Rätselrater. Du glaubst, eine ganze Menge Übung zu haben, und kannst doch unsre auswärtige Politik nicht ergründen? Umso wichtiger, daß der fünfte Abend des ‚Aufbaus', für diesen Winter der letzte, der Montag, am 26. April, im Reichswirtschaftsrat, Bellevue-Straße 15, um 8 Uhr beginnt, die Frage nach Deutschlands auswärtiger Politik seit Genf zur kontradiktorischen Diskussion stellt. An dieser gedenken sich zu beteiligen: Maximilian Harden, Wilhelm Heile, Otto Lehmann-Rußbüldt, Ludwig Quessel, Ludwig Quidde, Hans Simons. Du wirst also mindestens einen Teil dessen erfahren, was zur Zeit hinter den Kulissen vorgeht und den Weltfrieden wieder einmal ernstlich zu bedrohen scheint.

G. Wiederkehr in Hamburg. Wenn Ihnen wieder einmal erzählt wird, wie die Dänen mit der deutschen Minderheit umgehen... In Apenrade starb während des März der deutsche Staatsangehörige Ingenieur N. plötzlich am Herzschlag. Er war acht Jahre in dänischen Diensten tätig, aber nicht fest angestellt gewesen. Die Anstellung hatte am 1. April erfolgen sollen. Immerhin: der Tod war nun einmal vor diesem Termin erfolgt, und die Frau stand mit zwei unmündigen Kindern sozusagen dem Nichts gegenüber. Was tat die dänische Behörde? Ohne durch irgendein Gesuch gedrängt zu sein, bewilligte sie der Witwe nicht nur das Gnadenvierteljahr, sondern auch eine Pension, die berechnet wird, als wäre der Mann fünfzehn Jahr fest angestellt gewesen. Das ist kein Aprilscherz: das ist eine wahre Begebenheit. Und weil heute nichts so selten ist wie ein Fall von Anständigkeit, so sei dieser Fall hier aufbewahrt.

Denunziant. Bis jetzt hatte man nicht gewußt, weshalb der Senatspräsident Freymuth, ein Mann von fünfzig und einigen Jahren, Knall und Fall aus seiner Stellung am Kammergericht verschwunden war. Deshalb, so teilt jetzt die Leipziger Volkszeitung mit: weil Herr Geßler ihn beim Preußischen Justizministerium angezeigt hatte. Nicht offen und ehrlich, sondern unter der Marke: Geheim. Grund: Freymuth hatte, als rechtlich fühlender Mensch, sich gegen den Justizmord an Heinrich Wandt ausgesprochen, den die Militärs für seine ‚Etappe Gent' am liebsten leiblich ermordet hätten. „Wie lange wird die Republik Herrn Geßler noch ertragen?", fragt daraufhin die Leipziger Volkszeitung. So lange, bis sie, die Republik, sich eine Instanz zugelegt hat, bei der Deinesgleichen ihre Feinde mit dem selben Erfolg anzeigen kann wie vorläufig ihre Freunde.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Ein Jahr Hindenburg von Carl v. Ossietzky

Irgendwie muß Deutschland doch regiert werden.
Reichskanzler Luther

Am 7. April 1926. Die Torflügel des Präsidentenpalais öffnen sich weit; und, während die Militärkapelle den Präsentiermarsch rasselt, erscheint die mächtige, massige Figur des Präsidenten der Republik in der Uniform eines kaiserlichen Marschalls. An diesem Tag vor sechzig Jahren ist Paul v. Hindenburg in die Armee eingetreten. Wie er die Front der Fahnenkompagnie abschreitet, verrät nichts in dem verwitterten, golemhaft unbewegten Gesicht eine Empfindung. Vergebens lugen die Reporter nach einer einsamen Träne, die Anlaß zu einer Schlagzeile gäbe. Aber er ist in seiner steifen Feierlichkeit ganz Soldat, ganz preußischer Offizier und Wahrer eines Rituals, das von andern Sterblichen sondert.

Drinnen gibts dann die fälligen Festreden. Der Reichswehrminister spricht Belanglosigkeiten von „Tradition" und „militärischen Tugenden", und was ein Zivilist so sagt.

Aber entscheidend sind nur die paar Minuten vor dem Palais. Denn diese Fahnen und Monturen, das sind Reststücke einer Welt, die schon gar nicht mehr da ist. Die so wenig wiederkehrt wie der alte Plessen, der da im Vorhof als gerührter Gratulant auf melancholischen Kranichbeinen stelzt und in seiner blauen Generalskluft aussieht wie eben aus dem Zeughaus geholt. Was das Schicksal auch mit Deutschland vorhat: das hier kommt niemals wieder. Diese Stahlhelme, Standarten und Feuerrohre, die sind so dahin wie Alles, was Kriegskunst von Pelopidas bis Schlieffen ersonnen. Sechs chemische Fabriken werden künftig genügen, um den Tod durch ganz Europa zu blasen.

Von den Linden dröhnen Hurras. Auf die Leute wirkt noch die Magie des Militärrocks. Den haben sie ja vor einem Jahr gewählt, als Amulett gegen alle Not. Wie aus Aarons Stecken die Mandeln, so sollten aus diesem Marschallstab Gerechtigkeit, Ordnung, Wohlstand blühen. Sie jauchzen zu dem kleinen bunten Aufmarsch martialischer Vergänglichkeiten. Was eine Abschiedsparade ist, von Wehmut überschattet, das nehmen sie als frohe Verheißung. Wieder einmal haben die Requisiten die Zeit überlebt:

. . . was steckt denn auch
in Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
das ewig wäre? Doch die müde Welt
ist über diesen Dingen eingeschlafen,
die sie in ihrem letzten Kampf errang,
und hält sie fest.

*

Hindenburg s'en va-t-en guerre: das war vor einem Jahr der Kampfruf der einen, der Wehruf der andern Partei. Hindenburg: das bedeutet mulmigste Reaktion im Innern, Platzhalterschaft für die Monarchie, Abenteuerpolitik nach außen. Mit gleicher Begründung wurde für ihn, wider ihn agitiert.

Das Alles ist schon längst verflossen. Heute sind es die bürgerlich-republikanischen Blätter, die ihm Kränze winden. Sie beloben ihn, weil er seinen Eid gar so treu gehalten habe, und ahnen nicht einmal, wie gräßlich geschmacklos solche Hudelei ist, und daß sie sich selbst mehr damit charakterisieren als ihn. Die Republikaner sind schon von Herzen dankbar, wenn man ihnen nichts tut.

Aber wäre dem alten Herrn satirische Laune zuzutrauen, er könnte wohl der Residenz erzählen, wie man Präsident wird. Er hat es wirklich nicht gewollt. Er könnte erzählen, wie er lange widerstrebte, und wie schließlich Tirpitz, der Gerissenste der Gerissenen, die Sache doch fingerte. Die volksparteilichen Hicketiere, an ihren versackenden Jarres geklammert, heulten vor Enttäuschung; im Salon einer beflissenen Amateur-Politikerin entstand bei einem five o'clock die Kandidatur Geßler; ehe der Tee zum zweiten Mal aufgebrüht wurde, hatte Stresemann — er sei gepriesen für und für! — diese wahrhaft phantastische Idee kurz entschlossen wie einen Küchenkäfer zertreten. Die Hindenburg-Inszenierer aber hatten richtig gerechnet: er wirkte aufs Volk nicht als Kandidat, sondern als Vorgesetzter. („Wer wagt zu streiken, wenn Hindenburg befiehlt?", hatte Groener im Januar 1918 geschnauzt.) Seine Wahl war dienstlicher Befehl.

Die Polen haben in Paderewski den musikalischsten, die Tschechen in Masaryk den geistigsten, die Deutschen in Hindenburg den politikfernsten aller Außenseiter auf den Schild gehoben. Populär, von Instinkt konservativ, unpolitisch und lenksam: dieser empfehlenden Vierheit von Eigenschaften verdankt Hindenburg die Gunst der heimlichen Präsidentenmacher.

Um einen Vergleich aus ganz andrer Sphäre zu holen: war Friedrich Ebert der politische Papst, so ist Hindenburg der religiöse. Ein frommer Bewahrer dessen, was er vorgefunden. Ohne Ehrgeiz und amtlichen Expansionsdrang. Er hat seinen Ruhesitz von Hannover nach Berlin verlegt, mehr nicht. Ebert war der Politiker von Beruf und Gewohnheit, unruhig, unbequem, immer dreinredend und dazwischenregierend. Hindenburg ist zu alt, um eine Sendung zu entdecken, die auch vor vierzig Jahren seiner Neigung kaum entsprochen hätte. Eingesponnen in die Vergangenheit, in Denkweise und Interessenkreis eines

alten Offiziers, lebt er dahin, ohne Anteilnahme am öffentlichen Geschehen. Das Beste an ihm, daß er nichts posiert.

Nur wenn er für eine festliche Stunde den Soldatenrock wieder anziehen darf, gewinnt die große, schwere Gestalt Wirklichkeit. Dann umwittert ihn Erinnerung an Glanz und Niedergang der alten Armee von Sadowa bis zur Champagne. Seltsame Ironie, daß er nur gegenwärtig erscheint, wenn er etwas repräsentieren darf, was gar nicht mehr lebt.

*

Die alte Hindenburg-Legende: der pensionierte, aber, Gott sei Dank, noch geistesfrische General in Hannover, nächtlich über Karten von Ostpreußen sinnierend, die Stellen ankreuzend, die später der Armee Samsonoff zum nassen Grab werden sollen.

Die neue Legende: die überlebensgroße Figur auf mächtigem Piedestal, in Festigkeit und Milde der überlegene Staatsführer, Kenner des Guten und Bösen in allem politischen Tun; zu Füßen gekauert, wie Tyras, der Reichshund, der Camerlengho Meißner, der gute Fridolin zweier Präsidenten; unten, am Sockel, die Basreliefs der Paladine und Instrumente seiner Allwissenheit: Luther, Stresemann, Geßler, Seeckt. Das sind die echten Kinder Fortunas, die immer die Legende für sich haben.

Der Kandidat Hindenburg: das war für die republikanische Presse der Torstürmer der Hohenzollern. Der Präsident, weil er den von der Verfassung vorgesehenen Formen bisher genügt, weil ihn in der rechtsradikalen Ecke irgendein Gehirnschwund als Verräter angerempelt hat: das ist für sie schon ein Gewandelter und Eckstein der Republik.

Nein, der Marschall-Präsident ist weder ein Platzhalter der Monarchie noch ein republikanischer Säulenheiliger. Nicht allein, weil seiner politischen Indifferenz weder die eine noch die andre Rolle liegt. Sondern weil es einstweilen um solche Dinge überhaupt nicht geht. Der Kurs, den der Reichskanzler Luther einhält, zielt klar und deutlich auf die Konsolidierung des Bürgerstaates. Der Kampf um die Staatsform wird in den Bereich des Ideologenzanks verwiesen. Die Reaktion hat sich besonnen; die Flegeljahre der Revolten und Verschwörungen sind vorüber. Nicht Monarchie, sondern Wiederherstellung des alten Obrigkeitsstaates in ganz veränderten sozialen Verhältnissen: darum geht es. Die dreisten Dummheiten der Cuno-Zeit, die Deutschland isolierten, sind überwunden. Man sucht Verständigung mit den alten Gegnern, um innen desto sicherer regieren zu können. Die einst verpönte Erfüllungspolitik wird nun den arbeitenden Massen auf-

gepackt womit ihr für die Bourgeoisie der Stachel des Antinationalen genommen ist. Das ist, nach Stresemanns unbezahlbarem Wort, „nationale Realpolitik". In den bildenden Künsten nennt man das Erwachen zur Wirklichkeit aus der Walpurgisnacht der Abstraktionen etwas verlegen: „neue Sachlichkeit". Das ist ein ähnlicher Vorgang.

Wie gerührt waren die lieben Demokraten am vorigen Verfassungstag! Wirklich: Er erscheint zur hochoffiziellen Feier, mit ihm Schiele, der Deutschnationale. Er unter Schwarzrotgold. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Es ist richtig. Man respektiert die Republik. Man darf es, weil man sie in der Hand hat. Ohne Gefahr kann man ihren Farben und Formen die „schuldige Achtung" erweisen. Denn man weiß, daß eben Alles nur noch Form und Farbe ist und kein Inhalt mehr. Deshalb kann man sich sogar den Luxus gestatten, die Republik zu schützen. Man läßt sich nicht mehr ins Geschäft hineinhitlern. Die Nebenregierung der völkischen Strolchokratie ist aus. Die Wehrverbände sind fest eingefügt in ein nationales Verteidigungssystem: Grundstock neuen Heeres. Aber indem man die offenen Gegner der Republik ins Hintertreffen treibt, tut man doch nichts, um sie für immer auseinanderzujagen. Man hält sie eben in Schach, um durch ihr bloßes Vorhandensein die Republikaner in Schach zu halten. Der Monarchismus, wohl konserviert, bleibt als Drohung im Hintergrund. Er ist der Knüppel, der aus dem Sack fährt, falls sich die Republikaner einmal einbilden sollten, die Republik gehöre ihnen.

Das ist die neue balance of power, das Hindenburg-Programm der innern Politik.

*

Vor einigen Monaten veröffentlichte Herr Hugenberg, der deutsche Harmsworth, in seinem Berliner Lokal-Anzeiger einen Vorschlag an die Deutsche Volkspartei, ihren Führer doch ganz einfach sitzen zu lassen und mit den Deutschnationalen eine große Rechtspartei zu bilden.

Das war mit jener brutalen Offenherzigkeit gesagt, die in jedem bessern politischen Zirkel als taktlos gilt. Die, wie zu erwarten, äußerst entschiedene Abwiegelung des Vorstands der Deutschen Volkspartei konnte indessen nicht über den tiefen Eindruck von Hugenbergs Antrag hinwegtäuschen. So wie ein ehrbares Mädchen sich nachher Gedanken macht, ob es recht war, den versprechungsfreudigen Verführer abblitzen zu lassen. Und die Deutsche Volkspartei ist kein ehrbares Mädchen, sondern eine Dame von Welt, die von richtig abgepaßten Anschlüssen lebt.

Hugenberg spannt weiter als die Dioskuren Luther-Stresemann. Die wollen, ohne sich nach Rechts oder Links

zu verpflichten, pazifistisch nach Außen, sozial-reaktionar im Innern regieren. Keiner Idee, keinem geschriebenen Programm verhaftet. Irgendwie muß Deutschland doch regiert werden, und irgendwie wird es auch immer regiert. Schlimmstenfalls findet man noch immer bei den Sozialdemokraten technische Nothilfe, weil man in den öffentlichen Kundgebungen mit Geschick liberale Vierteltöne mitschwingen läßt. Hugenberg währt das juste milieu zu lange. Er hat die Gaukelei satt und will da planmäßig zusammenfassen, wo die Aera Luther sich improvisierend behalf. Die Schaffung der Rechten Sammelpartei, in der Alles, mit Ausnahme der völkischen Exaltados etwa, sich finden kann, soll die Vollendung sein. Die längst wirkende Macht soll endgültig Ausdruck und Gestalt finden.

Die Gelegenheit scheint nicht ungünstig. Das Zentrum, seiner Spritztouren ins Radikale müde, wird unter Guérard und Kaas nach Kaltstellung seiner paar linken Außenmänner wieder der große politische Devotionalienladen, der es früher war; die Demokraten überläßt man ruhig ihrem alten Traum, die Deutsche Volkspartei durch die große Koalition nach Links zu binden.

Hugenberg hat durchaus richtig gerechnet. Auf dem rechten Flügel der Stresemann-Partei, dem Wetterwinkel des Parlaments, sieht man bibbernd einem Wahlkampf entgegen, in dem die Partei Locarno und Genf zu verantworten hat. Während der Führer noch in Allerwelts-Liberalismus schwelgte, machte Herr Scholz, der Fraktions-Vorsitzende, bereits wieder in Bürgerblock. Ehe die Linke in ihrer scheinbar gottgewollten Instinktlosigkeit recht begriffen hatte, worum es sich eigentlich drehte, war in den Beratungen über das Fürstenkompromiß die Krise da. Der Rückzug der Deutschen Volkspartei nach Rechts ist in vollem Gange.

*

Ein Zufall will, daß die Erschütterung des juste milieu so ziemlich mit dem Jahrestag der Präsidentenwahl zusammenfällt. Bleiben nicht in den demokratischen Leiergleiche, wie sie im Haag gewesen. Auch dort gab es viele Erst wenn auf Luthers Platz Einer sitzt, der weniger interessiert erscheint, reaktionäres Wollen den Gesetzen der Vernunft einzuordnen — erst dann werden die letzten Möglichkeiten der Präsidentschaft Hindenburg offenbar werden. Denn wer zu lenken ist, ist auch zu schieben.

Ist der Weg nach Genf bedroht? Lauert hinter pseudoparlamentarischem Brimborium die Diktatur?

Ungelöste Fragen hängen über der Ehrenpforte des zweiten Hindenburg-Jahres wie graue Wolken, und an festlichen Girlanden zerrt ein mürrischer Wind.

Deutschland und Genf von Fr. W. Foerster

Es war einmal eine Mutter, die sich sehr viel auf ihre Erziehungsweisheit einbildete und für ihre Grundsätze überall lebhafte Propaganda machte. „Wenn in meiner Kinderstube Streit und Lärm ausbricht," so erzählte sie, „dann gehe ich hinein, und jedes der fünf Kinder bekommt eine Ohrfeige. Sie sind damit zufrieden, denn sie wissen ganz gut, daß sie alle gleichermaßen schuld sind."

Zweifellos gibt es Fälle und Kinderstuben, wo diese Psychologie durchaus zutrifft. Es gibt aber noch viel mehr Fälle, wo solche Gleichmacherei eine absolute Ungerechtigkeit bedeutet — wo nämlich die Ursache immer erneuter Zusammenstöße und Zänkereien unverkennbar in einem einzigen Friedensstörer, einem Zankhahn ersten Ranges zu suchen ist, der selbst die friedlichsten Gemüter in Harnisch zu bringen und in explosiver Atmosphäre stets mit unfehlbarer Sicherheit die Entladung in Gang zu bringen weiß. Damit ist nicht gesagt, daß die Andern bessere Charaktere wären als er. Nein, vielleicht haben sie auf andern Gebieten weit schlimmere Laster, vielleicht ist auch ihre Versöhnlichkeit nur das Ergebnis einer sehr materiellen Veranlagung oder gar ein Zeichen von Charakterlosigkeit, und der Friedensstörer ist möglicherweise ein Willensmensch und Glaubensmensch, der noch zu Großem berufen ist: vorläufig aber ist er ein unausstehlicher Friedensstörer, und es ist nur eine scheinbare Gerechtigkeit, alle Anteile der einzelnen Individualitäten an dem Konflikt gleich setzen zu wollen. In Wirklichkeit ist solche Urteilsweise eine gefährliche und irreführende Verwischung der Wahrheit, die für die Selbsterkenntnis des Hauptschuldigen ebenso hemmend wirkt wie für die allgemeine Deutung des Sachverhalts.

In solchem Sinne habe ich immer die Grundschuld des deutschen Militarismus (Mentalität und politische Tradition) am Weltkriege aufgefaßt und habe auch in den meisten Konflikten nach Waffenstillstand immer wieder die Auswirkung des gleichen Geisteszustandes feststellen müssen. Meine Darlegung in Nummer 13 der ‚Weltbühne' über Deutschlands Politik in Genf (ich trenne diese unwürdige und kleinliche Politik durchaus von dem persönlich würdigen Auftreten der deutschen Delegation) war von der gleichen Psychologie getragen. In Genf war der Eindruck für mich überwältigend — und ebenso für Jeden, der in den entscheidenden Tagen dort war und die besten Freunde Deutschlands sich aussprechen (ausschimpfen!) hörte —: daß diejenige politische Verranntheit, die die deutsche Delegation verhinderte, Briands letzten Kompromißvorschlag anzunehmen, die entscheidende Ursache am Fehlschlag der ganzen Tagung trug, ein Fehlschlag, der auch durch Undéns und Beneschs Opfer nur scheinbar ausgeglichen werden konnte. In Wirklichkeit brachte dieses Opfer durch den Kontrast die ganze sinnlose Halsstarrigkeit der deutschen Haltung nur noch greller ans Licht; die dadurch geschaffene Situation aber war nicht mehr zu retten. In diesem Sinne schrieb das höchst objektive ‚Journal de Genève':

> Man darf sagen, daß das brasilianische Veto nicht die einzige, ja nicht einmal die wahre Ursache der Vertagung war. Die Wahrheit ist, daß am Tage vorher schon sich Briand darüber klar war, daß selbst dann, wenn es ihm gelänge, die brasilianische Schwierigkeit zu eliminieren er dennoch an andern Orten Anstoß erregen werde. (Kleine Entente und so weiter.)

Und was die immer wiederholte Rede von der Überraschung durch illoyale Manöver betrifft, so schrieb dazu der sehr deutschfreundliche William Martin in der ‚Revue de Genève':

> Deutschland hat durch Stresemann protestiert und behauptet, man habe nie von diesem Sitz gesprochen, es sei eine Illoyalität, damit zu kommen, da er das Gleichgewicht im Rat zerstören und eine beträchtliche Verstärkung des französischen Einflusses bedeuten würde.
>
> Dies Argument erscheint uns, offen gesagt, recht gebrechlich. Wenn Deutschland von der polnischen Kandidatur überrascht war, so doch deshalb, weil es durch eignen Mangel an Voraussicht diese sehr vorauszusehende Forderung nicht in Rechnung gestellt hatte. Hatte man ihm etwa versprochen, daß es allein in den Rat einziehen werde? Die deutsche Regierung kannte doch den Pakt — warum hat sie eine Möglichkeit dieser Art nicht erwartet?
>
> Daß Polen den französischen Einfluß verstärkt, das ist möglich. Aber die Voten müssen doch einstimmig sein. Ein einziges Mitglied kann die andern hindern, einen Beschluß zu fassen: das diplomatische Gleichgewicht spielt also hier überhaupt keine Rolle ...

In der Hauptsache muß mir ja doch Ludwig Quidde Recht geben, auch wenn er (in Nummer 14 der ‚Weltbühne') die entscheidende Bedeutung dieser Hauptsache abzuschwächen versucht. Auch für ihn war es ein Fehler unsrer Politik, Briands weit entgegenkommenden Kompromißvorschlag nicht anzunehmen. Damit wäre eigentlich die ganze Diskussion zwischen Quidde und mir erledigt, denn aus der Feststellung des ‚Journal de Genève' geht doch klar hervor, daß nicht am Veto Brasiliens, sondern eben an jener deutschen Starrsinnigkeit Alles scheitern mußte. Hat Quidde nicht den ausgezeichneten Artikel des Herrn von Deval in Nummer 233 der Frankfurter Zeitung gelesen, wo der Verfasser, wenn auch in vorsichtiger Form, ebenfalls zu der Erkenntnis kommt, daß Briands Befürwortung des polnischen Sitzes subjektiv keine Illoyalität war, und daß wir diese ganze Angelegenheit falsch angesehen und uns daher in einer Haltung festgelegt haben, die zu unlösbaren Schwierigkeiten führen mußte? Was Quidde geltend macht, um meine „Einseitigkeit" zu zeigen, geht von Voraussetzungen aus, die nicht zutreffen, auch wenn sie fast von der ganzen deutschen Presse als feststehende Tatsachen verkündet worden sind. Niemand hat in Wirklichkeit Polen in Locarno für die Märzsitzung einen Ratssitz versprochen, wohl aber war begreiflich, daß Polens öffentliche Meinung, beunruhigt durch die Tendenz der deutschen Geheimsitzungen und durch den offensichtlichen bösen Willen in der Führung der Handelsvertragsverhandlungen, immer dringender nach solcher Garantie verlangte. Dieses Verlangen aber — das war der Sinn meiner

Feststellung — durfte von unsrer Seite nicht feindlich behandelt werden, da das erbetene Zusammensitzen an einem Tisch der innersten Logik einer solchen Einigung, wie sie in Locarno zustande gekommen ist, entsprach. Die Intransigenz gegenüber diesem Verlangen war eben der Ausdruck des Geisteszustandes derjenigen deutschen Kreise, die sich gegen Locarno gestellt haben. Deren Politik hat die Haltung der deutschen Delegation in eine dem Geist von Locarno diametral entgegengesetzte Starrsinnigkeit gedrängt. Hätte Deutschland auf den unglücklichen und ihm von ganz schlecht informierten Beratern eingegebenen Protest gegen jede Erweiterung des Rates verzichtet, so wären zweifellos die übrigen Schwierigkeiten leicht zu vertagen gewesen. Deutschland hat leider in die ganze Tagung eine dem innersten Völkerbundgeist widersprechenden Völker-Gegensatz hineingetragen, es hat schon Wochen lang vorher, ohne jede innere Berechtigung, die vor der Genfer Tagung in Sicht kommenden weitern Gesuche um Ratssitze als „polnisch-französische Machenschaften" denunziert, wobei es von einer ganz übeln englischen Presse lärmend unterstützt und aufgehetzt wurde — wahrlich: Quidde hätte diese Art von britischen Journalisten besser nicht als Vertreter von britischer „Fairness" und als Interpreten des objektiven Sachverhaltes zitiert. Paßt es in den Kram ihrer auflösenden Kontinentalpolitik, so werden sie morgen ebenso illoyal gegen Deutschland hetzen. (Nach Niederschrift dieser Bemerkung erhielt ich Nummer 15 der ‚Weltbühne' mit dem höchst treffenden Artikel Felix Stössingers über Englands Hauptschuld an der Versteifung der deutschen Politik gegen jede Erweiterung des Völkerbundrates. Ich stimme dieser Interpretation durchaus zu; nur möchte ich hervorheben, daß Chamberlains Gruppe zu derjenigen immerhin vorhandenen Minorität gehört, die ehrlich begriffen hat, daß Englands Heil auf der bisherigen Politik des europäischen Gleichgewichts nicht mehr stehen kann, sondern eines einigen Europa bedarf, auch im Interesse der wirtschaftlichen Wiederherstellung.)

Die deutsche Haltung in Genf war in vieler Beziehung die gleiche, wie sie im Haag gewesen Auch dort gab es viele Schwierigkeiten, Reserven und Durchkreuzungen, die nicht allein von Deutschland kamen, die Welt war gewiß noch keineswegs von Haager Geist erfüllt: der Geist der deutschen Haager Politik aber war, entsprechend der Stimmung der machthabenden deutschen Kreise, derartig von Potsdam gesegnet und widersetzte sich in so unglücklicher Weise selbst den entgegenkommendsten Vorschlägen, daß das Wort des Delegierten Kriege: „Je m'obstacle" das geflügelte Wort wurde, das symbolisch schien für die Selbstisolierung Deutschlands inmitten all der dunkel nach Rettung vor dem Weltkrieg drängenden Völker. Auch heute ist die Stellung des wirklich maßgebenden Deutschland zum Genfer Werk nicht anders, als sie zum Haager Werk gewesen: teils überhaupt feindlich, teils nur den Zweck verfolgend, die Genfer Tribüne zur „Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln" zu benutzen. Von diesem Kriegs-Geist und nicht vom Locarno-

Geist war auch die deutsche Genfer Politik bestimmt. Darin lag die Grundursache des Mißerfolges in Genf. Und der große, aber politisch ohnmächtige völkerbundfreundliche Teil des deutschen Volkes läßt sich immer wieder von irreführenden Parolen und Clichés der herrschenden Minorität mitreißen — schon deshalb, weil er durch jahrlange Aufhetzung und unkritisches Mitmachen in der nationalen Einheitsfront in seiner Widerstandsmoral gelähmt ist. Darin liegt die Grundursache, warum in unserm Vaterlande die Wahrheit nicht durchdringt.

Quidde bekämpft meine Auffassung, daß es, auch für die richtige außenpolitische Erziehung des deutschen Volkes, besser gewesen wäre, wenn man die deutsche Delegation nach ihrer Ablehnung des Briandschen Kompromiß-Vorschlages nach Hause geschickt hätte. Quidde meint, dann wäre erst recht der nationalistische Lärm losgegangen und hätte weiteste Zustimmung im deutschen Volke gefunden: „Das ist die Ansicht Aller, mit denen ich gesprochen." Diese Ansicht ist falsch. Diese „Alle" haben in den letzten Jahren aus falscher Angst vor dem nationalistischen Lärm und vor augenblicklichen Mißerfolgen eine politische und pädagogische Dummheit nach der andern begangen. Und es war ein schwerer Fehler des Völkerbundes, ebenfalls aus dieser falschen Rücksicht auf den deutschen Nationalismus den wahren Sachverhalt in generösen Nebel zu hüllen und um jeden Preis den Bruch verhüten zu wollen. Ein lyrisches und romantisches Volk wie das deutsche lernt nur durch harten Zusammenstoß mit einer harten Realität. Ohne Frankreichs Durchhalten im Ruhrkrieg wäre der rettende Dawes-Plan nie gekommen und nie angenommen worden. Ob irgendeine Haltung oder Maßnahme vorübergehend die irregeleitete Leidenschaft bis zur Siedehitze steigert, darauf kommt es gar nicht an. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob Deutschland heute oder morgen in den Völkerbund eintritt oder nicht — sondern: ein gewisser deutscher Nationalismus muß merken, daß er irgendwo gewaltig anrennt, und daß dabei er die blaue Nase bekommt und nicht etwa die Mauer. Briands Fehler war, an die deutsche Delegation mit einer Frage statt mit einem Ultimatum heranzutreten. Das Ultimatum wäre angenommen worden. Und wenn nicht, dann wäre die damalige einheitliche Verurteilung der deutschen Haltung durch die öffentliche Meinung der ganzen Welt ein Faktor gewesen, der allmählich sehr tief auf das deutsche Volk eingewirkt hätte Wer das bestreitet, kennt sein deutsches Volk nicht. Und hier muß ich deutlichst Eines bemerken:

Mein sehr verehrter Herr Professor Quidde, ich lasse mir nicht sagen, daß ich das deutsche Volk nicht kenne, nur weil ich einige Jahre im Ausland war. Ich habe mich in das deutsche Volk, in allen seinen Schichten, jahrzehntelang mit Liebe und Sorge vertieft, war auch nach dem Kriege Monate lang in Deutschland; mein Aufenthalt im Ausland gibt mir grade die richtige Distanz, um immer die deutschen Hauptzüge im Auge zu behalten. Grade Sie, verehrtester Herr Professor, und die meisten andern Pazifisten, haben sich in den letzten Jahren unzählige Male getäuscht und dem Ausland falsche

Vorstellungen von den wahren Proportionen und Kräften des „neuen" Deutschland beigebracht — eben, weil Sie das deutsche Volk in seinem Grundwesen völlig falsch beurteilen. Sie sagten in Luxemburg: „Glaubt es mir, einem Pazifisten: Deutschland ist entwaffnet." Dann haben Sie den hohen moralischen Mut gehabt, in einer Denkschrift den Abgeordneten offen zu sagen: „Glaubt es mir, einem Pazifisten: das deutsche Volk ist nichts weniger als entwaffnet." Aber eben diese grundlegende Schwenkung Ihres Urteils dürfte Ihnen doch zeigen, daß Sie kein Sachverständiger in der Psychologie des deutschen Volkes sind. Es gibt eben viele Menschen, die ihre eigne Familie nicht kennen, obwohl sie seit Jahrzehnten darin leben — genau so stehts mit der Kenntnis des eignen Volkes. Wer vergleichen kann, weil er bald drinnen, bald draußen war, der sieht in kürzester Zeit mehr als Die, die immer drinnen waren. Und Sie bestreiten, daß der größte Teil des deutschen Volkes die Wahrheit als deutschfeindlich fürchtet? Ich halte unbedingt an dieser Behauptung fest, und zwar gilt sie auch für nur zu weite Kreise der Linken. In keinem Volke der Welt findet man eine derartig festgewurzelte politische Angst vor der Aussprache der objektiven Wahrheit; immer will man „Politik" machen, statt die Wahrheit ihre große Politik machen zu lassen — eben darum ist ja unsre Linke aus lauter taktischer Angst vor dem Bekenntnis zum Sachverhalt in ihrer politischen Kraft derartig auf den Hund gekommen, daß es eine Katze erbarmen könnte. Wie ist möglich, daß Sie dies bestreiten, der Sie doch erlebt haben, wie Ihre Denkschrift totgeschwiegen wurde? Nun sagen Sie mir, unsre nationale Selbstkritik sei durch die falsche und inkonsequente Politik der Alliierten nach Waffenstillstand entmutigt worden. Man könne dem deutschen Volke doch nicht zumuten, dauernd in Büßerstimmung zu leben? Verehrtester Herr Professor: Wann haben die an unserm Zusammenbruch und am Weltbrand hauptschuldigen Schichten des deutschen Volkes auch nur fünf Minuten in Büßerstimmung gelebt? Nichts, aber auch nichts haben sie zugegeben: weder ihre Sünden gegen das eigne Volk noch die gegen die verwüstete Nachbarschaft. Eine riesige Campagne gegen die Schuldlüge haben sie finanziert und das gutmütige Volk aufs neue gegen die ganze Welt und gegen die Reparation aufgehetzt. Das ist der Sachverhalt. Und die neu zur Macht gekommenen Schichten, ausgenommen Eisner und Kautsky, haben sie darin unterstützt und aus ganz irrtümlicher Angst vor der außenpolitischen Wirkung eines ehrlichen Zugeständnisses den rechten Augenblick versäumt, so zum Ausland zu reden, daß das Vertrauen auf einen ehrlichen Willen zur Wiedergutmachung und auf eine neue völkerverbindende Weltpolitik Deutschlands wirklich hätte Wurzel fassen können. Dieses aber war die psychologische und politische Voraussetzung für jedes Entgegenkommen der Sieger. Und weil das so ist, deshalb ist nichts dringender nötig, als dem deutschen Volke wenigstens heute ganz reinen Wein über die wahren Ursachen des Mißerfolges in Genf einzuschenken. Nur daraus kann die richtige Realpolitik folgen!

Rechtsbruch der Reichsregierung

von Kurt Hiller

Der letzte Verfassungsbruch der Reichsleitung war die Annahme oesterreichischer Orden — entgegen Artikel 109. Harmlos. Was sie sich aber jetzt geleistet hat, geht über die Hutschnur; die Unverfrorenheit, mit der diese Herren sich über Das hinwegsetzen, was sie schützen sollen: das klare, gesatzte Recht, wird nur übertroffen von der Dreistigkeit eines Dynastenklüngels, der genau weiß, was er seinen Lakaien zumuten darf — nämlich Alles. Namens der Reichsregierung hat im Reichstag der Innenminister Külz, eine demokratische Leuchte, auf Befragen erklärt, das Fürstenenteignungsgesetz, dessen Entwurf dem Volksbegehren zugrundeliegt, sei, ebenso wie der Kompromißentwurf der Regierungsparteien, verfassungsändernd. Wolffs Telegraphisches Bureau fügte bekräftigend hinzu, das Reichskabinett habe in diesem Sinne einstimmig beschlossen. Die Stelle der Verfassung, auf die Herr Külz sich berief, ist der Anfang des 2. Absatzes von Artikel 153.

Er lautet: „Eine Enteignung kann nur zum Wohle der Allgemeinheit und auf gesetzlicher Grundlage vorgenommen werden. Sie erfolgt gegen angemessene Entschädigung, soweit nicht ein Reichsgesetz etwas Andres bestimmt."

Der Kompromißentwurf der Regierungsparteien „enteignet" gar nicht. Er beläßt den Fürsten ihr Eigentum, spricht dem Staate das seine zu, regelt einen Teil der zweifelhaften Fälle und läßt über sonst noch strittiges Gut ein Sondergericht entscheiden, dessen Mitglieder Hindenburg ernennt. Für Verluste entschädigt dieser Entwurf die Fürsten. Da er nicht enteignet, sondern abfindet, trifft Artikel 153 also überhaupt nicht auf ihn zu.

Der Entwurf, über den das Volk entscheiden wird, enteignet allerdings. Sogar entschädigungslos. Da er, falls das Volk ihn annimmt, Gesetz wird, entspricht sogar seine Entschädigungslosigkeit der Vorschrift der Verfassung. Aber, sagt Külz, eine Enteignung kann ja nur zum Wohle der Allgemeinheit vorgenommen werden, und diese Bedingung erfülle weder der Kompromißentwurf noch das vom Volk begehrte Gesetz. Es genüge nicht, daß durch eine Vermögenstransaktion der Staat Vorteile habe; es müsse durch das Gesetz ein „bestimmter, dem Wohle der Allgemeinheit dienender Zweck", ein „selbständiges, dem Wohle der Allgemeinheit dienendes Ziel" erstrebt werden. Also der Vorteil dieses Staates und das Wohl der Allgemeinheit sind zweierlei! Wir wissen das längst; aber wir werden uns merken, daß ein bürgerlicher Minister namens der Reichsregierung sich 1926 in wissenschaftlich-ernstem Zusammenhang zu solcher Auffassung bekannt hat. Wir werden, zum Beispiel, Herrn Geßler fragen, ob die siebenhundert Millionen Mark, die seine Reichswehr jährlich schluckt, dem Vorteil des Staats

oder dem Wohle der Allgemeinheit dienen; vermutlich keinem von beiden.

Aber das sind Dinge, über die sich meinethalben streiten läßt. Anschauung und Anschauung stehen einander gegenüber. Auch der Antipode ist ein Mensch; auch der Feind kann sauber sein. Das Unerhörte, das Infame, das Verächtliche ist: daß das Merkmal „zum Wohle der Allgemeinheit" von diesem Kabinett der Skrupellosen wider besseres Wissen dem Gesetzentwurf des Volksbegehrens abgesprochen wird, dessen Artikel 2 bestimmt:

„Das enteignete Vermögen wird verwendet zu Gunsten:

a) der Erwerbslosen,
b) der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen,
c) der Sozial- und Kleinrentner,
d) der bedürftigen Opfer der Inflation,
e) der Landarbeiter, Kleinpächter und Kleinbauern durch Schaffung von Siedlungsland auf dem enteigneten Landbesitz.

Die Schlösser, Wohnhäuser und sonstigen Gebäude werden für allgemeine Wohlfahrts-, Kultur- und Erziehungszwecke, insbesondere zur Errichtung von Genesungs- und Versorgungsheimen für Kriegsbeschädigte, Kriegerhinterbliebene, Sozial- und Kleinrentner sowie von Kinderheimen und Erziehungsanstalten verwendet."

Wenn Das nicht „zum Wohle der Allgemeinheit enteignen" heißt, dann ist „Wohl der Allgemeinheit" ein leerer und nichtiger Begriff. Allerdings gehören zur „Allgemeinheit" ja auch Großagrarier, Industriejunker, Bankdirektoren, Handelsherren, und was sonst an Villenbesitzern und Dividendenschweinen im schlichten Benz den Asphalt poliert. Sie bedenkt der Entwurf nicht. Die bedenkt nur der Staat. Aber enteignet ein Gesetz zu Gunsten des Staats, generell, ohne Angabe des „selbständigen Ziels", dann leugnet Herr Külz ja erst recht, daß dem „Wohle der Allgemeinheit" gedient sei. Nach dieser Logik des Hin-und-Her würde der Artikel 153 überhaupt niemals Anwendung finden, auf seiner Grundlage eine Enteignung nie vorgenommen werden können; der Artikel wäre torpediert. Es ist aber eine verlogene Logik.

Die Enteignung der Fürsten, wie sie das Volk begehrt, strebt einen „bestimmten, dem Wohle der Allgemeinheit dienenden Zweck" an; daran kann kein Jurist rütteln; und deshalb vergewaltigt die Wahrheit, beugt das Recht und bricht die Verfassung, wer dekretiert, daß der Gesetzentwurf, über den das Volk entscheiden wird, ein verfassungsändernder sei. Eine Regierung, die den Zynismus dieser Lüge wagt, verdient nur Eins: vom Zorn der verhöhnten Massen weggefegt zu werden.

Die ungeheure praktische Bedeutung dieser Sache besteht aber darin:

Ist das Volksentscheid-Gesetz verfassungsändernd, dann bedarf es nach Artikel 76 der Verfassung, der Zustimmung der

Mehrheit aller Stimmberechtigten, also des Ja von etwa 20 Millionen — eine sehr hohe Zahl; ist es nicht verfassungsändernd, dann genügt die Mehrheit der Abstimmenden, wofern sich nur, nach Artikel 75, die Mehrheit der Stimmberechtigten an der Abstimmung beteiligt. Werden, wie § 3 des Gesetzes vom 27. Juni 1921 über den Volksentscheid bestimmt, das vom Volk begehrte und das vom Reichstag beschlossene abweichende Gesetz gleichzeitig der Volksabstimmung unterbreitet, dann würde das Volk schon gesiegt haben, falls von mindestens 20 Millionen Abstimmender die größere Hälfte für das begehrte Gesetz stimmt. Diese Verbindung beider Entwürfe, diese Alternativ-Abstimmung durchzudrücken, gilt es jetzt. Leider darf die Regierung hier auch andre Wege einschlagen, und sie wird nichts unversucht lassen, den Monarchen gefällig zu sein. Aber das Recht zu beugen, die Verfassung in den Dreck zu treten, den klaren Willen des Grundgesetzes in sein Gegenteil umzufälschen: das wird ihr nicht freistehn.

Die deutschen Fürsten von C. L. Sand

Einer der reinsten Charaktere unter den deutschen Studenten aller Zeiten wurde aus fürchterlicher Verwirrung seiner Tugend- und Ehrbegriffe am 23. März 1819 zum Meuchelmörder an dem russischen Staatsrat August von Kotzebue. Kurz bevor er zur Sühne dieser Bluttat in Mannheim das Schafott bestieg, diktierte er zum gerichtlichen Protokoll folgende Ansprache an die deutschen Fürsten:

Ihr Fürsten, selbst nach euern eignen Grundgesetzen und Hausordnungen solltet Ihr allezeit die Meister und Ersten im Volke sein, und Ihr habt euch meist überall als die Schlechtesten benommen.

Auf die uralten Bünde des deutschen Reichs habt Ihr geschworen und dem Reiche deutscher Nation, als seine beamteten Grafen und bestallten Herzöge, für seine erhabenen Zwecke strengen Gehorsam und ewige Treue feierlich zugesagt, und Ihr waret es doch, die seit fünf Jahrhunderten im bösartigsten Eigennutze, bloß um selbst Fürsten und unabhängige Tyrannen zu werden, dem Reiche euch entzogen, den Feinden euch angehängt, die angestammte Freiheit des Volks verraten und den Kaiser allzeit bedrückt und ihm mannigfach die Treue gebrochen habt.

Ihr, die Ihr zumeist noch lebt, Ihr waret es, von denen wir selbst sahen, wie Ihr in den letzten Zeiten, anstatt das Reich zu schützen und das Volk an Ehre, Kraft und Herrlichkeit zu mehren, mit dem Feinde gebuhlt habt, bloß um euch auf Kosten des Vaterlandes selbst zu vergrößern. Ja, Ihr seid es, die endlich gar den Eid, geschworen auf die ehrwürdigen Statuten des deutschen Reichs, gebrochen und so das alte heilige römische Reich deutscher Nation in ewige Schande und Schmach begraben habt. Das deutsche Volk selbst habt Ihr in der Qual völliger Entehrung und namenlosen Schimpfes von allen Seiten fast ersticken lassen, und den großen einen Geist in ihm würdet Ihr, hinge es von euch ab, schon längst zum Vorteil eurer Fürstenthümer säkularisiert haben.

Des Mannes Wort ist es, was alle gesellschaftliche Welt zusammenhält, und worauf der Staat sich gründet. Jeder, der nicht unverletzt sein gegebenes Wort hält, untergräbt Treu und Glauben und zerstört den Staat. Eure Versprechungen nun, das vom Volke Gewünschte, das von der Zeit Erheischte wirklich zu schaffen und alles Freie und Gute von nun an ernstlich begünstigen zu wollen, diese waren es vorzüglich, die euch durch das Blut deutscher Bürger vor der Hand eurer Feinde retteten, und dennoch habt Ihr euer treu hoffendes Volk jetzt schon so viele Jahre des Friedens hindurch nicht bloß mit leeren Worten getäuscht und noch nichts zum Guten geändert, sondern Ihr habt, was jedem Deutschen besonders unziemlich, durch euer Drehen und Deuten an dem, was Ihr klar versprochen habt, und was vom Volke erwartet wurde, und durch viele neue Anstalten, die euern Versprechungen völlig widerstreiten, genugsam bewiesen, daß Ihr auch hier Brief und Siegel brechen wollt.

Jammer und Not im Lande rühren euch nicht, euer übermäßiges Prassen, eure Selbstsucht einzuschränken; gegen allen edlen Gemeingeist im Volke, gegen das Aufkommen einer freien, öffentlichen Tugend, überhaupt gegen alle Regungen des Großen und Edlen verfahret Ihr so gehässig, so mit bösem Gewissen und wählet so niedrige Mittel, um es alsbald zu unterdrücken, daß man euch für die eigentlichen Lügengeister halten muß, weil Ihr dem reinen Geiste so gradezu ins Angesicht höhnt. Wenn ich vom Gegenteil überzeugt werden kann, so widerrufe und schweige ich. Übrigens bin ich erwachsen, alt und gebildet genug, um mit Wahrheit Das einzusehen, was Gott und die Menschheit sowohl von mir selbst als von Andern und von euch, Fürsten, fordert. Zugleich bin ich ein Deutscher, dem das Vaterland am Herzen liegt, und da ich in Ruhe und Stille den höhern Zwecken der Menschheit nachleben zu können hoffte, habt Ihr mich selbst aufgescheucht und aus diesen schönen Verhältnissen herausgerissen, deshalb habe ich hier völliges Recht zu reden.

Eigne Not und die Not des Vaterlandes, seien sie auch noch so groß, können mich nicht dahin bringen, meine Würde wegzuwerfen und dem Vaterlande die Treue zu brechen, sie nötigt mich vielmehr, frei diese Stimme zu erheben und mit allem Ernste, den der Geist mir gebietet, setze ich hinzu:

Ihr Fürsten! Warum mußtet Ihr mich aus meinem Frieden aufstören? Warum habt Ihr mich gezwungen, meinen Glauben und Vertrauen zu euch aufgeben zu müssen? Noch will ich euch nicht mit Flüchen überschütten, nie werde ich mich dazu herablassen. Aber wenn es für jede unsterbliche freie Seele zur höchsten Qual und Unseligkeit gereicht, andre ihresgleichen in ihren göttlichen Rechten zu kränken und gegen das Wahre und Gute anzukämpfen, so will ich mit aller Inbrunst euch hierbei bitten:

Rettet das Vaterland; noch ist nichts verloren. Nur einmal beweiset euch recht von Herzen deutsch, nur einmal zeigt, daß Ihr ganz dem Wohl des Volks, nicht mehr euerm eignen Willen lebt, daß Ihr einigem irdischen Vorteile entsagen könnt und um Aller Seelenheil willen das Freie und Große unterstützt. So sind schon alle Guten wieder ausgesöhnt, Treu und Glauben kehren wieder, bleibender Ruhm wird euch. Wo nicht, so wird man rechten für die Freiheit, und Ihr wisset und fühlet selbst, daß dann, vor Gott und Ewigkeit, trotz eurer ungeheuern Macht, euch jeder Einzelne überwinden kann.

Der neue Orient von Franz Carl Endres

I.

Der alte Orient

Um den neuen Orient zu verstehen, muß man den alten einigermaßen kennen.

Alter Orient heißt: Orient vor dem Weltkriege. Was vor dem Kriege war, ist unendlich alt — sollte unendlich alt sein. Aber während in Deutschland das Alte sich nur gelegentlich aus Angst verkroch und sich schon lange wieder frei und frech benimmt, ist das im Orient anders. In der Türkei hat Mustapha Kemal mit den Seinen das Alte knock out geschlagen. Da gab es keine Kompromisse und keine Rechtsstandpunkte zur Beschönigung eigner Feigheit. Mag diese Regierung Mustapha Kemals Fehler über Fehler gemacht haben, mag sie kulturlos sein bis zum Exzeß — Eines darf sie für sich beanspruchen: sie war nie feige. Sie hatte diese bejammernswerten Hemmungen nicht, die Deutschlands regierende Untertanen hinderten, die Macht, die ihnen im November 1918 — buchstäblich im Schlaf — zufiel, zu irgendeiner Art Revolution zu benutzen.

Mustapha Kemal und die Seinen fürchten Tod und Teufel nicht. Und so heftig ich diese Leute schon kritisiert habe: in diesem Punkte sind sie mir sympathisch. Es sind keine schleimweichen Geldbeutelbürger, es sind keine Kompromißeunuchen, sondern Menschen mit Mut. Diese Spezies ist bei uns ausgestorben. Bei uns sind selbst die Morde feig.

Das Alte war in der Türkei stark und bewaffnet, als es 1909 zum ersten Male fiel. Als die Enver und Talaat, und wie sie alle hießen, damals in Saloniki die Fahnen der Freiheit enthüllten, da begann die liberale Revolution.

An der Spitze des Reiches stand ein blutrünstiger Narr: Abdul Hamid. Aber seine Narrheit war nur auf gewisse Gebiete beschränkt. Er litt an Verfolgungswahn, ließ sich aus versiegelten Schüsseln seine Diners servieren und warf trotzdem die Speisen den Katzen vor, um festzustellen, ob sie wohl daran verrecken würden. Dann nährte er sich tagelang nur von weichen Eiern. Er war ein Erotomane mit einem bis ins hohe Alter bullenhaft gebliebenen Geschlechtstrieb. Er ließ einen halben Harem aus Mißtrauen erwürgen und ersäufen und war dann wieder der vollendete Kavalier und ein liebender Vater.

Politisch war er ein Genie. Die europäischen Gottesgnadenstümper überragte er alle. Sein innenpolitisches System war, seinem Verfolgungswahn entsprechend, ein System raffiniertester Überwachung. Er hörte das Geflüster seiner Untertanen in den Ehebetten. Er hatte als Spitzel Söhne, die ihre Väter dem Henker überlieferten, Frauen, die mit ihrem Körper Polizeidienste leisteten.

Es gab kein freies Wort. Die Presse stand unter lächerlichster Zensur.

Und die Armee? Ich habe noch auf dem Balkan Redif-Divisionen (Landwehr) gesehen, deren Mannschaften nie eine Patrone in der Hand gehabt hatten. Unvergeßlich ist mir

ein Posten vor Tschadaltscha, an den ich in kalter Winternacht kam. Er legte an. Als ich ihn anrief, präsentierte er. Ich fand sein Gewehr ungeladen. Ich befahl ihm, zu laden. Er versuchte, die Patronen oben beim Lauf einzuschieben, obwohl er selbstverständlich einen Rück- und Mehrlader hatte. „Es geht nicht, Herr!" Er stand da auf Posten und konnte von jedem Beliebigen totgeschlagen werden.

Dazu brauchte Abdul Hamid ein halb Dutzend Generale und Obersten seines lieben deutschen Freundes Wilhelm.

Abdul Hamid war feige. Und deshalb siegte die Revolution. Aber so feige, zu fliehen, als Mahmud Schewkat Pascha mit der Revolutionsarmee in Pera kämpfend eindrang, war er doch nicht. Er suchte nicht zitternd ein ausländisches Doorn.

Man ließ ihn am Leben. Nicht aus Gnade, sondern weil er eine gute Geisel gab.

Man „verbannte" ihn in das märchenschöne Schloß Beyler Bey am Bosporus. Dort habe ich ihn noch gesehen. Dort schrieb er seine Memoiren, ein unendlich interessantes Buch.

Dort freute er sich an den Blumen. Er war ein geschmackvoller Garten- und Blumenfreund. Und nachts kämpfte er ächzend und stöhnend gegen die Gespenster der von ihm Getöteten, der Gehenkten, Erschossenen und Vergifteten, die seinem verwirrten Geist den Schlaf raubten und Rache nahmen für die unfaßlichen Schandtaten seiner Regierung.

Die Liberalen aber, die die Revolution gemacht hatten, waren nur Feinde dieses seines Systems. Sie bedurften der Orthodoxen, um sich zu halten. Sie träumten nicht von einer Abschaffung des Kalifats.

Es gab keine Republik, sondern ein komisches konstitutionelles Kaiserreich. Mehmed V. saß halb verblödet auf dem Throne, und die Anonymen im „Comité union et progrès" regierten. Die Minister, die Generäle, alle die Leute, die so aussahen, als wären sie maßgebend, waren nur Puppen, Marionetten des Komitees, das geheimnisvoll in einer Spelunke regierte.

An Stelle der Despotie eines Einzelnen die despotische Oligarchie von Namenlosen.

Und doch war es schon Freiheit. Für Den eine große Freiheit, der die Tage Abdul Hamids noch miterlebt hatte.

Parteikämpfe zerrissen die Einheitlichkeit der Idee. Reformen wurden beschlossen, aber nicht durchgeführt.

An Stelle der Paradegenerale deutscher Nationalität, von denen v. d. Goltz wenigstens ein Idealist war, kamen jüngere deutsche Offiziere als Reformer. Nicht durchweg erfreuliche Gestalten. Man ließ sie raten und vorschlagen, tat aber nie, was sie rieten. Auch sie dienten nur zur Parade. „Wir haben deutsche Instruktoren." Das genügte bei der Überschätzung, die die ganze Welt deutschem Militärwesen zuteil werden ließ.

Schon damals war die Eingebildetheit türkischer Offiziere fast unerträglich. Sie wußten positiv gar nichts und wußten Alles besser.

Ein deutscher Reformer, Oberst Bopp, ein Schwabe, sagte bei Beginn des Balkankrieges: „Diese türkische Armee wird geschlagen, wo immer sie sich zeigt." Und so war es auch.

Aber in Deutschland war man falsch orientiert. Teilweise dank Büchern wie ‚Der aufsteigende Halbmond' von Ernst Jäckh, teilweise dank der Unfähigkeit des deutschen Militärattachés, der zwar sehr gut türkisch sprach, aber von militärischen Dingen keine Ahnung hatte. Ich nehme das wenigstens zu seinen Gunsten an.

In Deutschland erwartete man den Sieg der Türkei.

Als nach der ersten furchtbaren Niederlage bei Adrianopel-Kirkkilisse die Meldungen bei der deutschen Botschaft eintrafen — es war Abend —, saß ich mit einigen Diplomaten und Offizieren grade im Salon bei Baron Wangenheim, dem Botschafter. Der Militärattaché erläuterte die Lage, so etwa wie sie im Weltkrieg für die Presse erläutert wurde.

Ich kannte die Situation und schüttelte den Kopf, als von bedeutungslosen Vorpostengefechten die Rede war.

Wangenheim bat mich, meine Ansicht zu äußern.

„Das ist die entscheidende Niederlage dieses ganzen Feldzugs", sagte ich. Wangenheim ließ sich überzeugen. Aber ich unglückseliger Schwarzseher hatte die Liebe der Militärs schon damals, 1912, verloren.

Ich wäre so glücklich, wenn ich damals und später und im Weltkrieg immer da unrecht gehabt hätte, wo ich recht hatte.

Der rosige Optimismus und das energische Nicht-sehen-Wollen von Fehlern und Niederlagen legte sich schon damals wie ein Panzer unheilvoll vor die Gehirne.

„Majestät darf nichts Unangenehmes erfahren": das war die Losung aller Auslandsvertreter.

Auch die furchtbare Niederlage im Balkankriege erschütterte das deutsche Vertrauen in die Türkei nicht. Vielmehr kam noch eine Überschätzung hinzu: Bulgarien.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wärs leicht gewesen, Serbien zum Dreibund zu gewinnen. Nur die kleinlich-habsüchtige und dabei dumme Politik Oesterreichs machte aus den austrophilen Serben Feinde. Und Serbien war seiner militärischen wie seiner kulturellen Leistung nach schon damals das erste Land des Balkans.

Gleich nach dem Balkankrieg begannen die Verhandlungen über eine deutsche Militärmission mit der Türkei. Damit mußte in Rußland der Eindruck erweckt werden, als ob sich die Meerengen quasi in deutscher Hand befänden. Hier erlitt Deutschland acht Monate vor dem Weltkrieg seine erste diplomatische Niederlage. Liman v. Sanders war zum Kommandierenden General des Konstantinopler Corps ernannt worden. Rußland erzwang seinen Rücktritt und seine Verwendung als Inspekteur der Militär-Bildungsanstalten.

Als der Weltkrieg ausbrach, war die Türkei militärisch nicht bereit. Die klügern türkischen Politiker, namentlich Djemal Pascha der Marineminister, wollten ein Bündnis mit der Entente und die vorläufige Form einer bewaffneten Neutralität. Aber Enver Pascha, ganz im Fahrwasser des deutschen Großen Generalstabs, riß im Verein mit Admiral Souchon, der die Russen ohne weiteres mit türkischen Schiffen im Schwarzen Meer angriff, die Türkei in den Krieg an die Seite des Drei-

bunds. Die deutsche Diplomatie wehrte sich unter Wangenheim vergeblich gegen das Große Hauptquartier, das vom ersten Augenblick an souverän auftrat.

Eine Deutschland wohlwollende bewaffnete Neutralität der Türkei wäre auch militärisch viel besser gewesen. Die Entente war nicht orientiert über die militärische Schwäche der Türkei, und ein nur erhobener Arm der Türkei hätte bedrohlicher gewirkt als alles Andre. Die englische Flotte hätte noch im Dezember 1914 mit Transportdampfern nach Konstantinopel fahren können. Die Dardanellen-Befestigungen waren damals noch im Zustand vollkommener Verwahrlosung. Dadurch, daß die Türkei in den Krieg trat, erweiterte sie die Front ins Ungemessene, erforderte ungeheure Subsidien (die in die Taschen der Paschas flossen) und zapfte ständig den Körper der militärischen Organisation Deutschlands an.

Die deutschen Offiziere, namentlich die höhern, und Falkenhayn an der Spitze, machten sich in kürzester Zeit ganz unglaublich verhaßt. Ohne die Trinkgelder an Enver und die andern Maßgebenden wär' die Türkei wahrscheinlich schon während des Krieges ins Lager der Entente abgeschwenkt.

Dieser Krieg in der Türkei mußte zur Niederlage führen. Enver war ein krasser militärischer Laie, der jede strategische Operation falsch machte, sich aber von den Deutschen, unter denen Liman v. Sanders zweifellos ein geschickter Stratege war, nichts sagen ließ. Als dann Falkenhayn erschien und seinen Dilettantismus in den Orient übertrug, war es zu Ende. V. d. Goltz ließ man elend zugrunde gehen und war sehr froh, als er an Flecktyphus starb. Er war zu alt und zu weich für die Intriguen, die ihn von Anfang an umgaben.

Der militärische Zusammenbruch der Türkei hätte sich bei größerer Energie der Entente schon viel früher ergeben können. Das Dardanellen-Unternehmen England-Frankreichs war keine Geistestat. Mit einer groß angelegten Landung in breiter Front an der Westküste Anatoliens und dem Vormarsch einer Armee Richtung Brussa-Ismid wäre bei gleichzeitiger Offensive Rußlands in wenigen Wochen die Meerengenposition und Konstantinopel erledigt gewesen.

1918 zerbrach die Türkei.

Und mit diesem Jahr beginnt die Geschichte des neuen Orients.

Auswärtige Politik von J. G. Fichte

Die Verwaltung des auswärtigen Verhältnisses ging ganz auf in dem, was sie Diplomatik nannten; und diese bestand — außer der Wissenschaft des Ausforschens, des Ablockens von Geheimnissen, der Erhorchung von Anekdoten, alles dies zu keinem andern Gebrauche, als damit man sie berichten könne — ihrem feinsten Wesen nach in der Kunst: durch Zweideutigkeiten und auf Schrauben gestellte Erklärungen die Notwendigkeit eines entscheidenden Entschlusses so weit hinauszuschieben als irgend möglich, in der Hoffnung, daß unterdessen vielleicht ein Zufall statt unsrer wählen und uns des harten Zwanges, selber zu denken und zu wollen, überheben werde.

Untersuchungsausschuß und Dolchstoßlegende

Das ist der Titel einer Broschüre, mit der Martin Hobohm, Professor für Geschichte des Kriegswesens an der Universität Berlin, aus dem Dittmann-Ausschuß, wo seine Gutachtertätigkeit sabotiert werden soll, in die Öffentlichkeit flieht. Die Kampfschrift erscheint im Verlag der Weltbühne und kostet nur 50 Pfennige, damit Jeder sich überzeugen kann, was die Reaktion schon wieder, kaum acht Jahre nach solchem Zusammenbruch, dem Volke zu bieten wagt. Hier folge eine Probe.

Die Dolchstoßlegende soll nicht zerpflückt werden, aus Zeitmangel. Was für die Rechte peinlich ist, soll nicht gründlich aufgerollt werden, aus Zeitmangel. Die schwere Mitverantwortung der Völkischen am Zusammenbruch, die schwere Mitverantwortung des Offiziercorps, der „bessergestellten" Schichten im Ganzen, die Schuld der Regierenden, die Anklage der Regierten — diese Dinge möchte man nicht näher erörtern. Begreiflich, nur zu begreiflich.

Schon im achten Jahre währt es, daß die Dolchstoßlegende ins Bewußtsein des deutschen Bürgertums einsuggeriert, eingeträufelt, eingehämmert wird, und den Untersuchungsausschuß hat man ebenfalls zum Werkzeug dafür gemacht. Aber auf dem Schauplatz dieses Untersuchungsausschusses nun endlich auch die Gegengewichte gegen die Dolchstoßtheorie aufzuhäufen und Stück für Stück in die Wagschale des Volksgerichts zu werfen — das soll nicht gestattet sein, das wird unterbunden, aus Zeitmangel.

Aber daraus darf nichts werden. Wo anders als vor diesem Untersuchungsausschuß ist der Platz für eine ernste Auseinandersetzung über die Ursachen des Zusammenbruches und der Revolution? Wir lassen sie uns nicht nehmen. Und zu Denen, die dafür verantwortlich sind, gehört nächst den Abgeordneten Niemand stärker als ein vom Ausschuß bestellter Sachverständiger. Es fällt mir nicht ein, mir die Ausübung meines Amtes gutwillig unterbinden zu lassen. Freilich ist die Frist, solche Unterbindung abzuwehren, bedenklich kurz, auch habe ich bei den Beschlüssen des Ausschusses nicht mitzureden, bin bei den wichtigern nicht einmal anwesend. So bleibt nichts übrig, als mich kurzerhand um Beistand an die öffentliche Meinung zu wenden, an das Volk selber, um dessen Selbstachtung und künftigen Frieden es hier geht.

Ich rufe alle Diejenigen zum Beistand auf, denen daran liegt, daß Wahrheit und Gerechtigkeit in unserm öffentlichen Leben durchgesetzt werden sollen. Sicherlich sind auch im nichtsozialdemokratischen Bürgertum Viele, die das wollen. Also heraus mit einem großen neuen Volksbegehren nach Prüfung der Dolchstoßlegende! Das Dolchstoßgeschrei ist ein Haupthindernis der innenpolitischen Verständigung, es ist „Gift in unsre Wunden". Die Beseitigung der Dolchstoßlegende ist möglich, wenn die wahren Ursachen des Zusammenbruchs aufrichtig und in ihrem vollen Gewicht zur Geltung gebracht und geprüft werden.

Die meisten Angehörigen der rechtsstehenden Parteien wissen tatsächlich nicht entfernt, wie viel die breiten Massen

gelitten und geleistet haben, und wie auf ihre Kosten schmarotzt worden ist. Der korrekte Bürger daheim hat oft keine Vorstellung von den verhängnisvoll unsozialen Zuständen im Heer des Weltkrieges, und unter den ehemaligen Frontoffizieren sind wiederum viele, die mit dem Unwesen der heimischen Kriegswirtschaft und des Kriegszielstreites und Allem, was damit zusammenhängt, nie ernstlich Bekanntschaft gemacht haben. Unzweifelhaft würden viele ehrliche Leute von rechts, die heute die Dolchstoßlegende, dies Meisterstück der Hölle, gläubig nachsprechen, entsetzt die Augen schließen, wenn sie die Akten des bürgerlichen Schuldkontos kennen lernten.

Es geht nicht an, sage ich, daß man die Welt und die Sitzungen des Untersuchungsausschusses mit der Dolchstoßlegende erfüllt, die Gegengewichte dagegen aber übergeht, wie Graf zu Eulenburg, oder mit der kühlen Formel abtut: Daß gewisse schwere Mißstände vorhanden gewesen sind, wird nicht in Abrede gestellt. Selbst wenn man logisch diese Einräumung als ein volles Gegengewicht gegen die Dolchstoßtheorie gelten lassen wollte (was die Rechte nicht tut), so würde das doch praktisch noch lange kein Gegengewicht dagegen darstellen. Es geht nicht an, eine Partei ihre Anklage unverhältnismäßig ausführlicher und detaillierter vorbringen zu lassen als die andre. Die Rechte bemüht sich, dem Dittmann-Ausschuß mehr und mehr den Sinn zu geben, es werde hier die Anklage gegen die Urheber des angeblichen Dolchstoßes verhandelt. Nun, wenn von Anklage und Verteidigung die Rede sein soll, so wird die Rechte erleben müssen, daß eine schwere, bittere Anklage gegen diejenigen Schichten erhoben wird, welche uns in das Unglück von 1918 hineinregiert haben, „die Anklage der Geplagten" im weitesten Sinne, gestützt auf ein nur allzu schlimmes Anklagematerial, und die Wahrheit wird sich hoffentlich endlich Bahn brechen.

Prozeß Alexander Weisz von Bruno Frei

Zwischen Anfang und Ende dieser Skandal-Affäre — mit der sich in den Nummern 9 und 10 Rudolf Olden, in den Nummern 11 und 12 der Herausgeber beschäftigt hat — klafft unüberbrückbar ein Gegensatz, der selbst den Staatsanwalt veranlaßt hat, diesen Prozeß „reich an Absonderlichkeiten" zu nennen. Das Urteil stempelt einen Mann, der seiner Natur nach nichts von einem Märtyrer hat, zum Opfer einer Klassenjustiz. Die Reaktion urteilt über die Korruption und macht so — ähnlich wie im Falle Zeigner — aus dem Angeklagten einen Ankläger.

Das Urteil erklärt, daß Alexander Weisz, der zehn Jahre hindurch Chefredakteur der linkssozialistischen Wiener Zeitung ‚Der Abend' gewesen ist und als solcher gegen alle fortschrittsfeindlichen Mächte, gegen die Mächtigen des Staates und der Wirtschaft einen einzigartigen Kampf geführt hat — man erinnert sich vielleicht noch an die erfolgreiche Aufrollung der Wöllersdorfer Angelegenheit durch ihn —, daß dieser ungewöhnlich begabte Journalist im Jahre 1922 an dem

Bankier Camillo Castiglioni wegen eines Betruges von 24 Millionen Kronen (damals ungefähr 13 000 Mark) das Verbrechen der Erpressung begangen habe. Weisz ist dafür zu sieben Monaten schweren Kerkers (Zuchthaus) verurteilt worden. Er hat Einspruch erhoben. Die Sache wird also das Gericht noch einmal beschäftigen.

Aber es ist heute an der Zeit, die große politische Bedeutung dieses Prozesses klarzumachen. Es ist unbedingt nötig, wenigstens an einer Stelle aufzuzeigen, ein wie beispielloses Tendenzurteil hier gefällt worden ist unter dem Deckmantel des Kampfes gegen die Preßkorruption.

*

Dem Herausgeber des ‚Abend' waren Beweise in die Hände gefallen dafür, daß der Chefredakteur Weisz in den Jahren der Spekulationsseuche an der Börse spekuliert, daß er mit Bankleuten in geschäftlicher Verbindung gestanden, daß er von denen, die er im ‚Abend' bekämpfte, sich Spekulationsgewinne hatte auszahlen lassen. Weisz, der diese Dinge zugab, schied am 6. Februar aus seiner Stellung.

Am Abend desselben Tages fiel der erste Keulenschlag. Das Wiener Blatt der ungarischen Regierung, die „Allgemeine Zeitung', veröffentlichte phantastische Beschuldigungen gegen Weisz. Noch am selben Abend eröffnete die Staatspolizei, das ist: die politische Polizei die Untersuchung gegen Weisz, und wenige Tage später saß er im Untersuchungsgefängnis, aus dem er nach acht Wochen in die Öffentlichkeit des Gerichtssaals treten durfte, um sich gegen vier Anklagepunkte zu verteidigen, die von unzähligen übrig geblieben waren. Aber selbst von diesen vieren wurde schließlich nur einer dem Schuldspruch zugrunde gelegt.

Worin besteht dieser eine vom Gericht als erwiesen angenommene Erpressungsfall? Der Inseratenchef des ‚Abend', der neben Weisz angeklagte und zu vier Monaten verurteilte Artur Fuchs, erzählte vor Gericht, das Haus Castiglioni habe ihn durch Mittelsleute gebeten, auf den ‚Abend' den Einfluß zu nehmen, daß die Angriffe gegen Castiglioni gemildert würden. Er habe sich dazu bereit erklärt und im Namen des Weisz einen Betrag von 50 Millionen gefordert. Das war dem Castiglioni zu viel; er hatte sich das billiger vorgestellt, und es begannen nun die üblichen Verhandlungen zwischen Fuchs und dem Vertreter des Castiglioni. Man hatte sich am Ende auf einen Betrag von 40 Millionen geeinigt, wovon 24 Millionen ausgezahlt wurden. Fuchs ist in der Hauptverhandlung zum ersten Mal mit Weisz konfrontiert worden. Seine Aussage? Er habe den Eindruck gehabt, daß Weisz wußte, woher das Geld, das er ihm brachte, stammte; Weisz habe aber nur mit „halbem Ohr" zugehört, und wenn er jetzt behaupte, er habe nicht gewußt, daß das Geld von Castiglioni stammte, dann könne er, Fuchs, auch nichts dagegen sagen.

Das Gericht erklärt in der Urteilsbegründung diese Aussage des Fuchs für unglaubwürdig und seine frühern, präzisern Aussagen vor der Polizei für wahr. Castiglioni wollte den ‚Abend' nur bestechen; aber da Fuchs mehr verlangte, als

Castiglioni geben wollte, so lag darin, eben in der Mehrforderung, die Erpressung.

Was sagt nun Weisz zu alledem? Weisz sagt, er habe am Tag seines Austritts aus dem ‚Abend' durch die Angriffe des Horthy-Blattes zum ersten Mal erfahren, was für Schandtaten er begangen habe. Er habe mit Fuchs zusammen Börsengeschäfte gemacht, und da er mit Rücksicht auf seine Stellung nicht selbst die Börsenmanipulationen ausführen durfte, so habe er Fuchs, mit dem er freundschaftlich verbunden war, bevollmächtigt, es für ihn zu tun. Daher stammten nach seiner Meinung die Geldbeträge, die ihm Fuchs wiederholt gebracht habe. Er hatte nie eine Ahnung, daß sich Fuchs Geldzuwendungen von den Bankleuten machen lasse, die der ‚Abend' ununterbrochen angriffe, und ihm selbst sei von diesen Beträgen seines Wissens nichts zugeflossen. Fuchs habe in einem Streit zwischen seiner Inseratenfirma und dem ‚Abend' wegen der Verlängerung des Inseratenvertrages seine, Weiszens, Börsen- und Geschäftsverbindungen dem Herausgeber des ‚Abend' denunziert. Aber von all den Dingen der Anklage war bei den Auseinandersetzungen mit dem ‚Abend' nie die Rede.

Wieso also ist es zu dieser Anklage gekommen? Darüber hat man sich im Lauf der Verhandlung ein vollständig klares Bild machen können. Weisz, der ein Jahrzehnt hindurch die schwersten Angriffe gegen Schieber und Staatsanwälte, gegen Kirche und Kapital geführt hat, ist an dem Tag seines Austritts aus dem ‚Abend' wehrlos geworden. Den wehrlos gewordenen Feind überfallen, meucheln, unschädlich machen — das ist so Kriegsbrauch. Weisz selbst hat vor Gericht offen gesagt: „Zehn Jahre lang hat es zwischen mir und den andern Zeitungen, zwischen mir und den Banken, zwischen mir und den einflußreichsten Politikern Krieg gegeben. In einem Krieg kommt es vor, daß man dem Feind in die Hände fällt. Ich bin in Kriegsgefangenschaft geraten. Hätte ich in Budapest gelebt, so hätte man mich in die Donau geworfen. In Rom wäre ich niedergestochen worden. In Oesterreich ist eine Anklage wegen Erpressung herausgekommen."

Es ist ein offenes Geheimnis, daß dieser Prozeß von den Dunkelmännern der Reaktion angestiftet und in seinem Verlauf beeinflußt worden ist. Schon Weisz hat zu diesem Thema in öffentlicher Verhandlung angegeben, daß sich der Polizeipräsident Schober mit erhobener Faust geäußert haben soll: „Jetzt wird ihm endlich der Kragen umgedreht werden!" Aber die Wahrheit ist noch viel schlimmer. Wir müssen darauf hinweisen, daß der Erste Staatsanwalt Dr. Immendörfer, der wahre Verfolger des Weisz, führendes Mitglied der Nationalsozialistischen Partei (der Hakenkreuzler) ist, daß sein Bruder, Dr. Benno Immendörfer, der offizielle Verbindungsmann zwischen den oesterreichischen und reichsdeutschen Hakenkreuzlern auf der einen und den ungarischen Rassenschützlern Gömbös und Eckhardt, den Vorkämpfern der Francfälscher, auf der andern gewesen ist. Wir müssen darauf hinweisen, daß der Legationsrat der ungarischen Gesandschaft Alt mit einem Heer von Agenten den publizistischen Überfall auf den ‚Abend' geleitet

hat. Wir müssen darauf hinweisen, daß der Erste Staatsanwalt Dr. Immendörfer die Vorläufer der Francfälscher, nämlich die Fälscher der tschechischen Fünfhundert-Kronen-Noten, Meszaros und Genossen, der Begnadigung empfohlen hatte, und daß der Skandal dieser Begnadigung, die einer Mitschuld an den spätern Francfälschungen gleichkommt, von niemand Anderm als eben vom ‚Abend' aufgedeckt worden ist. Der ‚Abend' hat damals scharfe Angriffe gegen die Regierung erhoben, die jene Begnadigung ausgesprochen hatte, insbesondere gegen den damaligen christlichsozialen Justizminister Dr. Paltauf — und dessen Sohn ist Mitglied des Gerichtshofs, der Alexander Weisz verurteilt hat.

Und in der Tat: sie Alle hatten Ursache, den ‚Abend' und seinen Chefredakteur zu hassen. Die Ungarn, weil der ‚Abend' die Mitschuld der ungarischen Regierung an den Francfälschungen durch die Veröffentlichung des berühmten Briefes des Grafen Bethlen an den Staatssekretär Peronyi vor ganz Europa aufgedeckt hatte. Die Hakenkreuzler, weil der ‚Abend' durch die Veröffentlichung der geheimen Rundschreiben der Partei ihre Spaltung und Unterminierung gefördert hatte. Polizei, Staatsanwalt und Regierung, weil der ‚Abend' in täglichem Kampf die Mißstände im öffentlichen Leben bei Namen genannt und den Respekt vor überheblicher Autorität mit unvergleichlichem Erfolg zerstört hatte.

Aber der wahre Lebenskampf des ‚Abend' galt dem Schieber- und Jobbertum, für das es in den letzten Jahren kein anschaulicheres Beispiel als den Bankier Camillo Castiglioni gegeben hat. Dieser Castiglioni wurde wegen großer Betrügereien verfolgt. Aber er kam nicht auf die Anklagebank und nicht in die Untersuchungszelle. Dieser Castiglioni schickte seinen Pressechef wiederholt zu Weisz, um ihn zu bestechen. Aber dieser Pressechef des Castiglioni, Dr. Leo Lederer, sagte vor Gericht aus, es sei ihm nicht gelungen, Weisz zur Geldannahme zu bewegen. Und Castiglioni selbst? Er hatte die an Fuchs begangene Bestechung in einem Gedächtnisprotokoll festgehalten, das widerspruchsvoll und offenkundig gefälscht war, eben zu dem Zweck, um aus der Bestechung des Fuchs eine Erpressung des Weisz zu machen, und wagte nun nicht, vor Gericht zu erscheinen, sondern zog vor, für die Dauer der Verhandlungen ins Ausland zu reisen. Demgegenüber hat die Verlesung der Artikel des ‚Abend' ergeben, daß die Angriffe gegen Castiglioni in dem Jahr, wo die Erpressung erfolgt sein soll, unverändert fortgesetzt wurden.

Rache, Rache, ganz gewöhnliche Rache sollte genommen werden — Rache, die nichts mit Gerechtigkeit zu tun hat. Das zeigte mit aufreizender Deutlichkeit der Gang der Verhandlung. Die Verteidiger boten eine schier unübersehbare Fülle von Beweisen an für die Unstichhaltigkeit der Anklage. Eine Anzahl von Zeugen wollte bekunden, daß Weisz ihnen gegenüber seine Unbestechlichkeit bewiesen habe. Der Vizekanzler Waber sollte vernommen werden über den Umstand, daß von politischen Funktionären die Verhaftung des Weisz verlangt worden war zu einer Zeit, wo die polizeilichen Erhebungen

überhaupt noch nicht begonnen hatten. Eine Fülle von juristischen Einwendungen gegen den Wahrheitswert des Gedächtnisprotokolls dieses Herrn Castiglioni wurden angeführt, darunter auch die, daß das Haus Castiglioni Gedächtnisprotokolle systematisch gefälscht, ja, daß der Staatsanwalt selbst die Gedächtnisprotokolle in der Betrugssache des Castiglioni als gefälscht hatte ansehen müssen. Aber das Alles prallte an der vorgefaßten Meinung des Gerichts ab. Alle Beweisanträge der Verteidigung wurden abgelehnt, die Verteidiger fortgesetzt mit Disziplinarstrafen belegt und schließlich der eine der beiden Verteidiger des Weisz, der weithin geachtete Rechtsanwalt Dr. Walther Rode, wie es vielleicht noch nie in einem solchen Prozeß vorgekommen ist, von der Verhandlung ausgeschlossen und aus dem Saale gewiesen. Zuletzt sahen sich die Verteidiger gezwungen, in corpore die Verteidigung niederzulegen, und in einem Schreiben an den Vorsitzenden festzustellen, „daß die Ablehnung sämtlicher wesentlicher, von den Verteidigern beantragter Entlastungsbeweise, die wiederholten empfindlichen Gesetzesverletzungen im Laufe des bisherigen Verfahrens und gewisse Vorkommnisse in den Verteidigern die Überzeugung hervorgerufen haben, daß die Angeklagten wehrlos einer vorgefaßten Meinung gegenüberstehen".

In diesem Prozeß ist ein klassisches Wort Camillo Castiglionis zitiert worden — das Wort: „Die Republik ist klein, und meine Tasche ist groß." Castiglioni wird wissen, was er damit gemeint hat. Dieser Prozeß und dieses Urteil sind ein Erfolg der Reaktion eines Landes, das sich bis dahin von den Segnungen des Fascismus freizuhalten gewußt hatte. An dem Tag, da die Waffe, die der Reaktion am gefährlichsten war, wenigstens in ihren Augen zerbrochen auf dem Boden liegt, darf die Reaktion jubeln, und in den Palästen der Bankgewaltigen können Freudenmähler bereitet werden. Der Kampf gegen die Preßkorruption — wer wollte daran zweifeln! — ist in Wien eine der dringendsten Aufgaben der Tagespolitik. Aber dadurch, daß die bürgerliche Justiz einen Mann, der dank seinem Börsenspiel und seinen Geschäften alles eher denn eine sittlich einwandfreie Erscheinung ist, zum Verbrecher stempelt — genau genommen deshalb, weil er sich nicht begnügt hat, an der Börse zu spielen, sondern auch noch das Verbrechen beging, die Börsenspekulation zu bekämpfen —, hingegen das Heer der Pressekorruptionisten ungeschoren läßt: dadurch demaskiert diese bürgerliche Justiz nur sich selbst als die willige Dienerin der herrschenden Mächte.

Es lebe der Kolk! von Robert Breuer

Man muß Karl Scheffler und Paul Westheim dankbar sein, daß sie ebenso sachlich wie energisch die Aufmerksamkeit auf den Berliner Museumsbau gelenkt haben. Die von ihnen geübte Kritik, die vor Allem die Maßlosigkeit der Archäologen kennzeichnete, hat den verantwortlichen Urheber dieses gelehrten Panoptikums veranlaßt, sich von der Akademie der Wissenschaften den außerordentlichen Wert seiner Funde und

des Maskenballs, den er mit ihnen arrangiert, bestätigen zu lassen. Daneben sind allerlei sogenannte Fachleute, wissenschaftliche Gesellschaften, Vertreter des Humanismus, und was es sonst an Greisenhaftigkeit gibt, aufgeboten worden, um den gigantischen Irrtum des Herrn Geheimrat Wiegand und seines Anhangs zu rechtfertigen. Diesem Spuk, der nicht zuletzt Eindruck auf die preußischen Abgeordneten und die zuständigen preußischen Ministerien zwecks Bewilligung der noch erforderlichen, wohl nach Millionen zu bemessenden Gelder machen soll, muß schleunigst ein Ende bereitet werden. Jeder vernünftige Mensch, der auch nur halbwegs künstlerische Werte zu unterscheiden vermag und auch nur einigermaßen die großen Museen der Welt kennt, wird, wenn er die Neubauten auf der Museumsinsel und die darin aufgestellten Modelle, namentlich aber die ausgegrabenen Reste, die hier lebensgroß restauriert werden sollen, besichtigt, zu der Erkenntnis kommen, daß jeder Pfennig, der an diese Aufpumpung noch verwandt werden soll, verloren ist. Bei gutem Willen und bei Ausschaltung des Hände waschenden Klüngels gibt es nur Ein Urteil über dieses Stadttor von Milet und die meisten der sonst noch angefahrenen Trümmer: bedeutungslose Stücke zweiten und dritten Ranges, die man am besten dort, wo sie seit zweitausend Jahren lagen, gelassen hätte. Es mag den Ehrgeiz der Archäologen sehr befriedigen, es ist aber kompletter Unsinn und für das künstlerische Bedürfnis eines lebenden Volkes höchst gleichgültig, Alles, was dem Wüstentode durch den Spaten abgerungen wird, in das Museum zu schleppen. Welchen Wert würde es etwa haben — sagen wir: für die Chinesen, wenn sie nach zweitausend Jahren Trümmer und Splitter des Berliner Doms in Peking aufstellten und als italienischen Barock etikettierten? Dies groteske Beispiel trifft vollkommen und unantastbar auf die Brocken zu, die von dem kolonialen Milet und seinem schwächlichen Epigonentum übriggeblieben sind.

Nun würde man sich noch gefallen lassen, wenn eine Auswahl dieser nicht einmal handwerklich gut gearbeiteten Stücke als geschichtliche Dokumente gezeigt würden; ein kleinerer Saal ließe sich schließlich damit füllen. Was aber hier geschehen soll, ist etwas Unerträgliches: diese Trümmer von Belanglosigkeiten werden zu den Bauten, von denen sie übriggeblieben sind, wieder ergänzt; in voller Größe, haushoch, soll das Tor von Milet und sollen andre Bauten und Bauteile erstehen, zu einem Fünftel echt und Stein, im übrigen Archäologengehirn und Gips. Man darf uns doch nicht einreden, daß die Vorstellungen, die Wiegand und andre Gelehrte von den einstigen Bauten in Milet und Pergamon haben, unbedingt richtig sind; man setze hundert Restaurateure vor ein Trümmerfeld, und sie werden hundert Restaurationen ersinnen. Es ist absurd und anmaßend, pädagogisch verwerflich und künstlerisch zum Lachen, wenn das Hirngespinst eines Geschichtsprofessors sich als klassisches Original etablieren will. Vielleicht hat das Markttor von Milet so ausgesehen, wie es Herr Wiegand zwanzig Meter hoch wieder aufbaut, vielleicht

aber würden die Einwohner von Milet, wenn sie zufällig nach Berlin kämen, fragen, was das für eine Kuriosität ist. Die Archäologen glauben, durch ihre gedanklichen Konstruktionen belehrend zu wirken; Wiegand möchte die Entwicklung der antiken Stile überzeugend demonstrieren, möchte eine Welt in die Mauern eines Museums einfangen. Er hat kein Gefühl für die Gotteslästerung, die er begeht, und für die tödliche Langeweile, die er dem naiven Besucher bereitet. Restaurationen können für den humanistischen Schulunterricht nützlich und mögen für den Lunapark eine Attraktion sein: für das künstlerische Bedürfnis sind sie wertlos, sind es doppelt, wenn die Reste, aus denen man sie zusammengeklebt hat, kein künstlerisches und kaum ein antiquarisches Interesse verdienen. Aber damit professoraler Ehrgeiz befriedigt werde und unbelehrbarer Trotz sich auslebe, dazu haben wir kein Geld übrig. Das Maskenfest wird also unterbleiben müssen; für die unheimlichen Räume, die, von Wiegand (1907) angefordert und von der Bauverwaltung des Museums ohne Kontrolle bewilligt, nicht ausgefüllt sein werden, wird sich, wenn auch schwer, ein andrer Zweck finden lassen.

Auch sonst zeugt fast Alles an den Neubauten der Museumsinsel von einer erstaunlichen Unüberlegtheit und von einer Verwirrung sondergleichen. Der Pergamon-Altar, dessen früherer Aufstellung wir uns noch gut entsinnen, wird von dem Rachen des ihn jetzt umspannenden Raumes beinahe verschluckt; auch hier glauben die Archäologen, die barocke Wucht des Originals durch eigne Erfindungen, durch Säulenreihen und dergleichen Krücken steigern zu müssen. Die Räume, in denen die deutsche Sammlung untergebracht werden soll, verblüffen durch den Respekt vor einer Museumstechnik, die heute überwunden ist. Romantische Finsternis und gotischer Halbdämmer werden durch maskenhafte Gewölbe hervorgerufen; das Licht, das durch die vorhandenen großen Fenster einströmen und eine genaue Besichtigung der einzelnen Kunstwerke gestatten würde, wird romantisch abgefangen, um jene Stimmungen zu erzeugen, wie sie Gabriel v. Seidl in München oder Messel in Darmstadt oder Ludwig Hoffmann im Märkischen Museum kulissenhaft präpariert haben. Das war vielleicht damals sehr reizvoll, ist aber heute überflüssig.

Wie soll dieser Jammer enden? Unter den Fundamenten des unermeßlichen Museums lauert, wie man weiß, ein Kolk, eine gefährliche, Alles verschlingende Erdbildung. Seiner Ruchlosigkeit ist fürs Erste Einhalt geboten worden. Das möchte man beinahe bedauern und möchte beinahe rufen: Es lebe der Kolk! So viel Zerfahrenheit ist selbst innerhalb unsrer zerfahrenen Zeit ein Zuviel. Eine Diktatur ist notwendig, eine Diktatur ohne Respekt vor dem Weihrauch, den sich die alten Herren wechselseitig streuen, ohne Respekt vor einer Wissenschaft, die ihre Geltung mißbraucht und am Ende nichts andres ist als eine im Allgemeinen und von Allen betriebene Rückversicherung gegen Fehler, die Jeder einsieht, die aber Niemand zugeben will, weil sie im Interesse des Ansehens nicht zugegeben werden dürfen.

Goldene Lebensregel von Wilhelm Liebknecht

Anfang 1898 saß Wilhelm Liebknecht wieder einmal im Gefängnis. Dorthin wurde ihm das Stammbuch eines zwölfjährigen Mädchens geschickt, mit dessen Eltern er verkehrte, und das heute, erwachsen, den hundertsten Geburtstag des großväterlichen Freundes zum Anlaß nimmt, seine Eintragung hier zu veröffentlichen.

Eine goldene Lebensregel finde ich in einem englischen Scherzgedicht aus dem vorigen Jahrhundert: Gilpin's Ride to London. Einem Wanderer, der auf der Straße nach London den Weg erfragen will, wird die Antwort: One foot up and the other foot down, That 's the way to London Town — Den einen Fuß auf und nieder den andern, So wirdst du sicher nach London wandern.

One foot up the other foot down — wie einfach! Und ein Jeder und eine Jede — kann das. Und in diesem platt Einfachen, das ein Jeder kann, liegt der Erfolg, liegt das Gelingen. Wie viele Hunderte von jungen Leuten habe ich zu Grunde gehn sehen, weil sie nicht one foot up and the other foot down setzen wollten oder konnten, bis sie am Ziel waren. Die Klippe, an der die Jugend so leicht scheitert, ist die Unfähigkeit, ein Ziel fest im Auge zu halten und auf dem Weg zu ihm hübsch einen Fuß vor den andern zu setzen. Statt Unfähigkeit sollte ich sagen: die Abneigung. Die Jugend wechselt gern, das Neue lockt sie, der Weg zum Ziel wird langweilig, und dem ersten besten Irrlicht, das irgendwo auftaucht, wird nachgelaufen. Kein gefährlicheres Wort als das des römischen Dichters: In großen Dingen genügt schon der Wille. Nein, nein! Im Kleinen gehandelt zu haben, ist weit mehr, als im Großen gewollt zu haben. Großes wollen und nicht handeln, nicht arbeiten, das ist das Genie der Faulheit, das seinen Träger ins sichre Verderben führt und nur von Dummköpfen bewundert werden kann. Alle Menschen, die Großes und Gutes geleistet haben, hatten das Genie des Fleißes. Fleiß allein ist nicht Genie, gewiß. Aber Genie ohne Fleiß ist Nichts, und Fleiß ohne Genie ist Vieles. Und wenn wir die ungeheure Summe der Arbeit betrachten, die in unsrer Kultur (das Wort nicht im Sinne der modischen Mordskultur genommen) steckt, so werden wir finden, daß das, was dem Genie Einzelner zu danken ist, in Nichts zusammenschrumpft neben dem, was der Fleiß ohne Genie geschaffen hat. Das Begonnene vollenden, auf dem Wege zum Ziel nie stehen bleiben, stets einen Fuß vor den andern setzen, so „geistlos" das auch sein mag, nicht ruhen und rasten, bis das Ziel erreicht, die Aufgabe gelöst ist — das ist das Geheimnis des Erfolgs. Das bringt den Erfolg in neunundneunzig von hundert Aufgaben, die das Leben stellt; und wer die neunundneunzig Aufgaben gelöst hat, wird auch an der hundertsten nicht scheitern, die mehr erheischt, als daß ein Fuß vor den andern gesetzt wird.

Jedenfalls wäre es sehr zweckmäßig, wenn junge Leute sich vor ihr Bett, sodaß jeden Morgen ihr Auge darauf fällt, den englischen Knittelvers an die Wand schrieben: One foot up and the other foot down, That 's the way to London Town.

Wedekind von Alfred Polgar

Es ist da, es ist da! Das Wunderwerk unter den Büchern: ‚Ja und Nein, Schriften des Kritikers', oder doch wenigstens von den drei Bänden der erste: ‚Kritisches Lesebuch'. Wie dem Autor für diese lautere Essenz, so kann dem Verlag Ernst Rowohlt für das Gefäß, das er ihr gegeben hat, nicht genug gedankt werden. Hier eine von den Herrlichkeiten.

Der Wedekind-Zug, tief eingekerbt in seine und in seiner Dichtung Physiognomie: ein dünnlippiges, dabei beleidigend höfliches Grinsen, das die Weltordnung quer durchstreicht.

*

Wedekind phantasierte eine neue Moral. Keine Moral, die den Urquell der Triebe verschüttet und versandet, indem sie ihn nach Zweckprinzipien reguliert, sondern eine, die ihm sprudelnde Kraft und spiegelnde Klarheit sichern sollte. Der Antichrist Wedekind erachtet Begierde nicht als „gemein"; gemein dünkt ihn deren heuchlerische Verfälschung und Verwendung zu Handelszwecken. Wedekind will sie zur Regeneration des Geschlechts ausgebeutet wissen.

*

Beachtenswert, wie sehr es der Zirkus — er zog einmal mit dem Zirkus durch Deutschland — dem Dichter angetan hatte: als eine Welt, in der harter Wille über die Materie Herr wird, über Bestien Herr wird; eine Welt, in der das Tierische zu seiner höchsten Noblesse, Klugheit, Schönheit gelangt. Endzweck: Befreiung vom Gesetz der Schwere.

Wie eine Flagge steht auf dem First seiner Gedanken- und Gefühlsbauten: die Peitsche.

*

Wedekinds neuer Ton wurde durch die Schalltrichter: Leidenschaft, Selbst-Einsetzung nicht verstärkt, sondern ins Schrille, Burleske hinübergedreht. Wie wenn Einer, um deutlicher sichtbar zu werden, auf Stelzen ginge. Je höher er in die Luft wächst, desto komischer wirkt er.

*

Es gibt Stücke von Wedekind, in denen des Dichters Marotten sich von seinem sie bedingendem Genie losgelöst, gewissermaßen sich selbständig gemacht und auf eigne Faust ein Drama gegründet haben. Wedekind in Wedekinds Maske. Da scheint Ironie zur unbeweglichen Grimasse erstarrt, Leidenschaft wie ein steifer Park geometrisch verschnitten, die anklägerischen Gebärden von einer puppenhaften, ellbogenspitzen Eckigkeit, die Löcher in den Ernst des Zuschauers stößt. Sogar das Mitleid mit der gequälten Kreatur wird durch die spöttische Forciertheit des Vortrags verdächtig (‚Musik').

*

Er hatte einen staubtrockenen Fanatismus, der sich dem Hörer mehr auf die Lunge als aufs Herz schlug. Sein Dämon wählte gern die Mienen und den Ton eines Mittelschullehrers. Seine Phantasie war von pedantischer Sachlichkeit.

*

Er hatte einen Humor auf Tod und Leben. Aus der steinernen Ruhe seiner Menschen brechen Trieb und Instinkt mit schamloser Grimasse vor wie die gotischen Tiere aus der Kirchenfassade. Moderne Walpurgisnacht.

*

Er hat, wie kein Dramatiker vor ihm, den superlativischen Mann gezeichnet: den Fanatismus der Idee; und die superlativische Frau: den Fanatismus des Triebes.

*

Seine Charaktere haben gellenden Fanfarenklang. Von ihm erschüttert, kommt es zu einer Art Zusammenbruch der Tatsachen, zu diesen Hauseinstürzen der Handlung, die der Dramatiker Wedekind so sehr geliebt hat.

*

Die Poesie kommt nicht zu kurz. Sie ist da, wie etwas Höheres, Unbedingtes, von keiner Düsterkeit menschlichen Schicksals zu Verdunkelndes. Wedekinds Dramen: Schlachtfelder, über die die Sonne scheint.

*

Der Reiz, das Tempo dieser starken, absonderlichen Intelligenz wirkte, auch wo ihre Absicht dunkel schien. Über des Schützen Ziel ruhte Nebel, aber die Kraft seines Bogens war bewundernswert, und der Klang seiner schwirrenden Pfeile eine sinnliche Freude.

*

Vom Schöpfer-Martyrium, von der Qual, die jeden Versuch zur Gestaltung einer Idee mit Schmerzen ohnegleichen würzt, trägt Wedekinds Werk reichlich Spuren. In der formgebändigten Sprache dieser Dichtungen schwingt ein Unterton, der wie Heulen eines verwundeten Tieres klingt.

*

Grundton des Dramas ‚Simson': der Schmerzensschrei nicht der gequälten Kreatur, sondern des gequälten Kreators.

*

Er hatte die Miene eines Verkünders, dem seine gute Botschaft in die Pfütze gefallen war. Er ging daher wie ein Heiland, der Pech gehabt hat und es mit schweigendem Anstand trägt. Wie stellte er sich den Andern dar? Wie jeder invertierte Held: als Komiker, als Narr. Aber als Narr mit Heiligenschein.

Filmmusik von Klaus Pringsheim

Keine Wichtigkeit, die ganze Filmmusik? Als elender kleiner Kinopianist hat sie angefangen. Heute ist sie ein wirtschaftlicher Faktor erster Ordnung. Ein künstlerischer trotzdem nicht; noch immer nicht: das grade ist ihr vorzuwerfen. Der Kinopianist spielte irgendwas, meist indiskutables Zeug, oder er improvisierte drauf los, Niemand hörte hin. Im Ufa-Palast am Zoo sitzen heute fünfundsiebzig Musiker und exekutieren, unmöglich, nicht hinzuhören — aber es ist indiskutabel, was ihnen da an kunterbunt zusammengeworfenem, aus filmfernsten Zonen hastig zusammengehamstertem Zeug einstudiert wird,

was man sie da unter dem Titel der Filmillustration Abend für Abend exekutieren läßt. Was geschieht? Was ist geschehen? Noch vor einem Jahr schien für unsre, ach, so anspruchsvoll gewordenen Lichtspielhäuser das Problem Filmmusik kaum zu existieren. Es kam wohl vor, daß einmal ein Fabrikant zu einem Film eine eigne Musik hatte schreiben lassen; die Theater scherten sich nicht darum, kein Mensch scherte sich darum, es wäre zwecklos gewesen, gegen die ewigen Butterfly-Potpourris, zwecklos, gegen das miserable Gartenkonzert zu protestieren, das man sich (gleichzeitig) anhören mußte, wenn man sich einen Film ansehen wollte. Die Musik paßte nie zum Film, das war selbstverständlich, weil es ein Naturgesetz ist, daß der Ablauf einer Bilderreihe sich nicht in einem Musikstück spiegeln kann, das schon vorher komponiert war. (Unmöglich, einen Menschen zu photographieren, der noch nicht geboren ist.) Und da alle Musik, die wir besitzen, herrenloses Gut ist — auch der gesetzliche Autorenschutz reicht nicht weiter als das kunstoffizielle Musikleben —, so war auch nicht viel dagegen zu sagen, noch weniger dagegen zu machen, daß die künstlerischen Musikzusammensteller eben Alles requirierten, was ihnen an Material in die Hände fiel. Das war schlimm, gewiß, doch es war ein sozusagen paradiesischer Zustand von Verantwortungslosigkeit und Systemlosigkeit; die obere Grenze des groben Unfugs wurde nicht überschritten. Nun aber ist das Problem Filmmusik aufgebrochen, nun ist in die arglose Pfuscherei Regel und Methode, das Ungefähr in ein System gebracht, das System spreizt sich als Lösung des Problems, und diese Lösung, die dem Problem den Rest gibt, sieht so aus:

Zu sämtlichen Filmen der Welt — nämlich zu allen je im Film vorkommenden Stimmungen, Situationen, Charakteren, Affekten, Katastrophen, Milieus, Naturereignissen — ist die zugehörige Musik, taktweise, meterweise passend, längst geschrieben; man muß sie nur zu finden wissen. Das ist eine Frage der Organisation, nichts weiter. Die Musik ist da — alle Musik aller Zeiten und Länder ist dazu da, für den Filmgebrauch assortiert, parzelliert, katalogisiert, kartothekisiert zu werden. Allgäu, Badestrand, Zitronenblüte, Dämonisch, Exotisch, Furioso siehe Wütend ... der „Komponist" braucht nur sein komplettes Magazin, die Nummern nach ihrem Verwendungszweck alphabetisch geordnet, bei der Hand zu haben, und wenn er jetzt, ein paar Tage vor der Premiere, den neuen Film zum ersten Mal zu sehen kriegt: über Nacht ist seine „musikalische Illustration", aus Debussy, Hildach, Mozart, Lehàr, Mascagni, Volksliedern, Gassenhauern und, selbstverständlich, Jazzeffekten zusammengerührt, fix und fertig; schon instrumentiert und in Stimmen vervielfältigt. Nur Reihenfolge, Striche, Übergänge, Transpositionen, Vortragsanweisungen werden noch dazugeschrieben; wird der Film wieder abgesetzt, so tritt unverzüglich die große Radiermaschine in Funktion, und die Illustration, in ihre Atome zerlegt, fliegt ins Archiv zurück. Das Alles geht mit jener Geschwindigkeit, die man früher irrtümlich für Hexerei gehalten hätte, die aber neuerdings als „amerikanisches Tempo" agnosziert worden ist. Nun haben wir also den be-

rühmten amerikanischen Musikmixer Ernö Rappé herüberbekommen, und er ist fürs erste am Werk, den Betrieb der großen Berliner Ufa-Häuser in Schwung zu bringen; sobald er mit der Zentrale fertig ist, wird er, hört man, die Provinz kolonisieren. Er ist ein Meister seines Metiers, dieser Rappé, und tut ganze Arbeit; der Schaden, den er stiftet, ist mit der Viertelmillion Rentenmark, die er als Jahresgehalt beziehen soll, nicht zu hoch bewertet.

Aber dieses infame Musikzettelkastensystem mag anderswo möglich, statthaft, zweckentsprechend sein: in Deutschland ist es, grade heraus gesagt, eine Schweinerei. Man komme nicht mit dem abgeleierten Gerede, daß der Film Augen-, nicht Ohrensache sei. Entweder der Film braucht keine Musik: dann fort mit aller Filmmusik. Oder er hat Musik nötig: dann hat sie so zu sein, daß wir uns nicht schämen, dabeizusitzen. (Kein Wunder, daß Strauß, der als Komponist den ersten Schritt getan, sich geweigert hat, den zweiten zu tun und in einem heutigen Filmtheater als Dirigent aufzutreten.) Es war nicht der Mühe wert, von der Filmmusik zu reden, solange es nicht der Mühe wert war, vom Film zu reden. In der heutigen Fabrikation sind so viele und vielerlei Kunstwerke investiert, daß die Frage sich aufdrängt, warum allein die Musik unter dem Niveau des künstlerisch Diskutierbaren gehalten wird. Dümmste Antwort: die Musik ist nicht Teil des Filmwerks, nur Zutat des Filmtheaters. Das ist es ja grade: sie müßte, endlich, als Teil, wesentlicher Bestandteil des Filmwerks — des Filmkunstwerks, wenn es eins werden will —, müßte im Stadium der Produktion entstehen. Jahrelang galt der Einwand: der Fabrikant habe begreiflicherweise keine Lust, sich auch noch mit der Verantwortung für die Musik zu belasten, und das Theater, dem keine Musik geliefert werde, mache eben auf seine Weise Musik. Aber wir sind ja so glücklich, in der Ufa das Beispiel einer Industrie zu besitzen, in der Produktion und Reproduktion zusammengefaßt sind: die Ufa, die in eignen Häusern eigne Filme laufen läßt, hat keine Entschuldigung, sie könnte, wenn sie wollte, und auch andre könnten es: ihre Filme mit eigner Musik herausbringen; mit eigner, nicht geklauter; mit Musiker-Musik; wie Komponisten sie komponieren. Nicht alle Filme, selbstverständlich: aber wenigstens die Werke der „Spitzenproduktion". Jedem Spitzenfilm seine Spitzenmusik: so weit könnten wir heute in Deutschland sein. An Musikern wird es nicht fehlen, wir sind ja das Land der Musik. Strauß hat das Beispiel gegeben; es ist nicht mehr unstandesgemäß, Filmmusik zu schreiben. Nur: man muß den Musiker rufen; und muß, vor Allem, ihn rechtzeitig rufen; und dann ihm für seine Arbeit, die er erst nach dem Bild einer vorgeführten Kopie vollenden kann, Zeit lassen. Zeitvergeudung, also Kreditverschwendung wäre es, mit der Uraufführung zu warten, bis der Komponist seine „Begleitmusik" fertig hat? Aber das ist, immer wieder, der alte Unsinn. Man hat so viel Zeit, wie man sich nimmt, und hat sich so viel Zeit zu nehmen, wie man braucht. Man hatte Wochen, Monate, hie und da, so rühmt man sich, Jahre Zeit für die Aufnahmen — warum muß just die Musik in dem Tempo,

das nur der kleine Moritz für amerikanisch hält, gesudelt werden? Die deutsche Filmwelt leidet bekanntlich keinen Mangel an kaufmännischen Köpfen: ein paar davon wolle sie sich freundlichst darüber zerbrechen, wie die sechs Wochen, um die der Komponist den Produktionsprozeß verlängert, sich in die Gestehungskosten des Films einkalkulieren und zweckmäßig herauswirtschaften lassen.

Strauß oder Rappé: das ist hier die Frage. Es geht um Sein oder Nichtsein — nicht nur der Filmmusik, sondern der Filmkunst; denn das Ganze wird nie Kunst sein, solange nicht all seine Teile es sind. Filmkunst ist noch immer nur Verheißung, unerfüllte Möglichkeit, kommende Kunst. Wird sie kommen, oder wird sie an der Stabilisierung ihrer Halbheit zugrunde gehen?

Interview von Kaspar Hauser

Ich sage: „Sagen Sie mal," sage ich, „was schreiben Sie denn jetzt so —?"

„I," sagt er, „wir schreiben doch heute nicht mehr", sagt er.

„So?", sage ich, „Sie schreiben nicht mehr? Wie kommt denn das?"

„Sehn Sie mal," sagt er, „das ist so:

Wo die Andern schon Alles geschrieben haben — wozu sollen wir nochmal? Was Neues erfinden wollen wir nicht — weil wir nicht wollen — und da arbeiten wir um, ja. Da haben sie ‚L'Aiglon' geschrieben — das machen wir nochmal; da ist der ‚Kean' — den schreiben wir auch — einrichten nennt man das. Ja. Nächstens werden wir einen Faust und einen Hamlet und einen Fuhrmann Henschel schreiben . . . ja."

„So", sage ich.

„Ja!", sagt er. „Wir sind die Reclam-Dichter", sagt er. „Und denn," sagt er, „das enthebt uns sozusagen von aller Erfindung."

„So —", sage ich.

„Allemal", sagt er. „Wollen Sie mir vieleicht sagen," sagt er, „wozu die gute Königin Luise gelebt hat? Die hat gelebt, damit Herr Berger aus Frankfurt ihr Schicksal gestalten kann", sagt er. „Wenn die gute Königin Luise auch aus Frankfurt wäre, hätt er das valleicht nicht getan," sagt er, „aber so —. Und dann haben wir den großen Preußenkönig — von dem schneiden wir die Romäne man bloß immer so runter", sagt er. „Der Mann war ja so interessant! Der Mann hatte ja solch ein Herz für sein Volk! Und für seine Leiden! Und für die Blasenleiden seiner Kammerdiener —! Ja. Na, und denn Joethe! Kenn Sie Joethen? Sie, da kommt Keiner mit — so'n Stoff ist der Mann! Und Schiller? Kenn Sie Schillern? Das arme Luder hat Walter von Molon nicht mehr erlebt — sonst hätt er einen dreibändigen Roman aus ihm gemacht. Eine Tirolojieh nennt man diss. Ich sage Ihnen das Eine", sagt er. „Wenn Sie schlau sind, dann stellen Sie man immer eine markige Gestalt aus dem

Konservationslexikon auf die Beine, das sind schon zwei Akte, jedes Bein einer. Und dann stellen Sie noch eine Gestalt auf die Beine — das sind wieder zwei Akte, macht vier Akte. Und denn lassen Sie die beiden Persönlichkeiten mit einander reden, das sind schon fünf Akte, und wenn Sie eenen vajessen ham, denn sahr'n Sie: dichterische Freiheit. Ja."

„Aha!", sage ich.

„Ja," sagt er. „So macht man diss, wenn man Grips hat. Das Publikum", sagt er, „hat Respekt vor seiner eignen Bildung", sagt er. „Da kann Ihnen gar nichts passieren. Sehn Se mal früher —: Pippa, Ophelia, der olle Moor, der junge Carlos — wat denn! wat denn!", sagt er. „Man muß die Leute mit seine Phantasmajorjen nich irre machen. Künstlerische Wirklichkeit, Herr!", sagt er.

„Hindenburg?", sage ich.

„Zu nah", sagt er. „Es steht uns nicht an, die lebende Größe zu beleuchten", sagt er. „Nee: Wolfjang von Gneisenau! Hermann der Cherusker! Michel Anschelow", sagt er. „Nappolium, das pathetische Aast. Zeppedäus von Ziethen, Rinnesanx, der olle Pappenheimer — Geschichte.. Herr! Historie! Bildung! Bildung!"

„So is diss!", sage ich.

„Ja", sagt er. „Es bringt die Bedeutung der verflossenen Vergangenheit dem deutschen Volke nahe", sagt er. „Was meinen Sie, wieviele Judenjungs heute in fremde Reiterstiebeln rumjehn! Die Geschichte ist die Mutter aller Dinge. Und denn," sagt er, „es is auch leichter", sagt er. „Dies ist die Wiedergeburt des deutschen Dramas."

„Na, denn hatchö!", sage ich.

„Einen deutschen guten Tag", sagt er.

„Sie mir auch!", sage ich. Aber da war ich schon draußen.

Die tote Sängerin von Ludwig Hardt

Still ging sie aus der Welt; und die Natur half dem Schweigen der toten Sängerin: Schneemassen begruben sie; aber lawinenartig schwoll das Geraune und das Geschrei der Menschen, weil ihnen der Zutritt zur Leiche so schnöde verwehrt worden!

Der Schnee ist geschmolzen, die Tote gefunden — aber der Lärm der neugierigen Masse ist geblieben. Fundanzeigen brüllen in allen Fassungen, und so dick, wie man sie den Lettern nur abpressen kann, als Sensation der Journale. Hier trennt keine Politik — das Geschäft kennt keine Parteien, nur niederträchtige Schmierfinken!

„Die Leiche ist durch die Kälte der Schneemassen unversehrt geblieben", melden die Zeitungen. Nicht einmal davor schlägt man die Augen nieder, arme, arme Leiche! Nun bist du in deiner Weibesscham auf neue preisgegeben! Aber wenn Empörung etwas vermag, so schlage ein Fluch diese Frechen mit Blindheit — bis du endlich die Ruhe gefunden, nach der es dich so sehnsüchtig verlangt hat. Amen!

Bemerkungen

Camelots

Die Anhänger der ‚Action Française' haben den ehemaligen Hauptmann Sadoul — französischer Offizier in Sowjet-Rußland, Sowjetmann, in Frankreich zum Tode verurteilt, begnadigt, nun wieder als Rechtsanwalt im Palais de Justice zugelassen — den haben sie in einer Versammlung überfallen und Alles im Saal kurz und klein geschlagen. Das ist das zweite Mal. Sadoul ist bei ihnen nicht sehr beliebt, seit er einen Kollegen beim Gericht, der ihn als „Verräter" beleidigte, geohrfeigt hat. Der Schlachtbericht auf der ersten Seite der ‚Action Française' fälscht die Prügelei zu einem Sieg um, nennt die Führer, die Verwundeten und berichtet triumphierend von niedergeschmetterten Stühlen, zusammengedroschenen Spiegeln, besiegten Bänken. Der Terror war eingestandenermaßen organisiert.

Auf den Boulevards begegnete ich einer Bande der Camelots. Sie zogen rüpelnd und grollend einher, alle trugen Stöcke, das Tier rumorte noch in ihnen, und sie suchten, wen es zu verschlingen gäbe. Einen so widerwärtigen Anblick wie diese Strolche habe ich nur noch einmal gehabt: damals, als zwei Kerle aus den Berliner Freicorps in der Untergrundbahn vom Schlachtfeld des Ostens nach Hause fuhren, im Stahlhelm, mit roten Köpfen, die Brust ging hoch wie nach einem Liebesakt oder nach einer Schlächterei. Es war wohl beides.

Die ‚Action Française' ist ein sonderbares Gebilde. Etliche Führer, wie etwa Maurras, sind Leute von geistigen Qualitäten, Schriftsteller hohen Ranges, Menschen, mit denen zu diskutieren ist. Da unten aber ists fürchterlich: Schmutz, gestohlene Akten, Geldschiebungen, Roheiten aller Art, geistlose Roheiten. Nun, das beherrscht heute nicht mehr die Straße.

Ihr zweifellos geisteskranker Führer Daudet schreibt: „Die Finanzpanik hat die Bauern noch nicht ergriffen, die wenig informiert sind. Aber sie hat schon die Mengen in den Städten gepackt. Sie suchen einen Ausweg und sehen nur einen möglichen: den König." So löst jener die Finanzfrage.

Seine Leute sind in der absoluten Minderheit, zum Glück schwer gespalten, keine Nummer der ‚Action Française', worin nicht das Blauhemd Valois angepöbelt wird, die Konkurrenz, der Mann, dessen „Fascio" mit einem unübersetzbaren Wortspiel „Fesso" genannt wird. Und das Ganze ist im französischen Volk eine verschwindende Minderheit, die ungefährlich wäre.

Wenn nicht ein müder Parlamentarismus die Dinge in den Abgrund treiben läßt. Dann freilich sind die Leute mit dem Spazierknüppel ein Cadre, das die Verzweiflung in sich aufnehmen kann. Die Arbeiter in Frankreich, kleinbürgerlicher als anderswo, sind vorläufig von diesem Wahnsinn, in dem so viel Methode liegt, noch nicht infiziert. Seine wirkliche Gefahr liegt da, wo er recht hat: in der negativen Kritik. Die abzustellen wäre Sache einer lebensfähigen, modernisierten, von den Weißbärten befreiten Demokratie. Gibts die —?

Ignaz Wrobel

Hitler und die Japaner

Die Irrenärzte kennen ein quälendes Symptom, das für eine ganze Reihe von Geisteskrankheiten charakteristisch ist und als Zeichen einer tiefgehenden Zerrüttung des Seelenlebens gilt: das Symptom der unaufhaltsamen Gedankenflucht. Der Kranke ist nicht imstande, bei der Sache zu bleiben, die kleinsten Wirklichkeitszusammenhänge zu beherrschen, er schweift aus dem Hundertsten ins Tausendste und kommt auf den Dalai-Lama zu sprechen, wenn man ihn nach seinem Alter befragt. Er wurzelt eben mit allen seinen Instinkten

in einer Scheinwelt, in der das Schwergewicht der Dinge aufgehoben ist und alle Erscheinungen in einem geheimnisvollen, nur seinem Wahnsystem verständlichen Zusammenhang zu einander stehen.

In dieselbe zerfahrene Stimmung, die das Gespräch mit einem solchen Kranken für jeden Gesunden zur Folge hat, gerät man, wenn man sich mit der letzten politischen Arbeit Adolf Hitlers: ‚Die Südtiroler Frage und das deutsche Bündnisproblem' (im Verlag Franz Eher Nachfolger zu München) auseinanderzusetzen versucht. Hitler beginnt mit einer Beschimpfung der deutschen Politiker, die er als die Sklaven einer groß angelegten jüdischen Verschwörung mit bolschewistischen Endzielen hinstellt, wenn sie sich der Deutschen Süd-Tirols annehmen, und schließt mit einer Verherrlichung — Japans! Was hat Japan mit Süd-Tirol zu tun? Furchtbar einfach: „Der Jude .... scheut in seinem tausendjährigen Judenreich einen japanischen Nationalstaat und wünscht deshalb seine Vernichtung noch vor Begründung seiner eignen Diktatur. So hetzt er heute die Völker gegen Japan wie gegen Deutschland" und Deutschland gegen das fascistische Italien, das „der überstaatlichen Macht des Judentums die Giftzähne ausgebrochen hat". Nun gibt es zwar keine jüdischen Japaner — aber weiß Hitler nicht, wie viele Juden unter den Fascisten Italiens sind?

Gott sorgt wieder einmal dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es ist sehr zweckmäßig, daß der Gefahr des nationalistischen Mißbrauchs, die in der Propaganda für Süd-Tirol steckte, durch den Widerstand aus dem Lager der Völkischen selbst die Spitze abgebrochen wird. Auf der Basis eines Bündnisses mit Japan könnte man sich sogar außenpolitisch mit Hitler einigen unter der Bedingung, daß er die Aufgabe übernimmt, den Japanern diesen Plan einzureden. Die politische Bildung der Japaner scheint jedoch leider für so gewagte jüdische Drehs noch nicht reif zu sein.

Otto Kaus

Renegaten-Dämmerung in China

Die im Fernen Osten erscheinenden englischen und amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften verschwenden seit Monaten merkwürdig viel Raum, um solche Chinesen, die, ganz oder halb umsonst, eine mehr oder weniger „christliche" abendländische Erziehung genossen haben — sei es in ihrer Heimat an den von fremden Missionaren geleiteten Anstalten, sei es im Ausland an modernen Schulen auf Kosten besonderer Stiftungen — schnödesten Undanks anzuklagen. Zwar weiß man ja zur Genüge, woher die Propagandagelder stammen, womit der Geist Chinas auf solche Weise abendländisch-imperialistisch infiziert wird. Teils verwendet man die aus den „Boxerentschädigungen" fließenden Mittel dazu, deren schändlichen Ursprung schamhaft zu verschleiern, teils greift man auf die Riesendividenden zurück, die in den Baumwollspinnereien oder andern modernen industriellen Anlagen chinesischer Vertragshäfen aus 12—16 stündiger qualvollster Tag- und Nachtarbeit einheimischer Frauen und Kinder herausgeschunden werden. Aber bei alledem handelt es sich doch um die Wahrnehmung vertraglicher Rechte, die von den mächtigsten Staatsmännern der europäisch-amerikanischen Kulturwelt heilig gesprochen sind, und auf deren Heilighaltung alles Sinnen und Trachten der modernen Friedens- und Versöhnungsdiplomatie gerichtet ist. Dagegen war man doch gar nicht vertraglich verpflichtet, einen kleinen Teil der Beute imperialistischer Raubzüge in den Fernen Osten zu opfern, um junge Chinesen eine moderne Bildung sich aneignen zu lassen. Also war man berechtigt, von diesen nach ihrer

Rückkehr in die Heimat zu erwarten, daß sie sich der empfangenen Wohltaten würdig erweisen würden!

Die in Shanghai erscheinende amerikanisch orientierte Wochenschrift ‚China Weekly Review' vergießt in ihrer Ausgabe vom 10. Oktober 1925 die bittersten Tränen über einen „chinesischen Geschäftsmann in Shanghai, der zufällig in den Vereinigten Staaten erzogen wurde und kürzlich aus allen Organisationen austrat, die Fremde unter ihren Mitgliedern haben". Dieser Chinese studierte kostenlos an einer amerikanischen Universität, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten wird. Als er nach China zurückkehrte, gab er sich ganz wie ein Amerikaner, verkehrte vorzugsweise mit Fremden und wurde Mitglied vieler Vereine und Gesellschaften, die von Fremden gegründet sind. Dem Ansehen, das er sich in den Kreisen fremder Kaufleute in Shanghai erwarb, und den modernen Ideen, die er in sich aufnahm, soll er seinen raschen Aufstieg an eine führende Stelle in einem großen Handelsunternehmen und die Erwerbung eignen großen Wohlstandes hauptsächlich zu verdanken haben. Dann soll plötzlich etwas geschehen sein — was, wird nicht verraten —, das ihn veranlaßte, jeden Kontakt mit Fremden aufzugeben, leidenschaftlich die Auffassung zu verfechten, daß China besser daran sein würde, wenn es niemals in Berührung mit der Westwelt gekommen wäre, und sich auf das aktivste an fremdenfeindlichen politischen Bestrebungen zu beteiligen ...

Dieser Vorgang aus dem Alltagsleben einer chinesischen Handelsstadt ist ein Ausdruck derselben tiefen, breiten, Alles mit sich reißenden Bewegung, die seit dem Ausbruch des großen Krieges so hervorragende Männer wie Gandhi in Indien und Fungjusiang in China aus Freunden in Feinde fremder Imperialisten verwandelt hat: ganz Asien begann, aus der Hypnose angelsächsischer Weltherrschaft zu erwachen — einer Hypnose, in die die kontinentalen Völker Mittel- und Westeuropas gegenwärtig erst recht tief zurückzusinken drohen.

Otto Corbach

Die Angelegenheit

Bei meiner Jagd auf Modewörter springt ein seltsam schwarz-weiß gestreiftes Ding durch die Grammatik-Bäume, ich lege an, es bekommt die Ironie-Ladung grade in den ... ich habe vergessen, wie wir Jäger diesen Teil des Wildes nennen, und als ich näher trete, erkenne ich die Beute. Es ist „die Angelegenheit". Das ist ja eine dolle Angelegenheit.

In dem Wort schnoddert so viel Offizierskasino, und dorther kommt es wohl auch. Noch vor drei Jahren gebrauchte man den Ausdruck richtig für „affaire", für ein Gefüge von Ereignissen, Sachen, Personen, die alle zusammen eine Angelegenheit ausmachten. Das hat sich geändert.

Der Gebrauch des Wortes hat sich zunächst ausgedehnt; es wird, wie fast alle Modewörter, wahllos auf halbfertiggedachte Begriffe angewendet, sodaß eine Definition kaum noch möglich ist. Alles ist eine Angelegenheit, und sie geht selten ohne Adjektiv aus. Sie hat leicht pejorativen Sinn; wenn Einer „Angelegenheit" sagt oder schreibt, ist es, als rümpfe er verächtlich die Nase.

„Angelegenheit" wird auch recht reizvoll burschikos verwandt. „Martha — eine verwandtschaftliche Angelegenheit." Auch wird das Wort da gesetzt, wo früher ein Adjektiv stand, also etwa so: „Das Stück ist eine verjährte Angelegenheit" — es klingt mongdäner, mehr aus der linken la main, wir schreiben das zwischen Frühstück und Golf.

Neulich traf die Angelegenheit im Walde ein Tier, das ihm merkwürdig ähnlich sah. Sie beschnupperten sich, sie waren sich sympathisch, sie konnten sich riechen. „Wer bist du?", sagte

die Angelegenheit. Das andre Tier hob stolz den Podex. „Ich bin das Problem —!", sagte es. „Ah — drum!", sagte die Angelegenheit. Und im frischen Waldesgrün zeugten sie ein Kind, das hieß: Einstellung.

Mit Hilfe dieser Wörter fallen den Schreibern die fertigen Artikel aus dem Munde, es genügt, diese Ausdrücke aneinanderzusetzen, und man hat einen Aufsatz. „Meine Einstellung zu diesem Problem ist schon irgendwie eine komische Angelegenheit." Es ist, wie wenn ein Commis ein Monokel trägt. Eine halbe Brille.

Peter Panter

Aus Menschenliebe

Alle Bars, Tanzdielen, Konzertcafés, und wie alle jene Orte heißen mögen, in denen sich die sogenannten bessern Stände unterhalten, zeigen, in welch erschreckendem Umfange Einfachheit, guter Geschmack, Anstand, Sittlichkeit, gesunder Humor in der Nachkriegszeit sich zum Gegenteile wandte. Schon die Musik klingt rassenfremd und wirkt für natürliches Empfinden abstoßend. Damen der Gesellschaft belustigen sich neben Dirnen, verschmähen es nicht, als Nachfolgerin einer solchen in den Armen eines Lebensjünglings oder -greises mit Begehrlichkeit nach den Klängen eines Jazz, Shimmy undsoweiter sich zu wiegen, zu pressen und zu schieben. Unverhüllte Sinnlichkeit, aufgestachelt durch übermäßigen Alkoholgenuß, die innige, gegenseitige Berührung bei den unaesthetischen Bewegungen der erwähnten Tänze macht sich bemerkbar. Die Leidenschaften sind angefacht und die überlieferten Regeln des geselligen Verkehrs über den Haufen geworfen. Die sonst oder noch vor einer Weile brave Hausfrau unterhält sich mit der nächstbesten Dirne, horcht neugierig-lüstern nach dem Nebentische, an dem ein Judenbengel mit einer Arierin eine Zusammenkunft vereinbart und hierbei mit der seinem Volke eigentümlichen Unverschämtheit und Schamlosigkeit den Zweck der Einladung mit lauter Stimme eindeutig auseinandersetzt. Anstand, Sitte, Reinheit, Religion und guter Ton gehen in Brüche.

Dr. Erich Kohl
(Universitätssängerschaft Ghibellinen)
in der ‚Deutschen Akademikerzeitung'

Die Nachkommen des Alten Fritzen

Unser Familien-Tanzkränzchen fand zum ersten Mal in dem geschmackvoll restaurierten kleinen Saal des Konzerthauses unter recht zahlreicher Beteiligung statt. „Je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen" oder auch, je mehr die Pleiten um sich greifen — desto mehr soll sich der Offizier davon fernhalten. Deshalb war der Eintrittspreis mäßig auskalkuliert, und es herrschte bei wohltuender Einfachheit ein reizender kameradschaftlicher Ton!

Es wurde so flott getanzt, daß bald die neuen Wände zu schwitzen anfingen und manche Schweißperle von oben ins Bier fiel. Den Clou des Abends bildete der schneidige Parademarsch auch mit Damen der besten Gesellschaft. Fridericus Rex hätte seine reinste Freude an den Strampelchen gehabt, mit ihren funkelnden kriegerisch gestimmten Augen — ebenso wie wir Alle an der launigen, humorvollen Kritik unsres so sehr verehrten Herrn General Hoffmann.

Nachrichtenblatt des Landwehr-Offizier-Kasinos Breslau Nummer 8

Beginn der Badesaison

Der Lenz brach an, der Bergschnee schmilzt,
und Not lehrt jüdisch beten.
Wenn du jetzt an die Nordsee willst:
Man bittet, einzutreten!

Dort herrscht ein völlig neuer Geist,
man ward viel toleranter.
Man grüßt, auch wenn du Levy heißt,
als wärst du ein Bekannter.

Man fragt nicht, wer dein Vater war,
ob hohle Füß', ob platte.
Denn diesmal sind die Gäste rar.
Man packt dich fast in Watte.

Ist deine Hose ausgefranst,
hast du 'nen Rock von Kork um —
die Hauptsach': daß du zahlen kannst.
Thalatta! Auf nach Borkum!

Karl Schnog

Antworten

Gerechtigkeitsfanatiker. Die Verfehlungen der Untersuchungsrichter des Staatsgerichtshofs haben derartiges Aufsehen erregt, daß auch der Rechtsausschuß des Preußischen Landtags sich damit hat beschäftigen müssen. Nach seinem Beschluß soll das Staatsministerium ersucht werden: „1. bei der Reichsregierung darauf hinzuwirken, daß sämtliche Verfahren des Staatsgerichtshofs, in denen der Landgerichtsdirektor Jürgens amtlich tätig gewesen ist, daraufhin nachgeprüft werden, ob den Angeklagten durch die Mitwirkung des Landgerichtsdirektors Jürgens ein Nachteil irgendwelcher Art entstanden ist, und daß, wo dies der Fall ist, das Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet oder aber bei rechtlicher Unzulässigkeit des Wiederaufnahmeverfahrens weitestgehende Begnadigung gewährt wird; 2. in eine genaue Prüfung darüber einzutreten, wieweit die dienstlichen Handlungen des Landgerichtsdirektors Jürgens während des Krieges Anlaß zu strafrechtlichem oder disziplinarischem Einschreiten geben." Dieser Beschluß ist gewiß begrüßenswert. Sein Ziel wird er aber nur dann erreichen, wenn die parlamentarische Aktion von einer Massenbewegung unterstützt wird. Deswegen hat die ‚Rote Hilfe Deutschlands' eine Eingabe an das Reichsjustizministerium verfaßt und auf Postkarten gedruckt, die Ihr in möglichst großer Anzahl vom Zentral-Büro, Berlin, Dorotheen-Straße 77/78, verlangen, kursieren lassen und unterschrieben ihrer Bestimmung zuführen solltet. Dieselbe Rote Hilfe Deutschlands veröffentlicht gleichzeitig eine Broschüre über diesen fürchterlichen Fall Jürgens, deren Aushängebogen vor mir liegen, aus der ich aber nichts hierhersetzen kann, weil ich nicht wüßte, wo anfangen und wo aufhören.

Grete Reiner in Prag. In Nummer 14 hat sich einer Ihrer Landsleute über Jaroslav Hascheks ‚Abenteuer des guten Soldaten Schwejk im Weltkrieg' geäußert. Dazu äußern nun wieder Sie: „Der Schreiber dieser begeisterten Zeilen hat nur zum Teil recht, nämlich in Bezug auf die einzigartige Bedeutung dieses Werkes. Dagegen irrt er ein wenig, wenn er dieses köstliche Buch für unübersetzbar hält und bedauert, daß es dadurch dem deutschen Publikum dauernd entzogen bleiben soll. Ich habe es übersetzt und soeben im Verlag A. Synek zu Prag erscheinen lassen." Von dem hab' ichs gleichzeitig bekommen und meinem Panter vorgeworfen, der sich ja wohl mit Jubelgebrüll daraufstürzen wird.

Hermann Reisner in Hamburg. Ignaz Wrobel hat hier in Nummer 13 seine Kriegshaltung beklagt, nämlich seine Haltung gegen den Krieg schon während des Krieges, die bei weitem nicht entschieden genug gewesen sei. Darob große Aufregung bei Christen und Juden. Die größte im Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, dessen Sprecher am Schluß von fast hundert Druckzeilen die Versicherung abgibt, daß er auf die Verachtung oder Achtung von Leuten wie diesem „Schädling am ganzen deutschen Judentum" pfeife. Der Pfeifer hat einen beneidenswert langen Atem, aber sonst wenig. Lieber sind Sie mir. Sie finden unter Ihren alten Papieren einen Brief, den Sie an den jüdischen Ausschuß für Kriegsstatistik vor Jahren geschickt haben, als der seinen Patriotismus dartun wollte und deshalb die jüdischen Kriegsopfer anhub zu zählen. Darin schreiben Sie: „Ich bedaure, den mir zugestellten Fragebogen nicht ausfüllen zu können, und zwar aus folgenden Gründen. Wäre meine pazifistische Gesinnung während des Krieges schon so stark gewesen wie heute, so hätte ich die Konsequenzen daraus gezogen und jeglichen Heeresdienst verweigert. Daß ich es nicht getan habe, bedaure ich heute tief — ohne zu übersehen, welche verhängnisvollen Folgen es für mich persönlich gehabt hätte — und schäme mich dessen. Aus diesem Gefühl heraus erscheint es

mir gradezu absurd, mir nachträglich die Beteiligung an einem Verbrechen, an dessen Ausübung ich gezwungenermaßen teilgenommen habe, noch bescheinigen zu lassen, indem ich zugeben soll, daß ich auf der von Ihnen zu irgendwelcher Veröffentlichung bestimmten Liste mitfiguriere. Ich wünsche im Gegenteil Alles, was mich auch nur äußerlich mit dem Kriege verbindet, so radikal wie möglich der Vergangenheit anheimfallen zu lassen und meine ‚Mitschuld am Kriege' — um Hans Paasches Wort zu gebrauchen — durch entsprechende aktive pazifistische Betätigung zu sühnen. Sie und weite Kreise des Judentums geben sich dem Wahne hin, durch derartige Statistiken den Antisemitismus bekämpfen zu können. Ich finde es gradezu würdelos, der christlich-deutschen Bevölkerung gegenüber sich um den Beweis zu bemühen, daß auch wir Juden für das ‚Vaterland' geblutet haben. Wir Juden haben gar keine Veranlassung, uns dessen zu rühmen — ich spreche hier nicht als Pazifist, sondern als Mensch mit Ehrgefühl und Selbstbewußtsein! Ich finde, daß ein Staat, dessen Haupt- und Nebenregierung uns seit Jahrhunderten unsre staatsbürgerliche Minderwertigkeit nur allzu deutlich hat fühlen lassen, ebensowenig erwarten kann, daß wir unser Blut für ihn verspritzten, wie die Russen erwarten konnten, daß die Finnländer, die Balten, die Polen, oder wie die Oesterreicher erwarten konnten, daß die Tschechen sich für sie hinschlachten ließen! Wenn Sie aufklären, Mißverständnisse beseitigen wollen, dann sagen Sie den Andersgläubigen: Ihr habt uns Jahrhunderte lang geknechtet und entrechtet, gemartert und gefoltert, Ihr habt uns ins Ghetto eingepfercht, uns Licht und Luft genommen, uns jede körperliche Ausbildung unmöglich gemacht — und dann erwartet Ihr von uns die kriegerischen Eigenschaften einer Nation von Raufbolden, dann erwartet Ihr, daß wir die Hand küssen, die uns geschlagen hat? Den Pflichten des Staatsbürgers gegen das Vaterland müssen seine Rechte entsprechen. Jüdische Soldaten, denen man im Frieden in offener Verhöhnung der klaren Verfassungsbestimmung fast jede militärische Beförderung vorenthalten hat, für die bis zum Kriege der Aufstieg zum Offizier in Deutschland unmöglich war, bei deren Behandlung auch während des Krieges, namentlich in puncto Beförderung, die schreiendsten Ungerechtigkeiten begangen wurden, können ihr Vaterland nur als Stiefvaterland betrachten. Die geistige Tapferkeit der Juden steht außer Frage. Sie sind auch körperlich tapfer gewesen, wo sie für ihr eignes Vaterland, für ihre Ideen, für ihre Religion zu kämpfen hatten. Sie wären charakterlos, wenn sie sich darum rissen, für ihre Peiniger zu bluten." In diesem Brief haben Sie die geistige Tapferkeit der Juden behauptet. Mit diesem Brief haben Sie sie bewiesen.

Pedant. Ich bin gegen Druckfehler-Berichtigungen. Denn da gibts ja doch nur drei Möglichkeiten. Entweder hat der Leser den Druckfehler gar nicht bemerkt: dann ists, als wäre keiner entstanden. Oder der Leser hat ihn bemerkt und gleich verbessert: dann ist die Berichtigung überflüssig. Oder der Leser hat ihn bemerkt und nicht verbessern können: dann hat er die ganze Geschichte binnen acht Tagen vergessen und sucht nicht das alte Heft heraus, um die Richtigstellung nachträglich vorzunehmen. Aber Kurt Hiller ist andrer Meinung und wünscht hier vermerkt, daß in seinem „Brief an einen ‚Kontinentalen'" auf Seite 607 Zeile 4 der Nummer 16 zu lesen war: „kapitalistisch-englische", während es „kapitalistisch-antienglische" heißen mußte — selbstverständlich so heißen mußte.

Menschenfreund. Du willst dich am Kampf gegen den Kolonial-Imperialismus beteiligen? Du willst der Propaganda der kolonialhungrigen hundertprozentigen Teutschen so viel Abbruch tun, wie im Interesse der Deutschen unbedingt nötig ist? Tritt der Liga gegen Kolonialgreuel und Unterdrückung bei. Für die Absichten dieser

Liga bürgen die Namen der Deutschen Alfons Paquet, v. Schönaich, Georg Ledebour, Helene Stoecker, Alfons Goldschmidt, des Franzosen Henri Barbusse, der Holländerin Henriette Roland Holst, des Dänen Martin Andersen Nexö, des Oesterreichers Friedrich Adler, der Schweizerin Charlot Strasser und andrer guter Europäer. Der Vorsitzende ist: Fritz Danziger, Berlin, Bamberger Straße 60. Jahresbeitrag: zwei Mark.

Verlag für Literatur und Politik in Wien. In Nummer 15 hat Jakob Altmaier der wunderbaren Larissa Reissner eine Nänie gesungen. Jetzt schreibt Ihr: „Der Verfasser nimmt an, daß ‚Die Front' noch nicht in deutscher Sprache erschienen sei. Das ist ein Irrtum." Den ich hiermit richtigstelle. Wie ich Altmaier kenne, wird er nicht zögern, auch auf dieses Buch, das Ihr ihm zu schicken versprochen habt, einen Hymnus anzustimmen.

Minister für Öffentliche Arbeiten de Monzie in Paris. In Nummer 15 hat Morus eine Serie über französische Wirtschafter mit einer Charakteristik Horace Finalys begonnen. Da nennt er Sie Finalys „Vertrauensmann". Ferner sagt er: „Immerhin kann Herrn Finaly zur Beruhigung dienen, daß de Monzie den Vorsitz der französischen Delegation und die Gesamtleitung der französisch-russischen Verhandlungen erhielt, die vor kurzem in Paris stattgefunden haben." Und schließlich: „Mit Politikern wie de Monzie unterhält Finaly engere und anscheinend nicht ganz so platonische Freundschaften." Dazu (oder richtiger: dagegen) schreiben Sie mir: „1. Je ne suis l'homme lige de personne, pas plus de M. Finaly que de personne. 2. Je défie quiconque de trouver entre moi et un groupe quelconque d'affaires un lien d'obédience ou de reconnaissance. 3. Spécialement dans les négociations franco-soviétiques j'ai agi, en 1923 quand j'ai été à Moscou, en 1924 quand j'ai collaboré à la reconnaissance de l'URSS, en 1925 quand j'ai accepté de présider la délégation franco-soviétique, dans la pleine indépendance de mon jugement et des mes initiatives." Ich hoffe Sie damit einverstanden, daß ich diese Ihre „protestation" unübersetzt lasse, damit auch nicht die leiseste Nuance verloren geht. Im übrigen dürften Sie vor den „fâcheuses écritures de Morus" bald wieder Ruhe haben. Über ein kleines, und sein Pariser Aufenthalt und die Schonzeit für Ihre deutschen Kollegen wird abgelaufen sein.

Zeitungsleser. „. . . größten Stils . . . Die Angelegenheit, der die Oberste . . . Behörde mit vollstem Eifer nachgeht, wird weiteste Kreise ziehen . . . Mußte im höchsten Maße auffallen und hatte den Anlaß zu der Untersuchung der . . . Behörde gegeben, die bald in der Lage war, einen der frechsten und von langer Hand vorbereiteten . . . Coups, den die internationale . . . Geschichte kennt, festzustellen. In die das größte und allgemeinste Aufsehen erregende Affäre sollen mehrere Personen verwickelt sein, gegen die weiteste Strenge nicht nur des . . . Gesetzes, sondern auch der Strafbehörde Platz greifen wird." Was, um Himmels willen, ist denn geschehen? Geht es endlich Ehrhardt oder Ludendorff an den Kragen? Sind die Hintermänner der Putsche und der Fememorde ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert? Wird der hartgesottene Geßler in die Grube fallen, die er dem Pazifisten Freymuth gegraben hat? Gedenkt man, mit den Hauptrechtsbeugern unter den Richtern denjenigen kurzen Prozeß zu machen, den sie selber gegen die Anhänger dieser Staatsform belieben? Hat man eine von den Verschwörungen aufgedeckt, die gegen die Republik im Zuge sind? Aber nicht doch! Über derartige Bagatellen würde kein Mensch und keine Zeitung sich aufregen. Sondern ein Trainer hat einen Traberhengst für einen andern ausgegeben und ihn, als die Geschichte brenzlig wurde, erstochen.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Fürstenabfindung und Russenvertrag

von Carl v. Ossietzky

Das komische und ärgerliche Schauspiel der Verhandlungen um das Fürstenkompromiß geht zu Ende. Hätte einer der Herren des Reichskabinetts und der Fraktionszimmer nur etwas Instinkt für das Empfinden des Volkes bewahrt: diese Beratungen, die die Armut der Massen höhnten und das Parlament lächerlich machten, hätten abgebrochen werden müssen, als unbezweifelbar wurde, daß Fürstenfreund und Volksfreund nicht in gemeinsame Beschlußfassung zu zwängen waren.

Der Kanzler Luther hat die Dinge schmählich treiben lassen. Als er mit seinem Kabinett sich hinter das Gutachten des Staatssekretärs Joël vom Reichsjustizministerium stellte, da hätte es bei solcher Auffassung der Regierung nur die eine Möglichkeit gegeben: sofortige Demission. Aber Herr Dr. Luther hoffte, einen Sturm durch Nichtbeachtung bewältigen zu können: die Sache wird sich schon totlaufen! Herr Dr. Luther, ein Politiker von Qualitäten, die grade der Gegner nicht verkleinern darf, beweist nur wieder, daß er außerhalb der traulichen Couloir-Ecken, wo widerspänstige Fraktionshäupter mit Zureden und Versprechen willig geplaudert werden, unbeholfen und begriffsstutzig bleibt. Eingefuchst auf Interessen und Launen der Berufspolitiker sieht er in einer Volksbewegung eine Größe, mit der nicht zu rechnen ist. Das feine Organ für den Mann auf der Straße, das in hohem Maße dem konservativen Baldwin eigen, fehlt dem einstigen liberalen Stadthaupt von Essen vollständig.

Der überraschende Ausgang des Volksbegehrens hatte eine klare Situation geschaffen. Bemühungen um ein „Kompromiß" waren danach nur denkbar zwischen den Anhängern der entschädigungslosen Enteignung und jenen Linksbürgerlichen, die grundsätzlich auch dafür waren, aber eine geringe Modifikation verlangten um ihrer Wähler willen, die bei dem Wort „Enteignung" sofort Bolschewismus wittern. Statt dessen vertrödelte der Rechtsausschuß Tag für Tag, Woche für Woche mit gänzlich unsinnigen Versuchen, die gemeinsame Plattform zu finden für Die, die den Fürsten Alles nehmen, und Die, die ihnen Alles zuschanzen möchten. Der einzig brauchbare Vorschlag kam von den Demokraten: an den Volksentscheid nämlich einen Zusatz zu koppeln, daß es den Landesregierungen überlassen bleibe, den Fürsten eine „ange-

messene Rente" zu gewähren. Ein Kautschukbegriff zwar, doch den Absichten des Volksentscheids sicherlich nicht widersprechend, ihn sogar durch Beschwichtigung mancher Ängste agitatorisch wirksamer machend. Aber statt auf solcher Grundlage zu beraten, betrachtete man die 12½ Millionen Stimmen als quantité négligeable und verzettelte viele Tage mit Feilschen. Und wenn dem rührigen Herrn Everling ein Fürstenprofit abgerungen war, nahm Herr Wunderlich von der Deutschen Volkspartei den Posten wieder auf, und der Tanz begann von neuem. Bis schließlich selbst die kummergewohnten Deputierten dieses Ausschusses Furcht vor der Drehkrankheit packte und Alles still seitwärts in die Büsche schlich. Nicht ohne daß vorher ein Zentrumsmann sich eines ungewöhnlich infamen Pfaffengesabbers über die „neuerwachte Begehrlichkeit" der Massen entledigt hätte.

Wenn nach kleiner Verlegenheitspause das Ramschen jetzt auch noch einmal auflebt — das Eine steht doch fest: das Plebiszit kommt. Der Regierung und den Parteien ist die Initiative aus den Händen geglitten.

Der sozialdemokratische Sprecher Rosenfeld hat im Reichstag gesagt: „Es geht für die Herren von Rechts nicht um die Millionen, sondern um die Krone." Das ist richtig. Es geht aber auch für die breiten Volksmassen um mehr als den Fürstenmammon. Was sich vorbereitet, das ist: eine volkstümliche Abrechnung mit jener schauderhaften Politikmacherei, wie sie sich in den Jahren des Pantoffelregiments der Fraktionsvorstände im Reichstag eingenistet hat. Das Volk steht gegen den Reichstag auf. Das Volk erhebt sich gegen eine Sorte Parlamentarismus, die sich immer wieder unfähig gezeigt hat zu auch nur einer einzigen gradegewachsenen Gesetzesarbeit. Dieser Parlamentarismus, der im Halbschlaf Militär-Etats und Millionen gegen das Volk bewilligt und Alles, was Armen und Entrechteten zukommen soll, bureaukratisch kompliziert und schließlich mit verfassungsmäßigen Bedenken abwürgt — dieser Parlamentarismus steht unterm Schwert. Und es ist eine hohe Gunst der Stunde, für die wir dankbar sein wollen, daß zum ersten Mal seit 1918 wieder, ohne Trübung und Verdickung durch Parteiphrasen, blank und scharf zwei Prinzipien sich gegenüberstehen. Wo gestern noch Kuhhandel war, wird morgen reinliche Abstimmung, Mann für Mann, entscheiden. Faule Parlamentsdemokratie ist in ihrer eignen Unfähigkeit erstickt; das Volk selbst muß die Idee der Demokratie wieder retten.

Es wird ein Ringen werden, so erbittert, wie es Deutschland noch nicht gesehen hat. Ein Gürtelkampf, nach dessen Beendigung der eine Fechter nicht so bald

wieder aufstehen wird. Denn auch die Rechte wird mit allen, mit allen Mitteln arbeiten. Man glaube doch nicht, daß sie sich beschränken wird auf Sottisen wie die mit Wildenbruch-Pathos vorgetragene Hohenzollern-Rede des Grafen Westarp. Nein, in der Agitation nachher, da werden ganz andre Minen flattern. Auf die Regierungskrise, so heißt es schon heute, folgt die Präsidentenkrise. („Der alte Herr kann doch nicht die Beraubung seines einstigen Kriegsherrn mit seiner Unterschrift legalisieren.") Die Kirche wird ihren ganzen Einfluß bald spielen, bald wuchten lassen. Faulhaber und Doehring, Krummstab und Swastika werden Verbrüderung feiern.

Aber noch wird ein Weilchen weiter gepfuscht und an Versöhnungsmixturen gebraut. Bald wird das nur Episode sein, und wer dann ins Zimmer der Kompromißler tritt, der wird dort Alles so finden wie beim tölpelhaften Hexenmeister: Schwefelgestank und rötlicher Qualm und in der Ecke was mit verdrehtem Genick. Tatbestand: — vom Teufel geholt.

*
* *

Ohne die gegenwärtige Krise, die alle Kräfte beschäftigt, wäre wohl auch dem Russen-Vertrag, dem „Berliner Vertrag", nicht so unwidersprochen von allen Parteien das Visum erteilt worden. Der Kritiker befindet sich diesem Abkommen gegenüber in unangenehmer Lage. Er muß nicht nur den Ludergeruch des Antibolschewismus fürchten und die Gefahr, mit allerhand weißen Existenzen zusammengepfercht zu werden: auch die Vereinsamung angesichts einhelliger Zustimmung rundum wirkt für Augenblicke verwirrend. Aber welche kapitale Dummheit wäre seit 1914 nicht einstimmig gebilligt worden? Am giftigsten hat man immer um Drittrangiges gerauft.

Während in Berlin Kompromiß-Allotria weitergeht, bereitet sich in London, Paris und Brüssel der Feldzug gegen den Russen-Vertrag in kleinen journalistischen Patrouillengängen vor, und Jules Sauerwein, der schon klassische Avant-Gardist diplomatischer Unternehmungen, sendet den ersten Pfeil. Fama kündet bereits — vielleicht zu früh — eine französische Demarche an. Der Wortlaut des Vertrags selbst gibt zu Beanstandungen nicht allzu viel Anlaß: nichtssagend und weiten Raum lassend wie Alles aus Diplomaten-Werkstatt. Seine Existenz erregt mehr als sein Inhalt.

Litwinow als amtlicher Interpret der Russen hat aufs Lebhafteste die Existenz irgendwelcher Geheimklauseln bestritten. Das darf gern geglaubt werden; hat doch Stresemann selbst in dem Notenwechsel mit Krestinski

alles etwa vermutete Drum und Dran überdeutlich aufgezeigt: „Sollten dagegen, was die Deutsche Regierung nicht annimmt, im Rahmen des Völkerbundes irgendwann etwa Bestrebungen hervortreten, die, im Widerspruch mit jener grundlegenden Friedensidee, einseitig gegen die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken gerichtet wären, so würde Deutschland derartigen Bestrebungen mit allem Nachdruck entgegenwirken." Damit wird der einzigartige Fall akut, daß eine Macht in den Völkerbund eintritt als Mandatsträgerin einer andern, die noch nicht drin ist und ihm im übrigen die unfreundlichste Gesinnung entgegenbringt. Damit ist aber auch Konflikten jeder Gattung, formalen wie bewußt provozierten, die Tür sperrangelweit geöffnet.

Zunächst hieß es: Wir gehen nach Genf, um die Rechte der vergewaltigten nationalen Minderheiten wahrzunehmen. Dann dehnte man das Patronat liebenswürdig auf Oesterreich aus. Jetzt wird, großartig genug, gleich die Patenschaft für den russischen Bären übernommen. Das ist etwas viel für Einen, der in eigner Sache nicht immer die glücklichste Figur gemacht hat.

Bleibt noch immer die Frage nach dem tiefern Sinn dieser Überbelastung für die deutschen Schultern. Doch nicht um den Kommunisten einen Gefallen zu tun? Die sprechen offen aus, daß sie Herrn Stresemann nicht recht übern Weg trauen (und geben damit nur die Meinung einflußreicher Moskauer Kreise wieder). Ja, wenn in diesem Vertrag nur eine Klausel über die Behandlung von Tschitscherins deutschen Genossen durch die deutsche Justiz wäre ... Mit wirklichem Behagen hat sich nur Graf Westarp in einer Ansprache an sein Kriegsvolk ausgelassen und angedeutet, daß ihm jetzt sogar Locarno appetitlicher vorkäme.

Der Verdacht, vor zwei Wochen hier geäußert, bestätigt sich. Um der Rechten die Regierungspolitik wieder möglich zu machen, hat man die Brücke nach dem Osten geschlagen. Aber sie reicht nur bis zum deutschnationalen Parteibureau.

Bild eines deutschen Fürsten von J. G. Fichte

Die besondern Züge im Bilde eines deutschen Fürsten, welche einen andern Monarchen nie so treffen können? Fechten für ein fremdes Interesse, lediglich um der Erhaltung seines Hauses willen; Soldaten verkaufen; Anhängsel sein eines fremden Staates. Was wäre das nun für ein Unglück, wenn das liebe Haus nicht erhalten würde, wenn ein andres an seine Stelle käme? Dies ist ja schon passiert

Für den Zionismus von Robert Weltsch

Die Schilderung, die L. Goldberg in Nummer 16 der ‚Weltbühne' von der jüdischen Politik und Arbeit in Palästina gibt, muß Jeden verstimmen, der ebenso ein Gegner kritikloser Lobeshymnen wie gehässiger Verzerrung ist. In Palästina geht heute ein äußerst schwieriges und kompliziertes Werk vor sich, an dem die Herzen und die Sorgen von Tausenden hängen: der erste Versuch einer jüdischen Generation, die die Würdelosigkeit ihrer lügenverstrickten Existenz in Europa durchschaut hat, ein Leben aufzubauen, das selbstverständlich nicht von allen Bosheiten des Menschenlebens frei sein kann, aber doch wenigstens nicht der Vergiftung durch die äußere und noch mehr innere Abhängigkeit des Judentums in der Diaspora unterliegt. Wenn gelingt, an einer Stelle der Welt Heimat für die Juden zu schaffen, dann ist nach zionistischer Auffassung nicht nur die Judenfrage gelöst und die Stellung der Juden in der Diaspora verbessert, sondern dann erst ist für das jüdische Volk eine wirkliche, kontrollierbare Aufgabe gegeben, für die das Judentum verantwortlich zeichnet. All das Gerede, womit heute jüdisches Tun charakterisiert wird, wird dann seinen einzig legitimen Maßstab finden in der Leistung jener jüdischen Gemeinschaft, die nichts sein will als jüdisch. Der Zionismus hat eine gedankliche Revolution im Judentum gebracht; er ist sich, zumindest in seinen besonnenen Vertretern, wohl bewußt, daß seine Verwirklichung eine Umwandlung eingewurzelter übermächtiger Realitäten nötig macht, die, aus jener Idee gespeist, in Raum und Zeit, sehr langsam und behaftet mit allen irdischen Mängeln, vor sich geht. Der Effekt ist zunächst, im ersten Anfangsstadium, vielleicht nur klein: aber daß überhaupt der Vorstoß in die Realität geglückt ist; daß eine konkrete Welt entsteht und die Gesetze ihres Lebens aus sich selbst zu schaffen beginnt; daß aus den nervösen Zuckungen dieser auf keine Erfahrungen, auf keinen Präzedenzfall, auf keine äußere Macht sich stützenden Willensanspannung allmählich ein soziales Gebilde eigne Form gewinnt — das ist für den Zionismus Ermutigung und Bestätigung. Es gibt bekanntlich Menschen, denen man kein ungebautes Haus zeigen soll. Wer aber weiß, daß das Werk unvollendet ist, wer den immanenten Tendenzen nachspürt und Geschichte und Eigenart dieses historischen Einzelfalles kennt: der vermag auch aus den ersten zaghaften Anfängen ein positives Urteil zu gewinnen.

Es ist nicht schwer, von jedem Land und von jeder Gesellschaft ein derart verzerrtes Bild zu malen, wie Goldberg von Palästina entwirft; man braucht nur an die Schilderungen zu denken, die die Blätter für die Idioten der Reichshauptstädte vom kommunistischen Rußland zu geben pflegen. Es kommt immer nur auf die Auswahl an, die man aus der Fülle der Erscheinungen innerhalb eines sozialen Organismus trifft. Interessant jedoch ist nicht das Normale, das Durchschnittliche, das im Einklang mit der natürlichen Entwicklung steht, sondern das Abweichende und Außergewöhnliche. Die Juden

sind ein Volk von Städtern, zumeist in sogenannten vermittelnden Berufen tätig; Niemand hat erwartet, daß man sie durch den bloßen Transport in ein andres Land innerlich und sozialoekonomisch umwandeln kann. Das Selbstverständliche ist, daß sie, zumal wenn sie in so großen Massen kommen wie im Jahre 1925, zunächst in die Städte strömen und ihr altes Leben fortzusetzen trachten. Doch wird man unter ihnen nur wenige finden, die sich nicht bewußt sind, daß etwas Entscheidendes in ihrem Leben erfolgt ist und eine Umgestaltung ihrer Existenz, zumindest in der zweiten Generation, erfordert. Es sei denn, daß man sich an Desperados orientiert, die mit dem Strom mitgekommen sind, ohne feste Siedlungsabsichten zu haben, und die, in ihrer Hoffnung auf gute Geschäfte enttäuscht, nun umso lauter zu schreien beginnen. Oder an Hyänen, die gelegentliche Konjunkturen ausbeuten, und die bisher in keinem Lande der Welt fernzuhalten gelang, auch nicht in Rußland, ohne daß man deswegen das Recht hätte, das Volk nach ihnen zu beurteilen.

Goldberg spricht davon, daß nach 44 Jahren zionistischer Kolonisation nur etwa 140 000 Juden in Palästina leben, davon nur 25 000 Dorfbewohner. Obwohl nach der amtlichen Statistik die Zahl der Juden über 160 000 beträgt, ist dies kein entscheidender Unterschied. Wichtiger ist, die 44 Jahre zu untersuchen. In den ersten Jahren wurden bekanntlich nur ganz wenige Siedlungspunkte begründet, nicht alle unter zionistischem Einfluß. Dann kam ein völliger Stillstand der Kolonisation zur Zeit der diplomatischen Verhandlungen Herzls. Schließlich kam der Krieg, der die jüdische Bevölkerung Palästinas dezimierte. Die eigentliche zionistische Arbeit hat also erst nach dem Ende der militärischen Okkupation, etwa 1920 eingesetzt. Seit 1920 sind etwa 100 000 jüdische Einwanderer ins Land gekommen. In einem solchen Zeitraum ein Bauerngeschlecht aus Kleinhändlern zu schaffen, ist freilich undenkbar. Dennoch gibt Goldberg selbst 25 000 Dorfbewohner an — und das ist, wenn man die vorzionistische Bevölkerung abzieht, etwa 25 Prozent, ein Verhältnis, das zwar zionistischen Ansprüchen noch nicht genügt, aber doch schon ganz beachtenswert ist. Die zionistische Arbeit besteht in der Erziehung und Ausbildung der jüngern Generation, die zur Landwirtschaft strebt und in der allmählichen Ansiedlung, die große Mittel erfordert und sich daher in gewissen Grenzen halten muß. Darum spricht man von Pionieren — Chaluzim —, den Menschen, die vorausgehen. Diese Menschen gibt es heute — es gab sie im Judentum durch Jahrhunderte nicht. Dieses Neue berechtigt uns, diese Menschen als repräsentativ zu betrachten, obwohl sie zahlenmäßig in Palästina eine Minderheit bilden. Bei solchen Dingen kommt es auf die Betrachtungsweise der Gesamtheit, auf das Bewußtsein des Volkes an. Und dank der zionistischen Idee wird dieser Menschentypus als ausschlaggebend empfunden. Unter ungeheuern Opfern und Schwierigkeiten, ohne Behausung und mit schlechter Verpflegung, im steten Kampf gegen die Malaria, sind versumpfte und steinige Strecken Landes urbar gemacht worden,

auf denen der jüdische Bauer entstanden ist. Der erste Schritt zu einer Umschichtung des Volkes ist getan. Vielleicht ist es zu pathetisch, wenn man im Hinblick darauf von Renaissance spricht. Aber das Ideal, das eine Gruppe hat, ist für sie charakteristischer als das Erbe, mit dem sie behaftet ist.

Goldbergs Behauptungen über die politische Lage sind so apodiktisch und unsubstanziiert, daß schwer fällt, sie zu widerlegen. Man müßte Material beibringen, müßte in die Materie tiefer eingehen, als der Raum einer Wochenschrift allgemeinen Inhalts gestattet. Darum kann nur kurz die Gegenbehauptung aufgestellt werden: Niemals vor Entstehung des Zionismus hat es eine so würdige, so aufrechte und ehrliche jüdische Politik gegeben. Auch in der neuen Phase der politischen Entwicklung sind Erfolge nicht durch „Katzbuckelei", sondern durch selbstbewußtes staatsmännisches Auftreten erzielt worden. Und das war es, was auch den Engländern, die genügend politische Erfahrung haben, auf diesem Gebiet so neu war: daß Menschen, die weder Kanonen noch Kriegsschiffe noch Reichtümer besitzen, nur gestützt auf den Glauben an ein moralisches Recht, mit dieser Sicherheit hintreten und Forderungen zu stellen wagen. Das Adelsbewußtsein einer tausendjährigen Vergangenheit lebte wieder auf. Das Wort eines Juden an einen englischen Feldmarschall: „Von mir hängt es ab, ob Sie nur ein gewöhnlicher Feldherr bleiben, oder ob Sie in die Geschichte eingehen werden", ist nicht grade ein Beweis von Kriecherei. Was aber die angeblichen jüdischen Lobhudeleien auf die englische Mandatarmacht betrifft, so ist das einfach objektiv unwahr. Das palästinensische Judentum hat, wenn es seine Rechte verletzt glaubte, oft leidenschaftlich gegen die Regierung protestiert, sogar als der Jude Sir Herbert Samuel sie leitete. Der Zionisten-Kongreß hat ziemlich unverhüllt seine Meinung ausgesprochen, daß England gewisse Bestimmungen des Mandats nicht erfüllt hat. Das hindert keineswegs, anzuerkennen, daß in England mehr Persönlichkeiten über die Liberalität des Herzens und die Freiheit des Geistes verfügten, das jüdische Problem zu verstehen, als anderswo. Ich bin nicht Englands Verteidiger. Aber von „brutaler Willkür" oder von dem „grenzenlosen Übermut der englischen Kolonialbeamten" in Palästina zu sprechen, ist eine starke Übertreibung. Ebenso falsch ist, daß das Regierungs-Budget aus Abgaben der notleidenden Bevölkerung aufgebracht wird und „zu zwei Dritteln in die englischen Taschen fließt". Vielmehr gibt es in Palästina keine direkten Steuern, einen viel schwächern Steuerdruck als etwa in England oder Deutschland, nur eine allerdings sehr reformbedürftige und von England bereits von 12½ auf 10 Prozent herabgesetzte alttürkische Bodenertragssteuer (Oscher), während die Haupteinnahmen aus Zöllen bestehen, die in vieler Beziehung für das Wirtschaftsleben hemmend sind und allmählich neu geregelt werden. Das Budget wird ausschließlich zu Gunsten des Landes verwendet: für Verbesserung der Verkehrswege, sanitäre Maßnahmen, Erziehungswesen. In den wenigen Jahren der englischen Verwaltung ist nicht nur die früher enorme Kinder-

sterblichkeit bei den Arabern stark zurückgegangen: es sind auch dreihundert arabische Elementarschulen neu geschaffen worden. Diese Leistungen, die fast ausschließlich den Arabern zugutekommen, anzuerkennen, ist ein Gebot der Gerechtigkeit auch für Den, der der Ansicht ist, daß England das Mandat nicht übernommen hätte, wenn es dies nicht auch als Aktivposten in seinem imperialistischen System betrachtete. Immerhin darf nicht ignoriert werden, daß Palästina auf Grund eines genau umschriebenen Völkerbunds-Mandates verwaltet wird, dessen Durchführung die Mandatskommission, die nicht etwa nur aus Freunden Englands besteht, alljährlich eingehend prüft. Und ein Vergleich mit Syrien erlaubt auch den Rückschluß, daß es mit der brutalen Willkür in Palästina nicht so schrecklich stehen kann. England hat jetzt sein ganzes Militär dort weggezogen: sogar die irische Gendarmerie und eine einheimische Polizeitruppe von etwa 1000 Mann Stärke, aus beiden Völkern gemischt, genügt zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Die zionistische Politik ist mit der englischen nicht identisch. Die große Mehrheit der Zionisten erstrebt ehrlich einen Ausgleich mit den Arabern auf der Basis völliger Gleichberechtigung. Es ist uns klar, daß Palästina stets ein Zwei-Nationalitäten-Staat sein wird, und wir hoffen, daß dort ein Beispiel gesetzt werden kann für ein harmonisches Zusammenleben ohne unterdrückende und ohne unterdrückte Nation. Der Zionismus ist nicht um der englischen Kolonialpolitik willen da. Seine Ideale sind älter als das britische Imperium. Die oft wiederholten Worte von der Vermittlerrolle der Juden zwischen Orient und Abendland sind beinah schon zur Banalität geworden. Wie immer sich das Schicksal des Vordern Orients im nächsten Jahrhundert gestalten möge: die jüdische Siedlung in Palästina wird ein Faktor des Friedens sein.

Über den dritten Anklagepunkt: die kulturelle Tätigkeit können wir uns noch kürzer fassen. Wer den Orient kennt, der weiß, welche fürchterlichen kulturellen Bastardgebilde mit dem Namen „Levantinismus" belegt werden. Die europäischen Nationen verfolgten naturgemäß in der Levante keine kulturellen Ziele: sie hatten kommerzielle Interessen, denen alles untergeordnet wurde. Und in diesem Mischmasch des Handelsgeistes, der Verschlagenheit, des Zuhältertums und des Sprachenbabels liegt das Land, das das jüdische Volk erwählt hat, um dort zu finden, was es sonst in der Welt nicht hat: ein eignes geistiges und kulturelles Leben. Unter Opfern, die umso schwerer waren, als sie im ersten Stadium eine Vertauschung der kulturellen Fülle Europas mit einer sehr engen und dürftigen Welt bedeuten, wurde die hebräische Sprache zum Vehikel des Verkehrs, des Unterrichts und der Bildung gemacht. Ohne Strenge gegen sich selbst, ohne Rigorismus auch nach außen hätte der Kampf gegen die Verlockungen des Levantinismus nicht erfolgreich durchgeführt werden können. Die Stadt Tel Awiw, wo die neuen Einwanderer sich stauen und zunächst noch die alten Sprachen ihrer Ursprungsländer sprechen, wird nicht mit Unrecht wegen ihres Mangels an eigner kultureller Physiognomie kritisiert. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften hin-

gegen, die Dörfer sind es, die am vollkommensten hebraisiert sind. Wenn in diesem schweren Kampf um eigne kulturelle Ausdrucksformen hin und wieder Übertreibungen vorkommen, so ist dies zwar nicht zu billigen, aber doch zu verstehen. Die überwältigende Mehrheit der Palästinenser versteht es auch durchaus; nur eine winzige Gruppe von Kommunisten versucht durch demonstrativen Gebrauch des Jiddischen zu provozieren, was zuweilen leider gelingt. Jiddisch wird als Sprache des Ghettos abgelehnt, weil die palästinensischen Juden sich bewußt sind, daß ihre Siedlung etwas andres sein muß als eine einfache Übertragung des europäischen Ghettos. Diesen Wunsch nach Abstreifung aller Schlacken der Ghetto-Existenz, die Sehnsucht nach wirklicher Wiedergeburt, einem „Stirb und Werde", Abbruch und Neubeginn, mit dem ganz andre Assoziationen hervorrufenden Namen „völkisch" zu bezeichnen, ist ein billiger Effekt, der auch durch gelegentliche Beispiele eines übersteigerten Nationalgefühls nicht gerechtfertigt wird. Diese jüdischen „Völkischen" machen sich immerhin das Leben recht schwer, um einer Idee willen; aber das gut erfundene Schlagwort „völkisch" bietet dem jüdischen Bourgeois, der sich in der Ghetto-Existenz ganz behaglich einzurichten versteht, einen willkommenen Schild zur Abwehr der Angriffe gegen sein Gewissen und seine Selbstsicherheit, die von der Realität des neuen jüdischen Wollens ausgehen. Er hat nun wieder die Möglichkeit, sich recht überlegen zu fühlen.

Die jüdische Siedlung in Palästina trägt die Keime eines sozialen Neugebildes in sich. Im Judentum ging seit den Zeiten der Propheten stets der leidenschaftliche Kampf um die Erfüllung des Ideals eines gerechten Lebens — und mag auch zu Zeiten die Macht der Trägheit überwiegen, mag nur in einer kleinen Zahl von Ketzern der Idealismus weiterleben: es kommt die Stunde, wo der Kampf wieder aufflammt. Wir wissen nicht, was die Zukunft bringen wird; aber die jüdische Siedlung wird, wenn erst echte Kräfte in ihr sich entfalten können, ein starker Hoffnungsposten für alle Die sein, die wissen, daß ohne ein neues Wort sozialer Gestaltung die Menschheit dem Untergang geweiht ist. Daß heute grade vom bolschewistischen Rußland jene Emissäre ausgehen, die die jüdische Entwicklung in Palästina schädigen wollen, ist ein Zeichen dafür, wie sehr dort das außenpolitische Motiv der Bekämpfung Englands heute die Oberhand hat gegenüber dem Verständnis für soziale Grundkräfte. Die mehr als dreißig Jahre alte Feindschaft der jiddischistischen „Bundisten" gegen den Zionismus vermag sich jetzt leider unter der Flagge des Kommunismus auszutoben. Es ist genau dieselbe — vielleicht unbewußte — Liebedienerei wie bei den „nationaldeutschen" und andern assimilatorischen Juden. Diesem Elend, diesem moralischen Defekt will der Zionismus ein Ende setzen. Ob es ihm gelingen wird, das hängt von den Kräften ab, die sich, ungeachtet aller Schwierigkeiten und ohne Rücksicht auf die Murrenden, die Unzufriedenen und Fleischtopf-Beflissenen im eignen Volke, in seinen Dienst stellen werden.

Giovanni Amendola von Hanns-Erich Kaminski

Giovanni Amendola stammte aus einer Familie, die schon an einem andern Freiheitskampf, nämlich gegen die Bourbonen beider Sizilien teilgenommen hatte. Als er ins politische Leben eintrat, lag bereits eine erfolgreiche schriftstellerische Tätigkeit hinter ihm. In dem Kreis, der sich um Papinis und Prezzolinis ‚Leonardo' gruppierte, war er einer der besten Namen gewesen und hatte dann gemeinsam mit Papini die ‚Anima' geleitet und durch eine Reihe philosophischer Schriften seine analytischen Fähigkeiten bestätigt, die ihm eine ruhmreiche akademische Laufbahn zu versprechen schienen. Er verließ die Universität, um sich dem Journalismus zu widmen. Von 1914 bis 1919 stand er als römischer Korrespondent des ‚Corriere della Sera' auf einem Posten, der an Bedeutung einem Abgeordnetenmandat nichts nachgibt. 1919 von seiner campanischen Heimat ins Parlament geschickt, lenkte er auch hier rasch die Augen auf sich. Noch in derselben Session wurde er, der die Politik Nittis, wenn auch nicht immer vorbehaltlos, unterstützte und die Turatianer gern zur Mitarbeit herangezogen hätte, Unterstaatssekretär im Kabinett Bonomis. 1921 trotz der Hindernisse, die ihm die Einpeitscher Giolittis in den Weg legten, mit großer Majorität wiedergewählt, beteiligte er sich an der Regierung Factas, ohne jedoch als Kolonialminister wesentlichen Einfluß auf ihre innenpolitische Passivität nehmen zu können. Er war der einzige Minister, der die Gefahr des Fascismus erkannte und den Kampf gegen die auf Rom marschierenden Banden aufnehmen wollte.

Während die Meisten schwiegen oder sich beugten, bot er auch der siegreichen Diktatur die Stirn. Aus dem ‚Mondo', dessen Leitung er übernahm, machte er das führende Blatt des wahren Italien, und nach der Ermordung Matteottis wurde er wie von selbst der anerkannte Führer der vereinigten Oppositionsparteien. Der Fascismus beehrte ihn dafür mit seinem unauslöschlichen Haß. Mussolini, der ihn kurzerhand einen „Subversiven" nannte, empfahl in einer öffentlichen Rede, „Repressalien" gegen ihn anzuwenden, und, um ganz sicher zu gehen, traf er selbst die Anordnungen dazu.

Das erste Attentat fand im Sommer 1923 statt. Es mißglückte, da einige Freunde Amendolas rasch herbeieilen konnten. Das nächste Mal organisierte der Polizeiminister de Bono selbst den Überfall. Am hellen Tage stürzten sich mitten in Rom — es war im September 1923 — eine paar Banditen auf das Opfer und fügten ihm schwere Verletzungen zu.

Amendola ließ sich nicht beirren. Auf einer Zusammenkunft der Opposition, die unter Turatis Vorsitz im November 1924 stattfand, sprach er die tapfern Worte: „Eine an Wichtigkeit die politische weit übertreffende moralische Frage erhebt sich gegenüber dem ganzen Regime. In politischen Fragen ist eine Verständigung immer möglich — in moralischen niemals!" Er hat diese Worte mit seinem Leben bezahlt.

Dabei war er alles eher als ein Revolutionär. „Eine liberale Schlacht" nannte er die Buchausgabe seiner Reden. Und

ein italienischer Freund, bei dem er sich eine Zeitlang aufhielt, schrieb mir, er versuche, die Quadratur des Zirkels zu lösen, indem er Italien vom Fascismus befreien wolle, ohne es in den Bürgerkrieg zu stürzen. Im Grunde war er eher eine erkennende als eine gestaltende Natur. Von den Professoren, die unter den italienischen Politikern fast so reichlich vertreten sind wie die Rechtsanwälte, war er der professoralste. Auch seine politischen Reden waren immer mehr akademisch als polemisch. Wenn er „Monarchie und Demokratie" rief, befand er sich, so sehr er im übrigen auch von der pathetischen Rhetorik des Südens entfernt scheinen mochte, schließlich doch nur im Rahmen der Phraseologie Süditaliens, dieses ungeheuern Gewichts, das jeden Extremismus des industriellen Nordens auf die Dauer zwar in ein gewisses Gleichgewicht rückt, aber dafür auch jeden raschern Rhythmus der gesamtitalienischen Entwicklung hemmt. Amendola glaubte aufrichtig, daß das ganze Nachkriegsproblem am fruchtbarsten gelöst werden könnte, wenn man wieder dort anfinge, wo man 1914 aufgehört hatte. Er war für den Krieg, aber — und das war der Punkt, den er bei allen seinen politischen Gaben nicht begriff — er hielt das vergangene Jahrzehnt nur für eine Unterbrechung des normalen Lebens und nicht für das revolutionäre Erlebnis, das es tatsächlich ist.

Sein Irrtum war, daß er auf dem Aventin stehen blieb und den Fascismus, der sich noch keinen Augenblick um Gesetze gekümmert hat, mit gesetzlichen Mitteln bekämpfen zu können glaubte. Aber auf dem Platz, auf dem er stand, stand er als ein Held, ohne zu wanken. Matteottis Martyrium schreckte ihn nicht. Erst als er, schwer verwundet, nicht einmal die Möglichkeit fand, sich in einem Kurort zu erholen, ging er ins Ausland.

Das Attentat, an dessen Folgen er gestorben ist — das dritte —, wurde im Juli 1925 verübt.

Man mußte ihm zwei Rippen entfernen. Aber alle Hoffnungen auf seine Wiederherstellung blieben trügerisch. Am 7. April ist er in Cannes gestorben.

Es war ein Freudentag im fascistischen Kalender. Denn am gleichen Tag mißglückte das Attentat einer armen Wahnsinnigen auf Mussolini und gab seinen Söldnern nur einen Vorwand zu neuen Gewalttaten. Banden von Schwarzhemden durchzogen die Städte der Halbinsel, versuchten einen Sturm auf die russische Botschaft, verwüsteten viele Privathäuser und mißhandelten den sozialistischen Abgeordneten Modigliani — den Rechtsbeistand von Frau Matteotti —, der heute noch schwer darniederliegt. Auch die Privatwohnung und die Zeitung Amendolas wurden heimgesucht. Nur mit knapper Not entgingen die Maschinen des ‚Mondo' der völligen Zerstörung, und die Redaktion wurde gezwungen, zur Feier des Tages die italienische Flagge zu hissen.

Da ist so die Art, wie der Fascismus seine Feste begeht. Aber die Banditen, die Italien unterdrücken, haben in der Tat allen Grund sich zu freuen. In Giovanni Amendola haben sie einen ihrer tapfersten und unerbittlichsten Gegner ermordet.

Er war 44 Jahre alt. Er hinterläßt eine Frau und drei unmündige Kinder.

Das italienische Volk ist nicht imstande, die Helden zu ehren, in denen sich sein Martyrium symbolisiert. Ihr Gedächtnis zu wahren, bleibt die Ehrenpflicht der glücklichen Völker, bis wir es dem befreiten Italien übergeben können.

Nächtliche Unterhaltung von Theobald Tiger

Der Landgerichtsdirektor schnarchte im Bett.
Seine Garderobe lag — ziemlich komplett —
auf dem Stuhl. Die Nacht war so monoton . . .
Da machten die Kleider Konversation.

„Ich", sagte die Jacke, „werde ausgezogen.
Ich hänge — ungelogen —
im Beratungszimmer
und habe keinen Schimmer,
was mein Alter da treibt."

„Wir sprechen Recht!", sagte die Weste.
„Aber feste —!
Wir schnauzen die Angeklagten an —
wir benehmen uns wie ein Edelmann.
Wir verbieten allen sofort den Mund
und reden uns selber die Lippen wund.
Wir verhängen über Wehrlose Ordnungsstrafen
(nur, wenn wir Beisitzer sind, können wir schlafen).
Zum Schluß verknacken wir. Ohne Scherz.
Unter mir schlägt übrigens kein Herz."

„Wir," sagten die Hosen, „wir habens schwer.
Neulich kam der Landgerichtspräsident daher
und hat revidiert. Er saß an der Barriere,
und es ging um unsre ganze Karriere.
Vor uns ein Kommunist. Da haben wir wie wild
geschmettert, geschnattert, gestampft und gebrüllt.
Aber wie es manchmal so geht hienieden:
der Präsident wars noch nicht zufrieden.
Und da blieb uns die ganze Rechtswissenschaft weg,
und da bekamen wir einen mächtigen Schreck.
Und zum Schluß besahen wir uns den Schaden:
Wir Hosen hatten es auszubaden!"

So sprachen die Kleider in dunkler Nacht
und haben sich Konfidenzen gemacht.

An der Wand aber hing ein stiller Hut,
dem waren die Kleider gar nicht gut.

„Erzähl was, Hut! Erzähl uns was!"
Der Hut aber sprach verlegen: „Das —
das wird nicht gehn.
Ich armer Tropf
ich sitze nämlich bei Dem auf dem Kopf.
Und so hab ich, Ihr müßt mich nicht weiter quälen,
nicht das Geringste zu erzählen —!"

Papst wider Nationalismus von Friedrich Sternthal

I.

Es gehört zu den sonderbarsten Tatsachen, daß die deutsche Presse aller Richtungen sich über die entscheidenden politischen Ereignisse ausschweigt. Kein Wunder also, daß sie an Ereignissen vorübergeht, die einen politischen Akt zur Erzwingung einer geistigen Änderung darstellen. Einen solchen Akt bedeutet die päpstliche Enzyklika „Quas primas" vom 11. Dezember 1925, die am Weihnachtsabend als an dem letzten Abend des heiligen Jahres im ‚Osservatore Romano' veröffentlicht wurde. Die katholische Presse Deutschlands verhielt sich rein berichtend; die übrigen Blätter erwähnten, daß der Papst einen neuen Feiertag eingesetzt habe. Das war Alles.

II.

Und doch ist die Enzyklika Pius des Elften eines der wichtigsten geistespolitischen Geschehnisse seit der Verkündung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit (im Jahre 1870). Damals, als noch die Fürsten die Kirche für ihre sicherste Stütze hielten, äußerte schon der Kardinal von Prag, Fürst Schwarzenberg, zum Bürgermeister Gelzer von Basel: „Wir haben unsre ganze Sache auf die Völker gestellt; mit der Monarchie rechnen wir nicht mehr." Und dann, so erzählt Gelzers Sohn (der Historiker), zeichnete der Fürsterzbischof in festen Strichen das Programm des Klerikalismus, wie es während des Konzils die Leiter in Rom festgesetzt hatten: Organisation einer katholischen Partei in Belgien, der Schweiz, den oesterreichischen Alpenlandschaften und vor Allem in Deutschland und Frankreich. Als Jakob Burckhardt das erfuhr, war er frappiert. Er war damals vielleicht — außerhalb des Katholizismus — der einzige Mensch, der die Tragweite des Programms richtig abgeschätzt hat. Wir wissen heute, daß die Wirkung des 18. Juli 1870 noch lange nicht erloschen ist.

Denn um die liberale Demokratie bekämpfen zu können, mußte die Kirche eine klerikale Demokratie schaffen, das heißt: sich eines Teils der liberal-demokratischen Waffen bedienen; und da diese Waffen einer andern als der katholischen Ideologie entstammten, so konnte nicht ausbleiben, daß mit dem Waffengebrauch allmählich auch ein Teil der andersartigen Ideologie auf die Katholiken überging. Nicht alle, aber sehr viele Katholiken akzeptierten die beiden Mißgeburten des neunzehnten Jahrhunderts: den Kapitalismus und den Nationalismus. Katholiken wie Thyssen und die Brüder Klöckner oder J. P. Morgan unterscheiden sich in ihrer Verstandeshypertrophie, in ihrer geistigen Enge und seelischen Magerkeit durchaus nicht von den protestantischen Kirdorf und Stinnes oder Rockefeller. Denn solche hochkapitalistisch-nationalistisch-imperialistischen Katholiken sind ja selbst gewisser-

maßen protestantisiert, und welches abgründig bösartigen Nationalismus katholische Politiker auch des Mittelstandes fähig sind, dafür braucht man nur an die Worte zu erinnern, mit denen der deutsche Zentrumsführer Gröber am 22. März 1918 den Schandfrieden von Brest-Litowsk zu verteidigen wagte, der dann das Muster des Versailler Schandfriedens geworden ist: „Die Friedensverhandlungen nach einem so schweren Kampf auf Leben und Tod sind nicht ein vergnügliches Spiel... und wenn in solchen Verhältnissen der eine Teil nicht mehr den moralischen Mut besitzt, seine Niederlage und deren Konsequenzen anzuerkennen, dann muß die andre Seite ihm zu Hilfe kommen und ihm genau die Richtlinien vorzeichnen, die er einzuhalten hat, wenn Friede werden soll. Das ist geschehen, meine Herren, so sind wir zum Frieden gelangt." Zynischer hat sich der antiklerikale Clemenceau auch nicht ausgedrückt, als er uns zu Hilfe gekommen war und uns genau die Richtlinien vorgezeichnet hatte, die wir einhalten müssen.

III.

Allerdings ist der Kirche niemals behaglich gewesen bei derartig materialistischen Ausschreitungen der klerikalen Demokratie. Schon Leo der Dreizehnte hat den Kapitalismus bekämpft, freilich ohne Erfolg; aber vielleicht ist das geistige Testament des großen Papstes noch gar nicht verstanden worden. Benedikt der Fünfzehnte hat schon während des Weltkriegs den Nationalismus abzuwehren versucht, wenngleich auch ohne Erfolg. Als schließlich der Nationalismus sich im Fascismus überschlug, da hat die Kirche zwar gern die Geschenke Mussolinis angenommen; zugleich haben sich aber die Schwarzröcke von den Schwarzhemden distanziert, um ja nicht mit ihnen identifiziert zu werden. Deshalb hat der Papst bis jetzt auch an der Fiktion der Vatikanischen Gefangenschaft festgehalten; trotz aller fascistischen Geschenke erklärt der Kardinal-Staatssekretär: „Es hat sich seit 1870 nichts geändert".

Welchen Preis wird Mussolini zahlen müssen, wenn der Papst die Fiktion von der Gefangenschaft aufgeben soll? Aber warum soll die Kurie überhaupt ein Zugeständnis machen? Da Mussolini, fast ohne eine Gegenleistung zu empfangen, das Kruzifix und den obligatorischen Religionsunterricht in den Volksschulen eingeführt, den Jesuiten die Klöster zurückgegeben, die Priester vom Militärdienst befreit, das Kreuz auf dem Colosseum wieder errichtet und — last but not least — das italienische Freimaurertum zertrümmert hat? Würden nicht irgendwelche päpstlichen Zugeständnisse als eine kirchliche Billigung des Nationalismus gedeutet werden können? Und wenn, im Lauf der Entwicklung, dennoch eine Verständigung zwischen Kurie und Fascio nötig werden sollte: wäre dann nicht erst recht notwendig, daß der Papst vorher die Stellung der Kirche zum Nationalismus deutlich umschrieben hätte?

Dürfte die Kirche schweigen, da die wüstesten Exaltationen des Nationalismus grade in den katholischen Ländern vorgekommen sind: in Spanien, Italien, Ungarn, Polen, Bayern oder in den Vereinigten Staaten, wo jeder siebente Mensch römisch-katholisch ist? Konnte sie noch den Gedanken von der Einheit der Menschheit bewahren, wenn nicht jetzt endlich von Rom das erlösende Wort gesprochen wurde, das die wirtschaftlich schwächsten ebenso wie die geistig stärksten Katholiken erwarteten — das Wort, das bereits im April 1923 von 315 Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen vom Papst erfleht worden war?

Rom hat gesprochen. Wenn jemals in der Geschichte der Kirche, so muß hier auch der Nichtkatholik bewundern, mit welcher Klugheit gesprochen wurde. Es ist kein Zweifel möglich: der Papst hat den Nationalismus verdammt. Aber Pius der Elfte hat es nicht in negativer Form getan, das heißt: er hat nicht verboten, sondern geboten.

IV.

Ursprünglich wollte der Papst das vatikanische Unfehlbarkeitskonzil, das 1870 nur vertagt, nicht geschlossen war, wieder zusammenberufen, und er wollte vor der Kirchenversammlung zwei neue Dogmen ex cathedra, also mit der vollen Gewalt der Unfehlbarkeit, aufstellen: die Verdammung des Nationalismus und die Vorherrschaft des Logos über das Ethos. Schwer zu sagen, welches von den beiden neuen Dogmen tiefer einschneidend gewesen wäre. Unmöglich, in diesem Aufsatz die ungeheure, die ungeheuerliche Bedeutung dieser beiden Lehren zu behandeln. Die zweite wäre noch bedeutsamer als die erste gewesen, denn sie hätte nicht nur ein Attentat gegen den Nationalismus, ja sogar (unter Umständen): gegen den Patriotismus dargestellt, sondern sie hat überdies mit einem adlerhaften Scharfblick den schwachen Punkt des Judentums erspäht. Denn es hat zwar nicht ursprünglich, aber im Lauf seiner Entwicklung das Ethos über den Logos gesetzt. Daraus leitet sich schließlich her, daß große Massen der Juden den letzten Abhub des europäischen Ethos: den Nationalitäten- und Rassenwahn angenommen haben, und zwar in Gestalt des Zionismus. Er ist der Kirche ein Greuel. Sie hätte ihn nicht schwerer verwunden können als dadurch, das sie den Logos über das Ethos setzte.

V.

Aber der Papst ist noch einen Schritt weiter gegangen. Pius der Elfte hat nicht den Nationalismus vor einem Konzil verdammt und hat nicht ex cathedra den Primat des Logos über das Ethos verkündet. Vielleicht sagte sich die Kirche, daß die Konzilien ihre Existenzberechtigung verloren hätten, nachdem nun einmal die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma geworden war. Außerdem ist die Logos-Ethos-Frage eine philo-

sophische Angelegenheit, deren Weltbedeutung der großen Menge unverständlich bleibt. So heißt es in der päpstlichen Enzyklika: „Die Dokumente gelangen meistens nur in die Hände von wenigen und gelehrten Männern". Hätte die Kirche den Nationalismus ausdrücklich verdammt, so hätte sie möglicherweise den offenen Ungehorsam mancher Anhänger riskiert. Es ist schon vor drei Jahren vorgekommen, daß süddeutsche Studenten gradezu zu einer Art Boykott des Gottesdienstes aufgefordert haben, wenn der zuständige Pfarrer als Antinationalist bekannt war.

Aus allen diesen Gründen hat der Papst am Ende des heiligen Jahres die Enzyklika „Quas primas" erlassen, „betreffend das zu Ehren U. H. Jesu Christi einzuführende Fest". Sie soll positiv — durch Gebot — erreichen, was negativ — durch Verbot — nicht hätte erreicht werden können. Sie soll es erreichen, indem sie über alle Schranken der Nation, Sekte, Rasse, ja sogar der christlichen Religion hinweg „den Frieden Christi im Reiche Christi" zu feiern gebietet. Des zum Sinnbild setzte der Papst den Feiertag „Christus Rex", den Feiertag des Königtums Christi, der alljährlich am letzten Oktobersonntag, gleichsam wie eine Fanfare gegen den höchsten fascistischen Feiertag des 28. Oktober und gegen das Reformationsfest des 31. Oktober, gefeiert werden soll, und der zum ersten Mal am Sylvestertag 1925 im Petersdom von Pius dem Elften begangen wurde.

Denn, sagt der Papst:

> die Feste erfassen und unterweisen alle Gläubigen... erfassen nicht allein den Geist, sondern auch das Herz, mit einem Wort: den ganzen Menschen. Da der Mensch aus Leib und Seele besteht, bedarf er der Anregung durch äußere Feierlichkeiten und Festtage, und zwar so, daß er durch die Verschiedenheit und Schönheit der heiligen Riten die göttlichen Unterweisungen in sein Herz aufnimmt, in Fleisch und Blut umsetzt und mitwirkt, daß sie zum geistlichen Fortschritt seines Lebens dienen.

Die Kirche bleibt also ihrer alten Überlieferung getreu, daß sie Dogmen populär macht, indem sie sie von allen Gläubigen gewissermaßen darstellen läßt:

> Mehr als irgendwelche, selbst hochwichtige Dokumente des kirchlichen Lehramts haben die alljährlichen Feste der heiligen Geheimnisse wirksamen Einfluß auf die Unterrichtung des Volkes in Glaubenssachen...

Indem also die Kirche das Fest des weltumspannenden Königtums Christi zu feiern gebietet, leugnet sie und leugnet Jeder, der das Fest feiert, daß den Völkern oder Staaten eine andre als nur von Gott (oder seinem Stellvertreter auf Erden) auf Widerruf geliehene Macht zukomme. Diese Form der Verdammung des Nationalismus ist die stärkste überhaupt denkbare.

Während von Gott abgekehrte Männer und Staaten in gegenseitigem Haß und innern Zerwürfnissen dem Zerfall und Untergang entgegengehen, fährt die Kirche Gottes fort, dem Menschengeschlechte die Speise des geistlichen Lebens darzubieten, schafft und formt Generationen von Heiligen für Christus... (Es) ergab sich folgerichtig, daß die katholische Kirche als Reich Christi auf Erden, das seiner Natur nach bestimmt ist, sich auf alle Menschen und sämtliche Länder auszudehnen, im Jahreszyklus der Liturgie ihren Urheber und Stifter als König und Herrn und König der Könige... begrüßt. Wenn... die Lenker der Nationen Unversehrtheit ihrer Autorität und Gedeihen und Fortschritt des Vaterlandes wollen, so dürfen sie sich nicht weigern, gemeinsam mit ihren Völkern dem Reiche Christi öffentliche Kundgebungen der Verehrung und der Ergebenheit zu erweisen.

Die Kirche hofft also die Menschen durch Entwöhnung vom Nationalismus, positiv gesagt: durch Verkündung des Reiches Christi, zu erziehen.

Das Kernstück der Enzyklika ist gerichtet gegen den Laizismus, „die Pest unsrer Zeit". Es ist vielleicht die schärfste Wendung, die die Kirche jemals gegen den — sit venia verbo — „Gott-Ersatz" genommen hat, weil hier offenbar von der Kirche die eigentliche Wurzel des Nationalismus erblickt wird:

...Es gab solche, die darauf sannen, an Stelle der Religion Christi eine gewisse natürliche Religion, ein gewisses natürliches Gefühl zu setzen. Es gab Staaten, die da glaubten, Gottes entbehren zu können und ihre Religion auf die Irreligion und die Mißachtung Gottes selbst zu gründen. Die so schlimmen Früchte, welche aus dieser Abkehr der Individuen und der Staaten von Gott... hervorgingen, haben Wir... beklagt und beklagen sie auch heute: nämlich den überall verbreiteten Samen der Zwietracht, jenen Neid und jene Rivalität unter den Völkern, die der Wiederherstellung des Friedens immer noch eine so große Verzögerung verursachen, die Ungezügeltheit der Leidenschaften, die so häufig sich unter dem Schein des öffentlichen Wohles und der Vaterlandsliebe verstecken. Die bürgerlichen Streitigkeiten, die jenem blinden und schrankenlosen Egoismus entspringen, der nur auf das private Wohl und die eigne Bequemlichkeit hinzielt und dadurch Alles an diesem Maßstabe mißt... und schließlich die erschütterte und dem Ruin zugetriebene menschliche Gesellschaft selbst.

Läßt sich die Richtigkeit der päpstlichen Deduktion bestreiten? Nein. Denn als das achtzehnte Jahrhundert, in folgerichtiger Anwendung von Luthers Lehre der Rechtfertigung „allein durch den Glauben", die persönliche Überzeugung des Einzelnen an die Stelle Gottes setzte, das heißt: das Ethos über den Logos stellte, löste das so gepriesene Jahrhundert die großen Gemeinsamkeiten, die allgemeinen Bindungen, den Universalismus der katholischen Kirche in Staub auf und schuf den „Gott-Ersatz", der seit der französischen Revolution mit dem Namen „Nation" bezeichnet wurde. Von dort aus läuft die schnurgrade Linie zur Hölle des Nationalismus, des Rassenwahns, der Abkapselung der europäischen Völker von einander,

des Weltkriegs und des Nachkriegs. Und eine zweite höllische Kette läuft von dem andern „Gott-Ersatz" des 18. Jahrhunderts, der „Natur", über die Technik zum Hochkapitalismus, zur sozialen Zerklüftung", zum Weltkrieg und zur Weltrevolution.

Der europäische Nationalitätenstreit schwächt Europa und stärkt Rußland. Die ausgebeuteten europäischen Massen werden empfänglicher für russische Ideen — das umso mehr, als das europäische Proletariat notwendigerweise im russischen Bolschewismus eine soziale Befreiungsbewegung sieht (und dafür halten ihn merkwürdigerweise die bolschewistischen Führer selbst), während er in Wirklichkeit die grauenhafteste religiöse Explosion ist, die die Welt seit den finstern Tagen des Urchristentums gesehen hat. Alles, was Nietzsche gegen das Urchristentum sagt, das gilt auch für den Bolschewismus, der sich auch bekanntermaßen an die „Unterwelt" wendet. Nur wäre es ein Grundirrtum, das Alles für spezifisch bolschewistisch zu halten. Es ist in Wahrheit spezifisch russisch.

Während westeuropäische Generäle und Industrielle in ihrer Dummschlauheit, ja während sogar englische Staatsmänner nur die Ansteckungsgefahr durch den russisch-sozialistischen Umsturz in Europa fürchten, weiß man im Vatikan, daß in Rußland eine neue Religion im Entstehen ist. Da sie sich an die Ärmsten und Unglücklichsten wendet — und wer in Europa wäre heute nicht arm und unglücklich? —, so hat sie die hinreißende Werbekraft, wie sie das Urchristentum hatte. Die Kirche weiß, daß Europa zugrunde geht an Rußland, wie die Antike am Christentum gestorben ist, wenn Europa nicht seinen Nationalitätenwahn bei sich ausrottet, und wenn es nicht imstande ist, das soziale Problem zu lösen. Dann wird nämlich eines Tages der verzweifelte europäische Proletarier schreien: „Zum Teufel mit der europäischen Kultur, von der ich doch nichts habe! Flectere si nequeo superos . . ."

In der klaren Erkenntnis dieser Gefahr versucht die Kirche, die nicht an die Macht der Bajonette glaubt, durch die Einsetzung des neuen Feiertags das Gemeinsamkeitsgefühl aller Völker zu stärken. Außerdem sucht sie, wie schon in frühern päpstlichen Ausführungen, gewisse Gemeinsamkeiten mit dem orientalischen Ritus der Slaven stark zu betonen. Man will in Rom die geistige und geistliche Verbindung zum Osten nicht unterbrechen. Und wer weiß, ob die Kirche, wenn es um ihre Existenz geht, nicht noch den letzten Schritt tun und eines Tages ähnlich wie jener Kardinal Schwarzenberg erklären wird: „Wir haben unsre ganze Sache auf das Proletariat gestellt; mit dem Kapitalismus rechnen wir nicht mehr". Noch sieht es nicht danach aus. Vielleicht wird der Schritt auch erst getan, wenn er zu spät ist, vielleicht kann er überhaupt nicht nützen. Aber wann hätten geistige Menschen Bedenken gekannt, wenn es darum ging, ihr Weltbild zu retten?

Der neue Orient von Franz Carl Endres

II.

Die neue Türkei

Charakteristisch für die neue Zeit ist hauptsächlich dreierlei:

1) die Rettung Anatoliens vor dem Einbruch der Griechen durch den Verrat Frankreichs (Franklin-Bouillon) an England und die hieraus sich ergebende Aera Mustapha Kemal;

2) die Entwicklung arabischer Staatenbildungen vorläufig unter der bevormundeten, aber sehr klugen Politik Englands;

3) die große griechische Rückwanderung aus Vorderasien und die dadurch erzeugte Verschiebung der großen Wirtschaftszentren des nahen Orients.

Diese ganzen riesigen Veränderungen, zu denen als Nebenerscheinungen die Gründung des Zionistischen Staates in Palästina, die Mandatschwierigkeiten Frankreichs in Syrien und das Herantasten Italiens über den Dodekanes an die Küste Kleinasiens gehören, haben eine ungeheure Fülle von „Ereignissen" gezeitigt. Über ihnen schweben zwei große Ideen: die überschätzte panislamische — die, von Cairo ausgehend, ins Stocken geraten ist — und die gar nicht hoch genug einzuschätzende panasiatische, die in allen Köpfen des modernen Asiens bis nach Japan hinein teils spukt, teils herrscht, und deren Vollzieher Rußland zu werden sich anschickt.

Als Mustapha Kemal sich gegen den zu Verhandlungen bereiten Khalifen auflehnte, glaubte er, daß keine Macht nach dem furchtbaren Weltkriege ihn und seine Truppen in der großen Öde Anatoliens strategisch aufsuchen werde. Zu seiner Überraschung geschah das aber doch und zwar durch die von England beauftragten Griechen. Der griechische Feldzug von Smyrna her über die anatolische Bahnlinie Eski Schekir-Konia bis nahe an Angora war eine sehr gute militärische Leistung Griechenlands und hätte zur vollen Aufteilung der Türkei geführt. Aber das paßte Frankreich nicht, das davon eine erdrückende Präponderanz Englands in Vorderasien befürchtete. Frankreich schloß daher ein Bündnis mit der Türkei, unterstützte Mustapha Kemal mit Geld, Offizieren, Flugzeugen, Tanks, Kanonen und einer Fülle von Kriegsmaterial. Dadurch gewann die türkische Armee über die griechische, die an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit stand, die quantitative Überlegenheit. Vermutlich stammen auch die operativen Pläne zum türkischen Gegenangriff von französischen Offizieren.

Der Gegenangriff gelang. Das erschöpfte griechische Heer, von seiner Intendantur bestohlen, brach an der Sakaria zusammen.

Mustapha Kemal hatte nun leichtes Spiel. Die angebotene Hilfe Rußlands — vielleicht beschleunigte diese von Frankreich nicht gewünschte Hilfe die türkisch-französische Verbrüderung — brauchte nicht in Anspruch genommen zu werden. England kam seinem griechischen Beauftragten nicht zu Hilfe. Es wagte nicht, die Möglichkeit eines Krieges mit dem damals militärisch rabiaten Frankreich heraufzubeschwören.

Frankreich aber erntete keinen Dank. In irgendeiner Rede hat damals Mustapha Kemal geäußert, daß im großen Ganzen die Europäer doch Hunde seien, ob sie nun so oder so hießen. Frankreich verlor sogar Cilicien und sah sich bald in seinem syrischen Mandat durch einen von der Türkei mit Waffen, Munition und Geld unterstützten Aufstand der Nordstämme (um Antiochia) belästigt.

Nun freute sich wieder England.

Und als man sich an den Verhandlungstisch setzte, da gewann Ismet Pascha, der türkische Unterhändler, durch die englisch-französische gegenseitige Animosität mehr, als die Türkei je zu gewinnen erwartet hatte.

Ismet Pascha ist der typische moderne Türke in intellektueller Hinsicht. Ich kenne ihn aus gemeinschaftlicher Arbeit sehr gut. Seine Stärke ist die Ehrlichkeit in Geldsachen, seine Schwäche sein nationalistischer Fanatismus. Er ist klug und erkennt sofort und fast instinktmäßig eine Schwäche des Gegners. Er ist in allen nichtmilitärischen Dingen Dilettant und glaubt, Vieles mit dem Willen allein durchsetzen und zu einem glücklichen Ende bringen zu können, wozu Sachkenntnis und System gehörten. Trotzdem ist er in jeder Hinsicht bedeutender als der von der öffentlichen Meinung dank eigner Propaganda auf den Schild gehobene Mustapha Kemal.

Dieser ist ein roher, mit brutalem Egoismus ausgestatteter, jedoch persönlich sehr tapferer Soldat, der nur die Gewalt kennt und mit Humanität nicht das Geringste zu tun hat. Jeder Leidenschaft mit der Hemmungslosigkeit eines echt orientalischen Satrapen huldigend, versteht er meisterhaft, den großen Mann zu spielen, der er nach Mut und Willen sicherlich ist, nicht aber nach Intellekt und Charakter. Er ist ein Renaissance-Gewaltmensch ohne versöhnende Beziehung zur Kultur.

Ismet Pascha, der kleine, liebenswürdige, unendlich gewandte Mann mit den nachdenklichen Augen einer Eule, war den europäischen Diplomaten in Genf, und wo er sonst mit ihnen zusammentraf, schon deshalb überlegen, weil diese Diplomaten ja niemals einen europäischen Gedanken, geschweige einen europäischen Willen kundtaten. In der jämmerlichen Atmosphäre europäischer Zerrissenheit und Kleinstaaterei konnte der Asiate, mit kaum hunderttausend Bajonetten hinter sich, erreichen, was er wollte.

Anstatt Konstantinopel zu internationalisieren, ließ man diese europäische Stadt den Türken, die sie haßten und in der Folgezeit systematisch ruinierten. Anstatt den Griechen wenigstens die Westküste Anatoliens zu lassen, wo sie seit 2500 Jahren saßen, willigte man in einen Bevölkerungsaustausch, der Hunderttausende in grenzenloses Elend brachte. Anstatt einige Konsequenzen aus der Massakrierung von fünf Viertel Millionen christlicher Armenier und vieler Hunderttausend Griechen durch die Türken zu ziehen, benahm man sich wie ein Haufe von Kleinkrämern, die einander ihre Kartoffeln neiden.

Daraus entstand die größte Niederlage Europas, und es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn die modernen Türken den Europäer aus tiefster Seele verachten. (Fortsetzung folgt.)

Ernst Reventlows Schwester von M. M. Gehrke

> Was man guten Rat nennt, geht wohl immer nur darauf hinaus, zu lassen, was man durchaus nicht lassen kann, oder zu tun, wozu man nicht imstande ist, überhaupt den eigentlichen Sinn aus dem Leben wegzunehmen und seinen besten Inhalt zu streichen.

Diese so reizenden wie resignierten Sätze stehen in ‚Herrn Dames Aufzeichnungen', und sie können hier ex negativo als Motto dienen. Denn Franziska Gräfin zu Reventlow, geboren in Husum 1871, gestorben in Ascona 1918, war die Frau, die nie einen guten Rat angenommen, dafür aber immer Das getan hat, was sie durchaus nicht lassen konnte, sodaß sie in allen Jahren ihres unendlich gelebten Lebens kaum je in Gefahr geriet, seinen besten Inhalt streichen zu müssen.

Sie, die nach Wildes Vorgang und preziöser Formel „ihr Genie ans Leben, an ihre Werke nur ihr Talent" gegeben hat — sie, die einzig und allein sich selbst schreiben konnte, war als Persönlichkeit mit ihrem Werk so kongruent, daß es nicht möglich ist, das eine ohne das andre zu nennen und zu besprechen. Und was das Werk vom Leben verschwieg, sagen jetzt die Tagebücher, die von der Herausgeberin der Gesammelten Werke: Else Reventlow in die Gesamtausgabe (des Verlags Albert Langen in München) mit aufgenommen worden sind. In der Kindheit und ersten Jugend hat Franziska keine Tagebücher geführt; wer über die Anfänge Bescheid wissen will, beginne die Lektüre mit ‚Ellen Olestjerne', dem Roman der von Hause durchgegangenen Aristokratin, Kind der Ibsenzeit, Freiheitshungrige, die erst die Schranken des Elternhauses und dann die der Ehe zerbricht, um in München, dem, ach, so vergangenen Montsalvat einer noch gegenwärtigen Generation, der geliebten Malerei und den bestürzend starken Trieben ihrer Leidenschaft leben zu können, bis ihre äußerlich zerbrochene, innerlich entwurzelte Existenz in die einfache Erlösung des immer erflehten, kaum erhofften, jubelnd geborenen Kindes einmündet.

Dieser Roman der Ellen Olestjerne ist Zug um Zug Fanny Reventlows Geschichte, mit allem kindlichen Idealismus, allen Jugendkämpfen, allem Glück. Auch das mit der Malerei stimmt. Schriftstellerin? Sie hatte, in völliger Verkennung ihrer größten Begabung, schon

> gegen das bloße Wort eine förmliche Idiosynkrasie. So fuhr ich denn auch diesmal auf wie von sechs Taranteln gestochen und sagte: Nein, ich sei gar nichts. Aber ich müsse hier und da Geld verdienen, und dann schreibe ich eben, weil ich nichts Andres gelernt habe. Grade wie die Arbeitslosen im Winter Schnee schaufeln — sie solle nur einen davon fragen, ob er sich mit dieser Tätigkeit identifizieren und sein Leben lang mit: „Ah, Sie sind Schneeschaufler" angeredet werden möchte.
>
> Das verstand sie nicht und sagte etwas von der Befriedigung, die alles geistige Schaffen gewähre.
>
> „Nein, die kenne ich nicht, aber ich habe manchmal davon gehört", wagte ich hier zu bemerken. „Was mich selbst in solchen Fällen aufrecht erhält, ist ausschließlich der Gedanke an das Honorar."

Das steht in ihrem letzten kleinen Roman, dem ‚Geldkomplex', der ihren Gläubigern gewidmet ist und den letzten Teil ihrer Biographie enthält, nach den eigentlichen Tagebüchern, die hinwiederum da einsetzen, wo Ellen Olestjerne aufhört. Mit der Malerei hatte sie nichts verdienen können, so kam sie zum Schreiben, zuerst einmal zum Übersetzen. Sie übersetzte zehn, zwölf, vierzehn Stunden am Tag, ohne zu essen, nur rauchend, immer im Rückstand mit der Arbeit und im Vorschuß mit dem Honorar; unzählige der Prévôsts, der Maupassants und der andern Franzosen, die Albert Langen in den ersten Jahren seiner Verlagstätigkeit herausbrachte, tragen ihren Übersetzernamen. Ich las vor Jahren dies oder jenes Bändchen und fand sie von bemerkenswerter Schlamperei; mit der Entstehungsgeschichte wird freilich Alles klar. Zwischendurch beginnt sie den autobiographischen Roman, in den Tagebüchern ist davon immer nur mit ehrlichem Abscheu, teils vor der widerlichen Schreibarbeit, teils vor der Wirkung des fertig Geschriebenen, die Rede. Ohne den ihr damals nächsten Freund — heute ist sein Name als der eines unsrer bedeutenden Philosophen genannt — wäre das Buch nie fertig geworden; aber er erzwang die Vollendung, und der mindestens literarische Erfolg gab ihm recht. Dabei ist ‚Ellen Olestjerne' tatsächlich ihr schwächster Roman, der einzige, der, so erlebt und ehrlich er ist, antiquiert wirkt, wie schließlich heutzutage Alles aus der Linie der ‚Renate Fuchs'. Die formale Zerrissenheit, das ungegliederte Hin und Her zwischen Brief- und Tagebuchblättern und objektiver Schilderung mag daran erhebliche Schuld tragen. Später verzichtet die Reventlow entschlossen aufs Objektive, sie stellt sich auf die Ichform ein, auf Tagebuch- und Briefromane, und sie erreicht darin eine Vollendung, die um des Hypersubjektivismus willen nur einer Frau möglich, in der sie aber auch von keiner übertroffen worden ist.

Zuerst entstanden nach den Simplicissimus-Skizzen langer Zwischenjahre jene „Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil" mit dem Obertitel ‚Herrn Dames Aufzeichnungen'. Dieses Buch, worin ein junger ratloser Bürger von passivstem Charakter in den Strudel von „Wahnmoching" gerät, innerlich im verständnislosen Gegensatz dazu bleibt, äußerlich mit ihm identifiziert wird, ist nicht mehr und nicht weniger als die bisher sicherste, witzigste und erschöpfendste Darstellung des Schwabing um 1900, das „eine geistige Bewegung, ein Niveau, eine Richtung, ein Protest, ein neuer Kult..." ist oder vielmehr war; und da dieses Schwabing der Vergangenheit angehört und von keinem Gegenwärtigen mehr geschildert werden kann, bleiben ‚Herrn Dames Aufzeichnungen' wohl sein klassischer Roman. Unnachahmlich die bezaubernde und quasi respektvolle Ironie, wie Schwabings sich berührende oder bekämpfende Kreise, der um Stefan George und Karl Wolfskehl etwa, geschildert sind, kunstvoll aus der Perspektive des Außenstehenden, nicht ganz Ebenbürtigen, eine Distanzierung, durch die der spöttische Autor voll Grazie den Spott auf sich selbst zurückbezieht. Welche Fülle versunkener Gestalten, wieviel Geist sowohl in der Lebensform wie in den Worten jener doch

in jedem Fall reichen und bewegten Menschen! Da ist Delius mit der Römersubstanz und Kellermann mit der germanischen; man möchte glauben, Adolf Hitler habe diese ihre Biographie gelesen und mißverstanden und habe aus ihr die Kraft geschöpft, Mussolini di Monaco di Baviera zu werden.

Selbstverständlich enthält der kleine Roman nicht nur Herrn Dames, sondern auch Fanny Reventlows Erlebnisse; sie tritt hier in zwei Frauen geteilt auf, ihre Vitalität hätte für sechs gelangt. Später kommt sie zum gänzlichen Ich-Stil; in den „Amouresken" ‚Von Paul zu Pedro', ihrem reizendsten Buch, und im ‚Geldkomplex' ist SIE der Mittelpunkt, sie, die vollendete Aristokratin, sie, die letzte Bohémienne, sie, die große Amoureuse.

Eine charmante Frau, durchgebrannte Komtesse gleich Fanny Reventlow, sagte mir einmal: „Dumm bin ich nicht. Ich bin sogar klug. Aber ich bin oberflächlich und will unbedingt oberflächlich bleiben. Es lebt sich so viel angenehmer..." So gibt sich die Reventlow in ihren „Werken", für deren verspielte Anmut das Wort zu schwer ist: klug und von bewußter, gewollter Oberflächlichkeit. „Wie angenehm, daß man als Frau keine Logik zu haben braucht! Denken Sie, wenn ich all meine mühsam erworbene Lebensweisheit in Schachteln ordnen sollte — ach nein, ich werfe lieber Alles durcheinander in eine Schublade und hole gelegentlich heraus, was mir — oder Andern Spaß macht", sagt sie — und prägt nebenbei pfeilscharfe Worte wie das vom „geistigen Tiefstapler". Sie, deren gnädigerweise vorm Alter erloschenes Leben nach dem, gleichfalls von ihr formulierten, Grundsatz verlief: „Man ist nur einmal nicht mehr jung" — sie lebte, schrieb und verfocht mit einzigartiger, nicht gewollter, sondern gewachsener Souveränität die Polygamie der Frau oder wenigstens die Möglichkeit ihrer polygamen Veranlagung. „Unter Liebe verstehe ich — nun, eine seriöse Dauersache. Aber Sie dürfen mir diesen Begriff nicht zu optimistisch auffassen... Seriöse Dauersache ist, wenn es viele Monate sind; über ein Jahr — dann wird es schon Verhängnis mit einem Stich ins Ewige"... und zu was für Vereinfachungen und Verwicklungen, Freuden und Schmerzen, Entdeckungen und Formulierungen, Erlebnissen und Erkenntnissen bezauberndster Art ihre Polygamität sie sonst noch geführt hat, das lese man selber.

So sei nur noch von dem tragischen Untergrund auch dieses Lebens die Rede, wie ihn die Tagebücher enthüllen. Wer sie kannte, dem zeigte sie sich als die ewig lebenerfüllte und geistsprühende, unfehlbar souveräne Frau, die „immer nur von einer Umarmung in die andre flog", die auch in den Zeiten zerrissener Kleider und ausgepfändeter Ateliers ihre Haltung bewahrte, und der die ewigen Geldnöte, Krankheit und alle Schikanen des Lebens höchstens ein bißchen verächtlichen Spott entlocken konnten. Und so sind selbst ihre nächsten Freunde überrascht und im Innersten erschüttert worden durch das Bekenntnis der Tagebuchblätter. Daraus wird die scheinbar über alle Menschenkraft gehende Verhetztheit dieses Frauenlebens offenbar, das zwischen zwei Sonnensommern in Chieming oder Korfu sich in Krankheit, Elend, Fronarbeit und barer Prostitu-

tion dahinschleppt, und das so zu leben und mit dem Augenblick neuen Aufstiegs, hunderter neuer Aufstiege beglückt zu vergessen eben nur eine Frau von der uferlosen Lebens- und Liebeskraft Fanny Reventlows imstande war, weil sie in einer seltenen und trotz Allem harmonischen Verschmelzung von Mutterschaft und Hetärentum Kraftquellen besaß, von denen die Mehrzahl noch nicht einmal verstandesmäßig etwas ahnt.

Am Schluß ihres Lebens hat sie künstlerisch neue Wege eingeschlagen, die, zu Ende geschritten, vielleicht den Ring ihres Schaffens vollendet hätten. Der novellistische Roman aus dem Nachlaß: ‚Der Selbstmordverein', liest sich in großen Teilen nahezu völlig wie ein Buch des andern großen aristokratischen Romanciers: Eduards v. Keyserling. Nur daß in die Erzählung der Reventlow Elemente grotesker Tragik — vorbereitet in manchen kleinen Erzählungen — hineingreifen, die dem baltischen Kollegen fern gelegen haben. Vielleicht hätte hier eine neue Entwicklungsmöglichkeit der Schriftstellerin, die nicht so heißen wollte, gelegen; zunächst bleibt uns dies Neue ein wenig fremd, weil es die Identität von Buch und Persönlichkeit vermissen läßt, die wiederum mit ihren literarischen Gipfelpunkten gleichbedeutend ist. Und da wir diese Identität nun einmal als ihr Eigentlichstes erkannt haben, und da wir wissen, daß das frühe Ende für die nur jung und liebend denkbare Frau ein Glück war, so müssen wir diesen Tod nachträglich von jedem Standpunkt aus gutheißen.

Meine Sprache von Arnold Weiß-Rüthel

Mir ist in diesem gar witzlosen Land
schon so ziemlich Alles verloren gegangen!
In erster Linie der Verstand.
Mit dem ist ja auch nur unter der Hand
und an den Samstagen etwas anzufangen.
Aber dennoch — das ist meine beste Freude —:
ich habe jetzt etwas ganz Neues entdeckt,
mit dessen Hilfe man restlos bezweckt,
daß einem die Mehrzahl der bessern Leute
am … …!
Das ist meine Sprache, mein Katalog
mit den allergeheimsten und seltsamsten Worten.
Zum Beispiel: wer weiß, was ein „Kastramatog",
ein „Drjanozs" ist oder ein „Patramasporten"? …?
Ich nenne jetzt, ohne mir etwas zu denken
den Reichspräsidenten einen „Petschenken"!
Und Hitler, das ist in meinem Jargon
ein absoluter „Gramastophon"!
Auf Deutschland, Ihr werdet das schließlich begreifen,
muß ich aus persönlichen Gründen „patreifen".
Wobei so ein Wort, dessen Sinn Ihr nicht wißt,
durchaus keine abfällige Bemerkung ist!
Nein, nein! Aber immerhin und so weiter —
ich finde die neue Methode heiter,
denn um einander recht gründlich mißzuverstehn,
muß man seiner allereigensten Wege gehn.
Und so grüße ich euch in diesem Sinn
mit dem vielsagenden Sprichwort: „Karamola tara tschinn!"

Der General in der Comédie von Ignaz Wrobel

Als ich hinkam, standen mehr Schutzleute da als Theaterbesucher, und Alles drängte sich im grauen Abendregen um ein geklebtes Plakat, dicht am Denkmal von Musset: das Stück war abgesagt! An Stelle des Stückes wird heute abend ‚Hernani' gespielt. Und hundert Trillerpfeifen sanken enttäuscht in schwarze Manteltaschen. Da stand die patriotische Jugend von Paris und war ihres schönsten Vorrechts beraubt: Skandal zu machen, Skandal in der Comédie Française!

Das Stück hieß ‚La Carcasse', das Gerippe — und war von den Herren Denys Amiel und André Obey, die nicht zum ersten Mal zusammengearbeitet hatten. Sie haben gemeinsam schon ‚La souriante Madame Beudet' gegeben, und von Amiel allein kenne ich einen entzückenden Akt ‚Café-Tabac', der eine kleine Kneipe auf die Bühne setzt und so nebenbei ganz Paris. Die Autoren haben einen guten Ruf — aber dieses Mal haben sie in den Mostrichtopf gegriffen. Ein General wird in diesem Stück lächerlich gemacht!

Durch die Pariser Kritik ging bereits am Tag nach der Generalprobe ein düsteres Raunen. Rechts räusperte man sich bereits, und die ältesten Knacker bewegten ihre Federn im Takt des Gassenschlagers ‚La Trompette'; die Wut der Wilden, denen ein Vorübergehender ein Manoli-Plakat auf den Vitzliputzli geklebt hatte, entlud sich in ärgerlichen Kritiken, die zunächst so halb und halb literarisch blieben. Die Premiere stieg, das Stück ging so lala durch, und die Herren, die ihre Theaterkritik wöchentlich schreiben, waren noch nicht so weit.

Inzwischen erschienen die maßvoll tadelnden Kritiken der Kanonen, die feinen Leute begannen sich zu regen — es kam der Donnerstag, und mit ihm die erste Abonnementsvorstellung. Seit dem ‚Tombeau sous l'Arc de Triomphe' war so ein Spektakel nicht dagewesen, von des seligen Bernstein Zeiten gar nicht zu sprechen. Die Leute zischten, machten „Huhu—", und Einer stand im Parkett auf und hielt dem Darsteller des Generals, Herrn de Feraudy, eine schöngesetzte Rede: man dürfe nicht und solle nicht und könne nicht . . . Huhu — die Abonnenten waren bessere Leute, hatten gedient und dienen lassen und wußten, was sich gehört. Und nun gings los.

Pujo von der ‚Action Française' war an diesem Abend im Theater gewesen, man hatte ihn bemerkt, und schon sprach sichs herum: eine Manifestation, eine Manifestation! Zu früh. Die sollte erst kommen. Und worum handelte sichs denn nun?

Die Komödie der beiden Autoren ist ein Stück braver Sittenschildung. Ein General, bereits zu Beginn des Krieges pensioniert — „limogé" der französische Fachausdruck —, ist ein Schuft. Vorsichtshalber hatten ihn die Dichter zu einem „général d'habillement" gemacht, was es nicht gibt — es gibt zwar Kammerunteroffiziere, aber keine Kammergenerale. Dieser General also, der Hund, hat nicht nur einen Sohn, der Kavallerie-Unteroffizier und keineswegs brav ist, sondern auch eine Frau mit Liebhabern, von denen er ein bißchen lebt. Jener Sohn macht eine Unterschlagung in der Schwadronskasse und

nimmt sich das Leben. Spielschulden. Große Szene: wie soll man dem Alten das beibringen? Die Köchin, die das Telegramm hat, wagts nicht abzugeben; der Bürgermeister der kleinen Stadt schickt einen Stadtrat, der will kondolieren, erfährt, daß der General noch von gar nichts weiß, redet hin und redet her . . . Schließlich versteht ihn Seine Exzellenz miß, deutet den offiziellen Besuch falsch und sagt etwas unvermittelt: „Ja, ich werde betrogen, und ich weiß es." Und dann ist das Stück, sanft verkluckernd, aus . . . Etwas dünn.

Desto dicker war der Hallo. Man sollte nicht glauben, in wie gutem Geruch Generale stehn, die offenbar keine untern Extremitäten, keine leichtfertigen Frauen, keine bösen Söhne haben . . . Die vernünftigen unter den Kritikern brachten zunächst nur ein Argument vor, über das man immerhin diskutieren kann: das Stück eigne sich nicht für ein Staatstheater. Schön. Selbst Herr Antoine, der heute Theaterkritiker der ‚Information' ist, war dieser Meinung — hatte er seine große Vergangenheit vergessen? Man vergißt das manchmal. Daß Clément Vautel, der Sechser-Feuilletonist, dabei war, versteht sich — und auch der alte General Castelnau im ‚Echo de Paris' blies in die Trompete und knackte mit den rostigen Gelenken. Diese wildere Gattung begnügte sich nicht mit zahmen Argumenten.

Generale tun so etwas nicht. Generale sind Frankreichs Stolz. Generale haben, sind und können Alles. Was sollen die Fremden von uns denken! Das ist der Beginn des Bolschewismus. Die Respektlosigkeit der untern Klassen . . . und was man so nach dem Abendbrot zu sagen pflegt.

Einige schrieben, man dürfe nicht „generalisieren", was in diesem Zusammenhang besonders lustig wirkt; Manche schlugen den Dichtern vor, dieses Fabelwesen an Scheußlichkeit doch einen anonymen Beruf ergreifen zu lassen, und Einer machte sogar das Angebot, den Kerl zum Senator zu ernennen, dann sei das Land gerettet. Im übrigen: die feindliche Propaganda wird sich des Stückes bemächtigen. Wir kennen diese Musik.

Umsonst wandte der eine Verfasser, Amiel, ein, daß Dichter immerhin das Recht hätten, sich ihr Mileu auszusuchen; daß dies kein Angriff gegen das Militär sei; daß die Notare bei Becques ‚Raben', die Beamten bei der ‚Roten Robe', die Ärzte bei ‚Knock' von Romains ja auch nicht protestiert hätten . . . Umsonst. Ein General, ein General —!

Was Herr Desjardins, ein Abgeordneter aus dem Aisne-Departement, in der Kammer aufsagte, bewies die Vorzüglichkeit seiner Schulbildung sowie seinen Umgang in bessern Kreisen. „Cette pièce est une offense à la famille, à la dignité de chacun . . ." Ablehnung seines Antrags, das Stück abzusetzen, mit 380 gegen 170 Stimmen. Der Unterrichtsminister, Herr Lamoureux, sagte, er pflichte der Entscheidung seines Vorgängers Delbos, der das Stück erlaubt habe, bei. Aus.

Aber noch lange nicht in den Zeitungen. Am unverhülltesten drohte die ‚Action Française'. Nach dem richtigen Satz: „Es gibt keinen Standpunkt, der nur und ausschließlich literarisch wäre", nach der Beschimpfung: „Es war vielleicht ein

republikanischer General" (da gehts auf ein Mal!), nach dem Hinweis auf den guten Musterschüler Bernstein, bei dem immer Alles so fein zugehe, auch wenns nicht fein zugehe — danach kam am Sonntag morgen die Drohung: „Maintenant, ils sont prévenus . . . das Stück zurückziehen, sonst . . . die Comédie Française zum Schlachtfeld . . ." Die Parole war gegeben.

Sonntag abend sollte die Aufführung sein. Sonntag mittag um halb Zwei telephonierte Herr Amiel den Generalverwalter des Staatstheaters an: Das Stück wird zurückgezogen. Nachmittags Interpellation in der Kammer: Laßt Ihr euch das gefallen? Antwort vom Regierungstisch: „Ja . . . wie es so manchmal zugeht im menschlichen Leben . . . selbst die Autoren wollen nicht . . ." Abends allerseits große Enttäuschung, das Eintrittsgeld wird zurückgezahlt, die Jeunesses Patriotes, die der ‚Comédie' schon einen gepfefferten Drohbief geschrieben hatten, schoben ab. Sieg oder Platz?

Ich kann im Schlaf (nur im Schlaf) aufsagen, was bei uns darüber geschrieben werden wird. „Herr Wrobel ist mit seinen geliebten Franzosen nicht zufrieden: ein Zeichen, daß sich auch in Frankreich der Wille zur Nation zu regen beginnt, der ja dort stets..." Gute Nacht. Aber ich will euch mal was sagen.

In meinem Leben habe ich noch nicht gehört, daß Pazifisten ein Stück mit allen Mitteln boykottiert haben, wenn telephonierende Menschenschlächter darin belobt werden; wenn die ekelhafteste Manier, Menschen in den Tod zu schinden, besungen wird; wenn der Friede bespien und die Menschlichkeit mit Kommiß-Stiefeln zertrampelt werden. Da ist kaum Einer da. Kein Kino, kein Theater hat Angst vor euch — weil Ihr eure Macht nicht ausnutzt. Nicht eine Zeitung, die vor acht Briefen an den Verleger erzittert, kennt euch — wer je Redaktionspost gelesen hat, weiß, daß es immer die Generale, die Feldwebelleutnants, die Säbelträger sind, die ein Blatt wirklich abbestellen, ihm die Inserate entziehen, es wirtschaftlich schädigen, wo sie nur können. Die Andern —? Wo sind die Andern —?

Daß das Militärpack Mitläufer hat, Mitesser des Ruhms, ist bekannt. Daß sie ihm Beihilfe leisten, nicht minder. Militärfromme Justizräte, brave Bürgerväter, die lieber den Tod dreier Söhne als eine Kapitalzusatzsteuer verschmerzen, gute Gefreite im Herrn — das wackelt Alles hinterher. Und entdeckt seinen Takt des Herzens, wenn unsereiner den Krieg das nennt, was er ist: eine Schweinerei. Man darf doch nicht generalisieren . . . Vielleicht ist das in der Charge zu hoch begriffen. Aber ich weiß, was man darf.

Man darf den Militärbonzen aller Länder ihren Stand und ihre Fahnen um die Ohren schlagen, daß ihnen der Lesebuchruhm zu den Ohren herausspritzt; man darf sich ausbitten, daß auf einer Bühne, die wir bezahlen, in einer Zeitung, die wir bezahlen, vom Krieg mit jenem Abscheu und jenem Grauen gesprochen wird, wie sich das gebührt, wenn von einem Massenverbrechen die Rede ist; und man darf nicht nur Alles boykottieren, was den Krieg anpreist wie eine Badekur, sondern es ist unsre Pflicht, das zu tun.

Da liefen sie auseinander, die hoffnungsvollen Knaben der guten Gesellschaft und solche, die es werden wollen. Die Schutzleute zerstreuten sich, drin rollten sie „Hernani' herunter, die Kasse buchte und raschelte mit den Francscheinen, und ich sah den Demonstranten nach, die es heute abend nicht geworden waren. Ich sah ihnen nach und beneidete eine Bewegung, die über Fäuste verfügt, wenns not tut, über Lungen, die brüllen, und über Arme, die zuschlagen. Und die uns zwingen wollen, für sie Kinder in den Tod zu schicken, die weiter kein Verbrechen begangen haben, als einen braunen oder grünen Paß zu besitzen. Ich sah ihnen nach und verstand, was uns fehlt.

Die Soldaten des Friedens.

Minna von Barnhelm von Alfred Polgar

Es war — wie sag' ichs meinem Geburtstagskind, dem Burgtheater? — eine sorgfältig gewaschene und geplättete Aufführung, sonntäglich blank und sauber, und die Langeweile, die sie verbreitete, roch edel. Die Hörerschaft, zum frohen Wohlgefallen entschlossen, ließ sich von diesem Entschluß — in Treuen fest — durch nichts abbringen. Und also folgte „wie die Nacht dem Tage" jedem Abgang jedes Spielers ein Beifalls-Tusch.

Um das Beste vorwegzunehmen: das war Fräulein Alma Seidler als Franziska. Sie ist schalkhaft, ohne neckisch zu sein, leicht und flink, sie hat Humor und Wärme, das Wort fließt ihr so natürlich von der Lippe, als wärs dort entsprungen, nicht im Buch. Auch Herr Aslan (Riccaut) war erfreulich. Schmierig und doch Chevalier, ergebenst und doch gefährlich, ein Glücksritter ohne Furcht und Tadel. Wenn er so ein bißchen großartig wurde — zum Beispiel, wie er seinen Namen rollen ließ —, war in die paar Worte das ganze Theater-Pathos der Franzosen parodistisch eingefangen. Der Just des Herrn Heine hatte Linie und Charakter. Ob man die Figur so ganz dumpf (eine Mischung aus Hausknecht und Bauer), vor Allem, ob man sie so hundstagsmäßig trocken spielen muß, scheint zweifelhaft. Hingegen gab Herr Treßler dem Wirt hinreichend viel Feuchtigkeit. Sein Humor überschwemmte die Rolle. Paul Hartmann, zu Beginn unverständlich — erst später überwand sein Sprechen den tonmordenden Raum —, hatte auch als Tellheim die männliche Anmut, das Grade, Entschiedene, Unbedingte in Stimme, Blick und Haltung, das Lebenswarme und Gefühls-Starke, das seine jugendlichen Helden so liebenswert macht. Doch schlug diesmal oft ein leerer Ton durch, im Affekt auch Komödiantisches. Sollte die Luft des Burgtheaters schon wirken? Schon ein Opfer des Klimas? Minna: Frau Wohlgemut. Ein Bild ohne Gnade. Die Verliebtheit, die Freude, die große Güte: Alles evident gespielt . . . und doch nicht sichtbar. Minna von Tarnhelm. Herr Höbling war mehr Tambour als Wachtmeister. Welch' ein Trommler, Wirbler, Schmetterer!

Stück und Darstellung hätten dem guten Kaiser Josef viel Freude gemacht.

Krieg, Handel und Piraterei im Fernen Osten

von Otto Corbach

Der Bericht der Chinesischen Seezollverwaltung für das Jahr 1925 schloß mit dem erstaunlichen Ergebnis ab, daß die Einnahmen mit 69 865 000 Haikwan Taels (1 H.-Tael = etwa 3,20 Mark) die des vorausgegangenen Jahres noch um 270 000 Taels überstiegen. Trotz aller kriegerischen und revolutionären Ereignisse. Ende Juli hatte die Boykottbewegung diese Einnahmen um 3 Millionen Taels hinter den Stand des entsprechenden Zeitpunkts im Jahre 1924 zurückgeworfen; dann aber folgte eine stetige Erholung, und der Rückgang verwandelte sich in einen Fortschritt. Hongkong, Kanton, Hankow und Swatau, die dem Boykott am stärksten ausgesetzt waren, sahen ihre Handelsziffern zwar zusammenschrumpfen; aber was sie verloren, gewannen die nördlichern Häfen, die zudem noch für den Überschuß aufkamen. Also muß der englische Handel, der in den südlichern Häfen überwiegt, und gegen den der Boykott ja fast ausschließlich gerichtet war, immerhin erheblich zurückgegangen sein. Dennoch kann der englische Gesamthandel im Fernen Osten diese Verluste leicht verschmerzen. Der Jahresbericht der Hongkong and Shanghai Banking Corporation beweist, daß sie durch Gewinne in andern fernöstlichen Gegenden wettgemacht wurden. Sie war in der Lage, dieselbe hohe Dividende auszuschütten wie für das Jahr 1924, nämlich 8 Pfund Sterling auf den Anteil. Die Londoner City bejubelte diese Nachricht, die zu beweisen schien, daß das weitverzweigte Unternehmen auch allen künftigen Stürmen gewachsen sein würde, solange sich seine Geschäfte in den Malayenstaaten, in Niederländisch-Indien, in Japan, Siam, Indochina und auf den Philippinen in aufsteigender Linie bewegen.

Die Kehrseite dieser Medaille? Die rosige Farbe des chinesischen Außenhandels ist nicht die einer gesunden Volkswirtschaft; sie gleicht den „Todesrosen" auf den Wangen Schwindsüchtiger. Das chinesische Volk bezahlt die Gewinne des fremden Handels, die zuletzt nur Früchte jahrhundertelanger Piraterei bedeuten, mit der Substanz seiner uralten Wirtschaftsorganisation, die schon einem verfallenden Kadaver gleicht, worin Räuber und „Soldaten" die Rolle von Maden spielen. Auch für die Zukunft des fremden Handels muß schließlich Alles von der Art der Machtorganisation abhängen, die als Knochengerüst einer neuen Gesellschaftsordnung aus dem chinesischen Bürgerkrieg hervorgehen wird. Geld regiert die Welt nicht allein, am allerwenigsten in kriegerischen und revolutionären Zeitläuften. Boden und Menschen sind die Urelemente aller Wirtschaft; wer sich die Macht darüber aneignet und sie behauptet, braucht um Geldmittel nicht verlegen zu sein. Die schönen Abschlüsse der Hongkong and Shanghai Banking Corporation bedeuten wenig, solange das britische Prestige in ganz Asien weiter schwindet. Der britische Konsul in Swatau mußte monatelang seinen Haushalt ganz allein versehen, die Einkäufe besorgen, sich seine Mahlzeiten selbst kochen, sein Heim eigenhändig sauber halten, jeden noch so weiten Weg zu Fuß machen — zum Gaudium der chinesischen Bevölkerung, die keine Hand für ihn rührte, und deren Späher ihn bei den intimsten Verrichtungen beobachteten. Daß die Chinesen einen Boykott so wirksam und nachhaltig führen, den amtlichen Vertreter einer Welt-

macht wie Großbritannien nötigen können, den Schritt zu tun, der das Erhabene vom Lächerlichen trennt, spricht Bände für die Stärke ihres Unabhängigkeitswillens, und unter Umständen mag das Schauspiel des nachtgeschirrleerenden Konsuls den britischen Imperialismus im Fernen Osten schwerer erschüttern, als ihn die Gewinne der Hongkong and Shanghai Banking Corporation zu stützen vermögen.

Nach der Wiederherstellung der alten Machtstellungen Tschangtsolins durch japanische Nachhilfe, nach den Niederlagen der revolutionären Armeen infolge der Unterstützung der gegenrevolutionären Heere Tschangtsolins und Wupeifus durch fremde Imperialisten — danach könnte es scheinen, als ob sich die Aussichten auf eine evolutionäre, die Interessen des Weltkapitals schonende Entwicklung der innenpolitischen Verhältnisse Chinas vermehrt hätten. Das Gegenteil ist glaubhafter. Die japanischen Imperialisten tanzen in ihrem eignen Lande auf einem Vulkan. Auf Grund des neuen Wahlgesetzes, das die Zahl der Wahlberechtigten von drei auf dreizehn Millionen erhöhte, war eine große Arbeiterpartei gebildet worden, die gleich wieder verboten und erst auf neuer, „gesetzlicherer" Grundlage erlaubt wurde. Die hatte in ihrem ursprünglichen Programm unter anderm gefordert: Auflösung des Generalstabs und der Admiralität; Autonomie für die Kolonien; Widerstand gegen jeden Krieg zu kapitalistischen oder imperialistischen Zwecken; Aufhebung der Genro, des Obersten Rates, des Oberhauses und des Adels; Verkürzung der Dienstzeit im Heer auf ein Jahr bei Zahlung eines Minimallohns für die Eingezogenen. Und wie das Proletariat, so ist auch die Studentenschaft in Japan von einer antimilitaristischen revolutionären Stimmung beherrscht. Die kaiserliche Universität in Tokio, einst die Hochburg des japanischen Konservatismus, stellt heute ihre Hallen für Demonstrationen revolutionärer Studenten zur Verfügung. In Kioto verhaftete die Polizei kürzlich dreißig Studenten, die einem sozialpolitischen Club angehörten; man fand bei jedem ein Exemplar einer Rede Lenins. Einer der Verhafteten entpuppte sich aber als ein leibhaftiger Prinz, und die Polizei war genötigt, sich wegen des Mißgriffs an allerhöchster Stelle zu entschuldigen.

Die verschleierte japanische Einmischung in die innern Verhältnisse Chinas bildete den Auftakt zu einer neuen Epoche in der Geschichte der nationalen Revolution des chinesischen Volkes. Hätte Japan Tschangtsolin seinem Schicksal überlassen, so wäre er von der Bildfläche verschwunden. Das Eingreifen Fengjusiangs würde auch die gegenrevolutionären Absichten Wupeifus im Keime erstickt haben, und aller Voraussicht nach wäre eine Einheitsfront gegen den fremden „Imperialismus" zustandegekommen. Fengjusiang ist ebensowenig Anhänger des russischen Kommunismus, wie es Dr. Sunjatsen war. Er ist höchstens ein „christlich-sozialer" Reformist. Die künstliche Verlängerung des chinesischen Bürgerkriegs durch fremde Einmischung macht ihn aber immer abhängiger von sowjetrussischer Unterstützung. Das japanische Beispiel hat schon angefangen, England und Amerika zur Nachahmung zu reizen. Es wird von außen her durch unsichtbare Hände immer mehr Öl in das Feuer des chinesischen Bürgerkriegs gegossen. In dem Maße aber, wie Land und Volk dabei ausgeplündert und zerrüttet werden, werden sich die revolutionären Kräfte, die schließlich doch mit elementarer Gewalt zum Durchbruch kommen müssen, „bolschewistischer" gestalten.

Herr Wendriner in Paris von Kaspar Hauser

Mohjn, Welsch! Na, wie gehts? Ja, wir sind wieder zurück. Seit vorgestern, Komm Se rein. Na, erst an der Riwjera und denn noch 'n kleinen Abstecher nach Paris. Wie's war —? Gott... wissen Se... wissen Se: Paris is nischt... manches ist ja schon faabelhaft. Nehm Se 'ne Zigarre —?

Also wie wir ankomm, regnets in Strömen. Ich denke: schon faul. Richtig: erst mußten wir zehn Minuten aufs Auto warten, der Kerl verstand erst nicht, na, dann gings. Ich hatte mir'n Zimmer reservieren lassen — Grang Hotel, ganz ordentlich. Na, und am nächsten Morgen sind wir dann los. Da hab ich meiner Frau mal Paris gezeigt. Nee, ich war vorher noch nicht da. Na, also die Buhlewars — ein faabelhafter Autoverkehr, na, unerhört. Da stehn die Autos man immer so in sechs, acht Reihen. Das ist schon imponierend. Und fahren tun die Kerls —! Man denkt immer, sie wern einen überfahn, oder man wird umkippen. Kippt aber keiner. Regierer war übrigens auch in Paris — wir trafen ihn auf der Plahhß an der Oper; mir war das sehr angenehm, er hatte die letzten Kurse aus Berlin telegraphisch bekommen, man hört doch immer gern von zu Haus. Sie, hörn Se, schmeißen Sie mir die Asche nich aufn Teppich, meine Frau kann das nicht leiden, hier ham Sie'n Aschbecher! Na, meine Frau hat eingekauft, nich zu halten war sie. Wissen Se, soo billig ist Paris nu auch nich. Ich hab ihr unter anderm 'n Jackenkleid gekauft und zwei Kleider, ein großes Abendkleid, dann was für'n Strand, wenn Gott will, wird sie das in Heringsdorf tragen — dafür hab ich bezahlt, zusammen, im Ganzen also 3550 Francs, das macht, warten Se mal, das wahn damals... circa 510 Mark. Dafür hat sies in Berlin auch. Aber sehr schick. 'ne sehr schicke Verkäuferin hat uns bedient... Gegessen ham wir natürlich bei Prünjeeh. Haben Sie mal bei Prünjeeh gegessen? Nein? Na, faabelhaft. Sehr elegantes Publikum — Engländer, große Amerikaner, offenbar auch viel Diplomatie. Bei Ssiroh? Nein, da war ich nicht, das soll ja nicht so gut sein. Im Allgemeinen find ich die Portionen 'n bißchen klein, die Orrdöwas sind ja phantastisch, aber die Portionen sind doch 'n bißchen klein. Ein Freund von dem Bruder meiner Frau, die hat einen Vetter, der lebt in Paris, der hat uns in ein Lokal mitgenommen, da komm sonst Fremde nie hin, das war echt pariserisch. Na, und dann wahn wir im Louwer, sehr interessant, wahn Sie auch im Louwer?, ja, das muß man ja. Na, und denn sind wir noch so rumgebummelt, abends warn wir in der Revue, bei der Mistuingett. Ham Sie die Mistuingett mal gesehn? Ach, Sie ham sie gesehn... Na ja, die ist ja nicht so doll. Die Revue war ja fabelhaft. Aber dann haben wir in einem kleinen Theater da eine Person gesehn, ich weiß nicht mehr, wie sie heißt... ich komm nicht auf den Namen... die wern Sie nicht kennen — na, die war faabelhaft. Das hab ich noch nicht gesehn. Die Lichtreklame fand ich ja nicht so aufregend. Ich meine, das haben wir in Berlin auch. Dann wahn wir abends auf Mongmachta — kennen Sie das? Ach, Sie kennen das... Ja, ich

war auch nicht so begeistert. Apachen sieht man gar nicht. Aber dann wahn wir im Perrokeeh — kennen Sie das? Das kennen Sie nicht? Was, Sie kennen Perrokeeh nicht? Na, das ist faabelhaft. Wir ham bezahlt, warten Sie mal, Sekt natürlich, alles in allem 320 Francs. Das sind ... das waren damals 45 Mark. Im Café de Paris? So, wahn Sie da? Ich war da nicht, das soll ja nichts sein. Dann haben wir Freunds getroffen, wir hatten grade Strümpfe für meine Frau gekauft, und wie wir noch so vorm Laden stehn und umrechnen, wer steht da? Freund. Mit Frau. Ich mag ihn ja nicht. Hat er übrigens den Kredit aus Stuttgart bekommen? Sie, ich wer Ihnen was sagen: das ist ein ganz unverschämter Gauner ist das! Er hat gewußt, ich will den Kredit haben, schließlich haben wir zuerst mit den Leuten unterhandelt ... Er sieht übrigens nicht gut aus. Regierer hat im Klärritsch gewohnt — ich möcht wissen, wie der Mann das macht. Was wir noch gesehn haben? Prünjeeh, die Revuen, die große Opa, Mongmachta, Notta Damm, den Louwer — na, das Wichtigste ham wir gesehn. Weiter ist ja dann auch nichts.

Ja, und einen Abend bin ich allein ausgegangen. Wissen Se ... also ich hatt doch erst den Doktor Hauser aufgesucht, ja, der immer in der ‚Weltbühne' diese Berliner Sachen schreibt. Jedesmal, wenn ich das lese, sag ich zu meiner Frau: „Regierer — wie er leibt und lebt!" Na, er war kolossal erfreut, er freut sich wohl immer, wenn er Landsleute sieht. Ja. Na, und den hab ich nach Adressen gefragt. Seh ich gar nicht ein — wozu bin ich auf die ‚Weltbühne' abonniert? Er hat gesagt, er wüßt keine ... na, Regierer wußte aber welche, und an der Börse hab ich mir auch welche sagen lassen — und eines Abends hab ich zu meiner Frau gesagt, mein liebes Kind, du wirst müde sein, ruh dich aus, ich wer mir'n bißchen die Schaufenster ansehn gehn. Da haben wir uns dann 'n Auto genommen, Regierer und ich, allein war mir die Sache zu riskant. Na, wissen Se ... Vorm Haus standen schon andre Herrschaften, ich dräng mich so vorbei, auf ein Mal hör ich, wie Einer sagt „Boches!" — na, ich muß ja nicht von Allem haben und wollt schon vorbei, aber auf ein Mal hör ich, die Leute sprechen deutsch! Da bin ich ran und hab dem Kerl aber ordentlich meine Meinung gesagt! Wissen Sie, die Deutschen auf der Reise ... Na! Ich habn aber ordentlich Bescheid gestoßen. Es war so ein ganz Kleiner, dem hab ichs aber gesagt! Na, und drin war denn alles voller Spiegel, und ein ganzer Saal mit nackten Weibern. Ein ganzer Saal voll. Na, nich rühr an, natürlich. Ich hab die obligate Flasche Sekt bezahlt, die Mädchen haben auch ein bißchen getanzt, eine hat was vorgemacht, eine sehr nette Persón, sie sprach auch 'n bißchen deutsch. Ich war eigentlich etwas enttäuscht. Ich hatt mir die Pariserin eleganter gedacht. Überhaupt, nu frag ich Sie: wo ist in Paris die Eleganz? Auf den Buhlewars sind ja manchmal ganz schicke Personen — aber ich meine, sowas sieht man bei uns in der Premiere auch. Ich wer Ihnen mal was sagen: es is sehr viel Blöff dabei. Verstehn Sie? Sehr viel Blöff. Das sag ich Ihn. Na, und am Dienstag sind wir

dann weg. Meine Frau wollte noch bleiben. Aber ich hab gesagt, mein liebes Kind — nu is genug Paris. Mein Bedarf ist gedeckt.

Und ich wer Ihn mal was sagen, Welsch — Herrgott, schmeißen Sie doch die Asche nicht immer aufn Teppich! Tun Sie das bei sich zu Hause auch? 'n Gemüt. Ich wer Ihnen mal was sagen: ich reise gewiß gern. Aber wissen Sie, wenn man so lange weg war, zur Erholung, immer in den Halls und in den eleganten Kasinos da unten, an der Riwjera, jeden Abend im Smoking — wenn dann der Zug so nach der Paßkontrolle über die Grenze fährt, und ich seh wieder den ersten Stationsbeamten in Preußisch-Blau — und man hat wieder seine Ruhe und seine Ordnung nach all dem Trubel — Paris hin, Paris her — könn Se sagen, was Sie wollen —: am schönsten is doch ze Hause —!

Daimon von Alfred Grünewald

Die von keinem Gotte besessen sind, sollen mindestens von irgendeinem Teufel besessen sein. Das laue Gelichter, das mit Himmel und Hölle nichts zu schaffen hat, bleib mir vom Leibe.

*

Dichter: Als sein Glück in Scherben ging, machte er ein Kaleidoskop daraus.

*

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!", rief er, mit seinem Fluche ringend.

*

Mein Verhängnis — das bin immer nur ich selber.

*

Gott liebt seine Schuldner mehr als jene, die immer mit ihm quitt sind.

*

Weiterleben heißt mitunter: das Beste in sich ertöten lassen. Es gibt also einen Selbstmord aus Notwehr.

*

Nicht Viele besitzen das edle Raffinement der Seele, sich immer den Abschied schwer zu machen.

*

Wenn die großen Geister stürmen, gibt es für die kleinen Fallobst von den Bäumen der Erkenntnis.

*

Für den genialen Menschen ist bezeichnend, daß er „außer sich" erst ganz er selbst ist.

*

Eine gewisse Immunität gegen das Schicksal eignet den gewaltigen Dummköpfen nicht minder als den Genies. Diese wie jene haben niemals, wie man so sagt, ihr Leben verfehlt. Aus Shakespeare wäre unter allen Umständen Shakespeare geworden; aus deinem Vetter Gustav unter allen Umständen dein Vetter Gustav.

*

Er ist ein wenig schwierig. Wer sein Bekannter bleiben will, muß sein Bekenner werden.

*

Wer meine Marotten nicht ehrt, ist meine Weisheit nicht wert.

Bemerkungen

Titel und Orden

Jetzt sind wir also glücklich so weit, daß sogar in der ‚Weltbühne' die Wiedereinführung von Titeln und Orden empfohlen werden kann. Was Erhard Ocke über diese Frage in Nummer 16 sagt, überzeugt nun freilich keineswegs.

Im Gegensatz zur alten Reichsverfassung hat die neue in einem besondern Hauptteil die Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen festgesetzt. Der viel bespöttelten Ausführlichkeit, womit das geschehen ist, lag, wie einer der Kommentare sagt, die Idee zugrunde, einen „Bürgerkatechismus zu schaffen, der dem Volke die ethischen Gedanken unsres Staats- und Volkslebens nahe bringt". Zu den ethischen Gedanken der Weimarer Verfassung gehört das Verbot von Orden und Titeln. Es bedeutet, daß es eines freien Staatsbürgers unwürdig ist, sich für die Erfüllung seiner selbstverständlichen Pflichten anders als durch innere Befriedigung belohnen zu lassen.

In unsrer Untertanenzeit war, ach, wie mancher Deutsche daran gewöhnt, eine Sache nicht um ihrer selbst willen, sondern erst dann zu tun, wenn seinem Eigennutz oder seiner Eitelkeit der entsprechende Lohn winkte. Auf dieser Primitivität des Untertanenverstandes beruhte die Herrschaft der Fürsten und beruht auch die Sehnsucht nach ihrer Rückkehr. In der Republik soll das anders werden. Der Deutsche soll zum Staatsbürger heranwachsen, er soll aus seinem „Bürgerkatechismus" Gemeinsinn und Bürgerstolz lernen. Er soll sich nicht mehr besser dünken können als seine Brüder; einen „Geheimrat" oder „Kommerzienrat" nicht mehr für ein überirdisches Wesen halten; hinter einer mit Orden geschmückten Brust nicht mehr einen höhern Wert vermuten als hinter der schmucklosen Brust des einfachen Mannes. Das ist der Sinn des Artikels 109 der Reichsverfassung.

Und diesen ethischen Gedanken sollen wir aufgeben, weil die Menschen in sieben Jahren noch nicht anders geworden sind? Wir sollen die bescheidenen Anfänge eines gesetzlichen Zwanges beseitigen, der die Deutschen vielleicht in fünfzig oder hundert Jahren zu freiern Menschen erziehen kann? Die Auffassung, daß gegen eine Änderung des Artikels 109 der Reichsverfassung „auch vom republikanischen Standpunkt aus nichts einzuwenden" wäre, wofern man nur „die neuen Orden und Titel der Republik dienstbar zu machen" wisse, mag realpolitisch sein — aber mit Ethik hat sie nichts zu tun. Grade vom republikanischen Standpunkt aus sollte man eifrig darauf bedacht sein, den Geist frei zu machen von den Fesseln der Vergangenheit und der Republik ihr bißchen Ethik zu erhalten. Ich fürchte, daß der deutsche Volksstaat ohnehin schon viel zu sehr „opportunistisch" und viel zu wenig ethisch ist.

Wir Alle wissen, daß sich im Wesen unsrer Bürokratie seit 1918 nichts geändert hat. Es ist daher nur natürlich, daß sie sich nach den herrlichen Zeiten zurücksehnt, wo man die Menschen noch durch Verleihung von Orden und Titeln gefügig machen konnte. Aber ist es eine republikanische Aufgabe, solchen Tendenzen Vorschub zu leisten, der übermächtigen und zum großen Teil antirepublikanischen Bürokratie auch noch dieses Machtmittel in die Hand zu drücken? Die Übertragung der „Zier-Kompetenz" auf das Reich und die Bildung eines parlamentarischen Prüfungsausschusses könnten nach den Erfahrungen, die wir mit der Gesetzgebung „zum Schutze der Republik" gemacht haben, doch wirklich keine Sicherheit gegen antirepublikanische Machenschaften bieten. Solange es keine Reichsregierung gibt, die der Reichsverfassung jederzeit und überall unbedingten Respekt zu

verschaffen weiß, wird auch ein republikanischer Reichsordensmarschall kein erfolgreicher Sachwalter der Republik sein können. Ist aber unsre Republik wirklich schon so auf den Hund gekommen, daß sie zu den Selbsterhaltungsmitteln vergangener Potentatenherrlichkeiten greifen muß, dann ist ihr durch Orden und Titel gewiß nicht mehr zu helfen.

Auch außenpolitische Rücksichten, die von unsrer Bürokratie für die Wiedereinführung von Orden und Titeln geltend gemacht werden, können eine Änderung des Artikels 109 der Reichsverfassung nicht rechtfertigen. Bestünde in England ein allgemeines Ordensverbot, wie es die Weimarer Verfassung im Deutschen Reich eingeführt hat, so würde sicherlich kein fremder Staat wagen, einem Engländer einen Orden anzubieten. Es gäbe dann allerdings auch keinen Engländer, der einen Orden annähme.

Eugen Foehr

Sigmund Freud

Das erste zusammenfassende, schon historische Werk über die am stärksten umwälzende Geistesbewegung unsrer Zeit — ‚Sigmund Freud' von Fritz Wittels (bei E. P. Tal & Co. in Wien) — ist ein überraschend gutes Buch, nicht laut genug zu preisen. Es bietet eine klare Einführung in die psychoanalytische Lehre; eine aufschlußreiche Darstellung der Einzelströmungen in Freuds Schule und der Fortbildung seiner Ideen; als packendstes menschliches Dokument aber das Bild des Begründers selbst.

Ein Bild, gezeichnet nicht von einem „hypnotisierten Jasager", sondern einem „kritischen Zeugen". Wittels, er gesteht es auf der ersten Seite, ist ein Schüler, der, wie viele, mit dem Meister ob dessen „vulkanischer Natur" zerfiel, aber seinem Werk weiter mit unbestochener, von Vorurteilen freier Liebe nacheifert. „Il faut admirer en bloc!" heißt sein Motto. Er stand Freud nah genug, um uns aus intimster Kenntnis berichten zu können; und er steht ihm fern genug, um sich von engstirniger Orthodoxie wie von kleinlicher Scheelsucht gleich frei zu halten. Das gibt seinem Buch den einzigartigen Wert.

Er gliedert den reichen Stoff klar und großzügig in sechzehn Kapitel. Jedes ist benannt entweder nach einem Abschnitt aus Freuds Leben oder einem Stichwort aus seiner Lehre oder dem Namen eines Schülers und Ergänzers (Adler, Jung, Stekel). Die eigentliche Biographie selbst ist knapp, aber äußerst plastisch. Sie befestigt unsre Hochachtung vor der weisen und gütigen Persönlichkeit, die uns aus Freuds Schriften anspricht. Dabei versteht Wittels, mit seltenem Freimut und Takt auch die allzumenschlichen Antriebe auf den scheinbar rein geistigen Wegen seines Helden zu zeigen; aber immer ehrfürchtig, in wahrhaft historischer Unbestechlichkeit. Er hebt hervor, daß Freud, gleich dem andern Moralerschütterer Nietzsche, ein catonisches Privatleben führt und „keinen Schritt vom Wege weicht".

Die Psychoanalyse hat scharfsichtige und offene Menschen erzogen, voll Freimuts gegen sich und Andre. Die Schulkämpfe zwischen Freud und seinen Jüngern zeichnet Wittels mit Sarkasmus, deutet unnachsichtig auf alle Eitelkeit und Eigensucht, die hier die Maske theoretischen Gegensatzes annimmt. Er ist Partei und sagt es ruhig. „Ich sah C. G. Jung zuerst in Salzburg, und er hat mir nicht gefallen." So unerschrocken ist die Sprache. Und doch ist diese Art lehrreicher als ängstliche Überobjektivität. Wittels für sein Teil hat sich auf die Seite Stekels gestellt, des positivistischen Nurmediziners und unbeirrten Deutungskasuisten. Dabei wird er der Bedeutung etwa des eigenwilligen Nietzscheaners Alfred Adler ganz und gar gerecht. Die Schweizer, die die neue Erkenntnis in ein verschwommenes metaphysisches

Fahrwasser lenken, lehnt er freilich ab.

Der Stil ist neben dem epigonalen Kauderwelsch verrannter Freudianer ein wahres Labsal. Wittels schreibt überaus bildhaft, streng und ernst, doch in der Polemik mit wuchtigem Temperament und voll leiser, überlegener Ironie. In dem Kapitel: ‚Der Meister persönlich' macht er uns mit Freuds Erscheinung vertraut. „Er ist gewiß kein Rhetor. Kaum daß er je die Stimme hebt. Dennoch ist er ein Siegmund. Er fasziniert, wirft nieder." So epigrammatisch kurz sind die Sätze. Deutlich tritt hervor, wie der Meister seine Wahrheit zäh verteidigt und doch fortzubilden bereit ist.

Der schönste Abschnitt des Buches aber ist überschrieben: ‚Der Kastrationskomplex'. Da ist mit großer Kunst ein zuerst befremdender Gedanke Freuds: daß nämlich in jeder Neurose die Angst vor Kastration wirke, nach scheinbar abschweifenden Ausführungen zu höchster Überzeugungskraft gesteigert. Wittels entwickelt hier eine eigne verblüffende Theorie: in der Tertiärzeit, vor Eintritt der Eiszeit, war die Not auf Erden unbekannt, die Menschen hatten in Üppigkeit und Fülle nichts zu tun, als ihrer Lust zu leben. Dieses Paradies, dessen Erinnerung bis heute nicht in unserm Unterbewußtsein erloschen ist, lebt Jeder nur noch in der Kindheit nach. „Wir wollen lieber Kinder sein. Wer kann denn dieses Leben ernst nehmen? Wir sind ins Leben hinein verbannt. Aber nur im Paradies sind wir zu Hause. Zur Liebe geboren, aber leider vom Leben kastriert. Das ist der Kastrationskomplex."

Diese stolze Weisheit, die das Leben nicht ernst nimmt, gibt Wittels seine Haltung. Er darf nur am Schluß — und es berührt schön und menschlich — gestehen, daß ihm sein Buch Herzenssache war. Es galt für ihn, die „Vaterimago" des Meisters schöpferisch zu überwinden. Die Geburt eines Sohnes — „ich brauche keinen Vater mehr, bin selber einer geworden" — gab ihm die Kraft, seine unterbrochene psychoanalytische Tätigkeit wieder aufzunehmen. Nun, die Gabe des Seelenkenners und -künders hat er am edelsten Gegenstand bewährt. Alle, die ohnehin das Unglück haben, nach der Eiszeit geboren zu sein, werden ihm dafür danken.

Heinrich Jacobs

Beziehungen hergestellt

Sehr viel Schutzleute. Ein Ereignis wird hergestellt. Die Direktion der National-Galerie gibt sich die Ehre, erstens mit weißen Karten einzuladen, mit denen man hinter den Schutzleuten stehen darf. Zweitens mit blauen Karten, mit denen man nicht nur den Reichspräsidenten und den Direktor der National-Galerie sehen, sondern auch den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunstbildung und Volk hören kann. Ferner abzusehen die schwedische Ausstellung. Der Minister von Preußen rühmt die Tat. Die politischen Schranken sind gefallen, das Künstlervölkchen darf miteinander wieder frei verkehren und hinter den Schutzmannsketten den Kunstminister anschauen. Er hat sogar etwas von neuer Sachlichkeit gehört und freut sich mit dem alten Kitsch, der neu dargestellt wird. Von Bildern der Gegenwart sieht man die Werke der schwedischen Künstler, die der ‚Sturm' im April 1916 ausgestellt hat, zum Teil sogar dieselben Bilder. Die Barrieren waren damals geschlossen, und man durfte und wollte sich nicht für das Ausland interessieren. Die Kunstkritiker waren damals als Kriegsberichterstatter verwendbar und heilfroh, daß sie sich nicht mit dem Unfug ihres Kunstschreibens beschäftigen mußten. Der Direktor der National-Galerie hingegen beschäftigte sich damals mit der alten Sachlichkeit. Der Reichspräsident sieht sich jedes Bild

mit treugläubigen Augen und sachlicher Ehrfurcht an. Der Direktor der National-Galerie betrachtet jedes Bild von der Rückseite, wenn der Reichspräsident wissen will, wes Nam und Art es ist. Ein schwedischer akademischer Professor, die bessere Bezeichnung für schlechtere Maler, versichert ihm, daß Spätsommerabende in Schweden besonders schön sind. Ein Pressephotograph bittet den Reichspräsidenten, mehr rechts zu sehen. Ein Gesandter bittet ihn, sein Augenmerk auf das Bild links zu richten. Eine Künstlerin aus Schweden erklärt dem Reichspräsidenten mit einem Hofknicks, daß sie neue Richtung male. Der Direktor der National-Galerie versichert ihm, daß es eine neue Richtung gäbe. Der Reichspräsident stellt fest daß es die neue Richtung ist. Hiermit sind die Beziehungen hergestellt. Der Geist bricht sich eben Bahn. Im Schnellzugtempo. Halt, wenn die Schranken geschlossen. Der Minister von Preußen soll der Demokratischen Partei nahestehen. Geistig. Hohe Politik. Schweden wollte, sollte. Aber so viel ungeschützte Flächen am Meer. Wie Italien. Kunst versöhnt.

Herwarth Walden

Theater in Coblenz

Das Coblenzer Stadttheater befindet sich in schwersten Nöten. Die Coblenzer wollen nicht viel davon wissen. „Gar net ignorieren", meinen sie. Die Stadt Coblenz als Eigentümer hat sich an die Regierung — an welche, weiß ich nicht — gewandt. Ausgiebige Sanierung und Subvention verlangend. Sonst wird das Coblenzer Stadttheater geschlossen.

Ich komme da von ungefähr mit meiner Gesellschaft den Rhein entlang in Coblenz an. Wir ziehen ins Theater. Und spielen Theater. Die Coblenzer — ein goldiges Publikum — rasen nach dem ersten Akt. Pause. Es vergehen vierzehn Minuten, der zweite Akt soll beginnen. Beginnt nicht. Neunzehn Minuten verrinnen. Es beginnt nichts. Nach vierundzwanzig Minuten stürz' ich zum Vorhangmann:

„Um Gotteswillen — was sind das für Pausen! Warum gehts denn nicht weiter?" (Ich hatte fürchterlichen Hunger.)

Da sehe ich meinen Regisseur heftig auf einen Herrn in Uniform einreden. Der Herr Polizeileutnant von Coblenz. Mit zehn Zentimeter hoher Mütze. Und eben spricht er:

„Das kann ich Ihnen aber sagen: wenn Sie jetzt den zweiten Akt beginnen, dann muß der Lappen wieder runter!"

„Warum?", brülle ich.

„Das Theater ist zu voll. Die Leute müssen raus!"

Max Pallenberg

Bilderbuch

Auf Seite 533 der Literaturgeschichte von Albert Soergel: ‚Dichtung und Dichter der Zeit', Neue Folge: ‚Im Banne des Expressionismus' oder: Die Hand der Gräfin auf der Kirchhofsmauer — auf Seite 533 ist derselbe Mann zweimal abgebulden: „Die beiden Bilder geben bei vollkommener Bildähnlichkeit ganz verschiedene Wesenszüge des Dichters besonders eindrucksvoll wieder". Lersch heißt der Mann. Auf Seite 273 sitzt Herrn Paulsen der Kragen nicht, es ist gradezu aufreizend, wie er nicht sitzt. Auf Seite 141 sieht uns Samuel Lublinski an, dem hier einmal die Bilanz gezogen wurde. Auf Seite 71 Ewers. Sieht nett aus. Auf Seite 11 haben sie Wilhelm Schmidtbonnen hingezeichnet: er soll vor Gletscherfirnen dasitzen und den Kopf in die Handfläche stützen. Es sieht aber aus, als halte er die Hand an der Backe und spräche: „Allmächtiger Gott, ist das ein Bild!" Herr Uzarski hat es gezeichnet, der auch schriftstellert. Das muß ein vorzüglicher Musiker sein.

Ein wunderschönes Bild von Franz Kafka ist da — ich kannte

ihn, als er schon älter war; aber unter der merkwürdig getönten Haut seines Gesichts kann ich noch jetzt, in der Erinnerung, die jugendlichen Züge der Photographie wiederherstellen. Ein Kollege hat sich als Rasiercreme-Plakat lichtbilden lassen — in Soldatenuniform, im roten Kreuz und weißen Burnus. Wer hätte das von dir gedacht, Armin! Handschriftproben sind da und Bilder meiner Lieblinge, daß man vom Sessel nur langhinschlagen kann. So sehn sie aus — sollte groß darüber stehn.

Der herrliche Kopf Christian Morgensterns, natürliche Zeichnungen und unnatürliche Photos, und nun will ich aber gewiß keine Witze mehr auf den seligen Edschmid machen; er hatte keinen schlechten Kopf. Die Arbeiterdichter aus der Zeit des Krieges sind da, die, die gar nicht genug Arbeitsgenossen in den Gräben sehen konnten — dafür hat sie aber auch der Reichskanzler zitiert und sie belobt, und heute können sie alle schon wieder pazifistisch. Und schöne Zeichnungen des alten, unvergeßlichen Paule Scheerbart, und das ganze Bilderbuch ist eine Erfüllung des Weisen, der da forderte, man solle vor jedes Buch erst einmal das Portrait seines Verfassers setzen.

Die Lücken zwischen den Bildern werden durch Text ausgefüllt.

Peter Panter

Aus deutschen Schulbüchern

Die Ursache des letzten Krieges war, daß ein Fürst mit seiner Gemahlin von einem ruchlosen Meuchelmörder ermordet worden war. Lange hatte Wilhelm, der Kaiser Deutschlands, versucht, den Frieden zu erhalten. Aber vom Kaiser der Russen wurden alle Soldaten zu den Waffen gerufen. Die Bundesgenossen der Russen waren die Franzosen und die Engländer. Denn der Haß der Franzosen und der Neid der Engländer waren so groß, daß von ihnen schon lange der Krieg vorbereitet worden war. Fast fünf Jahre wurde zwischen den Deutschen und den Feinden mit solcher Grausamkeit gekämpft, daß eine ungeheuer große Zahl Soldaten getötet, große, wohlhabende Städte dem Erdboden gleichgemacht und viele Schiffe zerstört wurden. Endlich haben wir eine schwere Niederlage erlitten. Nicht mit den Waffen, sondern durch Hunger und Mangel an Allem und durch unsre eigne Zwietracht sind wir besiegt worden. Viele Jahre wurden die Bewohner der besetzten Provinzen von grausamen Siegern gequält. Darum seid einig, Deutsche! Wenn eure Zwietracht überwunden sein wird, dann wird der Tag der ersehnten Freiheit erscheinen.

Ferdinand Schultz: Uebungsstoffe für den lateinischen Unterricht I. Teil Sexta. 19. Auflage. 1925. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Deutsche Ordnung

Die Kugel traf E. in die linke Brustseite und verletzte ihn erheblich. Mühsam schleppte sich der Lehrling zur Straßenbahn-Haltestelle an der Ecke Kaiserdamm und Dankelmann-Straße, um zur nächsten Rettungsstation zu fahren. Der Schaffner des Straßenbahnwagens wies den Verletzten jedoch zurück, weil er kein Fahrgeld bei sich hatte.

Alle Zeitungen

Lob des Krieges

Zwischen Zotenreißen, Skat und Saufen
wird mit Schlachtenglück geprunkt:
„Wie die Hasen sind die Kerls gelaufen.
Unsre Artillerie traf auf den Punkt.
Mensch, da türmten sich die Leichenhaufen.
Wir natürlich: immer reingefunkt!"

Und sie lauschen diesem Lob der Schlachten,
dem der üble Duft von Aas entquillt.
Und im Horchen, Lügen und Betrachten
wird verborgner, dunkler Trieb gestillt.
Bis sie Den als schlapp und schlecht verachten,
dem das Morden nicht als Höchstes gilt.

So ragt schöngefärbter Heldenschwindel
aus der Zeiten Trümmer wie ein Fels.
Die im Pschorrbräu oder Münchner Kindl
loben Gasgranaten und Schrapnells.
(Und im Kriege lag das in der Windel,
oder vollgefressen in Bordells!)

Karl Schnog

Antworten

Antimonarchist. Du regst an, durch Flächendarstellung klarzumachen, was die Drohnen von den Bienen verlangen. Welchen Bodenumfang eine Viertelmillion Morgen hat. Über wieviel Morgen Land Groß-Berlin verfügt. Wieviel Morgen Land die Dörfer der Mark durchschnittlich besitzen. Wie viele Bauernhöfe von je zehn Morgen Land wie viele tausend arbeitende Menschen ernähren könnten. Und wie es demgegenüber mit den Ansprüchen der Faulenzer stehe. Das gäbe die wirksamste Agitation gegen die Fürstenentschädigung. Sicherlich. Aber dazu gehört der Raum einer Tageszeitung. Die Blätter der beiden Parteien, die den Volksentscheid gefordert haben, sollten nicht zögern, auf diese Art praktische vergleichende Planimetrie zu treiben.

Hannoveraner. Der Treffpunkt der Weltbühnen-Leser Eurer Stadt ist im Café Kröpke die äußerste Ecke des linken Seitenflügels. Erkennungszeichen: die ‚Weltbühne'.

Rechtsanwalt Dr. Dietz in Karlsruhe. In Nummer 16 stand zu lesen: „Es kam der Krieg. Kuenzer ging als Offizier ins Feld. Wie lange er an der Front diente, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis; sicher ist nur, daß man nie von einer Blessur Kuenzers gehört hat — und Kuenzer war immerhin Infanterist." Der „allgemeinen" Kenntnis, und „man" hat nie gehört. Sie hingegen sind in der Lage, mir zu schreiben: „Kuenzer hat sich im Krieg als einer der tüchtigsten und persönlich tapfersten badischen Offiziere bewährt. Er war vom ersten bis zum letzten Tage in der vordersten Front und zwar als Bataillonsführer des III. Bataillons der Karlsruher Leibgrenadiere 109, die zu der 28. I. D. gehörten. Zeitweise führte er auch das Regiment. Er war dreimal verwundet, davon einmal, bei der Mai-Offensive 1918, schwer durch einen Oberschenkelschuß. Seine Soldaten schätzten — und schätzen — ihn auf höchste wegen seiner Tapferkeit und Gerechtigkeit. Mein eigner Sohn, der noch im Oktober 1918 fiel, stand anderthalb Jahre unter seinem Kommando. Im Kugelhagel und Granatfeuer war Kuenzer stets zu finden. Er hat aber auch gegenüber hochnäsigen adligen Offizieren den Standpunkt des bürgerlichen und Reserve-Offiziers mit Energie und Erfolg vertreten." Genau so schreibt mir einer Ihrer Kollegen: Dr. August Roth in Karlsruhe, der selbst in Herrn Kuenzers Bataillon mitgekämpft hat. Haben Sie Beide Dank. Hier soll nie eine tatsächliche Unrichtigkeit über einen politischen Gegner stehen bleiben.

Ernst Winkler. Die Stuttgarter Leser der ‚Weltbühne' treffen sich abends um 8¼ Uhr im Hotel am Stadtgarten, Canzlei-Straße 33. Montag, am 10. Mai, spricht Herr Kötzle über Kolonialfragen, Montag, am 31. Mai, Herr Eppstein über Staatskapitalismus.

Sozialdemokrat. Du hast in Nummer 17 die ‚Goldene Lebensregel' gelesen und hast, wie du mir auseinandersetzest, ein bestimmtes Interesse daran, nach Schicksal und Namen des kleinen Mädchens zu fragen, dem Wilhelm Liebknecht sie ins Stammbuch — zu meiner Zeit nannte mans Poesiealbum — geschrieben hat. Das kleine Mädchen ist Schauspielerin geworden und heißt: Ellen Neustädter.

Rechtsfreunde. Heinrich Wandt ist begreiflicherweise nicht zufrieden damit, daß die Empörung aller anständigen Elemente über einen besonders krassen Fall deutscher Rechtsbrechung seine Begnadigung erzwungen hat — ohne daß er in den dreiundvierzig Monaten seiner Gefangenschaft jemals ein Gnadengesuch eingereicht hätte! Das Bewußtsein seiner Unschuld gibt ihm die Kraft, in Freiheit den Kampf um seine Freisprechung fortzusetzen. Zunächst hat er im Verlag Der Syndikalist zu Berlin, Kopernikus-Straße 25, eine Broschüre erscheinen lassen: „Das Justizverbrechen des Reichsgerichts an dem Verfasser der ‚Etappe Gent'." Lest sie, um zu er-

messen, was in diesem Land ohne Recht Jedem von euch jeden Tag passieren kann, wenn Ihr euch erdreistet, auf der Linken zu stehen. Und überlegt, ob es mit menschlicher Würde vereinbar ist, solche Zustände noch länger zu ertragen.

Weimarer. Du schreibst mir aus einer Sitzung des Thüringischen Landtags: „Als die sozialdemokratische Abgeordnete Frau Sachse auf die erstaunliche Milde zu sprechen kam, mit der die Regierung die Organisationen der Rechten behandelt, und im Anschluß daran die ‚Weltbühne' zitierte zum Kapitel Schwarze Reichswehr und Fememorde, da schrie der Abgeordnete Artur Dinter erregt in den Saal: ‚Die Weltbühne ist ein Judenblatt, und die Juden sind eine Schweinebande!'" In der Fassung der Deutschen Zeitung lautet der Zwischenruf: „Das ist ja ein Judenblatt, und seine Behauptungen beweisen darum nichts." Nur jammerschade, daß seit dem August 1925, wo Carl Mertens begonnen hat, hier seine „Behauptungen" aufzustellen, und auch nach der Vereinigung seiner Aufsätze zu dem Buch über ‚Verschwörer und Fememörder' kein Mann und kein Blatt der Rechten je den Versuch gemacht hat, zu beweisen, daß diese Behauptungen nicht stimmen. Was aber den guten Dinter betrifft, so gedenke ich mit Vergnügen der Sommerferien, die ich einmal mit ihm auf dem Hexentanzplatz verbracht habe. Es waren köstliche Wochen. Wir wohnten Zimmer an Zimmer, und er konnte niemals die Zeit abwarten, bis das Judenblatt eintraf. Wenns dann eingetroffen war, riß ers mir förmlich aus den Händen. Und wenn ers gelesen hatte, überhäufte er mich mit Bezeugungen der Verehrung und Dankbarkeit. „Ach, vorüber, ihr goldenen Stunden, daß ihr fern, ich fass' es kaum — der Erinnerung heißem Sehnen lebt ihr noch als schöner Traum."

Ausländer. Sie fragen, ob irgendein Land noch komischer sei als Deutschland, das sich durch seinen Kampf um die Fürstenabfindung zum Gespött der Welt mache. Zweifellos: Oesterreich ist noch komischer. Dort, wo es zum Glück keinen Hof mehr gibt, es sei denn den Gersthof und den Matschakerhof — dort werden Schmöcke, die Beamte geworden sind, wahr und wahrhaftig und feierlich zu Hofräten ernannt. Während, was sich bei uns jetzt abspielt, immerhin ein Vorgang von politischer Tragweite und historischer Bedeutung ist: der Aufstand der Sklaven gegen die Lakaien. Richtig allerdings, daß das ein Kampf ist, der viel zu spät begonnen hat, und dessen Ausgang längst entschieden sein müßte.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Krisen von Carl v. Ossietzky

Wieder einmal veröffentlichen Linksblätter Operationspläne der Vaterländischen Verbände. So nützlich solcher Alarm ist, sollte er doch nicht eine Nervosität erregen, die von ernstern Gefahren abzieht. Die Maienblüte dieser Wehrvereine ist vorüber. Ihre Programme, ob von Marauhn oder Seldte, ob westlich oder östlich Anlehnung suchend, entwaffnen durch Schwachköpfigkeit; beachtenswert bleibt immer nur der unbedingte Wille zur Brutalität. Trotzdem es um die Ausführung der Absichten dieser gewerbsmäßigen Verschwörer, baldmöglichst „die Macht zu ergreifen", nicht sonderlich günstig steht: ihr wieder dreisteres Gehaben grade in diesen Wochen entspricht durchaus der innenpolitischen Zuspitzung. Seit der Rückkehr aus Genf hat der Reichskanzler Luther, ein glatter, vielfach verkapselter Beschwichtiger sonst, sich mit hartnäckiger Offenheit auf die Seite der Reaktion gestellt. Immer schneller treibt er der Entscheidung zu, entweder seine bisherige Mehrheit zu verlieren oder sich mit einem Hechtsprung in den Ausnahmezustand zu retten. Was bedeutet die Flaggenverordnung, die so überrumpelnd herauskam und unter Mißachtung des Widerspruchs zweier Regierungsparteien vom Kabinett gebilligt wurde, anders als eine kalt durchdachte Herausforderung! Es gehörte die unbändige Naivität der Demokraten dazu, hier von einem faux pas zu schwafeln. Dieser Reichskanzler und ein faux pas! Glaubt man denn wirklich, die Beschwerden der alldeutschen Übersee-Philister in Rio und Sao Paolo hätten ihn gedrängt, die Händlerflagge offiziell neben die Heldenflagge zu setzen? Nein, Herr Dr. Luther handelt wie ein Premierminister, dem an der Weiterunterstützung durch gewisse Regierungsparteien nicht das Mindeste mehr liegt. Heiter ist nur, daß die beiden Garanten der Republik im Rechtskabinett, daß Külz und Marx das nicht merken. Aber mindestens Herr Külz hat wohl, falls die Demokraten abrücken, alle Aussicht, wie sein Freund Geßler als „Fachminister" weiterwirken zu dürfen. Was er bisher geredet und getan und nicht getan hat, rechtfertigt solche Sendung durchaus. An und für sich weist der Farbenzwist alle Merkmale jener abderitenhaften Deutschheit auf, die von jeher anspruchsvollere Geister aus dem politischen Tageskampf getrieben hat. Aber es geht um etwas mehr als das bißchen Mottenfraß von Fahnentuch: es geht um die Frage, ob die Verfassung vornehmlich dazu da ist, um auf dem Verordnungswege miniert zu werden. Heute wird Schwarz-Weiß-Rot eingeschmuggelt, morgen vielleicht die Krone. Mag Luther, von seinem Külz unterstützt, den Verfassungsbruch zum harmlosen Zwischenfall bagatellisieren: was geschehen ist, war — im Vorkampf um den Volksentscheid! — wie eine Arrangieprobe zum Staatstreich. Hindenburgs Präsidentschaft enthüllt ihren Sinn.

* * *

Der englische Generalstreik scheint zunächst nicht die Ausdehnung genommen zu haben, die man erwarten durfte. Fast siehts aus, als hätte die Verve der Arbeiter sich schon vor dem Stoß ein bißchen verausgabt. Zudem liefert das Arbeitslosenheer unzählige Streikbrecher. Wirtschaftliche Depression ist eben ein schlechter Boden für Arbeitskämpfe: auch der soziale Krieg braucht gut genährte Soldaten. Doch selbst wenn die Aktion völlig niederbrechen sollte: diese Streiktage wiegen mehr als die Regierungsmonate MacDonalds. Zum ersten Mal im Heimatland der liberalen Doktrin ein nicht bürgerlich verbrämter Klassenkampf. Der englische Sozialismus, der für uns Kontinentale immer unerträglich viel Traktätchenhaftigkeit an sich hatte, schleift sich stahlblank. Aus einem Solidaritätsakt für die Bergarbeiter entwickelt sich ein geschlossener Vorstoß gegen die Industrie-Autorität. Was als simple Lohnbewegung begann, hat zum Endziel die Nationalisierung des Bergbaus. Man sagt: Mehr Lohn! und meint: Sozialisierung. Umgekehrt verlief es bei uns. Die echte politische Genialität der englischen Rasse erweist sich wieder einmal. Die soziale Situation ist nicht weniger revolutionär gesteigert als in den andern Nachkriegsländern. Doch was wollen die paar roten Fahnen, die paar in Moskau bekehrten Gewerkschaftsführer besagen! Die Worte in den Flugzetteln und Meetings waren dort immer stark, viel stärker als einst im November-Deutschland — aber die Taten waren immer vorsichtig und taktisch gezügelt. Oder ist Nüchterneres zu denken als diese Art Revolution in den zivilen Formen einer wirtschaftlichen Auseinandersetzung?

* * *

In WTBs Lesart der großen Programmrede Litwinows vom 25. April über das deutsch-russische Abkommen ist ein wichtiger Satz nicht enthalten. Tschitscherins Vertreter sagte wörtlich: „Wir haben den Verträgen von Locarno den ärgsten Giftzahn ausgebrochen." Wenn auch die deutsche Regierung nicht für Das verantwortlich gemacht werden kann, was der Vertragspartner sagt, so liegt doch kein Grund für sie vor, ihren Nachrichtenapparat so spielen zu lassen, daß ihr eignes Publikum nicht erfährt, was sich der neue Bundesfreund unter dem Vertrag nun eigentlich vorstellt. Der deutsche Zeitungsleser aber wundert sich, daß das Ausland beunruhigt ist, und warum selbst schwedische Konservative, die sonst mit jeder deutschen Dummheit durch Dick und Dünn gehen, diesmal maulen. Ohne die Filterung durch das Auswärtige Amt hätte Litwinows prägnantester Satz zweifelsfrei aufgezeigt, worum es sich handelt: die Russen haben sich mitten aus dem Locarno-Lager eine Geisel geholt. Wir wollen ihnen deswegen keinen Vorwurf machen. Aber „Rückversicherung" ist doch für unsre Lage ein etwas zu pomphafter Ausdruck.

* * *

Die brasilianische Regierung kündigt ein Weißbuch an über ihre Haltung bei der letzten Völkerbundstagung. Darin

steht, heißt es, unter anderm die Aufzeichnung über eine Unterredung zwischen dem brasilianischen Außenminister und dem deutschen Gesandten, in welcher der Brasilianer darauf verweist, daß Brasilien lange vor Deutschland einen Ratssitz beansprucht habe. Man wird zur Beurteilung den genauen Text abwarten müssen. Doch schon jetzt erscheint die deutsche Darstellung, Brasiliens Forderung habe wie ein Blitz aus heiterm Himmel gewirkt, reichlich anfechtbar. Oder hat es der deutsche Gesandte Knipping an der notwendigen präzisen Berichterstattung fehlen lassen? Herr Dr. Knipping ist sonst ein sehr konservativer, aber auch sehr gewissenhafter Mann. Die schwarzweißroten Wünsche der Deutschen-Ghettos hat er stets mit peinlichster Genauigkeit gemeldet. Sollte er für den diplomatischen Teil seines Amtes weniger geeignet sein als für den humoristischen?

* * *

Seit einiger Zeit geht in der Kommunistischen Partei eine Entwicklung vor sich, die von der bürgerlichen Presse kaum beachtet wird. Seit Lahmlegung der Gruppe Maslow-Ruth Fischer hat die Zentrale mit der Ausmerzung jener Wortführer des linken Flügels begonnen, die sich nicht fügen wollen. Noch läßt sich die Stärke dieses Flügels so wenig abschätzen wie ihre Anhängerschaft im Lande. Möglich ist dennoch, daß es diesmal, wie 1921 bei der Ausstoßung der „Leviten", zu einer Sezession kommt, die vielleicht tiefer greifen wird als damals. Ohne Zweifel begünstigt Moskau die Annäherung der Kommunisten an die Sozialdemokratie. Ob das nur durch Verlegenheiten des Augenblicks gebotene Taktik ist, oder ob der Wunsch nach großen, einheitlichen Arbeiterparteien diese Handlungen lenkt, kann zur Stunde noch nicht beurteilt werden. So erstrebenswert eine solche Fusion erscheinen mag: die Moskauer sollten die Verdauungskraft der deutschen Sozialdemokratie nicht unterschätzen. Die hat die ganze USP und die Levi-Gruppe obendrein verschluckt, ohne Indigestion, ohne daß auch der schärfste Beobachter jemals von dieser — ihrer Konstitution nicht ganz entsprechenden — Nahrungszufuhr etwas wahrnehmen konnte. (Ich glaube, selbst unterm Mikroskop ließe sich nichts nachweisen.). Nun verliert die Idee der Einigung völlig ihren Sinn, wenn dabei nicht mehr herauskommen soll als eine noch dickere Sozialdemokratie. Das Ziel kann doch nur die neue, die große Arbeiterpartei sein: nicht Sozialdemokratie, nicht Kommunistische Partei, sondern die Partei, geboren aus den Kämpfen dieser Jahre, bereit für die Kämpfe von 1930. Wo sind in beiden Lagern die Führer dazu? Das wäre die Aufgabe der freiesten und jüngsten Köpfe in beiden, die Jugend aus dem Hader wie aus dem Kuhhandel zu retten und auszusöhnen. Die lieben Alten werden sich schon vertragen, wenn es die Machthaber in Moskau und in der Linden-Straße gestatten. Die werden dann einträchtig zusammensitzen — eine Parteikasse und kein Herz —, Bruderküsse tauschen und sich mit alten Spartakus-Manifesten die Pfeife stopfen.

Der demaskierte Parlamentarismus

von Robert Breuer

Man liest von der Flaggenverordnung, man möchte sich hinsetzen, um das Charakterkarussell dieses Außenministers, dieser Regierung, dieses Parteibreies in seiner demoralisierten Blöße dem Volke aufzuzeigen. Da besinnt man sich und greift noch einmal nach dem Buch, das man bereits dem eisernen Bestand der Erkenntnisschriften einverleibt hat, nach der ‚Herrschaft der 500' von Walther Lambach (erschienen in der Hanseatischen Verlagsanstalt zu Hamburg). Ein Buch von gesundmachendem Zynismus, nicht nur eine Dusche — eine Kaltwasseranstalt. Eine Naturgeschichte der Willensfindung des Parlamentariers, eine nüchterne Darstellung dessen, was solch ein Parlament und im besondern der Deutsche Reichstag ist. Eine mitleidlose Demaskierung, eine gotteslästerliche Enthüllung der Majestät des Volkshauses und zugleich des Volkes höchstselbst. Schade, daß dem Buch, das entzückend indiskrete Augenblicksaufnahmen der Abgeordneten und ihres parlamentarischen Lebens enthält, nicht Diagramme des Denkens und Fühlens, des psychologischen Prozesses, des Zustandekommens von Entschlüssen und Abstimmungen beigefügt sind; das wären lineare Kreuzworträtsel, wären dichtmaschige Netze von sich schneidenden, von verwickelten und gebrochenen Linien. Weltanschauung, Parteiprogramm, Überzeugung Pathos, Hier stehe ich! Ach nein: ein Eiertanz, ein rollendes Trottoir, ein Karussell. Man darf dem Stresemann nichts tun, wenn man Lambach gelesen hat.

Wer sich gründlich gegen ideale Erwartungen und die damit unvermeidbar verknüpften Enttäuschungen, wer sich gegen politischen Katzenjammer festigen will, der lasse sich von diesem Deutschnationalen darstellen: wie das parlamentarische Geschäft betrieben wird; wie der Abgeordnete gemacht wird; wie Fraktionen aussehen; wie sie ihn in die Zange nehmen; wie sie selbst unter dem Druck zahlloser Einflüsse sich biegen und winden; wie Gesetze zustande kommen, von hunderterlei Interessen gemodelt, ehe sie noch als Referentenentwurf vorliegen, und welchen Weg durch Dornen und Mühlräder sie dann zu absolvieren haben. Mit giftiger Ironie verweist Lambach immer wieder auf die monumentale Bestimmung der Verfassung, daß die Abgeordneten Vertreter des ganzen Volkes, daß sie an keinerlei Aufträge gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen seien. Und dann zeigt er, was die Auguren wissen, was den Gläubigen zur Verzweiflung treiben könnte, was aber nun einmal zur Natur des Parlaments und der Demokratie gehört: wie jedes Wort, jede maßgebliche Äußerung oder Geste der Führer, jedes Abgeben der roten oder weißen Stimmkarten durch eine Summe von Faktoren determiniert ist.

Neuer Geist — nur Kinder sprechen hier von Geist. Revolution — was in diese Maschine hineingerät, verfällt sofort dem Stanzwerk und seinen Schablonen und Matrizen, die ererbt und nicht umzubringen sind. Alle Kritik, aller Zorn, daß kein reinlicher Gedanke, immer nur ein Ragout, ein Gulasch,

ein Frikassee aus diesen Gesetzesküchen herauskommt, verdampft, wenn man so wieder einmal in allen Einzelheiten und Finessen auseinandergesetzt bekommt, was man ja längst weiß, aber doch immer wieder nicht wissen möchte: daß der Parlamentarismus das Kompromiß ist, der akrobatische Gang auf dem Seil, das zwischen zehnerlei Meinungen als Zickzack läuft. Die Kunst des Möglichen nennt man es, wenn schöne Worte gemacht werden sollen. Es gibt hier keine steinerne Wand, sagt Lambach, und keinen Kopf, mit dem gegen solche Wand angerannt werden könnte. Ausgleich ist das heilige Prinzip; Ausweichen wäre schon ein zu hartes Wort.

Sachkenntnis. Ein und derselbe Mann, verrät Lambach, und er enthüllt damit die Wahrheit, beschließt an einem einzigen Tage über „Wochenhilfe, Unfallrenten, Aufrichtung eines neuen Prangers, Devisenhandel, Aufhebung von Gefängnisstrafen, Schießen auf Flüchtlinge, Versorgungsangelegenheiten, Rechtsverhältnisse elsässischer Beamter, Einkommensteuer, das Gehalt des Reichspräsidenten, unzählige andre Behörden, Bauten, Gehälter, Postgebühren, Gewerbegerichte, Kaufmannsgerichte, Zustände in einer Strafanstalt, die er nie gesehen hat, Beseitigung der schwarz-weiß-roten Handelsflagge, Erhöhung der Diäten". In den Berichten der Zeitungen wird von solcher Orgie der Sachkenntnis nichts ausgeplaudert, und die Tribünenbesucher merken oft gar nicht, was unter ihnen in schneller, verwirrender Folge vor sich geht, merken auch nicht, daß das Plenum, die öffentliche Aufführung, eigentlich etwas Überflüssiges, eine Fütterung der Bestie, ein Schauspiel für die Wähler ist, während doch alles Entscheidende mehr oder weniger bereits feststeht, in den Ausschüssen, in den Couloirs, in dem Chefbüro des Landbundes, durch das Diktat der Syndikate oder der Gewerkschaften längst erledigt ist.

Alle Illusionen zerplatzen. Morgens, abends und dazwischen mittags einen Eßlöffel Lambach — und man wird am ehesten dem Gang der Politik richtige Diagnosen stellen können. Man braucht deshalb noch lange kein grundsätzlicher Gegner des Parlamentarismus zu werden. Auch Lambach ist das nicht. Er will ihn nur begriffen, richtig erkannt und sachlich gesehen wissen; und mit solcher Forderung hat er vollständig recht. Er wendet sich entschieden gegen die Propheten, die den Parlamentarismus verwerfen möchten; er erkennt, daß es zur Zeit eine andre Regierungsform nicht geben kann. Das Parlament ist eine brutale Schule der Ernüchterung; es ist aber auch eine Versicherung gegen Katastrophen. Eine Zerbrechung und Zerknitterung des gradlinigen Wollens, ein Hohn auf alle Deklamationen und alles Ethos — aber: etwas Unentbehrliches, ein permanenter Farbenkreisel, der kein strahlendes Weiß ergibt und dennoch die Farben, in denen dieses Volk, sei es aus Reichtum, sei es aus Fäulnis, schimmert, so mischt, daß das Ergebnis halbwegs von allen Beteiligten für befriedigend erklärt wird.

Wer durch Lambach für den Parlamentarismus hellsichtig geworden ist, der wird die nächste Zukunft des deutschen Volkes beinahe genial voraussagen können.

Der polnische Staat von Albin Michel

Polens Wiedergeburt ist unter einem sehr ungünstigen Stern erfolgt. Hatten Deutschland und Oesterreich im Jahre 1916 ein Polen geschaffen, das eine erbliche Monarchie erhalten sollte, so war in Paris ein polnisches Nationalkomitee zusammengetreten, das auf die Errichtung einer polnischen Republik ausging. Sollte das von Deutschland und Oesterreich aufgerichtete Polen nur das russische Polen umfassen, so wollte das Pariser Nationalkomitee ein Groß-Polen aufrichten. Diese Verschiedenheit der Auffassungen, Hoffnungen und Wünsche über die Zukunft Polens, die Unsicherheit über den Ausgang des Krieges, über die Friedensschlüsse, weiter die Tatsache, daß Polen von deutschen und oesterreichischen Heeren besetzt war, daß der schließlich eingesetzte Regentschaftsrat nur sehr beschränkte Befugnisse hatte — das Alles und noch Andres mußte sogleich zu Differenzen und Zerwürfnissen, aber auch zur Verdrossenheit und zu einer gewissen Passivität führen.

Als dann Polen plötzlich aus der Unfreiheit und dem Nichts zu einem räumlich gar nicht kleinen Staatswesen geworden war, schlugen Passivität und Pessimismus, Depression und Skepsis sofort in einen lärmenden Nationalismus um. Bei Vielen entstand jener Winkelpatriotismus, wie er bei uns in gleicher Engstirnigkeit nur noch in Mecklenburg, Hinterpommern und Ostpreußen blüht. Manche Äußerungen polnischer Politiker namentlich in den ersten Jahren nach der Wiederauferstehung des polnischen Staates bewiesen eine Primitivität des politischen Denkens und Urteilens, daß man dagegen beinahe unsre Hakenkreuzjünglinge für Politiker und Gustav Stresemann für einen Staatsmann hätte halten können. Nach Ansicht der herrschenden Politiker und auch Vieler aus der großen Masse des Bauernvolks, das man mit nationalistischen Phrasen gefüttert hat, sollte Polen eine „Großmacht" werden. Grade hierzu fehlen aber Polen alle Voraussetzungen.

Nach der polnischen Staatsraison ist Polen ein Nationalstaat. Aber schon eine ganz oberflächliche Übersicht zeigt, daß es kein geschlossener Nationalstaat ist, sondern ein zweites Oesterreich. Laut offiziellen Angaben setzt sich die Bevölkerung zu 69 Prozent aus Polen zusammen, sodaß also selbst nach offiziellem Zugeständnis 31 Prozent der Bevölkerung auf „Fremdvölker" kommen. Das sind Ruthenen, Ukrainer, Juden, Weißrussen, Litauer, Deutsche und Russen. Aber diese offizielle Statistik stimmt nicht: die Zahl der Polen ist zu hoch angegeben. In Wirklichkeit dürften die Polen nicht mehr als 57—60 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Ein Beispiel für die Unrichtigkeit der offiziellen Statistik? Nach der Zählung vom Jahre 1921 werden unter den Nationalitäten 2 109 000 Juden aufgeführt, nach dem Religionsbekenntnis aber 2 867 000, das sind 758 000 oder 36 Prozent mehr. Daß gegen so bedeutende Minderheiten und noch dazu, da sie zum größten Teil an der Peripherie des Staates wohnen, nicht mit Terrorismus, mit Unterdrückung, Abdrosslung, Austreibung und wirtschaftlicher Benachteiligung vorgegangen werden kann, sollten die Polen,

wenn sie selbst nicht zu dieser Erkenntnis kommen, wenigstens aus der Geschichte begriffen haben. Aber leider sind die Übernationalisten überall unbelehrbar, und so hat auch in Polen die Terrorisierung der Minderheiten noch nicht aufgehört. Dabei wäre deren pflegliche Behandlung schon deshalb notwendig, weil in den polnischen Randgebieten noch hunderterlei Beziehungen politischer, wirtschaftlicher, kultureller und familiärer Art in die alten Stammländer gerichtet sind, und weil die Eisenbahnlinien in den Außenbezirken Polens besser mit den Hauptstädten andrer Länder als mit der Hauptstadt des eignen Landes zusammenhängen.

Die drei Währungen, die es nach der Neuerstehung des polnischen Staates gab: deutsche Mark, polnische Mark und oesterreichischer Gulden, wurden bald beseitigt — aber noch immer wird nach drei verschiedenen Gesetzbüchern Recht gesprochen. Da in den ersten Jahren aus dem Vollen gewirtschaftet wurde und Polen bis Ende 1920 nicht einmal ein festes Staatsbudget hatte, da die Armee riesige Summen verschlang und immer wieder Kriegsmaterialien der verschiedensten Art vom Ausland bezogen wurden, so war kein Wunder, daß die polnische Mark bald zu wackeln begann und, trotzdem Polen keine Reparationen zu zahlen, keine Ruhrbesetzung zu bestehen hatte, in den Abgrund sauste. Zwar konnten sich während der Inflation die Ausfuhrziffern erhöhen, aber die polnischen Nationalisten wurden doch zum ersten Mal in ihren Großmachtträumen gestört. Dann, vor jetzt reichlich zwei Jahren, wurde der Zloty geschaffen, der polnische Gulden. Grabski, der ihn einführte und zugleich die polnische Staatsbank gründete, galt zunächst als der Retter Polens. Freilich nicht für allzu lange Zeit. Denn die Stabilisierung der Währung, eben die Einführung des Zloty, war nur zu ermöglichen durch eine recht merkliche Vermögensabgabe, durch Kreditrestriktionen, Anziehung der Steuerschraube, hohe Einfuhrzölle oder gänzliche Abdrosselung der Einfuhr und durch einen wirtschaftlichen Protektionismus, der zu Preissteigerungen im Innern führen mußte. Aber trotz aller Anstrengungen, den Zloty zu halten, war die Zloty-Währung doch die erste von den neustabilisierten Währungen der europäischen Länder, die den Boden verlor. Freilich trug zu dieser Geringbewertung der polnischen neuen Währung nicht allein die schlechte Finanzlage des Staates bei, sondern auch Kapitalflucht, die schlechte wirtschaftliche Lage der meisten Erwerbszweige und ein zu geringer Zustrom von Devisen.

Trotzdem lebt der polnische Staat sozusagen noch auf großem Fuße. Davon, daß Polen in der Ostsee eine starke Kriegsflotte und einen Kriegshafen haben müsse, ist es zwar etwas stiller geworden, aber die Armee ist nur um ein Geringes verkleinert worden. Auch heute noch verschlingt sie mehr als 40 Prozent der Ausgaben des Staates. Ebenso ist der Beamtenapparat überall, in Staats- und in Gemeindebehörden, viel zu groß. Jeder Pole, der nur einigermaßen mit der Feder umzugehen versteht, hat sich ein Pöstchen in einer Staats- oder Gemeindebehörde zu sichern gewußt und will sich daraus nicht

mehr verdrängen lassen. Englische Finanzsachverständige haben nach Prüfung der Wirtschaftslage Polens die Ansicht geäußert, daß sich die Staatsausgaben Polens jährlich auf nicht mehr als 600—700 Millionen Zloty belaufen dürften. Das Staatsbudget von 1926 sieht aber eine Ausgabe von 1900 Millionen Zloty vor, und auch bei diesem Budget wird sich noch eine Unterbilanz ergeben.

Wie politisch, so glaubten viele Polen ihr Land auch wirtschaftlich in kurzer Zeit zu einer gewaltigen Macht entwickeln zu können. Es wurden zwei große Schiffahrtsgesellschaften gegründet, die Banken schossen in den polnischen Städten wie Pilze aus der Erde, man wollte mit den deutschen, englischen, amerikanischen, tschechischen Industriewaren konkurrieren. Von alledem ist nicht viel übrig geblieben, der größte Teil der Banken ist zusammengekracht, und heute wird wenigstens schon zum Teil eingesehen, daß Polen nicht die Voraussetzungen in sich trägt, ein großes Industrieland zu werden. Besonders in der Bauernbevölkerung dringt langsam die Meinung durch, daß Polen nur seine „natürlichen" Industrien halten könne: den Bergbau, die Petroleumindustrie, die Holzindustrie und alle die industriellen Zweige, die mit der Agrarwirtschaft zusammenhängen. Die Bauern beginnen einzusehen, daß eine mit protektionistischen Mitteln aufgepäppelte Industrie im Inland zu Preissteigerungen der Industriewaren und im Ausland zu Repressalien führen muß, die die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse erschweren. Einem solchen Abbau des Protektionismus und der Zollmauern widersetzen sich jedoch die Nationaldemokraten, hinter denen die polnischen Industriellen stehen — und die Nationaldemokraten bilden vorläufig im Sejm immer noch die weitaus größte Fraktion. Die polnischen Nationaldemokraten sind übrigens ganz eigenartige Demokraten: lieblich vereinen sich in ihnen polnischer Nationalismus, Minderheitenverachtung, Antisemitismus und fascistische Velleitäten.

Nehmen Großmachtkitzel, Irrationalität des Denkens in politischen und wirtschaftlichen Dingen und die Sucht, Polen als das Zentrum der Welt anzusehen, langsam ab, so ist trotzdem nicht zu übersehen, wohin Polens Politik führen wird, und Lloyd George hatte nicht so unrecht mit dem Ausruf: „Wer kennt die Politik Polens? Niemand!" Nur eine gänzliche Umstellung des Steuerrades in der Regierung, eine Einfügung der Minderheiten nach dem Muster der Schweiz, eine gänzliche Abwendung von der politisch-militärischen Prestigepolitik und die Durchsetzung tiefgreifender wirtschaftlicher und sozialer Reformen kann Polen zu einer Gesundung im Innern wie nach außen führen.

Korruption an Höfen von J. G. Fichte

Ich übergehe den Einfluß der Höfe auf unsre unmittelbare moralische Bildung, ich will euch hier nicht an das sittliche Verderben erinnern, das sich von euern Thronen aus rund um euch her verbreitet, und nach dessen verstärktem Anwachs man die Meilen berechnen kann, die man noch bis zu euern Residenzen zu reisen hat.

Der neue Orient von Franz Carl Endres

III.

Mustapha Kemals Reformen

Die Verachtung des Fremden, insonderheit des christlichen, ist dem Türken als Mohammedaner anerzogen, als Asiate angeboren.

Aus dieser Verachtung entsteht der überhebliche Glaube, Alles besser zu können, der jede Reformarbeit in der Türkei so außerordentlich erschwert.

Aus den gleichen psychologischen Gründen ist auch die rein äußerliche und dilettantenhafte Reform Mustapha Kemals zu verstehen.

Man kauft europäische Kultur, die man innerlich verachtet, weil man den Besitz dieser Kultur als ein Erfordernis der Modernität ansieht. Man vergißt völlig, daß Kultur das Produkt einer Arbeit von Generationen ist, daß Kultur nur organisch erwachsen, niemals aber käuflich erworben oder durch Regierungsordres von heute auf morgen befohlen werden kann.

Vom innersten Wesen westlicher Kulturen verstehen die Türken gar nichts. An gründlicher Geistesarbeit scheitern sie ausnahmslos. Sie sind teils zu träge, teils zu eilig, um irgendetwas von Grund aus zu lernen. Das Nomadenblut ihrer Rasse wiegt auch heute noch durchaus vor.

Sie gleichen jenen unausrottbaren Dilettanten, die etwa eine Aphorismensammlung verschiedener Dichter und Denker lesen und sich dann für ausgemachte Kenner der Literatur und der Philosophie halten.

Außerdem gibt es wohl kein Volk der Erde, das einen ausgesprochenern Mangel an künstlerischem Geschmack aufweist als das türkische.

Es gibt keine türkische Kunst. Was als solche auftritt, ist persisch, arabisch oder griechisch. Es gibt auch kein türkisches Kunsthandwerk.

Aber ein richtiger, namentlich militärischer Nationalismus, wie er heute in der Türkei herrscht, dünkt sich — wir haben das ja bei uns selbst erlebt — zu Allem fähig. Und so haben die Türken denn auch einen Pavillon türkischer Kunst auf der Pariser Ausstellung 1924 gehabt. Die französische Jury war trotz naher politischer Freundschaft der Regierungen ehrlich genug, die Türken gänzlich durchfallen zu lassen. Der Vorsitzende der Jury erklärte beim Besuch des Pavillons: „Gehen wir — hier hat die Jury nichts zu suchen. Das ist ein Bazar, aber keine Kunstausstellung."

Was nun europäische Zivilisation betrifft, so sind ähnliche und gleichermaßen psychisch begründete Hemmungen bei den Türken vorhanden. Man kauft sich Maschinen und läßt sie bei der ersten Reparatur, die Niemand bewältigen kann, in irgendeinem Winkel stehen. Anatolien wurde sehr bezeichnend der Maschinenfriedhof genannt. Noch vor kaum einem halben Jahr sagte mir ein Industrieller: „Gott erhalte uns die Türken. Die kaufen Alles und machen Alles in kürzester Zeit kaputt. Dann

kaufen sie wieder was Neues. Und das Beste: sie verstehen gar nichts von dem, was sie kaufen."

Setzen wir dem hinzu, daß die Korruption und Bestechlichkeit in der Türkei heute vielleicht noch größer ist als vor dem Kriege, so läßt sich daraus ersehen, daß die Aufgabe, die Mustapha Kemal sich gestellt hat: aus diesem Volk eine Nation mit Zivilisation und Kultur zu machen, nicht zu lösen ist.

Man darf sich nur nicht durch das äußerlich Erreichte täuschen lassen, wie das so vielen und grade deutschen Beobachtern geschieht. Die Abschaffung des Fezes und sein Ersatz durch den europäischen Hut hat doch nicht den Kopf unter der Kopfbedeckung verändert. Wir Deutsche haben ja auch die Pickelhaube abgeschafft, und die Köpfe sind die gleichen geblieben.

Reformen auf Reformen in der Türkei. Jede Woche ein paar umwälzende Regierungsverfügungen!

Und doch: wenn man die Verhältnisse etwas genauer kennt, sieht man den Grund für diese Reformen — weniger in der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit, geschweige denn in einer innerlichen Anerkennung europäischer Kultur, als in den notwendigen Konsequenzen eines politischen Programms.

Mustapha Kemal, das Haupt der Militärpartei, beherrscht als Haupt einer Obligarchie das Land. Nicht anonym, wie einst das Comité union et progrès es tat, sondern ganz offen als Diktator der Polizeiobersten.

Dabei ist mehr als die Hälfte des — im übrigen kaum noch 6 Millionen zählenden — türkischen Volkes antikemalistisch. Aber der Terror der Regierung ist so stark, und das Volk ist so müde, daß die antikemalistische Richtung, die keine Waffen, keine Zeitung, keine Partei hat, nach außen hin gar nicht in die Erscheinung tritt.

Man darf nicht vergessen: die soziale Form des Mohammedanismus ist die islamische Glaubensgemeinde. Der Herrscher, der Khalif ist der Vertreter des Propheten. War schon das türkische Sultanat ein Einbruch in die alte Orthodoxie, so versöhnte doch die Tatsache, daß der Sultan Khalif war, wenigstens die sunnitische Hälfte der Mohammedaner. Die Türkei stand vollberechtigt, ja oft führend im Organismus des Gesamt-Islam.

Da stürzte der Soldat Mustapha Kemal den Sultan; da vertrieb der glaubenslose Politiker Mustapha Kemal den Khalifen; da gründete der Nationalist Mustapha Kemal den Laienstaat. Eine unerhört kühne Dreiheit der Tat.

Mehr als den Tod hassen diesen Mann und sein Werk alle gläubigen Mohammedaner — und er vergilt es ihnen mit Haß.

Sein großer Kampf ist ein Kampf um Macht, ein Kampf gegen die Orthodoxie, gegen den Islam als eine das Volksleben und die Volkspsyche beherrschende Institution.

Daher die planmäßige Verfolgung und Hinrichtung orthodoxer Geistlicher; die Aufhebung der geistlichen Schulen; die Schließung der Klöster; die Verjagung der Derwische; die Bedrückung aller strenggläubigen Volksteile (Kurden); die Abschaffung jeglicher Äußerlichkeit, die an alte Tage erinnert;

das Werben um die Zustimmung der Frauen — und alles Andre, was so aussieht, als sei es ideale Reform.

Die Macht der Gewehre und Kanonen, der Sondergerichte und der Galgen in der Türkei steht auf so schwachen Füßen, daß sie des Terrors nicht entbehren kann, daß sie keinerlei Opposition dulden kann.

Die gute, kritische und wertvolle Konstantinopler Presse ist beseitigt. Ihre Redakteure — auch die gar nicht orthodoxen, sondern in europäischem Sinn demokratischen — sitzen im Gefängnis und in der Verbannung.

Hussein Djakids, des geistvollen Chefs des Taruns, sei hier gedacht. Er hat mit zehnjähriger Verbannung die Tat gebüßt, daß er dem Terror der Regierung entgegentrat und auf die herrschende Korruption hinwies. (Fortsetzung folgt)

Bunter Garten von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshösche

Frühling!
Frühling mit Veilchen, auch frisches Gemüse,
Regungen Gottes, ein Stückelchen Wiese,
über und über mit Blümchen besprenkelt —
solcherlei ist für Großmütterchens Dasein,
weil sie doch immerhin schon etwas kränkelt,
ungefähr so, wie ein lautes Hurraschrein:
Traditionell, durch Nationen gepflogen.
Frühling!
Und Bohnen auf Stangen gezogen.
Großmütterchen pflanzt!
Sie kniet auf der Erde, ein reizender Kübel
enthält die gefeierte Hindenburgzwiebel,
die Tirpitzkarotte, den Hitlersalat
und das Schächtelchen Kunstdünger,
Marke: Staat.
Das Alles kommt bunt mit gar frommer Gebärde
in die schlechterdings deutsche Heimaterde.
Zwei frühreife Schmetterlinge umtanzen
Großmütterchen neckisch beim Pflänzchenpflanzen.
Dann aber läßt sie die Blicke eilen,
bis sie voller Glanz beim Komposthaufen weilen,
wo später, zu irgendeiner Zeit
der schmackhafte Ludendorffkürbis gedeiht,
der gut konserviert und eingeweckt
erst nach zweitausend Jahren am besten schmeckt.
Das auf dem Kompost —
aber jenseits des Drecks
wächst prachtvoll die Spargel: Wilhelm rex.
Und rund um den Haufen, in sinniger Reihe
keimen der nutzbaren Pflanzen dreie:
Schwarzwurzel — Weißkraut — und rote Rüben.
Wer sollte da nicht seine Scholle lieben!
So sorgen wir bieder bei Dünger und Kot
für Großmütterchens Garten
in Schwarzweißrot.

Der Kronzeuge von Carl Mertens

Im Feme-Ausschuß des Reichstags finden verzweifelte Kämpfe statt. Worum? Darum, ob dem Hauptberichterstatter, der das Riesenmaterial kaum allein wird bewältigen können, ein Sekretär zu bewilligen sei oder nicht. Aber in Landsberg an der Warthe hat sich ein Mann gemeldet, der selbst von der Schwarzen Reichswehr ermordet werden sollte und in letzter Stunde gerettet wurde. Die Aussagen dieses Mannes, des Landwirts Fritz Gädicke in Neumühl bei Kutzdorf, sind so ungeheuerlich, daß der Ausschuß gut tun wird, seine Erregung für diesen Fall aufzusparen.

Fritz Gädicke war vom Oktober 1922 bis zum Juni 1923 als Unteroffizier Angehöriger der Schwarzen Reichswehr in Küstrin. In einer Versammlung, die in Kutzdorf stattfand und an der nur „unverdächtige" Leute teilnahmen, wurde er durch den Oberleutnant Lederer und den Gutsbesitzer Neumann aus Darmitzel zum Eintritt in den ‚Stahlhelm' aufgefordert. Durch Handschlag wurden sie vereidigt und in Alarmbereitschaft gestellt. Jeder, der eignes Gewerk hatte, mußte Getreide und Fleisch abliefern, das an eine Deckadresse in Kutzdorf ging. Die Neueingetretenen wurden noch am selben Tage in bestimmte Formationen — Infanterie, Minenwerfer und Feldküche — eingeteilt. Vierzehn Tage nach dieser Versammlung wurde Gädicke zu Neumann bestellt. Dort fand die Einteilung in Züge und die Benennung der Zugführer statt. Er selbst wurde Minenwerfer und mußte nun Sonntag um Sonntag an den Übungen teilnehmen. Zu diesem Zweck waren auf dem Hofe des Neumann drei leichte Minenwerfer und auf seinem Boden das Leder- und Sattelzeug für die Bespannung versteckt. Alle vierzehn Tage fand auf dem Übungsplatz der Neudammer Schützengilde Scharfschießen und Zugexerzieren statt, woran ungefähr 250 Mann teilnahmen. Anfang 1923 erhielt Gädicke den Befehl, mit 8 Gespannen zu Frau Gutsbesitzer Siele nach Feldichin zu fahren, um dort feldgraue Bekleidungsstücke abzuholen. Die Ausrüstungsgegenstände befanden sich im Wohnhaus der Frau hinter einer mit Tapete verkleideten Tür. Gädicke brachte die Sachen nach Küstrin, wo er sie im Zeughaus ablieferte. Im April 1923 erhielt Gädicke dann seine Einberufung nach Küstrin zur Abteilung K der Schwarzen Reichswehr. Dort wurde er noch einmal auf dem Oberleutnant Schulz vereidigt und bedeutet, daß er der Kommandantur der Festung unterstehe. Sein Zugführer wurde der Leutnant Knüppel. Er beobachtete, daß täglich Neugeworbene eintrafen, die bestimmten Formationen zugeteilt und im Waffengebrauch unterwiesen wurden. In der Abteilung lernte er einen Leutnant Jahnke und einen Feuerwerker Balke kennen, die die Waffen und Munition auf den Gütern um Küstrin zu kontrollieren hatten. Öfters kamen Autos, die von Küstrin Waffen und Bekleidungsstücke abholten und immer unter der Leitung eines Reichswehroffiziers standen. Im Juni 1923 gab Leutnant Knüppel den Befehl, 200 000 Schuß Infanteriemunition in einen Kahn zu verladen, der nach Stettin fahren sollte. Bei dieser Gelegenheit wollten

Jahnke und Balke 10 000 Patronen verkaufen, um sich zu dem kärglichen Sold eine Nebeneinnahme zu schaffen. Gädicke warnte die Beiden, da er fürchtete, daß die Munition an Kommunisten verschoben werden sollte, und nicht wollte, daß auf ihn eines Tages mit der eignen Munition geschossen würde. Er gab den Beiden den Rat, die Munition an den Kaufmann Zickelbein in Küstrin zu verkaufen, da dieser sich für solche Geschäfte interessiere. Er war wiederholt Zeuge davon, daß Leutnant Knüppel selbst an diesen Geschützteile, Kartuschen und Munition „nach Gewicht" abgab. Jahnke und Balke gingen auf den Rat ein, holten von einem Privatgehöft die Munition und brachten sie zu Zickelbein, der sie anständig honorierte.

Im Mai 1923 fand in Küstrin eine Arbeiterdemonstration statt. Die Kommandantur erließ den Befehl, daß Niemand die Unterkunft verlassen dürfe, da sich die Truppe im Alarmzustand befände. Die Posten der Schwarzen Reichswehr wurden verdoppelt und an den Eingängen des Zeughauses schwere Maschinengewehre aufgestellt. Die Mannschaften mußten in Zelten nahe ihren Gewehrpyramiden kampieren. Der Hauptmann Meier der legalen Reichswehr Küstrin inspizierte die Postenkette und sprach seine vollste Anerkennung für die Ordnung der Truppe aus. Da die Arbeiter sich ruhig verhielten, brauchten die Waffen nicht in Tätigkeit gesetzt zu werden.

Im Juni 1923 wurde die Minenwerfer-Kompagnie von Küstrin nach Fort Säpzig verlegt. Der Führer der Kompagnie war der Oberleutnant Damkowski. Inzwischen war die Waffenschiebung der Freunde des zum Feldwebel ernannten Gädicke ruchbar geworden, und mein Gewährsmann wurde zur Kommandantur befohlen, um dort über seine Teilnahme an dem Geschäft ein Protokoll auszufertigen. Hauptmann Meier nahm seine Aussagen entgegen und notierte sich auch, was Gädicke ihm von dem Munitionstransport nach Stettin und den häufigen Waffenschiebungen des Leutnants Knüppel erzählte.

Am Tage nach der Vernehmung erhielt Gädicke von seinem Kompagnieführer Damkowski den Befehl, das Fort Tschernow bei Küstrin zu besichtigen, da dort neue Kompagnien einquartiert werden sollten. Gädicke erzählt selbst:

> Als ich mich dorthin begeben wollte, begleitete mich Leutnant Damkowski, nachdem er mir versichert hatte, daß auch noch andre Offiziere an der Besichtigung teilnehmen würden. Bald darauf erschienen im Auto der Leutnant Hein — Büsching? — und der Feldwebel Klapperoth. Nachdem wir zunächst viel getrunken hatten, betraten wir die Unterkunftsräume des Forts. Bei Besichtigung eines kleinen Raumes fiel der Ruf: „Hier noch nicht!" Wir gingen weiter. An einem großen Zimmer erhielt ich den Befehl, voranzutreten. In dem Augenblick, wo ich den Raum betrat, erhielt ich einen Schlag über die linke Schädeldecke. Ich sank in die Knie, und als ich mich umdrehte, erhielt ich von Klapperoth, der einen Totschläger in der Hand hielt, einen zweiten Hieb über die rechte Schläfe. Ich verlor die Besinnung.

Als Gädicke wieder zur Besinnung kam, merkte er, daß ihm das Blut über das Gesicht rann. Mit Entsetzen beobachtete

er, daß Damkowski und Hein Pistolen schußfertig bereithielten. Klapperoth gab ihm einen Tritt: „Weißt Du Schwein — eigentlich sollte man Dich kaltmachen! Aber uns tun Deine Frau und Dein Kind leid." Das Mitleid des Massenmörders rettete sein Leben. Da er nicht gehen konnte, wurde er an den Füßen aus der Kaserne auf den Hof geschleift, wo er den Leutnant Knüppel und den Gutsbesitzer Neumann bemerkte. Knüppel trat an den blutüberströmten Mann heran, spie ihm ins Gesicht, riß ihm die Tressen ab und nahm ihm den Degen. Dann wurde ihm ein Mantel über den Kopf geworfen. „Damit der Fortwächter nichts merkt", hörte er Knüppel sagen. „Schnappt er uns aber doch, so ist das Schwein eben die Treppe runtergefallen." Gädicke wurde in das Auto geladen, in den Fahrzeugschuppen des Küstriner Zeughauses gebracht und dort einige Stunden liegen gelassen. Erst am Abend erschien ein Sanitäter, der ihm die Wunden auswusch und ihn verband. Er blieb jedoch weiter im Schuppen. Am 19. Juni 1923 brachte ihn ein Unteroffizier der Fahrzeugabteilung zum Untersuchungsrichter Dr. Leitzmann, der ihn in der Jahnke-Sache vernahm. Auf Gädickes Bitten, man möge ihn zu seiner Frau lassen, war ein bedauerndes Achselzucken des Untersuchungsrichters die Antwort. Er war fluchtverdächtig und wurde in Haft genommen. Fünf Tage später wurde auch Leutnant Jahnke wegen der gegen ihn erhobenen Anklage der Waffenschiebung in Untersuchungshaft eingeliefert. Gädicke war unterdessen vom Augenarzt Dr. Weinbaum untersucht worden. Dieser erklärte ihm, er könne von Glück sagen, daß er überhaupt noch lebe. Gädicke, dem als Kranken gewisse Freiheiten eingeräumt wurden, unterhielt sich mit seinem Freunde Jahnke, der ihm erzählte:

> Auch ich wurde fünf Tage lang ohne Lebensmittel in einer Stube des Zeughauses eingesperrt. Man hatte mir einen Strick auf den Tisch gelegt, damit ich mich erhängen sollte. Mein Bursche hat mir am Tage vor meiner Verhaftung ein Fläschchen Gift eingehändigt, das er mir ins Essen schütten sollte. Dieses Gift wurde mir erst bei der Einlieferung ins Gefängnis abgenommen.

Der Name des Mannes, der den Befehl zur Vergiftung gegeben hatte, ist meinem Gewährsmann entfallen, doch weiß er bestimmt, daß Jahnke sich in Berlin aufhält und seine Aussagen in vollem Umfange bestätigen könnte.

Schauerlich ist das Schicksal des an der Waffenschiebung beteiligten Balke, der von Küstrin nach Säpzig versetzt worden war und eines Morgens erschossen im Bett aufgefunden wurde. Er soll Selbstmord begangen haben. Dieser „Selbstmord" ist vom Untersuchungsausschuß des Reichstags bereits erwähnt worden, scheint aber noch nicht aufgeklärt zu sein. Auffällig ist, daß der Waffenmeister Grell, der mit Balke die Stube teilte, sich ein halbes Jahr später in seinem Heimatort Darmitzel ebenfalls erschoß. „Er hat kein reines Gewissen gehabt", flüstern die Bauern, wenn sie von ihm sprechen.

Die Frau des Gädicke erfuhr lange nichts von ihrem Manne. Vergeblich waren ihre Versuche, durch den Leutnant

Knüppel, durch Damkowski oder „Herrn Oberleutnant" Paul Schulz, der an jenen Tagen in Küstrin war, etwas zu erfahren. Als sie schließlich zu Herrn Dr. Weinbaum kam, um von ihm Aufklärung zu erbitten, erklärte er ihr: „Ich habe keine Zeit, Ihnen Auskunft zu geben. Gehen Sie doch zu den Leuten, die sie Ihnen geben können." Erst als Gädicke wegen Beihilfe zum Waffendiebstahl fünf Monate Gefängnis bekommen hatte, fand sie ihn . . . als Krüppel und Verbrecher.

*

Ein Verfahren gegen Klapperoth und Genossen wegen versuchten Mordes schwebt unter Aktenzeichen 3. S. 2671/25 in Landsberg an der Warthe, Entschädigungsansprüche des Gädicke werden durch den Rechtsanwalt Falkenfeld in Frankfurt an der Oder vertreten.

Woche um Woche vergeht, und noch immer ist kein Ende der Fememord-Affären abzusehen. Tempo, Tempo, Tempo! Hier kann nur Eile retten. Jene Zeit muß endlich Vergangenheit werden.

Südfrüchte von Theobald Tiger

Wenn Einer und er ißt Mittach —
feine Leute nennen diss „friehsticken" —
also: wenn er friehstickt un bestellt sich zum Schluß
wat Sießet: Appelsinenauflauf mit Guß,
und nu wird ihm der Kellner eine Gurke bringen —
so sagt der: „Nehm Sie das wieder fott!
Denn, lieber Herr Ober:
Saure Jurke ist keen Kompott!"

So auch im Leben.
Da glauben Biederbrillen und Fortschrittskneifer,
das deutsche politische Leben würde immer reifer und reifer.
Und sprechen davon, bei Tage, abends und in der Nacht,
wie wir es doch so herrlich weit gebracht.
Und wir hätten eine Republik und eine Verfassung und ein freies
[Wahlrecht dazu —
wat sagste nu —?
Ich sage: Das Schild hat gewechselt, sag ich — im Laden der
[alte Trott:
Saure Jurke is keen Kompott!

Und ich sage: Wenn ich so abends die Herren Ministersch seh,
und die Herren Staatssekatäre im Frack, im Bristoll und Theata
[pareh —
wie sie doch so gern möchten mongdän sein mit ihre Damens
und vor jeden fremden Dippelmaten zusammenknicken, wegen des
[Namens;
wie sie Fettlebe machen bei Rechtsanwälte und bei Bankiers,
wie sie so rumscharwenzeln auf die feinsten Modetees —
selig, wenn Einer hinter sie herzischelt: „Diss is Geßler! Das ist Koch!"
wie manche fressen und spinkulieren noch und noch —
wenn ich das so sehe und denke: Die bilden sich nu ein,
große, internationale, politische Welt zu sein...
Dann sag ich bei mir: Die —? Ach, du lieber Gott...
Lauter saure Jurken. Und kein Kompott.

Eine Akademie von Ignaz Wrobel

Der preußische Kultusminister Becker, ein feingebildeter Mann, hat den Plan zur Errichtung einer Akademie für Literatur ersonnen. Eine Akademie der Künste ist schon da — ihr soll eine Sektion für die Dichter angegliedert werden.

Der Plan ist überflüssig.

Es ist auch ganz und gar gleichgültig, ob neben die Dichter als erwachsene Aufsichtspersonen noch einige Universitätsprofessoren gesetzt werden, damit kein Unglück geschehe — es ist ebenso einerlei, ob man wirklich, wie es verlautet, zwei so bedeutungsvolle Dichter wie Gerhart Hauptmann und Thomas Mann berufen wird oder nicht: der Staat möge um Gottes willen nicht „Kunst und Wissenschaft" pflegen, sondern die Hände davon lassen. Er hat ganz andre Aufgaben.

Zunächst ist die Form einer Akademie etwas Altertümelndes. Sie setzt voraus, daß es keine andern Maecene gäbe als die Landesherren; sie setzt die unbestrittene Macht des Staates voraus — und alles das ist nicht mehr richtig. Das geistige Leben in seinen wichtigsten Teilen spielt sich heute nicht mehr an den Universitäten oder an andern vom Staat ausgehaltenen Stellen ab, der Staat ist dem Handel schwer verschuldet und in seiner Hand — und wir würden uns freuen, wenn die Straßen gut wären und die Beleuchtung funktionierte. Mehr wollen wir gar nicht.

Wollen wir aber mehr, so gibt es für den Kultusminister dringlichere Aufgaben als eine Akademie der Eitelkeiten. Wird in seinen Schulen zum Kriege gehetzt — ja oder nein? Wird dort eine verfälschte und verlogene Geschichte gelehrt — ja oder nein? Erfährt der preußische Gymnasiast vom letzten Kriege, wie er wirklich gewesen ist — ja oder nein? Befindet sich diese Pseudobildung auch nur im entferntesten Einklang mit den Regierungsgrundsätzen von Locarno? Nein.

Die preußische Schule ist ein Hort der Reaktion.

Die preußische Schule tut heute noch Das, was sie immer getan hat: sie verdummt und verplattet die Gehirne. Und macht aus jungen Leuten, die zu gebildeten Männern erzogen werden sollten, drillfertige Unteroffiziere und aufgeblasene Assessoren, Untertanen und Obertanen.

Von den Universitäten zu schweigen.

Die liefern das beste Freicorpsmaterial und diese Richter, diese Oberpräsidenten, diese Landräte.

Hier und nur hier liegt das Arbeitsgebiet des Kultusministers. Er beseitige die schreienden Ungerechtigkeiten, die auf den Universitäten gegen Republikaner, Sozialisten und gar Kommunisten begangen werden; er kümmere sich um seinen Geschichtsunterricht; er reinige sein Lehrpersonal. Für die Förderung der Dichtung braucht er sich nicht einzusetzen.

Demgegenüber will mir bedeutungslos erscheinen, wer in die Akademie hineingeht und wer nicht. Viel mehr als sanftes und repräsentatives Geschmuse wird man von den amtlichen Dichtern nicht erwarten können; denn nicht sie werden das amtliche Milieu beeinflussen, sondern sie werden

sich von ihm beeinflussen lassen. Und die Frage, ob denn auch die junge Generation von dieser Akademie etwas haben könnte, ist vielleicht nicht ganz richtig gestellt. Es liegt im Wesen einer Akademie, auf Seiten der Tradition, des Reifen, des Fertigen zu stehen — nicht immer gegen die Jungen, aber zum mindesten doch ohne sie zu sein. Eine revolutionäre Akademie ist keine.

Es ist eine alte optische Täuschung, den Preußen-Maßstab als gültig anzunehmen und sich nachher zu wundern, wenn etwa Liebermann oder der zukünftige Akademiker Mann „gar nicht so schlimm" sind. Die Akademiker werden sich sicherlich nicht törichter und nicht eben klüger betragen, als sie es immer getan haben, wenn man von der mattgoldenen Aureole der Journal-Nummer und der Registratur absieht. Der Versuch aber, mit Hilfe eines auf Grün und Braun gestimmten Raumes und einiger hochlehniger Armstühle deutsches Geistesleben zu erzeugen, sollte lieber unterbleiben.

Wenngleich das Manifest der Akademie zum nächsten polnischen Kriege als nicht unbedeutsam veranschlagt zu werden verdient.

Film im April von Axel Eggebrecht

Gloria Swanson

Wir haben in Deutschland diese große Darstellerin bisher nur in wenigen und nicht grade den besten Filmen gesehen. Diese ‚Madame sans Gêne' nun ist in Frankreich von französischen Spielern unter französischer Regie hergestellt, mit der Amerikanerin als Star: also so, wie künftig die großen amerikanischen Konzerne auch bei uns arbeiten lassen wollen.

Man kann nicht behaupten, daß dieser Pariser Versuch sonderlich geglückt sei. Zu der breiten, allzu liebevoll gedehnten Genremalerei der Franzosen steht das knappe kecke Spiel der Swanson in so entschiedenem Gegensatz, daß höchstens eben diese Rolle der ehemaligen Wäscherin als Herzogin die Diskrepanz für dies Mal noch erträglich macht. Man fragt sich aber, wie im allgemeinen solche Zusammenarbeit ausfallen wird. Wie etwa Colleen Moore neben Fritsch, die Talmadges neben Liedtke oder Catelain wirken werden.

Es bleibt in diesem Film — aus dem in Deutschland wieder einmal unverständlicher-allzuverständlicherweise alle Revolutionsszenen herausgeschnitten waren! — bei einer durchaus monologischen Leistung der Swanson. Hoffentlich haben alle unsre Schauspielerinnen und Produktionsleiter sich das angesehen: jene, um die großartige Einfachheit zu studieren, mit der die Amerikanerin einen Charakter optisch gestaltet — im Gegensatz zu den Mätzchen der, drüben ganz und gar verdorbenen, Pola Negri, wie man sie kurz zuvor im gleichen Ufa-Palast am Zoo beobachten konnte; und diese, um ihr Vorurteil zu korrigieren, nur „schöne" Frauen gehörten in den Film. Käme nämlich eine Frau mit so einer verhauenen Himmelfahrtsnase in ein Büro der Friedrich-Straße: sie würde ausgelacht. Wie aber dieses „typisch unfilmische Gesicht"

sich in der Bewegung entfaltet — darüber denken Sie einmal nach, meine Herren Talent-Entdecker, ehe Sie um den deutschen Nachwuchs jammern.

Europäische Fleißarbeiten

Davon war dreierlei zu sehen: der Film von der Biene Maja, Starewitschs Chinesisches Puppenspiel und Lotte Reinigers und Ruttmanns Schattenfilm, Stoff aus 1001 Nacht.

Bei der Verfilmung des Buches von Waldemar Bonsels sind Bilder aus dem Insekten- und Schlangenleben gelungen, wie sie nur bei solcher jahrelangen Dauer und Konzentration auf ein Thema zustandekommen können. Also: eine Steigerung des naturwissenschaftlichen Beiprogrammfilms durch größere Intensität. Was aber dann an „Handlung" und „poetischem" Zuckeraufguß, Marke Bonsels, dazugetan ist, hat die unendliche Mühe leider so gut wie verdorben.

Starewitsch, der in Paris lebende Russe, und die Reiniger wollen Beide das Filmmärchen schaffen. Starewitschs Puppen, in phantastische Landschaften und Lichteffekte gestellt, vermitteln diese Illusion auf stärkere Art als die Silhouetten der Deutschen. Vielleicht liegt das schon daran, daß die Darstellung zweidimensional gegebener Erscheinungen durch den zweidimensional aufzunehmenden Film bei längerer Dauer ermüdet. Jedenfalls erscheint die jahrelange Arbeit von 250 000 Trickaufnahmen, bei aller Anerkennung einzelner überraschender Effekte, durch das Ergebnis nicht gerechtfertigt.

Filmpolitisches

Die Ufa nimmt mit ihren amerikanischen Partnern Paramount und Metro-Goldwyn die Arbeit auf. Diese zwei Gruppen wiederum haben mit dem dritten großen amerikanischen Konzern First National eine Vertriebsgemeinschaft ‚Fanamet' für ganz Mitteleuropa gegründet und eröffnen große gemeinsame Büros. Die First National für ihr Teil errichtet über ganz Deutschland ein eignes Verleihnetz. Warner Bros., die Gesellschaft, bei der Lubitsch arbeitet, haben mit einem deutschen Haus einen Produktionsvertrag geschlossen. Und endlich werden United Artists, die Firma Chaplins und Fairbanks-Pickfords, zusammen mit der Phoebus in Deutschland Filme herstellen. Einer der führenden Film-Amerikaner, Schenk, tritt in den Aufsichtsrat der Phoebus ein. Der Einmarsch der Amerikaner geht weiter. Und wenn im März die Zahl der deutschen Filme unter allen zensierten von 21 wieder auf 38% gestiegen ist, wird man von nun an bedenken müssen, daß diese „deutschen" Filme ja zum guten Teil — den Amerikanern gehören...

Panzerkreuzer Potemkin

Die Zensur hatte diesen Film mehrfach verboten. Endlich, nach offenbar vielen Schnitten, wurde er freigegeben. Da erschienen am Morgen vor der Premiere die „Spitzen" der Behörden mit Braun, Severing und Ebermayer und ließen ihn sich noch einmal vorführen — ein in der Geschichte der Filmzensur beispielloser Fall. Und kein Theater des

Westens war für diesen Film zu haben: er mußte in dem abgelegenen Apollo-Theater herausgebracht werden. Am Tage nach der Premiere aber stellte die gesamte Kritik, mit Ausnahme der aktiven Reaktion, „den Wendepunkt der Filmgeschichte — den größten Film überhaupt — das größte Erlebnis des Winters" einstimmig fest. Worauf die Polizei allabendlich absperren mußte, weil Hunderte keinen Eintritt fanden... Und nun riß sich der Westen um den Film.

Die Berliner Kritik ist einmal ganz ehrlich gewesen. Die Gewalt einer überragenden Leistung hat alle Hemmungen weggefegt. Man ist überall erschüttert — nicht zuletzt wahrscheinlich deshalb, weil man dunkel spürt, daß weder wir noch Amerika dieses Filmepos werden imitieren oder gar übertrumpfen können. Was gelegentliche Laune eines westlichen Regisseurs probiert hat, ist hier organisch aus der geistigen Gesamthaltung des neuen Rußland entstanden: der Film ohne Stars, der Kollektivfilm. Der Leiter des oftmals bespöttelten Moskauer Theaters ‚Proletkult', Eisenstein, wirft Hohn, Bedenken und Abneigung des westlichen Individualismus durch diese überwältigende Leistung über den Haufen. Eine Regiebegabung, die sich mit einem Schlage neben Griffith und Lubitsch gestellt hat. Aber — ohne die geschulten, gewordenen, herangewachsenen Kräfte einer kollektiven Masse war Eisensteins Arbeit unmöglich. Man vergleiche die Massen in der ‚Madame Dubarry' oder in ‚Intolerance' mit diesem russischen „Volk", das — und grade darin zeigt sich ja das, von unsern Rußland-Gegnern völlig verkannte, lösende Element des Kollektivismus — unendlich viel gegliederter, bewegter, „individueller" durchgestaltet ist als die Statistenmassen des Westens . . .

Aus dieser beispiellosen Zusammenwirkung von Regie und Masse fügt sich das Werk, das erste große Epos des neuen Rußland. Keine „Handlung", keine Steigerung im Sinne der üblichen Filmdramaturgie. Ein Panzerkreuzer meutert, eine Stadt demonstriert, Truppen schießen die Menge nieder — das ist Alles. Aber wie die ungeheure Stahlmasse des Schiffs, wie die Maschine lebendig wird in der Rebellion der Matrosen, wie umgekehrt die Reihe der Soldaten unter dem Zwang der Disziplin zur starren Maschine wird, die zehn Stufen hinabschreitet, anlegt, die Frauen und alten Leute niederknallt, zehn Schritt hinabgeht, tapp, tapp, anlegt, niederschießt: da bleibt einem der Atem weg, man wird erschüttert bis auf den Grund, es geschieht etwas in uns. Da ist es, das tiefe, aufwühlende Erlebnis der Gestaltung, da ist es — und der letzte Kritiker wird gepackt, überwältigt, mitgerissen.

Da kam ein paar Tage nach der Premiere Douglas Fairbanks nach Berlin. Man schilderte ihm den Zustand des deutschen Films. „Schade," sagte er, „ich hatte viel davon erwartet. Nun scheint es, als ob wir Amerikaner den Film allein machen werden. Allerdings gibt es ein Land, auf das man noch achten muß: Rußland."

Allerdings, Herr Fairbanks. Zwei Tage später sollen Sie von diesem Film erschüttert gewesen sein. Kein Wunder.

Leonce und Lena von Alfred Polgar

Auch im Akademie-Theater wurde das Burgtheater-Jubiläum gefeiert. Zu Beginn gab es ein Gelegenheitsspiel, das Herrn Siebert als G. E. Lessing zeigt, wie er grade die Direktion des neugeschaffenen Burgtheaters ablehnt, weil Eva König, eifersüchtig auf die Weidnerin, nicht mit nach Wien will. So hat er selbst die Schuld, wenn heute auf seiner Gruft im Braunschweiger Kirchhof kein Dankschreiben der oesterreichischen Bundestheaterverwaltung liegt.

Das kleine Stück, verfaßt von Raoul Auernheimer, heißt ‚An der Wiege des Burgtheaters', ist sehr schlicht und leise und, wie sich das an einer Wiege geziemt, auch etwas einschläfernd.

Es folgte dann Georg Büchners romantisches Lustspiel: ‚Leonce und Lena'. Sein Humor — der Shakespeareschen, manchmal auch, im obstinaten Wortwitz, Nestroyschen Tonfall hat — ist ein Kind der Melancholie. Gleichsam das Antitoxin, das diese in des Dichters Seele gebildet hat. Aus dem Schwermut-Dunkel treibt Poesie in zarten und farbigen Blüten hervor, als Himmelsprospekt ist die Sehnsucht aufgestellt. Alles, was das Innerste des jungen Dichters bewegte, bewegt auch die Puppenwelt der zierlich verschnörkelten Komödie: das Versagen der Philosophie als Führerin durch das Lebenslabyrinth (und wie Dem, der sie greifen will, auch ihr Festestes zwischen den Fingern zerfließt, nichts in ihnen zurückbleibt als die leere, spröde, terminologische Haut); der politische Jammer und Katzenjammer des nachnapoleonischen unfreisten Deutschland; die Lächerlichkeit der Autoritäten; das himmelblaue Nichts des Idealismus, das erdgraue Nichts der simpel-genußfrohen Weltbetrachtung. Unverkennbar ist dem bitter-süßen Spiel das Geniezeichen aufgeprägt. Eines Meisters Hand hat den dialogischen Bogen gezogen, der schlank und stark zwischen Ideal-Gläubigkeit und hoffnungsloser Skepsis hin und wider führt.

Ist ‚Leonce und Lena' überhaupt auf der Szene möglich, so nur, wenn es ganz luftig, schwerlos, transparent gespielt wird, gleichsam ein paar Millimeter überm Boden. Der Regisseur Hans Brahm hat das gewiß so machen wollen — schon das zarte, von Hellerauer Girls, braven Heinzelmädchen, stets im Husch verwandelte Bühnenbild zeigte dies —; doch gelungen ist ihm leider nicht, was er wollte. Die komischen Szenen waren durch Groteskzeug, durch Übersatire in Masken, Trachten und Bewegung erdrückt, den dichterischen blieben die Spieler die Poesie schuldig. Herr Lohner hat wenig Lyrik im Leibe, Fräulein Wagener ist eine süße, traurige Prinzessin, nur grade das Schweben ist nicht ihre Sache. Dies fühlend, schwebte sie mit der Stimme. Der Ton wurde und blieb ganz litaneihaft dünn und hoch; gesprochener Zwirnsfaden. Fräulein Tilly Losch tanzte, oder wie sie so herzig sagt: danzte, wie die Elfe tanzt, die in den Zweigen wohnet. Die Komiker waren nicht komisch, aber das sehr umständlich, es gab weniger Spaß als Zeremoniell des Spaßes, und jede Minute dauerte mindestens zwei. Der Effekt war Langeweile. Und deren Effekt ein kleiner Theaterskandal.

Natürlich schrien die Protestierer nicht, weil es langweilig war, sondern weil sie sich über die Verhöhnung der Königspopanzerei gifteten; aber der Krach würde vielleicht nicht losgegangen sein, wäre die Atmosphäre nicht schon so schrecklich trocken gewesen. Langeweile dörrt nämlich aus, verwandelt die Luft in Zunder, und ein Kleinstes genügt dann, daß sie Feuer fängt.

Strauß und Hofmannsthal von Oscar Bie

Hofmannsthal dachte sich den großen Gesang des Ochs im ersten Akt ‚Rosenkavalier', seine erotische Galerie, zur Marschallin mit vorgehaltner Hand geflüstert, ganz leise, vertraulich plump. Strauß führt ihn bei dem Worte „Heu" auf ein Fortissimo des hohen F durch acht Takte. Es hätte ihm gradezu einen Stich gegeben, schreibt Hofmannsthal. Das ist das Bild der Beiden.

Einmal spielte mir Strauß einige Szenen aus der ‚Frau ohne Schatten' vor. Nachher sagte Hofmannsthal: „Eigentlich habe ich mir das ganz anders gedacht." Es war eine Verlegenheit, und doch wunderte sich Niemand. Waren die Beiden zusammen, nahm man doch Jeden einzeln. Das Fluidum zwischen ihnen war nicht sichtbar, kaum fühlbar. Es war Aether, hoch oben zwischen den Geistern. Und die Geister bluteten zur Erde, kühles Blut, aber große Kunst.

Ich suche das Fluidum in dem Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Strauß (verlegt von Paul Zsolnay). Er ist schon lange erschienen, ich lese ihn endlich mit Ansturm einmal ganz durch. Es ist nicht das erste Mal, wie Sohn Franz im Vorwort meint, daß man einen ordentlichen Einblick in die Werkstatt des Opernkomponisten bekommt. Aber es ist das erste Mal, daß es noch bei Lebzeiten geschieht. War es so dringend? Was wollte man beweisen? Daß Hofmannsthal schöne Briefe schreibt, daß Strauß ein sehr praktischer Mann ist? Man wußte es. Leute vom Bau stillen eine gewisse Neugier in den Hintergründen dieser eben erlebten Kunst. Aber die wahren Hintergründe lagen weit in der Luft, im Schall des Worts, im Augenblick der Entscheidung, der Freude und des Ärgers, sie sind von Keinem noch aufgeschrieben. Es ist eine halbe, eben noch nicht ganz reife Sache.

Also Hofmannsthal ist der Briefschreiber als solcher, das heißt: einer, der bei Abfassung der Briefe nicht nur an die Mitteilung, sondern meist auch an die Form, den Stil, an jene Kultur des Briefes als privater Aussprache denkt, die ein Kapitel der Literaturgeschichte geworden ist. Er analysiert mit einer Tiefbohrung, die das Zeichen des Gewissens, der Selbstverantwortung, ja der Verteidigung ist, seine Opern und Ballette auf ihre poetischen Adern. Er analysiert sich selbst, seine Natur, seine dichterische Mission, seine Einstellung auf Operngerüste und Opernbau. Er schreibt gelegentlich einen ausgezeichneten Essai über die Produktivität des Kunstempfangens, einen andern über das Wesen des Erfolgs. Er gibt sich

sogar Rechenschaft über die Lenkung von Strauß, die er bewußt in der Folge verschiedener Stoffe vornimmt, um Unerfülltes aus ihm herauszulocken. Er weiß genau, welche fruchtbare Hemmung in produktivem Sinne er für Strauß bedeutet, Widerstand als Akzept für die Zukunft. Ja, in der Lust der Lektüre alter guter Textbücher erreicht er sogar eine Abwendung Straußens von der unentwegten Wagnerschen Musiziererei, eine Zuwendung zur Spiel-, Gemüts- und Menschen-Oper. Wenigstens dankt ihm Strauß, daß er ihm diesen Star gestochen. Es war nämlich nur eine Unterhaltung, kein Brief von Hofmannsthal. Ich sagte: die großen Momente waren mündliche.

Der Dichter empfindet im Brief den Stilreiz dieser schriftstellerischen Form; für den Musiker ist er nicht eben viel mehr als eine schriftliche Mitteilung. Strauß arbeitet mit ihm, auch gegen ihn an den Texten. Es ist erstaunlich, welchen praktischen Blick er für die Bühnenwirkung, für die musikalischen Notwendigkeiten bewährt. Man ist Zeuge, wie er nicht nur in der Verwendung des Aegisth, auch sonst überall die Vorschläge macht, die die endgültige Fassung darstellen. Hofmannsthal steht zu seinen Stoffen mit Niveau, Strauß mit Kraft. Das ist der Unterschied im Lager der Briefe um die Arbeit. Hofmannsthal ist Stimmungsmensch, vom Wetter alle Augenblicke abhängig, von diesem und jenem. Strauß treibt sachlich vorwärts — der zweite Akt ‚Rosenkavalier' ist im Druck, der dritte noch nicht da — die Musik ist bisweilen fertig, er bittet um Worte dazu — er gesteht, was er bekommen, mit Haut und Haaren komponiert zu haben. (Man kennt diesen Übermut der ‚Rosenkavalier'-Musik gegen szenische Bemerkungen, die sie mitverspeist.) Hofmannsthal schreibt über Erfolg, Strauß ist auf ihn bedacht. Hofmannsthal liest seine Verse gern Freunden vor, im Kreise abgestimmter Verständigung, Strauß weiß die Kritik rechtzeitig zu interessieren. Ich lese, er habe mich eines Nachmittags herausbestellt, ich glaube, die ‚Ariadne' genügend bei mir vorzubereiten. Ich weiß nichts mehr davon, denn Strauß hat in zahllosen Fällen solche Vorproben gehalten, die ich genoß, nicht weil er mich brauchte, sondern weil ich ihn liebte. Plötzlich fällt jetzt in den Briefen dieses Licht darauf. Der schöne Egoismus von Strauß spannte auch mich mit ein. Alle seine Briefe sind geladen mit einem Willen des Sichdurchsetzens.

Die Korrespondenz reicht von Ende 1907 bis Ende 1918. Es passierte Einiges in diesen Jahren außerhalb der stillen Opernarbeit. Hofmannsthal reflektiert es kaum, aus Höhegefühl. Strauß reflektiert es wenig, aus Egozentrik. Immerhin sucht er auch dies sich untertan zu machen. Fleißiges Arbeiten scheint ihm die Rettung — haben wir das nicht Alle damals geschrieben? Würdelosigkeiten jeder Art schrecken ihn, in der Politik, in der Kunstwirtschaft, in der Konjunkturmacherei der Allzudeutschen, in der Verfassung seines Volkes: „Wer wird aus diesem deutschen Volke klug, dieser Mischung von Talentlosigkeit und Genie, Heroismus und Bedientenhaftigkeit?" In allem Mißmut wird die Absicht deutlich, sich unantastbar zu

halten und sein Werk gegen die Zeitläufte und Zeitkrankheiten zu behaupten. Es ist eine andre, aber es ist seine Form des künstlerischem Patriotismus mit bisweilen hochrotem Kopf, aber mehr mit werktätigen Fingern.

Briefe interessieren — weshalb? Weil sie Privates öffentlich machen. Das ist ein niedriger Standpunkt. Sie müssen interessieren, weil in ihnen ein Durchschnitt durch persönliche und sachliche Schichtungen vorliegt, die sich in jeder Sekunde des Lebens kreuzen und bedingen. Nicht zu leugnen, daß dieses höhere Interesse in unserm Buche vorhanden ist. Man erkennt den Werdeprozeß von Opernwelten, wie eine Folge meteorologischer Phaenomene. Die Witterungen sind trächtig, solange das Stück in Arbeit ist. Bisweilen finden sie noch eine zweite Periode der Maxima und Minima bei der Vorbereitung der Aufführung. Nachher donnert es nur stellenweise über der Kritik und dem Publikum. Man kann in den Briefen deutlich diese Ballungen und Entladungen tabellarisieren. Während der ‚Rosenkavalier'-Zeit ist heiteres Mozart-Wetter. Der Schrei nach Reinhardt, der Vorgeschmack der Fragmentarisierung, die Schwankungen bis zur Stuttgarter Premiere verdunkeln den ‚Ariadne'-Himmel. Über die ‚Frau ohne Schatten' detailliert sich der Briefwechsel quälerisch. Die Tragödie des ‚Bürgers als Edelmann' schlägt schmerzlich nieder. Schicksal und Wert der Werke spiegeln sich in ihrer Vorgeschichte. Die Linie ihrer Entstehung läuft im krausen Ornament der Phantasie zwischendurch.

In der ‚Elektra'-Zeit taucht eine Semiramis auf, die fallen gelassen wird. Aus der galanten Idee einer Spieloper zweigt sich erst Hofmannsthals Christina ab, und plötzlich im Februar 1909 in Weimar steht die Skizze des ‚Rosenkavaliers' da. ‚Ariadne' zeigt sich am Horizont, und gleichzeitig spielt eine Geschichte vom „Steinernen Herz" eine Rolle, aus der in langer Wandlung die ‚Frau ohne Schatten' wird. D'Annunzio tritt ohne Erfolg an Strauß heran. Dagegen aus der Idee, für die Russen und Nijinski eine Orest-Pantomime zu schreiben, kristallisiert sich die ‚Josefslegende'. Hofmannsthal ist in diesem ganzen Verhältnis zu Strauß in einer Zwitterlage. Er regt an, er geht ein, aber er dient nicht. Er fürchtet und liebt zugleich die geheime Kraft, die in Strauß wirkt. Aristokratisch, wie er sich hält, weiß er, daß Strauß nur seine Oberfläche kennt. Seine Abgründe enthüllt er nicht, sie werden bestenfalls Form, auch im Briefe. Er will sie vor sich selbst behaupten, weil er das Feuer sogar ihrer Illusion braucht. Drängt ihn der Komponist, zieht er sich zurück. Er spricht von einem neuen, spätantiken Stoff. Strauß greift zu. Hofmannsthal nennt sich bizarr, weil er nun erst recht zögert, weil er den Stoff ganz zu verlieren meint. Er gefällt sich ein wenig in dieser Bizarrerie, die er aus Gegensatz zu seiner Beamtung als Librettist von Strauß kultiviert. Es ist gegen Schluß der Briefe. Strauß wird weiter seinen unbizarren Weg gegangen sein. Durch Umschaltung entstand aus dieser Atmosphäre die ‚Aegyptische Helena'.

Französische Wirtschafter von Morus

II.

André Citroën

Du kannst keine Zeitung aufschlagen, kein Cabaret besuchen, keine Straßenecke kreuzen, ohne daß er dir begegnet. Im Pariser Zeughaus hat er eine Ehrentafel, in der Großen Oper wird sein Propagandafilm vorgeführt, und wenn du dich von all dem erholen willst und nächtlicherweile in die Luft guckst, dann schleudert er dir noch seinen Namen, dreihundert Meter hoch, vom Eiffelturm zu. Gib es auf: du wirst ihm nicht früher entgehen, als bis du dich von einem Citroën-Wagen überfahren läßt.

Was dahinter steckt? Zum mindesten eine staunenswerte, beinah amerikanische, also sehr unfranzösische Lebensgeschichte, der Aufstieg des interessantesten und originellsten Pariser Kriegsgewinnlers. Unter einem Franzosen stellt man sich in Deutschland, da es die völkischen Oberlehrer so wollen, einen Mann vor, der eigentlich gar kein richtiger ist: einen Windhund, einen Leichtfuß, einen dekadenten Herumtreiber, der mit Jeu und Weibern die Zeit verjuxt und es natürlich zu nichts Ordentlichem bringen kann. In Wirklichkeit ist der mittlere Franzose ein solider, sparsamer, bürokratischer Arbeitsmensch. Ein bißchen gemächlich, ohne Tempo, der Keinen hetzt und sich erst recht nicht hetzen läßt, aber, nach alterprobter Manier, zäh seine Sous zusammenhält, damit er möglichst bald auf seiner Klitsche sich einen gemütlichen Lebensabend machen kann. Frankreich mag sehr schnelle Sechstageradfahrer, gute Jockeys und flinke Fußballspieler stellen — der wirtschaftliche Franzose ist behäbig, patriarchalisch, unrationell und dabei pedantisch und strebsam: man wird ja nicht umsonst das Rentnervolk Europas.

Diese Signatur trifft nicht nur auf den Durchschnitt des Bauern und des Handwerkers zu, sondern auch auf den mittlern und mehr als mittlern Industriellen. Es geht; es wird schon gehen; es ist immer so gegangen. Und da kommt mit einem Mal ein junger Mensch und macht es ganz anders. Ohne LouisXV.-Schnörkel, ohne den guten französischen Geschmack und schließlich auch ohne überragende Erfindertalente, aber dafür mit einer großen, zugkräftigen Werbetrommel, ein fixer, pfiffiger Bursche, mit feiner Spürnase und leichter Hand. Also der „Franzose", wie er im deutschen Bilderbuch steht. Nur ist sein Franzosentum noch recht jungen Datums. Citroëns Vater ist ein nach Frankreich eingewanderter holländischer Diamantenhändler. Da mögen die Ethnologen sich den Kopf darüber zerbrechen, wo ers her hat. Gleichviel: er ist da und schafft es.

Wir wollen nicht übertreiben: die Laufbahn André Citroëns ist nicht so romantisch wie die Wildwest-Anfänge amerikanischer Milliardäre älterer Generation. Er hat weder als Goldgräber noch als Zeitungsträger begonnen. Freundliche Legendenerzähler behaupten zwar, mit zehn Jahren habe er

auf den Quais von Marseille Schönheitsutensilien verkauft. Aber das ist wahrscheinlich Unsinn; seine Jugend hat sich in seiner Heimatstadt Paris wohl ganz ordentlich und brav und ohne besondere Kennzeichen abgespielt. Er erhält die nötige Schulbildung, um Ingenieur zu werden, kommt mit zwanzig Jahren auf die Ecole Polytechnique und hat damit schon etwas erreicht. Denn auf dieser Hochschule erwirbt man nicht nur Kenntnisse, sondern auch Beziehungen. Wer dort mit einem guten Prädikat fortgeht, findet in der Praxis sein Weiterkommen. Nach zwei Jahren hat Citroën seine akademischen Studien abgeschlossen. 1901 gründet er, dreiundzwanzigjährig, eine kleine Werkstatt für Zahnradgetriebe. Das Geschäft kommt sehr langsam in Gang. Der Umsatz im ersten Jahr beträgt ganze 15 000 Francs. Citroën sieht sich um, wo es nebenher noch etwas zu verdienen gibt. Er hilft einer halbverkrachten Automobilfabrik wieder in die Höhe; er beteiligt sich mit ein paar tausend Francs an einer Bar; 1910 endlich bekommt er einen größern Auftrag: die Einrichtung einer Fabrik in Moskau. Dadurch steigt der Jahresumsatz annähernd auf eine Million.

Mit einigen dreißig Jahren ist er ein leidlich wohlhabender Mann, aber als Industrieller noch ohne jede Bedeutung. Da bricht der Krieg aus. Frankreich ist unmittelbarer bedroht als Deutschland und die Panik entsprechend größer. Das ganz große Kriegsgeschäft, das in Deutschland erst im Herbst 1916 mit dem Hindenburg-Programm losgeht, beginnt in Frankreich schon ein Jahr früher, als die Formel des Senators Humbert: „Des canons, des munitions!!" das Modeschlagwort wurde. Es war Alles wie bei uns, nur vielleicht noch etwas wilder und nervöser. Die französische Wumba, das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt, hatte sich, da gewiß keine andern Räume zu finden waren, in dem nagelneuen Luxushotel Claridge, in den Champs Elysées, eingerichtet, wo der sozialistische Gewerkschaftssekretär Albert Thomas als Munitionsminister residierte. An seiner Seite, als Unterstaatssekretär, der Fabrikant Louis Loucheur, um den Burgfrieden zwischen Arbeiter und Unternehmer recht deutlich zu machen. Wer Kanonen und Granaten liefern kann, ist der Mann des Tages. André Citroën, der sich fünfzehn Jahre lang schlecht und recht durchgeschlagen hat, ohne weit vorwärts zu kommen, wittert Morgenluft. Er geht ins Claridge, findet leicht Zugang zu Herrn Loucheur, der ebenfalls ein alter Schüler der Ecole Polytechnique ist, und macht dem allmächtigen Unterstaatssekretär eine Offerte in 7.5er-Granaten. Er hat zwar keine Fabrik, die imstande wäre, die Lieferung auszuführen, er weiß im Augenblick auch noch nicht, wo er die Rohstoffe hernehmen soll: aber er bietet an und bekommt den Zuschlag. Mit dem staatlichen Lieferungsauftrag in der Tasche sieht er die Welt schon anders an. Es finden sich Geldgeber, und für Geld kann man auch Rohmaterial und Werkstätten bekommen. Nach ein paar Wochen hat Citroën das Kunststück fertiggebracht, eine ganz stattliche Munitionsfabrik auf die Beine zu stellen, und als prompter Lieferant ist er bei seinem Protektor,

Loucheur, bald ein gerngesehener Gast. Sein Organisationstalent trägt ihm schnell einen guten Ruf ein; wo man ein neues Werk rasch ausbauen will, wie in Roanne, wird Citroën mit der Aufgabe betraut. Und er liefert, was man von ihm verlangt: tausend Granaten, zehntausend Granaten am Tag — er sagt niemals Nein.

Bei Kriegsgeschäften dieser Art darf man nicht zu laut sein. Citroën findet trotzdem einen Weg, sich bemerkbar zu machen und in die erste Reihe vorzustoßen. Weitern Kreisen bekannt wird er nicht als der Großlieferant, zu dem er sich rasch emporgeschwungen hat, sondern als der vorbildlich soziale Arbeitgeber. Die Verpflegungsfrage ist in Paris nicht so dringlich wie in Berlin oder in Wien, aber es ist doch sehr nett, wie dieser Herr Citroën für seine Munitionsarbeiter sorgt. Was für eine hübsche Kantine er errichtet hat, wie gut und billig dort die Leute verpflegt werden. Und noch mehr hat er getan: die Arbeiterinnen haben draußen in Neuilly einen komfortabeln Spielplatz bekommen, wo sie unter Aufsicht einer leibhaftigen Baronin im extra hergestellten Sportkostüm — Alles pro patria selbstverständlich — turnen können. Das gibt dann ganz reizende Photographien für die illustrierten Zeitungen, der Name Citroën wird populär, und selbst die höchsten und allerhöchsten Herrschaften von den alliierten und assoziierten Nationen versäumen nicht, gelegentlich die Mustereinrichtungen des Herrn Citroën in Augenschein zu nehmen. Dazu unterhält er ein offenes Haus für Jeden, der kommen will; und wenn er auch noch nicht in die obersten Gesellschaftssphären vorrückt, kommt doch Dieser und Jener. Daraus entstehen neue Bekanntschaften und neue Aufträge, bei denen die Repräsentationskosten und die sozialen Spesen mit Leichtigkeit herausgeschlagen werden.

André Citroën gilt überall als der nette, hilfsbereite Kerl. Bei der Konkurrenz freilich macht ihn der rasche Erfolg nicht beliebter. Bei den Behörden laufen Denunziationen ein. Citroën, heißt es, nimmt zu hohe Preise. Auch in der Kammer spricht man davon, und ein Deputierter hält sogar für notwendig, deshalb zu interpellieren. Aber Loucheur, der inzwischen zum Munitionsminister aufgerückt ist, gibt seinen Protégé nicht preis. Zwei Millionen zuviel hat man Herrn Citroën für eine Lieferung bezahlt? Möglich. Doch das sind Lappalien, um die man sich jetzt nicht kümmern darf. Die Hauptsache ist, daß die Armee erhält, was sie braucht. Großer Beifall bei der Mehrheit. André Citroën darf weiterliefern und weiterverdienen.

Doch Alles hat einmal sein Ende, und selbst die Kriegslieferungen hören eines Tages auf. Was nun? Andre Heereslieferanten bemühten sich weiter um öffentliche Aufträge, suchten Altmaterial zu verwerten oder in den neuentstandenen Staaten Kanonen und Munition abzusetzen. Citroën zog unter das Kriegsgeschäft einen Schlußstrich, ebenso rasch und rigoros, wie er damit begonnen hatte, und übernahm aus der Kriegsproduktion nur den Zweig, bei dem es keiner großen Umstellung bedurfte. Warum sollte das Auto in Frankreich

nicht ebenso ein Massenartikel werden, wie es in Amerika schon einer geworden war? Jedem Franzosen seinen eignen Wagen: das war eine Parole, mit der man in einem selbstbewußten Siegervolk durchdringen mußte. Die Kunst und das Geschäft der Massenfabrikation hatte Citroën ja während des Krieges erlernt und sich auf diesem Gebiet als ein Künstler und Geschäftemacher ersten Ranges erwiesen. Freilich wars ein Geschäft besonderer Art gewesen. Der Massenproduktion stand, solange man Granaten fabrizierte, nur ein einziger Abnehmer gegenüber: der Staat, die Heeresverwaltung. Jetzt kams darauf an, für eine Massenproduktion erst eine Masse von Abnehmern zu finden, einen Massenkonsum zu schaffen. Bei den Kriegslieferungen gabs kein Risiko. Der Staat zahlte prompt und zahlte womöglich im voraus. Mit dieser bequemen Geschäftsmethode wars aus. Der Unternehmer mußte wieder ein Risiko eingehen. Bei einer neuartigen Massenproduktion war dieses Risiko nicht gering. Citroën hatte im Kriege gewaltig verdient; man sprach davon — es war gewiß übertrieben —, daß er die ersten hundert Millionen schon überschritten und allein vierzig Millionen Kriegsgewinnsteuer zu zahlen hatte. Aber vielleicht ließ sich auch das Friedensgeschäft mit fremden Mitteln aufbauen. Geld genug hatte der Krieg unter die Leute gebracht: es kam nur darauf an, es wieder aus dem Volk herauszuziehen.

André Citroën, der sich schon während des Krieges mit merkwürdigen Finanzierungsprojekten getragen hatte — so mit der Schaffung eines interalliierten Geldes —, versuchte das neue Unternehmen mit einem Trick zu finanzieren. Er annoncierte in ganz Frankreich, daß bei ihm Jedermann gegen 2000 Francs Anzahlung zu einem Auto gelangen könne. Im Ganzen sollte der Wagen 7000 Francs — genau 1000 Dollars — kosten, für Europa damals ein unerhört niedriger Preis. Gleichzeitig wurden Vertreter für Citroën-Automobile gesucht, die den Vertrieb von 300 Wagen übernehmen und dafür auf jeden Wagen 1000 Francs an Citroën einzahlen mußten. Mit einer fast überamerikanischen Reklame wurde die Geschichte in Szene gesetzt, und nicht weniger als 30 000 Bestellungen und Vorauszahlungen liefen ein. Aber die 30 Millionen Francs, die Citroën damit in die Hände bekam, reichten doch für solche Massenproduktion nicht aus; Streiks, Rohstoffmangel, gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit und hauptsächlich das Sinken des Franc und eine entsprechende Teuerung machten ihm einen Strich durch die Rechnung. Die Lieferungsfristen konnten nicht eingehalten werden, Hunderte von Bestellern machten Citroën den Prozeß, und da in den ersten Inseraten versprochen war, daß er genug Wagen auf Lager hätte, um alle Lieferungen auszuführen, bestand an seiner Verurteilung kein Zweifel. Dazu drohte der Steuerexekutor wegen rückständiger Kriegsgewinnsteuern. In dieser prekären Lage sprang wieder sein alter Gönner Loucheur für ihn ein. Der Fiskus ermäßigte und stundete die fälligen Abgaben, mit den ungeduldigen Kunden kam ein Arrangement zustande, und die Krise konnte überwunden werden.

Nachdem sich Citroën so, abermals mit Hilfe des Staates, Luft geschafft hatte, bewährte er wiederum sein immenses Organisationstalent. Ohne sich die Ford-Methode des „laufenden Bandes" zu eigen zu machen, baute er in seinen Werkstätten im Norden und Westen von Paris eine Serienfabrikation auf, die es an Qualität und an Preis mit der amerikanischen Produktion aufnehmen konnte. Obwohl Frankreich den Amerikanern das Tor nicht versperrte und Ford in Bordeaux eine große Fabrik aufmachte, gelang ihm doch nicht, den wichtigsten Markt: die Stadt Paris zu erobern. Die Pariser zogen die leichten, zierlich-eleganten Citroën-Wagen den ungefügen Ford-Kästen vor, auch wenn sie dafür etwas mehr zahlen mußten. Allmählich verstand Citroën, die Preise so herunterzudrücken, daß seine Kleinwagen für große Teile des französischen Bürgerpublikums erschwinglich waren. Nach amerikanischem Vorbild organisierte er ein Abzahlungssystem, bei dem selbst mittlere Angestellte und kleine Kaufleute sich an einen Citroën herantrauen konnten. Die zweite Voraussetzung für das Auto als Massenartikel schuf Citroën durch die Herabsetzung der Unterhaltskosten. Ebenfalls nach amerikanischem Muster errichtete er Depots in jedem französischen Landnest, wo man zu festen und niedrigen Preisen Ersatzteile für Citroën-Wagen bekommt und Reparaturen vornehmen lassen kann.

Dennoch hätte Citroën mit seiner rationellen und durchdachten Organisation allein nicht den Erfolg gehabt, wenn er nicht mit dem Volldampf einer raffinierten Reklame das Publikum immer wieder angetrieben hätte. Seit Jahren sind die französischen Zeitungen Woche für Woche mit Riesenannoncen Citroëns bedeckt. Daneben wußte er sich durch immer neue Sensationen populär zu machen. Bald war es die erste Durchquerung der Sahara mit eigens gebauten Wüstenautos — eine hochnationale Angelegenheit, denn durch diese Autokarawane wurden gewissermaßen die nordafrikanischen Kolonien mit dem französischen Central-Afrika zu einem neuen, wenn auch nicht sehr fruchtbaren Weltreich verbunden. Dann wieder waren es weniger patriotische Spielergewinne in Deauville und Monte Carlo, die den Namen Citroën in Aller Munde brachten. Heute ist der Ruhm André Citroëns ebenso eingefahren wie sein Geschäft.

Allerdings hat es auch in den letzten Jahren an Rückschlägen nicht gefehlt. Öfter als in andern Pariser Großbetrieben wird bei dem „sozialen" Musterunternehmer Citroën gestreikt. Auch Finanzkalamitäten gab es mehrfach, die durch Inanspruchnahme und wohl auch durch Beteiligung der Rohstofflieferanten an den Citroën-Werken behoben worden sind. Der Konkurrenz der kleinen Renault- und der noch billigern Peugeot-Wagen sucht Citroën neuerdings dadurch zu begegnen, daß er seine gesamte Produktion auf einen einzigen Typ: einen Viersitzer von 10 PS umgestellt hat. An die 300 solcher Wagen werden täglich bei Citroën fertiggestellt, 20 000 Arbeiter sind damit beschäftigt, 70 Hektar nehmen allein die Citroën-Werke in und um Paris ein. Dazu kommt noch die neue große Automobilfabrik, die Citroën vor wenigen

Monaten in England, in der Nähe von Windsor, eröffnet hat. In noch nicht zehn Jahren hat also dieser Mann ein Unternehmen geschaffen, wie es nur ganz wenige in Frankreich gibt.

Trotzdem hat der Name Citroën einen gewissen Beigeschmack behalten. Wenn man mit Franzosen über ihren größten Automobilfabrikanten, Renault, spricht, dann strahlen sie. Das ist ein Unternehmer, so recht nach dem Geschmack des guten französischen Bürgers: einer, der sich nach und nach, in dreißig Jahren emporgearbeitet hat; der zu den ersten Automobilkonstrukteuren gehörte, nach französischer Schreibart überhaupt der erste war, der für die Armee die fabelhaften, siegreichen Tanks gebaut hat; der immer hübsch solide und nicht zu neumodisch ist; der nicht gleich die alte Werkstätte abreißt, wenn er eine neue baut, sondern, wie sichs gehört, beide neben einander stehen läßt; der ein Dutzend verschiedener Modelle fabriziert und, wenns sein muß, jedem Franzosen eine besondere Karosserie liefert. Renault wird — das ist die allgemeine Ansicht — jede Krise überstehen, was auch vor und nach der Stabilisierung des Franc noch kommen mag. Aber Citroën? Ah ça, das ist eine andre Frage. Wo soll diese übertriebene Expansion hin, wenn eines Tages die Wirtschaft stockt und der längst schon unterhöhlte Mittelstand nicht mehr weiterkann? Und überhaupt, diese unfranzösische Nivellierungssucht: das kann kein gutes Ende nehmen. Dieser Citroën mag ein Reklamegenie sein — aber ein Wirtschafter?

Das sagen die Leute hier von ihrem verwegensten und talentvollsten Industriellen. In ein paar Jahren wird man wissen, ob sie recht hatten.

Nach Ronsard von Ossip Kalenter

Meine süße Jugend ist verdorben,
Meine besten Kräfte sind erstorben,
Schwarz sind meine Zähne, weiß mein Haar.
Schlaff und abgespannt sind meine Sehnen,
Durch den kalten Leib, in meinen Venen
Rot das Wasser rinnt, wo Blut einst war.

Leyer, lebe wohl! Lebt wohl, Koketten,
Ehmals meine süßen Amouretten,
Lebet wohl! Bald wirds zu Ende sein.
Nichts von meinen frühern Zeitvertreiben
Will im Alter mir verbleiben,
Nichts als Feuer, Bett und Wein.

Krankheit und die Zahl der Jahre füllen
Mir den alten Schädel an mit Grillen,
Und von allen Seiten beißt die Not.
Sei es, daß ich gehe oder stehe,
Immer blick ich hinter mich und sehe,
Ob mich eingeholt hat schon der Tod,

Der, so will mich dünken, jede Stunde
Mich hinabführn dürfte zu dem Schlunde,
Wo Fürst Pluto oder sonst ein Mann
Offne Herberg Alten hält und Jungen,
Wo man eintritt leicht und ungezwungen,
Aber nimmermehr zurücke kann.

Bemerkungen

Buchstabe und Geist

Im letzten Heft des ‚Echo des Amis', der kleinen, feinen Zeitschrift der französischen Quäker, erzählt Madeleine Vernet, ein Herz und ein Kopf unter den Friedenskämpfern Frankreichs, folgende hübsche Geschichte, die ich mir erlauben möchte, dem Deutschen Monistenbund E. V. zu Pfingsten zu schenken:

„Wir sind so verdorben vom Buchstaben, daß wir den Geist ständig vergessen. Ich habe einen alten Freidenker gekannt, der sich Atheist nannte, und dessen Leben ein Muster der Heiligkeit war. Niemals ist die Lehre Christi besser angewandt worden als in unzähligen seiner Handlungen. Seine Güte, seine Duldsamkeit, seine Milde waren grenzenlos. Eine brave Frau, der er mehrmals das Leben gerettet hatte, sagte eines Tages zu ihm: ‚Sie sind der liebe Gott, Herr X!' Worauf er, wie immer, antwortete, daß er Atheist sei. Da faltete die arme Frau die Hände und sagte: ‚Ach, Sie glauben nicht an Gott, und dabei lassen Sie einen an ihn glauben!'"

Freilich: das Leben der Theisten hat meist die umgekehrte Wirkung. Madeleine Vernet läßt das auch durchblicken.

Kurt Hiller

Die Letzten der Mohikaner

Anno 1910 wurden in der nordamerikanischen Union 403 000 „Indianer" gezählt, 1924 noch 320 497, und davon waren nur 126 602 Vollblut. Das Tempo dieses Aussterbeprozesses hat das hartgesottene Yankeeherz sentimental gestimmt, und es soll nun allerhand dagegen geschehen. Aber diese allzu späte Besinnung des weißen Mannes auf seine menschlichen Bruderpflichten erinnert an die zärtliche Aufmerksamkeit, womit manchmal ungeduldige Erben einem schwachsinnigen reichen Manne auf dem Sterbebett jeden Wunsch von den Lippen abzulesen suchen, nachdem sie ihn schon bei Lebzeiten aus dem Genuß eines riesigen Vermögens verdrängt und bis dahin nichts für ihn getan haben, als Nägel zu seinem Sarge zu schmieden.

Von Natur und von Rechts wegen würde heute noch der weitaus größte Teil des Gebiets der Union den Indianern gehören; denn die weißen Eindringlinge pflegten von ihnen jeweils für eine Flasche Schnaps nur „genug Land für eine kleine Farm" zu erwerben, worauf dann nachträglich auf dem unterzeichneten Dokument die Ziffer für eine Fläche von hundert-, ja tausendfachem Umfang eingefügt wurde. Diese Praxis rächte sich im Unabhängigkeitskriege, wo über erlittenen Landraub erbitterte Stämme die Sache der englischen Krone zu der ihrigen machten und sich durch die Prämie von 8 Dollar, die die Londoner Regierung auf jeden erbeuteten Skalp eines „Rebellen" aussetzte, zu denkbar grausamster Kriegführung aufstacheln ließen. Den vom englischen Joch befreiten Bürgern der Unionsstaaten legte schon Washington eine gerechte Behandlung der Eingeborenen ans Herz, aber er predigte tauben Ohren. Auch Präsident Monroe hatte mit seinen Versuchen, die Indianer vor den schlimmsten Ungerechtigkeiten zu schützen, kein Glück. In der Praxis des Kolonistenlebens wurde unter den ursprünglichen Bewohnern so schonungslos aufgeräumt wie unter den Büffeln. Zu Hunderten wurden sie von den westwärts vordringenden weißen Pionieren niedergeknallt. Unter dem Präsidenten Grant kamen in dem Indian Homestead Act von 1875 und im Dawes Act von 1887 Gesetze zustande, die die Indianer durch Ansiedlung als Einzelbauern allmählich in die allgemeine Wirtschafts- und Staatsordnung einbeziehen sollten — nur praktisch geschah dar-

aufhin nicht eben viel. Mit der Zeit übte die Bundesregierung zwar eine Art Kuratorium über die den Indianern verbliebenen Ländereien aus; aber sie ließ zu, daß der Kongreß deren zunehmende Einschränkung zugunsten des Kolonistenlandes sanktionierte, ohne den Indianern das Recht der Berufung gegen solchen legalisierten Landraub zuzugestehen.

Nun aber, wo das Werk der Ausrottung nahezu vollendet ist, regt sich das öffentliche Gewissen des Volkes der Vereinigten Staaten stärker denn je. „Viel mehr", bekennt die Newyorker Zeitschrift ‚Scientific American', „ist in 60 Jahren für die Neger, in 30 Jahren für die Philippinos und Hawaiier getan worden als in anderthalb Jahrhunderten für die Indianer." Und Colonel Wise ruft im Chicagoer ‚Bar Association Journal' zur Bildung eines Untersuchungskomitees auf, um dem Kongreß die nötigen Unterlagen für eine befriedigend gründliche Lösung des ganzen „indianischen Problems" zu beschaffen. Es wird umso weniger daraus werden, als das „hundertprozentige Amerikanertum", auf das es ankommt, sich gegenüber den „neuen Einwanderern", deren natürliches Wachstum die Wirkungen des Einwanderungsquotengesetzes mehr als wettmacht, bereits in einer ähnlichen Lage befindet wie früher die Rothäute gegenüber den „alten" Einwanderern. Man hat alle Hände voll zu tun, sich seiner eignen Haut zu wehren. Wie kann man sich da noch viel um die Rothaut kümmern!

Otto Corbach

Fälscherwerkstätten

In den Geheimfächern der Auswärtigen Ämter ruhen, kostbar behütet, Dokumente, die dunkle Existenzen über die Hintertreppen hinaufgebracht haben. Eine Zeitlang standen auf dem internationalen Dokumentenmarkt Schriftstücke, die die Vertreter der Sowjet-Regierung im Ausland belasten sollten, hoch im Kurs. Und wenn tausend Beweise vorlagen, daß das Dokument eine plumpe Fälschung war, so wich man nicht zurück, denn entweder gab man damit zu, daß man der Geprellte war, oder erlitt eine diplomatische Schlappe. Mr. Austen Chamberlain verdankt seinen Posten einem gefälschten Dokument. Die Weltgeschichte wird nicht nur von Schafsköpfen, sondern auch von Fälschern gemacht.

Nachdem man zähneknirschend den Interventionen in Sowjet-Rußland hatte entsagen müssen, griff man zu „pazifistischen" Mitteln. ‚Aus diplomatischen Fälscherwerkstätten' nennt sich eine dokumentarische Darstellung der Lügencampagne gegen Rußland (im Neuen Deutschen Verlag). Die Einen machen mit gefälschten Noten Politik, die Andern mit gefälschten Dokumenten. Man könnte die abenteuerlichen Lebensläufe solcher Briganten erzählen, interessant sind sie gewiß, eine Tradition haben sie auch, Pitt ist der selige Schutzherr solcher Vagabunden. Wir hatten bei uns den Fall Anspach. Es steht nicht zur Diskussion, ob solche Leute aus psychologisch komplizierten Gründen fälschen. Sicher ist, daß manche Herostraten sich nicht anders zu helfen wissen als auf diese Weise. Aber man soll uns nicht an der Nase herum und in einen Irrgarten psychologischer Rätsel führen. Die Leute, die die Dokumente fälschen, um die russische Politik zu kompromittieren, wissen schon, was sie tun. Sie tun es nicht immer geschickt und oft höchst komisch.

Man glaubt etwa sehr konspirativ zu wirken, indem man betont, daß besonders wichtige Briefe „eingeschrieben" geschickt werden müssen. An dem Fälscher ist ein gewissenhafter Kleinhändler verloren gegangen. Für seinen Horizont ist ein eingeschriebener Brief der Gipfel der geheimnisumwobenen Bedeutsamkeit.

Aber die Fälscher sind Werkzeuge, zum Teil stellungslose Beamte der zaristischen Spionage-Abteilungen, und arbeiten entweder im Auftrag von Cliquen oder im indirekten Auftrag der Regierungen selbst. Die Regierungen allein sind die Schuldigen Den Vorwurf, daß es eine Dummheit ist, die Falschheit eines Dokumentes nicht zu erkennen, schütteln sie ab. Denn sie spekulieren auf die Dummheit der Andern. Chamberlain selbst hat zugegeben, daß er über die Fälscher sehr gut Bescheid weiß. Man erinnere sich, wie „rätselhaft" die Verhaftung und Freilassung Druschelowskis in Berlin war. Die Schuldigen sind die Regierungen, deren Organe versagen. Wer garantiert uns, daß man den „Sinowjew-Brief" nicht neu auflegt? Und daß er wieder Erfolg hat ...

Man komme nur nicht mit dem Vorschlag parlamentarischer Kontrolle der Fonds für besondere Zwecke. Kein Minister wird sie sich gefallen lassen. Und wenn ers täte, würde sich nichts ändern.

Kurt Kersten

Unsre armen Wörter

Wie Viele mögen nach der Lektüre von Peter Panters ‚Neudeutschem Stil' in Nummer 14 und dem Anhängsel über die ‚Angelegenheit' in Nummer 17 ihre neusten Manuscripte mit Gewinn noch einmal durchgesehen haben! Aber ob es nicht auch Manchem dabei so gegangen ist, daß er das eine oder andre der verfemten Modewörter bei sich fand, ein bißchen nachdachte und es doch stehen ließ? Und ob nicht mit Recht?

Sicherlich gibt es in jeder Epoche zeitgemäße, große Aufgaben. In der Wissenschaft etwa ist an der Tagesordnung, daß verschiedene Forscher, vielleicht sogar auf verschiedenen Gebieten, unabhängig von einander am selben Problem arbeiten. Relativität und Synthese: das sind Dinge, die vor fünfzig Jahren Keinen interessierten — und heute arbeiten eine Unzahl von Physikern, Biologen, Psychologen, Mathematikern immer nur darüber, ohne daß die Gemeinsamkeit des Ziels etwa Allen bewußt wäre. Gleichzeitig aber ist der Jargon Derer, denen ein Gott gab, zu reden, ohne zu denken, bevölkert von Relativität und Synthese. Denn den ernsten wie den seichten Arbeitern geht es im Grunde um das Selbe. Nur schwimmt die zweite Sorte vermöge ihrer innern Leichtigkeit mehr oben, wo die Luft dünn und ungenießbar wird, und in demselben Maße verdünnt sich auch die Behandlung der Probleme, bis sie in den höchsten Höhen, wo der gesunde Sterbliche Atembeklemmungen fühlt, zum bloßen Schachspiel der Termini gerinnt. Daß Einer zeitgemäße Benennungen der strittigen Art reichlich benutzt, ist nicht nur natürlich, sondern auch für sein Niveau ganz belanglos. Denn es geht hier ganz und gar um eine inhaltliche Frage: Unproduktivität und Oberflächlichkeit wandeln im modischen wie im unmodischen, im einfachen wie im prunkvollen Kleide, einmal als dürftiges Mauerblümchen, einmal als aufgedonnerte Attrappe. Wenn Peter Panter unter dem „neudeutschen Stil" nicht ein Sprachrezept, sondern eine bestimmte Geisteshaltung, nämlich die fatale Fähigkeit, „auf einer Glatze Locken zu drehen" (Karl Kraus), verstehen will, so bin ich freudig einverstanden. Aber ich meine: es muß vermieden werden, daß ein ehrlicher Mann die Platzangst bekommt, wenn er nur das Wort Problem, Einstellung, Synthese, Rhythmus, Verdrängung hinschreiben will, obschon er sich etwas Vernünftiges darunter denkt. Warum sollen wir uns denn von den Schmöcken unsre Terminologie verekeln lassen?

Rudolf Arnheim

Gefangenenbehandlung

Der Angeklagte hält dann dem Kriminalbeamten vor, daß er von ihm bei der Vernehmung

mißhandelt worden sei. Der Kommissar habe ihm ganze Büschel Haare ausgerissen.

Vorsitzender zum Zeugen: „Was sagen Sie dazu?"

Zeuge: „Daß dem Angeklagten meine Behandlungsweise nicht angenehm war, kann ich mir denken."

Der Angeklagte bleibt dabei, daß er von dem Zeugen an den Haaren gerissen und in Gegenwart des Kommissars auch von einem Polizeibeamten geschlagen worden sei.

Der Zeuge Blum gibt darauf mit erhobener Stimme folgende Erklärung ab: Aus dem Angeklagten seien keine andern Antworten herauszukriegen gewesen als: „Ich bin unschuldig. Ich bin es nicht gewesen." Dabei habe er immer zu Boden gestiert. Da habe er schließlich dem Angeklagten an den Haaren den Kopf hochgerückt.

Stettiner Generalanzeiger

Die Untertanen

Zu denken gibt, daß kein Volk so viel Hundepeitschen verbraucht wie das deutsche, und mit Bedauern ist immer wieder zu beobachten, daß der Deutsche, wenn er sich einen Hund zulegen will, zuerst eine Peitsche kauft.

Berliner Morgenpost

Aussprüche und Anekdoten

„Frankreich", sagte M., „müßte man von der melancholischen Stimmung und dem patriotischen Geiste säubern. Beide sind widernatürliche Krankheiten in einem Lande, das zwischen dem Rhein und den Pyrenäen liegt. Und wenn ein Franzose von einem der beiden Übel angesteckt ist, kann man Alles von ihm befürchten."

*

Als man sich eines Tages über ministerielle Dummheiten amüsierte, sagte M.: „Wenn wir die Regierung nicht hätten, würden wir in Frankreich überhaupt nicht mehr lachen."

*

Malesherbes sagte zu Maurepas, man müßte den König dazu bringen, sich die Bastille anzusehen. „Auf keinen Fall," erwiderte Maurepas, „man muß es sogar verhindern, sonst setzt er Keinen mehr hinein."

*

Ein Schriftsteller arbeitete an einer Dichtung und an einem Geschäft, von dem sein Vermögen abhing. Man fragte ihn, wie weit seine Dichtung sei. „Fragen Sie mich, bitte, lieber," entgegnete er, „wie weit mein Geschäft ist. Ich habe manche Ähnlichkeit mit dem Mann, der in einen lebensgefährlichen Prozeß verwickelt war, und der sich seinen Bart wachsen ließ, weil er, wie er sagte, sich nicht rasieren wollte, bevor er wüßte, ob ihm sein Kopf gehöre. Bevor ich unsterblich werde, will ich wissen, wovon ich leben kann."

*

Als M. sich beim Prinzen Heinrich in Neufchâtel einschmeicheln wollte, sagte er ihm: „Die Bevölkerung von Neufchâtel betet den König von Preußen an." „Es ist nicht verwunderlich," erwiderte der Prinz, „daß die Untertanen einen Herrn lieben, der dreihundert Meilen von ihnen entfernt ist."

Nicolas Chamfort

Reden

Die Redner, im endlosen Reigen,
entzünden mit Fluch und Sermon.
Mir klingts in den Ohren so eigen,
als kennt' ich schon Worte und Ton.

Ob Held, als feindlicher Bayer,
sich gegen die Preußen empört:
es ist die ewige Leier.
Ich hab das schon früher gehört.

Ob Westarp, als Schutzgeist der Krone
den künftigen Kaiser beschwört:
er knallt mit der alten Kanone.
Ich hab das schon früher gehört.

Ob Stresemann, mikrophonetisch
mit Kritik die Kritiker stört —
klingt es auch ehrlich und ethisch:
Ich hab das schon früher gehört,

Und ob man sich eifrig befehdet,
beschlußfaßt, verkündet und tagt:
es wird eine Menge geredet
und, leider, zu wenig gesagt.

Karl Schnog

Antworten

Hans Z. Die Repräsentanten des alten Regimes: der Oberst Nicolai und der Kapitän Ehrhardt dürfen ungehindert, reisend, redend und inspirierend, den Hochverrat organisieren. Wer nachts viel durch Deutschland fährt, Sie zum Beispiel, der berichtet, wie überall heimlich geübt und geschossen wird. Also muß Jemand von der schwarzweißroten Farbe des Oberregierungsrats Mühleisen mit sämtlichen Mitteln zu erreichen versuchen, daß der ‚Panzerkreuzer Potemkin' abgesetzt wird; wenn denn Niemand in der Republik die Courage hat, diesen ebenso schädlichen wie unfähigen Beamten abzusetzen. Kein Zweifel, daß der grandiose Film — wir haben seinesgleichen nie gesehen — die Wirkung der ‚Stummen von Portici' tun könnte. Aber er kann nicht. Er für sein Teil hätte die Kraft, zu elektrisieren. Nur das Volk hat nicht die Kraft, sich elektrisieren zu lassen. Zum mindesten nicht früher, als bis es in einen neuen Krieg gehetzt worden ist und ihn wieder verloren hat.

Ignaz Wrobel. Sie schreiben mir: „In Paris erscheint jetzt eine kleine Zeitschrift, die die Beachtung deutscher Friedensfreunde verdient. Sie heißt ‚La Paix', wird von E. Plantagenet herausgegeben und bemüht sich, ebenso mutig wie kenntnisreich die sehr schwierige deutsch-französische Annäherung wie überhaupt den Pazifismus zu pflegen. Die Mitarbeiter sind ehrlich, das Echo, das das neue Blatt findet, recht beträchtlich. Seine Adresse ist: Paris V, 3 rue de la Sorbonne."

Isfried Adler in Köln, Albertus-Straße 26, bei Schneider. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Erich Frei und Otto Pariser. Euer Aufruf in Nummer 15 der ‚Weltbühne' an diejenigen eurer Reichsbannerkameraden, die eine soziale Republik dieser schwarzweißroten Scheinrepublik vorziehen, ist nicht wirkungslos geblieben. Der Kreisverein Königsberg, und keineswegs er allein, erklärt sich einstimmig für die entschädigungslose Fürstenenteignung. An den Bundesvorstand wird die Anfrage gerichtet, auf Grund welcher Besprechungen Geßler im Reichstag sagen konnte, das Reichsbanner bekenne sich „zur Verteidigung des Vaterlandes nach außen hin". Auch die Propaganda für Kriegsdienstverweigerung mache im Königsberger Kreis die erfreulichsten Fortschritte... Eine Reichsbanner-Bewegung zu solchem Ziel ist jeder Unterstützung wert. Hoffentlich gelingt diesem linken Flügel, sich auf der Bundesausschuß-Sitzung am 13. Mai durchzusetzen.

Morus. Auf die Protestation des französischen Ministers für Öffentliche Arbeiten de Monzie in Nummer 17 der ‚Weltbühne' wünschen Sie zu erwidern: „Einem heimischen Staatsmann ohne zureichenden Grund vorzuwerfen, daß er Politik und Geschäft vermenge, ist sehr häßlich. Gegen einen ausländischen Staatsmann solchen Vorwurf grundlos zu erheben, ist umso viel gemeiner, als es ungefährlicher ist. Deshalb sei genauer präzisiert, wie ich zu meinen Bemerkungen über de Monzie (in der Charakteristik Horace Finalys, in Nummer 15 der ‚Weltbühne'), gekommen bin. Mir war bekannt, daß Herr de Monzie, im Gegensatz zu vielen seiner Parlamentskollegen, keinem Aufsichtsrat angehört, weil er das als französischer Advokat nicht darf. Ich glaubte aber, Herr de Monzie hätte bei der Compagnie Industrielle des Pétroles die Stelle eines avocat-conseil (beratenden Juristen) innegehabt. Diese Gesellschaft vertritt in Frankreich die Interessen der amerikanischen Sinclair Oil Company, und die wiederum ist seit einiger Zeit von derselben Standard Oil Company abhängig, als deren französischer Exponent Horace Finaly gelten kann. Ich glaubte weiter, daß zur Zeit der Sekretär des Herrn de Monzie der Sohn eines der führenden Geldleute in der

Banque du Rhin (Bankhaus Bauer-Marchal) ist, derselben Bank, mit der die Sowjet-Russen in freundschaftlich-geschäftlicher Verbindung stehen. Ich glaubte schließlich, Herr de Monzie hätte sich so erfolgreich für die Konzessionierung des Petroleumimports nach Frankreich eingesetzt, weil er als weitschauender Politiker gewisse Petroleumkonzessionen in Rußland, aus denen der Ölbedarf der französischen Marine gedeckt werden soll, für die Standard Oil (Finaly-Gruppe) anstrebte. Fallen alle diese vermeintlichen Zusammenhänge vor der Protestation des Herrn Ministers de Monzie in Staub und Asche zusammen, so würde ich lebhaft bedauern, daraus falsche Schlüsse gezogen zu haben, und mich über den wahren Tatbestand ebenso lebhaft freuen wie Jedermann, der auch in der Politik kapitalistischer Staaten auf eine gewisse Reinlichkeit hält."

Dr. Richard Kraushaar in Bonn, Nöggerath-Straße 11. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Ella Bacharach-Friedmann. Sie schreiben mir: „Wie hatte man sich seinerzeit gefreut, als eine neue Ausgabe der Werke von Arno Holz angekündigt wurde! Allmählich erschienen die ersten Bände. Man kaufte sich diesen und jenen und wartete auf den Phantasus. Der aber ließ auf sich warten. Nach den ersten vier, fünf Bänden gabs eine Pause von über einem Jahr. Endlich zeigt der Verlag die kompletten zehn Bände an. Man bestellt drei Bände Phantasus und erhält tags darauf den Bescheid, der Verlag gebe die zehn Bände nur geschlossen ab. Nachdem er bis dahin einzelne Bände abgegeben hat, will er die Käufer dieser Bände zwingen, um der fehlenden Bände willen sich die andern doppelt zuzulegen! Noch größer als die Schädigung der Käufer ist dabei die Schädigung des Dichters, dessen Werke nie Marktartikel gewesen sind, und der auf diesem Wege — der Band kostet immerhin zwölf Mark — dem Publikum völlig unzugänglich gemacht wird." Der Verlag I. H. W. Dietz hat das Wort.

Beamter des Kultusministeriums. Von der Sektion für Dichtkunst, die sich die preußische Akademie der Künste beigebogen hat, spricht in dieser Nummer Ignaz Wrobel. Hingegen teilen Sie mir mit, welche Kandidaten für die Sektion bis jetzt vorgeschlagen seien, nämlich Arno Holz, Stefan George, Thomas Mann, Gerhart Hauptmann und Ludwig Fulda, regen sich schrecklich über den guten alten Fulda auf und verlangen, daß ich Ihre Aufregung teile. Aber ich bin höchst angenehm enttäuscht. Ich hatte auf Leo Walther Stein gerechnet.

Moralist. „Nicht ganz ungestraft kann man jahrelang lügen." Warum nicht? Das steht im Berliner Lokal-Anzeiger, ist also gelogen wie nahezu jeder Satz dieser Zeitung, deren Existenz ja doch beweist, daß man sogar jahrzehntelang ganz ungestraft lügen kann.

Pontius Pilatus. In dieser Nummer schreibt Carl v. Ossietzky: „Der englische Generalstreik scheint zunächst nicht die Ausdehnung genommen zu haben, die man erwarten durfte." Vielleicht scheint das nur, weil die bürgerliche Presse ein Interesse daran hat, in diesem Sinne zu berichten. Mir hingegen zeigt man ein Telegramm, das aus London an ein Berliner Exporthaus gerichtet ist, und das lautet: „Weder Schiff noch Zug. Streik über ganz England organisiert." Aber auch dahinter kann eine Geschäftsabsicht stecken. Was ist Wahrheit?

Rechtsfreund. In der Asmusphäre deutscher Justiz hat man allmählich verlernt, sich zu wundern, oder hat doch geglaubt, es verlernt zu haben. Wenn aber der Vorsitzende des Preußischen Richtervereins sich herausnimmt, den Senatspräsidenten Großmann abzukanzeln wie einen Schuljungen, weil der unerfreulich findet, daß Christen und Juden, Kapitalisten und Kommunisten, Militaristen und Pazifisten, Monarchisten und Republikaner als Kläger, Angeklagte und Zeugen bei uns nicht grade selten mit zweierlei Maß ge-

messen werden — so weiß man wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll: ob über den Mut, alle politischen Justizmorde, die in Deutschland verübt worden sind, einfach abzuleugnen, oder über die... Aber „das Weitere verschweig' ich". Wer weiß, wen ich in meinem nächsten Prozeß als Richter habe!

Menschenfreunde. Dem Fritz Gädicke, von dessen Schicksal Ihr in dieser Nummer durch Carl Mertens erfahrt, gehts über alle Maßen schlecht. Wer ihm helfen will, sende einen Betrag an seinen Anwalt Max Falkenfeld in Frankfurt an der Oder, Halbestadt 2.

Wißbegieriger. Du hast in Nummer 16 bei Kurt Hiller von Hilbert, Russell und Burali-Forti gelesen, weißt, daß Hilbert der ebenso große wie wunderliche Göttinger Mathematiker und Russell der mit dem Vornamen Bertrand ist, erinnerst Dich aber nicht, je den Namen Burali-Forti gehört zu haben, und begehrst Aufschluß. Also das ist ein berühmter italienischer Algebraiker, von dem unter andern Entdeckungen diese hier stammt. Ein Barbier, der von sich aussagte: „Ich rasiere alle Menschen der Erde, die sich nicht selbst rasieren", würde etwas aussagen, was a priori nicht wahr sein kann. Denn: entweder rasiert dieser Barbier sich selbst oder nicht. Rasiert er sich selbst, dann rasiert er mehr als „alle Menschen der Erde, die sich nicht selbst rasieren"; nämlich er rasiert mindestens auch einen, der sich selbst rasiert (sich!). Rasiert er sich nicht selbst, dann rasiert er weniger als „alle Menschen, die sich nicht selbst rasieren"; nämlich er rasiert mindestens einen, der sich nicht selbst rasiert, nicht (sich!). Seine Aussage ist also in jedem Fall unwahr.

Zeitungsleser. Nichts lustiger als der Jargon der nationalistischen Presse. Morgens und abends schreit sie, daß dieser Republik ein Ende gemacht werden müsse. Sie schwört, daß es bald geschehen werde. Sie sammelt ihre Banden und Banditen — deren Wesen in dieser Nummer Carl Mertens wieder einmal anschaulich schildert — für den Tage der Rache an den „November-Verbrechern". Sie rühmt sich dieser ihrer Pläne. Und dann... Der Minister Severing ist dazu da, diese ihre Pläne zu zerstören. Er behauptet, daß er es kann: „Solange ich im Amt bin, gibts keine Putsche". Ob ers kann, wird sich zeigen. Jedenfalls muß ers versuchen. Und versuchts. Er teilt in einem Geheimerlaß sämtlichen Regierungspräsidenten und Landratsämtern mit, was gespielt wird, und ersucht sie „ergebenst, gegen dieses unverantwortliche Treiben mit allen zu Gebote stehenden Mitteln nachdrücklichst einzuschreiten". Eine selbstverständliche Abwehrmaßnahme. Und wie nennt das die Deutsche Zeitung? Unmöglich, daß ein unerweichtes Gehirn darauf kommt. „Generalangriff auf die vaterländischen Verbände"! Dies Kind, kein Engel ist so rein. „Wir werden uns erlauben, von Zeit zu Zeit ähnliche Schriftstücke zu veröffentlichen, um denjenigen, die immer noch glauben, daß Herr Severing eine ‚nationale Geschlossenheit', das heißt doch: gemeinsame Front nach außen, anstrebt, die Augen zu öffnen." Herr Severing wird ja wohl wissen, daß eine gemeinsame Front von Hyäne und Haushund schwerlich zu bilden ist, und sicherlich dankbar begrüßen, daß „von Zeit zu Zeit ähnliche Schriftstücke" veröffentlicht werden, weil sie höchlichst geeignet sind, die Augen der Träumer zu öffnen, die jede Warnung vor der Gefährlichkeit „dieses unverantwortlichen Treibens" als Zeichen wirklichkeitsfremder Schwarzseherei zu verlachen pflegen.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zwischenspiele von Carl v. Ossietzky

Pronunciamento? In die normale Umständlichkeit einer Kabinettskrise platzt die Nachricht, daß einige lang beobachtete Verschwörer verschwunden sind. Severings Polizei überwindet die erste Verwirrung und wird mit nützlicher Hemmungslosigkeit mobil — durchsucht die Wohnungen Verdächtiger und fördert aus Schreibtischen Plan, Zusammensetzung und erste Proklamation eines Diktatur-Kollegiums zu Tage. Alle von 1920 und 1923 bekannten Requisiten darin; auch das Galgenseil als einigendes Band neuer Volksgemeinschaft fehlt nicht. Alles ist undiskutabel töricht. Spuk eines Spuks, den vor fast drei Jahren bayrische Gewehrkugeln auf dem Odeonsplatz verscheucht haben. Wann jemals wäre die Atmosphäre zum Rechtsputsch ungünstiger gewesen als jetzt! Links ist der Zug der Stunde. Volksmassen durch Arbeitslosigkeit und Not radikalisiert; das Kleinbürgertum flucht den Aufwertungsbetrügern; Schwarz-Rot-Gold und Rot beherrschen die Straße. Und da sollte irgendein Onkel Neumann aus Lübeck grade dort aufstehen, wo Ludendorff kippte? Die bürgerliche Linke päppelt den Hokuspokus, um zu verdecken, wie schmählich sie in der Fahnenfrage zurückgewichen ist. Es war verdienstvoll von der Polizei, schnell entschlossen ein paar Geheimfächer auszunehmen. Aber es ist Selbstbetrug der Politiker, das Problem in Herrn Düsterbergs Schreibtisch zu suchen. Es liegt bei der Reichswehr. In allen Plänen und Memoranden charakterisieren die Verbände sich selbst als Astralleib der Wehrmacht. Den Oberst v. Luck vom Olympia-Club, bei dem die Aufmarsch-Skizze gefunden wurde, ließ der Berliner Polizeirichter laufen mit der Begründung, der Herr Oberst habe geglaubt, „im Interesse der Reichswehr" zu handeln! Wie käme der Herr Polizeirichter zu solcher Annahme ohne zureichenden Beweis? Hier, vor diesem schwarzen Zwischenreich beginnt erst die wirkliche Aufgabe der Republikaner und ihrer Blätter. Ohne die Reichswehr sind die Verbände eine Zusammenrottung von Hanswursten, mit der Reichswehr . . . Herren im Land. Triumphgesänge anzustimmen, ohne den Mut zur entscheidenden Frage — das bedeutet: neue Illusion, Umschleichung der Gefahrenzone, Selbsttäuschung und Bluff.

*

In Chestertons genialem Ulk: ‚Der Mann, der Donnerstag war' leitet die komödienhafte Verwirrung eines Duells zwischen Polizei und Anarchisten ein unsichtbarer Gewaltiger, der jeden Mitspieler zu einer Doppelrolle zwingt. Das ist „der Mann vom zappendustern Raum". Die gesamte deutsche Verschwörerei seit 1919 weist auf einen solchen unermüdlichen Demiurgen hin, der alle Drähte führt, Fäden knüpft und Lebensfäden abschneidet. Oft genug ist der Verdacht auf Herrn Justizrat Claß gefallen, seit 25 Jahren Einpeitscher des Alldeutschen Verbandes und jeder außenpolitischen Katastrophe. Einmal, im

Seeckt-Prozeß, stand er, von ein paar unangenehmen Fragen belästigt, bleich und schlotternd im Gerichtssaal, wie Jemand, dem das nüchterne Tageslicht nicht recht bekommt. Ein gütiger Richter begnügte sich damit, Herrn Claß etwas geängstigt zu haben. Jetzt hat man bei ihm die Hänge-Proklamation gefunden. Da die Weiteruntersuchung bei Herrn Ebermayer liegt, werden vielleicht unsre Enkel das Geheimnis des zappendustern Raums erfahren.

*

Kanzler Luther fällt als Konzession der Demokratenführer an ihre empörte Anhängerschaft. Dieselbe Presse, die ihn zwischen Locarno und Genf als Rathenaus Erben gefeiert hat, nennt ihn heute einen tristen Bureaukraten, ohne Horizont und Tastgefühl, einen Cuno oder Michaelis. Er verstand sich nicht auf die Gefühlswerte des neuen Staates, stirnrunzeln Breitscheid und Koch. Antwortet, Ihr stahlharten Verrinas: wer außer Joseph Wirth in einigen glücklichen Momenten hat von solchem Instinkt für republikanische Werte was ahnen lassen? Etwa Ebert, der immer für die union sacrée strebte und nach Sachsen marschieren ließ? Oder Marx? Oder — Herr Koch! — Ihr Freund Geßler? Fatal wurde dem armen Luther nur, daß er weder Parlamentarier noch Führer einer parlamentarischen Gruppe ist. Herr Stresemann, durch die Berichte seiner Gesandtschaften und Konsulate der eigentliche Beweger der Fahnen-Kalamität, bleibt weiter koalitionsfähig. Luthers Kopf wird als Trophäe dem grollenden Reichsbanner hingeworfen. Dabei haben unter erschrecklicher Kanonade gegen den Kanzler Zentrum und Demokraten in der Sache selbst einen glanzlosen Rückzug angetreten: sie haben in der Flaggenfrage dem Vorschlag des Reichspräsidenten zugestimmt, den „Ausgleich" zu finden, der allen Strömungen gerecht wird. Was, aus dem Fraktionellen in unser geliebtes Deutsch übertragen, so viel heißt wie: sie haben Schwarz-Rot-Gold schon jetzt preisgegeben. Diesen Handel zu bemänteln, dient die lärmende Herabsetzung Luthers. Dessen Irrtum aber war nur der Irrtum Aller von Kardorff bis Hermann Müller: — er glaubte an eine Politik der Mitte. Was ihn von den Andern unterschied, war einzig, daß er das Problem von Rechts anpackte, anstatt von Links. Kühl und besonnen, ein entpathetisierter Stresemann gleichsam, ohne Flausen und Silberstreifen, wollte er die Deutschnationalen an eine mittlere Linie binden. War das wirklich nebelhafter als die Werberufe für die große Koalition? Solange um die Staatsform gestritten wird — und solange die Staatsform so bekämpft wird wie in Deutschland —, gibt es nur Pro oder Contra, Rechts oder Links, und Intransigenz steht gegen Intransigenz. Bis dahin, bis die sogenannten Mittelparteien endlich wissen, zu welchem Flügel sie gehören, wird alle Regiererei Zwischenspiel sein und erst dann das Stadium der Endkämpfe beginnen. Wenn in absehbarer Zeit aber Herr Erich Koch, von Zentrum und Sozialdemokraten auf den Schild gehoben, Kanzler wird, dann wünschen wir ihm für die schwarz-rot-goldene Republik so viel Klugheit, Arbeitskraft

und Zähigkeit, wie Hans Luther für die schwarz-weiß-rote aufgebracht hat. Bei tief verwurzeltem nationalistischen Fühlen war er in Reden und Auftreten ein disziplinierter und taktvoller Unterhändler. Als sich Herr Koch im vorigen Herbst auf den Pariser Pazifistenkongreß verirrt hatte, drohte er, bei der ersten Unstimmigkeit mit den Franzosen, den Koffer zu packen. Qui vivra, verra.

*

Es gibt übrigens noch einen innenpolitischen Neben-Kriegsschauplatz, auf dem nicht weniger grimmig gestritten wird. In jedem Wirtshaus begrüßt dich ein Plakat: eine Frauensperson, einer apokalyptischen Chimäre gleich, mit riesiger Sense unser geliebtes Deutschland niedermähend. Du glaubst, es sei der Bolschewismus — nein: es ist die Prohibition. Warum eigentlich eine so delirante Agitation? Niemand denkt im Ernst an Trockenlegung. Schließlich ist noch Bayern da. Obgleich sich jüngst sogar Adolf Hitler dafür erklärt hat, der damit buchstäblich das Faß unter seinen Füßen zertrümmert. Selbst wenn man sich alle Argumente gegen das amerikanische System immer wieder auftischt: wie nützlich wäre für den deutschen Geist eine mehrjährige Entfuselung! Sind die Wasserapostel in ihrer Unduldsamkeit auch oft unleidlich: gräßlich, die Sachwalter des Brau- und Spritkapitals wie kürzlich im Reichstag, auf das Selbstbestimmungsrecht des Individuums pochen zu hören. Warum grade hier, wo es sich um Dividende handelt? In unzähligen Gesetzen des modernen Staates scheint mittelalterliche Moral sich für ewige Zeiten verkrustet zu haben, und die Braven, die für das gute deutsche Zechen den Bierbauch blähen, hätten gar nichts dagegen, daß der Staat die jungen Leute wieder in die Uniform steckte, zum fröhlichen Heldentod. Es besteht nun einmal ein tiefer Zusammenhang zwischen Patriotismus und Alkohol; wie nach einer alten Doktrin der besoffenste Soldat der tüchtigste ist.

*

Neben dem kümmerlichen deutschen Putsch-Dilettantismus besteht der polnische Staatsstreich wie ein Stück Anschauungsunterricht. Pilsudski, ein oft erprobter Verschwörer, weiß, daß man zu einem solchen Coup das Militär braucht. Aber die Hauptfrage ist nicht, ob Pilsudski nach der Unterwerfung der Hauptstadt auch über die Provinz Autorität gewinnen, sondern ob ihm gelingen wird, für sein Land die dringend notwendige wirtschaftliche und seelische Erholungszeit zu schaffen. Von allen Nachfolgestaaten geht es Polen am trübsten. Zwischen Rußland und Deutschland eingepuffert, windet es sich in Angstträumen, die sich in grellen Großmachtsdelirien entladen. Ein gedunsener Militärkörper schlingt Finanzen und Wirtschaft, stellt alle Innenpolitik unter Terror. Polen hat in der ganzen Welt nicht einen wirklichen Freund; eine Tatsache, die schwerer wiegt als alle Bündnis- und Sicherungs-Verträge. Dem jungen Staat mit altem Volk hat von vorn herein ein Masaryk gefehlt, ein gütiger und strenger National-Schulmeister, dessen Katheder dennoch die Welt ist. Pilsudski wars nicht. Der war immer der neue Kosciusko,

mehr irrlichternder Freicorpsführer denn Politiker. Auf sein Schuldkonto kommt der Zug nach Kiew, der zum kriegerischen Zusammenstoß mit den Sowjets und fast zur Katastrophe führte. Ein siegreicher Pilsudski wird nur dann zum Segen werden, wenn er aus den Krämpfen des Chauvinismus in die arbeitsreiche Wirklichkeit hineinführt. Das ist die Voraussetzung für die innere Gesundung, die nur durch Hilfe von außen, wie amerikanischen Kredit, kommen kann. Das heutige Polen gilt nicht als kreditfähig. Ohne eine harte und mutige Roßkur wird es in ärgere Verlassenheit sinken als Oesterreich in seinen Hungerjahren. Als Herd der Anarchie wird es für seine Nachbarn bald Drohung, bald Lockung zur Intervention bedeuten. Litauen, heißt es schon jetzt, würde eine länger dauernde Verwirrung zur Rückholung Wilnas benutzen, und wenn unsre „Vaterländischen" nicht im Augenblick durch die Putsch-Affäre etwas gehemmt wären, so hätte die Abenteurerei an der Ostgrenze wohl schon begonnen.

*

Pilsudski stammt aus dem alten russischen Polen; als Kämpfer gegen das Zarenregiment ist er in jungen Jahren zum Sozialismus gekommen. Wenn er auch stets Sozialist mit starker nationaler Färbung geblieben: im Rahmen der polnischen Verhältnisse ist er unbestreitbar Linksmann und Anti-Chauvinist. Seine erbittertsten Gegner jedoch waren früher deutsche oder oesterreichische Untertanen. Namentlich aus dem einstmals deutschen Posen kommt heute die stupideste nationalistische Reaktion und besonders deutlich verkörpert von einigen Herren, die früher als Deputierte im Reichstag geglänzt und vorschriftsmäßig Militär- und Marine-Vorlagen bewilligt haben. Die stolze Flotte des Herrn v. Tirpitz wäre ja ohne den Segen des polnischen Herrn v. Napieralski niemals vom Stapel gelaufen. Bei aller dummen Hakatisterei: rein zivilisatorisch hat Posen die preußische Verwaltung gut getan und von jener pittoresken Verschmutztheit befreit, die nun einmal das Merkmal andrer Landesteile bildet. Leider scheint diese nützliche sanitäre Pionierarbeit auf den Geist ohne Einfluß geblieben zu sein. Oder sitzt man nicht ungestraft Jahre hindurch im Reichstag? Die Alldeutschen können zufrieden sein: viel von ihrem Wesen ist in das polnische Vaterland eingegangen.

*

Der englische Generalstreik hat den Arbeitern nicht den Sieg, den Unternehmern aber auch nicht die erhoffte Diktatur gebracht. Solche Riesenaktionen sind fast immer Glied einer Kette; erst an einem gewissen Haltepunkt der Entwicklung erweist sich ihr episodischer oder epochaler Charakter. Wahrscheinlich werden die Gewerkschaftsführer, die Ergebnisse überschauend und über den Rechnungen schwitzend, den Streik seufzend eine Dummheit nennen, aber zugleich achselzuckend hinzufügen, daß es die größere gewesen wäre, ihn zu verhindern. Denn die Stimmung der Massen brauchte ein Ventil; kein Kompromiß im letzten Moment hätte die Spitze

umbiegen können. Die fieberhafte Erregung würde sich in wilden Teilstreiks Luft gemacht haben: willkommener Anlaß für die Unternehmer, einzelne Gruppen zu dezimieren und damit das Gesamtbild der Arbeiterschaft zu schwächen. Das Bürgertum ist trotz seines Scheinerfolges verdrossen. Die Klügsten ahnen, daß in diesen Tagen viel von dem gemütlichen alten England zu Grabe getragen worden ist. Die Vorherrschaft der Industrie ist ernsthaft angetastet. In der Konservativen Partei drängt es zur Entscheidung, ob der weiterblickende Sozial-Pazifist Baldwin Führer bleiben, oder ob an seinen Platz ein Fanfaron und Muskelprotz treten soll, der den sozialen Krieg so führt wie England früher seine Kolonialkriege. Dann wird sich erst zeigen, ob Trotzki im Recht war, als er dem englischen Klassenkampf eine Steigerung von unerhörter, nie gesehener Brutalität prophezeite. Diesmal ging es, gemessen an kontinentalen Maßstäben, noch ganz friedlich zu. Wenn berichtet wird, daß der Ausnahmezustand Arbeiter und Polizei nicht gehindert hat, einen angesetzten Fußball-Match auszutragen, so regt sich in dem deutschen Beobachter, der bei Ausnahmezustand sofort an Noske und Geßler und Maschinengewehre und Zuchthaus denkt, ein Gefühl ehrlicher Bewunderung, das vielleicht auf einer Überschätzung der englischen Demokratie beruht.

Ist Deutschland entwaffnet? von Ludwig Quidde

In der ‚Weltbühne' vom 27. April führt Fr. W. Foerster zum Beweise, daß ich das deutsche Volk in seinem Grundwesen völlig falsch beurteilte, an: ich hätte in Luxemburg auf dem von Marc Sangnier geleiteten Kongreß im September 1925) gesagt: „Glaubt es mir, einem Pazifisten: Deutschland ist entwaffnet." Dann aber hätte ich in einer Denkschrift den Abgeordneten offen gesagt: „Glaubt mir, einem Pazifisten, das deutsche Volk ist nichts weniger als entwaffnet." Diese grundlegende Schwenkung meines Urteils dürfte mir doch zeigen, daß ich kein Sachverständiger in der Psychologie des deutschen Volkes sei.

So hübsch dieser Gegensatz pointiert ist, mutet es mich doch ganz seltsam an, einem Mann wie Foerster erst erklären zu müssen, daß hier keinerlei Widerspruch vorliegt.

Deutschland ist entwaffnet, vollständig entwaffnet, für einen europäischen Krieg. Es hat keine Großkampfwaffen, keine schweren Geschütze, keine Tanks, keine Kampfflugzeuge, keine Munition, die auch nur für die 100 000 Mann Reichswehr über ganz kurze Kriegszeit hinaus reichen würde, geschweige denn die Munitionsmassen, die ein moderner Krieg erfordert. Ausgebildete Mannschaften nützen ihm also nichts, weil es sie, auch wenn Hunderttausende von Gewehren und Tausende von Maschinengewehren verborgen sein sollten (woran ich nicht glaube), nicht für den Krieg ausrüsten kann. Daß eine aus heimlich ausgebildeten Mannschaften (vielleicht einigen Hunderttausend) und aus noch kriegstüchtigen Kriegsteilnehmern aufgestellte Armee vom Ausland her rechtzeitig aus-

gerüstet werden könnte, ehe mindestens halb Deutschland von einer feindlichen Armee besetzt wäre, ist ein ganz unsinniger Gedanke. Also: „Deutschland ist entwaffnet"; seine Rüstungen sind keine Gefahr für Frankreich oder Polen, bedrohen nicht den europäischen Frieden.

Gleichwohl habe ich als meine Pflicht betrachtet, den Kampf gegen die militärischen Geheimorganisationen und gegen die geheimen Rüstungen zu führen. Foerster kennt ja zum Teil, was ich in dieser Richtung getan habe, und weiß, daß es vor die Luxemburger Rede vom September 1925 zurückreicht. Schon diese chronologische Tatsache hätte ihm sagen müssen, daß ich gar keine Schwenkung in meinem Urteil vollzogen habe, sondern daß die beiden Behauptungen neben einander gelten. Foersters zweite Formulierung habe ich zwar nie gebraucht, da sie Mißverständnissen ausgesetzt ist; immerhin kann ich sie hier übernehmen: „Das deutsche Volk ist nichts weniger als entwaffnet" — aber nur sehr einseitig bewaffnet. Waffen befinden sich in den Händen von politisch rechts stehenden Organisationen, und die Waffen, so gleichgültig sie vom Standpunkt der Bewaffnung Deutschlands dem Ausland sein können, bedeuten eine schwere Gefahr für den innern Frieden; sie sind eine Bedrohung der Republik.

Daß die geheimen Rüstungen, unter dem Gesichtspunkt eines europäischen Krieges betrachtet, nicht mehr als ein kindischer Unfug sind, das gilt, obschon Offiziere, die trotz ihrer politischen Unmündigkeit als Militärs ernsthaft zu nehmen sein mögen, daran beteiligt sind. Ihnen ist, unbekümmert um die Verwertbarkeit, jede Steigerung der Rüstungen und jede Hebung des militärischen Geistes willkommen. Daß die Waffen, die sich in den Händen der Verbände befinden, für die Kriegführung nichts bedeuten, kann sich Jeder ohne weiteres sagen, da Massen von schwerer Artillerie, Tanks, Flugzeugen und Munition unmöglich geheim bleiben, auch nicht heimlich fabriziert werden können. Es wird bestätigt durch Dokumente, die sich in meinen Händen befinden, und die, auch wenn sie in der mir vorliegenden Gestalt gefälscht sein mögen, in den entscheidenden Teilen sicherlich auf echte Unterlagen zurückgehen. Gradezu kläglich, gemessen an dem Bedarf großer Armeen, ist der hier nachgewiesene Bestand an greifbaren Waffen — hochgefährlich aber in den Händen von Leuten, die der verhaßten Republik den Hals umdrehen möchten.

Allerdings erschöpft sich darin nicht die Gefährlichkeit dieser militärischen Geheimorganisationen und Rüstungen. Wenn ich mich gegen sie gewandt und, teils persönlich, teils im Auftrag pazifistischer Vereine, immer wieder den Reichskanzler, den Reichswehrminister, den Reichsaußenminister, den Reichsinnenminister, den Reichstag, die Öffentlichkeit angerufen habe, so habe ich ebenso sehr außenpolitische Erwägungen geltend gemacht und auch oft gesagt, daß diese Rüstungen eine Bedrohung des Friedens darstellen, nicht durch ihre militärisch-technische Bedeutung, aber durch ihre moralische und psychologische Wirkung.

In erster Linie erschüttern diese Geheimrüstungen, die Veranstaltungen, die der Organisation und militärischen Ausbildung kriegsbereiter Mannschaften, noch dazu in Verbindung mit der Reichswehr, dienen, das Vertrauen auf die Vertragstreue der Regierung auf den friedlichen Charakter der deutschen Politik. Es gibt keinen schreiendern Gegensatz zu dem „Geist von Locarno" und zum Eintritt in den Völkerbund, als wenn die Regierung diesen militärischen Unfug duldet. Auch Deutschland wohlgesinnte Kreise im Ausland werden dadurch irre an uns.

Darüber hinaus aber schürt diese militärische Ausbildung so vieler junger Leute und die ganze Soldatenspielerei „vaterländischer" Verbände eine Stimmung, die mit einer friedlichen Politik unvereinbar ist und dazu führt, daß viele Menschen in Deutschland sich den verrücktesten Illusionen über eine mit militärischen Mitteln zu erreichende Revision des Versailler Friedens, besonders der Grenzen im Osten, hingeben.

Es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß von den Führern dieser Verbände und von den jungen Leuten, die militärische Ausbildung erfahren, viele den Gedanken hegen, es könne in absehbarer Zeit einmal im Bunde mit Rußland der Krieg gegen Polen geführt werden, und daß sie sich dafür bereit zu halten als ihre Hauptaufgabe ansehen. Aber auch das ist für absehbare Zeit keine wirkliche Kriegsgefahr; denn wer auch immer für die Politik des Deutschen Reiches die Verantwortung tragen mag: so verrückt und so verantwortungslos wird er nicht sein, einen solchen Krieg zu beginnen. Jeder wird sich sagen, daß in dem Augenblick, wo Deutschland losschlüge, die französischen Armeen von selbst marschieren müßten, und daß die ganze Welt, mit Ausnahme Rußlands, geschlossen gegen uns stehen würde.

Eine Gefahr liegt trotzdem in dieser Soldatenspielerei. In irgendeiner kritischen Lage, in einem Augenblick nationaler Hochspannung könnten einmal einzelne, bis zu politischer Unzurechnungsfähigkeit fanatisierte Führer der militärischen Geheimorganisationen diese zum Kampfe aufrufen. Die unglücklichen Opfer einer solchen „Mobilmachung" würden ja sehr bald erledigt sein; aber unermeßliches Unheil würden sie für Deutschland heraufbeschwören; die langsam sich anbahnende internationale Aussöhnung würden sie wahrscheinlich um viele Schritte zurückwerfen. Nicht in den Rüstungen als solchen, also militärisch betrachtet, aber in der „Mentalität", in der Gesinnung, in der Denkweise, die zu diesen Rüstungen führt, und die durch sie genährt wird, liegt die Gefahr.

Darum stehe ich im Kampfe gegen diese militärischen Geheimorganisationen und Alles, was dazu gehört; darum übernehme ich die Verantwortung für Druckschriften und Eingaben an den Reichstag, die zeigen, daß (um mit Foerster zu sprechen) „das deutsche Volk nichts weniger als entwaffnet ist", und wiederhole doch gleichzeitig mit größtem Nachdruck: „Glaubt es mir, einem Pazifisten: Deutschland ist entwaffnet."

Das Wohl der Allgemeinheit von Kurt Hiller

Jedesmal, wenn ich vom „allgemeinen Wohl" höre, wird mir gemein unwohl. Einer der ausgelaugtesten, verwaschensten Begriffe des politisch-juridischen Diktionärs! Zum „Wohl" nämlich gehört ein Subjekt, und die „Allgemeinheit" ist keins. Des Einen Wohl ist nur allzu oft nicht auch des Andern Wohl; wie überaus eng wird immer der Kreis der Förderungen sein, die wirklich Allen zugutekommen! Unter dem Vorwande des Gemeinwohls sind die gemeinsten Verbrechen begangen worden; sogar die allgemeine Wehrpflicht diente ja angeblich dem allgemeinen Wohle.

Immerhin: irgendwie wissen wir, was gemeint ist, sooft wir diesen unprägnantesten aller Ausdrücke hören; er deckt einen Irgendwie-Begriff. Und wir müssen uns mit dem Allgemeinwohl wohl oder übel abfinden, uns in seiner Bedeutung zurechtfinden, wenn es als technischer Terminus in einem Gesetze, gar in der Verfassung, erscheint.

Es erscheint in der Reichsverfassung; in ihrem Artikel 153, der Enteignungen nur „zum Wohle der Allgemeinheit" zuläßt. Ich habe in Nummer 17 der ‚Weltbühne' gezeigt, daß die Logik, die den einzeln aufgeführten Enteignungszwecken des Volksbegehrens die Qualität des allgemeinen Wohls abspricht, eine verlogene ist.

In welchem Grade verlogen, ersieht man erst ordentlich aus der „Gutachtlichen Äußerung" zur Frage der Verfassungsmäßigkeit, die der Denkschrift der verflossenen Reichsregierung vom 24. April (Drucksachen des Reichstags Nummer 2229) beigegeben ist. Darin wird noch einmal breit dargelegt, was Herr Külz schon im Reichstag doziert hatte: daß und warum eine Enteignung „nur dann als zum Wohle der Allgemeinheit erfolgt" anzusehen sei, „wenn die Enteignung nicht Selbstzweck, nicht lediglich Vermögensverschiebung ist, sondern einen über den durch die vorgenommene Rechtsentziehung an sich und ohne weiteres erreichten Vorteil hinausgehenden Zweck verfolgt". Das ist Ministerialdeutsch, doch typisch der Fall des Volksbegehrens! Ein Schulbeispiel gradezu! Aber siehe da: just die ganz bestimmten und höchst selbständigen sechs Wohlfahrtszwecke des begehrten Gesetzes werden in diesem Gutachten als „allgemeine Staatszwecke" deklariert, mit der heitern Begründung: „Es gehört zu den allgemeinen Aufgaben des Staates, nach Maßgabe seiner Mittel, die ihm gegenüber seinen Bürgern obliegenden Pflichten zu erfüllen, namentlich auch für die Bedürftigen zu sorgen und einen angemessenen Teil seiner Einnahmen zu sozialen Zwecken, wie sie in dem Entwurfe aufgeführt sind, zu verwenden. Daß der Staat, wie dies der Entwurf will, durch die Fortnahme von Privateigentum instandgesetzt wird, in erhöhtem Maße zum Wohle der Allgemeinheit tätig zu werden, kann als selbständiger, dem Wohle der Allgemeinheit dienender Zweck nicht angesehen werden." Eine perfidere, eine frechere Rechtsverdrehung kennt die Rechtsgeschichte nicht. Auf deutsch heißt dieser Gallimathias: Da die allgemeine Auf-

gabe des Staates ist, besondern Zwecken der Wohlfahrt zu dienen, enteignet ein Gesetz, das zu besondern Zwecken der Wohlfahrt enteignen will, in Wahrheit nicht zu besondern Zwecken der Wohlfahrt, sondern zu allgemeinen Gunsten des Staats.

Man bedauert, daß § 336 des Strafgesetzbuchs — Rechtsbeugung; Zuchthaus bis zu fünf Jahren — nur anwendbar ist, wenn sichs um „Leitung oder Entscheidung" einer Rechtssache, nicht aber, wenn sichs um eine „gutachtliche Äußerung" in Rechtssachen handelt. Man bedauert das ernsthaft und lebhaft. Die Vorsätzlichkeit dieser Beugung des Verfassungsrechts zugunsten der Fürsten steht nämlich außer Zweifel. So viel juristischer Scharfsinn muß selbst bei einem Ministerial-Mandarin der Justiz vermutet werden, daß er begreift: Jener Schluß hebt den Artikel 153 der Verfassung einfach auf; denn kein selbständiger, dem allgemeinen Wohle dienender Zweck einer Enteignung läßt sich ersinnen, der nicht unter die „allgemeinen Aufgaben des Staates" fiele.

Besonders herausfordernd wirkt, daß uns dasselbe „Gutachten" — wahrlich, ein Bosachten! — versichert, im Gegensatz zu der jetzt begehrten Enteignung der Fürstenvermögen habe die seinerzeit durch das Aufwertungsgesetz endgültig gemachte Enteignung der Inflationsopfer ... dem Wohle der Allgemeinheit gedient! Man faßt sich an den Kopf; daß solche Verhöhnung eines Volkes durch seine Regierung möglich ist!

Aber eben jene Reichsgerichtsentscheidung, die den nichtverfassungsändernden Charakter des Aufwertungsgesetzes behauptet — „die Herstellung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Innern dient dem Wohle der Allgemeinheit" —, betont, daß „von der Verfassung keine Unterscheidungen gemacht" sind, „auf welchem Gebiet die Förderung des Wohles der Allgemeinheit geschehen soll". Mit andern Worten: sie kann, laut Reichsgericht, durchaus auf dem Gebiete geschehen, das vom Volksbegehren gewählt wurde. Sonnenklar.

Der „Gutachter" holt sich das Reichsgericht als Eideshelfer, aber der Eideshelfer entpuppt sich als Belastungszeuge!

Das Urteil über diese Regierung ist gesprochen, und sie gehört der Vergangenheit an. Wie lange gekuhhandelt werden wird, bis die neue da ist, weiß der Teufel. Aber Jeder, der des Rechtes einen Hauch verspürt hat, weiß, daß das „Gutachten" der alten ein einziger Betrug ist und nicht minder erledigt als die Regierung, die es verschuldet. Mag der Lakaienbregen von Staatssekretär, dem die Autorschaft zugeschrieben wird, bleiben oder nicht — wir hoffen, er fliegt; wir fürchten, er bleibt —: wiederkehren darf diese widerliche Rechtsverdreherei niemals! Für die neue Regierung sind die Missetaten und „Gutachten" der alten unverbindlich. Wir verlangen von der neuen Regierung, daß sie anerkennt: das vom Volke begehrte Enteignungsgesetz gegen die Fürsten ist kein verfassungsänderndes; denn es enteignet „zum Wohle der Allgemeinheit". Und verlangen wir dies Anerkenntnis, so verlangen wir sehr wenig: nämlich nichts als Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit. Oder ist das in der deutschen Republik zuviel verlangt?

Serbien und der Kriegsausbruch

von Raymond Poincaré

Aus dem zweiten Band der Memoiren des französischen Staatsmanns seien hier zum ersten Mal in deutscher Sprache mehrere Seiten wiedergegeben um eines Briefes willen, der bei uns nicht bekannt geworden ist.

Der serbische Hafen! Die serbischen Schweine! Mit welcher Verachtung und mit welchem Hochmut beurteilten Oesterreich und auch Deutschland die serbischen Ansprüche! Ein ganzes politisches System offenbarte sich hier: die Verachtung der kleinen Nationen, die als überflüssig und als Parasiten betrachtet werden, sodaß die Großmächte sich berechtigt fühlen, sie verschwinden zu lassen oder zu unterjochen. Gewiß: in Anbetracht des willfährigen Verhaltens von Berlin seinem Verbündeten gegenüber mußte Rußland versuchen, einem Konflikt aus dem Wege zu gehen, dessen Folgen mehreren Nationen verhängnisvoll werden konnten. Im Interesse der Menschheit mußte es diese Haltung einnehmen. Ich hatte mit Herrn Vesnitch sehr energisch gesprochen und hatte Herrn Descos, unserm Gesandten in Belgrad, den Auftrag erteilt, sich mit seinem russischen und englischen Kollegen zu verständigen, um der serbischen Regierung den Rat der Mäßigung zu wiederholen. Ich hatte an die Erklärung Sazonoffs erinnert, Serbien dürfe nicht hoffen, Rußland mit hineinzuziehen; Rußland sei entschlossen, sich wegen eines serbischen Hafens im Adriatischen Meer nicht in den Krieg zu stürzen. Hinzugefügt hatte ich, daß wir diesen russischen Entschluß begrüßten und unterstützten. Schließlich hatte ich Herrn Descos nahegelegt, nicht zuzulassen, daß Rußland uns in Belgrad in den Vordergrund stelle und uns allein die Verantwortung des gemeinsamen Schrittes zuschiebe (Gelbbuch Nummer 258). So diente die Triple-Entente der Sache des Friedens. Aber diente ihm der Dreibund mit ebenso viel Eifer? Wie Fr. W. Foerster bemerkt, hat der Dreibund hier vielleicht die letzte Gelegenheit versäumt, eine friedliche Gemeinschaft der Donauvölker zu schaffen und an Stelle des veralteten und künstlich erhaltenen Begriffs der oesterreichisch-ungarischen Oberhoheit ein modernes und demokratisches System zu setzen. In jedem Fall hat er die nationale Eigenliebe der Serben verletzt und nicht nur an den Grenzen des Habsburger Kaiserreichs Haß gesät, sondern sogar im Innern selbst, in den slavischen Provinzen der Monarchie.

Grade als diese schwierigste Frage der Adria am akutesten wurde, empfing ich am 15. November 1912 diesen Brief:

Mein lieber Präsident und Freund,

die Kommission, die der Senat ernannt hat, um das von der Kammer durch Abstimmung genehmigte Projekt der Wahlreform zu studieren, hat den Wunsch geäußert, Sie zu hören. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich nächstens empfangen könnten, um Ihre Meinung darüber zu erfahren. Ich bitte Sie, lieber Präsident, meine freundschaftlich ergebenen Gefühle zu genehmigen.

G. Clemenceau

Ich hatte Herrn Clemenceau vorgeschlagen, ihn aufzusuchen; er hatte jedoch darauf bestanden, zu mir zu kommen, und wir hatten einen Tag für die Unterredung festgesetzt. Aber so wichtig mir die Wahlreform schien, so muß ich gestehen, daß sie doch nicht imstande war, meine Gedanken von den Balkanstaaten abzulenken.

Im Gespräch mit Herrn Georges Louis hatte Herr Sazonoff auf die Schwierigkeit hingewiesen, den Serben Vernunft beizubringen, und hinzugefügt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach einen Hafen am Adriatischen Meer besetzen würden. Folglich sei nicht ausgeschlossen, daß es mißlingen würde, Oesterreich an einem aktiven Eingriff zu verhindern. Herr Georges Louis telegraphierte mir:

> Herr Sazonoff läßt durchblicken, daß er vielleicht nicht in der Lage sein wird, gegen die russische öffentliche Meinung anzukämpfen.

Und wieder bat ich Herrn Isvolsky, ebenso Herrn Georges Louis, er möge Herrn Sazonoff bitten, uns im voraus wissen zu lassen, was für Schritte er auf eine Drohung oder Zwangsmaßnahme Oesterreichs zu tun gedenke. Ich hatte dem Botschafter erklärt: bevor die kaiserliche Regierung mir nicht ihre eignen Absichten mitgeteilt hätte, würde mir unmöglich sein, ihm selbst außeramtlich die Richtlinien anzugeben, die Frankreich im Falle einer Intervention Oesterreichs verfolgen würde (Schwarzbuch I, Seiten 345, 346). Weder Herr Georges Louis noch ich erhielten Antwort. Der Mitteilung, daß Herr Sazonoff „zu verstehen gegeben habe", er würde vielleicht nicht in der Lage sein, der öffentlichen Meinung zu widerstehen, fügte unser Botschafter hinzu:

> Jedoch spricht er sich nicht offen aus. Er sagt nicht, welches die Schritte sein würden, mit denen er auf eine Drohung oder Zwangsmaßnahme Oesterreichs zu antworten gedenke. Er behält es sich noch vor. Ich habe den Minister gefragt, ob er in London über die Frage des serbischen Hafens gesprochen habe. Er erwiderte mir, daß er sich mit meinem englischen Kollegen über die in Belgrad zu gebenden Ratschläge unterhalten habe. Außerdem wolle er heute an den Grafen Benckendorff schreiben, und zwar im Sinne seiner letzten Verständigung mit Herrn Isvolsky, was zweifellos sagen will, daß die Frage, die in Paris gestellt worden ist „über die eventuelle Haltung Frankreichs und Englands", in London die gleiche sein wird.

Herr Isvolsky bestand darauf, eine Antwort auf eine Frage zu erhalten, über die Herr Sazonoff sich nicht äußern wollte, und ein gleicher Schritt wurde bei Sir Edward Grey durch den Grafen Benckendorff unternommen. Die Briefe, in denen die beiden russischen Botschafter über ihre Mission berichteten, sind in den ‚Diplomatischen Aktenstücken' (Berlin und Leipzig 1921) veröffentlicht und von der deutschen Propaganda mit einer Gründlichkeit ausgebeutet worden, die genügt, die Haltlosigkeit, ich müßte sagen: die Unsinnigkeit der gegen die Triple-Entente gerichteten Beschuldigungen zu beweisen.

Herrn Isvolskys Brief ist ebenfalls im Schwarzbuch veröffentlicht (I, Seiten 345 und 346). Nachdem Herr Isvolsky genau unterrichtet worden war, daß ich mich weigerte, ihn von jetzt an über die Richtlinien Frankreichs auf dem Laufenden zu erhalten, legte er mir folgende Worte in den Mund: „Rußland kommt es zu, in einer Frage die Initiative zu ergreifen, bei der es am meisten interessiert ist; Frankreichs Aufgabe ist es, ihm dabei tatkräftig beizustehen. Sollte die französische Regierung die Initiative ergreifen, so würde sie riskieren, den Absichten ihres Verbündeten auf die eine oder andre Weise entgegenzuarbeiten. Damit nun kein Zweifel über den Grad unsrer Mitwirkung bestehen könnte, glaubte ich den russischen Gesandten in Belgrad auf eine Stelle in den Anweisungen Herrn Sazonoffs besonders aufmerksam machen zu müssen. Sie lautet, daß Frankreich und England offen erklärt hätten, sie wären absolut nicht geneigt, den Konflikt mit dem Dreibund sich zuspitzen zu lassen. Mit einem Wort, fügt Herr Poincaré hinzu, Alles läuft darauf hinaus, daß Frankreich, wenn Rußland Krieg macht, ihn auch machen wird, wenn wir wissen, daß in dieser Streitfrage Deutschland zu Oesterreich stehen wird."

Ach, würde man sagen, für den Chef der französischen Regierung ist das eine sehr unvorsichtige Sprache! Unglücklicherweise für das Schwarzbuch und ebenso für Herrn Isvolsky gab es weder etwas Mündliches noch etwas Schriftliches, daß ich den russischen Botschafter über Frankreichs Absichten unterrichtet hatte. Am 16. November 1912 hatte ich offiziell einen Brief geschrieben, unter dem Signum der politischen Abteilung. Es ist merkwürdig, daß dieser Brief nicht im zweiten Band der Stieva zu finden ist. Herr Isvolsky hatte mir jedoch versichert, daß er ihn nach Sankt Petersburg geschickt hätte. Tatsächlich ist er dort durch ein Telegramm, Nummer 368, angekommen und ist durch dasjenige bestätigt, das Stieva auf Seite 346 widergibt. Aber, wie durch Zufall, ist Nummer 368, das den Eingang meines Briefes bestätigt, verschwunden. Nun, es ist in den russischen Archiven wiedergefunden worden, und auch in den französischen Archiven befindet sich mein Brief, über den der Ministerrat konferierte, ehe man ihn der russischen Botschaft schickte. Der Brief lautet:

> Durch zwei Noten, vom 12. dieses Monats, hat Eure Exzellenz die Freundlichkeit gehabt mir von der Meinungsverschiedenheit zu berichten, die zwischen den Regierungen von Wien und Belgrad wegen einer eventuellen Ausbreitung des serbischen Gebietes zum Adriatischen Meer entstanden ist. Mit der ernstesten Aufmerksamkeit beobachtet die Regierung der Republik die Entwicklung dieser Angelegenheit in der Erkenntnis, daß deren Folgen für den allgemeinen Frieden gefährlich werden könnten. Deshalb schienen die Anweisungen, die Seine Exzellenz der Außenminister des Kaisers an den russischen Gesandten in Belgrad gerichtet hat, der französischen Regierung sehr vorsichtig und sehr vernünftig. Ich habe sofort den Vertreter der Republik in Serbien veranlaßt, der königlichen

Regierung eine gleiche Mäßigung anzuraten. Aber Seine Exzellenz Herr Sazonoff sah voraus, daß die versöhnende Aktion der Triple-Entente vielleicht nicht genügen wird, Oesterreich von einer Drohung oder Zwangsmaßnahme abzuhalten, und er drückte mir gegenüber den Wunsch aus, die Haltung kennen zu lernen, die Frankreich in einem solchen Fall beobachten würde. Wie ich Ihnen mündlich zweimal erklärt habe,

würde die Regierung der Republik ihre Richtlinien nicht eher angeben können, als bis die kaiserliche Regierung ihr ihre eignen Absichten enthüllt hat.

Rußland ist in dieser Frage hauptsächlich interessiert. Ihm fällt die Verantwortung zu, Initiativen zu ergreifen und Vorschläge zu formulieren. Ich erwarte also die Anregungen, welche die kaiserliche Regierung für die verbündete Macht vorschlagen wird. Von demselben Gedanken getrieben, hielt ich es nicht für überflüssig, eine in den vorerwähnten Noten von S. E. M. Sazonoff gemachte Bemerkung zu berichtigen. Sie besagte nämlich, daß „Frankreich und England, wie sie offen erklären, absolut nicht geneigt sind, den Konflikt mit dem Dreibund sich zuspitzen zu lassen". Diese Frage ist umso wichtiger, als der russische Gesandte in Belgrad beauftragt gewesen ist, sich in seinen Vorstellungen bei der serbischen Regierung darauf zu beziehen. Was England anbetrifft, so bin ich nicht benachrichtigt worden, daß es eine gleiche Anweisung erteilt hat.

Die Regierung der Republik andrerseits behält sich eine Prüfung der Maßnahmen vor,

welche die kaiserliche Regierung ihr vorzuschlagen für erforderlich halten würde, und kann ihnen nicht eher zustimmen oder freundschaftlich darüber verhandeln, bevor sie sie kennt. Sie hat bisher nichts gesagt, auch nichts vermuten lassen, was ihrerseits ein Versagen der Mitwirkung rechtfertigen könnte.

Ich wiederhole, daß dieser im Rat gebilligte Brief bestimmt war, die Dinge richtigzustellen und jeder Zweideutigkeit vorzubeugen. Nach den Noten der russischen Regierung an Serbien schien es, daß man, wie im Jahre 1909, wieder einmal beabsichtigte, uns mindestens ebenso unberechtigte Vorwürfe über das „Versagen unsrer Mitwirkung" zu machen. Ich folgte den Ratschlägen Paul Cambons und legte Wert darauf, daß solche Vorwürfe vermieden wurden. Wie mir unser Botschafter aus London telegraphiert hatte, würden wir uns der Gefahr eines Bruches des Bündnisses ausgesetzt haben. Aber andrerseits behielt ich uns das Recht einer Prüfung und einer Diskussion vor, und da uns Rußland noch nichts von seinen Plänen mitgeteilt hatte und sogar den Eindruck machte, daß es überhaupt noch keine gefaßt hatte, so bestand ich darauf, daß es sich zuerst äußerte. Wenn die Kommentatoren, zum Beispiel Wilhelm II., schreiben, die französische Regierung habe damals Rußland die Initiative überlassen, so haben sie bewußt oder unbewußt genau das Gegenteil der Wahrheit gesagt. Wir überließen Rußland die Initiative, uns Vorschläge zu machen, aber wir machten es zuvor darauf aufmerksam, daß wir uns vorbehielten, die Vorschläge zu prüfen und, wenn

nötig, zu diskutieren. Alles das war nicht nur einwandfrei, sondern ein wenig mißtrauisch, in jedem Falle sehr vorsichtig.

Wie konnte Herr Isvolsky aus diesem Brief herauslesen, was nicht darin stand? Das ist ein Geheimnis, das er ins Grab mitgenommen hat; aber man muß glauben, daß er nach Absendung seines Telegramms an Herrn Sazonoff sich Gewissensbisse gemacht hat, meinen Gedanken entstellt zu haben. Denn er besuchte mich Montag, am 18. November, und nach vielem Hin-und-Her-Gerede hat er mir die Stelle vorgelesen, wonach ich ihm gesagt haben soll, Frankreich würde Krieg machen, wenn Rußland ihn machte. Ich protestierte lebhaft und erklärte, niemals einen solchen Vorschlag gemacht zu haben, daß er meinem Brief keinen Kommentar hinzuzufügen habe, und daß ich, wenn er nicht selbst berichtigte, in Sankt Petersburg Das, was er mir unterschoben, dementieren würde. Er versprach mir, zu berichtigen, und er berichtigte nur mit neuen Ungenauigkeiten (Schwarzbuch I, Seiten 346 und 347):

Paris, 5./18. November 1912.

Um jedes Mißverständnis zu vermeiden und angesichts der Wichtigkeit der Frage, glaubte ich Herrn Poincaré mein Telegramm 369 vorlesen zu müssen, dessen Text er vollständig billigte. Er hat mich nur gebeten, die Bedingungen zu präzisieren, unter denen Frankreich Krieg machen würde. „Es ist selbstverständlich," sagte er zu mir, „daß Frankreich in dem bestimmten Fall marschiert, wo der casus foederis, der im Bündnis vorgesehen ist, eintritt, das heißt: wenn Deutschland Oesterreich mit den Waffen gegen Rußland unterstützt."

Es ist überflüssig, zu sagen, daß ich dem Text eines Telegramms, das in Widerspruch mit meinem Brief vom vorigen Tage stand, nicht zustimmen konnte.

Autorisierte Übersetzung von N. Collin

Revolutionär oder Evolutionär?

von Hellmut v. Gerlach

Die von Dr. Paul Levi herausgegebene Korrespondenz: ‚Sozialistische Politik und Wirtschaft' enthält eine sehr eingehende sachliche Kritik meines Büchleins über die große Zeit der Lüge. Bei aller möglichen Anerkennung kommt diese Kritik zu dem Endergebnis: leider sei zwischen mir und den kirchlichen Hurra-Pfaffen kein großer Unterschied zu finden. Denn ich hätte die Brotkarte angeregt, und diese Brotkarte sei auch eine große Lüge gewesen und habe den Krieg verlängern helfen. Die Brotkarte beweise meinen Mangel an pazifistischer Logik und Konsequenz.

Um die ganze Geschichte in einem Autwaschen zu erledigen, will ich meinem Kritiker noch ein zweites Argument gegen mich in die Hand geben. Ich bin nicht nur der Brotkartensünde schuldig. Als mir bei meiner Tätigkeit im Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen immer wieder von den Behörden der Einwand gemacht wurde, diese oder jene an sich nützliche Maßnahme der Volksernährung könnte man nicht einführen, weil es an den erforderlichen Be-

amten fehle, stellte ich als alter Verwaltungsbeamter in je einem Schreiben an den preußischen Minister des Innern und an den Staatssekretär des Innern im Reich mich zur Verfügung für beliebige Verwendung im Interesse der Volksernährung. Beide Herren erwiderten mir, es sei keine Stelle für mich disponibel.

War ich wirklich ein inkonsequenter Pazifist?

Man müßte sich erst einmal auf eine Definition von Pazifismus einigen. Was schwer sein dürfte.

Als in England etwa ein Jahr nach Kriegsausbruch die Dienstpflicht eingeführt worden war, gab es unter den Quäkern und andern Kriegsdienstverweigerern zwei Richtungen. Die Einen lehnten nur den Dienst mit der Waffe ab, erklärten es aber nicht nur für ihr Recht, sondern für ihre Pflicht, durch Dienst in der Krankenpflege oder ähnliche gemeinnützige Beschäftigung an ihrem Teil die Schäden des Krieges mildern zu helfen. Die Andern nannten das inkonsequent, sahen darin eine indirekte Mithilfe an der Kriegsführung und lehnten darum auch jeden Dienst ohne Waffe ab.

Ich kann es nicht als Versündigung gegen den Geist des Pazifismus ansehen, wenn man Verwundete pflegt. Auch nicht, wenn man die Brotkarte vertritt, falls man davon überzeugt ist, daß ohne sie das Elend der armen städtischen Massen noch größer geworden wäre.

Es ist immer der alte Gegensatz: Revolutionär oder Evolutionär? Politik des Alles oder Nichts — oder Politik des kleinern Übels?

Zu einer Einigung werden die Vertreter dieser beiden entgegengesetzten Auffassungen nie kommen. Gründe, gute Gründe gibt es für jeden der beiden Standpunkte. Die Entscheidung fällt je nach ihrer Wertung. Oder, wenn man aufrichtig sein will, muß man wohl eher sagen: je nach dem Temperament des Einzelnen.

Ich bin bewußt evolutionär, bewußt antirevolutionär. Das heißt: ich akzeptiere selbstverständlich eine Revolution. Sie ist ja ein politisches Naturereignis. Aber ich würde nie eine Revolution, das heißt: einen gewaltsamen Umsturz vorbereiten helfen. Das schiene mir genau so eine Versündigung gegen den Pazifismus wie die Vorbereitung eines Krieges.

Entweder ist man für den Rechtsgedanken oder für den Gewaltgedanken. Ein Drittes gibt es nicht.

Die Gesetze der Natur gelten auch für die Politik. Die Natur macht keine Sprünge. Sie ist nichts als Evolution. Etappe für Etappe. Es geht verdammt langsam. Der Weg vom Pithekanthropos zu Einstein war weit. Aber es geht vorwärts.

Revolutionen sind Sprünge. Nur leider Sprünge nach der Art der Echternacher Springprozession: Vorwärts — rückwärts! Auf Revolutionen pflegen Gegenrevolutionen zu folgen. Sie sind ethisch genau so gerechtfertigt wie die Revolutionen. Wer Gewalt für sich in Anspruch nimmt, darf sich über die Gewalt der Andern nicht beschweren. Ob dabei zuletzt die Intelligenten und Moralischen siegen, ist Zufallssache. Die stärkere Sache ist keinesfalls immer die bessere. Der Gott,

der mit den stärkern Bataillonen ist, ist eben nur der Kriegsgott.

Wer rechts steht, will die Gegenwart konservieren oder gar auf die Vergangenheit rekurrieren. Wer links steht, will reformieren oder revolutionieren.

Die starken Ethiker und die starken Temperamente werden immer einen Abscheu vor dem Reformismus empfinden, der ihnen matt wie ein alkoholfreies Getränk vorkommt.

Ich habe meine aesthetische Freude an den Kraftnaturen (notabene: falls es sich nicht etwa nur um Wortradikalismus handelt). Ich empfinde höchsten Respekt vor der Intransigenz solcher Ethiker. Aber als Politiker lehne ich ihre Methoden ab. Wie ich Hazardspiel und Lotterie ablehne. Stärker noch. Weil, wer nicht konsequent den gewaltlosen Rechtsweg propagiert, der grundsätzlich gewalttätigen Reaktion die besten Trümpfe in die Hand spielt.

Wer das ungeheure Maß von Ungerechtigkeit unsrer heutigen Gesellschaftsordnung nicht nur verstandesmäßig einsieht, sondern mit dem Herzen empfindet, wird immer geneigt sein, nach der revolutionären Tat zu lechzen, die dieser Ungerechtigkeit ein Ende macht. Aber wer seine gefühlsmäßigen Wandlungen vom nüchternen Verstande regulieren läßt, der weiß, daß nie mit einem Schlage Böse in Gut verwandelt werden kann. Man darf wohl hinzufügen: eine absolut gute Gesellschaftsordnung wird es nie geben, kann es nicht geben, höchstens eine bessere als die heutige. Die Relativität gilt genau so wie in der Natur in der Politik.

Die russische Revolution war wohl die radikalste, die es bisher gegeben hat. Aber wenn der Leninismus anstelle des Zarismus getreten ist: ist da nicht nur eine Ungerechtigkeit von einer andern abgelöst worden? Und ist die Kernfrage alles menschlichen Fortschritts: die Produktionsfrage auch nur annähernd positiv beantwortet worden?

Es gab Über-Pazifisten, die im März in Genf den Wunsch äußerten, die Verhandlungen möchten scheitern. Denn wenn man sich auf ein Kompromiß einige, so würde Deutschland Mitglied des Völkerbunds werden, ohne den rechten Völkerbundgeist zu besitzen. Sein Beitritt sei also eine Art Heuchelei. Wünschenswert sei Deutschlands Beitritt erst dann, wenn es sich in seinen maßgebenden Kreisen, also mitsamt den Deutschnationalen, zum Völkerbund bekehrt habe.

Das war die revolutionäre Methode, angewandt auf den Pazifismus.

Ich halte sie für verhängnisvoll. Wenn man warten will, bis die Deutschnationalen sich zum Pazifismus bekehrt haben, kann inzwischen der schönste neue Weltkrieg ausgebrochen sein.

Begreiflicherweise waren nicht alle Mitglieder der deutschen Delegation in Genf von wahrem Völkerbundgeist durchdrungen. Sie waren zum Teil nur, wie die Juristen sagen, „angebrachtermaßen" für Deutschlands Beitritt. Aber die Tatsache dieses Beitritts an sich wäre ein gewaltiger Schritt zur Pazifikation Europas, ein fast tödlicher Schlag für die

Militaristen Deutschlands, wie für die aller Länder. Und die Evolution des „mittlern Deutschen" zum Völkerbundgeist vollzieht sich bestimmt leichter, wenn wir im Völkerbund drin sind, als solange wir draußen bleiben.

Wenn ich wählen muß zwischen Pferdekur und Homöopathie, entscheide ich mich für Homöopathie.

Als Politiker bin ich anglophil in dem Sinne, daß mir die politische Entwicklung Englands seit seiner einzigen, nunmehr recht weit zurück liegenden Revolution als das Muster erscheint, dem alle Nationen nacheifern sollten. Alle politischen und sozialen Fortschritte sind dort Schritt für Schritt erzielt worden. Die Arbeiter fassen auch dort manchmal revolutionär klingende Beschlüsse. Sowie sie aber an die Macht kommen, wie zur Zeit der Regierungsgewalt Ramsay MacDonalds, sind sie reine Reformisten. Und werden es sicherlich immer sein. Weil sie nicht durch ein unausgeprobtes Zuviel das Etwas gefährden wollen, das sie erreichen können.

Der alte Bergsteigerspruch gilt auch für die Politik: Chi va piano va sano. Freilich wird nie ein hohes Ziel erreichen, wer sich nicht ein hohes Ziel gesteckt hat. Aber wer in hastigen Sprüngen dem Gipfel zueilt, dem wird sicherlich auf halbem Wege der Atem ausgehen, falls er nicht schon zuvor abgestürzt ist.

Die Ungeduldigen mögen oft die bessern Menschen sein. Gute Musikanten sind sie kaum.

Der neue Orient von Franz Carl Endres

IV.

Türkische Außenpolitik

Außenpolitisch zeigte sich eine bemerkenswerte Erscheinung. Der Islam der Welt verlor sein Interesse für die Türkei. Der Gegensatz der Schiiten steigerte sich zu wildem Haß. Arabien erlag der orthodoxen Sekte der Wahabiten. Aegypten sympathisiert in seinen mohammedanischen Kreisen nur aus England-Feindschaft mit den um Mossul streitenden Türken. Nur aus diesen, nicht im entferntesten mehr aus panislamischen Gründen sind auch die indischen Mohammedaner oft scheinbar Parteigänger der Türken.

Die Isolierung innerhalb des Gesamt-Islams haben Ismet Pascha und namentlich Rüschdi Bey, der türkische Außenminister, wohl erkannt. Daher war das politische Bündnis für die Türkei nötig geworden.

Es wurde mit Frankreich versucht — aber das Mißtrauen gegen Westeuropa ist zu groß, um dieses Bündnis sehr populär zu machen. Man umwarb Jugoslavien — aber der politische Instinkt der maßgebenden Leute in Belgrad winkte ab.

Endlich ergriff man die stets ausgestreckt gewesene Hand Rußlands. Ein Danaergeschenk!

Es ist immer ein Ergriffenwerden, wenn ein Kleiner einem Großen die Hand gibt.

Die englischen Ansprüche auf Mossul zwangen zu raschem Entschluß in Angora. Und man schlug damit eine Saite an, die schon in ganz Asien klingt.

Der türkische „Turanismus" — etwa so verrückt wie das welterobernwollende Alldeutschtum — war der kleine Vorläufer der großen panasiatischen Idee, die heute die produktivsten Köpfe Asiens beschäftigt und nur nach einem Organisator in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht sucht.

Dieser Organisator zu werden, bereitet sich Rußland mit großem Geschick vor. Es ist — man mag der überzeugteste Gegner des Bolschewismus sein und muß es doch sagen — der Träger der stärksten politisch-sozialen Idee der Gegenwart.

Den größten Eindruck auf Angora und Moskau machte die Vereinbarung zwischen Briand und Chamberlain (vor einigen Monaten), künftighin gemeinsame Orientpolitik zu treiben. Verglich man die Pressestimmen in Rußland und in der Türkei zu diesem ersten Akt europäischer Besinnung, so fiel die Gleichheit der Empörung auf. Die Türkei weiß sehr genau, daß sie nur vom Gegensatz Frankreichs zu England lebt. Doch scheint Frankreich schon wieder „abgesprungen" zu sein. Die neuern Vereinbarungen Jouvenels mit der Türkei muten sehr wenig paneuropäisch an. Und sofort hatte Angora wieder Oberwasser und gefällt sich in Verhöhnung des Völkerbunds in der Presse, die nur Diktiertes oder Erlaubtes bringen darf, daher ein sicherer Barometer für die Stimmung der Regierung ist.

Deutschlands Interesse an dieser neuen Türkei scheint von den Industrien, die an die Türkei liefern — auch Kriegsmaterial über Fabriken, die in Rußland arbeiten —, abhängig zu sein. Während Stresemann in Deutschland als braver Freund Englands auftritt und mit Chamberlain aus einem Becher trinkt, kommt in der Türkei das Geschäft vor der politischen Grundrichtung. Der Händlergeist, den Werner Sombart in einer seiner vielen schwachen Stunden im englischen Volke zu entdecken vermeinte, kompromittiert unsre deutsche Politik im Orient. Man kann nicht in Europa Locarno-Politik und gleichzeitig in Vorderasien Vorkriegs-Politik machen.

Die deutsche Kolonie in Konstantinopel wird beherrscht von deutschnationalen „Niederkämpfern Englands" und von ehemaligen Offizieren, die den Pariser Einzugsmarsch aus ihren Träumen nicht verbannen können. Diese Herren machen es dem deutschen Botschafter oft sehr schwer. Mir scheint, als wenn sie in letzter Zeit stärker wären als seine Vernunft. Die letzte Äußerung über Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, die er Türken gegenüber getan hat, könnte auch von einem deutschnationalen Talleyrand stammen.

Wann wird Europa aufhören, seinen Feinden von morgen Waffen zu verkaufen? Wann wird der Weltpolitiker in Europa den Vorrang vor dem Kanonen- und Flugzeughändler haben? Mit einem Wort: wann wird Europa europäisch denken, handeln, auftreten?

In diesem Augenblick würde die Türkei, um deren Gunst heute alle Händler buhlen, eine politische und wirtschaftliche quantité negligeable werden. (Fortsetzung folgt)

Flaggenlied von Theobald Tiger

In einer kleinen Ecke
da ist dein Flaggenreich.
Du wehst auf dem Verdecke
wohl übern großen Teich.
Du wehst am Steuerruder
und in Amerika;
du bist ein armes Luder,
weißt nicht, wie dir geschah —
Republik!
Republik!
Hast du das gewollt?
Schwarz die Reichswehr.
Weiß die Zelle.
Rot die Schande.
Kehre um!
Kehre um!
Zu Schwarz-Rot-Gold!

In Rio de Janeiro
da steht ein Stammtisch rund.
Dran sitzt der Caballero
und schimpft dich auf den Hund.
Und nun trägst du die Farben,
die einen Krieg geschürt,
die uns schon mal verdarben
und in den Tod geführt —
Republik!
Republik!
Hast du das gewollt?
Kehre um!
Kehre um!
Zu Schwarz-Rot-Gold!

Die Ihr bis jetzt geschlafen:
seid Ihr nun endlich wach?
In jedem großen Hafen
bekommt Ihr eins aufs Dach.
In jedem fernen Lande
umflattert euch der Hohn
und zeigt der Welt die Schande
von deutscher Reaktion —
Republik!
Republik!
Hast du das gewollt?
Schwarz die Reichswehr.
Weiß die Zelle.
Rot die Feme,
Kehre um!
Kehre um!
Zu Schwarz-Rot-Gold!

P. S. Im übrigen ist das gar nicht so wichtig.
Zum ersten Mal firmiert Ihr richtig —!

Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur von Adolf Behne

„Lieben sollt Ihr mich," schrie der Soldatenkönig seine Untertanen an und schlug mit dem Exerzierstock auf sie ein, „lieben sollt Ihr mich ... lieben!"

„Lesen sollt Ihr uns", rufen die Gesalbten unsrer Dichtkunst ihrem Volke zu, und die prominenten Kritiker drohen mit dem Bakel: „Lest eure Dichter — kauft sie, lest sie!" Und das Volk strömt in die Kinos.

Es wird nichts nützen, zu drohen, zu schimpfen, zu fluchen, und auch Versprechungen werden nicht fruchten. Zur Liebe kann man Niemand zwingen.

Im ganzen Umkreis unsrer abendländischen Kultur kracht heute das Prinzip der Diktatur zusammen. Wirken Mussolini und Primo de Rivera anders denn als Renaissance-Imitationen? Sie deklamieren noch ihre Bombenrolle — und merken gar nicht, daß man die Dekoration längst gewechselt hat. (Denen, die zwischen Mussolini und Lenin „keinen Unterschied" sehen, sei hier ein Ausspruch Lenins in Erinnerung gebracht: „Wir können nur dann regieren, wenn wir richtig Das ausdrücken, was das Volk in sich trägt".)

Im Kunstbetrieb steht das ganze gebildete Europa noch immer bei der Diktatur. Amerika nicht mehr. Und darum schimpft man es in Europa „kulturlos". Kultur ist Diktatur. Darum spricht der Amerikaner fast nie von Kultur, sondern einfacher, schlichter, bescheidener und höflicher von „Zivilisation". Wir Alle hier sind noch Renaissance-Naturen. Amerika aber hat seine Geschichte erst nach der Renaissance begonnen — und wurde das erste Land, das eine demokratische Kultur aufbaut. Walt Whitman, Sullivan, Frank Lloyd Wright — fast alle großen Amerikaner haben der Demokratie als einer Basis ihres Tuns gehuldigt. Man lese Lewis Mumford, um dieses uns ganz neue, tief bestimmende Gefühl zu spüren (Mumford spricht von dem „despotischen Charakter der klassischen Baukunst".) Den Amerikanern ist Demokratie etwas Andres als eine „Form".

Die amerikanische Zivilisation wird aufgebaut auf den Herzen und auf den Sinnen der Masse. Darum nennen wir sie Kitsch. Aber mit diesem Kitsch schützt sich der Amerikaner nur vor unsrer Unmenschlichkeit.

Dem Europäer ist zwischen Masse und Kunst nur eine Beziehung denkbar: der Haß. Peladan drückt es kategorisch aus: „Die Menge muß durch das Kunstwerk niedergeworfen werden".

Als der in Europa sehr gefeierte serbische Bildhauer Mestrovicz in Amerika ausstellte, schrieb Leon V. Solon im ‚Architectural Record': „Die Künstler Europas bringen dem Publikum entschiedene Verachtung entgegen als einer Masse von Wesen, denen nicht zu helfen ist, während wir das unsre als das heraufkommende Geschlecht ansehen, auf das alles Männliche, Gesunde, Schöne einwirken muß. Das Krankhafte

bei Mestrovicz ist eine Schranke; sie hält Alle zurück, die versucht sein könnten, seinem Weg zu folgen ... In der Kunst gehen wir dem nach, was unsre Ideale veredelt, nicht was den Einblick spiegelt in einen einsamen Menschen, der von zu tiefem Empfinden gequält wird. Als eine Rasse, die sich ihres Hanges zur Empfindsamkeit bewußt ist, sehen wir das Werk des Mestrovicz lieber als eine Warnung denn als eine Verkündigung an."

Wir haben eine, vielleicht sehr bedeutende, Kunst, die nicht zum Faktor der Kultur wird, da sie die Massen nicht berührt. Unsre Kunst schwimmt irgendwo oben — und ergreift Keinen. Tatsache ist, zum Beispiel, daß die besten Wohnquartiere und Siedlungen der besten europäischen Architekten von der Masse stets als „Zuchthäuser", mindestens als „Gefängnisse" bezeichnet werden. Sie sind deshalb nicht schlecht — aber da sie isoliert bleiben, können sie in ihrer Totalität noch nicht absolut richtig sein.

Dieses Preisausschreiben (der Buchhandlung R. L. Prager und des Verlags der Weltbühne) geht ja von der Tatsache aus, daß die Verhältnisse in der Literatur sehr ähnlich liegen. Ich brauche also den Tatbestand nicht erst zu beweisen.

Wie kann es anders werden?

Nur dadurch, daß wir von der Luxus-Produktion zur Bedarfs-Produktion übergehen, wie Ford es, demokratisch denkend und handelnd, im Automobil-Bau getan hat.

Das Buch des Dichters wird nicht zum Massenartikel werden, wenn es die Bedürfnisse der Masse nicht einmal kennt, geschweige denn anerkennt; wenn es weiterhin seine individualistische „Herrlichkeit" durchzusetzen versucht, indem es den Nicht-Käufer, den Nicht-Leser als Banausen zu erklären droht.

Wie soll man aber die Bedürfnisse der Masse anerkennen, ohne den Maßstab, ohne die Qualität preiszugeben? Das können Leute fragen, die über das Thema Volksmärchen, Volksdichtung stundenlang sehr gelehrt zu reden imstande sind.

Tatsächlich ist ja die Dichtung schon umgestellt. Daß im Rundfunk Hunderttausende, die nie ein Buch lesen, Verse von Goethe, George, Lasker-Schüler hören: das meine ich nicht so sehr — denn hier handelt sichs schließlich um einen (sehr willkommenen) Ersatz — wie den Massenbesuch der Kinos. Der Film ist etwas wesentlich Neues, der Film ist recht eigentlich die Dichtung unsrer Zeit.

Es ist mir unverständlich, wie man dem Buch und dem Kauf des Buches Wichtigkeit beimessen kann. Das Buch ist doch nichts Andres als ein Transportmittel, ist nichts als eine Form der Mitteilung. In demselben Augenblick, da wir eine intensivere Form, ein besseres Transportmittel haben, ist das Alte zum Untergang verurteilt. Buch-Kultur kommt mir vor wie Kultur der Hieb- und Stichwaffe im Zeitalter des Lewisits.

Dichtung ist nichts Andres als subtilste Art der Beweisführung, des Überzeugens. Welche ungeahnten Möglichkeiten, die Führung des Beweises zu verfeinern — und gleichzeitig zu

komprimieren, gibt dem Dichter der Film! Und das umso mehr, je weniger „literarisch" er ist.

Der Film ist die einfache, grade und legitime Fortsetzung des Buches — Edison der neue Gutenberg. Jenen kleinen Heften, die wir als Schulbuben hatten, deren Seiten bei flinkem Anblättern ihre Figürchen zu Phasen eines primitiven Films werden ließen, kommt die Bedeutung eines wichtigen Überganges zu. Sobald die Folge der Seiten im Buche nicht mehr nur räumlich, sondern auch zeitlich ausgenutzt wird, entsteht der Film. Es wird die Zeit kommen, da wir kaum noch Bücher schreiben — sobald wir erst erkannt haben, wieviel exakter jeder Beweis im Film zu führen ist. Zunächst aber wird der Film die Literatur beeinflussen im Sinne einer Reinigung. Man kann wohl schon jetzt etwas von solcher Wirkung spüren. Der alte Schriftsteller, um „anschaulich" zu wirken, benutzte „Bilder". Heute wirkt ein bilderreiche Sprache verstaubt. Und woher kommt es, daß das Bild, wie von den Wänden der Bürger-Wohnung, so aus Leitartikeln, Aufsätzen und Kritiken verschwindet? Ich meine: weil wir im Film eine Sprache aus der Anschauung entwickelt haben, mit der eine aus der Sprache entwickelte Anschauung nicht mehr konkurrieren kann. Endlich wird die Sprache sauber, klar, exakt, ohne daß wir die Fremdwort-Töter nötig hätten.

Für uns ist nun das Wichtige, daß der Film von seiner Geburtsstunde an demokratisch ist. Feine Leute haben ihn mit sicherm Instinkt von Anfang an gemieden, und für die Ganz-Feinen existiert er heute noch nicht. Es gibt ja noch keine Vorzugs-Kopien auf Edel-Celluloid mit Goldschnitt, die man sammeln könnte.

Der Film begann als Kunst der Masse, als Pöbel-Theater. Und eine Film-Produktion gegen die Masse ist immer ausgeschlossen. Der Film ist als individualistisches Kunstwerk im alten Sinne nicht lebensfähig.

Gegenüber der aristokratischen Buch-Dichtung tritt die demokratische Film-Dichtung — eine Kunst von unten her. Ihr gehört die Zukunft. Daß es in Deutschland nicht an Tendenzen fehlt, den „exklusiven Film" zu kultivieren, ist für das Land, in dem das Buch, oder der Besitz des Buches, Attribut einer Klasse war, beinahe selbstverständlich. Die Masse aber hat sich längst für den amerikanischen Film entschieden (den wir ja nicht mit Haut und Haaren zu schlucken brauchen), der in Charly Chaplin den ersten großen Dichter der neuen Kunst hervorgebracht hat — in Chaplin, der jeden seiner Filme immer wieder in Kinos aller Größen und Grade besucht, um zu studieren, wie die Masse auf diesen oder jenen Einfall reagiert. Denn ihm ist das Kunstwerk nicht dazu bestimmt, die Massen niederzuwerfen, sondern sie zu erheben. Erheben kann man aber nur Den, den man richtig anfaßt. Indem Charly von der Masse immer wieder lernt, schafft er didaktische Dichtung.

Chaplins Werk genügt zum Beweise, daß das allgemeinverständliche populäre Kunstwerk nicht nur nicht Kitsch sein muß, sondern das Feinste, Menschlichste, Genialste sein kann.

Keine Angst um die Dichtung! Der Tod des Buches ist vorerst in weiter Ferne. Aber selbst wenn er eintritt, wäre das noch nicht der Tod der Dichtung!

Das Publikum hat kein Interesse mehr am Buch?

Aber es sitzt Abend für Abend vor dem modernen Buche und lernt sehen, denken, fühlen durch den Film — das Buch, das Millionen lesen und Keiner „besitzt"

Die Neutralen von Peter Panter

Mir ist in ganz Frankreich, in Paris und in der Provinz, ein Menschentyp aufgefallen, den es in Deutschland kaum noch gibt —: der Neutrale. Das ist so:

Am Sonnabend nachmittag kommt eine Hausbesitzerin aus ihrem kleinen Haus herausgestürzt, in dem sie wohnt, und macht unten dem Posamentierwarenhändler große Vorwürfe: er verbrauche zuviel Wasser, um das Trottoir zu reinigen. Die Frau scheint angetrunken und vollführt auf der Straße großen Spektakel — beides für hiesige Verhältnisse eine außerordentliche Seltenheit. Drum herum stehen etwa zwanzig oder dreißig Personen, die da auf Bekannte warten, Leute, die in der Nähe Einkäufe machen, die schon vor dem Zusammenstoß da gestanden haben. Und nun begibt sich...

Und nun begibt sich gar nichts.

Nicht Einer mischt sich ein. Nicht Einer gibt laut sein Urteil ab. Nicht Einer belehrt die Frau, den Posamentierwarenhändler, die Andern. Alle bleiben neutral. Der Zank ist eine Sache, die nur die Beteiligten angeht.

Und das kann man in Frankreich tausendfach sehen: auf der Straße und in der Bahn, im Restaurant und im Theater. Die Leute kümmern sich nicht um einander. Um das ganz zu verstehen, muß man sich die Lage in Deutschland vergegenwärtigen.

Da kümmern Alle sich um Alles. Jeder reibt sich an Jedem. Benimmt sich Einer schlecht, so sind gleich Zwanzig da, die ihm das sagen, Dreißig, die Partei gegen die Zwanzig nehmen, und Hundertundfünfzig, die ihre individualpsychologischen, wirtschaftspolitischen und allgemeinen Erwägungen an diesen Fall lehrhaft knüpfen. Das gibts hier nicht.

Denn der Deutsche ist nicht nur ein Schulmeister, sondern vor Allem ein öffentlicher Schulmeister. Er belehrt die Welt, er nimmt sie entsetzlich ernst, und besonders da, wo sie das gar nicht verdient, wo es nicht lohnt. Bei deutschen Zwischenfällen hat man immer das Gefühl, als seien sie nur Anlaß zur Entladung aufgespeicherter Energien, die nur darauf gewartet hätten, herauszupuffen. Die Deutschen sind mit Offensivgeist getränkt. Der Aufwand an Radau steht meist in gar keinem Verhältnis zur Sache — aber das Prinzip, das Prinzip muß durchgefochten werden.

Die allgemeine Nervosität, die viel mehr ist als nur das, liegt auf der Lauer. Die Luft ist geladen. Ein unbedachtes Wort — und der Straßenbahnwagen verwandelt sich in eine Tobsuchtszelle. Belehrend, protestierend, gegen den Protest

aneifernd, schreiend, rechthaberisch — so keifen sie durcheinander.

Schwer, einem solchen Volk begreiflich zu machen, daß die „Atmosphäre" eines französischen Coupés, eines Restaurants, eines Wartesaals nicht vorhanden ist. Man kann es nicht anders ausdrücken: sie ist nicht vorhanden.

Die Leute sitzen stundenlang neben einander und sprechen kaum ein Wort mit Fremden. Sie fahren lange zusammen und zanken sich nicht über Politik. Kommt überhaupt ein Gespräch zustande, so bleibt es höflich-neutral, bewußt an der Oberfläche, sehr, sehr zurückhaltend. Es ist eine Wohltat für deutsche Nerven.

Haß und Liebe werden nicht öffentlich begründet. Man spricht Frauen nicht auf der Straße an; sie mögen es nicht einmal. Das „Ekel" ist so gut wie unbekannt. Die Leute noch in den kleinsten Städten sind viel großstädtischer als die Berliner, die sich gar so viel darauf einbilden. Die Franzosen wissen aus einem Jahrhunderte alten Instinkt heraus, daß es nicht lohnt, jede Kleinigkeit bis zum Äußersten zu verfolgen, daß es sich mit Höflichkeit bequemer lebt, daß es praktischer ist, sich anständig zu benehmen. Nur abgeschliffene Steine stoßen sich nicht.

Was geschieht bei einer französischen Auseinandersetzung?

Die Gegner versuchen, einander zu überzeugen. Es wird materielles Recht abgehandelt, keine Prozeßordnung. Es wird gesagt: „Dieses Glas hat einen Fehler — ich mag nicht den vollen Preis bezahlen!" Und: „Alle meine Gläser sehen so aus — urteilen Sie selbst!" Und: „Dann sind eben alle Ihre Gläser fehlerhaft — ich kann dafür nicht den vereinbarten Preis bezahlen!" Es wird aber nicht gesagt: „Vor allen Dingen benehmen Sie sich mal in diesem Geschäft anständig!" Es wird aber nicht gesagt: „Ich verbitte mir ..." Und das dritte Wort ist: Arrangement. Capus: „Alles im Leben endet mit einem Arrangement." Im französischen Leben unbedingt.

Streitende wissen hier aus Instinkt, daß nie Einer ganz recht hat und der Andre ganz unrecht. Man trifft sich in der Mitte. Und man kann das umso leichter, als jeder Franzose das ist, was unsre Kaufleute „kulant" nennen. Und er kann das sein, weil seine „Ehre" nicht davon berührt wird, wenn er nachgibt. Wer etwas durchgesetzt hat, ist kein Sieger — wer nachgegeben hat, kein Unterlegener. Diese Betrachtungsweise fällt hier fort — sie mutete den Franzosen etwa so an wie die Frage, ob das neue Musikstück mehr auf den schwarzen als auf den weißen Tasten gespielt wird. Die Frage stellt sich nicht.

Es sind keine Engel — und zutiefst ist das Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber oekonomisch begründet, wenn auch patriarchalisch abgeschwächt. Es ist ein „Noch" — es ist kein „Schon". Nur ist dieses vollendete „Noch" dem durchlöcherten „Schon" tausendmal überlegen. Und aus Klugheit, aus Weisheit selbst, sind so viele Beziehungen zwischen Menschen in Frankreich neutralisiert.

Da wird nicht „Stellung genommen", da wird nichts ein für alle Mal entschieden, wenn ein kleiner Hund in den Brief-

kasten fällt, da wird nicht zur Geschäftsordnung gesprochen, und da gibt es keine Probleme, keine Einstellung und kein Holterdipolter. Es gibt — in allen Schichten — nur vernünftige, sehr klare, sehr rationelle Menschen, die in Kleinigkeiten keine Prestigefragen kennen.

Ich las neulich, daß der deutsche Rundfunk doch auch Anstandsunterricht geben könne, etwa: wie man den Kellner behandeln soll, wie man ihn zum Zahlen zu rufen habe... Unmöglich, das einem Franzosen klarzumachen. Eine Fragestellung über solche Dinge liegt außerhalb seiner Vorstellungswelt. Zum Kellner spricht er wie zu aller Welt: ohne verhaltenen Grimm, ohne Oberhoheit, neutral. Das macht: er ist kein Ritter, der im Visier schlottert und daher mit dem Schwert rasselt, wie es der Selige zu tun pflegte. Er ist ein Mensch, einfach ein vernünftiger Mensch. Es ist die Humanität, die in Frankreich in ausnahmslos allen kleinen Vorgängen des Lebens siegt. Gewiß nicht immer in den großen.

Und wie viele Deutsche im Leben unendlich weit von Humanität entfernt sind, weil sie glauben, Menschlichkeit und Sentimentalität sei eins, das merken wir erst im Ausland.

Es ist selbstverständlich nicht richtig, wenn etwa behauptet wird, im Ausland klappe Alles besser, sei Alles besser, schmecke Alles besser. Dergleichen sagen kleine und große Moritze aus Frankfurt am Main.

Aber das öffentliche Leben im westlichen Ausland spielt sich geräuschloser ab, glatter, geölter. Man findet viel mehr Bereitwilligkeit bei allen Leuten, und die ist ganz grundsatzlos, nicht etwa diktiert von dem Wunsch, „durch gesittetes Benehmen den für das Land nützlichen Faktor des Fremdenverkehrs zu heben". Davon ist gar keine Rede. Solange man von den Franzosen nichts weiter will als eine Auskunft, als für sein Geld zu fahren und zu sitzen, zu plaudern und zu leben — so lange gehts ausgezeichnet. Aber das ist schon sehr viel. Welch eine Fülle von Ärger in Deutschland, von Nervenbelastung, von Konfliktstoff! Und wie unnütz und überflüssig ist das —! Wie vertan der Aufwand, lächerlich das Gespreize, gockelhaft das Kollern von Männern, die ihren Bezirkskommandos gegenüber nie gewußt haben, was Freiheit ist —! Sklaven auf dem Maskenball, als freie Männer verkleidet. Freigelassene.

Ich bin dem Herausgeber dieser Blätter dankbar, daß er meine hymnischen Ergüsse aus meinen ersten Pariser Tagen nicht zum Druck befördert hat. Sie waren verständlich — ich kam aus dem schlimmsten Inflations-Deutschland in die Freiheit —: aber sie waren falsch, weil gar zu subjektiv. Heute hingegen, nach Jahren, wo der erste Rausch verflogen ist, und wo ich Frankreich nüchterner, aber viel klarer ansehe als damals, wo ich auf den Knien lag und so nicht viel sehen konnte — heute erkenne ich, was den ungeheuern Vorzug dieses Landes ausmacht. Es ist die Humanität, die Neutralität des öffentlichen Lebens.

Wir aber sind auf unsre Fehler stolz und bemühen uns — oho! —, sie nach Kräften zu vergrößern.

Japanische Masken von Paul Zucker

Schließlich gibt es in Deutschland noch nicht zwanzig Menschen, die wirklich etwas von Ostasien wissen und verstehen. Daß jeder dieser zwanzig die neunzehn andern für Ignoranten hält, ist selbstverständlich und gibt Gelegenheit zu einer animierenden Polemik in den Fachzeitschriften. Grund genug, nur mit der allergrößten Zurückhaltung und sachlichen Bescheidenheit über ein Werk aus diesem Gebiet zu berichten, das eben doch mehr ist als „Fachliteratur" — sehr klug, sehr kenntnisreich und lebendig — und uns vor Allem wirklich etwas angeht.

Wenn Friedrich Perzynski in seinen ‚Japanischen Masken' (Verlag Walter de Gruyter zu Berlin) uns eine umfassende Kunstgeschichte der japanischen Tanzmasken gibt, so ist das mehr als eine Bereicherung unsres Wissens von einer halb ethnographisch, halb künstlerisch interessanten Abart der Holzschneidekunst, hat am Ende überhaupt nichts mehr mit Wissen zu tun, sondern wird — um das so schauerlich trivialisierte Wort „Erlebnis" zu vermeiden — zumindest zu einem ganz starken unmittelbar sinnlichen Eindruck. Es ist das Echo, das geformte Echo einer Welt, die uns näher steht, weniger konstruiert erscheint als alle Wigmaniaden, Wiederbelebungsversuche der Shakespeare-Bühne und Kostüm-Stilisierungen der Wiener Werkstätten.

Das Nō ist eine Kunstform des japanischen Theaters, die man etwa mit einem balladesken Oratorium vergleichen kann: mimisch-tänzerische Vorführungen mit Chorbegleitung, untermalt von Musikinstrumenten. Sie spielt sich vor einer stereotypen Dekoration ab, einem einzelnen Fichtenbaum als Sinnbild des ewigen Lebens, die in allen Stücken unverändert gleich bleibt, ebenso wie die Anordnung der Bühne, der Eintritt der Schauspieler über die schwebende Brücke, Kostümierung und Spielmasken. Alles ist stereotyp und seit sechs Jahrhunderten so wenig variiert, daß sich das Interesse der Zuschauer ganz auf die rhythmische und lyrische Ausgestaltung des einmal gegebenen Vorwurfs beschränken kann. Jahrhunderte lang blieben nicht nur die Schauspieler- und Tänzerfamilien dieselben, sondern auch die der Schnitzer der zum Spiel gebrauchten Masken.

Um ihr Werk handelt sichs hier. Die Erforschung der einzelnen Künstlerpersönlichkeit, Stilkritik und Analyse bilden den Inhalt der wissenschaftlichen Arbeit. Uns aber interessieren die Masken selbst. Für uns Fernstehende verschwinden sogar die Unterschiede im Schaffen der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten: es bleibt der menschliche Typus. Dieser Typus, der Charakter, der Affekt selbst wird allerdings hier in einer Intensität gestaltet, wie wir sie in der europäischen Kunst wohl überhaupt nur ein Mal finden. Und zwar nicht etwa in den so gern zitierten Wasserspeiern gotischer Kathedralen und andern Fragmenten der neuerdings für den bürgerlichen Hausgebrauch konfektionierten „gotischen Inbrunst", sondern in

den letzten Übersteigerungen des barocken Manierismus. Sie — die Masken — stellen nicht zufällige Personen eines zufälligen Schauspiels dar, sondern sind einfach der Zorn, der Mutterschmerz, das panische Erschrecken. Vor dieser Stärke und Eindeutigkeit vergessen wir völlig, daß die Träger dieses Affekts doch einer andern Rasse angehören. Wir sehen nicht mehr den Naturalismus der künstlerischen Behandlung, die Einzelperson, sondern das Urgefühl, sozusagen den Affekt an sich.

Deswegen müssen wir immer wieder und wieder nur sehen — schauen, nicht denken, keine klugen, tiefgeistigen Vergleiche anstellen — und dürfen nicht einmal damit spielen, wie all das für unsre europäische Bühne fruchtbar zu machen wäre. Es ist bedauerlich, daß in Deutschland so wenig Bücher existieren, die gleichzeitig zuverlässige Fachliteratur sind und doch Denen, die aufzunehmen verstehen, so viel geben wie das Buch Friedrich Perzynskis.

Die verhängnisvolle Frau von Alfred Polgar

Im Zwischenakt erschien Georg Reimers, als regisseur du jour, und hatte die Ehre, aber keine Ursache, den Dank Birabeaus auszusprechen.

Ebensowenig wie das Akademie-Theater und die an jenem Abend dort versammelten staunenden Laien und sich verwundernden Fachmänner Ursache hatten, Herrn Birabeau zu danken.

Sein Lustspiel ‚Die verhängnisvolle Frau' ist nämlich gar nicht nett. Es ist langweilig, ungraziös, roh im humorigen Verfahren. Manchmal schmeckt es nach Witz wie Wasser in einem schlecht ausgewaschenen Weinglas nach Wein.

Nicht einmal Pariser Schauspieler vermöchten über die stumpf-geschwätzige Fadheit der drei Akte hinwegzutäuschen. Wie sollte dem armen, rechtschaffenen Akademie-Theater, der hausbackenen Tochter einer braven Mutter, solcher Schwindel glücken?

Herr Emmerich Reimers mühte sich um französische Mühelosigkeit, strengte sich sympathisch an, aus seiner ehrlichen Haut zu fahren. Frau Mayen, als sanfte, dämliche Dame, war auf feine Art passiv; eine ungesalzene Blondine. Mayerhofer tat, als ob das komisch wäre, was er tue. Mit selbstzufriedenem Mienen- und Gebärdenspiel servierte er seine leeren Schüsseln.

Herr Mussi, neu an diesem Theater, ein sicher begabter, hübscher, helläugiger Jüngling, beweglich im Stil eines feinern Vorstadt-Humoristen, lang mit langen Armen, die er auf- und zuklappen kann wie Klingen eines Federmessers, hat das Talent der Flink-Rede, hie und da auch etwas trockene Witzigkeit. Leider ist er schelmisch.

Aus Hermann Bahrs Jubiläumsrede wissen wir, daß die Provinz das Burgtheater mit der Seele sucht.

Scheint ganz auf Gegenseitigkeit zu beruhen.

Das amerikanische Tempo von Kurt Heinig

Tausendundein Unternehmer erzählen es alle Tage: Ja, wenn Ihr arbeiten wolltet wie eure Freunde in Amerika, dann, ja dann... Aber so — das Wörtchen „so" ist langgedehnt zu sprechen — können wir gar nicht andre Löhne zahlen. Der hier schon mehrfach zitierte Generaldirektor der Siemens-Schuckert-Werke faßte das in die klassische Formel zusammen: wenn der deutsche Arbeiter länger und intensiver arbeite, und wenn jeder einzelne, wie in Amerika, Mehrarbeit als Hauptnotwendigkeit anerkenne, dann „können wir leicht zwanzig Prozent Mehrproduktion herausholen"!

Für diese Argumente gibt es selbstverständlich statistische Beweise. Wofür gibt es das nicht?

Wie stehts damit aber in Wirklichkeit?

Wir sind sehr aufmerksam durch die Vereinigten Staaten gewandert und haben uns unterrichten lassen: von den amerikanischen und von deutschen Arbeitern; von Unternehmern, Gewerkschaftsführern und Volkswirtschaftlern; von den Hausfrauen, die über die Langsamkeit der Handwerker klagten; von Kaufleuten, die über bummelige Warenzustellung schimpften; von den galizisch-jüdischen Schneidern des mächtigen Newyorker Bekleidungsarbeiterverbandes und von deutschen Ingenieuren der bedeutenden Maschinenindustrie in Milwaukee. Die Ergebnisse dieser Betrachtungen und Mitteilungen erheben Anspruch weder auf Wissenschaftlichkeit noch auf Lückenlosigkeit. Es handelt sich um Tatsachen, weiter nichts als mit eignen Augen gesehene und gewissenhaft nachgeprüfte Tatsachen.

Eine Vorfrage des Arbeitstempos ist die Dauer der Arbeitszeit.

Wir wissen aus den statistischen Untersuchungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, daß in Deutschland etwa 47 Prozent aller Arbeiter sich den Achtstundentag zu erhalten gewußt haben, während 53 Prozent ihn, namentlich in der Zeit nach dem Ruhr-Zusammenbruch, wieder und vorläufig verloren haben.

Der Generaldirektor Köttgen zählt 22 der wichtigsten amerikanischen Industrien auf, in denen 77,5 Prozent wöchentlich 48 Stunden und weniger arbeiten. Dabei hat Herr Köttgen zufällig das mächtige Baugewerbe in seine Statistik nicht mit einbezogen. Hier ist allgemein die 44-Stunden-Woche erreicht.

Selbstverständlich gibt es auch in den Vereinigten Staaten 56-, ja 60- und noch mehr Stunden-Wochen. Das wird erst erklärbar, wenn man beachtet, daß die amerikanische Gewerkschaftsbewegung im Allgemeinen über die gelernten Arbeiter und über die Eisen- und Straßenbahner noch nicht hinausgedrungen ist. Sie hat sich sogar vor den ungelernten Arbeitern, auch von den Millionen von Officeworkers, bisher immer wieder zurückgezogen. Der Eingewanderte, der um jeden Preis jede Arbeit annahm, der aus den Südstaaten in den industriellen Norden heraufgeholte Neger, der sich dabei vielleicht von 12 auf 18 Dollar Wochenlohn verbesserte und nicht beachtete, daß er einen 30-Dollar-Lohn herabdrückte: sie sind bisher für

die Gewerkschaften im Wesentlichen unfruchtbares Organisationsfeld geblieben. Aber bei uns haben wir den endlosen Arbeitstag zu schlechtem Lohn in den Gebieten der Unorganisierten ebenfalls. Entscheidend bleibt die Achtstundenquote der Beschäftigten, und sie ist in den Vereinigten Staaten zweifelsohne erheblich größer als bei uns.

Bei der Prüfung der Arbeitsleistung sind neben der Arbeitszeit die technische Leistungsfähigkeit und die — sagen wir: physische Arbeitsleistung streng auseinanderzuhalten.

Unsre Unternehmer rechnen gern die Leistung pro Mann, die Produktion in Stück und pro Kopf. Es ist unbestritten, daß bei dieser Rechnung für Amerika beträchtlich höhere Ziffern herauskommen als in Deutschland.

Diese Rechnung ist aber objektiv und subjektiv falsch aufgemacht. Sie würde nur dann exakt sein, wenn das Arbeitsquantum zur technischen Apparatur der Arbeit in Beziehung gesetzt worden wäre.

Der Vorsprung der Vereinigten Staaten ist — im Besondern, soweit die modernen und von uns als typisch amerikanisch betrachteten Betriebe zum Leistungsvergleich herangezogen werden — völlig zweifelsfrei.

Diese Tatsache ist nicht auf ein Mal und ebensowenig durch Zufall entstanden. Arbeitskraft überhaupt, namentlich aber qualifizierte Arbeitskraft war in den Vereinigten Staaten bisher im Allgemeinen immer weniger vorhanden, als die stürmische industrielle Aufschließung benötigte. Eine industrielle Reservearmee als ständiges Regulierungsreservoir konnte nicht angestaut werden, weil die Landwirtschaft die in den Städten überflüssig werdenden Hände dringend brauchte und an sich zog. Augenblicklich ist das anders, weil die im Kriege gewaltig ausgedehnte Landwirtschaft jetzt unter den Nachwirkungen ihrer Uebergründungsperiode leidet und Kräfte an die Städte abgibt; der Lohndruck ist spürbar.

Der Mangel an Händen trieb zur Maschine. Eingefrorene Betriebs- und Arbeitsformen vermochten diese Entwicklung nicht zu verhindern. Und wenn sie doch im Wege standen, so wurden sie durch die Leistungen der neuen Maschinen einfach überrannt. Das Kennzeichen der amerikanischen Wirtschaft ist nicht nur die Zerlegung der Herstellung selbst kompliziertester Produkte in maschinelle Teilarbeit, sondern auch die mechanische Erledigung vieler Zurichtungs- und möglichst aller Nebenarbeiten.

Das typischste Beispiel ist das amerikanische Groß-Baugewerbe. Hier hat das Drahtseil einen vollen Sieg errungen; es teilt ihn mit dem Fahrstuhl und dem Lastauto, das überdies viel kleiner, dafür aber viel beweglicher ist als unsre noch ständig größer werdenden Lastwagenzüge. Der amerikanische Baubetrieb kennt nicht das so kostspielige mehrmalige Absetzen des Materials. Der Eisenträger wandert nach Möglichkeit direkt vom Lastwagen zur Einfügungs- und Vernietungsstelle. Die Maurer arbeiten nicht vom festen, sondern vom Hänge-Gerüst aus. Das Material wird ihnen vom Bau-Innern zugeführt. Sie schweben — oft an zwei und drei Stellen übereinander — bei-

nahe mit jeder Steinschicht mit; das Hängegerüst ermöglicht, ihnen das Bücken und das Hocharbeiten zu ersparen. Alle Hebeeinrichtungen sind nach dem Prinzip des einfachen Ladebaums ausgebildet, der ebenfalls von Stockwerk zu Stockwerk mitwandert.

Die technische Leistungsmöglichkeit dieses Bauapparats ist eine völlig andre als die in unsrer Bauwirtschaft, die Voraussetzungen sind eben von wesentlich verschiedener Art. Wer dennoch die Leistung pro Mann vergleicht, hat sich täuschen lassen, oder er will täuschen.

Die soziale Fürsorge — Bauarbeiterschutz — kommt bei dem amerikanischen Hochhaus im Allgemeinen, nach unserm Maßstab gemessen, ein gehöriges Stück zu kurz. Aber der amerikanische Bauarbeiter hat 1,40 Dollar Stundenlohn, und dafür kann er sich 4—5 Pfund Fleisch kaufen. Ein paar Arbeitsstiefel kosten 3—4 Dollar, und seine Organisation sorgt dafür, daß er einen Arbeitsplatz hat.

Die physische Leistung des amerikanischen Bauarbeiters, des Maurers, Putzers, Zimmerers, Anschlägers ist keine andre als bei uns: sie arbeiten alle nicht mehr darauf los, als das in Deutschland üblich ist. Aber der amerikanische gelernte Arbeiter ist nicht mit Zurichtungs-, Bereitstellungs- und Nebenarbeiten beschäftigt. Vergleichende Untersuchungen haben in der deutschen Bauwirtschaft bis zu sechzig Prozent dieser unqualifizierten Arbeit festgestellt!

Der ungelernte Arbeiter, der bei Ford am Arbeits-, Zubringer- oder Zusammensetzband steht, hat sicherlich eine geistlose Tätigkeit; sie erfordert aber physisch nicht höhere Kraftausgabe als bei uns an verwandten Maschinen. Und in denjenigen Abteilungen des Ford-Betriebs, die Herstellungs- und Durchbildungsarbeiten für die riesenhafte Maschinerie dieser Fabriken zu leisten haben, da arbeitet der Maschinenschlosser auch nicht anders als bei Schwartzkopff oder Borsig.

Gewiß herrscht in den großen Betrieben der Chicagoer Bekleidungsindustrie, zum Beispiel bei Hartschaffner & Marx mit ihren 7000 Arbeitern, ein recht lebhaftes Tempo; aber in den modernen Betriebswerkstätten unsrer Konfektion ists ebenso.

Die Hotel- und Restaurantbedienung, der Straßenbau, Erdarbeiten, die Schuhreparatur, im Warenhaus und auf den Bahnhöfen — überall ist das Tempo eher ruhiger als bei uns.

Und nun erschreckt nicht, geliebte deutsche Unternehmer! Die Mehrzahl der Arbeiter, die schwere oder schmutzige Arbeiten zu verrichten haben — sie arbeiten Drüben in Handschuhen; ich habe auch den Neger bei der Straßenbetonierung und den schwarzen Mörtelfahrer beim Bau, ebenso den Streckenarbeiter an der Eisenbahn mit Handschuhen arbeiten sehen. Die sind bei Woolworth für zwanzig Cents zu haben; auch der schlechtest bezahlte Arbeiter hat ja wenigstens vierzig Cents Stundenlohn.

Unsre „führenden" Herren Arbeitgeber wollen den Proletarier nicht einmal mit Handschuhen anfassen. Wie können sie dann objektiv genug sein, um seine Arbeitsleistung mit der des amerikanischen Arbeiters gerecht zu vergleichen!

Konversation von Kaspar Hauser

Magda spricht. Arthurchen hört zu.

Magda (presto)	Arthurchen (denkt)
Gott, Sie verstehen doch was vom Theater — endlich mal Einer, der was vom Theater versteht. Ich werde Ihnen das also ganz genau erzählen.	Das kann man wohl sagen, daß ich was vom Theater verstehe — das hat sie ganz hübsch gesagt. Natürlich versteh ich was vom Theater. Nu leg mal los.
Die Leute hatten zunächst die Straub engagiert, die sollte den Dragonerrittmeister spielen. Ich die Lena. Ich habe gesagt, neben einer Hosenrolle komm ich nicht raus. Ich komme doch nicht neben einer Hosenrolle raus —! Mit mir kann man das nicht machen. Wenn ich mir mal was in den Kopf gesetzt habe, alle meine Freunde sagen, ich bin so eigensinnig, und das ist auch wahr. So bin ich eben. Nicht wahr, Sie finden das auch —? Nicht wahr? Ja. Und da habe ich dem Direktor gesagt, ich sage, wenn ich die Lena nicht spielen darf, dann schmeiß ich ihm seinen Kram vor die Füße. Papa sagt auch... Finden Sie richtig, nicht wahr —? Ja. Da hat der Direktor natürlich nachgegeben, soo klein war er, ich kenn doch die Schwester von dem Kammergerichtsrat Bonhoeffer, der der Onkel von seinem Geldgeber ist — wissen Sie übrigens, daß Klöpfer die neue Rolle nicht spielen will? Er hat gesagt, so einen Drecktext spricht er nicht. Klöpfer geht zum 1. Juni auf Tournee. Ich sollte erst mit, aber ich mach mir nichts aus Tourneen. Gott, ich hätts ja vielleicht getan — aber wenn jetzt die neue Trustdirektion kommt, dann werden wir ja sehn! Ich hab in diesen Sachen sowas Kindliches. Ich bin überhaupt ein großes Kind. Finden Sie nicht auch —? Nicht wahr —? Ja. Kennen Sie Gerda, die blonde Gerda? Die, die'n Verhältnis mit der Frau Petschaft hat — na ja, sie hat auch'n Freund, aber bloß so nebenbei. Der Freund weiß das, natürlich. Mit mir hat sie... ach, Sie sind 'n gräßlicher Mensch — was Sie immer alles gleich denken! Die Gerda ist völlig talentlos. Und	Sie ist ja doch pikant, sie hat was. Nette Beine. Ob sie einen Büstenhalter trägt? nein, sie trägt wohl keinen. Wenn sie schnell spricht und dabei lacht, dann hat sie so ein nettes Fältchen um die Augen. Sie sollte sich übrigens die Wimpern nicht färben, steht ihr gar nicht. Aber eine nette Person. Eigentlich... Wer hat die eigentlich —? Na ja, Franz — aber das füllt sie doch nicht aus. Dabei spricht sie immer von Papa und Mama, wie macht sie das mit dem Ausgehn? Lebt sie zu Hause? Wenn sie auch zu Hause lebt, da kann man sich arrangieren... Die Schwester von dem Kammergerichtsrat? ein übles Aas. Wer weiß, ob die Leute überhaupt so viel Geld haben... Was hab ich denn heute für einen Schlips um? Sie guckt mir immer so nach dem Hals... Das ist doch eine neue Krawatte — hab ich da'n Fleck...? Nein, das war wohl nichts. Wenn sie die Augen zumacht, wenn sie die Augen zumacht, sieht sie nett aus. A un certain moment — stand neulich in dem Roman. So sieht sie dann aus. Nett. Sie kann doch sehr lustig sein. Es kann doch sehr lustig werden. „Ja, das finde ich auch. Gewiß, gnädiges Frollein." Reizende Person. Wie spät mag das sein? Sie erzählt ja 'n bißchen viel. Aber jetzt kann ich nicht nach der Uhr sehn. Verdammt, die Uhr im Salon kann man von hier aus auch nicht sehn. Ich wer mal so ganz nongschalang aufstehn... Sieht man die Uhr auch nicht. Die Gerda —? Die

frech ist die Person —! Das Gretchen will sie spielen. Was sagten Sie —? Nein. Ja. Ich meine: die Frau darf das einfach nicht spielen. Geht auch gar nicht, weil die neue Kombination Fischer-Hirsch dagegen ist. Und wenn die Kombination nicht dagegen wäre — Himmel, es ist sechs Uhr! Nein, wie man sich mit Ihnen verplaudert! Sie reden so nett und anregend ... Grüß Gott, Doktorchen. Seins nicht bös — aber ich muß fort. Auf baldiges — Gerda mit ihr zusammen — wär gar nicht übel. Was ist das für'n Parfum, das sie hat? Was ich gesagt habe? Ich hab doch gar nichts gesagt. Mein Gott, spricht die Frau! Mein Gott — aber man müßte sehen, zu irgend einem Schluß zu kommen, so oder so ... Schnupfst du eigentlich Kokain, mein Engel? Hoffentlich nicht. Sechs? Schockschwernot, Hilde wartet nie so lange. Und nachher ist die Wohnung zu, und ich habe keinen Schlüssel. Na, dann diese hier. Bin ich heute abend frei? Ja. Sind Sie vielleicht heute abend ... „Auf Wiedersehn!" Wupp. Jetzt ist sie weg.

Das gefährliche Alter von Helene Buchtenkirch

Wir erheben Protest.

Wir, die wir uns den Vierzig nähern, erheben Protest gegen das Odium, das unser „gefährliches" Alter seit Karin Michaelis umgeistert.

Wir sind nicht so respektlos, gegen Karins kluge und liebenswürdige Vitalität zu protestieren. Zumal die Ereignisse — ein Blick in die Zeitung genügt — offenbar fortwährend Beweise für ihre Theorien liefern.

Wir jedoch, die nächste Generation nach ihrem Roman, erheben Widerspruch gegen das verallgemeinernde Odium, dessen Urheberin sie dennoch ist.

Weil sie nämlich einen Typ geschaffen hat, ohne ihn psychologisch zu spezifizieren.

Was Karins Vierzigjähriger passiert, was durch alle Zeitungen gellt, was die Kinos in sechs Akten breittreten: die Frau im gefährlichen Alter, die vom Lebensfieber überfallen wird und aus Gier nach Neuem den vortrefflichen Gatten verschmäht, um sich auf wollüstige Irrwege zu begeben — das sind Plattitüden, wie jede gar zu oft bewiesene Tatsache.

Wie ich auch Karins Buch für eine mutige Plattitüde halte. Zum Widerspruch aufreizend wie jeden Tendenzroman.

Der Kern der Sache ist meines Erachtens keineswegs so prachtvoll — oder vielmehr so scheußlich einfach: eine medizinische Angelegenheit, eine pathologische Erscheinung, eine Blut- und Nervenkrisis. „Ça passera. Der Koller legt sich mit den Jahren."

Das tatsächlich gesteigerte Lebensgefühl um Vierzig herum ist nämlich durchaus nicht identisch mit dem Pubertätsfieber, bei dem eine körperliche Krisis auf einen amorphen Seelenzustand trifft.

Die Persönlichkeit der Vierzigjährigen hat ihre Form. Durch Schicksale, Erfahrungen, Erkenntnisse, Lust und Unlust geprägt. Ein Instrument, mehr oder weniger meisterhaft kon-

struiert. Mehr oder weniger vollkommen — auf jeden Fall aber, wenn wir nur ein wenig vom Durchschnitt absehen, bewußt und individuell reagierend.

Auf diesen bereits ausgeschliffenen, bewußten und sensitiven Seelenzustand trifft teils eine körperliche Krisis, teils die philosophische Erkenntnis der Daseinsmitte, daß das Leben wandelbar ist und vergänglich.

Daß man gestern noch jung war und morgen alt sein wird.

Es ist kaum möglich, hier keinen Aufenthalt zu machen.

Wir machen Aufenthalt. Sehen nachdenklicher und entzückter denn je in das helle Grün der Bäume. Spüren den Frühlingswind als beglückendes Geschenk. Empfinden die elastische Kraft unsres Körpers als wundervollen Besitz. Und lächeln im Spiegel ein sonnverbranntes Gesicht skeptisch an: Wer weiß — vielleicht morgen schon anders?

Heftige Glückserlebnisse sind bereits Erinnerungen. Neues Glückserleben ertönt auf diesem Resonanzboden voller und eindringlicher.

Schmerzen, vor Jahren empfangen, eitern noch immer in unsrer Seele.

Alte Fehler brennen. Untiefen schreien nach Vertiefung.

So stößt es von allen Seiten gegen unsre sehr schmerz- und lustempfindlichen Seelen.

Wir ziehen, während wir lächeln, mancherlei Fazit. Wir machen im Stillen mancherlei Abschlüsse. Wir spüren alle Sehnsüchte vielfach. Und schreien — schweigend — um die letzte Steigerung: „Über euch hinaus“, um den letzten Elan, auf den unser ganzes Leben hinzielte: uns selbst zu übersteigern.

Hybris — Übermut — Verrücktheit — gefährliches Alter?

Oder uralte Menschensehnsucht?

Auf keinen Fall jedoch, Karin Michaelis, geht es an, diese Symptome einer natürlichen Entwicklung einseitig als krankhaften Geschlechtsdrang zu deuten.

War Gretchen Endziel, als Faust im gefährlichen Alter war?

Sind wir denn krank??

Keinem Menschen fällt ein, einen sommerlichen Garten, darin grüne Blätter golden werden, für krank oder gefährlich zu halten.

Tritt der Bergsteiger in ein abnormes Stadium, wenn er den Grat erreicht hat?

Über die Frau jedoch, die vierzig Jahre geworden ist und mit besonderm Lächeln sich selbst und die Welt betrachtet, schütteln Alle bedenklich die Köpfe: „Gefährliches Alter — Sie wissen ja ...“

Selbst dem Ladenjüngling mit inferiorer und wahlloser Erotik scheinen wir verdächtig. Er hat doch auch mal etwas läuten hören...

Der Gourmet wittert ein besonders interessantes Hors d'oeuvre. Es fehlt nur noch, daß unsre Freunde unsre Versunkenheiten unter die pathologische Lupe nehmen.

Nein, wir haben es satt.

Wir danken dafür, als bedenkliche Kuriositäten zu gelten.

Bemerkungen

Der politische Rundfunk

Nichts ist so abscheulich wie der „unpolitische" Mensch. Er tut nämlich immer, als gäbe es ihn, und so schafft er unpolitische Generalanzeiger, unpolitische Magazine, unpolitische Filme, unpolitische Parteien. Nun gibt es selbstverständlich nichts Unpolitisches, und man kann darauf schwören, hinter diesem Getu allemal einen Hugenberg-Redakteur, einen mittlern Bürger, einen Patrioten zu finden, der entweder schwindelt oder dem seine Lebensauffassung so zur Natur geworden ist, daß er gar nicht begreift, wie grade sie einen Streitpunkt abgeben kann. So ists auch mit dem Rundfunk.

Militärmärsche und bebartete Vaterlandsvorträge und körperliche Leibesübungenertüchtigung und kölnische Befreiungsfeiern, kurz: Deutsche Volkspartei, wo sie am finstersten ist. Dazwischen sind Konzessionen an die klarer denkenden Volksgenossen immerhin bemerkenswert. Jedenfalls ist dieser schwanke Kahn auf die Dauer nicht in der Balance zu halten, immer kippt er nach rechts über, und das Ganze ist Lüge. Was wir brauchen, ist der politische Rundfunk.

Nun kann sich ja der Deutsche mit seiner universal ausgebildeten Phantasie Alles vorstellen, nur keine wahre Demokratie des Alltags, also keinen Hydepark, wo die Redner sämtlicher Farben sich heiser reden, unter gütiger Assistenz eines bobby, der freundlich lächelnd weiß: der Staat geht davon nicht unter. Im Gegenteil: hier ist das Sicherheitsventil, das keine ungesunde Ansammlung von Dampf duldet. Das sollte der Rundfunk uns sein.

Denkbar wäre, daß jede Partei, daß jede Geistesrichtung ihre Redner vorschickt, paritätisch verteilt, in anständiger Abwechslung. Wer nicht zuhören will, hängt ab. Aber die ganze Frechheit der nationalen Kreise, die ganze Schlappheit der Opposition liegt schon in diesem Faktum, daß Das, was diese Burschen „nationale Gesinnung" nennen, als selbstverständlich vorausgesetzt wird.

Es müssen nun nicht grade Wahlreden im Rundfunk gehalten werden, und parlamentarische Bräuche wollen wir gewiß nicht abhören. Aber warum nicht Leonard Nelson und seine erbittertsten Gegner? Warum nicht einen Pazifisten und einen Militaristen — vielleicht vom Reichsarchiv einen — in öffentlicher Diskussion? Warum nicht einen Wissenschaftler wie den Professor Julius Hirsch und irgendeinen nationalen Mediziner aus München? Warum immer nur einen? Warum nicht beide?

Weil unsre Republikaner klug und taktisch sind und realpolitisch und verantwortungsbewußt. Womit sie seit acht Jahren im Mustopp sitzen.

Der patriotische Rundfunk ... das ist so, wie wenn Einer sagt: Wir erlauben die neuen Automobile, die da aufgekommen sind; aber es dürfen nur Generale und nationale Studenten darin fahren.

Das Automobil ist ein Verkehrsmittel, das Allen gehört, sodaß Keiner einen Vorsprung hat. Das Tempo wird für Alle schneller. Der Rundfunk könnte eben das sein, wenn Ihr nur wollt. Aber wir müssen wohl erst ein Rundfunkgesetz, Rundfunkgesetzausführungsbestimmungen, die Judikatur, die Literatur und vierundzwanzig Untersuchungen über die „Psychologie des Rundfunks" haben, bis sich auch in Deutschland herumgesprochen haben wird, daß der Rundfunk neutral zu sein hat. Was er nicht ist.

Ignaz Wrobel

Begegnung mit Ludendorff

Max Weber wurde 1919 als Sachverständiger zu den Friedensverhandlungen zugezogen. Er begleitet die Deutsche Delegation nach Versailles. Er

empfindet die Demütigungen, die man dort seiner Nation bereitet, als eine Schande, die jeden Deutschen angeht, die von der Entente geforderte Auslieferung der Heerführer, der Staatsmänner und des Kaisers als eine teuflische Absicht, die Ehre eines großen Volkes zu vernichten. Er beurteilt die Situation durchaus pessimistisch. Er glaubt, die Entente hätte Willen und Mittel, ihre Absicht durchzusetzen. Er sieht nur einen Weg, jene äußerste Schmach, die in dem Auslieferungsbegehren enthalten ist, abzuwenden: Der verantwortliche Führer soll sich freiwillig über den Rhein begeben, sich in die Hände der amerikanischen Behörde ausliefern und einen internationalen Gerichtshof verlangen. In diesem Sinne schreibt Weber an Ludendorff.

Die kurze und ablehnende Antwort des Generals war noch nicht in Webers Händen, als er von Versailles zurückkehrte. Er will in Berlin mit Ludendorff selbst sprechen. Ein paar deutschnationale Abgeordnete vermitteln eine Unterredung. Einiges, was Weber aus dem Gespräch mit dem Heerführer erzählte, ist später von Freunden aufgezeichnet worden und wird jetzt in der Biographie mitgeteilt, die Marianne Weber von ihrem Gatten (bei J. C. B. Mohr in Tübingen) hat erscheinen lassen.

L u d e n d o r f f (der Webers Begehren aus dessen Briefe kannte): Warum kommen Sie damit zu mir? Wie können Sie mir Derartiges zumuten?

W e b e r : Die Ehre der Nation ist nur zu retten, wenn Sie sich freiwillig ausliefern.

L u d e n d o r f f : Die Nation kann mir den Buckel herunterrutschen! Diese Undankbarkeit!

W e b e r : Trotzdem — diesen letzten Dienst müssen Sie uns noch erweisen.

L u d e n d o r f f : Ich hoffe, der Nation noch wichtigere Dienste erweisen zu können.

W e b e r : Nun, dann sind Ihre Bemerkungen wohl auch nicht so ernst gemeint. Übrigens handelt es sich nicht nur um das deutsche Volk, sondern auch darum, daß die Ehre des Offiziercorps und der Armee wiederhergestellt wird.

L u d e n d o r f f : Warum gehen Sie nicht zu Hindenburg? Er war doch Generalfeldmarschall?

W e b e r : Hindenburg ist 70 Jahre alt — außerdem, jedes Kind weiß doch, daß Sie damals in Deutschland Nummer Eins waren.

L u d e n d o r f f : Gott sei Dank!

Die Unterredung dauerte mehrere Stunden — der General war nicht zu überreden. Weber ist tief enttäuscht, nicht weil Ludendorff sein Begehren ablehnt — „er fürchtet sich natürlich nicht vor dem Tode" —, sondern in andrer menschlicher Hinsicht. Er faßt seine Ansicht zusammen:

„Vielleicht ist es für Deutschland doch besser, daß er sich nicht ausliefert. Sein persönlicher Eindruck würde ungünstig wirken. Noch einmal würden die Feinde finden: die Opfer eines Krieges, der diesen Typus kaltstellt, haben sich gelohnt! Ich verstehe jetzt, wenn die Welt sich dagegen wehrt, daß Menschen wie er ihr den Stiefel auf den Nacken setzen. Mischt er sich aufs neue in die Politik, so muß man ihn rücksichtslos bekämpfen."

F. Pölten

Ein schönes deutsches Wort

Die gute alte Zeit in Deutschland war so, daß Wilhelm Liebknecht kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag noch einmal wegen Majestätsbeleidigung einem preußischen Gefängnis auf vier Monate zur Besserung überwiesen wurde. Ein paar jüngere Parteigenossen gaben ihm das Ehrengeleit bis zur Pforte der Zwingburg und äußerten beim Abschied die besten Wünsche für seine Gesundheit. Der Sträfling erwiderte: „Ach, die paar Monate — die sitze ich auf einer A . . . . backe ab!"

Der Museumskolk

In Nummer 17 der ‚Weltbühne' wendet sich Robert Breuer mit großer Schärfe gegen das neue Pergamon-Museum. Aber die Ansicht, daß es sich beim Tor von Milet um „bedeutungslose Stücke zweiten und dritten Ranges" handelt, ist und bleibt falsch, auch wenn sie noch einige Male wiederholt werden sollte. Es ist ein großer Irrtum, Milet für eine beliebige Provinzstadt zu halten — es war eine der größten Zentralen des Orients, die selbst über achtzig Kolonien gegründet hat. Wer versteht, Antike zu sehen, wird die handwerkliche Qualität zum Beispiel der Schmucksteine sogleich erkennen. Es ist auch gar nicht erstaunlich, daß diese Dinge von guter Qualität sind: damals wurde eben bedeutend anständiger gearbeitet als etwa am Berliner Dom, den Breuer als Beispiel heranzieht. Es ist ferner vom Markttor nicht ein Fünftel, sondern vier Fünftel aller Schmucksteine sind vorhanden. Ergänzt wurden also fast nur in der Tat belanglose Teile, wie Treppenstufen oder Balustradenquadern.

Breuer meint, die Rekonstruktion könne auch auf hunderterlei andre Weisen gedacht werden. In Band I Heft 7 der ‚Veröffentlichungen der staatlichen Museen' ist auf 350 Seiten mit zahllosen Tafeln Wiegands unwidersprochene Rekonstruktion bis ins Kleinste begründet. Breuers Ansicht ist durch nichts begründet — sie wäre es nur, wenn er der fehlerhaften Rekonstrukion eine eigne bessere entgegensetzen könnte. Und allein durch die Rekonstruktion ist heute dem Publikum ein Begriff von antiker Bauweise beizubringen. Wer ist denn noch in der Lage, zu reisen!

Ich kenne die Museen der alten und neuen Welt, und ich wage aus dieser Kenntnis zu behaupten, daß unter den Kunststätten das Architekturmuseum eine hohe und einzigartige Stellung in der Qualität des Gebotenen einnehmen wird. Wenn Breuer meint, daß ein naiver Besucher sich darin tödlich langweilen würde, so kann ich ihm aus der Erfahrung meiner Museumsjahre und vielen aufgefangenen Gesprächen nur versichern, daß sich jeder naive Besucher in jedem Museum langweilt, das kein Panoptikum ist; künstlerische Motive spielen da überhaupt nicht mit.

Noch eine falsche Angabe Breuers: Wiegand hat die Säle des Museums nicht 1907 angefordert, da er erst 1912 seinen Posten antrat, sondern Bode und Messel haben sie 1908 zusammen verbrochen. Daß dieses Museum in Bau und Anlage total verpatzt ist, wird kein Mensch leugnen, auch daß der Pergamon-Altar so ungünstig wie möglich aufgestellt ist. Das bleibt eine Sache für sich.

Die wilden Angriffe gegen das Museum entspringen aber wohl im Grunde gar nicht der Animosität gegen die speziellen Antiken, um die sichs hier handelt, sondern einer allgemeinen Mißachtung der Antike. Bei Karl Scheffler hat sich der Haß gegen alle Mittelmeerkunst schon 1911 in seinem Italien-Buch entladen. Es gibt Menschen, die nicht von der Gotik loskommen; wie etwa Gerhart Hauptmann im ‚Griechischen Frühling' dauernd den Taygetos mit dem Riesengebirge verwechselt. Aber der Haß auf das antike Wesen macht sich bei den andern Angreifern ebenfalls ein wenig breit — „Vertreter des Humanismus, und was es sonst an Greisenhaftigkeiten gibt". Ach, es gibt Dinge und Personen, die sehr viel greisenhafter sind als die griechische Antike, die immer noch mehr künstlerische Kraft hat als das Meiste, das nach ihr gekommen ist.

Anton Mayer

Konzert mit alten Instrumenten

Falls morgen neue Farben entdeckt würden, Farben, den bisherigen ähnlich, aber von ungeahnter intensiver Leuchtkraft, Farben mit gänzlich neuen Va-

leurs — wem fiele wohl ein, in die Museen zu gehen, dort Bilder etwa von Watteau mit den neuen Farben zu kopieren und die transponierten Werke, deren Klangfülle eben durch die neue Erfindung ins Maßlose gesteigert ist, statt der Originale an die Wände zu hängen? Weiter: ob es dann wohl eine Zeit gäbe, da man den sanften Ton der alten Bilder fast vergäße? Allerdings: Bilder führen ein langsames Leben. Sie hängen, wo wir sie haben wollen. Durch Jahrhunderte in der gleichen Gestalt. Wir brauchen, um sie uns lebendig werden zu lassen, nur den Blick einer Sekunde.

Armes Ohr, für das immer neu geschaffen werden muß! Im 18. Jahrhundert werden mit der Hammermechanik für das Klavier die neuen intensiven Farben erfunden. (Erst Beethoven beginnt, für das Hammerklavier zu schreiben.) Im 19. kommt die doppelte Auslösung dazu: aus dem Cembalo ist unser moderner Konzertflügel geworden.

Was uns bei Bildern sinnlos erscheint, ist Wirklichkeit in der Musik. Das Cembalo, für das die Klavierliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts fast ausschließlich geschrieben war, wird vergessen, alle Feinheit aus den Werken zweier Jahrhunderte wird dem Allerweltsmöbel Klavier anvertraut, wird im Tonwert umgedeutet, wird verflacht, entzaubert und grob vergrößert. Wir nehmen, was uns da vorgesetzt wird, als Händel oder Bach; freilich: die Noten stimmen und wie es ursprünglich klang, hatten schon unsre Großeltern vergessen. Im Museum steht ein Cembalo. Es wird uns womöglich noch als Spinett erklärt, wir wissen ja nichts mehr vom Klavicimbel, vom Cembalo, vom Kiel- und Tangentenflügel. Vielleicht drücken wir eine Taste nieder — das ungestimmte Instrument gibt einen zirpenden, klagenden, zerrissenen Ton als traurige Antwort, und wir sind stolz auf unsern allein selig machenden großen Steinway. Wir haben es ja Gottseidank zu so vollem, rundem und glänzendem Ton gebracht.

Es gibt eine Vereinigung von Freunden alter Musik. Die hatte eines ihrer Konzerte mit alten Instrumenten. Alice Ehlers saß am Cembalo. Von neuster Musik schlägt sich eine Brücke zu den alten Meistern: Paul Hindemith spielte wundervoll Viola d'Amore, dazu zwei Gamben. Da kam 18. Jahrhundert zur Aufführung. Händel mit einer zarten Gamben-Sonate, Ariosti, der Severitenmönch und Berliner Hofkomponist der Königin Sophie Charlotte, mit einer Scarlatti nahen Sonate für Viola d'Amore, Karl Stamitz, der Virtuose mit einem ganz auf Dreiklang gestellten Duo für Viola d'Amore und Gambe. Der Höhepunkt: das Sechste Brandenburgische Konzert.

Aus der Vollgriffigkeit der Viola d'Amore, dem leicht verschleierten Ton der Gamben, aus zartem, spielerischem Cembalo entstand edelster Klang. Das Cembalo (man hätte gern eine Solopartie gehört) zeigte sich als ideales Begleitinstrument.

Wir sehnen uns aus dem modernen Konzertbetrieb mit seiner lastenden Virtuosität, mit seinen Fortissimoschlägen nach solch besinnlicher Musik. Die Konzertsäle gähnen vor Leere. Dieser Abend mit alten Instrumenten füllte den Bechstein-Saal bis zum letzen Platz. Es war ein Ereignis.

Albert K. Henschel

Überschrift: Der politische Prozeß

Für die politische Einsicht Münchmeyers, des Pastors auf Borkum, zeugt ein Satz, den derselbe in diesem Zusammenhange damals sprach: „Der Kaiser ist in einen Zug gesetzt worden, eingeschlafen, und als er aufwachte, war er in Holland."

Das Gericht behandelte dann die Prämiierung des kleinsten Damenfußes gelegentlich einer Veranstaltung Münchmeyers.

B.Z. am Mittag

Mitmenschen

Gebt diesen Seelen Kampfer-injektionen! Wenn es sie auch nicht lebendig macht — vielleicht hilft es gegen den Mottenfraß.

*

Als sie mit Fingern auf mich zeigten, bemerkte ich, daß sie reichlich Schmutz unter den Nägeln hatten.

*

Mach aus einer Sache erst einmal „kein Geheimnis", und dann gib Acht, was die Leute daraus machen.

*

Farbe-Bekennen vor Farbenblinden ist gefährlich.

*

„Das ist heller Wahnsinn!", riefen sie aus ihrer Finsternis.

*

Um des lieben Friedens willen und weil es sich nicht der Mühe lohnt, gibt man ihnen recht. Und sie behalten es.

*

Ich sah eine begeisterte Menge und empfand: Lynchjustiz am Geiste.

*

Mit endgültig unbelehrbaren Menschen ist es nicht schwer in Frieden zu leben. Man hat sie, was bestimmte Vernunftbezirke betrifft, ein für alle Mal aufgegeben, und damit gut. So gelingt es ja auch, mit gewissen Narren die etwa in dem Wahne leben eine lebendige Maus oder Blindschleiche verschluckt zu haben, sich auf das honnetteste zu unterhalten, wenn man es nur vermeidet, jenen heikeln Punkt zur Sprache zu bringen.

*

Geheimnis. „Wenn Du wüßtest!", dachte der Eine. Und de Andre dachte: „Wenn Du wüßtest, daß ich weiß!"

*

Einer tanzte hoch oben, ganz nahe dem Rande. „Ich an Ihrer Stelle —" rief es warnend von unten . . . „— bräche das Genick" ergänzte der Tänzer.

*

Toleranz: Die Blinden drückten ein Auge zu.

*

„Der hat ihm noch gefehlt!", sagten sie, als er einen Menschen fand, der ihm gefehlt hatte.

Alfred Grünewald

Die Nachtigall in Frankreich

Nun ist die Zeit, wo der obligate Nachtigallenschlag den obligaten Frühlingszauber vervollständigen soll, und seit Jahrhunderten haben Dichter ganze lyrische Liebesergüsse in den Gesang der Nachtigall hineingedichtet. Nur ein pietätloser Franzose hört aus den schmelzenden Lauten einen andern Sinn heraus und behauptet, man könne dem Lied der Nachtigall die folgenden Worte unterlegen:

Le bon Dieu m'a donné une femme
Que j'ai tant, tant, tant, tant battue.
Que s'il m'en donne une autre,
Je ne la batterais
Plus, plus, plus
Qu'un petit, qu'un petit, qu'un petit.

Liebe Weltbühne!

Das ist schon lange her. Damals stürmte der Rote Soldatenführer Egon Erwin Kisch ein Zeitungsgebäude in Wien; Chefredakteur: Kischs jüngerer Bruder. Die Roten verlangten die Übergabe der Schlüssel. Da sagte der jüngere Kisch zum ältern:

„Die Schlüssel will ich Dir geben. Aber was ich der Mamme nach Prag schreiben werde, das wirst Du ja sehen —!"

Lokalanzeiger-Diktatur

So haben sich die Brüder das gedacht!
Ein wilder Unsinn. Doch wer wollte spotten?
Die sind die Mächtigen, auch ohne Macht.
Wo ist die Faust, das Tollkraut auszurotten?

Rings die Bornierten machen sie mobil!
Das wird ein Aufmarsch ungeahnter Schrecken.
Wer denken kann, „ist schäbiges Zivil".
Und Subalterne wünschen Blut zu lecken.

Verlacht mir nicht die Leute solchen Schlags.
Die schärfsten Waffen könnten da versagen.
Wir müssen Alle eines schönen Tags
die Schlacht der Schlachten mit der Dummheit schlagen.

Karl Schnog

Antworten

Fr. H. In Nummer 14 hat Peter Panter sich Fritz Gieses „neudeutschen Stil" vorgeknöpft, und in Nummer 19 hat Rudolf Arnheim die Vermutung geäußert, daß diese Kritik erfrischend und reinigend gewirkt habe. Vielleicht tut sie es noch. Denn als sie erschien, war Fritz Gieses ‚Geist im Sport' leider schon erschienen, und der kann es an neudeutschem Stil mit der ‚Girl-Kultur' durchaus aufnehmen. Ein Beispiel: „Die Wege zum Sportmotiv als Vorwurf sind diese im Grundsätzlichen: Der Mensch." Und dabei ist das gar nichts gegen Gieses neustes Erzeugnis. Von dem braucht man nur den Titel zu wissen: „Die Frau als Atmosphärenwert. Die strukturellen Grundlagen weiblicher Bildungsziele." Daß unser Freund Wippchen das nicht mehr erlebt hat . . .!

PEN-Club-Mitglied. Wie ich höre, wird Ihr Vorsitzender Ludwig Fulda zur Begrüßung der nichtdeutschen Gäste seine Kriegsgedichte sowie jene Verse aufsagen, die er während des Ruhrkampfs geschrieben hat.

Hans Naivus. Sie sind in Deutschland sozialdemokratischer Zeitungsschreiber gewesen, sitzen nun in Asien an einer Stelle, deren Interessantheit und Wichtigkeit schwerlich zu übertreffen ist, und wundern sich, daß Ihre Blätter aus dieser Gegend keine Berichte von Ihnen haben wollen, dem seit der Ausreise sein Talent keineswegs verloren gegangen ist. Verlernen Sie, sich zu wundern. Die Welt der Deutschen endet am Rhein, die Welt der deutschen Sozialdemokratie am Landwehrkanal und die Welt der deutschen Auslandsjournalisten im Kontor des Herrn Hugenberg. Ihnen wird nichts übrig bleiben, als für mich zu schildern, was Ihnen zu Ohren und Augen kommt. Und ich kann mir ein härteres Schicksal denken.

Rätselrater. Eine Berliner Zeitung bringt aus Paris den folgenden Eignen Drahtbericht: „Die Ereignisse in Polen nehmen das Interesse der französischen Öffentlichkeit nicht übermäßig in Anspruch. Die französischen Blätter weisen zum größten Teil darauf hin, daß die Nachrichten aus deutscher Quelle stammen, und sind deshalb in ihrer Erörterung äußerst vorsichtig." Die Redaktion setzt in Klammern hinzu: „(Eigenartige Herzenallianz, bei der der eine Bruder nicht erfahren kann, was der andre tut.)" Man muß kein Freund des polnischen Regimes sein, um den Inhalt dieser Parenthese schmählich gedankenlos und ihren Ton hinterwäldlerisch nationalistisch zu finden. Also rätst du auf Deutsches Tageblatt oder Berliner Lokal-Anzeiger. Aber das ehrenwerte Organ ist der ‚Vorwärts'.

Musiker. Das Stadttheater in Teplitz hat die ‚Tote Stadt' von Erich Wolfgang Korngold aufgeführt. Hierauf hat Dr. Julius Korngold, der Musikkritiker der Neuen Freien Presse, an den Herausgeber des Teplitz-Schönauer Anzeigers folgenden Brief gerichtet: „Gestatten Sie, daß ich anläßlich einer Besprechung der Oper ‚Die tote Stadt' als Fachmann — nur als dieser — meiner Genugtuung dar-

über Ausdruck gebe, in Ihrem geschätzten Blatte ebenso eingehende wie Sachkenntnis mit Sorgfalt und Wärme der Darstellung vereinende Musikfeuilletons zu finden. Ich bitte, Herrn Kollegen Dw—n den Ausdruck meiner Wertschätzung zu vermitteln und selbst die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung entgegenzunehmen von Ihrem ergebenen Dr. Korngold." Selbstverständlich: nur als Fachmann ist Papa Korngold zufrieden.

Rheinländer. Deine Provinz rühmt sich des Ortes Wald. Dort soll eine Frau niederkommen. Aber aus Wohnungsnot wird sie von der Gemeinde in die Elberfelder Hebammen-Lehranstalt geschickt. Neun Tage nach der Entbindung ist sie wieder in Wald, und sechs Wochen später erhält ihr Knäblein folgenden Brief: „Laut Mitteilung des Einwohnermeldeamtes sind Sie von auswärts kommend nach Tiefendick 11 zugezogen. Ihrer Anmeldung steht nichts entgegen. Ich mache Sie jedoch ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Ihnen eine Wohnung in der Gemeinde Wald nicht zur Verfügung gestellt werden kann. Wohnungsansprüche müssen Sie in Ihrer frühern Heimatsgemeinde geltend machen." O Wald, mein Schilda! O Schilda, mein Vaterland!

Waterkantler. „Offizierstochter lehrt sämtliche Umgangsformen an Damen und Herren. Angebote unter U. 13 119 Hamburger Fremdenblatt." Wenn du sie, diese Offizierstochter, nach Berlin schickst, so bin ich bereit, die deutsche Sprache kostenlos an sie zu lehren.

Münchner. Hier ist neulich einmal konfrontiert worden, in welchem Ton die englischen und in welchem die deutschen Postbehörden mit ihrem Publikum zu verkehren pflegen. Da muß der Gerechtigkeit halber auch festgestellt werden, daß Sie von Ihrem Postamt folgenden Brief erhalten haben: „Auf Ihre Zuschrift vom 8. dieses Monats teile ich Ihnen mit, daß die Ende April für Sie an Ihre frühere Adresse: Siegfried-Straße 8/4 gesandte Nachnahme über 10,50 Mark als unbestellbar an den Absender zurückgeleitet worden ist. Der in Betracht kommende Geldzusteller gibt an, er hätte von Ihrer frühern Hauswirtin die Mitteilung erhalten, daß Sie bereits vor Jahren ausgezogen seien und sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr in München befänden. Ich habe dem Beamten eine Rüge erteilt, weil er sich mit dieser ungenügenden Auskunft zufrieden gegeben und weitere Nachforschungen, die zweifellos Erfolg gehabt hätten, unterlassen hat, und bitte Sie, die Nachlässigkeit gütigst zu entschuldigen. gez. Gutschen." O, möge dieses Gutschen Brief faksimiliert auf jeder deutschen Post in den Beamtenzimmern angeschlagen werden!

Zeitungsleser. Dich wurmt, daß ich voriges Mal die Verlogenheit des Berliner Lokal-Anzeigers festgestellt habe? Schlage doch selbst die erste schlechteste Nummer auf. Kein Blatt betrauert im redaktionellen Teil ähnlich verzweifelt wie er die gute alte Zeit und ihre hohe Sittlichkeit, um die uns die verruchten Novemberverbrecher gebracht haben; und gar Berlin ist ein einziger Lasterpfuhl, der die arg- und wehrlose Jugend der Provinzen molochartig verschlingt. Im Inseratenteil aber wird deinen Schwestern und Töchtern empfohlen: „August-Straße 24, Clärchens vornehmster verkehrter Ball im eleganten Baumblütensaal"; und deine Frau, wenn du einmal verreisen mußt, weiß sich vor Angeboten von Witwenbällen nicht zu bewahren. Dem Besitzer dieser Inseratenplantage: Herrn Alfred Hugenberg war in der Diktatur, die am Himmelfahrtstag aufgerichtet werden sollte, eine führende Rolle zugedacht. Hauptpunkt des Regierungsprogramms: Verbot der ganzen links gerichteten Presse. Nur Ein Platz für alle schweinischen Annoncen. Dank Konkurrenzlosigkeit doppelte Preise. Det Jeschäft wär' richtig jewesen. Na, das nächste oder das übernächste Mal!

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Völkerfrühling? von Carl v. Ossietzky

PEN-Club in Berlin. So wäre denn in der Pfingstwoche der Geist gleich waggonweise eingezogen; und für einen Nachmittag hat er sogar einen Ausflug nach Potsdam gemacht. Sonst gabs Bankette, Besichtigungen, Empfänge und Reden. Immer wieder wurde betont, daß die Nationen doch einander näher kommen müßten und die Geistigen dazu der natürliche Vortrupp seien. Wir kennen Weise und Text. Wir freuen uns, Galsworthy und Jules Romains persönlich kennen gelernt zu haben. (Karin Michaelis, die auch dabei war, ist uns ja längst vertraut.) Das ist Alles sehr nett und wäre vor sechs Jahren wirklich eine große Tat gewesen. Heute riecht solche Art Völkerfrühling schon reichlich ranzig. Wie das gute Europäertum selbst ein herzlich ausgelatschter Begriff geworden ist, eine höfliche Unverbindlichkeit, die sich mit jedem nationalen Unfug vereinigen läßt. Der PEN-Kongreß war nicht Politik, sondern Society, unkämpferisch und risikolos. Nachdem die politischen Lenker in Locarno friedlich zusammen Kaffee getrunken haben, können auch die geistigen Wegbereiter an einer Tafel speisen, ohne sich in nationalen Fragen in die Wolle zu geraten. So weit wären wir wenigstens. Einige Anspruchsvolle bei uns haben die deutsche Repräsentation gerügt; auch daß die literarische Jugend völlig gefehlt habe. Es war vielleicht nicht sonderlich ehrerbietig, der ersten Garnitur der schreibenden Welt diesen Pickwick-Club, mit dem versierten Europäer Fulda an der Spitze, entgegenzustellen. Doch seien wir dankbar, daß für den deutschen Geist nicht grade Gustav Roethe oder der Münchner Akademiepräsident Pfeilschifter vorgeschickt wurde. Da hätte der PEN-Club gestaunt.

* * *

In Genf wird über Abrüstung geredet. Die Versuchung kitzelt, hinter diese oft vertagte, innerlich und äußerlich fragmentarische Veranstaltung einen ironischen Schnörkel zu setzen. Dennoch liegt eine gewisse Bedeutung darin: zum ersten Mal seit dem Haag nehmen in der Abrüstungsfrage die Offiziellen der Mächte wieder Tuchfühlung. Da beraten Delegierte mit gebundenen Mandaten, ohne Initiative, einzig mit dem Auftrag, Absichten und Wünsche der Andern abzutasten. Im Grund sind wohl alle Regierungen über das Stadium weg, wo Rüsten Spaß macht. Alle seufzen über die Irrsinnsziffern der Heeresbudgets. Aber keine ist zum ersten Sprung bereit. Und doch muß Einer den federnden Willen aufbringen, zu beginnen, den Mut, dabei vielleicht der Dumme zu sein. So, wie man in Genf eröffnete und fortfahren wird, schiebt bei Allen die Sorge, sich etwas zu vergeben, Formalitäten vor, in denen etwa vorhandene Energien ersticken. Nirgends pulst eine antreibende Kraft; sogar hinter Nikolaus II. stand ein leidenschaftlicher Pazifist wie Johann v. Bloch. In

den Völkern besteht gegen die Abrüstungs-Konferenzen ein eingefleischtes Mißtrauen: man hat zu oft und immer vor den großen Katastrophen davon gesprochen. Verläuft sich auch dieser Genfer Versuch in eine Blamage, so wird ein verhängnisvoller Fatalismus die Folge sein. Jetzt hätten die Sozialisten und Pazifisten überall die Pflicht, ein knappes, deutliches Programm aufzustellen, das ein unverschleiertes Ziel gibt und den vieldeutigen Begriff Abrüstung aus dem Bereich der gehässigen wie empfehlenden Redensarten rückt. Dann würde auch ein Fiasko dieser Konferenz keinen Schaden anrichten.

* * *

England wird in Genf vertreten durch den konservativen Fortschrittler Robert Cecil, Frankreich durch den sozialpatriotischen Lyriker Paul-Boncour. Für Deutschland erscheint zum ersten Mal in diplomatischer Mission Graf Bernstorff wieder. Der galt immer als klug und über den Tag schauend, schickte von Washington warnende Signale nach Berlin, während die Tirpitze die ganze Welt herausforderten, und hätte sich sogar als echter Staatsmann bewähren können, wenn ihm nur gelungen wäre, seine Militär-Attachés an der Leine zu halten. Die Herren v. Papen und Boy-Ed haben in Amerika sein Werk zerstört und damit auch seinen eignen Ruf etwas angesengt. Ist ein übles Omen, daß Bernstorff in Genf gleich mit einer Koppel von sieben militärischen Sachverständigen einzieht? Der Eindruck: Deutschland sendet vier Zivilisten und sieben Militärs. Ein Einwand, der an den Grundbau dieser Konferenz rührt: was hat der Sachverstand der Militärs dort zu schaffen? Bei diesem ersten bescheidenen Versuch einer Aussprache handelt sichs doch wohl vornehmlich um Fragen politischer, oekonomischer und sozial-politischer Natur; erst wenn eine gemeinsame Plattform gefunden ist und über die Technik der Durchführung beraten wird, erst dann wird die Hinzuziehung von Spezialisten erforderlich. Jetzt kann man Tausend gegen Eins wetten, daß jeder der Herren seine Waffengattung frenetisch verteidigen wird, der Mariner seine Dreadnoughts, der Kavallerist seine Lanzenreiter. Der militärische Fachmann wird den Politiker erdrücken. Und was sollen gar diese großen Sieben in der Delegation eines Landes, das doch, wie versichert wird, vollständig entwaffnet ist? Bringen sie Vorbeugungsmaßnahmen mit gegen die Bildung schwarzer Kadres? Oder sollen sie ganz einfach aufpassen, daß die Zivilpersonen nicht pazifistisch über die Stränge schlagen? Wenigstens befindet sich unter ihnen auch ein Major von der Heeresstatistischen Abteilung, die ja nebenbei auch die Landesverratsverfahren zu verwalten hat. Das kann hübsch werden.

* * *

Die ungeheuern Schwierigkeiten des Abrüstungsproblems hat unter allen Genfer Rednern der belgische Vertreter de Brouckère wohl am schärfsten gekennzeichnet, als er auf

die Beweglichkeit der Grenzen zwischen Kriegs- und Friedensmitteln verwies: ein ziviles Luftfahrzeug könne ja binnen wenigen Stunden in ein Instrument der Kriegsführung verwandelt werden. Hier an dieser Grenze lauern die ärgsten Fälle, hier wuchert Mißtrauen und Furcht vor „unsichtbaren Waffen". Mit welchen Plänen geht Deutschland nach Genf? Graf Bernstorff hat bisher eine Rede gehalten — eine Rede in jener nichtssagenden Biegsamkeit, die man seit Locarno für „europäisch" hält. Interessanter als Das, was Bernstorff sagte, ist ohne Zweifel, was er als Richtlinie mitbekommen hat. Soeben ist eine Denkschrift der Deutschen Liga für Völkerbund erschienen, die eine Beantwortung der Fragen des Völkerbundrates enthält sowie einige „praktische Vorschläge", in denen wir wohl die Meinung des Auswärtigen Amtes vermuten dürfen. Zu den Verfassern gehört neben dem unvermeidlichen Max Montgelas der frühere Staatssekretär v. Rheinbaben, Abgeordneter der Deutschen Volkspartei und Intimer von Stresemanns Außenpolitik. Wir haben es hier mit jenem Pazifismus zu tun, der so gern pazifistisch sein möchte, wenn nicht die Ketten von Versailles wären. So wird denn auch das deutsche Werbesystem und die in den besiegten Ländern durchgeführte Abrüstung glattweg verworfen. Dabei verläuft sich die sachlich maskierte Wut der Herren Verfasser in die seltsamsten Kleinlichkeiten:

> Die in den vier Staaten durchgeführte Art der Abrüstung ist jedoch nicht nur militärisch völlig verfehlt, sondern hat auch schwere wirtschaftliche Nachteile zur Folge. Die Zerstörung zahlreicher Fabriken, die Verstreuung von Maschinen über das ganze Land, das Niederreißen von Anlagen, die durchaus friedlichen Zwecken dienen und nur im Kriegsfall „möglicherweise" in Rüstungsbetriebe verwandelt werden können, fordert sinnlose Geldopfer. Die Beschränkung der Herstellung des Kriegsmaterials auf wenige Fabriken führt dazu, daß jede Konkurrenz ausgeschlossen ist, und die Preise von den begünstigten Fabriken nach Belieben festgesetzt werden können. Die Einschränkung der Reservevorräte an Waffen, Bekleidung, Geräten und so weiter hat zur Folge, daß der Ersatz für unbrauchbar gewordene Stücke stets sofort beschafft werden muß und die Bestellungen nur in ganz kleinem Umfange erfolgen können, wodurch die Preise unnötig hochgetrieben werden.

Was bieten diese so oekonomisch gerichteten Pazifisten nun positiv? Sie skizzieren eine „defensive Wehrorganisation" auf folgender Grundlage:

> Eine derartige Wehrorganisation, die auch den Anforderungen des Artikels 8 der Bundessatzung genügt, müßte auf folgenden Grundsätzen beruhen:
>
> allgemeine Wehrpflicht im Kriege und
> zahlenmäßig beschränkte Dienstpflicht im Frieden von höchstens einjähriger Dauer.
>
> In sinngemäßer Anlehnung an die Beschlüsse der Konferenz von Washington wären sodann die Friedenshöchststärken für die Großmächte des europäischen Kontinents festzusetzen, etwa in folgender Weise:
>
> für Deutschland, Frankreich und Italien je 200 000 Mann,
> für Rußland 300 000 Mann.

Für die übrigen Staaten könnte ein Drittel Prozent der Bevölkerung als Norm angenommen werden, was der deutschen Quote (200 000 auf 62 Millionen) ungefähr entspricht.

Diese Zahlen stellen Höchstzahlen dar, die nach Ablauf von fünf Jahren nicht mehr überschritten werden dürfen.

Wir wollen uns hier nicht mit den Unebenheiten dieses Schemas auseinandersetzen, wir wollen ruhig unterstellen, daß einmal erste Schritte zur Abrüstung auf ähnliche Weise unternommen werden können zwischen Staaten, die sich durch Paktverträge gesichert haben — es wirkt etwas peinlich, daß grade von deutscher Seite eine Anregung kommt, die für die Andern zwar Abrüstung, für Deutschland aber Aufrüstung bedeutet. Es wäre gescheiter und taktvoller, im ersten heiklen Teil der Diskussion wenigstens Deutschland völlig aus dem Spiel zu lassen. Denn das Genfer Problem ist doch nicht, wie Deutschland seine Wehrmacht vergrößert, sondern wie die Andern sie herabsetzen. In dieser grundsätzlichen Verkennung aber zeigt sich unser ganzer amtlicher Pazifismus in Reinkultur. „Wenn die unleidlichen Rüstungsbeschränkungen nicht fallen, dann macht uns der ganze Völkerbund keine Freude mehr": das ist so der Tenor aller Regierungsreden. Sollte nicht auch in Genf sich davon etwas regen? Vielleicht nicht grade in den öffentlichen Sitzungen, wo rein dekorativ gesprochen wird. Wieder und wieder versichern Eingeweihte, der deutsche Delegationschef sei ein zu guter Diplomat, um sich zu einem so törichten Impromptu verleiten zu lassen. Nun, nicht umsonst hat die Bendler-Straße die vier Zivilisten von einem siebenköpfigen soldatischen Sachverstand umzingeln lassen, und das Unglück des Grafen Bernstorff waren eben immer die Militär-Attachés.

*　　*　　*

Im Preußischen Landtag hat der Abgeordnete Heilmann berichtet, daß aus den beschlagnahmten Putschplänen eine Verbindung zwischen der Reichswehr und dem Oberst v. Luck vom Sportclub Olympia erwiesen sei. Der Herr Oberst habe die Leute, die in die Reichswehr eintreten wollten, auf ihre völkische Gesinnung hin begutachtet. Im Reichstag gab Herr Külz offen zu, daß das „in vereinzelten Fällen" zuträfe. Herr Külz ist nur Stellvertreter des beurlaubten Herrn Geßler; deshalb etwas grün und schüchtern im Metier. Welch ein Kommersbuch von Humoren hätte der echte Geßler über die neugierigen Fragesteller ausgegossen! Nichts hätte der zugegeben, und die Sozis wären abgezogen mit dem ministeriellen Ratschlag, sich ein Kalbfell um die schnöden Glieder zu hängen. Was würde wohl außerhalb Deutschlands einem Kriegsminister passieren, dessen Offiziere überführt werden, mit Verschwörern unter einer Decke zu spielen, die die Rekrutierung kontrollieren und, wie gerichtlich nachgewiesen, dem Chef der Heeresleitung nach dem Leben getrachtet haben? Die im Völkerbund vertretene Republik Liberia wird so viel Romantik kopfschüttelnd ablehnen. Die Herren unsrer Wehrmacht unterstreichen so gern die Fortführung der Traditionen

der alten Armee. Wer als Republikaner das als schädlich bekämpft, wird doch wünschen, eine der Traditionen des preußischen Heeres würde sorglicher gepflegt: — die Disziplin. Die ist es ja, die in einem zivilisierten Staat das geordnete Heereswesen von einer freibeuternden Soldateska sondert. Es gibt in der Reichswehr Unterrichtsstunden für die Mannschaften. Warum nur für die Mannschaften? Herr v. Seeckt sollte für seine Offiziere mindestens das Studium des ‚Prinzen von Homburg' obligatorisch machen.

* * *

Der junge Grütte-Lehder ist zum Verhängnis der völkischen Zentrale geworden: Wulle und Kube erwartet das Verfahren wegen Mordanstiftung. Die Bloßstellung dieser beiden Herren, die politisch heute weniger als Null sind, hat dennoch eine bestimmte Bedeutung: zum ersten Mal in den politischen Mordaffären dringt die Untersuchung bis zu den intellektuellen Urhebern vor. Eine Camorra ist damit aufgestöbert; es ist nicht die einzige; andre könnten folgen, wenn man die Mordakten nochmals revidierte. Es ist jetzt dreiviertel Jahre her, daß hier in der ‚Weltbühne' Carl Mertens seinen ersten Artikel über die Fememorde veröffentlichte. Damit war ein bis dahin fast legendäres Thema plötzlich in den Brennpunkt gerückt. Was wäre ohne diesen Antrieb wohl geschehen? Der Oberleutnant Schultz liefe frei herum, keiner der Mörder wäre zur Rechenschaft gezogen, und der Major Buchrucker säße vielleicht neben Nicolai als Hilfsarbeiter im Reichswehrministerium.

Der kommende Staatsstreich von Berthold Jacob

Reichlich spät, fast drei Jahre nach dem ersten Versuch einer Länderregierung, nämlich Sachsens, hat jetzt ein zweiter Versuch stattgefunden, die mehr oder weniger sichtbaren Fäden zu zerreißen, die die Reichswehr mit den militärisch zum Sturz der Republik organisierten Verbänden verknüpfen. Der Vorstoß der preußischen Staatsregierung hat einige führende Persönlichkeiten der Diktaturpartei, wie den Geheimrat Hugenberg, den Justizrat Claß und den Obersanitätsgehilfen Neumann, eine legendäre Figur aus der Sphäre des Wirtshauses an der Lahn, kompromittiert. Die Auflösung von drei bewaffneten Verschwörerorganisationen hätte vielleicht auch ohne so großen Aufwand bewirkt werden können, und wird illusorisch, wenn der Oberreichsanwalt, wie zu befürchten steht, der Beschwerde der Aufgelösten Raum geben sollte.

Die Polizeiaktion war kein Blitz aus heiterm Himmel. Der Staatssekretär Weismann, kein Neuling auf dem ausgetretenen Feld der Sicherung öffentlicher Ordnung, hatte in Severings Vertretung den Zeitpunkt richtig gewählt. Als die Regierungskrise im Reich dem Höhepunkt zutrieb, war zweifellos der psychologische Augenblick zur Tat für die Verschwörer gekommen. Jetzt durften sie hoffen, den Reichspräsidenten zur Verkündung des Ausnahmezustandes zu gewinnen, um

„den einzigen Ausweg aus der verfahrenen parlamentarischen Situation zu finden", durften sie erwarten, daß der Reichswehr Verstärkung aus nationalen Kreisen nicht unwillkommen sein würde, um der aus Empörung über Verfassungsbruch spontan entstandenen „bolschewistischen Welle" den Damm von Kleinkalibergewehren, schweren Haubitzen und Kampffliegern entgegenzuwerfen.

Am 10. Mai schien die Staatsregierung entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Die Schutzpolizei lag alarmbereit in den Kasernen. Das Reichsbanner stand da, beim ersten Zeichen als Notpolizei zu marschieren. Die nächsten beiden Tage waren angefüllt mit dem Lärm der Haussuchungen und Beschlagnahmen. Dann stürzte, am 12. Mai noch, Luther nicht eigentlich über den harmlosen demokratischen Mißbilligungsantrag, sondern über die fehlenden deutschnationalen Stimmen, die jetzt zur Krise drängten.

Am 13. Mai, am Himmelfahrtstag, schien die Lage klar, der Kampf gegeben. Aber die Reichswehr rührte sich nicht, sondern überließ den ersten Schritt dem verhaßten preußischen Gegner. Und der hatte auf einmal das weiter gespannte, das einzig lohnende Ziel aus dem Auge verloren und wich dem Kampf aus. Severing ist von seinem Urlaub nicht in das Palais Unter den Linden zurückgekehrt. Die Aktion wurde abgedreht.

So stehen die Dinge heute. Die Debatte im Preußischen Landtag hat inzwischen die Bestätigung alles dessen gebracht, was wir wußten. Niemals zuvor sind die Beziehungen der Reichswehr zu den Verbänden so bloßgelegt worden wie in der Rede des Abgeordneten Heilmann.

Das Ziel der Polizeiaktion, die Verbände von der Reichswehr zu trennen, ist nicht erreicht worden. Die zivile Gruppe der Verschwörer um Hugenberg und Claß steht weiterhin festgefügt; ihr parlamentarischer Vertrauensmann, der Führer der Deutschen Volkspartei Scholz, hat inzwischen mit viel Raffinement die Betrauung des Herrn Marx zum Kanzler durchgestzt. Das Spiel ist klar. Die republikanische Linke und das System des demokratischen Parlaments soll in einer ausgeprägtesten Persönlichkeit (wir überschätzen Herrn Marx nicht — die Gegenseite tut es aus Zweckmäßigkeitsgründen) tödlich diskreditiert werden. Nach der neuen Blamage der regierungsunfähigen Demokratie wird der Weg über den Artikel 48 ganz offen sein. Dann kommt die Stunde der Hugenberge.

Die preußische Staatsregierung hat die letzte Chance ungenützt verstreichen lassen. Severings Omnipotenz konnte wohl diesen „Putsch" „verbieten". Zur Abwehr des Staatsstreichs, den die Reichswehr mit den Verbänden plant, wird seine Kraft schwerlich langen.

Severings Aktion war der letzte Versuch einer republikanischen Regierung, die Macht im Reich von der Wehrmacht auf die Republik zu übertragen. Daß er am 13. Mai den Befehl zum Schlagen nicht erteilte, hat nach menschlichem Ermessen den kommenden Kampf entschieden. Der Minister mag sich

rühmen, dem Volk den Bürgerkrieg erspart zu haben. Aber auch nach dem Kapp-Putsch wurden wir vor dem „Bürgerkrieg" bewahrt, auch 1923 wurden wir es.

Der Bürgerkrieg von 1926 oder 27 wird sehr viel blutiger sein, als die es geworden wären, vor denen wir „bewahrt" geblieben sind. Was sich vorbereitet, zeigt ganz deutlich der Artikel des Dr. Eduard Stadtler in der ‚Deutschen Zeitung' vom 15. Mai. Stadtler stellt fest, daß Severings Vorgehen gegen die Reichswehr — denn Nicolai sei die Reichswehr — „beinahe an objektiven Landesverrat grenzt". Und ein redaktioneller Leitartikel in der Nummer derselben Zeitung vom gleichen Abend, höchstwahrscheinlich von Herrn Claß fordert aus demselben Grunde die Reichsexekution gegen die preußische Regierung.

Und das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß man Severing Zeigners Schicksal zugedacht hat. Noch ist Zeit, es abzuwenden.

Die Militärs von J. G. Fichte

Durch eben das, was ihren Stand hart macht: die strenge Manneszucht und die mit Blut geschriebenen Gesetze desselben an ihn angefesselt, finden sie in ihrer Erniedrigung ihre Ehre und in der Ungestraftheit bei Vergehungen gegen den Bürger und Landmann ihre Entschädigung für die übrigen Lasten desselben. Der roheste Halbbarbar glaubt, mit der Montur die sichere Überlegenheit über den scheuen, von allen Seiten geschreckten Landmann anzuziehen, welcher nur zu glücklich ist, wenn er seine Neckereien, Beschimpfungen und Beleidigungen ertragen kann, ohne noch dazu von ihm vor seinen würdigen Befehlshaber geschleppt und zerschlagen zu werden. Der Jüngling, der mehr Ahnen, aber nicht mehr Bildung hat, nimmt sein Degenband als einen Berechtigungsbrief, auf den Kaufmann, den würdigen Gelehrten, den verdienten Staatsmann, der ihn vielleicht selbst in der Ahnenprobe besiegen würde, höhnend herabzusehen, ihn zu necken und zu stoßen, oder unsre Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, von ihren etwaigen Unarten durch Fußtritte zu heilen.

Daß hier kein Zug sei, der sich nicht mit zahlreichen Tatsachen belegen ließe, weiß Jeder, der gewisse starke Garnisonen kennt. Daß übrigens eben dieser Stand manche edle Tugend vorzüglich pflege und nähre; daß schnelle und mutige Entschlossenheit, daß männliche und offene Freimütigkeit, die Würze des gesellschaftlichen Lebens, in unserm Zeitalter fast nur noch bei den gebildeten Offizieren angetroffen werde, setze ich hinzu und bezeuge allen würdigen Männern, die ich in diesem Stande kenne oder nicht kenne, meine desto innigere Verehrung. Aber das Urteil im Allgemeinen ist hier gar nicht auf die größere oder geringere Anzahl der Tatsachen, sondern auf Gründe gebaut. Wenn ein Stand dem allgemeinen Gerichtshofe entzogen und vor einen besondern geführt wird; wenn die Gesetze dieses Gerichtshofes von den allgemeinen Gesetzen aller Sittlichkeit sehr verschieden sind und mit strenger Härte bestrafen, was vor diesen kaum ein Fehler ist, und Vergehungen übersehen, die diese streng ahnden würden: so erhält dieser Stand ein abgesondertes Interesse und eine abgesonderte Moral und wird ein gefährlicher Staat im Staate. Wer den Verführungen einer solchen Verfassung entgeht, ist ein umso edlerer Mann; aber er widerlegt nicht die Regel; er macht nur die Ausnahme.

Der neue Orient von Franz Carl Endres

V.

Wahabiten und Islamiten

Arabien — eine ganz andre Welt als die Türkei. Niemals Freund der türkischen Beherrscher, im Lande Yemen und am Persischen Golf sogar in stetem Krieg mit den türkischen Truppen, ist Arabien mit innerm Behagen von der Türkei 1918 abgefallen. Die Friedensbedingungen bestätigten nur einen Zustand, der ohne sie schon eingetreten war.

Die großen arabischen Geschehnisse — Königreich Hidjaz, Entwicklung des Wahabiten-Reiches, Königreich Irak — sind im Schatten englischer Politik vor sich gegangen.

Schwierigkeiten bieten die beiden Länder, wo der Islam nationalistische Komponenten in sich aufgenommen hat: Aegypten und Palästina. Aegypten fällt aus dem Rahmen dieser vorderasiatischen Betrachtungen. Palästina dagegen ist ein vorderasiatisches Problem.

Als es aus türkischer Mißwirtschaft befreit war, bewarben sich zwei Gruppen um seinen Besitz: die Zionisten (die schon 1919 von England eine Art staatsrechtlicher Garantie erhalten hatten) und die jungarabische Bewegung, die antitürkisch ebenso war, wie sie nun antijüdisch und damit eo ipso antienglisch ist.

Das Problem eines jüdischen Nationalstaats in Palästina ist nicht so einfach, wie es von zionistischen Ideologen und von radikalen Gegnern der Zionisten dargestellt wird. Über allem Zweifel steht die hervorragende Kulturarbeit der Zionisten, die Palästina weit über alle Länder Vorderasiens hinausgehoben hat. Und doch wird eine Synthese von Arabern und Juden in Palästina notwendig werden. Woraus zwingend hervorgeht, daß Palästina nur mit dem Charakter einer englischen dominion Zukunft hat. Ein Makkabäerstaat ohne den Schild Englands muß dem Ansturm der arabischen Welt erliegen.

Schon pocht Abdul Aziz ibn Saud, der geniale Herrscher der Wahabiten, an die Tore des Ostjordan-Landes.

Mitten in Arabien entstand um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine fanatische, orthodox-islamische Sekte, die sich nach ihrer Religion (Wahabi) Wahabiten nannte. Die alte Tradition des Islam, sich mit Feuer und Schwert auszubreiten, wurde von dieser Sekte schon Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in die Tat umgesetzt. Ganz Mittelarabien mit Hidjaz und Yemen fiel damals den Wahabiten zu. Aber es war doch nur ein Überraschungserfolg gegenüber dem noch sehr starken türkischen Sultan, der durch seine aegyptischen Truppen unter Ibrahim und Ali Pascha in zehnjährigem erbitterten Kampfe die Wahabiten bis in das innerste Arabien zurückdrängte. Dort im Reiche Najd (mit der Hauptstadt Riyadh) hausten, von Wüsten umgeben, im Wesentlichen als wilde Räuber und Nomaden diese Wahabiten, fast hundert Jahre lang, bis sie Ibn Saud auf die Bühne der Weltgeschichte führte.

Er, schon seit 1917 Verbündeter Englands, stürzte sich 1924 auf das morsch gewordene Königreich Hidjaz, dessen Herr-

scher mehr Ehrgeiz als Talent besaßen. England konnte dem einjährigen Kampf seiner beiden Freunde ruhig zusehen. Denn wer auch siegte, war von England abhängig. Die Versorgung des Landes Hidjaz ebenso wie die des Landes Najd ist ohne die Häfen am Roten Meer und am Persischen Meerbusen nicht möglich. Beide Küsten aber sind unter englischer Kontrolle.

Das Triumphgeschrei des England noch immer niederkämpfenden Teiles der deutschen Presse über eine Niederlage englischer Politik infolge der Eroberung des Hidjaz durch Ibn Saud war gänzlich unberechtigt.

England ließ die beiden Kampfhähne raufen, um den Sieger in einen goldenen Käfig zu sperren.

Erst heute, wo Ibn Saud die Hand nach dem Ostjordan-Land ausstreckt und wahrscheinlich Einfluß auf die jung-arabische Bewegung gewinnt, wird England wohl auf irgendeine Art in Aktion treten müssen.

Dieser Ibn Saud ist eine Persönlichkeit. Dazu ein besserer Psychologe als Mustapha Kemal. Er verflacht nicht das Empfindungsleben seines Volkes durch die schon den alten Chinesen als verwerflich geltende „Annahme fremder Prinzipien". Er baut ein starkes Haus des wildesten Fanatismus auf der alten heiligen Tradition auf und schafft keinen nationalen Beduinenstaat, sondern die durch religiöse Gemeinschaft fest gefügte Glaubensgemeinde der Wahabiten. Gegen diese innerlichen Bande ist jeder Nationalismus noch etwas Äußerliches. Die Bevölkerung Arabiens ist heute noch solcher Wiedererweckung ältester islamischer Gepflogenheiten fähig.

Meiner Ansicht nach handelt sichs darum, wie sich Ibn Saud (heute schon König von Hidjaz und Sultan von Najd in Personalunion) mit der hohen Schule des Islam in Cairo auseinandersetzen wird. Gelingt hier eine Übereinstimmung, wenn auch nur zum vorläufigen Zweck gemeinsamer politisch-militärischer Aktion, dann kann bei zu langem Zögern Englands allmählich eine Krisis entstehen.

Aber die Dickköpfigkeit aller Orthodoxie wird auch im Islam hinreichend hemmend wirken.

Man bringe nicht etwa diese Vorgänge mit dem Drusen-Aufstand in Syrien in Verbindung. Die Drusen sind nicht die Freiheitshelden, die man so gerne deshalb aus ihnen macht, weil sie gegen die Franzosen kämpfen. Türkisches Geld ließ sie zu den Waffen greifen, und ihr Sieg würde die Niedermetzelung aller syrischen Christen und das Ende aller dortigen Kultur bedeuten. Zu irgendwelcher Sympathie mit diesen mörderischen und auf Raub bedachten Banden ist gar kein Anlaß.

Der einzige Fehler, den General Sarrail in Syrien gemacht hat, war der, daß er mit Menschenfreundlichkeit und mit Gerechtigkeit gegen dies häßliche Spiel von Geld und Falschheit, Interesse und Raubtierinstinkten sich durchzusetzen hoffte.

Als er dann endlich zur Gewalt greifen mußte, rächten sich die Engländer an ihm (dem Unschuldigen) für die Intriguen seiner Vorgänger und der französischen Orientpolitik gegen England und lancierten weit übertriebene Artikel über Zerstörungen in Damaskus in die ganze Welt.

So benimmt sich „Europa" in Asien.

Mich sollt es nicht wundern, wenn die Drusen, ebenso wie es die Araber getan haben, Delegationen nach Berlin schickten, um Deutschland im Völkerbund gegen Frankreich und England mobil zu machen. Und es würde mich nur wenig wundern, wenn wir uns dann mit Talent und Genuß die Finger verbrennten. Es wäre schade, eine so herrliche Gelegenheit zu weltpolitischer Tolpatscherei vorübergehen zu lassen.

(Schluß folgt)

Maximilian und — Clemenceau

von Siegmund Feldmann

Franz Werfels Drama von Maximilian und Juarez, das jetzt — mit kurzen oder längern Aufenthalten — über die deutschen Bühnen geht, wickelt mit den bewährten Handgriffen der poetischen Gerechtigkeit den mexikanischen Habsburger aus dem Leichentuch der Weltgeschichte. Zart und behutsam selbstverständlich, sodaß die berühmte tragische Schuld nicht verbröckelt, für die im Grunde Niemand nix kann.

Die Hinrichtung dieses Nachfolgers Montezumas war eine Zwiebel für die Tränendrüsen der ganzen sozusagen zivilisierten Menschheit. Man denke: fern von der Heimat und unter „Wilden", denen er das Glück bringen wollte! Nur diesem Köter von Juarez paßte das nicht. Er meinte, sein Importkaiser hätte ruhig daheim bleiben und die Wilden unbeglückt lassen können. Das war auch die Ansicht Georges Clemenceaus, der damals in seinen vermessensten Träumen nicht ahnte, was für ein großes Stück Weltgeschichte er selber werden würde. Er lebte, mit seinem Vater überworfen, als Arzt in NewYork und äußerte sich in einem Briefe an eine Freundin in Paris über das „Trauerspiel von Queratero".

Dieser Brief wird gewiß Alle interessieren, die Werfels Werk kennen. Und vielleicht viele Andre auch.

NewYork, 6. September 1867

Liebe gnädige Frau,

wir haben einen Streit auszutragen ... Was zum Teufel, bewegt Sie, diese Maximiliane und diese Charlotten zu bemitleiden! Mein Gott ja, ich weiß, diese Leute sind immer charmant. Das galt von allem Anfang: sie sind seit fünf- oder sechstausend Jahren charmant. Sie haben das Rezept aller Tugenden und das Geheimnis aller Anmut. Lächeln sie? — wie köstlich! Weinen sie? — wie rührend! Wenn sie uns leben lassen, ist es eine erlesene Güte von ihnen; wenn sie uns zertreten, ist es das Verhängnis ihrer Situation. Nun denn, ich will Ihnen etwas sagen: Alle diese Kaiser, Könige, Erzherzöge und Prinzen sind groß, erhaben, edelmütig und herrlich, ihre Prinzessinnen sind Alles, was Sie wollen — aber ich hasse sie, ich hasse sie mit einem Haß ohne Erbarmen, wie man ehedem haßte, im Jahre 93, als man diesen Dämlack von Ludwig XVI. den abscheulichen Tyrannen nannte.

Zwischen uns und diesen Leuten ist ein Krieg bis aufs Messer. Sie haben in Martern aller Art Millionen von uns getötet, und

ich möchte nicht wetten, daß wir auch nur zwei Dutzend von ihnen getötet haben. Es ist wahr: die Klasse der Ausbeuter der menschlichen Dummheit ist groß — aber sie stehen an ihrer Spitze, und darum (comme tels) muß man sie aufs Korn nehmen. Ich habe kein Mitleid mit diesen Leuten; den Wolf bedauern ist ein Verbrechen gegen die Lämmer. Dieser da (Maximilian) wollte ein wahres Verbrechen verüben: Jene, die er töten wollte, haben ihn getötet. Ich bin entzückt davon.

Seine Frau ist toll: das ist so gerecht, daß es mich fast zum Glauben an einen Gott bekehren könnte. Nur die Ehrsucht dieses Weibes hat diesen Einfaltspinsel hineingetrieben. Man hat viele Menschen getötet, damit Ihrer Charlotte als Kaiserin gehuldigt würde — es scheint indes, daß man noch nicht genug getötet hat. Damit Sie es wissen: ich bedaure, daß sie wahnsinnig ist und nicht begreifen kann, daß ihr Mann durch sie gestorben ist, und daß ein Volk sich gerächt hat. Überwälzen Sie die Verantwortlichkeit nicht auf Andre. Wenn Maximilian nur ein Werkzeug war, ist seine Rolle noch häßlicher — denn es ist Größe in einem schönen, wohlvorbedachten Verbrechen —, aber er ist darum nicht weniger schuldig.

Sie sehen, wie grausam (féroce) ich bin; aber schlimmer ist noch, daß ich unbeugsam bin, und in diesem Punkt werde ich niemals andern Sinnes werden. Ich gewahre, daß meine Tirade ein bißchen lang geworden ist. Aber warum, zum Teufel, machen Sie auch Unterschiede zwischen diesen Leuten! Glauben Sie mir: sie alle sind einander wert. Wenn es, unmöglicherweise, eine Hölle gäbe und darin stünde kein besonderer Kessel für sie, so würde der liebe Gott in meiner Achtung sinken. Ich bezweifle sehr, daß es außer mir noch einen Atheisten gibt, der so sehr wie ich das Fehlen einer Gottheit bedauert. Ich würde Alles ihrer Gerechtigkeit überlassen und wäre der Verpflichtung überhoben, zu hassen.

Dieser Haß brennt nicht mehr, wie 1793, aus noch blutenden Wunden. Er ist kein Haß der eignen Haut. Er ist die vulkanische Entladung einer Vernunft, die sich gegen eine Vernunftwidrigkeit empört, der Haß einer Idee gegen eine andre. Darum ist er so unbedingt und unerbittlich. Clemenceau erkannte, daß man eine politische Idee nur in ihren Trägern treffen und vernichten kann. Auf der Gegenseite hat man das von jeher gewußt und geübt, sonst hätte sie sich nicht durch die Jahrtausende behauptet.

Glücklicherweise stoßen seine Stichflammen fast nur noch ins Leere. Seitdem Clemenceau diesen Brief, schon damals mit der Tigerklaue geschrieben, vor sechzig Jahren, hat, nicht ohne sein Hinzutun, die Welt ein andres Gesicht bekommen. Wo sich noch in das Gefüge Europas eine verspätete Monarchie einklemmt, gähnen oder schlottern deren oberste Nutznießer auf ihren Wackelthronen im Ausgedinge. Sie sind nur noch eine Gefahr, wo sie als Gespenst durch die untertänig verjauchten Gehirne eines Volkes spuken, das, um ein von Frau von Staël auf die Deutschen angewandtes Wort zu wiederholen, in langer Knechtschaft „gelernt hat, zu verehren, was es gelernt hatte, zu fürchten".

Die Wahrheit über Junkers von Konrad Widerhold

Die Zeitungsmeldungen über die Verhältnisse bei den Junkers-Werken lassen klar erkennen, daß alle an dieser Campagne für oder gegen Junkers Beteiligten das größte Interesse haben, die wahren Zustände zu verschleiern. Der Fall Junkers, der immer mehr zu einem Skandal zu werden droht, kann aber nicht gesondert betrachtet werden, denn er ist nur die Folge einer verfehlten deutschen Luftpolitik, über die vier Jahre lang geschwiegen worden ist, und deren Unsinnigkeit würdig zu den Fememorden, der Schwarzen Reichswehr, der Ruhrgelderverschleuderung, den Putschvorbereitungen paßt. Der Herr Reichsverkehrsminister scheint hier eine ähnliche Rolle zu spielen wie der Herr Reichswehrminister in seinem Ressort.

Im Verlauf jahrzehntelanger wissenschaftlicher Untersuchungen, die bis in die Vorkriegszeit zurückreichen, hat Junkers als Erster gegen Ende des Krieges grundlegende neue aerodynamische Formen für den Flugzeugbau geschaffen. Die fast hundertprozentige Flugsicherheit und die sichere Notlandefähigkeit auf kleinen Plätzen, die das Flugzeug ihm verdankt, ist die Hauptvoraussetzung für die Ausbreitung eines Luftverkehrs, während Faktoren wie übergroße Schnelligkeit, Steigfähigkeit, Wendigkeit und Aktionsradius hauptsächlich militärisch wichtig sind. Junkers hat als Erster richtig erkannt, daß das Prinzip des Verkehrsflugzeugs ein ganz andres ist als das des Militärflugzeugs. Die beiden Typen unterscheiden sich nämlich nicht, wie man oft meint, in der Bewaffnung — die kann ebenso gut in ein reines Verkehrsflugzeug eingebaut werden —, sondern im gesamten aerodynamischen Aufbau, der bei beiden Typen völlig verschiedene, den speziellen Bedürfnissen der beiden Typen angepaßte Flugleistungen gibt.

Professor Junkers ist, wie alle Erfinder großen Stils, ein technisch sehr weit vorausschauender Mensch, aber als Deutscher, im Gegensatz zu einem Ford oder Edison, Nur-Gelehrter und gar kein Kaufmann. Sein Schicksal ist noch betrüblicher als Zeppelins, weil der keine Konkurrenz hatte, während Junkers gegen eine mächtige technische und namentlich kapitalistische Konkurrenz und dazu noch gegen jene Interessen zu kämpfen hat, denen Luftpolitik in erster Linie Luftrüstung und nicht Luftfahrt bedeutet. Junkers steht seinen wirtschaftlichen Anschauungen nach in demselben Gegensatz zu den Großbanken wie Ford; aber sein Mangel an kaufmännischer Begabung hat verschuldet, daß er die Ausführung seiner Ideen Leuten anvertraute, die ebensowenig Ahnung von kaufmännischen Prinzipien haben wie er.

Die Junkers-Werke sind eine Kriegsgründung. Wie alle Flugzeugfabriken brauchte Junkers in dieser Zeit mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten überhaupt nicht zu rechnen: die

Schlachtfelder waren ein unversiegbarer Absatzmarkt — der Lieferant Staat zahlte jeden Preis, die kaufmännische Kalkulation konnten die Herren Direktoren ihren Stenotypistinnen überlassen. In der Zeit der Kriegswirtschaft hat sich Junkers mit einem Stab von Leuten umgeben, die als ehemalige Militärs wohl ein Artilleriedepot verwalten können, aber jeder kaufmännischen Einsicht und wirtschaftlichen Voraussicht bar sind und durch ihre Tätigkeit nach Kriegsende erst recht den Beweis ihrer Unfähigkeit erbracht haben, einen so wichtigen und doch eigengearteten Betrieb wie die Junkers-Werke nach klaren kaufmännischen Prinzipien zu leiten.

Nachdem der unglückliche Ausgang des Krieges dem deutschen Flugzeugbau hemmende Fesseln auferlegt hatte, war die Pflicht der verantwortlichen Leitung eines Flugzeugunternehmens in Deutschland, ihre Inlandsproduktion auf ein bestimmtes Maß zu beschränken, jedenfalls aber sich nicht früher in kostspieligen Serienbau zu stürzen, als bis der auswärtigen Politik gelungen war, der deutschen Flugzeugindustrie wieder volle Baufreiheit zu sichern. Dagegen konnte man immerhin an Gründungen von Filialen im neutralen Ausland denken, um in der technischen Weiterentwicklung nicht hinter die übrigen Länder zurückgeworfen zu werden. Junkers blieb im Gegensatz etwa zu Dornier, Rohrbach, Fokker und Heinkel aus falschen patriotischen Gründen in Deutschland. Seine Filialen im Ausland produzieren keine neuen Typen, sondern sind nur Montierhallen für dieselben Flugzeuge, die auch in Deutschland gebaut werden. Daß daneben diese Maschinen teilweise mit stärkern Motoren als in Deutschland ausgerüstet werden, ist weiter nicht von Belang.

Wären die flugtechnischen Berater der Reichsregierung nicht nur Militärs, sondern luftpolitisch vorausschauende Männer gewesen, so hätten sie die Bedeutung der flugtechnischen Erfindungen von Junkers ermessen und der Regierung sowohl wie Junkers den Rat geben müssen, eine Filiale im neutralen Ausland zu errichten. Deren Zweck? Diese Erfindungen durch gründlichen und wissenschaftlichen Versuchsbau einige Jahre lang nach allen Seiten zu erproben und zu erweitern, um dann nach Aufhebung der Begriffsbestimmungen auf Grund der so gewonnenen Vorarbeiten den Serienbau moderner Verkehrsflugzeuge in Deutschland zu beginnen. Es wäre zu verantworten gewesen, wenn die Reichsregierung eine derartige Junkers-Filiale finanziert hätte, denn schließlich wären die 20—30 Millionen, die man hierfür jährlich gebraucht hätte, nutzbringender verausgabt gewesen als jene 200 und noch mehr Millionen für unsre lächerliche Kriegsmarine. Es wäre vor Allem vernünftiger gewesen, einen derartigen Versuchsbau durchzuführen, als einen Serienbau in Deutschland zu forcieren und zu ermuntern, der unter dem Zwang, sich den Begriffsbestimmun-

gen anzupassen, keine international vollwertigen Erzeugnisse auf den Markt bringen konnte.

Die Wirtschaftsdirektoren, denen Junkers aus der Kriegszeit her die Zukunft seines Werkes anvertraute, die Herren Sachsenberg, Kaumann und Patze, entstammen der frühern kaiserlichen Marine und erhielten zufällig alle drei am selben Tage ihr Leutnantspatent. Zusammen mit einem ehemaligen oesterreichischen Generalstäbler, dem gegenwärtigen Presse- und Propagandachef Fischer v. Poturzyn, bilden sie eine nicht zu durchbrechende Clique um Professor Junkers und haben ihn von der Richtigkeit ihrer wirtschaftlichen Ideen und ihres Geschäftsgebarens so fest überzeugt, daß sie Junkers öffentlich erklären lassen konnten, er sei von seinen „bewährten Mitarbeitern" nicht zu trennen. Aber hinter dem Rücken von Junkers intrigieren sie gegen alle Leute, die trotz ihrer „Verkehrssperre" mit dem Professor über dies oder jenes Verabredungen getroffen haben, da sie die Junkers-Werke als ihre ausschließliche Herrschaftsdomäne betrachten und jeden Versuch, ihrer Gottähnlichkeit Abbruch zu tun, mit allen Mitteln hintertreiben.

Diese Militärdirektoren trieben einen gradezu tollen Reklamerummel, der Goldmillionen kostete, und eine Expansionspolitik, die den Bankrott von heute herbeigeführt hat. Ein verfehlter Serienbau von Maschinen verschlang allein für die Einrichtung der notwendigen Werkzeuge, Schablonen und dergleichen wahnsinnige Summen, die als verschwendet zu betrachten sind, seit die Begriffsbestimmungen in ihren wesentlichsten Punkten aufgehoben sind und künftig ganz andre Maschinen in Betracht kommen. Jene Herren waren so wenig Kaufleute, daß sie sich ohne irgendeine klare schriftliche Abmachung, nur auf Grund mündlicher Versprechungen, die ihnen die Luftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums und das Reichsfinanzministerium unter Herrn v. Schlieben gegeben hatten, zu dieser Expansionspolitik verleiten ließen, der sie zwar auch bei voller Reichsunterstützung nicht gewachsen gewesen wären, aber doch erst recht nicht in dem Moment, wo das Reich seine Versprechungen nur noch sehr mangelhaft oder gar nicht mehr hielt.

Die Luftfahrtabteilung des Reichswehrministeriums, die immerhin für die Junkers-Krise mitverantwortlich ist, da sie von vorn herein bei ihren finanziellen Zuwendungen und Verabredungen Junkers nie reinen Wein eingeschenkt hatte, ist nun kein Verkehrsamt, sondern benutzt den Luftverkehr als Deckmantel für machtpolitische Zwecke. In diesem Luftamt sitzen ebensowenig wie bei Junkers moderne Kaufleute, sondern frühere höhere Offiziere, die zu bornierten Geheimräten mit deutschnationalem Horizont geworden sind. Sie werden von Schlagworten beherrscht, die sie sich entweder selbst sugge-

rieren, oder die ihnen von militärisch orientierten Luftfahrtinteressenten eingegeben werden. Es ist für Professor Junkers ein großes Unglück, daß grade er, der so lange auf die Aufhebung der Begriffsbestimmungen hat warten müssen, jetzt, wo diese Bestimmungen beseitigt sind, in eine wirtschaftliche Krise hineingetrieben worden ist, die seinem Forschergeist für die nächste Zeit größere Fesseln auferlegen wird, als die Begriffsbestimmungen je vermocht haben.

Die Konkurrenz, um den von den D-Banken finanzierten ehemaligen Aero-Lloyd konzentriert, der heute der wahre Beherrscher der deutschen Lufthansa ist, hat jetzt gewonnenes Spiel. Man hat diesen Schlag gegen den unbequemen Junkers, der sich dem Diktat der Banken nicht beugen wollte, in einer Zeit geführt, wo die verfehlte Wirtschaftspolitik der Junkers-Leitung ihren völligen Bankrott offenbaren mußte, indem man vor Allem erst jetzt, und nicht schon früher, das Reich zum Verzicht auf seine bis dahin so beträchtlichen Zuwendungen an Junkers gezwungen hat.

Dieser Kampf zwischen Junkers und den Banken interessiert aber nicht nur wirtschaftlich, sondern auch militärpolitisch. Als noch Niemand von den großen Luftpolitikern im Luftamt an die Möglichkeit einer Aufhebung der Begriffsbestimmungen dachte — und das war bis Weihnachten 1925 —, da war der Angriff der um die D-Banken vereinigten Konkurrenten auf Junkers bedeutend schwieriger und hätte namentlich bei den Reichsbehörden nicht jenen plötzlichen Umschwung hervorgerufen wie in den letzten Monaten . Obwohl die Junkers-Flugzeuge auf Grund ihrer guten Verkehrseigenschaften nur minderwertige militärische Flugleistungen aufweisen, war doch Junkers das einzige Werk in Deutschland, das unter den Begriffsbestimmungen gewillt war, in einen größern Serienbau einzutreten. Dies war zunächst der einzige Weg, eine verschleierte militärische Luftflotte langsam heranzubilden. Zumal galt dies für den Bau des Kurierflugzeugs Junkers A 20, das in Ermangelung andrer Typen ein brauchbares Aufklärungsflugzeug darstellt. Mit der Aufhebung der Begriffsbestimmungen fielen die militärischen Interessen des Reiches an Junkers weg. Denn die Flugzeuge, auch die Verkehrs- und Sportflugzeuge, die die Andern, die Dornier, Rohrbach, Fokker, Heinkel, L.V.G. bereits bauen oder sicherlich bauen werden, sind, selbst wenn sie vorläufig als Verkehrs-, Post- oder Sportflugzeuge verwendet werden, viel leichter zu reinen Militärflugzeugen zu entwickeln als der Junkers-Tiefdecker. Die geplante Luftflotte, für die Junkers eben nach der bisherigen Lage der Dinge ein gewisser Notbehelf war, kann jetzt mit andern Typen aufgestellt werden. So sehr begrüßt werden muß, daß durch die Beseitigung der Begriffsbestimmungen der deutsche Flugzeugbau seine Baufreiheit wieder erhal-

ten hat, so sehr muß betont werden, daß die politischen Stellen, die hinter dem Luftverkehr stehen, diesen nicht um der Luftfahrt, sondern um der Luftrüstung willen betreiben. Im Besondern interessiert hier die Rolle des holländischen Flugzeugindustriellen Fokker, der heute noch auf Grund seiner unstreitbaren technischen Kriegsverdienste um Deutschland bei den Militärs im Luftamt einen großen Einfluß besitzt, und dessen Verkehrsflugzeuge wohl die schnellsten und wendigsten aller im deutschen Luftverkehr benützten Flugzeuge sind, allerdings auch eine viel größere Verkehrsunsicherheit aufweisen. Diese Maschinen werden mit geringfügigen Änderungen in Holland als Militärflugzeuge für andre Staaten gebaut, und man bekommt jetzt schon in gutunterrichteten deutschen Fliegerkreisen zu hören, es bestünden zwischen der deutschen Regierung und Fokker Kriegslieferungsverträge, wonach Fokker bei Ausbruch eines Krieges mit allen Vorbereitungen, die für den Serienbau von Flugzeugen notwendig sind, und die er schon jetzt auf Kosten der deutschen Regierung treffen würde, nach Deutschland kommen soll, um hier dessen Serienbau mit einer Tagesproduktion von 20 bis 30 Flugzeugen aufzunehmen. Sind das Gerüchte, oder ist das Wahrheit? Wann endlich wird der Reichstag in diesen Betrieb hineinleuchten und die Regierung zu genauer Aufklärung zwingen?

In allen Staaten, die den Luftverkehr mit Militärflugzeugen oder mit diesen ähnelnden Verkehrsflugzeugen betreiben, gibt es grade wegen der Unsicherheitsquote, die allerdings für militärische Zwecke belanglos ist, keinen wesentlichen Luftverkehr — man denke etwa an die Franco-Romaine, die grade wegen ihrer Unsicherheit wenig benützt wird —, denn alle Staaten betrachten heute den Luftverkehr und die Verkehrsluftflotte als ein Anhängsel ihrer Luftrüstung. Deutschland, dem ein Junkers den Weg zu einer völkerverbindenden Luftfahrt gezeigt hat, hat auch diesen Weg mit militärischen Hintergedanken gesehen, um nach anfänglicher enthusiastischer Unterstützung, als sich andre Wege zu offenen oder verschleierten Luftrüstungen zeigten, diesen Mann wieder fallen zu lassen. Grade jetzt, wo dank der Erlaubnis zum Bau von stärkern Motoren und von Flugzeugen größerer Dimensionen die Wirtschaftlichkeit für den Luftverkehr und für Flugzeuge, die nach diesen Prinzipien gebaut sind, erst beginnt — jetzt wird Junkers abgewürgt, um vielleicht einmal später unter andern finanzpolitischen Gruppierungen wieder begünstigt zu werden oder, was noch wahrscheinlicher ist, mit seinen bahnbrechenden Erfindungen ins Ausland abzuwandern. Nichts ändert das jedoch an dem Urteil, daß das kaufmännische Gebaren der Junkers-Direktoren den Anfang des heutigen Endes gebildet hat. Ein neuer Beweis für den Bankrott deutscher Kriegs- und Kriegswirtschaftspolitik.

Pariser Dankgebet von Theobald Tiger

In Nummer 20 hat Peter Panter geschrieben: „Ich bin dem Herausgeber dieser Blätter dankbar, daß er meine hymnischen Ergüsse aus meinen ersten Pariser Tagen nicht zum Druck befördert hat". Auf diesen Satz hin hat man mich der Feigheit geziehen: ich Internationalist hätte vermutlich aus Angst vor den deutschen Nationalisten nicht gewagt, die Wahrheit über Frankreich zu drucken. Bekanntlich ist Angst die Signatur dieser Blätter. Aber diesmal wars bei mir keine Angst, sondern einfach aus besserer Kenntnis der Stadt die Voraussicht, daß mein Mitarbeiter sich spätestens nach einem Jahr freuen würde, mit einem ungerechten Überschwang, wie er sich etwa in diesem Gedicht hier entfaltet, nicht Woche um Woche zu Worte gekommen zu sein.

Hier tritt mir Keiner auf die Stiebeln. Hier sind die Leute höflich und nett.
Und wenn mir doch mal Einer rauftritt, dann sagt er: „Ah, pardon, monsieur!" überall, in Malakoff und in der rue Lafayette.
Kyrie eleison!
Hier fahren die Autos glatt und schnell. Und geraten sie wirklich mal an einander mit leichtem Buff,
dann sagt Keiner: „Dir hol ick jleich runter vom Bock, du oller Mistkutschenfahrer, paß mal uff —!"
Kyrie eleison!
Hier ist der Schaffner kein Vorgesetzter, und der Verkäufer teilt keine Gnaden, sondern Schnitzel aus.
Hier geht man frühmorgens heiter und pfeifend aus seinem Haus.
Amen.
Hier kann man sich noch freuen, weil eine Marquise so schön gelb leuchtet. Hier hat Jeder Arbeit und doch Zeit,
ein Mensch zu sein, aufzuatmen allein und zu zweit.
Kyrie eleison!
Rekonvaleszenten sehen aus den Fenstern der Krankenhäuser, ungehetzt und voll Ruh.
Alte Herren gucken im Luxembourg den Spielen der Kinder zu.
Kyrie eleison!
Hier ist Wolke noch Wolke und Stein noch Stein.
Hier hat es noch einen Sinn, am Leben zu sein.
Amen.
Hier sind die Professoren keine Staatssklaven und die Studenten keine Hausknechte.
Hier muß man gebildet und kultiviert sein — das verlangt die Linke wie die Rechte.
Kyrie eleison!
Hier können sogar die Royalisten gute Artikel schreiben — es sind Leute von Witz und Esprit.
Und von schimmernder Wehr und Großfrankreich sprechen die Blätter fast nie.
Kyrie eleison!
Wenn sich hier die siegreichen General so benehmen wollten wie unsre geschlagenen zu Haus . . . !
Ein ganzes Land streckt friedfertig die Arme aus —
Amen.
Wie schön ist es, hier zu leben: ohne diese Gesichter, die keine sind;
ohne Krach und Krakeel — ohne den staubigen Berliner Sommerwind.
Zehn Jahre zu spät! Und doch darf ich nicht klagen.
Es tut so wohl, auch einmal Ja zu sagen.

Die Schuld der deutschen Verleger

von Gaston Heymann

Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur (wonach das Preisausschreiben der Buchhandlung R. L. Prager und des Verlags der Weltbühne fragt)? Sehr einfach: Es stellt sich überhaupt nicht; es desertiert.

Einer neuen Literaturzeitschrift schrieb kürzlich auf ihre Anfrage Herr v. Wilamowitz-Möllendorff, er stehe zur gegenwärtigen deutschen schönen Literatur überhaupt in keinem Verhältnis: „Vielleicht ist es ein Symptom, daß ich vorziehe, englische, amerikanische, skandinavische Bücher zu lesen, nicht nur, weil ich gern fremde Sprachen lese, sondern auch, weil diese mir etwas sagen." Wenn schon ein Gelehrter, der sein ganzes Leben der Erforschung der schöngeistigen Literatur gewidmet hat, eine solche Antwort gibt, kann man sich wohl ausmalen, wie die Antworten Fernstehender ausgefallen sind.

Hauptmann und die andern „Männer"? Ihre Auflageziffern beweisen nichts. In jedem Zusammenbruch gibt es einige „Prominente", die als Fettaugen auf der breiten Bettelsuppe des allgemeinen Elends herumschwimmen.

Wer noch nicht überzeugt ist, frage seinen Buchhändler nach seinem Jahresabschluß. Natürlich gibt es keinen Schatten ohne Licht. Und so stößt Willy Haas im Programmartikel seiner kürzlich gestarteten Zeitschrift pomphaft in die C-dur-Trompete und versichert uns, daß „die Literatur immerhin noch die reinlichste oder doch eine der reinlichsten Partien unsres öffentlichen Lebens sei". Warum auch nicht? Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß in „dieser Partie unsres öffentlichen Lebens" wirklich nichts mehr zu holen ist, er wäre hier endgültig erbracht.

Es ist zum größten Teil die Schuld der deutschen Verleger, daß es so gekommen ist, so kommen mußte, sobald ein politischer und wirtschaftlicher Zusammenbruch die Schleier zerriß. Denn auch hier hat der Krieg nicht neue Mißstände geschaffen: er hat nur längst bestehende aufgedeckt.

Ob es jemals seit den Tagen der Reformation eine deutsche Literatur gab, die wirklich im Rhythmus der Zeit mitschwang? Sicher ist, daß nie ein deutscher Schriftsteller die unmittelbare politische Wirkung eines Beaumarchais ausgeübt hat, obwohl, zum Beispiel, die Luise Millerin weit radikaler ins Zeug geht als der Figaro.

Und was sehen wir heute? Etwas Brunst und Krampf auf der Bühne. Der Rest ist noch immer der lyrische Erziehungsroman von tausend Seiten. Oder der psychologische Roman ohne Handlung. Noch immer läßt sich der deutsche Leser von nebulosen Professoren und Kritikastern weismachen, daß Literatur und Langeweile Synonyma seien, und verfällt so notwendig der Undichtung. Die Besten suchen ihr literarisches Seelenheil bei den Ausländern, vornehmlich bei Balzac und Dostojewski. Denn wo fänden sie in deutscher Sprache Dichtung und Spannung auf einen Nenner! Noch dazu in Verbindung mit im Zeitrhythmus erklingendem Inhalt. Was enthält

alles zwischen 1870 und 1914 Geschriebene von dem ungeheuern äußern Aufschwung und der beginnenden innern Zersetzung? Wo ist der große Balzac, der den Mut hat, das Geld, oder auch nur der Galsworthy, der es wagte, entschlossen den Besitz, die wahrhaft weltbewegenden Gegenstände unsrer Zeit zum Thema zu nehmen? Was enthält das Werk des ersten Repräsentanten unsrer Literatur seit den Tagen der Weber und des Florian Geyer von Allem, was uns in Wahrheit auf der Seele brennt? Von einem Hofmannsthal und hundert Andern, formell Einwandfreien gar nicht zu sprechen. Und da wundert sich Jemand, daß die Wilamowitze zu den Ausländern flüchten? Und Rowohlt Deutschland mit Hunderttausenden Balzac-Bänden überschwemmt? Unterdessen vegetieren die deutschen Schriftsteller mit wenigen Ausnahmen im Elend.

Ob das Deutschland des letzten halben Jahrhunderts überhaupt einen Balzac oder Shaw aufzuweisen hatte, ist eine Frage für sich. Wesentlich ist in diesem Zusammenhang allein, daß ihm ohne ungewöhnliche Glückszufälle unmöglich gewesen wäre, sich im Gewimmel bemerkbar zu machen. Hier setzt die große Schuld der deutschen Verleger ein. Für die geistige Orientierung ihrer übergroßen Mehrzahl sprechen die Äußerungen der Fachorganisationen deutlich genug. Es ist überflüssig, diese wohlbekannte Schreckenskammer geistiger Diskreditiertheit weiter zu öffnen. Die sich weniger in einer an sich verständlichen Hochflut von forschen Tendenzmachwerken äußert als in der Überschwemmung des Marktes mit einem endlosen grauen Landregen geistiger Museen und Herbarien, vollgepfropft mit in Spiritus gelegten Gedanken, ausgestopften Ideen und mehr oder weniger galvanisierten Weltanschauungsmumien. Das Nebensächliche, hier wirds Ereignis. Wie Kaspar Hauser kürzlich in der ‚Weltbühne' mit so köstlicher Ironie gezeigt hat, erfahren wir, wie der Zivilprozeß bei den Burjäten vor sich geht, und werden unterrichtet über das Seelenleben des Bandwurms, womöglich noch im Wirbel der Folgehaftigkeit seiner Geisteskonflikte schlechthin. Aber man frage einmal bei den bedeutendsten Buchhandlungen unsrer Großstädte nach, was sie über das Seelenleben des deutschen Arbeiters, eines für uns immerhin nicht ganz gleichgültigen Lebewesens, auf Lager haben. Und da wundert man sich, daß das durch Krieg, Inflation, Steuererpressung und Wirtschaftskrisen ausgelaugte Publikum ausbleibt?

Nein, unsre Verleger wundern sich im Grunde gar nicht. Sie haben die richtige Witterung, daß ihre Ware in den Auslagen der Buchläden auch ohne „Schaufensterregisseur" wie eine Dekoration zum Untergang des Abendlandes wirkt. Und da sie bis auf die bekannten Ausnahmen genau so unfähig sind, Zusammenhänge zu denken und in ihren eigensten Angelegenheiten Bescheid zu wissen, wie ihre Kollegen auf den andern Gebieten der deutschen Produktion, auch den bequemen Kartellrettungsring nicht gebrauchen können, zudem größtenteils noch in wilhelminischen, das heißt: ausschließlich quantitativen Wertungen befangen sind, so suchen sie den Erfolg durch

die Masse zu erzwingen. Nicht die Tiefe und der Wert, sondern die Zahl der Bücher soll es bringen.

Im letzten Jahr sind in Deutschland rund 30 000 Bücher erschienen. Das gibt, gering gerechnet, etwa 30 Millionen Bände. Was die deutschen Sortimenter vor die Quadratur des Zirkels stellt, jedem zweiten Deutschen ein Buch durch den geistigen Verdauungskanal zu jagen. Ganz abgesehen davon, daß große Provinzen, wie Pommern, über nennenswerte geistige Gedärme überhaupt nicht verfügen.

Während des gleichen Jahres erschienen in Frankreich noch nicht 10 000 Bände. Wenn man bedenkt, daß das französische Sprachgebiet mindestens ebenso ausgedehnt ist wie das deutsche; daß die gelben broschierten Bände, im Unterschied vom deutschen Buch, zum guten Teil reiner Exportartikel sind; daß die Frauen des lateinischen, vor Allem südamerikanischen Bürgertums das Französische fast durchweg beherrschen; daß die Berge von Bücherkisten, welche die Hafenkais von Bordeaux und Marseille bedecken, von den Kreolinnen, deren Lebensberuf das Schaukeln in der Hängematte ist, mit Sehnsucht erwartet werden: dann kann man ruhig sagen, daß das Angebot im deutschen Sprachgebiet dreimal größer ist als im französischen. Zwar erscheinen auch da durchschnittlich acht Romane am Tag — doch was besagt das gegenüber unserm geistigen Schlaraffenland!

Gehen wir hinüber ins englische Sprachgebiet. Da erschienen nach den letzten Angaben genau 10 000 neue Bücher, wozu noch 3200 Neuauflagen kamen. Zieht man in Betracht, daß das Englische nicht nur das Empire und die nordamerikanische Union umfaßt, sondern noch nebenbei Weltsprachendienste tut, dann kann man getrost sagen, daß es etwa dreimal so viel englisch sprechende Menschen gibt als deutsch sprechende. Trotzdem ist der deutsche von einem dreimal stärkern Büchertrommelfeuer überschüttet worden. Es ergibt sich also ein Verhältnis von 1 : 9 auf den Kopf des Sprachgebiets. Stellt man aber erst in Rechnung, daß die angelsächsische Welt die weitaus kaufkräftigste der Erde ist, daß dort die Zehntausende, die „out" sind, das heißt: sich auf See, im indischen Dschungel, auf den Inseln der Südsee, auf einsamen Stationen und Farmen der unermeßlichen afrikanischen Steppe befinden, eine weit größere Anzahl Tonnen mehr oder weniger problematischer Unsterblichkeit zu konsumieren imstande sind als der sich auch bei äußerster Kraftanstrengung wirtschaftlich oft nicht mehr behauptende Deutsche und seine in Dienstmagdarbeiten aufgehende Frau: so wird das Mißverhältnis auch bei Berücksichtigung der umfangreichen nordamerikanischen Produktion gradezu katastrophal.

Alles Andre ist nebensächlich: Diskreditierung des Geistes, Sportfexerei, Autoismus, Tanzwut, Radiospielerei blühen anderswo noch üppiger als bei uns, und man muß sich wohl oder übel damit abfinden. Als Regulator des deutschen Marktes kommt einzig der deutsche Verleger in Frage. Herbei braucht man die abschreckende Wirkung ihres monomanen Reklamegrößenwahnsinns nicht zu überschätzen. Mit der

„Stilgebauernfängerei" begann es vor ungefähr einem Vierteljahrhundert, und nun wird uns täglich an jeder Straßenecke ein neuer Goethe geboren, und ist jedes Machwerk fünfzehnten Ranges das geometrische Mittel zwischen dem ‚Wilhelm Meister' und dem ‚Raskolnikow'. Gewiß mag da der Brechreiz Manchen veranlassen, sein Lesebedürfnis lieber mit einer pornographischen Zeitschrift zu befriedigen. Doch das ist keine spezifisch deutsche Erscheinung. Vor wenigen Monaten erst schrieb der geistreiche Georges de la Fouchardière: ein normal veranlagter Staatsbürger, der alle von der Pariser Buchkritik und Reklame gepriesenen Bücher läse, würde in der Blüte seiner Jahre ein Idiot werden.

Wie man sieht, unterscheidet sich die deutsche Bücherproduktion von der ausländischen in der Hauptsache nur durch ihren Fettansatz mit entsprechendem Rentenschwund. Und zwar das schlechte, ranzige Fett einer gewollten Weltfremdheit. Die Heilmittel sind also einfach: Hunger und Laxative. Eine Herabsetzung der Produktion auf die englische oder französische Ziffer, also auf ungefähr ein Drittel, wäre nach Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse immer noch mehr als reichlich. Parallel dazu müßte eine Umstellung zur Qualität erfolgen. In einem Volk, wo vom Pubertätsjüngling bis zum alten Offizier a. D., von der Selektaschülerin bis zur alten Jungfer „Alles schreibt", wäre das nicht allzu schwer. An Auswahl fehlt es wirklich nicht, wohl aber an der Fähigkeit der Auswählenden, der Zeit den Puls zu fühlen und den französischen Grundsatz durchzusetzen, daß einzig die Langeweile die ganz unverzeihliche Todsünde ist.

Damit würde dann endlich auch der unwürdige Zustand aufhören, daß das deutsche Verlagswesen reines Spekulationsgeschäft ist, das dem Fähigen den Lohn seiner Arbeit größtenteils vorenthalten muß, um den Ausfall des nichtgehenden Schunds zu decken. Skeptiker werden freilich sagen, daß just die Mediokratie, deren steriler Unklarheit jeder Sinn für das Große, Klare und Wertvolle abgeht, das Elend des deutschen Buches zu so hohen Tagen kommen ließ. Und daß nicht einzusehen sei, wie diese vermottete, eigenbrödlerische Welt anders werden sollte, nachdem alles Kriegs- und Nachkriegselend nur die Nerven, nicht das Wesen der Menschen zu erschüttern vermocht hat. Aber „Tout est possible, même Dieu", pflegte Renan, der bodenloseste Skeptiker moderner Zeiten zu sagen. Laßt uns in Sachen des modernen deutschen Buches Alle Renans werden. Ohne übertriebene Erwartungen.

Die Idee in der Natur von Robert Breuer

Mein Riechtwieich sagt Joachim Ringelnatz und meint damit sein Bett. Ist das nun eine besonders eindringliche Art, die Wirklichkeit zu entdecken, oder kommt ungewöhnliche Phantasie zum Ausdruck, spricht Symbolik, öffnet sich ein mystischer Schacht zum letzten Wesen der Dinge? Der Streit, was der Künstler eigentlich tut: ob er die Natur wiedergibt, ob er sie umbiegt, umwertet, ob er sie zerpflückt

oder destilliert, ob er sie vereinfacht und verdichtet oder aufpumpt und verzerrt, ob er sich von der Natur das Gesetz diktieren läßt, oder ob er die Natur sich unterwirft — dieser Streit ist uralt, hat dicke Bücher beschäftigt und ist doch eigentlich müßig. Goethe sagt: „Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sichs deutlich bewußt zu sein." Und gleich darauf: „Das sogenannte Aus-sich-schöpfen macht gewöhnlich falsche Originale und Manieristen." Zwei vortreffliche Feststellungen; nur scheinen sie sich zu widersprechen und sind vielleicht am ehesten durch eine dritte Erkenntnis zum Zusammenklang zu bringen: „Die Künste ahmen nicht gradezu Das nach, was man mit Augen siehet, sondern gehen auf jenes Vernünftige zurück, aus welchem die Natur bestehet, und wonach sie handelt." Womit gesagt ist, daß der Künstler die Idee in der Natur entdeckt und gestaltet. Verbirgt sich nun wirklich aber diese Idee in der Natur, oder strömt sie aus dem Künstler? Anatole France scheint das Richtige zu treffen, wenn er alle Aesthetik ein Luftschloß nennt. Und die Kunstkritiker, noch mehr aber die Künstler täten wohl am besten, solche Luftschlösser nicht zu bauen; zum mindesten aber sollten sie endlich zugeben, daß all die disputierenden Etiketten, wie Impressionismus und Expressionismus und derlei mehr, nichts Wesentliches sind, sondern nur Hilfskonstruktionen des Unterscheidens und Ordnens.

Sie meinen alle, die Natur zu suchen und zu finden; und sie geben alle die Idee in der Natur, so, wie sie sich ihnen erschließt, so, wie sie auf die Natur des Künstlers antwortet. Selbst die sogenannten abstrakten Maler, die mit Linien und Punkten, Kreisen und Kurven auskommen möchten — was geben sie Andres als eine Projektion der Naturkräfte, der Fallkraft, der Zentrifugalkraft, des Anziehens und des Abstoßens!

*

Um wieder von Ringelnatz zu reden, dessen charmante Schildereien im Salon Wiltschek zu sehen waren: er entstöbert, auch wenn er den Pinsel sprechen läßt, der Natur die Melodie, die nun einmal in ihm wohnt, ein Dudeln und Kugeln, eine sentimentale Ironie und einen melancholischen Zynismus. Er zeigt uns eine zwischen Olivgrün und Stahlblau schwankende Nacht, unter deren fahlem Alpdruck in kleinen Nachen ungefähre Püppchen mit Stangen im Wasser suchen: Leichenfischer. Er läßt uns eine Harmonika hören und macht, daß durch das Gequieke des Schifferklaviers ein giraffiges Ungetier auftaucht. Er addiert auf der Größe eines Taschentuchs allerlei Hieroglyphen, Menschlein, die sich winden, die zu Tode fallen, die davonhetzen, die die Hosen verlieren, und sagt: Cholera.

*

Gar nicht so sehr verschieden von Ringelnatz ist Christian Rohlfs, von dem einige Aquarelle bei Wallerstein hängen. Ein oranges Brennen: Lilien; ein gelbes Durchleuchten der Dämmerung: Seerosen; ein Taumeln und Torkeln von Weiß: Pilze. Unbestimmte Erscheinungen und doch vollkommen überzeugende Eindrücke. Ein meisterhaftes Sichbeschränken auf das

Entscheidende, die letzte, alle plumpe Deutlichkeit belächelnde Reife der Weisheit; während Ringelnatz ganz ähnliche Erregung durch ein naives Tasten hervorruft, durch einen keuschen Dilettantismus.

*

Schwermütiges Blut vergilbter Rasse ist bei Lasar Segall das Medium, durch das die Idee aus der Natur herausgeholt wird. Die Tragik des Ostjuden ist in allen seinen Bildern. Man trifft sie bei Neumann-Nierendorf. Er stammelt; aber dieses Lallen reicht aus, um uns die Vision eines proletarischen Patriarchen glaubhaft zu machen. Ein bewußtes Nebeneinander von gebrochenen Tönen, von Ocker und Oliv, von Erdviolett und Korngelb suggeriert uns Innigkeit. Einmal empfinden wir solche Innigkeit besonders stark durch das Ineinandergreifen zweier Hände und empfangen so die Idee in der Natur eines Liebespaares.

*

Ein strenger Richter könnte mit Leichtigkeit so bei Ringelnatz wie bei Rohlfs und auch bei Segall das Unzulängliche nachweisen, das Unbeholfene, das Eckige, vielleicht auch das Absichtsvolle, das Andersseinwollende, das Aus-sich-schöpfen. Entscheidend bleibt die Wirkung auf den Beschauer, die freilich wieder abhängig ist von dessen Art, von dessen Blut, vielleicht von dessen Entartung und vergiftetem Blut. Wo ist die Wahrheit in der Kunst?

*

In der Ausstellung der Akademie stehen wir ergriffen vor Malereien, denen die rücksichtsloseste Kritik: die des Geschichtsprozesses den Adel der Klassik verlieh. Wir stehen vor Courbet, Manet, Monet, Renoir, Cézanne, vor Menzel und Leibl, vor Goya, Thoma und Marées. Die Heroen des Impressionismus. Geben sie die Natur? Auch sie geben nur jene Natur, die der Künstler meint: die Idee.

Amazone von Friedrich Markus Huebner

Für Louison

Knabenstolz und Weibesschmiegung,
so verwirrend eins im andern …
Wohin lockt mich fortzuwandern
fliehende Entgegenbiegung?

Wem Du, leihend, Dich ergibst,
wird betrogen. Seine Liebe
harrt vergebens, daß der Triebe
Sturm Dich löst und Du zerstiebst.

Rumpf und Knie und alle Form
hält sich marmorn unzerstört.
Weib, das wütend sich verheert,
bleibt gestrafft in Mannesform.

So besitz ich das Verpönte.
Jeder Kuß mischt mich ins Gleiten
dunkler Grenzen, drin vor Zeiten
Urzwist gor und sich versöhnte.

Die guten Freunde von Alfred Polgar

„Die guten Freunde": Lustspiel von Victorien Sardou. Ein Stückmuster, ein Musterstück der Theatermode von dazumal. Sie bevorzugte einfarbige Stoffe, liebte Falten und Plissees. Ihre Weitläufigkeit war nicht ohne Anmut.

Die „guten" Freunde sind ironisch gemeint. Mit einem im Ton mitschwingenden „Wer mir Böses gönnt!" auszusprechen. Doch ist in Sardous Ironie kein Tropfen Galle. Sein Bitteres wirkt wie ein Bitterer; als Apéritif.

Der Geist, das Aroma der Komödie ist längst verraucht, ihre Scherzfarben sind abgeblaßt, sie mutet heute an wie ein Puppenspiel für kindliche Stunden Erwachsener. Aber der Reiz ist noch zu spüren, den so sachte, von munterm Schnick-Schnack durchsetzte Gesellschaftsposse für ein Bürgertum gehabt haben mag, das sich im Theater karessiert und gekitzelt fühlen wollte. Mit dem sogenannten Leben hat und hatte derlei Lustspiel nichts zu tun. Es ist ein Kind der Konvention, also ein Enkel der Wirklichkeit. Kaum ein Zug, der an Großmama erinnerte.

Eben in der Abseitigkeit vom Wirklichen liegt das Haltbare solchen Spiels. Es hatte schon als es noch frisch war was Präpariertes, das ihm Dauer sicherte. Es kam gewissermaßen schon ausgestopft zur Welt.

Doch die Technik, die berühmte Sardousche Technik bleibt rühmens- und studierenswert. Wie feine Ordnung hält der alte Meister auf seinem Tanzparkett, wie exakt und doch luftig schlingen und lösen sich die Figuren seiner Lustspielquadrillen. Graziös, à la guirlande, hängen zwischen Ursache und Wirkung die Verkettungen. Handarbeitlich geschickt ist der Faden durch jedes Öhr gezogen, reißt nirgends ab, wird nirgends zu kurz oder zu lang.

Es ist schon eine Kunst, wenn es auch nicht Kunst ist.

Vom antiquarischen Burgtheaterglanz, der das Stück umwittert, kam etwas auch in die Josefstädter Hütte. Regie: Hugo Thimig. Er verbreitet Behagen. (Der Ton liegt auf: Behagen, er liegt aber auch auf dem: verbreitet.) Als Spieler hat er den frischesten Humor, die gemütlichste Komik der Schlauheit und Schadenfreude. Frau Steinsieck ist reizend als sanftes, behutsam an der Sünde schnuppperndes Bürgerweibchen. Im gemäßigten Lustspielklima entfalten sich die natürliche Delikatesse und Feinheit ihres Wesens besonders schön. Sehr drollig, in der Erscheinung schon, Fräulein Geßner, als heimlich-schlimmer Knabe. Sie sieht aus und wirkt wie eine Pointe ohne Anekdote. Gustav Waldau macht den Braven, dem die guten Freunde übel mitspielen. Bezaubernd. Er faßt Dinge und Menschen so behutsam-zärtlich an, wie ein Sammler seine geliebten Stücke. Rührend die Bescheidenheit noch seines Unglücklichseins, und wie ihm lautlos das Herz zu Kopf steigt. Nicht nur Güte ist in seinem Blick und Wort, in seiner Ruhe und Heiterkeit, sondern auch Philosophie der Güte. Er hat sie nicht, dazu wäre dieser brave Chaussade zu einfach, aber er lebt sie.

Medea

Allen Respekt vor den Deutschen, die pietätvoll genug waren, den toten Grillparzer zu feiern, nachdem sie den lebendigen hatten verkümmern lassen. Aber das ist kein Grund, auch heute noch in pietätvoller Urteilslosigkeit Grillparzer als Gesamterscheinung neben Kleist und mit seiner ‚Medea' über den Euripides zu stellen. Der antike Dichter gibt nicht die Saat, sondern nur die Ernte von Medeens Geschick und bewegt sich damit in dem engen Spielraum einer puren Katastrophe. Dafür liegt hier der Brennpunkt aller jener Leidenschaften, die in Medeen gärten und sie endlich auf den Gipfel grausiger Taten treiben. Zu dieser Katastrophe eine vielaktige Vorgeschichte erzählen, die sich nicht anders als in epischer Umständlichkeit abrollen kann, heißt: ihre Schlagkraft abschwächen; für diese grausigen Taten gar eine subtile Motivierung anstreben heißt nicht: sie vermenschlichen, sondern: sie vollends verunmenschlichen. Denn jetzt erst wird der Kindermord, der bei der klassischen Medea einer lapidaren Hemmungslosigkeit entspringt, unglaublich, grauenhaft und unvermittelt. Es ist, als habe Grillparzer ihn nur behalten, weil er ihn gefunden. Bei Euripides stimmt eins zum andern. Die Kolcherin ist beim Verrat des Griechen gleich entschlossen, ihre Kinder umzubringen, und nach dem Mord erbarmungslos genug, den Vater dieser Kinder zu verhöhnen. Grillparzers Medea ist demgegenüber nicht etwa ein gemischter Charakter, sondern einfach ein konstruiertes Monstrum. Es wird ihr das Seelenleben einer Gestalt von Ibsen untergeschoben; und wenn schon nicht die logische, so doch die dichterische Konsequenz müßte ihr zur Pflicht machen, an der großen Enttäuschung ihres Lebens innerlich zu verbluten. Stattdessen haut und sticht sie um sich. Grillparzer hat nicht Faust genug, um ganz mit den Greueln der alten Fabel aufzuräumen, wohl aber ist er Philister genug, um diese übernommenen Greuel durch ängstliche Beschwichtigungen zu verwässern. Seine Medea war Nora und wird Norma: das wäre eine menschenmögliche Entwicklung von harter Einsicht zu sanftem Edelmut. Nur hat weder Nora noch Norma ihre Kinder getötet, und Grillparzer dürfte von der einen zur andern nicht auf dem Umweg über den Viehhof gelangen wollen. Es ist unerträglich, wenn die bluttriefende Medea Weisheiten von sich gibt, die ihr von vorn herein verwehrt haben müßten, zur Mörderin zu werden, und es läßt sich nur eine Macht denken, die diesem verlogenen Gewäsch seine parodistische Wirkung nehmen könnte: die Musik. ‚Medea' als Oper hat vielleicht eine Zukunft. Die Größe von Grillparzers Trilogie ist eine Legende der Literaturgeschichte.

*

In die wird Hans Henny Jahnn vielleicht gar nicht übergehen. Aber heute ist er mir lieber als Grillparzer. Nicht, weil mich seine Vorgänge träfen. Daß in einer vierköpfigen Familie gezaubert und Blutschande, Päderastie und pervertierte Blutschande ohne alle Hexerei teils ausgeübt, teils ersehnt und geträumt wird und jedenfalls zu

Tod und Verderben von Solisten und ganzen Chören führt: das charakterisiert zwar eine urtümlich-barbarische Welt und umso besser, als es nicht bemoralisiert wird. Nur wüßte ich kaum eine Stelle, wo ich ausrufen müßte: Ta twam asi! Ist die Unklarheit vieler Stellen schuld? Wenn auf der Bühne Einer zum Andern sagt: „Nicht Alles verstehst du an dem, was du aussprichst", so gilt das auch für den Hörer vor der Bühne, der sich wünscht, daß der Dramatiker unausgegorene Partien eben ausgären lasse. Ohne deshalb auf anschauliche Neubildungen wie „brälen", „trompten", „blake Seele" zu verzichten. Daneben stehen höchst barock so prosaische Wendungen wie etwa diese: „Ausländer lieb ich nicht... Kümmert seine im Ausland eingegangene Ehe mich?" Plötzlich liegt Kolchis bei Berlin oder Hamburg. Aber dieser Dichter setzt nicht verschiedene Stile als ein armer Eklektiker zusammen, sondern wirft sie aus einer erschreckenden Überfülle chaotisch heraus. Er hat tief hinunter in Bezirke gesehen, über die des Sängers Höflichkeit oder Wohlerzogenheit herkömmlicherweise schweigt. Er ist dem Menschen bis an den Sitz der Tierheit gedrungen und verharrt mit einer Unerschrockenheit dort, daß dagegen, zum Beispiel, die ‚Büchse der Pandora' wirkt wie Thekla von Gumperts Töchteralbum. Er ringt um den unerbittlich wahren Ausdruck der Vision, die er vom Liebesleben als einer Hölle, einem Pandämonium hat. Schade, daß er zur Gestaltung dieser Vision noch den Umweg über die toten Symbole braucht. Sie erschweren ihm ja doch ohne Not den Zugang zu unserm unmittelbaren Gefühl. Immerhin sind wir dankbar, nach einer ‚Medea' von bleierner Langweiligkeit, deren elf Akte für zwei Abende reichen, eine einaktige für zwei Stunden zu haben, voll vehementer Glut, förmlich berstend von einem Paroxysmus der Leidenschaft, der vermutlich anstecken wird, wenn er sich statt an blutrünstigen Fabeln der Vorzeit an der genügend fürchterlichen Wirklichkeit unsrer eignen Epoche entzündet.

*

Das Staatstheater hat sich unter allen Umständen sehr verdient gemacht. Zu solchen Zumutungen an ein immer noch konservatives Publikum gehört geistige Tapferkeit. Ein einziges angemessen düsteres Szenenbild Rochus Glieses hatte Jürgen Fehling unheimlich belebt. Aber leider hatte er nicht erzielt, daß alle Sprecher den Sinn ihrer Reden brachten, der einem manchmal erst bei der Lektüre aufging. Sobald Agnes Straub eine Frau sein soll, die der Mann verschmäht, entspricht es ihrer Natur, daß sie eine Frau hinstellt, von der man nicht begreift, wie sie jemals zu Kindern gekommen ist. Sie sieht aus wie ein Wegener, den man aus einer Kokosnuß geschnitzt hätte, Caliban mehr als Medea. Das arme Geschöpf empfindet Schmerz. Diesen Schmerz muß man mitempfinden. Und das kann man bei Frau Straub nicht, teils weil sie immer Syrup in ihren Tönen hat, teils weil ihr selbst viel mehr an der bravourösen Chargierung einer Bestie als an der Entblößung des Herzens sogar in der Bestie zu liegen scheint.

Zwangsversicherung der deutschen Redakteure

von Clemens Pietsch

Die Kritik, die in Nummer 4 der ‚Weltbühne' am Vertragswerk der Reichsarbeitsgemeinschaft der deutschen Presse geübt worden ist, hat viel Empörung erregt, weil sie den Tatsachen nicht entsprochen habe. Sie hat auch kräftige Zustimmung gefunden. Aber darauf kommts nicht an. Die Tatsachen sollen reden und sollen entscheiden, ob diese Zwangsversicherung der deutschen Redakteure ein soziales Werk ist — oder nicht.

In jener Kritik war beanstandet worden, daß der schematische Abzug von 5 Prozent der Redakteurgehälter bei der Kaufkraft der Schachtmark, dem Stand der Redakteurbesoldung, dem Lohnsteuerabzug und dem gesteigerten Aufwand für Wohnbedarf sozial ungerecht und in vielen Fällen nicht tragbar sei. Das mögen die wenigen Prominenten mit 2000 und mehr Mark Gehalt bestreiten — auch Herr Richter, Vorsitzender des Reichsverbands der deutschen Presse, nicht Redakteur einer Tageszeitung, fällt nicht unter die von ihm selber so warm gepriesene Zwangsversicherung —: für die überwiegende Mehrheit der deutschen Redakteure ist dieses Argument unwiderlegbar. In Meseritz und anderswo werden andre Gehälter gezahlt als in Berlin.

Es ward ferner die kritische Prophezeiung gewagt, daß die Zwangsversicherung der deutschen Redakteure automatisch eine Stabilisierung der jetzt schon in vielen Fällen unzureichenden Gehälter mit sich bringen werde. Und siehe da: in Nummer 12 der ‚Deutschen Presse' vom 24. März — das ist das Verbandsorgan der deutschen Redakteure, das vor dem Abschluß des Vertrags kein Wort der Kritik am Vertragswerk zuließ — schreibt jetzt der Berliner Kollege Horst Zikel:

> Es ist zwar abgemacht, daß 5 Prozent ihres Gehalts die Redakteure, 7½ Prozent aber die Verleger zu zahlen haben werden; doch erscheint es als selbstverständlich, daß die Herren Verleger sich diese Summe in ihren Angestellten-Etat einkalkulieren werden, und daß letzten Endes die Redakteure doch die ganzen 12½ Prozent, wenn auch indirekt, zu tragen haben werden. Denn entweder werden sich diese 7½ Prozent in den Gehältern auswirken, oder aber in den Gehaltserhöhungen, welche nicht erfolgen werden.

Und zu diesen kritischen Anmerkungen schreibt der Herr Richter salbungsvoll, gewisse Befürchtungen dieser Art seien vielleicht nicht von der Hand zu weisen, aber es sei Pflicht des Reichsverbands und der Unterverbände, dafür zu sorgen... Bitte, sorgen Sie mal, Herr Richter!

Ferner war in der Kritik die Alterspension für kümmerlich erklärt worden. Dazu sei wiederum ein Bericht der ‚Deutschen Presse' zitiert, der aus der Berliner Bezirksverbandsversammlung vom 2. Mai meldet:

> An zweiter Stelle wurde die Altersversicherung besprochen. Es wurden lebhafte Klagen laut über die Herabsetzung der Renten.

Herr Richter sagte zwar energische Wahrnehmung der Interessen der Mitglieder zu — aber was hilft das! Der Vertrag ist unterzeichnet, die Bedingungen sind angenommen, der Eintreibungsappa-

rat funktioniert, und die Shylocks bestehen auf ihrem Schein. Die Concordia, eine der drei Versicherungen des Allianz-Konzerns, dem das gewinnreiche „Sozialversicherungsgeschäft" in den Schoß gefallen ist, hat dieses Jahr laut Geschäftsbericht 10 Prozent Dividende verteilt. Und da klagen die armen zwangsversicherten Redakteure über die Herabsetzung der Renten!

Die Zwangsversicherung ist auch als dubios bezeichnet worden, als zweifelhaft und bedenklich, was die Garantie der Erfüllung ihres sozialen Endzwecks betrifft. Diese Garantie ist in keiner Weise stabil. Hier der dokumentarische Beweis. Artikel VII des Tarifvertrags und § 11 des Tarifvertrags legen die Verpflichtung der Redakteure zur zeitlich nicht begrenzten Zwangsversicherung fest. Der Artikel VIII des Tarifvertrags begrenzt aber die Dauer des Tarifvertrags auf 10 Jahre und begrenzt ebenso die Dauer der Verpflichtung der Verlegerschaft, ihren Prämienbeitrag zu zahlen, auf 10 Jahre.

Der Verlegerschaft erschien diese Begrenzung ihrer Prämienbeitragspflicht auf 10 Jahre so wichtig, daß sie sie auch in dem Zusatzvertrag noch einmal ausdrücklich festgelegt hat, und zwar wörtlich so:

> Die Verpflichtung des Arbeitgeberverbandes — Beitragszahlung zur Versicherung — besteht vorerst nur auf die Dauer von 10 Jahren. Sie erlischt, falls aus irgendeinem Grund die Versicherungsanstalt vorher aufgelöst wird.

Das bedeutet also die einseitige dauernde Bindung der Redakteure an die Zwangsversicherung; das bedeutet, daß sie zunächst einmal in den ersten 10 Jahren in ihren Gehältern nicht verbessert werden, daß sie indirekt die ganze Prämienlast auch in den ersten 10 Jahren schon tragen; das bedeutet weiter das Risiko, daß sie nach den ersten 10 Jahren direkt die ganze Prämienlast allein weiter zu schleppen haben könnten. Denn die wirtschaftlich stärkern Vertragspartner: die Verleger sind nach dem klaren Wortlaut des Vertrags nur auf 10 Jahre gebunden und können nachher machen, was sie wollen. Dieser Punkt wurde einem Verleger von einem Redakteur entgegengehalten, worauf die aalglatte Antwort erfolgte: Wenn der Redakteur so tüchtig ist, dann wird der Verleger sicherlich auch nachher die Prämie weiter bezahlen. Worauf der Verleger die prompte Antwort erhielt: Das sind schöne Versprechungen, aber keine gesetzlichen Bindungen!

Man kann daher diese Zwangsversicherung ohne Übertreibung als eine „Versicherungsfalle" bezeichnen und prophezeien, daß die Versicherungsgesellschaften an den „Versicherten mit Lücken" gewaltige Profite machen werden.

Die Erfüllung des Endzwecks dieser als „sozial" sich gebenden Zwangsversicherung ist also keineswegs fest genug verbürgt. Und es besteht die große, gar nicht unwahrscheinliche Gefahr, daß eine ganze Anzahl von Redakteurkollegen schweren finanziellen Schaden erleiden. Diese Voraussicht und feste Überzeugung, die durch Tatsachen begründet ist, berechtigt Redakteure und Journalisten zur schärfsten Kritik an dem Machwerk. Diese Zwangsversicherung ruht in den Händen von privaten Versicherungsgesellschaften, die keiner besondern staatlichen Kontrolle unterstehen und ganz natürlich den Erwerbs- und Profitzweck in den Vordergrund stellen. Der soziale Zweck ist hier nur leichte Tünche, anders als bei den Hausversicherungskassen der großen Verlage, bei der Reichsversicherung für Angestellte und

bei der Hilfs- und Unterstützungskasse des Vereins Arbeiterpresse, der alle sozialistischen Redakteure umfaßt.

Was wirklich soziale Versicherung ist, das zeigen im Gegensatz zu dem geistlosen Massenversicherungsschema des Reichsverbandsvorstandes die Hausversicherungskassen von Mosse, Girardet und Dumont-Schauberg. Die wehren sich mit gutem Recht dagegen, daß sie durch eine Allgemeinverbindlichkeitserklärung der Zwangsversicherung unterdrückt und auf ein Niveau herabgezwungen werden sollen — unter Bringung von kleinen Opfern, wie Herr Richter sich ausdrückte —, das sie als unwürdig für sich selber und ihre Angestellten empfinden. Dasselbe gilt von der Hilfskasse des Vereins Arbeiterpresse, bei der die Verlage der einzelnen Zeitungen jährlich einen prozentualen Zuschuß, entsprechend ihrem Betriebsgewinn, einzahlen.

Das unterscheidende Merkmal dieser Kassen ist das: sie verfolgen keinen privatkapitalistischen Erwerbszweck, sondern wollen einzig und allein dem sozialen Zweck der Altersversorgung ihrer Mitglieder dienen. Das kann man von der Zwangsversicherung des Reichsverbands mit dem besten Willen nicht behaupten.

Das Zwangsversicherungsschema des Reichsverbands ist kein mustergültiges soziales Werk: das beweist auch der Wettlauf der privaten Versicherungsgesellschaften um die Zuweisung dieses gewinnreichen Massenversicherungs-Auftrags beim Reichsverbandsvorstand; das beweist auch ihre Bemühung um Allgemeinverbindlichkeitserklärung bei den zuständigen Behörden. Je größer die Zahl der Zwangsversicherten, umso größer der Profit, denken die Versicherungsgesellschaften. Beträge von 250 000 bis zu 600 000 Mark sind angeboten worden, um das Monopol dieser Zwangsversicherung vom Reichsverbandsvorstand zugewiesen zu erhalten.

Angenommen hat der Vorstand des Reichsverbands 250 000 Mark des Allianz-Konzerns (jener Gruppe von drei Versicherungen, die den Geschäftsauftrag erhalten haben: Allianz, Berlin; Neue Concordia, Köln; Bayrische Lebensversicherungsbank, München).

Diese 250 000 Mark gehen (laut ‚Deutscher Presse' vom 13. Januar 1926) in einen sozialen Fonds, aus dem über 68 Jahre alte, also für Versicherung nicht mehr in Betracht kommende Kollegen unterstützt werden sollen. Das sei ihnen von Herzen gegönnt — aber mußte dahin auf Wegen gelangt werden, wie sie der Reichsverbandsvorstand zu beschreiten für gut befunden hat? Warum sorgen für diese Kollegen nicht die Verlage, bei denen sie grau geworden sind?

Jedenfalls ist durch diese merkwürdige Methode des Reichsverbandsvorstands, sich, gegen Übertragung eines gewinnreichen Millionengeschäfts an einen Versicherungsmonopolkonzern, einen Betrag von 250 000 Mark „schenken" zu lassen, noch ein Versprechen zu Wasser geworden:

Vorher hat der Verband den Kollegen das Lockmittel hingehalten: Die Massenversicherung kann so gut und billig sein, weil die Propaganda- und Prämieneintreibungskosten und die Provisionen wegfallen! Jetzt ist dieser in die Augen springende Vorteil durch die Errichtung eines sozialen Fonds für nicht mehr Versicherungsfähige, der mit der Zwangsversicherung selbst nichts zu tun hat, wegeskamotiert worden. So bleibt von der ganzen „sozialen" Zwangsversicherung der Redakteure nicht viel übrig, zumal sie nach der ahnungsvollen Voraus-

sage des Kollegen Zikel indirekt die ganze Prämienlast aufgewälzt bekommen werden. Diese Zwangsversicherung ist also ein ganz gewöhnliches Feld-, Wald- und Wiesenversicherungsgeschäft, profitabel nur für den Allianz-Konzern; der „verschenkt" in Wirklichkeit nichts, nicht einmal 250 000 Mark. Das müssen die Zwangsversicherten auch noch bezahlen!

Was werden die Kollegen vom Reichsverband tun? Schweigen und zahlen? Oder — gegen die Allgemeinverbindlichkeitserklärung protestieren? Dann könnte das ganze Machwerk doch noch in Scherben gehen, zumal hier dolus vorliegt, mangelnde Unterrichtung der Kollegen über die Versicherungsbedingungen vor Abschluß des Vertrages!

Der Antrag des Reichsverbandsvorstands auf Allgemeinverbindlichkeitserklärung war kaum bei der zuständigen staatlichen Stelle eingelaufen: da war bereits ein Direktor des Allianz-Konzerns auf dem Regierungsbüro, um sich zu erkundigen, ob die Verbindlichkeitserklärung schon ausgesprochen sei. Er wollte sie gleich mit nach Hause nehmen, fuhr aber erfolglos ab. Cui prodest? — diese Kriminalistenfrage sollte sich auch die Reichsarbeitsverwaltung stellen und reiflich erwägen! Die Sache hat Zeit genug — nur Profitgier und Machtinteresse drängen zur Eile. Kann eine staatliche Behörde, die doch das Wohl der Allgemeinheit im Auge haben muß, dieses mit einem sozialen Mäntelchen umhüllte, in der Tat aber hauptsächlich den kapitalistischen Erwerbsinteressen eines kleinen Monopol-Versicherungs-Konzerns dienende Zwangsversicherungsschema für allgemeinverbindlich erklären?

Der Reichsverbandsvorstand ist nicht befugt, im Namen aller deutschen Redakteure aufzutreten. Auch die dem Reichsverband nicht angehörenden Redakteure stehen dem Organisationsgedanken und sozialer Versicherung nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Aber sie werden sich mit aller Macht — und sei es mit einem Appell ans Gericht — dagegen wehren, in diese Zwangsversicherungsfalle hineingezogen zu werden, welche drei Klassen von Redakteuren schaffen würde: die prominenten, die nicht zu zahlen brauchen; die Hauskassenversicherten und die Angehörigen der Hilfskassen des Vereins Arbeiterpresse, die eine wirklich solide Sozialversicherung haben; und die vom Reichsverbandsvorstand Zwangsversicherten, die Prämien bezahlen müssen, bis sie nicht mehr können, ohne den Zweck dieser Zahlungen stabil und definitiv gesichert zu sehen.

Herr Wendriner erzählt eine Geschichte

von Kaspar Hauser

Mahlzeit! Guten Appetit! Na, dann wolln wir anfangen! Na, was ist —? Du hast uns zum Essen reingerufen, und das Essen steht nicht auf dem Tisch! Hundertmal hab ich schon gesagt, wenn ich reinkomm, will ich, daß das Essen aufm Tisch steht. Das Mädchen . . .! Das Mädchen . . .! Entschuldigen Sie, Welsch, aber wir haben 'n neues Mädchen . . . Na, ich will mich am Sonntag nicht ärgern. Ja, also was ich sagen wollte: ich wollt Ihnen doch erzählen, was mir da neulich passiert ist. Ich komm also — ah, endlich, die Suppe! Guten Appetit! tu auf — ich komm also nachm Theater, ich glaube, es war im

Schauspielhaus, nein, doch nicht . . . im Deutschen Theater, richtig, komm ich raus und geh so auf die Straße — mir nicht so viel Klößchen — Welsch, nehm Sie von den Klößchen, die sind excillent, ich soll sie bloß nicht essen, ich wer so dick, sagt der Arzt — komm ich raus, spricht mich ein wildfremder Mensch an. Ganz jung, ein ganz junger Mensch . . . Soo! Walter, kannste dich denn nicht vorsehn! Jetzt haste wieder alles danebengespritzt! Nächstens wern wir dir 'n Pichel umbinden! So ein großer Junge! Weiß oder rot, Welsch? Ich nehm auch lieber roten . . . 'n ganz junger Mensch, ich kenn ihn nicht — gib mir mal 'n bißchen Salz — und spricht mich an. Er hätt nichts zu essen. Ich sage, lieber Freund, sag ich, ich hab auch manchmal nichts zu essen, aber deshalb spricht man doch nicht gleich jeden Menschen auf der Straße an! Ausgerechnet mich! Als ob nicht reichere Leute aus dem Theater . . . Lächerlich, Welsch, was Ihnen meine Frau auftut, könn Sie essen! Genieren gibts hier nicht, nu nehm Sie schon . . . Also ich sag zu dem jungen Mann, hörn Sie mal, sag ich, Sie sehn doch ganz anständig aus, wie kommt das, daß Sie nichts zu essen haben . . . Also, Welsch, jetzt tun Sie mir den einzigen Gefallen und zieren Sie sich hier nicht! Nehm Se doch! Nu nehm Sie noch 'n bißchen Zander! Nu nehm Sie doch! Bedienen Sie sich! Genötigt wird hier nicht. Ja, sagt der junge Mann, er wär aus Breslau, ich horch natürlich auf — Walter, du sollst nicht so viel Buttersauce essen! Iß nicht so viel! Das bekommt dir nicht! Neulich hat er sich erst übergeben! Iß nicht so viel Buttersauce! Kannst du nicht hören? Nimm ihm mal die Buttersauce weg! Nehm Sie noch 'n bißchen, Welsch! Vorjen Sonntag war Regierer hier, der hat sich für drei Wochen voll gegessen! Ein gesunder Appetit! Nehm Sie noch 'n bißchen, Welsch! Jetzt hast du wieder das gehackte Ei vergessen! Paß doch 'n bißchen besser auf! Nie paßte auf. Was sagen Sie, Welsch? Volksentscheid? Ich weiß nicht, ich bin nicht dafür. Ich hab son unbehagliches Gefühl! Damit fangen sie an, und mitm Auto hörn sie nachher auf. Und ich will Ihnen mal sagen — unterbrich mich doch nicht immer! — ich will Ihnen mal sagen . . . grade die Juden sollten . . . La domestique . . . Jaa, ja, das Fleisch ist sehr schön durch! Ich erzähl Ihnen nachher weiter. Jetzt nicht. Sagt der junge Mensch also zu mir, er wär aus Breslau. Ich hab mich unterbrochen, ssis nicht nötig, daß das Mädchen Alles hört. Sie gehn bloß nachher rum und erzählen wer weiß was. Nehm Sie doch 'n bißchen Kompott! Kompott ist sehr gesund. Essen Sie auch Fruuhtsoohlt — ich meine, son Salz — es ist kein richtjes Abführmittel . . . Hilde, siehst du eigentlich von deinen Eltern, daß sie sich bei Tisch in der Nase bohren? Bei Tisch bohrt man nicht in der Nase. Tut man überhaupt nicht, hat Welsch ganz recht. Ja, um auf den jungen Mann zurückzukommen, er erzählt also von Breslau, kommt raus, er hat als kleiner Junge meinen verstorbenen Vater gekannt — er hat manchmal Bobongs von ihm bekomm. Ich hab mich natürlich nich zu erkennen gegeben, überhaupt war es schon spät, und es war auch 'n bißchen dunkel auf der Straße — ich konnt ja

nicht wissen, wer der junge Mensch war . . . Ist kein Brot da? Siehste, wieder haste kein Brot reingestellt — du weißt doch, daß ich Brot beim Essen aufm Tisch haben will! Zieh dich eben vorher an! Das Bild hängt schief — Kinder, was macht Ihr bloß den ganzen Tag! Keiner paßt auf — wenn ichs nicht sehe . . .! Ja, 'n ganz hübsches Bild — ich sammel son bißchen. Impressionisten natürlich. Von der modernen Kunst halt ich nichts. Ja, also richtig: er sagt, er wär stellungslos, er hätt keine Wohnung — und — Mahlzeit! Mahlzeit! Mahlzeit, Hilde! Mahlzeit, Walter! Mahlzeit, Welsch! Komm Se, 'n Likör . . . Kaffee trinken wir drin. Komm Se, wir rauchen 'ne Zigarre. Hier, die is leicht. Nein, nehm Sie die — die is besser. Hier ham Se Feuer. Ja, um auf die Geschichte zurückzukommen — Sie, meine Frau ist grad mal rausgegangen, kennen Sie schon den Witz von dem alten Grafen, der heiratet und im Hotel vor der Hochzeitsnacht noch schnell in die Bar geht? Ja. Er verlangt Pilsner; sagt der Barkiehper, Herr Baron, nehm Sie kein Pilsner, das schlägt nieder. Nehm Sie lieber 'n Glas Scherri. Tut er. Wie er am nächsten Morgen runterkommt, sagt er zu dem Kellner: Wissen Se was, geben Sie mir zwei Glas Scherri und meiner Frau schicken Sie 'ne Kanne . . . Ach, da bist du ja — ich sage grade zu Welsch, mit der Mietsregelung müßte man das anders regeln. Ist der Kaffee fertig? Ja? Komm Se, Welsch, wir wolln Kaffee trinken. Ein oder zwei Stück Zucker? Milch? Ich nehm nie Milch. Hat mir der Arzt verboten. Kaffee hat er mir auch verboten. Man kann bloß nicht Alles tun, was einem die Ärzte sagen. Ja, nu passen Sie auf, wie das mit dem jungen Mann war. Er hat mich um meine Adresse gebeten . . . na, das hab ich nu nicht getan — ich wer doch einem fremden Menschen nicht meine Adresse geben . . . Wo soviel Schwindler in Berlin rumlaufen. Dabei fällt mir ein: haben Sie eigentlich Oberbedarf verkauft? Ich weiß nicht . . . ich hab kein rechtes Zutrauen . . . Was! Was denn! Sie gehn doch noch nicht! Ach, Welsch, machen Sie doch keine Geschichten! Wird Ihre Schwägerin eben 'n bißchen warten! Komm Se immer noch früh genug hin! Lächerlich! Bleiben Sie doch noch 'n bißchen! Iiih — bleiben Sie doch noch! Na, wenn Sie durchaus wollen. Warten Sie, ich bring Sie raus. Hier — das ist Ihr Überzieher. Das ist meiner. Ja, ich laß bei Kropat arbeiten — ich bin ganz zufrieden . . . er macht mir Extrapreise. Der Meister bedient mich immer selbst. Welsch, ham Sie das Papier hier hingeschmissen? Ach, das is von Ihren Blumen. Walter! Nimm mal das Papier hier weg! Hilde soll hinten nicht sonen Krach machen; sag ihr mal, Papa will das nicht. Und schick mir mal das Mädchen vor. Na, denn auf Wiedersehn, Welsch! Auf Wiedersehn! Komm Se gut nach Hause!

Wo bist du denn? Ich weiß nicht: der Welsch gefällt mir nicht. Nerwöhs is der Mann! Ich hab ihm 'ne Geschichte erzählen wollen — weißt du, das von dem jungen Mann, was ich dir schon erzählt habe, neulich vom Theater . . . die Sache is ja auch sehr interessant . . . Welsch kannste nichts erzählen. Weißte, was er tut? Er hört nicht zu.

Bemerkungen

Theorie und Praxis

Nichts, wofür es in Deutschland keinen Reichsverband gäbe. Der tagt alljährlich in einer mittlern deutschen Stadt, was ein hübsches Geschäft für die Gastwirte ist, die Delegierten strömen mit ihren Damen zusammen, halten Reden, führen Geschäftsordnungsdebatten und sind überhaupt tätig. Wenn man sie hört, glaubt man wirklich, ihr Gebiet sei in schönster Ordnung, habe „wissenschaftliche" Stützen und sei das erste der Welt.

Und nun muß man sich ansehen, wie das nachher in der Praxis aussieht.

Am lustigsten ist es, wenn der Staat, der Stiefvater aller Dinge, die Finger im Geschäft hat. Da gibt es, beispielshalber, Kongresse für die Praktiker des Strafvollzugs, Strafgefangenenbesserungsvereinsdamenzusammenkünfte — und was wir da an Vorträgen zur „Psychologie des Strafvollzugs", zur „Soziologie des Strafvollzugs" und ähnlichen schönen Dingen zu hören bekommen, das ist nicht zu sagen. Für die Eingesperrten ist es weniger heiter.

Man kennt aus Literatur und Erfahrung den Typus der Beamten, die in Gefängnissen und besonders Fürsorgeanstalten zu sagen oder vielmehr nichts zu sagen haben. Wichtig ist ja nicht, daß an der Spitze ein älterer, wohlwollender Herr steht, der vielleicht besten Willens ist, Gutes zu wirken. Wichtig allein bleibt: Wer ist im Alltag maßgebend? Wer —?

Ein Feldwebel. Ein sturer Arzt. Ein saurer Pastor. Ein kleinstädtischer Mensch von abgeschabtem Wissen, mit vertragenen Ideen, zu kurz gewordenen Anschauungen, ausgewachsenen Gedanken. Das regiert; das entscheidet über Wohl und Wehe der Zöglinge in jenen anscheinend unwichtigen Dingen, die das Leben der Menschen ausmachen; das kann schikanieren und tuts, bösartig im Amtsdünkel und im Sadismus der schlechten Verdauung.

Gewiß kann man nicht überallhin Engel setzen, wegen Knappheit an Material. Auch geht die Welt nicht unter, wenn hier und da Fehler gemacht werden — zu erstreben ist das Mögliche, und das sieht nicht immer rosig aus. Aber was sich bei uns an Schulräten, Gefängnisverwaltern, maßgebenden Aufsehern in die Beamtenlaufbahn einschleicht, nachher die mühsam erkrochene Position mit der Autorität des „Volkes" bekleidend — das unterliegt einem einzigen Gesetz: der Assimilation.

Ein Einzelner ist gar nicht in der Lage, im festgefügten Milieu der deutschen Beamten etwas Andres zu pfeifen als den allgemeinen Takt. Er lernt — und erlernt etwas Dumpfes und Falsches. Er will vorwärtskommen — und kann es nur, wenn er sich den Wünschen von „oben" fügt. Er hat vielleicht anfangs Ideale — er gewöhnt sie sich rasch ab, sie gewöhnen sie ihm rasch ab. Und dann wird er älter und hat Frau und Kinder und will nicht versetzt und nicht pensioniert werden ... und dann haben wir ihn, so wie wir ihn haben.

Eine wahre Revolution wird mit dem schlimmsten Vorrecht aufräumen, das einer nötigen Luftreinigung entgegensteht: mit den „wohlerworbenen Rechten" der Beamten. Sie sind übel erworben und müssen fort. Herkules, auf den Dreck bei Augias sanft einredend: das ist die Politik der deutschen Sozialreformer.

Ignaz Wrobel

Mühleisen

In Nummer 19 hat der Herausgeber von dem schwarzweißroten Oberregierungsrat Mühleisen gesprochen und lebhaft beklagt, daß „Niemand in der Republik die Courage hat, diesen ebenso schädlichen wie unfähigen

Beamten abzusetzen". Nämlich nicht der Herr Oberst Kuenzer, den in Nummer 16 Wolf Zunk charakterisiert hat, und der nach Weismanns Wort einige Kilometer rechts von Graefe steht, sondern Mühleisen, ehemals Staatsanwalt in Schwaben, ist der eigentliche spiritus rector des Reichskommissariats zur Überwachung der öffentlichen Ordnung. Gerieben und bauernschlau, hinterhältig und versteckt sucht dieser für seinen Posten durchaus ungeeignete Mann seine politischen Zwecke und Ziele zu erreichen.

Das Reichskommissariat ist in Wahrheit nicht mehr und nicht weniger als ein Briefkasten. Es ist eine Nachrichtenstelle, die die Reichsbehörden über die politischen Vorgänge rechts und links orientieren soll. Man ist also angewiesen auf Zeitungslektüre, Berichte der Landespolizeibehörden und gelegentliche Agentennachrichten.

Da aber fast jedes bessere Ministerium seinen eignen Nachrichtendienst hat und ängstlich darüber wacht, daß ja nicht eine andre Dienststelle von den Ergebnissen erfährt, so kommt selten viel heraus. Findet man einmal zufällig eine Sache, so frisiert Mühleisen sie zurecht, plustert sie auf und ist schließlich doch zu gehemmt und unsicher, um die Konsequenz zu ziehen.

Innige Feindschaft verbindet das Reichskommissariat mit der Abteilung Ia des Polizei-Präsidiums und mit dem Ministerium Severing. Wenn auch die Mehrzahl der Mitglieder des Reichskommissariats links gerichtete Süddeutsche sind, so ist die Ressorteifersucht doch stärker als die politische Übereinstimmung.

Kuenzer „schwebt" über dem Ganzen und weiß meist von nichts.

Erheiternd ist das Verhältnis zum Reichswehrministerium. Auch hier besteht ein blühender Ressortpatriotismus. Die Abwehrstelle des Reichswehrministeriums — sprich: Oberst Nicolai (trotz aller Dementis) — und das Reichskommissariat haben ständige Berührungen, die stets in Reibung ausarten. Es werden dann Versuche gemacht, Vertrauensleute des Reichswehrministeriums in das Reichskommissariat zu praktizieren. Der Angriff wird abgeschlagen. Herr Oberst v. Schleicher vermittelt; Geßler und Kuenzer vertragen sich; es wird weiter gewurstelt.

Das haben Geßler und Kuenzer gemeinsam: sie werden von ihren Mitarbeitern nicht orientiert, und ihre Wünsche werden nur nach sorgfältiger Prüfung auf ihre Zweckmäßigkeit berücksichtigt. Außerdem sind beide Kleber.

Ein derart politisches Amt wie Kuenzers ist im parlamentarischen Regime eigentlich genau wie das Amt des Pressechefs oder des Staatssekretärs der Reichskanzlei an die Person des Reichskanzlers gebunden. Meinetwegen auch an die Person des Innenministers. Das Reichskommissariat überdauert aber alle Krisen mit seinem gesamten Bestand.

Es ist schwer zu sagen, ob dies an der Geschicklichkeit Kuenzers und Mühleisens oder an der dank dem Mangel an Befugnissen notorischen Bedeutungslosigkeit der ganzen Institution liegt. Oder an der Anpassungsfähigkeit der Berichterstattung. Und das dürfte ein sehr milder Ausdruck sein für die tiefe Verlogenheit und die provokatorischen Absichten, die die Berichte des Reichskommissariats auszeichnen. Sicher ist, daß seine Existenz oder gar seine Betätigung niemals was genützt hat. Vielmehr hat es eigentlich nur Schaden angerichtet. Zum Beispiel im Fall Bozenhard, im Thormann-Grandel-Prozeß.

Das Reichskommissariat ist günstigstenfalls eine überflüssige Behörde, die auch dadurch keine Daseinsberechtigung erhält, daß der Sparkommissar sie bestätigt. Sie ist nichts Halbes und nichts Ganzes. Ihre Funktionen könnten von wenigen Beamten voll-

ständig ausgeübt werden. Es bedarf nicht eines Jupiter tonans Kuenzer und eines Oberregierungsrats, der wartet und wartet, bis wieder etwas Eisen auf seine Mühle tröpfelt.

Gerhart Oppelt

Ponsonby und der Bürgerkrieg

In Nummer 6 habe ich den Wunsch ausgesprochen, das Deutsche Friedenskartell möchte denselben Brief, adressiert an den Reichskanzler, in Tausenden von Exemplaren zur Unterschriftensammlung durch Deutschland verbreiten, den, adressiert an den britischen Premierminister, der prachtvolle Arthur Ponsonby, Abgeordneter der Independent Labour Party, in Tausenden von Exemplaren durch England verbreitet, und der, übersetzt, lautet:

„Wir Unterzeichneten sind überzeugt, daß alle Streitigkeiten zwischen Nationen entweder im Wege diplomatischer Verhandlungen oder durch internationale Schiedsgerichtsbarkeit geregelt werden können, und erklären hierdurch feierlichst, daß wir uns weigern werden, einer Regierung, die zu den Waffen greift, Unterstützung oder Kriegsdienste zu leisten."

Inzwischen hat das Deutsche Friedenskartell wirklich, vor Allem dank der Energie Kurt Hillers und Helene Stoeckers, mit elf gegen zwei Stimmen beschlossen, „zu geeignet erscheinender Zeit" — nach psychologischer Vorbereitung der Massen durch, etwa, Hinweise in der sozialistischen Presse und nach Bereitstellung der nötigen Geldmittel — „in Deutschland eine Aktion ins Leben zu rufen, die derjenigen Ponsonbys in England entspricht". Und zwar genau entspricht. Die Dienstverweigererbriefe an unsern Kanzler, die das Deutsche Friedenskartell zur Unterschriftensammlung herumschicken wird, dürfen nicht einen „ähnlichen", sondern müssen denselben Wortlaut haben wie Ponsonbys Briefe an den Premierminister Britanniens; sonst bleibt am Ende das Wichtigste weg. Das Wichtigste an Ponsonbys Briefen ist, daß sie die Sabotage „aller Streitigkeiten zwischen Nationen" bezwecken; nicht: die Sabotage aller Streitigkeiten. Man mache sich klar, was das heißt.

Es heißt erstens: Die Unterzeichner verpflichten sich, nicht nur auf den Gestellungsbefehl ihrer Regierung zu pfeifen, wenn die einen Angriffskrieg oder „Verteidigungskrieg" führen will, sondern auch auf den — sagen wir: Gestellungswunsch des Völkerbundrats, wenn der ihnen die freiwillige Teilnahme an seinem Exekutionskrieg gegen einen Rechtsbrecherstaat „nahelegt". (Der Völkerbund muß fähig sein und ist wohl schon fähig, allein durch wirtschaftlich-finanzielle Sanktionen einen Rechtsbrecherstaat kirre zu machen.)

Zweitens aber schließt die Verpflichtung, „allen Streitigkeiten zwischen Nationen" fern zu bleiben, ja doch keineswegs die Verpflichtung ein, auch allen Streitigkeiten zwischen Klassen fern zu bleiben; mit andern Worten: Wer den Ponsonby-Brief unterschrieben hat, darf darum doch an einem Bürgerkrieg teilnehmen. Denn ein Bürgerkrieg ist nicht ein Krieg der Bürger eines Reiches gegen die Bürger eines oder mehrerer seiner Länder, nicht ein intranationaler Krieg zwischen „Nationen", vielmehr ein Krieg einer Klasse, die mühsam vegetiert, gegen eine, die in Üppigkeit lebt, und daß dieser Krieg der einzig gerechte ist, weiß nicht nur jeder Parteigenosse Johannes R. Bechers, sondern auch jedes denkende Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft. Wer für selbstverständlich hält, daß ein Feind des Angriffskriegs, des „Verteidigungskriegs" und des Völkerbund-Exekutionskriegs auch den gerechten Klassenkampf — alias: Bürgerkrieg — verwerfen müsse, dem fehlts an Scharfsinn. Scharf-

sinnigere wissen längst, daß ein Angriffskrieg, ein „Verteidigungskrieg", sogar ein Völkerbund-Exekutionskrieg nur um Besitz, ein Klassenkampf dagegen um Leib und Leben und also in jener echten Notwehr geführt wird, die einzig der Tolstoijaner und der Gandhist verwirft. Was Doktor Arnold Kalisch darüber im letzten Heft der ‚Friedens-Warte' schreibt: daß nämlich „im Verteidigungskrieg ... der Klassen ... nicht Leib und Leben, sondern politische und traditionelle Werte" verteidigt werden, trifft auf die proletarische Klasse einfach nicht zu; mindestens nicht auf die proletarischste Schicht der proletarischen Klasse, auf hungernde, frierende, in tuberkulös durchseuchte „Häuser" gepferchte, zu ganz elender, gesundheitverhunzender Arbeit gepreßte Millionen. Die wollen keine „politischen und traditionellen Werte" verteidigen; die wollen ihr Leben retten — und könnens nur dadurch retten, daß sie die tausendköpfige Kanaille, die es bedroht, mit dem Verlust des eignen bedrohen. Wir „bürgerlichen" Pazifisten müssen den Klassenkampf proletarischer Sozialisten schon darum begrüßen, weil ohne den Sozialismus der Pazifismus kaum siegt ... und weil Dienstverweigererbriefe für die Katz sind, wenn nicht Massen, Proletariermassen sie unterschreiben.

Franz Leschnitzer

Das Jena der Professoren

Die deutschen Professoren haben ihr Jena erlebt. Ihr 31faches Jena. 31 Professoren aus Jena haben ihrem Kollegen Ludwig Bernhard ihr Beileid ausgesprochen und ihn ihrer flammenden Entrüstung über die bei ihm erfolgte Haussuchung der preußischen Behörden nach hochverräterischen Dokumenten versichert. Preußen, so verkünden sie, war unter seinen Königen Jahrhunderte lang der „stolze Hort der Freiheit und Gerechtigkeit". Jetzt aber, wo die „meineidigen Hochverräter von 1918 unangefochten geblieben sind", kann geschehen, daß ein hochverdienter deutscher Gelehrter verdächtigt, bespitzelt und in „seinen vier Wänden belästigt" wird.

O, Ihr 31fachen Professoren, Ihr 31fachen Weisen von Jena — mit euch will ich nicht rechten. Da euch die meineidigen Hochverräter von 1918 nicht von euern Stühlen entfernt haben, ist es denen ganz recht, wenn sie unter dem Schutz der Freiheit, die sie euch gewähren, sich diese Ohrfeige von euch einstecken müssen. Mit den Professoren also ist nicht zu reden; ihr würdigster Greis, Herr Rudolf Eucken, gekrönt mit dem Nobelpreis, hat nun seit Jahrzehnten das deutsche Volk mit seinen Phrasen so besoffen gemacht, daß es schon darum nicht imstande ist, sich das Gemeindebestimmungsrecht zu geben. Herr Eucken, um dessen Löwenmähne sich die Freiheits- und Gerechtigkeitskämpfer von Jena scharen, verkörpert so etwas wie den Untergang der abendländischen Denkweise. Seine Schriften sind geschwollen wie eine Kaisersgeburtstagsrede; wenn man sie des überflüssigen Fettes beraubt, dann bleibt nur noch Bucheinband und Papier übrig. Herr Eucken hat nach meiner Schätzung am meisten von allen Menschen, die für die Öffentlichkeit schreiben, das Wort Geist gebraucht. Daher ist ihm der Geist selber leider entflohen. Das Jena des Herrn Eucken ist das Jena des akademischen Geistes. Man spricht vom Geist, weil man ihn längst nicht mehr besitzt. Man redet von Freiheit und Gerechtigkeit, weil die letzte Spur eines wirklichen Gefühls für Freiheit und Gerechtigkeit aus den Leichengrüften geflohen ist, die wir Universitäten nennen. Unsre einzige Hoffnung ist, daß der Verwesungsgeruch dieser Grüfte die Nasen der Mitbürger so peinigt, daß man sich entschließt, die Stätten, wo der Geist nur noch als Gespenst wandelt, mit der gütigen Mutter Erde zuzudecken.

Ernst Moritz Häufig

Kommunismus in Ungarn

Einer der vielen Kommunisten-Prozesse vor dem ungarischen Gericht.

Der Verteidiger: Wenn Jemand Kommunist ist, damit ist doch noch nicht gesagt, daß er Verbrecher ist. In allen Kulturländern Europas sitzen auch Kommunisten im Parlament.

Der Vorsitzende: Sie wollen damit sagen, daß wir kein Kulturland sind? Sie sind also auch Kommunist!

Der Verteidiger: Ich verbitte mir das!

Der Vorsitzende: Was verbitten Sie sich?

Der Verteidiger: Daß ich Kommunist bin.

Der Vorsitzende: So? Sie fühlen sich also beleidigt? Sie geben also zu, daß die Kommunisten doch Verbrecher sind!

Und damit ist die Frage des Kommunismus für den hohen ungarischen Gerichtshof erledigt.

Fritz Pirat

Abrüstungs-Konferenz und Putsche

Am 21. April 1920 überreichte der deutsche Geschäftsträger in Paris der Botschafterkonferenz die deutsche Note, die die Beibehaltung eines Heeres von 200 000 Mann Effektivstärke forderte. Weiterhin wurde in dieser Note die Beibehaltung von Fliegerformationen für „Aufklärung, Beruhigung, Warnung der Bevölkerung durch Flugblätterabwurf und Eingreifen in den Straßenkampf" gefordert.

Dann heißt es weiter: „... Die Erfahrungen haben gezeigt, daß auch im Bürgerkrieg schwere Artillerie nicht entbehrt werden kann. Jede der 12 Infanterie-Divisionen" — damals hat man sich mit 12 begnügt, während man heute 20 fordert — „muß auch 1 Bataillon schwerer Artillerie haben. Diese Kampfmittel müssen sofort zur Stelle sein, um gleich bei Beginn des Kampfes die Moral der Gegner zu brechen."

Aussprüche und Anekdoten

Voltaire sagte, als man vom ‚Antimacchiavell' sprach, über den König von Preußen: „Er spuckt in den Teller, um die Andern wegzuekeln."

*

„Man muß", sagte M., „das Interesse der Menschen erwecken oder ihre Eigenliebe erschrecken. Es sind Affen, die nur springen, wenn man ihnen Nüsse zuwirft, oder aus Angst vor der Peitsche."

*

M. sagte mir eines Tages: „Ich habe auf die Freundschaft von zwei Männern verzichtet — bei dem einen, weil er mir nie von sich selbst sprach, und bei dem andern weil er nie von mir sprach."

*

Man sagte vom Abbé Arnaud, der nie etwas ausplauderte: „Er spricht viel, aber nicht weil er ein Schwätzer ist, sondern weil man beim Sprechen nichts ausplaudert."

Nicolas Chamfort

Liebe Weltbühne!

Carl Sternheim soll kürzlich in einer Gesellschaft geweissagt haben, die Aussichten für die Literatur seien Unruh, Essig und Sorge.

Mit einem Wort also: Brecht!

Die Kleinkaliber-Republik

Die pfingstgestimmte Zeitung bucht:
Erwärmung, Klarheit, ziemlich heiter.
Und auf der letzten Seite sucht
sie nationale Landarbeiter.

In Feldgrau oder windbejackt
wird da gebeten einzurücken.
Wahrscheinlich steht auch im Kontrakt,
ob mit, ob ohne Achselstücken.

Die tatenfrohe Jugend eilt.
Erwartend zucken Nerv und Fiber,
die Kräfte widmend ungeteilt
dem Pflug, der Axt, dem Kleinkaliber!

Der holde Friede der Natur
erfährt durch sowas keine Trübung.
Der Landarbeiter übt sich nur.
Und seis mit einer Felddienstübung.

Und so erkennt man absolut,
daß Gottes Wege kurios gehn.
Daß Schicksal unsres Landes ruht
auf den Gewehren, die nicht losgehn.

Karl Schnog

Antworten

Julius Kaliski. Sie lesen in Nummer 20: „Der Film ist die einfache, grade und legitime Fortsetzung des Buches — Edison der neue Gutenberg", und schreiben mir: „Edison? Was hat denn Edison damit zu tun? Soll er etwa der Urheber des Kinematographen sein wie Gutenberg der des Buchdrucks? Der Kinematograph ist, vor jetzt genau 30 Jahren, von den Brüdern Lumière in Lyon erfunden worden. Er ist eine französische, nicht eine amerikanische Erfindung. Das paßt vielleicht nicht in das Schema unsrer Intellektuellen, denen der Film ‚irgendwie' amerikanisch vorkommt. Aber er ist, wie das meiste Andre, das unsre Intellektuellen als Sinnbild des Amerikanismus nehmen (Automobil, Saxophon), nicht amerikanischen, sondern französischen Ursprungs. Frankreich hat den Vereinigten Staaten außer der Liberty am Eingang des NewYorker Hafens noch manches Andre geschenkt. Die Amerikaner haben dann diese europäischen Erfindungen industriell ausgewertet. Und nun werden sie von den europäischen Intellektuellen als amerikanische Geschenke an Europa angestaunt. Es kommt auf die Richtigkeit anscheinend nicht an. Amerika erfordert nun einmal diese deutsche ‚Einstellung'." Soweit Sie in diesem Brief meinen Adolf Behne als Intellektuellen beschimpfen, erlauben Sie mir hoffentlich, ihn in Schutz zu nehmen. Aber für die Berichtigung seines Tatsachenirrtums bin ich dankbar.

Deutsches Friedenskartell. O grolle nicht, daß ich deiner Bitte, meine Leser über deine Haltung in der Frage der Fürstenenteignung zu unterrichten, nicht entspreche. Meine Leser setzen als selbstverständlich voraus, daß ein Deutsches Friedenskartell nicht den Wunsch hat, gewerbsmäßigen Kriegsanzettlern Milliarden in den Gierschlund zu jagen, damit ihre Knechte für Geld noch einmal so willig zur Revanche trompeten, als sie schon aus angeborener Mord- und Raublust zu tun gewöhnt sind.

Borkumer. Nachdem euer Pfarrer Münchmeyer in seiner ganzen Seelenschönheit erkannt und benannt worden ist, erklärt er, daß er sein Amt niedergelegt habe, „um nunmehr, durch keinerlei Fessel beschwert, den Kampf für die völkische Erneuerung des Volkes auf christlicher und deutscher Grundlage unbeirrt und nachdrücklichst weiterführen zu können". Ei fein! Also völkische Erneuerung auf christlicher und deutscher Grundlage heißt, daß die Pastöre den Mädels unter die Röcke fassen, daß die Studenten mit der Vereinskasse durchbrennen, und daß die Abgeordneten zum Mord anstiften. Und all das ungestraft. Ei fein! Ich lasse mich taufen.

Folklorist. „. . . bei dem Briefe veröffentlicht wurden, mit denen man einem fremden Staatsoberhaupt Unannehmlichkeiten zu bereiten hoffte." Die beiden Relativsätze deuten auf eine teutsche Zeitung; und wirklich ist es die Deutsche. Aber die höchste Summe wett' ich mit dir, daß du niemals ergründest, wer das „fremde Staatsoberhaupt" ist. Mussolini? Der König von England? Der Schah von Persien? Es ist . . . nein, du glaubst es nicht. Es ist . . . also das fremde Staatsoberhaupt ist — „der regierende . . ." Nun, doch wohl der Kaiser von Siam? Oder zum mindesten . . . Nein, es ist der regierende „Bürgermeister von . . ." Da sichs um ein „fremdes" Staatsoberhaupt handelt, wirds der regierende Bürgermeister von Hammerfest oder Valparaiso sein. Keineswegs: es ist der regierende Bürgermeister von Lübeck; und der „man", der ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten hoffte, ist „eine geschlossene jüdisch geleitete Linksfront von den Demokraten bis zu den Kommunisten in Preußen". Die bekanntlich gar keine Nebenbeschäftigung hat. O Schilda, mein Vaterland!

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Rif und Riffe von Carl v. Ossietzky

Wie Vercingetorix der Gallier reitet der unterlegene Abd el Krim still ins Lager der Sieger. Paukenschläge in der Pariser Presse; Siegesstimmung. Ohne berauschende Kommentare wirkt der große Erfolg allerdings karger. Niedergeworfen wurde eine Rebellion und ihr Führer, nicht ein Volk, berühmt von altersher durch Freiheitsdurst und Unbezähmbarkeit. Schon rüsten die Spanier zur „Pazifikation" des innern Gebirgslandes: sie trauen also dem Sieg noch nicht recht. Zudem melden sich England und Italien als alte Nordafrika-Interessenten; diplomatische Wirren folgen den kriegerischen, und statt frohen Machtgenusses droht im Hintergrund eine neue Marokko-Konferenz. Lassen wir die Spanier beiseite, deren Primo doch schließlich einmal irgendwo siegen mußte — für jene französische Linke, die Poincaré gestürzt und seine Politik mutig verlassen hat, bedeutete dieser maurische Feldzug einen bitterbösen Sündenfall. Gewiß war der Ärger der Franzosen über das widerwärtige internationale Waffengeschäft am Rif berechtigt; sie wußten auch, daß englische Kapitalistengruppen den Aufstand nährten. Es ist unerquicklich, mit französischen Pazifisten, die man schätzt, über Marokko zu disputieren. Da wird man zu hören bekommen, wie Frankreich diesen Krieg so „human wie möglich" geführt habe, und daß Kriegsminister Painlevé, der freundliche Gelehrte, sich von Maurras Verbrecher schelten lassen mußte, weil er sich weigerte, Gas anzuwenden. Es war also ein pazifistischer Krieg, sozusagen. Doch dieser Abd el Krim, so wettern die französischen Freunde, das war kein Freiheitsheld, sondern ein Tyrann und Blutsauger seines Volkes, ein Nachfahr jener Barbaresken-Fürsten, die ihre Galeeren durchs ganze Mittelmeer auf Menschenfang schickten, und im Grunde haben die Franzosen nur die Menschenrechte der Kabylen gegen ihr selbsterkorenes Haupt verteidigt. Ist das noch ahnungsloser Zivilisations-Fimmel oder schon balkendicker cant? Möglich, daß Einiges von den Bezichtigungen gegen Abd el Krim stimmt. Aber den Enkeln Lafayettes und der Jakobiner, den Gönnern aller Befreiungskämpfe in Armenien, Griechenland, Italien und Polen dürfte doch nicht entgangen sein, daß in der Nachkriegswelt auch außerhalb Europas das Selbstbestimmungsrecht der Völker in höherm Maße beansprucht wird als früher. Es erschüttert, daß französische Demokraten so gar nichts von dem Phaenomen Abd el Krim erahnen: zum ersten Mal stand hier ein Afrikaner gegen europäische Großmächte, kein romantischer Reiter mehr wie jener Abd el Kader vor hundert Jahren, sondern ein militärisch und politisch in den Mitteln Europas geschulter Mann. Nicht seine endliche Niederlage: sein Aufstieg, seine Erfolge werden beispielhaft wirken. Die Zeit beschaulicher Ausplünderung kolonialer Länder ist vorüber. In Genf hat Robert Cecil erklärt: es sei die Auffassung seiner Regierung, daß England zum letzten Mal Krieg geführt

habe gegen Angehörige der weißen Rasse. Ein wenig beachtetes und doch mächtig alarmierendes Wort. Soll demnach in Zukunft die weiße Rasse geschlossen gegen die andern stehen? Bedeutet europäische Einigung für die Imperialisten nur Aufrechterhaltung europäischer Vorherrschaften draußen in der Welt? Man begreift plötzlich, warum so viele ausgesprochen nicht-pazifistische Politiker den paneuropäischen Gedanken so sympathisch finden.

*

Wenn im Herbst Deutschlands Eintritt in den Völkerbund glücklich vollzogen ist, dann wird vielleicht auch eine sehr bedenkliche Sehnsucht zur Erfüllung kommen: es ist nämlich keineswegs ausgeschlossen, daß das Deutsche Reich eine seiner frühern Kolonien zur Verwaltung zurückerhält. Je mehr eine deutsche Regierung gegen eine Rechtsopposition im Lande zu kämpfen hat, desto beflissener wird sie sein, der nationalen Eitelkeit was zum Fraß vorzuwerfen. So verschwommen solche Möglichkeiten auch noch sind: man tut recht, schon jetzt sein Augenmerk darauf zu richten. Die deutsche Kolonialpolitik war stets ein unrentables Geschäft; in Zukunft dürfte sie mehr kosten als Geld. Das expansionshungrige Deutschland kann nämlich grade rechtzeitig kommen, um sich gehörig die Pfoten zu verbrennen. Denn der Emanzipationskampf der tropischen Rassen, die Auflehnung der schwarzen, braunen und gelben „Interessensphären" ist in vollem Gange. So vorsichtig man im Prophezeien sein soll: in ein paar Jahrzehnten schon werden weit weniger Trikoloren und Union Jacks draußen in der Welt wehen, und Abd el Krim beginnt nur eine Kette von kolonialen Garibaldis. Gäbe es eine wirkliche Europäerpolitik: sie würde sich nicht für Afrika und Asien an ein gespenstisches Metternichtum klammern, das für den eignen Erdteil im vergangnen Jahrhundert elend zerplatzte. Aufgabe Europas wäre es, eine nicht mehr hemmbare Entwicklung noch eben rechtzeitig zu entbarbarisieren, mit Anstand preiszugeben, was es innerlich schon gar nicht mehr hat. In diese äußerst zugespitzte Situation platzt Deutschlands Kolonialparole, die, von beschäftigungslosen Gouverneuren zuerst ausgegeben, heute leider auch von Sozialdemokraten harmlos nachgeplappert wird. Da hat man durch sieben Jahre unterdrücktes Volk markiert, und jetzt lechzt man danach, im Vollbewußtsein seiner Weltgeltung den Stiefelabsatz irgendwo in einen Negerpopo zu drücken. Sieht man denn nicht, daß die früher sprichwörtliche Unbeliebtheit Deutschlands in der Welt wohltuend abgenommen hat in der Zeit, da kein deutsches Wesen draußen sein Unwesen trieb, kein Rohrbach dozierte, kein Peters henkte und die schlechte Reputation ausschließlich von den diplomatischen Vertretungen aufrechterhalten wurde? Als vor ein paar Monaten in Berlin eine alldeutsche Tafelrunde die Rückgabe Kiautschous forderte, lud man sich dazu eigens chinesische Gäste ein und war sehr verwundert, als sich die Herren protestierend entfernten. Nichts gelernt, Alles vergessen.

*

Eine geborene Mecklenburgerin, durch Heirat Kronprinzessin von Montenegro geworden, hat sich ihrer bescheidenen Herkunft erinnert und das Vaterland auf Zahlung von 15 Millionen verklagt, um wenigstens den ersten Hunger zu stillen. Ihr Anwalt ist nicht Herr Everling, sondern Herr Paul-Boncour, Frankreichs Vertreter im Völkerbund und in der sozialistischen Partei Léon Blums Gegenkönig. Seit langem gilt Herr Paul-Boncour als ministrabel — gehen die Sozialisten doch einmal in die Regierung, kommt er mit hinein, vielleicht sogar als Premier. Er gehört zu jenen Sozialdemokraten, die niemals die Kriegsatmosphäre überwinden konnten und immer die Sozialpatrioten von 1914 geblieben sind. Es ist scheußlich, immer wieder alte Geschichten aufzuwühlen, immer wieder fragen zu müssen, welche Haltung Einer im Kriege eingenommen hat. Doch es gibt unter den Sozialisten gewisse gekennzeichnete Gesichter, die eine so versöhnliche Absicht unmöglich machen: — die fallen stets durch eine so eisgekühlte Perfidie auf, daß der Gegner von der andern Seite daneben zum graden, liebenswerten Kerl wird, der zwar haut, aber nicht direkt meuchelt. Weiß Herr Paul-Boncour nichts von den derzeitigen Unstimmigkeiten zwischen der deutschen Republik und ihren Fürsten? Weiß er nicht, daß die Bruderpartei an einem Plebiszit darüber lebhaft beteiligt ist? Wäre die Zweite Internationale nicht ein Klub von satten Exzellenzen, die ihren Klassenkampf längst hinter sich haben, sie würde mit diesem Mustergenossen ein ernstes Wort reden. Keine Sorge: der Marsch dieser Bataillone wird eine flotte Anwaltspraxis nicht derangieren.

*

In den amtlichen Parteikorrespondenzen spielt sich zurzeit um das Kabinett Marx ein Geplänkel ab, das sich sehr leicht zu einem entscheidenden Gang entwickeln kann. An und für sich ist das gegenwärtige Kabinett wie geschaffen für die Hundstage: unentschlossen, physiognomielos und von Instinkt reaktionär, könnte es von der Rechten wohl geduldet werden, ohne bei dem Ruhebedürfnis der Linken auf ernsthafte Einwände zu stoßen. Nun fallen aber in diese Sommermonate zwei Ereignisse, die die Deutschnationalen zum äußersten Machtaufgebot reizen: der Volksentscheid und der neue Kampf um die „Einheitsflagge". In beiden Fällen hat die Rechte Ehre und Ansehen verpfändet. Wie so oft halten sich auch diesmal die Deutschnationalen mehr zurück und überlassen die Aktion der Deutschen Volkspartei. Da gibt es um Herrn v. Kardorff eine Schmoll-Ecke, wo sich die widerstrebendsten Meinungen und Temperamente sammeln, geeint nur durch Abneigung gegen Stresemann. In Allem orientiert sich diese Gruppe an ihm, wenn auch negativ— geht er nach Rechts, schwenkt sie nach Links. Diesmal ging die Fahrt nach Rechts, bis zu Herrn Scholz, diesem komischsten Parteiführer, der ständig gegen die Politik brüllt, die er als Fraktionschef seufzend vertreten muß. In diesen Konventikeln hat man einen Kanzlerkandidaten entdeckt, der mehr Garantie für festes Durchgreifen bietet als Herr Marx: das ist Herr Dr. Heinze, früherer Reichsjustizminister und als Leiter des Marsches nach Sachsen mit den

Elementen des legalen Putsches vertraut. Das soll der Kanzler gegen den Volksentscheid sein. Wahrscheinlich sind das alles vorerst noch recht lockere Phantasien intriganter Klüngel — für die Entwicklung ist nur wichtig, daß sich die Deutsche Volkspartei immer fester mit der Rechten verkettet. Daran läßt die ganz intransigente Haltung der Landtagsfraktion, deren Eintreten selbst für die Fememörder des Hugenberg-Claß-Komplotts keinen Zweifel. Die Partei begräbt die „nationale Realpolitik" und kehrt zu der erfolgreichen anti-republikanischen Wahlparole von 1920 zurück. Und Stresemann? Inwieweit bleibt ein Außenminister diskontfähig, dessen Partei dauernd gegen seine Politik revoltiert? Von den bürgerlichen Gruppen stützen nur noch die Demokraten geschlossen die Locarno-Politik. Auf das Zentrum, das sich in solchen Zeiten verschleierter Entwicklung immer sehr stark nach der Deutschen Volkspartei richtet, ist heute weniger Verlaß denn je. Die Demokraten haben grenzenlos töricht gehandelt, Luther zu stürzen. Ohne den ist Stresemann nur ein Torso.

*

Wann werden die bürgerlichen Republikaner wohl begreifen, daß die Bemühungen um die „Einheitsflagge" nur eine neue Form des Kampfes gegen Schwarz-Rot-Gold sind. Jede Gösch, jedes Schild bedeutet doch die Monarchie in der Ecke oder gleich in der Mitte. Selbstverständlich liegt den Deutschnationalen gar nichts an dem fröhlich-bunten Flammeri-Pudding des wohlmeinenden Herrn Dr. Redslob. Die wollen, was nur konsequent ist, eben ihr Schwarz-Weiß-Rot wiederhaben. Die Republikaner aber feilschen. Der Reichskunstwart will das Kreuz der Deutschritter in die Fahne einfügen. Was soll das? Die Erinnerung an diesen Orden gehört höchstens zum östlichen Provinzial-Patriotismus — für das übrige Deutschland fehlt selbst der geringste Traditionswert. Nur die Herren Professoren werden freudig feststellen, daß der Orden durch Jahrhunderte gegen Polen gekämpft hat. So kann, was dem friedlichen Herrn Dr. Redslob sicherlich völlig fern lag, das Kreuz noch eine verzweifelt aktuelle Bedeutung erlangen, und wir hätten den polnischen Korridor mitten in der Reichsfahne. Grundsätzlich ist zu dieser Mixerei von Heraldik, Politik und „Gefühlswerten" zu sagen: es kommt nicht darauf an, wie die Fahne, sondern wie der Staat aussieht. Die sozialistischen Arbeiter und freiheitlichen Bürger aber halten zu Schwarz-Rot-Gold nicht aus irgendwelchen heraldischen oder historischen Gründen, auch nicht aus großdeutschem Enthusiasmus, wie der gute Hellpach, zum Beispiel, meint: — Schwarz-Rot-Gold ist für sie ganz einfach die Barrikadenfahne von 1848, die Fahne Robert Blums und des jungen August Bebel, die Anti-Hohenzollern-Fahne schlechtweg. Wie wäre hier ein Kompromiß denkbar? Es könnte doch immer nur ein Zugeständnis sein, daß diese Republik nicht republikanisch ist und es niemals werden soll.

*

Berlin hat in den letzten Wochen zwei lehrreiche politische Kundgebungen gesehen: den lächerlich versackten Aufmarsch der Vaterländischen Verbände und das Pfingst-Meeting

der Roten Frontkämpfer. An beiden Tagen überraschte die Berliner Polizei angenehm durch tüchtige Organisation und Takt. Grade wer nicht blind ist für die Schwächen der Schutzpolizei, gesteht gern zu, daß die neuen Männer im Berliner Polizeipräsidium gründlich mit dem System Richter-Moll aufgeräumt haben, das stets zwischen Schlendrian und dummer Provokation schaukelte. Bleibt nur die Frage, ob das riesige Polizeiaufgebot nicht den Demonstrationen ihren Sinn nimmt. Die sollen doch Ausdruck des souveränen Volkes sein, das in seinen Reihen selbst Ordnung hält und Störer abwehrt. Von Polizei eröffnet, beschlossen und flankiert, wirken diese Kolonnen wie Transporte für Konzentrationslager. Die Polizei wird kaum anders handeln dürfen, wenn Zusammenstöße und Straßenschlachten vermieden werden sollen. Aber könnten nicht die Parteien ihre Demonstrierlust etwas stoppen? Es ist nämlich dafür gar keine rechte Aufnahmefähigkeit mehr vorhanden. Auch die stärksten Kundgebungen erreichen heute längst nicht den wunderbaren natürlichen Elan etwa des Rathenau-Tages oder der „Nie-wieder-Krieg!"-Versammlungen im Lustgarten. Damals kamen noch die Massen spontan: sie wollten begeisternde Redner hören und wußten um ihre Mitverantwortung am Gesamteindruck. Heute marschieren im Stechschritt unter stumpfsinniger Nachahmung militärischer Kinkerlitzchen scharf gebimste Formationen auf, die Heerscharen Seldtes, Hörsings und Thälmanns, die Kampftruppen der großen Parteien. Wo wäre eine Spur von befeuerndem Geist? (Unvergleichlich, wie im Lustgarten Ignaz Wrobel mit heller, scharfer Stimme Invektiven pfiff.) Was sind die „Reden" jetzt mehr als durchs Megaphon getutete Plattheiten? Der Mann auf der Straße, an den sich schließlich doch Alles richtet, fühlt nicht mit, bleibt wurstig, begleitet Montague wie Capulet mit gleichen Wünschen. Nein, hier wird nicht mehr eine Idee demonstriert, sondern nur, daß Deutsche ohne Strammstehen und Beinschwenken noch immer nicht leben können. Die Parteien verschanzen ihre geistige Ohnmacht hinter Riesenschaustellungen von militarisierter Vereinsmeierei und organisertem Willen zur Gewalttätigkeit. Neue Symptome alter Nationalleiden. An dem Tag, wo die Parteisoldaten verschwunden sind, wird Deutschland gesund sein.

Der Fall Hoelz von Erich Mühsam

Wer sich des Verfahrens gegen Max Hoelz erinnert, der weiß, daß an diesem Anarchisten ein Justizmord verübt worden ist. Ein andrer Anarchist, der Wesen und Wirkung deutscher Rechtsprechung am eignen Leibe verspürt hat, läßt im Verlag der Roten Hilfe Deutschlands (Berlin, Dorotheen-Straße Nr. 66/67) eine Broschüre: ‚Gerechtigkeit für Max Hoelz' erscheinen, aus der hier ein Stück folge.

Das Polizeipräsidium Berlin erließ am 16. April 1921 eine Auslobung von 50 000 Mark für Aussagen, die zur Verurteilung von Max Hoelz führen würden.

Im gewohnten Verfahren verhaftet man einen Menschen dann, wenn hinlängliche Verdachtsmomente gegen ihn vorliegen, die die Verhängung einer längern Freiheitsstrafe wahr-

scheinlich machen. Ergibt die Voruntersuchung, daß die den Haftbefehl begründenden Annahmen tatsächlich berechtigt waren, so erhebt der Staatsanwalt auf Grund dessen, was von dem ursprünglichen Verdacht durch Zeugen oder Ermittlung neuer Tatsachen bestätigt erscheint, die öffentliche Anklage, und der Prozeß nimmt seinen Verlauf. Hier aber fällt einem ein lang gesuchter Mann in die Hände, von dem zwar allerlei Handlungen ziemlich vage bekannt sind, die nach dem Verunglücken der Aktion ein Verfahren wegen Hochverrats zweifellos ziemlich aussichtsvoll machen, die bei Inanspruchnahme des normalen Strafrechts für Kriegshandlungen, da Sprengstoffdelikte, Brandstiftungen und Transportgefährdung vorliegen, fraglos auch zur Verhängung einer langjährigen Zuchthausstrafe ausreichen, mit denen der Staatsanwalt anscheinend dennoch nicht genügend anfangen kann. Er läßt durch sein Hilfsorgan, die Polizei, öffentlich Belastungszeugen suchen; nicht etwa nur Zeugen schlechthin, deren Mitteilungen ihm sein Amt, die Wahrheit über die revolutionäre Tätigkeit des Max Hoelz unter dem Gesichtspunkt eventueller Straffälligkeit auszumitteln, erleichtern sollen — nein, er sucht ausschließlich Belastungszeugen. Wer sich etwa mit Berichten melden will, die die Unschuld des Gefangenen glaubhaft machen können, soll sich den Weg sparen: er kriegt keinen Pfennig; 50 000 Mark hingegen Demjenigen, dessen Aussagen „zur Verurteilung von Max Hoelz führen"! Ein tolles Verfahren, ein abenteuerliches Unternehmen! Entweder der Staatsanwalt kann wirklich beim pflichtgemäßen Einsammeln unbeeinflußter Zeugnisse kein einziges auftreiben, das seinen Verdacht bestätigt, Max Hoelz habe sich irgendeines der Vergehen schuldig gemacht, unter deren Bezichtigung seine Festnahme erfolgte: dann mußte er wegen Widerlegung des Verdachts oder wegen Mangels an Beweisen das Verfahren einstellen und den Verhafteten unverzüglich auf freien Fuß setzen — oder seine Ermittlungen ergeben genügend Unterlagen, daß er sie dem zuständigen Gericht bei dem Ersuchen um Ansetzung des Termins zur Hauptverhandlung übergeben kann: dann mußte er es darauf ankommen lassen, ob und wie schwer daraufhin der Delinquent bestraft würde. Im Reichsstrafgesetzbuch findet sich in dem Abschnitt, der Verbrechen und Vergehen im Amte behandelt, kein besonderer Paragraph, der einen Beamten bedroht, welcher in einer ihm anvertrauten Rechtssache einen Zeugen zum Nachteil eines Beschuldigten zu Aussagen verleitet, indem er ihm Geschenke oder andre Vorteile anbietet, verspricht oder gewährt. Ein solcher Fall wurde wohl von den Gesetzgebern des Jahres 1871 noch nicht für möglich gehalten; man nahm nicht an, daß es akkurat 50 Jahre später eine deutsche Republik geben würde, in der man die Leute erst ins Gefängnis sperrt und dann Geldpreise ausschreibt für Zeitgenossen, die nachträglich Gründe herschleppen, mit denen man die Einsperrung rechtfertigen möchte. Über den Wert der Zeugen, die nach dieser Auslobung mit Aussagen über den Verbrecher Hoelz zum Staatsanwalt gelaufen kamen, braucht wohl nicht disputiert zu werden.

Fascismus und Lira von Jacob Jordan

Der Zusammenbruch der fascistischen Währungspolitik, der vor kurzem zu einem plötzlichen Sturz der italienischen Wechselkurse geführt hat, ist kein Vorgang, dessen Wirkungen auf die Börsen und Exportindustrien beschränkt bleiben, sondern ein politisches Ereignis ersten Ranges. Der Sturz der Lira bedeutet eine neue, wichtige Wendung in der Entwicklung des Fascismus. Die gesamte Innen- und Außenpolitik des Regimes ist seit langem mit dem Gang der Währung entscheidend verkettet. Was man die Industrialisierung Italiens nennt und im In- und Ausland stark überschätzt, gelang auf der Basis einer klug regulierten, langsamen, kontinuierlichen Geldentwertung; wirtschaftlich also durch Auspowerung der Massen und Konzentrierung des Sozialertrages bei den Besitzern der Produktionsmittel. Die fast drei Jahre anhaltende Hochkonjunktur des Exports, ermöglicht durch Valutadumping und niedrige Löhne, benutzte man zu einem enormen Ausbau des Produktionsapparats. Die starke, qualitativ gut arbeitende Automobil-Industrie, die fieberhaft aufgeschossene Kunstseiden-Industrie, die Expansion der Textil-Industrie wurden aus dem „Ertrag" der Geldentwertung finanziert. Begreiflich, daß diese Entwicklung die Sympathien der Industrie für das neue Regime, dem sie schon für die Unterdrückung des Sozialismus herzlich verbunden war, ins Ungemessene steigern mußte, und daß der wohlgemessene Ausdruck dieser Sympathien nie ausblieb. Da die italienischen Massen dazu neigen, farbenprächtige Demonstrationen als vollwertigen Ersatz für Fleischgerichte hinzunehmen, so bestand die Gefahr, daß die Massen unruhig würden, zunächst nicht.

Diese Gefahr rückte jedoch bedrohlich näher, als vor etwa einem Jahr infolge der falschen Rohstoffpolitik der Regierung ein scharfer Sturz der italienischen Wechselkurse das bisherige langsame Decrescendo jäh unterbrach. Zugleich setzte aus Amerika und England ein Druck ein, der die baldige Regelung der Kriegsschulden unvermeidlich machte. Es geschah, daß die fascistische Regierung sich zum ersten Mal gegen die eignen Industriemächte wandte. Mit Hilfe eines Kredits von 50 Millionen Dollars, den Morgan übernahm, begann man, den Kurs der Lira zu stützen. Im Herbst 1925 wurde dann diese Stützung zur ausdrücklichen Stabilisierung als Bedingung für die im November erfolgte Erhöhung des Morgan-Kredits auf 100 Millionen und für die Gewährung andrer Anleihen, ohne die der italienische Kapitalmarkt erstickt wäre.

Zwei Tendenzen datieren von da an: der immer engere außenpolitische Anschluß an Amerika und England und die fieberhaften Bemühungen, die unzufriedenen Industriellen im Inland zu besänftigen. Daß die neue Außenpolitik zunächst erfolgreich war, ist bekannt. Die allmähliche wirtschaftliche Usurpierung Albaniens und einige koloniale Konzessionen zeugen davon; und schließlich war jener heitere Zwischenfall während der Tripolis-Reise Mussolinis, bei der ein amerikanischer Journalist namens Wiener „Salve Imperator!" schrie,

nicht ganz ohne Symbolik. Aber die angelsächsische Freundschaft blieb lau, und die Bilanz wird für Italien passiv sein.

Noch weit schwieriger, ja fast unmöglich schien der Friede mit den Kapitalkräftigen im Inland. Die wirtschaftlichen Folgen der Stabilisierung waren von vorn herein klar: Rückgang des Exports; Kapitalmangel infolge der frühern Falschanlage des verfügbaren Kapitals; Steigerung der Preise und damit Steigerung der Löhne. Gegen die Steigerung der Preise war man machtlos; so nahm man sich die Erfolge, wo man sie fand, und setzte an der Stelle des schwächsten Widerstandes an. Es geschah die Attacke auf die Löhne; die Gesetzgebung über die Gewerkschaften. Streikverbot bei Gefängnisstrafe, Monopolisierung der Arbeitervertretung bei den fascistischen Gewerkschaften, Zentralisierung dieser Verbände unter der Befehlsgewalt der Regierung. Seit kurzem ist Mussolini auch Minister der Gewerkschaften, an der Spitze eines neuen Ministeriums, in dem der enttäuschte Führer der „Korporationen", Rossoni, zum Ausführer der Regierungsbefehle geworden ist. Die Antwort der Industriellen war der erneute Ausdruck ihres Vertrauens zu der — nationalen Regierung.

Aber es erwies sich, daß man nicht vom Vertrauen und schließlich auch nicht vom Lohndruck allein leben kann. Der Export ging weiter zurück; der inländische Absatz stieg nicht, da der Markt durch die Inflation verarmt war. (Der Warenindex zeigt Preissteigerung der Lebensmittel, Preisrückgang für Industrieprodukte.) Die Kapitalknappheit nahm ungeahnte Formen an: seit dem Herbst bestehen staatliche Beschränkungen für Emissionen, und gleichwohl sind seitdem die meisten Emissionen fast vollständig in den Portefeuilles der Gesellschaften oder Banken verblieben; die Kredite sind scharf eingeschränkt, die Depositen sinken dauernd, überall stocken die Zahlungen, die Aktienkurse haben trotz mehrfacher Stützungsaktionen der Regierung Ende April den tiefsten Stand seit 1924 erreicht. In einigen Industrien, so in der Woll-, Hut-, Automobil- und Kunstseiden-Industrie haben Arbeiterentlassungen, teilweise auch Betriebseinstellungen begonnen. Die Kunstseiden-Industrie ist ein typischer Fall: während der Inflation konnte sie sich in ungeahntem Maße ausdehnen, Italien wurde der drittgrößte Weltproduzent, die „Snia Viscosa", die größte italienische Aktiengesellschaft, hat in der Nähe von Turin soeben eine riesige Neuanlage beendet, die 25 000 Arbeiter beschäftigen sollte. Vor kürzester Zeit jedoch erklärt eine offizielle Information, die italienische Kunstseiden-Industrie sei „notleidend", und es seien bereits Stützungsmaßnahmen der Regierung vorgesehen. Der Hinweis der Regierung auf die „Weltwirtschaftskrise" ist dabei völlig abwegig, da die Faktoren dieser Krise: Überproduktion an Kohle und Eisen und Rohstoffbaisse Italien gar nicht treffen.

Seit der Stabilisierung im Herbst hat sich auch die italienische Handelsbilanz dauernd verschlechtert. Der Export sank, der Import stieg, und zwar besonders in Industrieprodukten. Das ist zweifellos zum großen Teil nur eine Folge der

Effektuierung der Auslandskredite. Aber diese Kredite sind nicht in dem Maße erreichbar gewesen, wie man erwartet hatte; selbst die Unterbringung der von Morgan und seinem zahllosen Bankgefolge garantierten Staatsanleihe ist kürzlich in NewYork auf ungeahnte Schwierigkeiten gestoßen. Und man kann folgende einfache Rechnung aufstellen:

1924 betrug der Importüberschuß rund 5 Milliarden, 1925 fast 8 Milliarden Lire. Selbst wenn die übrigen Posten der Zahlungsbilanz — Frachten für fremde Rechnung, Ersparnisse der Auswanderer und Fremdenverkehr — 1925 ebenso hoch gewesen sind wie im Vorjahr, was sicherlich nicht zutrifft, so bleibt ein neu zu deckender Rest von 3 Milliarden Lire, gleich 120 Millionen Dollars. Das ist aber der ungefähre Gesamtbetrag der italienischen Auslandskredite; die in den ersten Monaten dieses Jahres weiter steigenden Importüberschüsse sind also nicht gedeckt. Auf die Dauer mußte die Lira, wenn nicht mehr Auslandsanleihen gelangen, ins Schwanken geraten.

Von diesem Stand der Dinge bedrängt, hielt die fascistische Regierung gleichzeitig im Innern zwischen zwei Feuern. Der Ansturm der Industriellen gegen die Kreditrestriktionen wurde immer heftiger und ist um die Mitte des Mai zur offenen Forderung einer neuen Inflation geworden. Die höchst theoretischen und versteckten Angriffe auf die Wirtschaftspolitik der Regierung wagten sich bis in die Regierungsblätter vor. So beklagt sich selbst der treue ‚Messaggero', daß man „die sogenannte Inflation, ohne sie mit den notwendigen Unterscheidungen zu analysieren, allzu sehr als eine Gefahr betrachte". Auf der andern Seite ist die Unruhe unter den Arbeitern, bis in die Reihen des Fascismus hinein, sehr gewachsen, und der neue Minister der Gewerkschaften hat sein Amt bereits zur Auflösung von fascistischen Arbeiterverbänden benutzen müssen, die „einen unzeitgemäßen Streik erklärt" hatten. Das ist zunächst nicht politisch zu verstehen, sondern so: seit Monaten steigen die Preise für die wichtigsten Lebensmittel des Volkes, Brot, Makkaroni, Wein, Salz, Tabak; während die Löhne aus Patriotismus niedrig bleiben.

Der Fascismus stand vor der Notwendigkeit, zwischen den Massen und dem Kapital zu wählen. Wahl der Massen hieß offene Wirtschaftskrise, Abbau der Industrie bis auf die normale Absatzbasis; es wäre bei einiger Energie ein kurzer und nicht übermäßig schmerzhafter Prozeß gewesen. Doch ein Minderheitsregime, das weder eine Ideologie noch eine Klasse hinter sich hat, kann nicht ohne ununterbrochene Erfolge leben. Jedes „klassenlose" Regime muß unweigerlich sehr bald zur offenen Herrschaft der Kapitalbesitzer werden.

Die Ideologie des Fascismus war, solange er noch um die Herrschaft kämpfte, eine Art Syndikalismus: es war die Aktion an sich, die Revolution als Erscheinung, der Gedanke der Machtergreifung ohne irgendwelche Ziele für die spätere Ausübung der Macht. Nach dem Marsch auf Rom stand man mit leeren Händen da. Der Generalstab der Armee sympathisierte. Der Industriellenverband erklärte in den Tagen der Aktion dem König, daß die Industrie für Mussolini sei. Und

in die Hände, die sich suchend in die Gefilde der Ideen streckten, legte der kluge, reaktionäre Nationalist Federzoni fest und für immer die seinen. Der Nationalismus wurde Staatsreligion, Regierungsidee, Parteiprogramm. Und da Nationalismus und Kapitalbesitz Zwillinge sind, die verschiedene Namen, aber verwirrend ähnliche Gesichter haben, so konnte dem neuen Regime in dem Augenblick, wo die Interessen des Kapitals mit denen der Volksmassen von zwei verschiedenen Seiten aufeinanderstießen, die Wahl nicht schwer fallen. Es ist fraglich, ob diese Wahl, die soeben endgültig getroffen wurde, noch eine freie Entscheidung war. Jedenfalls ist die innenpolitische Situation Italiens nun geklärt, und die Entwicklungstendenzen der Zukunft sind offen in die Hand der Massen gegeben. Der Fascismus hat gegen sie entschieden.

Eines Morgens zeigte das Verschwinden der Börsenberichte aus den Zeitungen an, daß auf diesem Gebiet etwas vorging. Das Pfund Sterling, das acht Monate lang auf etwa 121 Lire gehalten hatte, kostete am gleichen Abend 126, zwei Tage später 140 Lire. An den Börsen, in den kleinen und mittlern Wirtschaftskreisen herrschte Panikstimmung. Jede öffentliche Erörterung des Vorfalls wurde streng unterdrückt. Der Ministerrat gab ein kurzes Communiqué aus, wonach infolge der Maßnahmen der Bank von England neben andern Valuten „auch die italienische Lira der Gegenstand von ausgedehnten Spekulationen auf den großen internationalen Märkten geworden sei, und zwar grade wegen ihrer relativen Stabilität in den letzten acht Monaten". Die Attacke des neidischen Auslands auf das aufstrebende Italien ist seit langem beliebt und zugkräftig. Aber während diese Kundgebung die einzige erlaubte Erklärung des Lira-Sturzes blieb und ihre Verbreitung im Volk die allgemeine Erregung in die breite Bahn des Nationalismus lenkte, passierte dem Regime im eignen Hause ein kleiner und peinlicher Durchbruch. In der Druckerei von Mussolinis ‚Popolo d'Italia' erscheint seit kurzem eine neue Tageszeitung: ‚La Borsa'. In diesem Blatt findet das geübte Auge am 17. Mai den folgenden Abschnitt: „. . . Aus den letzten Erklärungen des Finanzministers Volpi ging hervor, daß es aus Gründen, die dem großen Publikum nicht bekannt sind, die Absicht der Schatzverwaltung war, unsre Lira auf einem niedrigern Stande zu stabilisieren als dem, auf dem sie bisher gehalten. Die Schwankungen dieser Tage dürften, nach Ansicht der Kompetenten, die Konsequenzen dieses Planes darstellen, dessen endgültige Entwicklung man in der Folge zu beobachten haben wird."

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch die immer schwieriger werdende eigne Finanzierung des Regimes eine Zuflucht zur Notenpresse höchst wünschenswert gemacht hat. Man wird jetzt die Antwort Amerikas auf diesen Bruch der Garantien abwarten müssen. Aber wie immer sie ausfallen wird: eines Tages wird auch das „große Publikum", das nach den „Gründen" viel weniger fragt als nach den Folgen, zu antworten haben. Und über den Ausfall dieser Antwort kann heute nicht der geringste Zweifel mehr bestehen.

Der neue Orient von Franz Carl Endres (Schluß)

VI.

Griechenland

Griechenland gehört heute mehr denn je zum nahen Orient. Damit soll seine geistige und kulturelle Zugehörigkeit zu Europa keineswegs bestritten werden. Aber Probleme des nahen Orients sind auch griechische Probleme geworden. Fast 1,5 Millionen Orientchristen, die in Anatolien, im Kaukasus und an den südrussischen Küsten des Schwarzen Meeres gelebt hatten, sind in den letzten Jahren in das griechische Heimatland zurückgewandert und haben ihre Handwerke und ihre Lebensformen, ihre Anschauungen und teilweise ihre Sprache — so und so viele der Flüchtlinge sprechen besser türkisch als griechisch — mitgebracht, und da ihre Masse fast ein Drittel der Bewohner des Landes, in das sie rückwanderten, ausmachte, so sind sie für dieses in mancher Hinsicht wesenbildend und wesenverändernd geworden. Rücksicht auf ihre unruhige und zum Teil kümmerlich sich durchschlagende Masse ist wiederholt maßgebend für innenpolitische Vorgänge gewesen.

Griechenland ist das Schulbeispiel dafür, daß die Diktatur aus dem verrotteten Boden des schlechten Parlamentarismus entsteht. Dieses griechische Parlament war eine höchst unsympathische Gesellschaft von Rednern. Es wurde nur geredet, nie gehandelt. Die politische „Vetterlewirtschaft" blühte. Nichts konnte ohne „Beziehung" zu Parteibonzen erreicht werden. Das Volk verkam indessen. Nur dieses Milieu verwaltungstechnischer Impotenz und allgemeiner Unsauberkeit ermöglichte die Diktatur des Generals Pangalos. Pangalos hat eine einzige Stärke: er gilt als ehrlich. Das bedeutet für einen griechischen Politiker schon sehr viel. Auch hierin ist Griechenland Orient. Was mir ein vornehmer Türke, als ich ihn nach seiner Meinung über die Regierung der Kemalisten fragte, mit resignierendem Lächeln antwortete: „Es ist mir allmählich gleichgültig geworden, von wem ich bestohlen werde", das gilt mutatis mutandis auch vom griechischen Volke. Nur Eines stand fest: über die lärmenden und fruchtlosen Palavers des Parlaments war man so enttäuscht, daß jede Veränderung des innenpolitischen Status quo begrüßt wurde.

Ein Menetekel für das deutsche Parlament!

Pangalos ist kein bedeutender Mensch. Im Konflikt mit Bulgarien ging der General mit dem Staatsmann durch. In den innern Reformen beginnt der Kasernenhofton zu herrschen. Für alle Fälle sucht Pangalos heute schon nach einem fürstlichen Sproß — ein englischer Prinz will so gnädig sein —, dem er im geeigneten Moment die Krone Griechenlands auf das Haupt setzen wird. Um seine Verantwortlichkeit hinter der Nichtverantwortlichkeit des Gottesgnadentums zu bergen. Auch das wird das griechische Volk annehmen.

Es gibt kaum etwas Trostloseres, als wenn ein Volk für seine Entwicklung zu früh Republik wird. So schlecht, wie

Parteibonzen regieren, könnte ein König zu regieren nicht wagen. Außerdem ist bei dem die Guillotine noch ein Radikalmittel, während die Köpfe der Parteibonzen wie die der lernäischen Schlange immer wieder nachwachsen.

Von den Diktatoren der Gegenwart ist keiner ein Herakles. Griechenlands äußere Politik hat in den letzten Jahren Wandlungen von großer Schwingungsweite durchgemacht. An der Eigenschaft eines Beauftragten Englands hat man sich im verlorenen Krieg in Anatolien weidlich abgegessen. Es war einer der entscheidendsten Fehler Englands in den letzten Jahren, das kleine Griechenland in den Krieg gegen die Türkei zu treiben und es dann, als Frankreichs Arm sich schützend vor den Kemalisten hob, vor Frankreich weichend, im Stiche zu lassen.

Heute heißt es überall im Orient: England ist als Freund nicht zuverlässig — auf Frankreich aber kann man sich verlassen. Richtig ist diese Ansicht selbstverständlich auch nicht, denn Frankreich hatte ja an seinem Alliierten England durch den Vertrag Franklin Bouillons mit den Türken perfiden Verrat geübt.

Griechenland suchte, geschlagen und durch die Flüchtlinge, die in nimmer versiegenden Scharen ins Land strömten, vor schwerste wirtschaftliche Probleme gestellt, ein Bündnis mit Serbien. Es befürchtet mit Recht, daß die in Bulgarien zur Herrschaft gelangten „vaterländischen Verbände" einen Raubzug auf die aegäische Küste unternehmen würden, wo die Sehnsucht Bulgariens: die Häfen Kavalla und Dedeagatsch als neuer griechischer Besitz lagen.

Serbiens Bündnis war zu teuer. Es verlangte einen serbischen Bahnkorridor von Gevgeli nach einem serbischen Freihafen von Saloniki. Über den Abbruch der Verhandlungen stürzte 1925 das griechische Kabinett Michelacopoulos und der neue Diktator Pangalos, dessen Getreue die Mitglieder der nationalistischen Offizierliga waren, durfte nicht versöhnlicher auftreten als der gestürzte Verständigungspolitiker.

Nun tauchte der Gedanke eines Balkan-Locarno auf. Kein spezielles Bündnis also, sondern Garantieverträge der Balkanmächte.

Mitten in diese Besprechungen, für die England ein ganz besonderes Interesse an den Tag legte, platzte der Operetten-Grenzkonflikt Griechenlands mit Bulgarien, in dem Pangalos auf die Sperlinge bulgarischer Hitlerianer mit den Kanonen seines in Bulgarien einmarschierenden III. Armeecorps schoß.

In den Redaktionen der Presse beider Länder war man sofort sehr blutgierig und hätte nichts dagegen gehabt, wenn ein kleines Balkanstahlbad zubereitet worden wäre.

Da griff innerhalb 24 Stunden der Völkerbund ein und verbot den Herren das Spiel mit dem Feuer. Und man beugte sich. Die außenpolitischen Lorbeern des Herrn Pangalos verwandelten sich in eine Geldstrafe wegen Ruhestörung, während die Hitlerlausbuben Bulgariens straflos ausgingen. Dies verstimmte in Griechenland gegen den Völkerbund, war auch objektiv nicht richtig gemacht. Zum mindesten mußte der Völkerbund die Zahlung der Buße davon abhängig machen,

daß Bulgarien seine vaterländischen Banden auflöste, die jeden Augenblick in der Lage sind, den Balkanfrieden zu kompromittieren.

Der Gedanke des Balkan-Locarno wurde zu Beginn dieses Jahres wieder aufgenommen. Einstweilen in Form einer Annäherung Serbiens an Bulgarien, nachdem neue Verhandlungen Serbiens mit Griechenland wegen der Bahn Gevgeli—Saloniki erneut gescheitert sind. Griechenland sieht zu und hofft, nicht ausgeschaltet zu werden.

Seine außenpolitische Lage ist besonders schwierig geworden wegen Italiens Imperialismus im Orient. Mussolini träumt von Verschiedenem. Dazu gehört die Ablösung des französischen Mandats in Syrien durch ein italienisches. In dieser Hinsicht wird die französische Ohrfeige an den Duce bei Gelegenheit noch erfolgen. Dann aber hat sich Italien der griechischen Inseln des Dodekanes bemächtigt und häuft dort die Kulturgüter des Fascismus, nämlich Kanonen und Kriegsgerät, in Mengen an. Sprungbrett nach Anatolien!

Mussolini klopfte sogar sehr vertraulich bei Chamberlain an und stellte das Blut des italienischen Volkes England zur Verfügung, falls dieses wegen Mossul in einen Krieg mit der Türkei eintreten wolle. Nur wünsche dann Italien Südanatolien. Für Griechenland eine große Versuchung, da mitzutun und sich die Westküste Anatoliens wiederzuholen.

Derentwegen auch Unterhaltungen in Athen. Unverbindlich. Sozusagen: freibleibend.

Um die italienischen Rüstungsfanatiker günstig zu stimmen, bestellte Pangalos im Februar 1926 sehr viel Geschütze und Kriegsmaterial in Italien. Die Liebe des Kabinetts geht durch den Magen der Schwer- und Rüstungsindustrie.

Die italienische Politik hat in allerjüngster Zeit in Athen einen entscheidenden Erfolg davongetragen. Pangalos hat angeblich aus Sparsamkeit, tatsächlich aber auf Wunsch Italiens der französischen und englischen Militärmission, die in Griechenland arbeiteten, gekündigt! Nun ist in Fragen der griechisch-türkischen Politik die Bahn für den italienischen Einfluß frei. Die Folgen werden sich bald zeigen.

Somit eine vorläufige Gruppierung im Orient:

(England—)Italien—Griechenland auf der einen, Türkei und Rußland auf der andern Seite. Dazwischen als ein vorläufig noch neutraler Block Frankreich und Yugoslawien, dieses bereit, einen Balkanbund zu bilden, um den sich England ebenso wie Frankreich bewirbt, und der in der Lage ist, das Zünglein an der Wage zu bilden.

Bedauerlich bleibt die Zerrissenheit Europas, die sich in der schwerern oder leichtern Gegensätzlichkeit Frankreichs und Englands im Orient — Maßstab sind die größern oder kleinern Probleme — kundgibt. Kein Mensch, der europäisch denkt, hat etwas gegen die Aufteilung der Türkei oder gegen die Internationalisierung Konstantinopels. Aber die Finger davon, solange das nicht einhelliger Wille Europas ist, solange noch die leiseste Möglichkeit innereuropäischer Konflikte über diesen Problemen steht. Für mich ist „tabula

rasa" in Vorderasien jedenfalls dem Bestehenbleiben von europäischen Zankäpfeln vorzuziehen. Aber das mag daher kommen, daß ich den großen Zusammenstoß Panasiens mit Europa voraussehe. Nun, das sind schon rein persönliche Ansichten, für die ich das Interesse meiner Leser nicht in Anspruch nehmen darf.

Unsre Hohenzollern von J. G. Fichte

Es wird unsern Zeitgenossen schlechthin unglaublich bleiben, daß jemals ein Fürst blödsinnig und roh genug gewesen, um zu glauben, daß bei solchen Ereignissen es nur um ihn und selbst um ihn nur in Beziehung auf das Bedürfnis von Nahrungsstoffen zu tun sei, wenn wir sie nicht an die Erziehung erinnern, welche die Prinzen erhielten. Beschäftigung mit anstrengenden Geistesübungen, glaubte man, könne das der Welt so kostbare Leben in Gefahr setzen, und der dabei nötige und vielleicht äußere Spuren hinterlassende Ernst der einstigen Liebenswürdigkeit vor den Augen der Damen einigen Abbruch tun; man beschränkte darum die höhere Erziehung der Prinzen auf Französischparlieren, Reiten, die Kunde, wie ein Gewehr präsentiert werden müsse, und, wenn sie sehr sorgfältig war, auf etwas Musik und Zeichnen. Daß sie sich durch den Besitz der alten Sprachen in den ehrwürdigen Geist der Völker des Altertums versetzten, daß sie ihre Begriffe ordneten und ihren Verstand als ein künstliches Werkzeug in ihre freie Gewalt brächten, daß sie wohl gar durch ein gründliches Studium der Philosophie und Geschichte sich eine Idee vom Staate, von ihren Verhältnissen zu ihrem Volke und von ihren Pflichten aneigneten — wer diesen Vorschlag gewagt hätte, der würde sehr bald seine Wohnung im Irrenhause gefunden haben. So ausgebildet und zum Regenten vollendet, verlebten sie, wenn sie einige Phantasie hatten, so lange ihr Leben in den Freuden des Beischlafs oder, wenn sie keine hatten, im dumpfen Hinbrüten, bis der Tag herankam, der sie als Vater des Vaterlandes den treuherzigen und fröhlich zujauchzenden deutschen Völkern darstellte, und sie von nun an mit dem Fürstenhute so fortlebten wie vorher ohne denselben. Daß auch nun nicht ein Laut zu ihnen dränge, der ihnen sagte, daß sie Pflichten hätten, und daß es nicht von ihrer Willkür abhänge, ob sie der Vernunft gemäß oder unvernünftig die Regierung verwalten wollten, daß sie ebenso ganz ihrer Nation angehörten als diese ihnen, und daß das Allergeringste, was man von ihnen fordern könne, dies sei, daß sie dieser nicht zum unauslöschlichen Schandflecke und Brandmale würden: dagegen sorgten die Höflinge; und so konnte man denn von ihnen nicht sagen, daß sie ihre Völker für ihr Eigentum und für das Spiel ihrer Willkür hielten, indem sie in Wahrheit hierüber gar nichts hielten, sondern geboren wurden und lebten und starben, ohne daß sie jemals die Frage aufgeworfen hätten, wozu sie denn eigentlich da seien.

Dieser allen Glauben übersteigende Stumpfsinn zeigte sich auch noch in andern Erscheinungen. Sie konnten eine ganze Regierung hindurch Fehler an Fehler geknüpft haben, die nun offen dalagen vor aller Welt Augen; aber sie durften nur eine augenblickliche Regung zeigen, sich zu ermannen, oder sich nach langem Hin-und-Her-Überlegen entschließen, eine entschiedene Niederträchtigkeit nicht zu begehen, so fanden sich sogleich die entzücktesten Lobredner, denen es an Worten und Bildern zu gebrechen schien, um diese Musterzüge von Regentenweisheit und Mut zu erheben, ohne daß jene die tiefe Schmach fühlten, die ihnen dadurch angetan wurde, und ohne daß man ein Beispiel wüßte, daß sie ein Mißfallen daran gezeigt.

Die mecklenburgische Ritterschaft

von Balder Sternig

Wo noch in deutschen Landen wird so hartnäckig und laut für die deutschen „Belange" gestritten wie in Mecklenburg? Hier ist wahrhaftig eine deutsche Ordnungszelle.

Aber schon die Namen machen stutzig, die man in Mecklenburg auf Schritt und Tritt sieht und hört. Wie heißen die teutschen Mannen der mecklenburgischen Ritterschaft? Da sind die Herren v. Oertzen, v. Waldow, v. Massow, v. Lowtzow, v. Türkow, und sie sitzen auf ihren Ritterschaften Lunow, Wamkow, Roggow, Striesenow, Sukow, Blowatz, Remlin. Das, deucht uns, klingt nicht sonderlich deutsch. Diese Namen, nebst vielen andern der wichtigsten Geschlechter und ihrer ritterschaftlichen Sitze, sind denn auch urslawisch. Hier ist altes slawisches Land, das die Wenden bis ums Jahr 1200 innehatten, und das von deutschen Gottesstreitern, den mittelalterlichen Rittern, erobert wurde zu einer Zeit, als in Süd- und Westdeutschland schon eine alte und gut deutsche Kultur abendländische Geltung hatte. Nachfahren dieser Streiter sitzen heute noch im Land. Aber das wendische Blut überwiegt. Schon zu jenen Zeiten scheint man in diesen Kreisen eine ideale Sache besonders geschätzt zu haben, wenn ein handfester Vorteil damit verknüpft war. Die Ritter reuteten also nicht nur den Wald und die Heiden aus und erwarben sich damit himmlische Seligkeit — nein, sie kamen dabei auch zu einem schönen Stück Land, dessen Besitz sich wie eine ewige Krankheit forterbt bis auf den heutigen Tag. Der ritterschaftliche Besitz Ostelbiens ist ein Stück Mittelalter, das sich nicht weniger hartnäckig gegen jeden Fortschritt wehrt, als es die katholische Kirche vor Jahrhunderten getan hat.

Zu einem großen Teil also sind die heutigen Ritter slawischen Geblüts, was an sich gleichgültig wäre, wenn sie nicht gar so aufdringlich die deutsche Heldenbrust zur Schau trügen. Ihr Besitz, ihre Stellung, ihre Macht, das ist nicht nur eine wirtschaftliche Angelegenheit, die ins Kapitel Nationaloekonomie gehört, sondern viel mehr noch Angelegenheit ihrer Familie und ihres Standes. Selbstverständlich ist das Wirtschaftliche die Grundlage: man muß angemessene Einkünfte haben, wenn man in der Welt etwas gelten will — und heute mehr als früher, da man nicht mehr mit der gepanzerten Faust den Kaufleuten am Wege aufpassen kann.

Bei aller Sorgfalt, die auf das Wirtschaftliche gerichtet wird, ist für die Ritterschaft doch nicht weniger wichtig, die exklusive gesellschaftliche Stellung zu wahren, die sie seit Jahrhunderten einnimmt. Bis 1919 ging das in Mecklenburg ganz gut. Es gab keine Verfassung. Der „Landtag" war eine gemütliche Körperschaft, in der man ganz unter sich war. Wer ein Gut hatte oder kaufte, erhielt damit auch einen Sitz in diesem Parlament. Außerdem hatten einige Bürgermeister Zutritt, nachdem sie gründlich auf Wohlverhalten geprüft worden waren. Störungen von dieser Seite sind nicht bekannt geworden. Unangenehm wurden gelegentlich die Großherzöge,

die nicht immer so wollten wie die Ritterschaft. Zum Beispiel hatten sich einige von ihnen in den Kopf gesetzt, dem Volke eine Verfassung zu geben. Aus Liebe zum Volke allein werden sie nicht auf den Gedanken gekommen sein. Sie hätten wohl gerne das Volk gegen die Ritterschaft ausgespielt, die mit der bekannten Unbekümmertheit auch von dem Fürstenhaus gottesgnadenhafter Herkunft nur dann Notiz nahm, wenn sie seiner bedurfte. Aber die Ritterschaft hatte die Macht und drückte den ums Volkswohl besorgten Fürsten den Daumen aufs Auge. Jahrhundertelang hat dieser Kampf zwischen Ritterschaft und Fürsten gedauert, und erst der 9. November hat dem mittelalterlichen Streit ein Ende gesetzt.

Man kann sich denken, mit welchen Augen diese hochmögenden Herren auf den Umsturz von 1918 blickten. Buchstäblich Alles war da bedroht. Jeder Tagelöhner sollte ja jetzt so viel zu sagen haben wie der ritterschaftliche Großgrundbesitzer! Zunächst verschwanden sie von der Bildfläche, wie die Gesinnungsgenossen anderswo auch. Man hat nichts davon gehört, daß sie für Fürst und Vaterland ein Tröpfchen Blut gegen den „Umsturz" vergossen hätten. Als sie aber gewahr wurden, daß Alles gar nicht so schlimm war, kamen sie wieder hervor und lauerten auf Gelegenheiten. Krieg und Inflation hatten Geld in den Kasten gebracht, und man finanzierte die Reaktion, die schleichende und die gewalttätige. Der Kapp-Putsch hat in Mecklenburg eine große Rolle gespielt, und mancher Ritter hat sich dabei stark in den Vordergrund gewagt. Zum Beispiel der bekannte Herr Baron Le Fort, auch ein Erzdeutscher, der kurzerhand eine Kanone aus der Scheune zog und die Stadt Waren privatim beschoß, weil sie nicht zu Lettow-Vorbeck übergehen wollte. Einige Leute sind dabei um Leben und Gesundheit gekommen — dem Herrn Baron hat dieser kleine Scherz bis auf den heutigen Tag nicht geschadet. Auf dem Gute des Landbund-Vorsitzenden Freiherrn v. Brandenstein erschien eine Abteilung aufrührerischer Soldaten, und ihre zwei Offiziere waren Gäste im herrschaftlichen Hause. Zwei Arbeiter, die aus ihrer Treue zur Verfassung kein Hehl machten, wurden von den Aufrührern erschossen. Herr v. Brandenstein ist gleichwohl Ministerpräsident in Mecklenburg geworden. Er weiß nicht, wer seine Gäste waren! Heute sind die Machtverhältnisse in Mecklenburg wieder stabilisiert, und niemals hat sich die Ritterschaft ihrer Macht sicherer gefühlt. Sie hat nämlich an die neue Zeit, auf ihre Art, rasch den Anschluß gefunden. Sie kennt „ihr Volk", kauft fleißig Zeitungen zusammen und läßt sie, je nach Bedarf, als völkisch, deutschnational oder volksparteilich erscheinen. Dank der täglichen Bearbeitung mit Druckerschwärze hat der in Jahrhunderten zur Devotion erzogene Teil des mecklenburgischen Volkes „eingesehen", daß sein Heil nur vom Geist der „guten, alten Zeit" kommen kann, und ist eilfertig bestrebt, den hochmögenden Herren um den Bart zu gehen. Am eilfertigsten gebärdet sich dabei die sogenannte Volkspartei, die einen wütenden Eifer bekundet, das von hochmögender Stelle noch immer bezeugte Mißtrauen zu zerstreuen.

Ja, aber am Ende hat diese Ritterschaft, dieses mittelalterliche Gebilde, eben seine kulturellen Werte... Wenn man in die Kultur die Sittlichkeit einbezieht, dann dürften die Abschlachtung politischer Gegner, die brutale Vergewaltigung der Minorität, die hohe Kriminalität, die unwürdigen sozialen Verhältnisse die Frage, ob sich unter dem Patronat der Ritterschaft in Mecklenburg eine besondere Sorte hochstehender Kultur entwickle, zur Genüge beantworten. Wer näher zusieht, wird auch die Zeugnisse aesthetischer Kultur vermissen. Die Herrensitze sind fast durchweg architektonische Monstrositäten, bei denen die Baukunst sich vielleicht in einigen Burgtürmchen oder dorischen Säulen aus Backstein und Mörtel auslebt. Jahrhunderte lang vom Fürstenhaus gepflegte Theater will man nicht wieder aufbauen, weil das ein überflüssiger Luxus sei, und der Universität Rostock werden die notwendigsten Mittel zum Ausbau der im Rohbau verfallenden Kliniken verweigert, weil auch Kliniken nicht als notwendig erachtet werden.

Das ist der Segen der Ritterschaft in Mecklenburg, deren politische Ideale für Deutschland mustergültig sein sollen. Es ist das feudale, politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich privilegierte Aristokratentum von plattestem Rationalismus, ein ungeistiges Aristokratentum, das neben dem englischen etwa wie eine Karikatur wirkt, in seiner Ungeistigkeit der neuen Zeit nur den Kampf mit Gewalt und List ansagen kann, aber freilich seine längst unhaltbar gewordene Position dank der Uneinigkeit seiner Gegner mit großem Erfolge behauptet.

Von der Reichswehr von Udo Hansen

> Im Preußischen Landtag und im Reichstag ist nachgewiesen worden, daß einzelne Kompagniechefs über einzustellende Freiwillige bei dem Putsch-Obersten v. Luck Gutachten über die jungen Leute einzuholen pflegten. Der stellvertretende Reichswehrminister Külz hat daraufhin im Reichstag erklärt, hiergegen werde energisch eingeschritten werden. Wenn Herr Külz aber an der richtigen Stelle eingreifen will, so muß er die von seinem Minister- und Fraktionskollegen geschaffenen oder jedenfalls gebilligten Bestimmungen über die Heeresergänzung ändern. Die angeschuldigten Offiziere haben nicht nur nicht gegen eine Bestimmung verstoßen, sondern sie sorgfältig beachtet.

Artikel 175 des Friedensvertrages lautet:

> Die allgemeine Wehrpflicht wird in Deutschland abgeschafft. Das deutsche Heer darf nur im Wege freiwilliger Verpflichtung aufgestellt und ergänzt werden.

Damit ist das deutsche Heeressystem vorausbestimmt. Nun sollte man glauben, daß alle amtlichen militärischen Stellen bemüht sein müßten, die Zusammensetzung des deutschen Heeres so zu gestalten, daß alle Volkskreise an der Stellung des Heeresersatzes beteiligt werden. Aber wie, das heißt: nach welchen Grundsätzen man im Reichswehrministerium die deutsche Wehrmacht aufgebaut wissen will, das wird

in den Heeresergänzungsbestimmungen gesagt. Nach § 2 der Heeresergänzungsbestimmungen vom 4. Juni 1921

> ist die Werbetätigkeit zur Ergänzung der Reichswehr in erster Linie in die Hände der Kompagnie- usw. Chefs zu legen, da diese besonders in der Lage sind, persönliche Beziehungen auszunutzen und unmittelbares Interesse an der Güte des Heeresersatzes haben.

Es ist unglaublich, daß sich die deutsche Republik eine solche Bestimmung bisher hat gefallen lassen. Wie eine Reichswehr aussehen muß, deren Ersatz im Wesentlichen geworben wird unter dem Gesichtswinkel, daß das „Interesse an der Güte des Heeresersatzes" gemessen wird an dem Interesse des Kompagnie-Chefs: das kann man sich bei der Denkweise des Offiziercorps leicht vorstellen. Eine Prätorianergarde in Reinkultur ist die notwendige Folge. Im Reichswehrgesetz ist über Art und Form der Ergänzung der Reichswehr nichts gesagt. Geheimrat Semler sagt darüber in seinem Kommentar:

> Wenn der Gesetzgeber gleichwohl davon abgesehen hat, die Bedingungen der Einstellung, abgesehen von dem Erfordernis der deutschen Staatsangehörigkeit, näher zu regeln, so geschah dies deshalb, weil die praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiete noch fehlten, sich also mit Sicherheit noch nicht übersehen ließ, wieweit in dieser Richtung zwecks Reinhaltung der Wehrmacht von ungeeigneten Elementen zu gehen war.

Wenn unter „Reinhaltung" die Fernhaltung von haltlosen Elementen, also von solchen, die aus Abenteuerlust oder zur vorübergehenden Behebung ihrer Arbeitslosigkeit Soldat werden wollen, verstanden wird, dann kann man Semler durchaus zustimmen. Wem aber ist schwer, sich auszumalen, daß der mit Traditionen und ähnlichen Imponderabilien belastete Kompagniechef als ungeeignet auch, zum Beispiel, den Republikaner ansieht! Die Bedenken sind umso berechtigter, als nach § 8 Ziffer 10 der Heeresergänzungsbestimmungen die Freiwilligen einer Prüfung durch einen Offizier zu unterziehen sind. Nach welchen Kriterien dieser Offizier feststellen wird, ob der Freiwillige ein „klares Urteil" (Ziffer 10 Absatz 2 a. a. O.) hat, ist zu messen mit der Frage: Wann ist für einen ehemals königlich preußischen Offizier ein Urteil klar? Ganz abgesehen davon, daß mittlerweile das Reichswehrgesetz bereits vier Jahre praktisch gehandhabt wird, also genügend Zeit zu praktischen Erfahrungen gewesen ist, möchte ich annehmen, daß immer möglich ist, Bestimmungen zu schaffen, durch die auf der einen Seite die befürchteten Schädigungen vermieden werden und auf der andern Seite Gewähr für eine gesunde Durchmischung der Reichswehr mit Söhnen aller Volkskreise geboten ist. Dies kann geschehen, ohne daß die militärischen Interessen dabei zu kurz kommen. Etwa so: Am Sitz jedes Standortkommandos wird aus Mitgliedern der Stadt- (Gemeinde-) Vertretung ein dreigliedriger Ausschuß gebildet, dem ebenso viele Militärpersonen des Standortes angehören; den Vorsitz führt der Standortälteste; dieser Kommission obliegt die Sichtung der Werbungen und Prüfung der Eignung sich meldender Freiwilliger.

Man wende nicht ein, daß dadurch das persönliche Interesse des Kompagniechefs geschädigt würde. Wenn in der Vorkriegszeit der Kompagniechef seine Unteroffiziere von den Unteroffizierschulen empfing, ohne das Menschenmaterial im Einzelnen persönlich kennen gelernt zu haben, dann ist auch der Weg dieses Vorschlags gangbar. Jedenfalls darf der jetzige Zustand nicht bestehen bleiben. Hätten die Heeresergänzungsbestimmungen vom 4. Juni 1921 zu Anfang des Jahres 1921 dem das Wehrgesetz beratenden Reichstagsausschuß vorgelegen: ich glaube, daß den Herren des Reichswehrministeriums auch nicht mit dem Hinweis auf die fehlenden Erfahrungen gelungen wäre, weitere Bestimmungen über Werbung und Einstellung der Freiwilligen im Reichswehrgesetz zu verhindern. Umso notwendiger ist, daß in dieser Richtung schleunigst Abhilfe geschaffen wird. Aus welchem Reservoir die Reichswehr mit Hilfe der famosen Heeresergänzungsbestimmungen gespeist wird, ist jetzt bekannt geworden. Jungdo, Stahlhelm, Olympia: das sind die Verbände, aus denen der Kompagniechef aus „persönlichem Interesse" seine „Kerls" entnimmt. Sie sind auch danach. Dem Reichswehrministerium ist ganz gleichgültig, ob der Heeresersatz den republikanischen Staat bejaht, wie es für einen republikanischen Reichswehrmann nötig ist. Nach § 10 unsrer Heeresergänzungsbestimmungen kann zweckmäßig sein, Leumundszeugnisse auch über die Angehörigen des Anzuwerbenden einzuholen. Glaubt denn Jemand, daß der verantwortliche Herr Kompagniechef einen jungen Mann einstellt, dessen Eltern sozialistisch oder auch nur republikanisch beleumdet sind? § 14 des oesterreichischen Reichswehrgesetzes lautet:

> In das Heer dürfen nur oesterreichische Staatsangehörige männlichen Geschlechts aufgenommen werden, die sich zur demokratischen Republik Oesterreich bekennen und dies mit ihrem Manneswort bei ihrer Bewerbung erklären.

Wie wärs, Herr Geßler, mit einem ähnlichen Satz, wenigstens in den Heeresergänzungsbestimmungen?

Und der Offiziersersatz? Nach dem 9. November 1918 gaben die damaligen Macht- und Befehlshaber dem demokratischen Willen nach Besetzung von Offiziersstellen mit erprobten Unteroffizieren nach. Unter Noske sind etwa 550 Unteroffiziere zu Offizieren befördert worden. Ich vermag nicht genau anzugeben, wie viele von diesen sich heute noch in der Reichswehr befinden — aber mit einem Dutzend ist die Zahl nicht zu hoch gegriffen. Dann schuf man die Offiziersergänzungsbestimmungen. Theoretisch soll durch sie gewährleistet sein, daß jeder Soldat zum Offizier aufrücken kann. Tatsächlich wird dies aber durch folgende Bestimmung in Ziffer 1 der Offiziersergänzungsbestimmungen verhindert:

> Grundsätzlich ist als Vorbedingung für den Eintritt in die Offizierslaufbahn künftig mindestens das Abgangszeugnis einer neunklassigen höhern Lehranstalt zu fordern.

Was nachher kommt, ist Wortspiel, berechnet, auf harmlose Reichstagsabgeordnete entsprechend zu wirken. Tatsächlich

sind seit Begründung der neuen Wehrmacht (1921) nicht zwei Dutzend Nichtabiturienten, wohl aber im gleichen Zeitraum über tausend Oberfähnriche, darunter 600 Adlige zu Offizieren befördert worden.

So wird in der deutschen Wehrmacht von dem Republikaner Geßler und seinen „getreuen" Mitarbeitern planmäßig republikanische Personalpolitik getrieben, und die militärfrommen Offiziere a. D. im Reichstag sekundieren ausreichend und devot und entrüsten sich, wenn Jemand wagt, die heilige deutsche Wehrmacht anzutasten. Der Demokrat Rönneburg wettert gegen die lächelnden Sozialisten, daß sie die „Wehrmacht der Republik" verneinen und die Bejahung und die Bewilligungsfreudigkeit den Völkischen und Deutschnationalen überlassen. Ob dieser Herr Lehrer etwas vom Kausalgesetz kennt? Ob sich der deutsche Adel so zum Offizierberuf drängen würde, wenn er nicht genau wüßte, was die deutsche Reichswehr ist? Was ist sie? Die Pflegestätte „altpreußischer Traditionen". Und was man darunter zu verstehen hat, braucht grade hier nicht mehr gesagt zu werden.

Die Wahrheit über Polen von Bruno Frei

22. Mai, im Flugzeug des Aero-Lloyd

Warschau liegt unter uns. Der unübersichtlich gehäufte Stoff, gesammelt in Dutzenden Gesprächen mit Abgeordneten, Ministern, Pressechefs, Hausfrauen, Gewerkschaftern, Arbeitern, Zeitungsleuten — diese verwirrende Fülle von Einzelheiten gliedert sich zu einem klaren Bilde. So übersichtlich wie die Landschaft da unten ist jetzt das Gebilde dieser Revolution, die keine sein wollte, dieser „mexikanischen" Revolution, wie ein Revolutionsfachmann sie nennt.

Nachdem ich mich mit meiner Unterschrift bereit erklärt habe, die Folgen meines Absturzes selbst zu tragen, werde ich aufgefordert, meine Photokamera dem Piloten zu übergeben. Denn Warschau ist Festung. Schützengräben werden gebaut, und an der Kierbedzik-Brücke stehen Kanonenboote. Vom Flugzeug aus zu photographieren ist also verboten. Die Tanks vom Belvedere sind bereits mit Gedröhn in ihre Ställe abgefahren — ist aber schon Frieden? Kein Einsichtiger kann zweifeln, daß der Pilsudski-Putsch nur ein Anfang ist.

*

Wie bei jedem geschichtlichen Ereignis muß man unterscheiden zwischen dem, was den handelnden Personen bewußt wird, und dem, was sie wirklich leitet. Von der Höhe unsres eisernen Vogels sieht Polen anders aus als vom Empfangszimmer des Generalstabs, wo vor wenigen Wochen Wieniawa Dlugoszowski, Pilsudskis Freund und Adjutant, vor uns ausländischen Pressevertretern im Namen des Marschalls erklärt hat: Pilsudski habe im Gegensatz zu andern Staatsmännern sein Werk auf den guten Seiten der menschlichen Natur aufgebaut. Er glaube an die Macht der Ideale, und deshalb wolle er kein Diktator sein. Die Diktatur der Moral sei sein Programm, der Kampf gegen die Korruption sein Wirtschaftsplan.

Die Wirklichkeit ist viel einfacher. Die Unzufriedenheit im ganzen Lande ist gewaltig — und begreiflich. Polen ist ausgebeutet von seinen westlichen Wohltätern und seinen heinischen Räubern. Die Mieten sind auf 70 Prozent der Friedensmiete aufgewertet: eine Mittelstandswohnung kostet 150 Zloty monatlich — ein durchschnittliches Monatsgehalt erreicht aber kaum 400 Zloty. Das ist der Mittelstand. Und die Arbeiter? Von 800 000 Arbeitern sind 300 000 völlig arbeitslos. 166 000 von ihnen beziehen täglich 1,50—2,50 Zloty Arbeitslosenunterstützung. Von 26 Millionen Einwohnern des Landes wohnen nur 6,5 Millionen in den Städten — der Rest bildet die Armee der Bauern. Aber die Großgrundbesitzer mit mehr als 50 Hektar Boden besitzen 35 Prozent des bebauten Landes, während 65 Prozent des bebauten Grund und Bodens Kleinbauern bewirtschaften, von denen 820 000 weniger als 2 Hektar und 840 000 zwischen 2 und 5 Hektar besitzen. Und zum Abschluß der trockenen, aber mit Blut und Tränen gewürzten Zahlen noch eine: 42 Prozent der Bevölkerung Polens gehören den sogenannten nationalen Minderheiten an. Nicht weniger als 6 Millionen Ukrainer und 3 Millionen Weißrussen, die jenseits der Grenzen Polens ihr befreites Vaterland haben, leben im Verband des polnischen Staates.

*

Unter uns dehnt sich trostlos die Ebene. Hütten der Zwergbauern mit ihren tief sich zur Erde neigenden Strohdächern. Das Volk ist arm.

In den Städten mehren sich die Selbstmorde im gleichen Maße, wie an der schwarzen Börse der Dollarkurs anzieht. In ein paar Tagen ist der Preis für Eier in Warschau von 13 auf 17 polnische Groschen gestiegen. Die Löhne der Metallarbeiter aber sind seit dem August 1925 unverändert. Auf dem Judenmarkt, wo am Vorabend des jüdischen Pfingstfestes ein beängstigendes Gedränge und Gefeilsche herrschte, gab es, soviel ich sehen konnte, nur einen Massenartikel, den die alten Juden mit den Tellermützen und dem geprügelten Aussehen voll Eifer kauften und verkauften: Heringe. Und obwohl die Tatsache allgemein bekannt ist, daß die Eisenbahnzüge leer fahren, weil es ohne Geschäft auch keine Reisenden gibt, so ist dennoch von den Warschauer Zeitungen besonders vermerkt worden, daß der Luxuszug, der dreimal wöchentlich nach Paris fährt, an dem Tage, da er nach der Revolution wieder in Dienst gestellt wurde, mit 1 Fahrgast die Halle von Warschau verließ. Und mit 20 Mann Bedienungspersonal.

*

So kann man nicht leben. Das war die Stimmung, in der Pilsudskis Militärputsch als Erlösung begrüßt wurde. Hat Pilsudski ein Programm? Er will anständig sein. Nein: er ist es auch. Als er am 17. Dezember 1922 sein Amt als Staatspräsident niederlegte, nannte er das Belvedere, die Residenz des Staatsoberhauptes, ein Bordell, in dem er nicht länger bleiben wolle. Er ist ein Fanatiker der Gradheit, ein Romantiker der Einfachheit. Noch heute erzählt man, welche Verlegenheit er auf den glänzenden Festen seines frühern Freundes

Wojcechowski hervorrief, desselben Wojcechowski, der ihn jetzt verhaften lassen wollte und diese Dummheit mit seinem Amt bezahlen mußte. Pilsudski kam immer in seiner abgetragenen Legionäruniform in den Ballsaal. Er liebte es dann, in der ordinärsten Poilu-Sprache zu sprechen. Er kann Krieg führen, und mehr will er gar nicht können. Es wird in Warschau behauptet, daß der Überfall auf Pilsudskis Villa, der ihn zu dem Marsch gegen die Stadt veranlaßte, von seinen eignen Anhängern markiert worden sei, um sein Einschreiten herauszufordern. Pilsudski ist in die Revolution hineingeglitten, ohne sie zu wollen, und es besteht die dringende Gefahr, daß er sie verraten wird, ohne es zu wollen.

Die Führer der Sozialdemokratischen Partei fragten vor einigen Tagen den Marschall, warum er die Arbeiter- und Bauernregierung, die sie von ihm erwarteten, nicht machen wolle. Er antwortete mit einem Soldatenfluch. Denn Pilsudski lehnt ab, sich auf die Arbeiter und Bauern zu stützen. Die Wahrheit über sein rätselvolles Hamletspiel ist, daß er, der eigentlich nur mit einigen Generalen der Rechten, mit Sikorski in Lemberg und den beiden Haller — Johann Haller in Posen und Stanislav Haller, früherer Generalstabschef in Warschau — verfeindet war, um den Preis der Unterwerfung dieser Generale bereit ist, den sozialen Inhalt der Revolution und die Parteien, die ihn unterstützten, preiszugeben.

*

Das ist das Geheimnis der Verhandlungen dieser Tage. Zwischen Pilsudski auf der einen Seite und den Posener Reaktionären auf der andern schweben Verhandlungen. Der Bruder des Posener Generals Haller ist der Industrielle Karl Haller. Er hat die Aufgabe übernommen, zwischen den feindlichen Generälen zu vermitteln. Die Industrie braucht keinen politischen Sieg: sie braucht einen sozialpolitischen Sieg. Sie hat ein reaktionäres Sanierungsprogramm, das sie mit Hilfe der Nationaldemokraten durchführen wollte. Als Pilsudski auftrat, war der Schreck ungeheuer. Gegen den „Bolschewiki-General"! — das war die Losung, mit der die Soldaten gegen ihn in die Feuerlinie gehetzt wurden. Als die Industrieherren aber sahen, daß Pilsudski keine Anstalten machte, die Früchte seines Sieges zu ernten, da schlug die Stimmung um. Heute warten die Herren von der Industrie schmunzelnd auf den Augenblick, da Pilsudski ihr reaktionäres Wirtschaftsprogramm durchführt. Binnen kurzer Zeit wird er im „Interesse des Vaterlandes" den Abbau des Achtstundentags fordern, weil er ablehnt, die Agrarrevolution durchzuführen. Es gibt nur ein Entweder-Oder. Entweder mit den Arbeitern und Bauern gegen die Großgrundbesitzer, Industriellen und Pfaffen — oder mit ihnen gegen jene. Wenn Karl Hallers Besprechungen erfolgreich sind, dann kann dieser Umschwung noch vor der Präsidentenwahl sichtbar werden. Dann aber werden die Arbeiter und Bauern, in ihrem Innersten verwundet, enttäuscht von den Losungen ihrer Führer, Ernst machen. Die polnische Revolution war nicht, aber sie wird sein.

*

500 Meter über dem Erdboden, mit einer Geschwindigkeit von 150 Kilometern in der Stunde, vor sich die Sturmmütze des Piloten, unter sich den Samtteppich der Wälder: so sieht man klar die tausend Einzelzüge zu einem Gesamtbild verschmelzen. Noch haben die Kirchen Warschaus Dauertrauergottesdienst. Täglich entlassen noch die Spitäler die schwarzen Wagen. In jeder Straße, zu jeder Stunde des Tages findet man den kleinen Zug Priester, Leichenwagen, ein paar Hinterbliebene. Beim größten Photographen der Stadt sind die Bilder der noch immer unerkannten 57 Leichen ausgestellt. Schwarzgekleidete Frauen sitzen im Warteraum, von dessen Wänden Tänzerinnen ihr gefrorenes Lächeln zeigen. Mit leerem Blick suchen die Mütter die 57 Köpfe ab: junge Menschen erstarrt, verblutet, zerfetzt.

Wozu sind die Opfer gefallen? „Weil der Schweinehund, der Witos, seine Taschen noch nicht genug gefüllt gehabt hatte", antwortet ein kleines Bäuerlein. Witos ist als Polizist verkleidet in seine Heimat geflohen. Sein General Rozmadowski, der sich von Pilsudski im Stehlen nicht stören lassen wollte und während des Kampfes ums Belvedere sogar einen Waffenstillstand von fünfzehn Minuten zur Wegschaffung der Verwundeten verweigerte, wird vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Gut. Ist aber der Kampf gegen die Korruption Ziel und Inhalt einer Revolution? Ist das nicht kleinbürgerliche Romantik? Heißt das nicht: die Krankheit beim Fieber heilen?

*

Polen ist eben reif für die Agrarrevolution, die die Bolschewiki 1917 durchgeführt haben. Gebt den Bauern das Land — das ist das Wichtigste. Die polnische Industrie ist für den östlichen Markt eingerichtet, also schließt Frieden mit Rußland — das ist das Zweitwichtigste. Dies wäre ein Programm, das Programm einer Arbeiter- und Bauernregierung, das Programm der revolutionären Linken, der unabhängigen Sozialisten, der radikalen Bauern, der Kommunisten, der Ukrainer und Weißrussen. Wird Pilsudski es durchführen? Nein. Er haßt Rußland, er hat nicht zur Kenntnis genommen, daß es sich seit der Zeit, da er revolutionärer Student war, ein wenig geändert hat. Diese russenfeindliche Stimmung des großen Romantikers auszunützen, ist den geriebenen Engländern nicht schwer gefallen. Pilsudski weiß nicht, daß er das Werkzeug Chamberlains ist, wenn er die Arbeiter- und Bauernregierung ablehnt, auf die das ganze werktätige Volk wartet. Pilsudski will den Weg der englisch-amerikanischen Anleihen gehen — und ahnt nicht, daß das der Weg neuer Knechtschaft ist, viel grausamer als die des Zaren, für das Land, das er so glühend liebt.

Aber die Entwicklung wälzt sich über die Irrtümer der Führer hinweg. Was in England geschah, geschieht auch in Polen. Eine gute Sache ist auf halbem Wege eine schlechte geworden. Die Pilsudskis gehen und kommen — vergänglich wie das Stirnrunzeln ihrer Launen. Unerschüttert aber bleibt das Gesetz der Geschichte, das unaufhaltsam immer größere Massen aus dumpfem Hinbrüten zu klarbewußtem Handeln treibt.

Kunst und Künstler von Carl Maria v. Weber

Am 5. Juni ist sein hundertster Todestag. Was von seinen Tönen sein Leben und das Jahrhundert überdauert hat — Lützows wilde verwegene Jagd, Du Schwert an meiner Linken, die Aufforderung zum Tanz, das Konzertstück, die Euryanthen-Ouvertüre, Oberon und Freischütz —: das bedarf nur erinnernder Aufzählung, um jedes musikalische Herz schneller und höher schlagen zu lassen. Ausführlicher zeuge hier der wenig gekannte, fruchtbare und einflußreiche Schriftsteller für seine menschlich und künstlerisch gleich große Persönlichkeit.

Richard Tronnier

Des Künstlers Wirkungskreis ist die Welt.

Die Kunst hat kein Vaterland, alles Schöne sei uns wert, welcher Himmelsstrich es auch erzeugt haben mag.

Selbst das außerordentliche Talent bedarf noch der günstigen Umstände, um Bedeutendes zu leisten und in der Welt etwas zu gelten.

Wer weiß, ob nicht Mancher, der auf eine Höhe gelangt ist, mit Freuden seinen Ruhm für Das hingäbe, was er ihn gekostet? Was gibt denn das wirkliche Leben dem Künstler?

Die Kunst, diese Tochter des menschlichen Umgangs, lebt nur in ihm, denn es ist gewiß, daß kein Gemälde gemalt, kein Schauspiel gedichtet und keine Musik komponiert würde, wenn nicht der Trieb, auf Andre zu wirken, im Menschen läge und ihn dazu bestimmte. Ein gewisser äußerer Anstoß ist ihm unumgänglich nötig hierzu, das bloße Wissen genügt ihm nur halb, und bald würde alles Streben ohne diesen äußern Antrieb erschlaffen.

Gedrungene Einheit ist wohl das Wesentlichste eines Kunstproduktes der höhern Gattung.

Aus einer schönen Freiheit aesthetischer Ansichten allein steigt die Blüte jeder Kunst, und in ihrem Mangel ist der Grund zu suchen, warum die Töne so vieler fertiger Komponisten kein Leben von sich hauchen und nur als Schall dem Ohre schmeicheln, nicht als Wort zur Seele dringen.

Jedes Werk trägt den Keim seines Lebens oder Todes in sich, und die Zeit ist der wahre Probierstein des Guten und Schlechten.

Wenn man den Gang der Kunsterscheinungen und deren Erfolge auf den Theatern Deutschlands beobachtet, so drängt sich gewaltsam die trübe Überzeugung auf, daß meistens nur Zufall und Glück das Gelingen der erstern bestimmen. Wo ist aber auch die Theaterverwaltung zu finden, die, ohne Einwirkungen von oben, unten, außen und innen, frei einem auf wahre Kunstprinzipe begründeten Plane folgen könnte?

Es ist immer anziehend, zu sehen, wie Künstler und Publikum sich gegenseitig formen, bilden und leiten.

Sehr wahr ist die Behauptung, daß man sein Publikum ziehen könne. Gib ihm lauter gute Kunstwerke, und es wird endlich unter diesen auch wieder die besten hervorzufinden und zu unterscheiden wissen.

Wie oft habe ich Gelegenheit gehabt, große Geister, die mir aus der Ferne so achtungsvoll schienen, in ihrem engen häuslichen Zirkel zu beobachten, und wie klein wurden sie da!

Es ist die Zierde des Mannes, der Sklave seines Wortes zu sein. Täuschen Sie sich nicht mit dem Wahne, man könnte in sogenannten Kleinigkeiten unwahr und unzuverlässig und bei bedeutenden Dingen das Gegenteil sein. Die erstern machen das Leben aus und geben dem Zuschauer den Maßstab, und die furchtbare Macht der Gewohnheit läßt später selbst den besten Willen nicht zur Tat werden.

Zum Beginn von Alfred Polgar

‚Stücke und Spieler' heißt der zweite von den drei Bänden ‚Schriften des Kritikers', die unter dem Gesamttitel ‚Ja und Nein' bei Ernst Rowohlt in Berlin erscheinen. Ich habe keine Superlative mehr oder will mir noch ein paar für den dritten Band aufbewahren und begnüge mich heute damit, als Probe die Einleitung zu geben.

Nun ist es Herbst und kühl, der Senne muß scheiden, die Natur hört auf, und das Theater beginnt. Gar schöne Spiele spielt es mit dir. Und zeigt dir Leben in vielerlei Gestalt, Leben, wie es dem Schöpfer nicht eingefallen ist, wie es ihm aber hätte einfallen können. Indem du, Mensch, dich selbst auf der Bühne siehst, wirst du deiner vergessen; indem du dich zerstreust, wirst du dich sammeln; und je mehr du vom Spiel eines erfundenen Schicksals gefesselt bist, desto mehr wirst du dich vom Ernst des wahrhaftigen Schicksals befreit fühlen.

Oder auch nicht.

Ich habe mit meiner Cousine, als wir beide Kinder waren — vier Wochen hinter Weihnachten oder einige Jahrhunderte vorm Krieg war das —, oft Theater gespielt. Einer machte den Zuschauer, der Andre das Theater. Es bestand im Wesentlichen aus einem hölzernen Schemel, in dessen Brett eine schlüssellochförmige Öffnung war; durch diese Öffnung liefen zwei Spagatschnüre, an ihren untern Enden hing je ein Holzklötzchen, die obern hatte der Spielleiter in der Hand. Er ließ die Klötzchen allerlei Bewegungen gegen einander machen, in die Höhe schnellen und zu Boden stürzen und sprach dazu einen Phantasietext. Der Zuschauer saß mit Herzklopfen zwei Schritte vom Theater auf dem Fußboden und war entzückt.

An den Höhepunkten der Handlung (oder wenn ihr nichts mehr einfiel) sprach meine Cousine folgenden geheimnisvollen Satz: „Ivn istn, eivn istn, kolin, molin, zin, zin, zin!" Ich weiß bis heute nicht, was er bedeutet, und sie hat es vermutlich überhaupt nie gewußt. Aber er schloß eine ungeheure Menge von Möglichkeiten in sich. Es klang wie Gottes Richterspruch, unverstehbar den Sterblichen; oder wie eine Extrakt-Formel für des Lebens und des Theaters Unvernunft; oder wie ein magischer Satz, der die Holzklötzchen aus der Verzauberung zu beseelten Figuren wieder in die Unempfindlichkeit ihrer Holzklötzchenschaft entließ.

Ich glaube, in den kindischen Worten, die keinen Sinn hatten, nur Klang, lebte was vom geheimnisvollen Zauber der Kunst: Rhythmus, der einlullt und zu Träumen anregt.

Und wenn wir den Sinn des Daseins, rückblickend vom Höhepunkt der Handlung, in eine letzte, knappste, erschöpfende Formel fassen wollen: könnte sie viel anders lauten als der Zauberspruch meiner Cousine?

Heute ist sie Versicherungsbeamtin. Eine ältere Dame mit spitziger Suada. Damals, in den Tagen des Holzschemels, wollte sie Tragödin werden oder Tramway-Kondukteur.

Das zweite war auch mein Herzenswunsch.

Jetzt bin ich Theaterkritiker. Ich sitze, so oft es was Neues gibt, vor dem herabhängenden Vorhang und warte auf den Augenblick, da der Zuschauerraum vom Dunkel überfallen wird, das Geschwätz der Menschen jählings verstummt, als ob eine Riesenfliege endlich den Ausweg durchs Fenster gefunden hätte, da der Gong tönt und es aufrauscht wie ein Schwarm von tausend Plüsch-Vögelchen. Das ist der herrlichste, der eigentliche Herzklopf-Augenblick des ganzen Theaterabends.

Hier ist niedergeschrieben, was ich dann weiter, nach jenen schönsten Augenblicken, im Theater erlebt habe. Getreulich niedergeschrieben, mit Nutz- und Schadenfreude, und so, als ob wir mitsammen gar keine andern Sorgen hätten.

Ivn istn, eivn istn!

Literatur und moderner Mensch von Paul Walther

Die deutsche Moderne: ein Kollektivbegriff von unübersehbarer Spannweite. Unmöglich, sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Auch kaum anzunehmen, daß spätere Jahrzehnte sie in irgendeinen . . .ismus einpressen werden. Wir gar, die mitten drin stehen, könnten höchstens von Revolutionismus reden.

Nicht im Sinne einer revolutionären Einstellung, die es auf literarischem Gebiet kaum mehr als auf politischem gibt: einzig als Ausdruck des Tohuwabohu, der Vielköpfigkeit.

Immerhin sind Einzelzüge jetzt schon kenntlich. Im Grunde war es ja stets der Kampf zwischen Materie und Geist. Und es scheint, daß das Pendel, während eines Menschenalters vom Naturalismus zum Expressionismus bewegt, nun langsam zurückschwingt, noch mit deutlicher Inklination nach der Seite des Geistigen.

Im übrigen — wenn ich mich an dem Preisausschreiben R. L. Prager und des Verlags der Weltbühne beteiligen soll — bleibt es dabei: in den 23 000 Büchern, die als Inflation über das vergangene Jahr sich ergossen haben, sind 2300 verschiedene Nuancen.

*

Aber das liebe Publikum hat noch weit mehr Schattierungen. Auf breiter Heerstraße zieht es ein gut Stück hinter den Führern, den Literaten, drein. Wie der Materialismus, wissenschaftlich eine tote Sache, heute das Evangelium des Bauern und Arbeiters, des Kaufmanns und Industriellen darstellt, so sind die literarischen Götter von vorgestern zu Götzen der Masse von heute geworden.

Daneben auch hier das phylogenetische Prinzip. Und die meisten bleiben irgendwo unterwegs stehen, auf der Stufe von anno dazumal.

Sehen wir die Heersäule etwas näher an. Voraus das Fähnlein der Allzeit-Begeisterten, der Unmündigen, die gerne Hurra rufen. Aber sie kaufen Bücher. Und bleiben sie schuldig. Aus Idealismus.

Dann stampft der Trupp der ehrlichen Sucher einher. Sie stellen Alles unter höchste Gesichtspunkte, sondieren und

wägen. Es sind ehrenwerte Mannen. Wenn auch mit wenig Geld.

Nun die Herde der Urteilslosen. Sie pflückt mit Vorliebe die buntbemalten Früchte und verschlingt sie wie das liebe Vieh. Da und dort hat ein Klub schon sein gelobtes Land gefunden: der Rausch ists, was sie festhält. Sklavengenüsse wollen sie, Anregung ohne Aufregung, Begeisterung, Sehnsucht und Erfüllung — es sind die Genießer. Mit Vorliebe weiden sie in Kiosken und Bahnhofsbuchhandlungen.

*

Das Alles ist so anders, als wir von unsern Vätern wissen. Damals die einheitliche Geistigkeit einer ganzen Generation, deren Exponent das literarische Werk. Heute eine Zerrissenheit in tausend verschiedene Individualismen, ewig unruhig und unruhestiftend, umhergeworfen zwischen Klassizismus und Mystik, zwischen Metaphysik und Romantik.

Es ist der Unterschied zwischen Kant und Nietzsche, zwischen Fichte und Spengler, zwischen Schiller und Strindberg. Dort ein einziges Problem, das den Menschen in seiner Ganzheit packt — hier eine verwirrende Fülle von Vielfältigkeiten, ein Flimmern in allen Farben des Regenbogens: Ölbild gegen Kino.

Das macht: der Mensch hat sich gewandelt. Wir tragen ein ungeheures Stoffwissen mit uns herum, sind belastet mit Wust aus allen Perioden menschlicher Geistesarbeit. Daneben aber hebt sich das Individuum hervor aus der Allgemeinheit. Nicht mehr, daß der Strom des Geistes eine ganze Epoche erfaßt und mit sich trägt — dieser Strom hat sich geweitet zum See, den der Einzelne mit eigner Kraft kühnlich durchschwimmt. Er kommt nicht mehr mit jeder Welle in Kontakt, die sich über dem Flusse kräuselt; der Zufall nur bringt ihn mit dieser oder jener Woge in Berührung; er läßt sich von ihr schaukeln und schwimmt dann weiter, zur nächsten.

So lesen wir das Buch. Was das nackte Dasein an Erleben bringt, es genügt unsrer quecksilbernen Beweglichkeit nicht mehr; wir wollen viel mehr Menschentum erfassen. Und hinter jedem Buch steht, der es schrieb; er ist uns wichtig, ist uns wert, ein Individuum dem andern. Um daraus das eigne Leben zu formen. Das wollen wir: uns packen lassen von der Fülle der Probleme, mitresonieren in jedem Akkord.

Und aus tausend Mosaiksteinchen fügt sich uns ein Weltgefühl, kristallisiert sich das Leben. Nicht mehr das eine Buch, mit Ketten verwahrt — nicht mehr die Epoche, deren Genius wir uns beugen — nicht mehr die scharfsinnige Analyse, die zwingende Logik — nichts davon suchen wir mehr: wir sind der Mittelpunkt, sind das Subjekt.

Was gilt uns noch das einzelne Buch? Scheidemünze ist es geworden; wir aber wollen ein Vermögen häufen. Und jedes Werk gibt nur eine Winzigkeit ab in kinetischer Energie, für unser Ziel. Drum hungern wir nach Büchern, und die Gesamtheit unsres Schrifttums spielt mehr denn je seine Rolle im Menschenleben. Denn aus ihr erwächst, in ständigem Wechsel und unendlicher Vielheit, der moderne Mensch!

Drei Biographien von Peter Panter

„Sie sind der ungeborene Peter Panter —?", sagte der liebe Gott und strich seinen weißlichen Bart, der stellenweise etwas angeraucht war. Ich schwamm als helle Flocke in meinem Reagenzgläschen und hüpfte bejahend auf und nieder. „Für Sie gibt es drei Möglichkeiten", sagte der himmlische Vater und zerdrückte in unendlicher Güte eine Wanze, die ihm über das Handgelenk lief. „Drei Möglichkeiten. Wollen Sie sie, bitte, überprüfen und mir dann mitteilen, welche Wahl Sie getroffen haben. Es liegt uns viel daran, bei dem herrschenden Streit zwischen Deterministen und Indeterministen es mit keiner von beiden Parteien zu verderben. Suchen Sie hier oben aus, was Sie einmal werden wollen — unten können Sie nachher nichts dafür. Bitte." Der alte Mann hielt mir einen großen Pappdeckel vor das Gläschen, auf dem stand zu lesen:

I.

Peter Panter (1. Verarbeitung). Geboren am 15. April 1889, als Sohn armer, aber gut desinfizierter Eltern, zu Stettin auf der Lastadie. Vater: Quartalssäufer, das Jahr hat vier Quartale. Mutter: Abonnentin des Berliner Lokal-Anzeigers. Er studiert das Tierarzneiwesen in Hannover und wird 1912 städtisch approbierter Kammerjäger in Halle. Zwei Frauen: Annemarie Prellwitz, edel, Schneckenfrisur, in Flanell (1919 bis 1924); Ottilie Mann, sorgfältig, korrekt, von großem Gebärfleiß, in Ballonleinen (1925—37). Vier Söhne; danach Anschaffung eines deutschen Perserteppichs. 1931: Reinigung des Bartes von Hermann Bahr, Bahr kommt heil davon, P. wird katholisch. Wird im Juni 1948 nach Wien berufen, um die Wanzen, die sich in der Feuilletonredaktion des ‚Neuen Wiener Journals' angesammelt haben, zu vertilgen. Da die Operation selbstverständlich mißlingt, wird Kammerjäger P. trübsinnig. Hört in dieser Geistesverfassung 1954, am 20. April einen Keyserling-Vortrag. Tod: 21. April. P. geht mit den Tröstungen der katholischen Kirche versehen dahin, nachdem er kurz vorher mit großem Appetit ein Mazze-Gericht verzehrt hat. Beerdigungswetter: leicht bewölkt, mit schwachen, südöstlichen Winden. Grabstein (Entwurf: Paul Westheim): 100,30 Mark (Preis des Marmors: 100 Mark). Stets in Ehren gehaltenes Andenken: acht Monate.

*

„Nun —?", sagte der liebe Gott. „Hm —", sagte ich. Und las weiter:

II.

Peter Panter (2. Verarbeitung). Geboren am 8. Mai 1891 als ältester Sohn des Oberregierungsrats Panter sowie seiner Ehefrau Gertrud, geborener Hauser. Das frühgeweckte Kind hört schon als Knabe auf dem linken Ohr so schwer, daß es zu einer Justizkarriere gradezu prädestiniert erscheint. Tritt in das Corps ein, in dem ein gewisser Niedner alter Herr ist —

Der liebe Gott behakenkreuzigte sich. Ich las weiter:

— und bringt es bald zu dem verlangten korrekt-flapsigen Benehmen, das in diesen Kreisen üblich ist. 1918: Kriegsassessor,

grade zu Kaisers Geburtstag. Schwört demselben ewige Treue. 1919 Hilfsbeamter im Staatskommissariat für öffentliche Ordnung; der Staatskommissar Weismann sitzt, aus altpreußischer Schlichtheit, in keinem Fauteuil, sondern auf einer Bank und hält dieselbe Tag und Nacht. Landgerichtsrat P. leistet der Republik die größten Dienste sowie auch ihrem Präsidenten. Schwört demselben ewige Treue. Beteiligt sich 1920 am Kapp-Putsch, berät Kapp in juristischen Fragen und schwört demselben ewige Treue. Durch das häufige Schwören wird man auf den befähigten Juristen aufmerksam und will ihn als obersten Justitiar in die Reichswehr versetzen. Inzwischen wird Rathenau ermordet, weshalb die Republik einen Staatsgerichtshof über sich verhängt, wo ohne Ansehen der Sache verhandelt wird. Dortselbsthin als Richter versetzt, verstaucht er sich im Jahre 1920 beim Unterschreiben von Zuchthausurteilen gegen Kommunisten den Arm. Eine Beerdigung entfällt, da ein deutscher Richter unabsetzbar ist und auch nach seinem Tode noch sehr wohl den Pflichten seines Amtes nachkommen kann.

*

„Wie kann man so tief sinken —!", sagte der liebe Gott, weil ich inzwischen auf den Boden des Reagenzgefäßes gekrochen war. Ich wackelte mit dem Schwänzchen, der liebe Gott erriet richtig „Nein!", bedavidsternte sich und gab mir

III.

zu lesen:

Peter Panter (3. Verarbeitung). Geboren am 9. Januar 1890 zu Berlin mit ungeheuern Nasenlöchern. Seine Tante Berta umsteht seine Wiege und hat es gleich gesagt. Gerät nach kurzen Versuchen, ein anständiger Mensch zu werden, in die Schlingen des Herausgebers S. J., der ihn zu mannigfaltigen Arbeiten verwendet: er darf, zu Beginn der Bekanntschaft, Artikel und Gedichte schreiben, bringt es aber schon nach fünfzehn Jahren zum selbständigen Briefefrankieren und andern wichtigen Bureauarbeiten. 19. Januar 1913: Vertrag mit dem Herausgeber auf monatliche Honorarzahlung. 8. Dezember 1936: Ankündigung der ersten Rate. Nimmt nacheinander die Pseudonyme Max Jungnickel, Mark Twain, Waldemar Bonsels und Fritz v. Unruh an. Kann aber Niemand darüber hinwegtäuschen, daß hinter diesen Namen nur ein einziger Verfasser steht. Wird von Professor Liebermann in Öl gestochen und schenkt ihm als Gegenangebinde einen echten Paul Klee, den Liebermann jedoch nicht frißt. Panter wird von S. J. dessen Sohn vermacht, der dem teuern Erbstück schon in der ersten Woche große Löcher in den Kopf schlägt und auch sonst wenig behutsam mit ihm umgeht. Stirbt am 4. Juli 1976 bei dem Versuch, den Herausgeber wieder aus dem Grabe zu kratzen.

*

„Nun —?", fragte der liebe Gott. „Hm —", sagte ich wieder. „Könnte man nicht die drei Biographien kombinieren? Etwa so, daß ich als Sohn des Oberregierungsrats Kammerjäger bei der ‚Weltbühne' . . ."

„Beeilen Sie sich!", sagte Gottvater streng. „Ich habe nicht viel Zeit. Um zehn Uhr präsidiere ich drei Feldgottesdiensten:

einem polnischen gegen die Deutschen, einem deutschen gegen die Polen und einem italienischen gegen alle Andern. Da muß ich bei meinen Völkern sein. Also — wählen Sie."

Da habe ich dann gewählt.

Das Geheimnis der billigen Produktion:

Zahlung nach Leistung — **von Philip Snowden**

Der Zustand der britischen Industrie zwingt, das Problem einer Erneuerung ihrer Methoden zu durchdenken. Wir sind nicht mehr im Besitz eines Monopols des Weltmarktes. Junge, kräftige und unternehmende Konkurrenten sind ins Feld getreten. Der Ausländer verachtet unsre altmodischen Methoden. Die Amerikaner sind überzeugt, daß wir als Handelsnation „down and out", nieder und draußen sind, überhaupt nicht mehr mitzählen.

Es wäre eine Dummheit, uns auf die Methoden zu verlassen, die uns einmal die überragende Stellung im Welthandel verschafft haben. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer müssen die ganze industrielle Lage aufs Neue prüfen, um zu sehen, inwiefern die alte Art den gewandelten Bedingungen von heute anzupassen ist.

Ohne daß ich jetzt und hier die größere Frage einer Neu-Organisation der Industrie auf sozialistischer Grundlage anrühren möchte: es ist eine Angelegenheit von sofortiger Wirkung und vitaler Wichtigkeit für den Arbeiter wie für den Arbeitgeber, aus dem existierenden System das Beste zu machen. Ein gründlich durchorganisiertes kapitalistisches System wird nicht die Bewegung für Kontrolle und gemeinsames Eigentum beeinträchtigen.

Die regelmäßige Beschäftigung und der auskömmliche Lohn des Arbeiters hängen davon ab, daß das existierende System wirksam funktioniert. Millionen Arbeitsloser brauchen Arbeit, und die Arbeit haben, wünschen bessere Löhne. Das ist das aktuelle Problem, und es ist die Pflicht des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers, zugleich den Weg zur Erreichung dieser Ziele zu finden.

Die Unternehmer haben recht, wenn sie auf eine Herabsetzung der Produktionskosten bestehen. Aber sie zeigen eine schmerzliche Unwissenheit der oekonomischen Tatsachen, wenn sie auf eine Senkung der Löhne bestehen, um dieses erstrebenswerte Ziel zu erreichen. Das macht die Arbeiter zu Gegnern und ihre Mitwirkung unmöglich.

Diese Politik hält die industrielle Welt in einem dauernden Zustand des Konflikts. Die Unternehmer können nicht der Stabilität in den Handelsbedingungen entgegensehen, und die Arbeiter haben nicht das Herz, ihr bestes Können einzusetzen.

Wenige Unternehmer haben bisher begriffen, daß der größte Markt die Kaufkraft der riesigen lohnverdienenden Klasse ist. Niedrige Löhne bedeuten niedrige Kaufkraft, niedrige Kaufkraft bedeutet schlechten Handel und Arbeitslosigkeit. Niedrige Löhne bedeuten eine schlecht genährte und darum untüchtige Arbeiterklasse. Die Leistung leidet, und die Produktionskosten sind hoch. Hohe Löhne und größere Leistung: das ist die Lösung des Problems.

Der Unternehmer antwortet: „Wie kann ich höhere Löhne aufbringen?" Er könnte sie auch wahrscheinlich nicht aufbringen, wenn Alles sonst beim Alten bliebe. Aber das ist nicht gemeint. Unterproduktion ist der Hauptzug unsrer industriellen Methoden.

Unternehmer und Arbeiter müssen die Verantwortung hierfür beide tragen. Das Kapital streikt, wenn es nicht ein genügendes Entgelt erhält. Die Unternehmer drücken die Leistung herunter, um höhere Preise zu erzwingen. Unberechenbare Verschwendung entsteht durch Mangel an wissenschaftlicher Leitung und die Unwilligkeit, unmoderne Maschinen gegen neuere einzutauschen.

Die unbefriedigenden Bedingungen der normalen Industrie haben die Gewerkschaften in Selbstverteidigung dazu getrieben, schädliche Regelungen und Einschränkungen vorzunehmen. Die Allgemeinheit bezahlt diese Unzulänglichkeiten von Unternehmern wie Arbeitern mit den unnötig hohen Preisen und der Knappheit der Versorgung.

All das muß geändert werden, wenn die Produktionskosten herabgesetzt werden sollen, und wenn man hohe Löhne und niedrigere Preise erzielen soll.

Eine neue Auffassung von industriellen Methoden muß sich durchsetzen. Amerika zeigt den Weg. Überfluß soll das Ziel sein. Überfluß gibt hohe Löhne, reguläre Beschäftigung und Billigkeit.

Die Unternehmer und die Gewerkschaften müssen ihren alten Schlenderweg verlassen und sich den neuen Bedingungen anpassen. Die Unternehmer werden ihre alte Politik der Herabsetzung der Löhne aufgeben und einsehen müssen, daß es in ihrem Interesse liegt, wenn der Arbeiter ermutigt wird, so viel wie nur möglich zu verdienen.

Der Fluch der Methode, nach Ertrag zu bezahlen, hat die aus der Erfahrung geborene Kenntnis des Arbeiters zur Folge gehabt, daß die Unternehmer, wenn er seine besten Kräfte einsetzt und gute Löhne verdient, das als Ausrede benutzen, die Löhne herabzusetzen.

Die Methode, nach der Leistung zu bezahlen, besteht in der Industrie in einem viel größern Ausmaß, als man gewöhnlich annimmt. Sie besteht bei fast allen produktiven Beschäftigungen. Manche großen Gewerkschaften, zum Beispiel der Textilarbeiter, der Bergarbeiter und der Fußbekleidungsbranche, bestehen auf dieser Methode der Entlohnung.

Es gibt aber eine Menge Beschäftigungsarten, auf welche diese Methode nicht anwendbar ist. Die Transport- und Verteilungsarbeiter etwa sind ein Beispiel. Die einzige praktische Methode bei solcher Beschäftigung ist, die Löhne nach der Zeit zu bemessen. Stundenlöhne sind tatsächlich eine Kombination von Zeit, Leistung, Tüchtigkeit und Existenzmöglichkeit. Bei solchen Beschäftigungsarten muß die Belohnung für die besten Dienste in der Aufrückung zu verantwortlichern Stellen bestehen.

Aber die Methode der Bezahlung nach der Leistung ist den meisten Formen produktiver Arbeit anzupassen. Landarbeiter sind vieleicht die einzige große Ausnahme.

Wenn die Methode der Bezahlung nach der Leistung erfolgreich sein soll, muß eine definitive Verständigung zwischen den Arbeitern und den Unternehmern vorangehen, sodaß die Löhne nicht mehr gedrückt werden.

Ein andres unheilvolles Resultat jener Politik der Lohnherabsetzung ist die Abneigung der Arbeiter gegen neue Methoden und neue Maschinen. Es ist ja leider so, daß die neuen Erfindungen zur Verringerung der menschlichen Anstrengung „Arbeit ersparende" Erfindungen genannt werden. Wenn solche Erfindungen richtig an-

gewandt werden, vermindern sie nicht die Zahl der Arbeiter: sie vergrößern das Bedürfnis nach Arbeitern, indem sie die Produktion verbiligen und daher den Bedarf für die produzierten Artikel erhöhen. Neue Erfindungen ersparen in Wirklichkeit nicht Arbeiter, sondern nur Mühe und Anstrengung.

Die Bezahlung nach der Leistung mit einer Garantie gegen Herabsetzung der Löhne würde dem Arbeiter einen Anteil an dem Nutzen der verbesserten Produktionsmethode sichern. Das würde einen allgemeinen Anreiz für die Organisation und Ausstattung der Fabriken geben.

Einem Unternehmer, der nicht seine Fabrik auf der Höhe der Zeit erhielte, der nicht die neusten Maschinen gebrauchte, dem würde schwer fallen, Arbeiter zu bekommen, weil sie nicht imstande wären, ebensoviel wie in den gutausgestatteten Fabriken zu verdienen.

Die beiden Haupteinwände gegen Bezahlung nach der Leistung? Erstens, daß schwer ist, die Löhne zu bestimmen und stabil zu erhalten; zweitens, daß intensive Arbeit bei sich schnell bewegenden Maschinen physisch erschöpfend und eintönig ist.

Die Bestimmung der Löhne für Stückarbeit ist bis jetzt in manchen Industrien einer Abmachung zwischen dem Werkmeister und dem einzelnen Arbeiter überlassen worden. Das ist aber eine außerordentlich unbefriedigende Regelung. Diese Gewohnheit hat zu der Annahme geführt, daß Löhne für Stückarbeit unvereinbar sind mit einem „Tarif"-Vertrag. Aber es braucht nicht so zu sein, und tatsächlich ist es nicht so in vielen Handelszweigen, wo Stückzahlung üblich ist. Die Textil- und die Schuhbranche haben ausgearbeitete Stückarbeitstarife, die nur durch gegenseitige Abmachungen abgeändert werden dürfen.

Die frühern Schwierigkeiten bei der Festsetzung von Stücklohn in Tarif-Verträgen sind jetzt dank der größern und gründlichern Organisation der Gewerkschaften weniger schwierig geworden. Jedem Distrikt steht jetzt dauernd ein Gewerkschaftsbeamter vor, der im Interesse der Arbeiter den Lohn für Stückarbeit festsetzt.

Der zweite Einwand auf Grund der physischen Erschöpfung wäre ernst zu nehmen, wenn er unabwendbar wäre. Aber das ist er nicht. Es ist weniger physisch erschöpfend und weniger langweilig, eine schöne, interessante und wunderbare Maschine zu bedienen, als einen Graben zu graben, eine Straße zu bauen oder einen Waggon auszuladen. Tatsächlich ist die physische Anstrengung umso geringer, je vollkommener die Maschine ist.

Immerhin müßte es noch Schutzmaßregeln gegen allzu große physische Anstrengung oder Eintönigkeit geben. In den Ford-Werken tauscht man die Arbeiter mit einander aus, um den schlechten Einfluß der Eintönigkeit zu vermeiden.

Die Festsetzung der Lohnsätze und die Versicherung gegen Lohnherabsetzung: das ist der Kern dieses Problems. Hier müssen gemeinsame Verhandlungen stattfinden; hier darf nicht Revision zu einer sinkenden Skala führen. Revisionen werden nötig sein, wenn radikale Änderungen bei den Maschinen getroffen sind. Aber die revidierten Lohnsätze müssen so festgesetzt sein, daß sie dem Arbeiter einen Anteil an diesen Verbesserungen gewähren.

Arbeiter sehen zu sehr auf den nominellen Lohn. Es ist der Reallohn, auf den es ankommt. Die Herabsetzung des Lebensunter

halts ist aber genau so eine Vermehrung des Lohns wie eine Erhöhung des nominellen Lohns. Erhöhte Leistung wird bei einem gerechten Abkommen nicht nur höhere Nominallöhne ergeben, sondern durch Verbilligung der Bedürfnisse die Löhne kaufkräftiger machen.

Mit Großbritannien ist es nicht „down and out". Der britische Arbeiter hat weder seine Geschicklichkeit noch seine Energie verloren. Er möchte ein freies Feld haben, um seine Gaben für sich selbst, für die Industrie, in der er arbeitet, und für die Allgemeinheit zu nutzen. Wenn man ihm einen Ansporn gibt, sein Bestes zu tun, und wenn er weiß, daß er davon Vorteil hat, so wird die britische Industrie unter neuen Bedingungen ihre frühere Weltherrschaft wiedergewinnen.

Das Mitglied von Theobald Tiger

In mein Verein bin ich hineingetreten,
weil mich ein alter Freund darum gebeten.
Ich war allein.
Jetzt bin ich Mitglied, Kamerad, Kollege —
das kleine Band, das ich ins Knopfloch lege,
ist der Verein.

Wir haben einen Vorstandspräsidenten
und einen Kassenwart und Referenten
und obendrein
den mächtigen Krach der oppositionellen
Minorität, doch die wird glatt zerschellen
in mein Verein.

Ich bin Verwaltungsbeirat seit drei Wochen.
Ich will ja nicht auf meine Würde pochen —
ich bild mir gar nichts ein . . .
Und doch ist das Gefühl so schön, zu wissen:
sie können mich ja gar nicht missen
in mein Verein.

Da draußen bin ich nur ein armes Luder.
Hier bin ich ich — und Mann und Bundesbruder
in vollen Reihn.
Hoch über uns, da schweben die Statuten.
Die Abendstunden schwinden wie Minuten
in mein Verein.

In mein Verein werd ich erst richtig munter.
Auf Die, wo nicht drin sind, seh ich hinunter —
was kann mit denen sein?
Stolz weht die Fahne, die wir mutig tragen.
Auf mich könn' Sie ja ruhig „Ochse!" sagen,
da werd ich mich bestimmt nicht erst verteidigen.
Doch wenn Sie mich als Mitglied so beleidigen . . .!
Dann steigt mein deutscher Gruppenstolz!
Hoch Stolze-Schrey! Freiheil! Gut Holz!
Hier lebe ich.
Und will auch einst begraben sein
in mein Verein.

Bemerkungen

Der Hund und der Blinde

Hans Hyan hat neulich einmal berichtet, wie schwierig es sei, Führerhunde für die Kriegsblinden zu dressieren. Da die Dressur in der Öffentlichkeit vor sich gehen muß und es dabei ohne kleine Klapse für den Hund nicht abläuft, so nimmt das Publikum sehr oft Partei, entdeckt plötzlich, daß es einen Tierschutz gibt, und macht dem Dresseur unmöglich, weiterzuarbeiten. Und Hyan fährt fort: Die Rücksichtnahme grade auf Kriegsblinde, die in der ersten Zeit nach dem Kriege allgemein gewesen, sei heute größtenteils geschwunden, und die Äußerung: „Ach, der arme Hund muß den ganzen Tag den Blinden führen!" höre man immer wieder.

Weil wir grade von Fürstenabfindung reden:

Falsche Sentimentalität ist immer mit Roheit verbunden. Niemand ist so kaltherzig und erbarmungslos gegen Arme und Hungernde und uneheliche Schwangere wie die alten Jungfern beiderlei Geschlechts, die ihr Hündchen karessieren; in dieser egoistischen und zu nichts verpflichtenden Betätigung sehen sie ihr christliches Herz. Schon Dehmel vermerkte in seinem Kriegstagebuch, daß es die rohesten Unteroffiziere waren, die abends die „Bank am Elterngrab" sangen. Auf der drübigen Seite steht also die falsche deutsche Sentimentalität, die es nun auf ein Mal mit der Dankbarkeit und Treue zum angestammten Herrscherhause hat, das in den Novembertagen 1918 nichts von Treue wußte.

Daneben hockt die unsinnige Angst vor der Idee der Enteignung. Und an wem liegt das —? An der ungeschickten Propaganda.

Man spricht immer von „Enteignung der Fürsten". Aber die wollen das Volk enteignen, denn ihre Güter gehören ihnen nicht und haben ihnen nie gehört. Sie sind niemals Privatleute gewesen, als sie ihre Rechte wahrten — sie können es heute nicht sein, da man sie ihnen streitig macht. Sie wollen haben — nicht wir.

Zu einer guten Propaganda scheint mir ferner zu gehören: Veröffentlichung von Einzelzahlen. Bei dicken Broschüren und langen Tabellen kann sich der vielbeschäftigte Zeitungsleser gar nichts denken; man zeige ihm etwas Andres.

Warum steht nicht in jedem anständigen Blatt, das sich dem Begehren des Fürstenausschusses, der Sozialisten, der Kommunisten anschließt, jeden Tag ein Kasten mit immer nur zwei Zahlen: Monatseinkommen eines Durchschnittslesers, eines Arbeiters, eines Angestellten — und: Monatsrente des Prinzen Heinrich; Monatsabfindung des Deserteurs in Doorn; Monatserträgnisse aus einem, einem einzigen Fürstengut? Das begreift Jeder. Man muß nur die Zahlen auf sein Augenmaß zurückführen, den Hausfrauen, die mit Groschen rechnen, zeigen, wie das Geld stromweise, hunderttausendmarkweise in die Fürstenkassen marschiert . . Das wäre eine gute Propaganda.

Aber was nützt alle Propaganda, wenn man so schlappschwänzig, so halbmutig an die Aufgabe herangeht! Es ist das Selbe wie damals bei der Wahl Hindenburgs: die ganze Angst, das böse Gewissen, die Weichheit dieser republikanischen Opposition verhindert den Sieg. So reitet man keine Hürden. Hinüber kommt nur, wers auch glaubt.

Es ist noch Zeit, hinüberzukommen, wenn Ihr nur wollt.

Aber wollen müßt Ihr. Auch heute noch: wieviel Untertanen, wieviel brave treue Blicke nach oben, wieviel Knechte! In den kleinen Residenzen, wie etwa Koburg, hat sich auch äußerlich kaum etwas geändert. Und wenn man so einen Fürsten und das deutsche Volk sieht, begreift man die

ganze Fülle des schönen Stoßseufzers: „Ach, der arme Hund! Er muß den ganzen Tag den Blinden führen —!"

Ignaz Wrobel

Maximilian und — Marx

Wer Clemenceaus prachtvollen Brief über Maximilian in Nummer 21 der ‚Weltbühne' gelesen hat, der hat wohl nicht nur mit einem Schlage die Rolle dieses monarchistischen Konterrevolutionärs begriffen, sondern auch den revolutionären Gehalt eines der stärksten Bilder der Moderne, des Bildes von Manet, das seine Erschießung darstellt. Eine Hinrichtung „malerisch" sehen — pfui Teufel! Eine Hinrichtung malen, um die Zuschauer gegen den Mord der Henker oder gegen die auch durch die Hinrichtung nicht gesühnte Schuld des Delinquenten einzunehmen — das geht. Besonders wenn man sich erinnert, daß die wirkliche Linke damals in allen Ländern ebenso gegen Maximilian war wie etwa heute gegen Horthy.

Maximilian war nämlich nicht nur politisch, sondern, selbstverständlich, auch wirtschaftlich ein Reaktionär erster Güte und zwar so eigentümlicher Art, daß er es dieser verdankt, von Marx im ersten Bande des ‚Kapitals' zitiert zu werden.

Im vierten Kapitel des zweiten Abschnitts behandelt Marx den Kauf und Verkauf der Arbeitskraft. Das Wichtigste in diesem Handel, bei dem der Geldbesitzer und der Besitzer der Arbeitskraft einander auf dem Markte treffen, ist, daß der Besitzer der Arbeitskraft über sie als seine Ware frei verfügt. Er muß, heißt das, in der Lage sein, sie für eine bestimmte Zeit zu verkaufen, nicht ein für alle Mal, denn sonst verkauft er nicht diese Arbeitskraft allein, sondern sich selbst! Verfügt er nicht über seine Arbeitskraft wie über ein Wareneigentum, das er Stück für Stück, das heißt: für eine bestimmte Zeit abgibt, so verfügt er eben überhaupt nicht über sich — er ist ein Sklave. Denn was ist ein Sklave sonst als ein Arbeiter, der kein Verfügungs-, kein Verkaufsrecht mehr über seine Arbeitskraft hat!

In Mexiko war nun die Sklaverei, wie Marx schreibt, „unter der Form von Peonage (Schuldsklaverei der Tagelöhner) versteckt. Durch Vorschüsse, die in Arbeit abzutragen sind und sich von Generation zu Generation fortwälzen, wird nicht nur der einzelne Arbeiter, sondern seine Familie tatsächlich das Eigentum andrer Personen und ihrer Familien. Juarez hatte die Peonage abgeschafft. Der sogenannte Kaiser Maximilian führte sie wieder ein durch ein Dekret, das im Repräsentantenhaus zu Washington treffend als Dekret zur Wiedereinführung der Sklaverei in Mexiko gebrandmarkt ward".

Als das in Washington festgestellt wurde, lebte Clemenceau in New York, also sozusagen an der Quelle des Verständnisses für das Glück, das der weißgardistische Habsburger den Wilden Mexikos bringen wollte. Die Habsburger waren schon damals reif für den Untergang, und ihre Monarchie lebte nur noch von Bismarcks Gnaden. Kein Wunder, daß beide in ihren Schulen Maximilian als Opfer der Wilden

Der Gutachter

Kennen Sie den Herrn v. Luck?
Aber der kennt Sie!
Weiß, ob Sie für roten Druck
oder Monarchie.

Auf dem Reichswehrformular
— schrumm, ein Federzug —
legt er den Charakter klar:
National genug!

Wen sein hartes Urteil trifft,
der kommt nicht in Sold.
Denn er schreibt mit spitzer Schrift:
Ist für Schwarz-Rot-Gold!

Deutlich zeigt er, laut Rubrik,
wie man haßt und liebt.
So wird in der Republik
siebenmal gesiebt.

Immer brauchen wir, man siehts,
einen Herrn v. Luck.
Darum ist die Volksmiliz
unsres Freistaats Schmuck.

Ernst Huth

und vor allen der Franzosen beweinen ließen. Noch heute spricht man im Neuen Wiener Journal von Maximilians Witwe nur im Flüsterton des Krankenzimmers. Wieviel menschlicher ist der Hohn des Tigers! Da war es ganz gut, hier einmal Maximilian den Tirpitz-Bart abzunehmen und das Habsburger-Kinn dahinter freizulegen. Monarchisten muß man nämlich nicht nur im Inland bekämpfen, sondern auch im Ausland; nicht nur wenn sie leben, auch wenn sie tot sind. Und wenn ihnen gar der Ruhm ward, von der Revolution hingerichtet zu werden, muß man ihren Gespenstern noch diese Ehre hinterher wieder abnehmen, damit in den Schulbüchern die Wahrheit steht: Er ist nichts als ein Toter. Ein ganz gewöhnlicher Toter.

Felix Stössinger

Sattweinen

Endlich wird die Not ein Ende haben: man will uns Gelegenheit geben, nach Westfalen vierter Güte zu fahren, nicht um westfälischen Schinken zu essen, sondern um uns dort „sattweinen" und „aufrichten" zu können. In Höxter hat sich ein Verein — selbstverständlich — hat sich ein Verein gegründet, mit Namen „Reichsehrenmal". Zur Hebung der Fremdenindustrie wollen sie dorthin das Denkmal für die Ermordeten des imperialistischen Krieges haben. Wahrscheinlich hat der berühmte Zug zum Cheruskertortenaufsatz etwas nachgelassen.

Wenn ein Verein sich gegründet hat, erläßt er zunächst einmal einen „Aufruf" — schwungvoll, bombastisch, herausfordernd; im übrigen sind die Worte bekanntlich da, um die Gedanken zu verbergen. Dieser Aufruf wendet sich ausdrücklich an die „nicht Gedankenlosen". Der Zweck eines solchen Aufrufs ist darum immer der Appell an den Geldbeutel. Es ist ein alter Trick urältester Komödiantentradition: zuerst trara — dann „eine kleine Gabe".

Begründung: man soll sich in Höxter sattweinen können. Es klingt verdächtig palästinensisch; sie scheinen dort schon sehr verseucht zu sein, wenn sie sich für unsre Groschen eine Klagemauer zur Hebung des Fremdenverkehrs errichten möchten. In dem pathetischen Kollektenaufruf sagen die Schnorrer wörtlich: „Es" — das Reichsehrenmal — „soll aufgerichtet werden von ernsten deutschen Müttern, die sich sattweinen wollen." Die lustigen deutschen Mütter, die Arbeiterfrauen, die nicht satt zu essen haben, dürfen es wahrscheinlich zu Hause tun, denn Fahrgeld wird kaum vergütet.

Der kleine Provinz-Wildenbruch aus Höxter bemerkt ferner: „Es" — man weiß schon — „soll, von der Legende umwittert, ein Volksheiligtum sein, dem kommende Geschlechter mit Schauern der Ehrfurcht sich nahen." Ein Schauer genügt nicht; es muß gleich die Mehrzahl sein. Der Aufruf schließt: „Deutsches Volk, begreife deine Stunde" — und zahle. Woran wir ja gewöhnt sind. Aber wir werden uns weder sattweinen noch aufrichten. Wir werden euch was husten.

Kurt Kersten

Hotel und Politik

Na ja, mit Hakenkreuz und Hitlerhemden
verjagt man uns die scheckbewehrten [Fremden.
Wir sitzen da mit Sekt, Soupers und Schwoof.
Denn wenn aus Angst vor Bürgerkrieg und [Putschen
die Auslandsherzen in die Hosen rutschen
bleibt es ganz mäuschenstill im ‚Kaiserhof'.

Tragt Gummisohlen, liebe Klassenkämpfer,
und redet leis, mit aufgesetztem Dämpfer,
wenn Ihr euch unter freiem Himmel trefft!
Denn schließlich stört der Streit um Welt-[anschauung
in Speisesälen peinlich die Verdauung,
und mit dem Magen senkt sich das Geschäft.

Weg die Tenöre! Redet mit der Fistel,
damit Excelsior, Adlon, Eden, Bristol
aus diesem Schlamme ragen wie ein Fels.
Und wenn Ihr Hunger habt, was nutzt das [Schreien!
Das Gastgewerbe kennt keine Parteien.
Nur Dividenden der Hotels.

Max Schill

Dir bleibt die Luft weg

VOLKSWOHL-THEATER-LICHTSPIELE

Nach 5-maligem Verbot
von der Prüfungsstelle jetzt freigegeben, bringen wir ab heute Donnerstag
nur 4 Tage! ! !

Das monumentale Filmwerk

Namenlose Helden

das wohl auch als einziges Anspruch darauf erheben darf, Ereignisse aus den Jahren 1914/18 im Original zu zeigen. Aus 10 000 Negativen aller kriegführenden Länder enthüllt uns der Film Geheimnisse, die bis jetzt zur öffentlichen Vorführung nicht zugelassen wurden.

Original-Frontaufnahmen 1914/18

Die Welt in Waffen! !
Der Tod im Stahlhelm! !

Ehemalige Soldaten! **Vielleicht sehen Sie sich selbst** in den tobenden Schlachten der verschiedenen Kriegsschauplätze.

Frauen! **Kriegswitwen! Vielleicht sehen Sie Ihren Mann im** Trommelfeuer bei Brüssel, Lüttich, Namur, Verdun usw.

Und endlich

Mütter! **Vielleicht sehen Sie** noch nach Jahren **Ihren gefallenen Sohn**, wie er kämpfte — und starb!

In diesem Rahmen ist unser Großfilm **der einzige seiner Art.**

Alle müssen den Film sehen, die dabei waren
Und auch diejenigen, die nicht dabei waren

Dazu

Dir bleibt die Luft weg

5 Akte zum **Totlachen**

Non semper idem

Es war nach der Uraufführung von ‚Glaube und Heimat', die der Pater Expeditus Schmidt gesehen hatte, und über die er mit seiner Meinung in einer ausführlichen Kritik nicht hinterm Berge hielt. Der tief verletzte Karl Schönherr ließ ihm von verschiedenen Seiten seinen Unwillen über diese einzig dastehende Hinrichtung aussprechen, worauf der humorvolle Mönch dem Autor eine zweite Kritik, die sein Urteil vollauf bestätigte, zugehen ließ, mit der Unterschrift S. J. und hinzufügte: „S. J. heißt diesmal nicht Societas Jesu, sondern Siegfried Jacobsohn."

Mitmenschen

„Man wird nicht klug aus ihm", beklagten sich die Dummen.

*

Wenn die Leute einen mondsüchtigen Sanskritforscher einfach einen Mondsüchtigen nennen und den Sanskritforscher verschweigen, so hat das seine Ursache darin, daß die Wenigsten eine rechte Vorstellung von der Sanskritforschung haben. Übrigens haben auch die Wenigsten eine rechte Vorstellung von der Mondsucht.

*

Nachdem sich der langweilige Patron empfohlen hatte, verbrachte ich noch eine Stunde in angeregtestem Selbstgespräch.

Alfred Grünewald

Liebe Weltbühne!

Hans Reimann hat diese Geenj-Anekdote vergessen:

Im Kriege besichtigte der August einmal ein Lazarett.

„Was isn diss?"

„Das ist ein Lazarett, Königliche Hoheit!"

Große Pause. Was soll man auch dazu sagen? Dann:

„Da stärm wohl viele Soldaten drinne?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit."

Wieder große Pause. Und nun, in Erlösung:

„Na, wänjstens räjnts da nich rein!"

Mysteriöse Versammlung

Da sie sich mit blutroten Köpfen
in Diskussionen erschöpfen,
erfährst du nur Ungefähr's.
Waffen und Heerstärken schwirren,
Monokel und Sporen erklirren.
Vier Sakkos und zehn Militärs.

Sie halten sich schreckliche Schriften
von Pestbakterien und Giften
unter das bleiche Gesicht.
Sie zeigen sich Staffeln, Fregatten
und leisten nach langen Debatten
blutenden Herzens Verzicht.

Dich packen Entsetzen und Grausen.
Du fragst in einer der Pausen:
„Um Himmelswillen, wo brennts?!"
Wenn Sie Das zu wissen gelüstet:
„Hier wird nämlich abgerüstet!
Wir entwaffnen die Konkurrenz!"

Karl Schnog

Antworten

Adolf Behne. In Nummer 21 habe ich Julius Kaliski für die Berichtigung des „Tatsachenirrtums", daß der Film von Edison stamme, gedankt. Darauf antworten Sie mir: „Ich kann Ihnen nicht zugeben, daß Kaliski mich tatsächlich berichtigt hat. Die Film-BZ. referierte am 25. Mai 1926 unter dem Titel: ‚Wer hat alles das Filmen erfunden?' über einen Vortrag Will Days, Sekretärs der Königlichen Photographischen Gesellschaft in London. Day hat neuerdings die Ansprüche der Deutschen, Franzosen, Engländer und Amerikaner an der Erfindung des Kinematographen untersucht und kommt zu einem andern Resultat als Kaliski, dem die Tatsache zu genügen scheint, daß die Franzosen die Brüder Lumière als die Erfinder proklamiert haben — in einer Gedenktafel, die die Erfindung in das Jahr 1895 setzt. Day bezeichnet allerdings auch nicht Edison als den Erfinder. Aber immerhin ist — nach Day — Edisons Kinetoscope 1893 datiert. Die früheste Vorführung der Brüder Lumière aber war 1894. Als eigentlichen Erfinder sieht Day den Amerikaner Francis Jenkins an. Ich vermute, daß Herr Day vor Kaliski und mir die bessere Kenntnis der Materie voraus hat, und will fürder nicht mehr so positiv Edison als ‚den' Erfinder bezeichnen. Aber so viel Anspruch wie die Brüder Lumière scheint er, obwohl er nur Amerikaner ist, doch zu haben. Ich halte diese Frage übrigens für eine wissenschaftliche. Kaliski scheint sie mit dem Gefühl entscheiden zu wollen. Da bin ich dann allerdings doch lieber ‚Intellektueller'." Aber das sind Sie keineswegs, wenn richtig ist, was mir Franz Leschnitzer schreibt: „Es ist mal wieder Zeit, Geistige und Intellektuelle zu unterscheiden. Geistige dienen, aus innerm Zwang, sittlichen Ideen; Intellektuelle handeln, je nach Bedarf, mit allen Ideen. Geistige sind gütig, klug, heiter, energisch; Intellektuelle verfeinert-brutal, gewiegt, finster oder blendend, rabiat. Geistige, getrieben vom Gefühl der Verantwortung für Alle, stürzen sich in die Politik und harren zäh darin aus; Intellektuelle, nur einem Kitzel nachgebend, schliddern für höchstens ein paar Wochen hinein. Geistige machen Revolution; Intellektuelle machen Konversation. Kurz: Geistige sind Erlöser — auch wenn ihr Erlösungsplan scheitert —; Intellektuelle sind ... nichts." Und Sie, lieber Adolf Behne, sind doch eine ganze Menge.

Hugo Schloß in Trier, Paulin-Straße 72. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Rätselrater. „Der Schaden der Bismarckschen Periode ist unendlich viel größer als ihr Nutzen, denn die Gewinne an Macht waren Werte, die bei dem nächsten Sturme der Weltgeschichte wieder verloren gehen; aber die Knechtung der deutschen Persönlichkeit, des deutschen Geistes war ein Verhängnis, das nicht mehr gutgemacht werden kann." Von wem das ist? Von Theodor Mommsen. O sein prophetisches Gemüt! Daß um eine Selbstverständlichkeit wie die Fürstenenteignung ein schmählicher Kampf geführt werden muß, gibt dem alten Seher in jedem Buchstaben recht. Denn die völkischen Rowdies wollen die „Bismarcksche Periode" erneuern. Und sehen nicht einmal darin ein Hindernis, daß sie zwar über viele Millionen Lakaien, aber über keinen Bismarck verfügen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir ersuchen

6 Mark für das III. Vierteljahr 1926

bis zum 30. Juni einzuzahlen, da am 1. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Kleine Katastrophen von Carl v. Ossietzky

Wo stecken denn eigentlich die Befürworter des Volksentscheids? Noch zwei Wochen trennen uns vom Stichtag, und wir spüren nichts von einer Agitation. Jetzt müßten doch jeden Abend Versammlungen stattfinden, die Straßen von Flugblättern überschwemmt sein, Plakate aufklärender, herausfordernder, satirischer Art an den Anschlagsäulen kleben! Wir haben Heute mehr witzige Zeichner und Versemacher denn je, die nach Betätigung hungern. Warum läßt man sie feiern? So ein Feldzug gegen die Potentaten und ihre Everlinge könnte doch frei sein von der Popeligkeit gewohnter Parteiagitation: — das müßte ein Volksfest sein voll Laune, Knallbonbons und Feuerwerk. Statt dessen entweder feierliches Schweigen oder abwimmelnde Verlautbarungen. Das Reichsbanner erläßt eine Erklärung, die mehr vermießt als spornt. Die demokratischen Prominenten warnen mit erhobenem Pädagogenfinger. Die sozialdemokratische Presse haspelt täglich ein unlustiges Pflichtpensum ab. (Die Welse sind ja schon lange wieder kompromißfertig.) Und die Kommunisten spekulieren auf Fehlschlag des Volksentscheids, weil sie von der Enttäuschung in der Nachbarpartei Ernte erhoffen. Das nennt man republikanische Front. Dabei sind in allen Linksparteien mutig rebellierende Minoritäten, unbekümmert um das Stirnrunzeln der Bonzen, am Werke. Ihnen, nicht den Parteizentralen, kommt das Verdienst zu, daß man vom Plebiszit überhaupt noch spricht.

*

Die Auseinandersetzung des Ministerial-Direktors Abegg mit den Deutschnationalen im Preußischen Landtag ist nicht ganz so glanzvoll verlaufen, wie es nach den Berichten der Linksblätter scheinen mochte. Herr Abegg befand sich in der unglücklichen Lage, eine Rede nicht pointieren zu dürfen. Er mußte nicht nur das schwebende Verfahren berücksichtigen, sondern durfte auch aus leicht begreiflichen Erwägungen nicht die Personen aus dem Lager der Rechten nennen, die die Polizei erst auf die Spur gebracht haben. So mußte er sich nur auf Andeutungen beschränken und den stürmischen Rufen: „Namen nennen!" Schweigen entgegensetzen. Das brachte ihn von vornherein ins Hintertreffen gegenüber der lungenstarken Opposition. Warum schickte man Herrn Abegg allein vor? Es ist nicht Brauch, einer randalierenden Obstruktion einen Ministerial-Direktor entgegenzustellen. Dessen Aufgabe ist lediglich der Tatsachenbericht; die politische Umrahmung fällt dem Ressortminister zu. (Da Severing beurlaubt ist, hätte Ministerpräsident Braun nochmals persönlich eingreifen müssen.) Schade, daß eine schlechte Regie diese Sitzung verpuffen ließ. Was Abegg mitzuteilen hatte, war bedeutsam genug, brauchte aber Unterstreichung durch den Chef des Kabinetts. So blieb der Eindruck einer persönlichen Beamtenleistung, nicht einer Staatsaktion. Die Rechtspresse hat es denn auch herzlich leicht, die Sache als Belanglosigkeit zu behandeln. Eine Mi-

nisterrede hätte man zwar auch mit Insulten spicken, aber nicht einfach unterschlagen können.

*

In der Presse gehen die Vermutungen weiter, welche „angesehene Persönlichkeit aus dem Rechtslager" wohl die Polizei über die Putschpläne informiert habe. Der zuerst genannte Herr Geheimrat Duisberg lehnt mit Entsetzen ab. Niemand will die Gans gewesen sein, die das Capitol wach geschnattert hat. Auch Herr Stresemann bestreitet ganz energisch. Das sind merkwürdige Republikaner: sie verwahren sich dagegen, die Republik gerettet zu haben. Aber Stresemann geht noch weiter: er tritt schützend vor die entlarvten Verschwörer und ihre schwerindustriellen Gönner, denen eine polizeiliche Haussuchung einen Morgenschlummer gestört hat. Er erklärt: die inzwischen bekannt gewordenen Veröffentlichungen konnten ihn bisher nicht davon überzeugen, daß die Voraussetzungen für ein derartiges Vorgehen der preußischen Regierung tatsächlich gegeben waren. Der Herr Minister der Republik rüffelt also nicht nur die Polizei, die nur ihre Pflicht tat, sondern greift auch wertend in ein Verfahren ein, das augenblicklich in den Händen des Oberreichsanwalts liegt. Das ist nicht nur eine vorbildliche staatsbürgerliche Leistung, sondern auch ein beträchtliches Charakterstück. Eingeweihte wissen, daß Herr Stresemann, der hier stramm und gottvertrauend Hans Ohnefurcht spielt, Putschängste sonst durchaus nicht als Bagatellen behandelt und zu feuchten Fingern neigt, wenn er dergleichen hört. In den Ämtern kreisen noch heute entzückende Anekdoten, wie nervös es im Reichskanzler-Palais im Herbst 1923 zugegangen ist und wie jede bescheidene Detonation leiblichen Ursprungs gleich für eine Bomben-Explosion gehalten wurde. Aber während Stresemann die Verschwörer deckt, reist der demokratische Führer Koch für die Große Koalition herum, bemüht sich der Genosse Hilferding in gleicher Richtung. Und immer wieder: warum der ganze Flaggen-Krakehl, warum die erschröckliche Aufregung um den Putsch, wenn der Sturm vor Stresemanns Arbeitszimmer in sanftes Säuseln umschlägt? In unserm parlamentarischen Rotwelsch nennt man das: verantwortungsbewußte Opposition.

*

Herr Artur Mahraun, der Hochmeister des Jungdeutschen Ordens, ist zur republikanischen Seite übergegangen. Endlich einmal eine moralische Eroberung! Endlich ein Bußfertiger, der es wagt, sich durchs republikanische Nadelöhr zu zwängen! Als Morgengabe hat er eine Denkschrift über die finstern Pläne seiner frühern Freunde mitgebracht und Herrn Geßler überreicht. Daran erkennt man das Greenhorn. Der gutartige Ordensritter weiß in der Republik noch nicht recht Bescheid. Er geht von der völligen irrigen Annahme aus, Herr Geßler, als der zunächst Betroffene, wisse für solche Warnungen Dank. Aber Herr Geßler ist ein Fanatiker der Ruhe: er zählt, wie Anatole France von Cicero sagt, zu den maßlos Gemäßigten. Er sieht seinen Feind in Jedem, der ihm sagt, in seinem Kanton

stimme etwas nicht. Herr Mahraun hätte besser getan, seine Enthüllungen in den Landwehr-Kanal zu werfen, anstatt sie in der Bendler-Straße zu deponieren. Was für ein Gesicht der Herr Minister wohl gemacht hat? Kinder und irrende Ritter haben die Engel. Mahraun kann von Glück sagen, daß ihm der Mann seines Vertrauens nicht gleich ein Landesverratsverfahren angehängt hat.

*

Herr Hermes, der unvergeßliche Assignaten-Minister von 1923, ist in eine Kommission zur Untersuchung der Wirtschaftsnot gewählt worden. Es ist scheinbar in Deutschland unmöglich, unmöglich zu werden. Die Franzosen lassen ein Genie wie Caillaux nach kurzer Zeit enttäuscht fallen; wir putzen die ärgste Vogelscheuche der Finanzgeschichte wieder als Mentor auf. Es gibt wohl eine besondere deutsche Gourmandise der Niederlage.

*

Prälat Seipel hat in Paris über das „wahre Gesicht Oesterreichs" gesprochen. Solche Reden im Auslande wiegen nicht viel, beschränken sich fast immer nur auf einen Rosenkranz von Artigkeiten. Seipel redete jedoch nicht nur rein dekorativ: er fand einige durchaus persönliche Töne und verwahrte sich sogar dagegen, etwa für einen Pazifisten gehalten zu werden. Auch gegen den Anschluß sprach er. Das sollte in Deutschland zu denken geben. Nicht, als ob er damit etwas völlig Neues gesagt hätte; seine Stellung ist ja von früher her bekannt. Es scheint, daß die deutschen Anschlußfreunde die Hemmnisse oft an falscher Stelle suchen: sie sehen nicht, daß die Torsperre in Wien selbst schärfer ausgeübt wird als von den Pariser Wächtern der Friedensverträge. Das hat Ignaz Seipel wieder deutlich gemacht. Wir dachten bisher, wenn wir von Groß-Deutschland redeten, allzu ausschließlich an den idealistischen Demokraten Ludo Hartmann oder an ein paar Sozialistenführer aus Victor Adlers Zucht, die Radikalität mit seltenem taktischen Talent vereinen. Ein ganz anderes Oesterreich tritt uns in Seipel entgegen. Der ist im Grunde nicht mehr als ein pfiffiger und bigotter Provinzverstand, wenn auch nicht umsonst durch die Schule eines diplomatisch geschliffenen Priestertums gegangen: von den bayrischen Politikern, die wir ja zur Genüge kennen, gleichsam die Vorzugsausgabe auf Bütten. Er ist noch immer der geheime Leiter der regierenden Christlich-Sozialen Partei, die ein Sammelsurium darstellt aus schwarzem Klerikalismus, raunzendem Lokal-Patriotentum und etlichem hakenkreuzlerischen und schwarz-gelben Beiwerk. Alle Nuancen dieser Vielfalt beherrscht Seipels geschmeidiges Organ. Nur manchmal fühlt man es deutlich heraus, daß die Stimme biegsamer ist als das Hirn. Das fühlt sich zu Hause bei Horthy, bei Mussolini, überall dort, wo demokratische Instinkte mit dem Knüppel behandelt werden. Solange die Christlich-Sozialen in Oesterreich dominieren, bleibt Groß-Deutschland nur eine zerbrechliche Idee.

*

Von den englischen Liberalen hört man nur noch, wenn es bei ihnen Krach gibt. Die einst so stolze Partei besteht nur noch aus einer Reihe von Führern sehr verschiedenen Wertes und einer Ideologie. Wie so oft wird wohl auch hier der Gedanke die Männer überleben. Man geht heute nicht mehr zu den Liberalen. Der Citymann schwenkt zu den Konservativen, die immer deutlicher zur Kaufmanns- und Industrie-Vertretung werden. Auch die jungen sozialreformerischen Elemente wenden sich, ganz nach individueller Färbung, entweder zu Baldwin oder zu Snowden. Dem Engländer fehlt nun einmal die kontinentale Vorliebe für Modergeruch. Eigentlich war die Partei schon erledigt an dem Tage, wo ein pazifistischer Flügel unter Morel und Ponsonby gegen die Kriegspolitik protestierend zu MacDonald ging. Damals haben die Liberalen verloren, was sie immer frisch erhalten hat: die Brücke zu jüngern und weitgespanntern Ideen. Damit stockte auch die Rekrutierung. Damals war der Anlaß der linken Sezession Lloyd George; heute ist der selbe Mann Objekt einer peinlichen Inquisition, ausgeübt von Asquith und Grey, den Hütern der Tradition. Man kann gegen David Lloyd George sehr viel einwenden, aber er unterscheidet sich von den würdigen Parteipriestern durch Genialität des Instinktes: er ist als Politiker ganz Nase. Deshalb wittert er aus dem Generalstreik Möglichkeiten, die den verstopften Riechorganen der alten Manchester-Männer entgehen müssen. Und deshalb nimmt er Partei für die Arbeiter und gegen die Ordnungs-Wüteriche. Niemals hat er so richtig zu den Liberalen gepaßt: Temperament, Phantasie, demagogische Beredtsamkeit, Gefühl für soziale Zusammenhänge, das Alles sprengte die Grenzen der Erbschaft Gladstones. Er pfiff immer auf Manchester und seine Doktrine, wollte ein Mann der Massen sein, Steuern mildern und gesunde Wohnungen bauen. Vieles ist er schuldig geblieben, vieles seiner Art hat er im Kriege als Prophet der wildesten Jingoes verloren. Ein Schicksal voll tragischer Ironie. Jahrelang durfte er diktatorisch schalten, dann wurde er gestürzt, von den eignen Anhängern erbittert zur Rechenschaft gezogen, oft bei Seite geschoben wie ein zahnloser Querulant, der nur noch keifen und nicht mehr beißen kann. Er weiß, daß Die um ihn vergreist sind, sein Instinkt der bessere ist und macht einen desperaten Versuch, das Steuer zu ergreifen und nach der andern Seite zu drehen. Und da rüffeln sie ihn, der Botschafter von Großmächten wie Lakaien behandelt hat, wie einen Schulbuben. Ein grausamer Abgang, und doch nicht ohne Glanz. Der Vielgewanderte kehrt zu den Anfängen seiner Jugend zurück, sendet der sozialen Rebellion seinen Gruß. Vielleicht wird er jetzt ganz ins Wesenlose versinken: ein Don Quichotte des politischen Streitplatzes, ohne Partei, ohne Kameraden, grade gut genug für den Spott grüner Pamphletisten und Journale dritten Ranges. Doch wie er sich jetzt noch ein Mal aus der Ohnmacht reckte, das war wirklich eines alten Löwen letzter Sprung. Man wird ihn wohl bändigen, das Flackerlicht zum Erlöschen bringen. Doch dann wird es auch in der zweihundertjährigen Partei der Whigs ewige Nacht sein.

Notwehrrecht der Republik von J. S. Reiter

Lassalles Wort: ein jeder Prozeß sei ein Streit um den Kopf des Richters, gibt dem deutschen Volke Gelegenheit, zu zeigen, ob es einen politischen Kopf überhaupt hat. Denn der Kampf um die Fürstenabfindung ist ein politischer Prozeß, und das deutsche Volk der Richter. Ein Laienrichter, den die Volksfreunde aufklären sollen und müssen über das Rechtsfundament einer politischen Entscheidung von so grundsätzlicher Bedeutung.

Zweimal haben die Richter und Rechtsbeflissenen des kaiserlichen Deutschland über Enteignungsfragen von höchster amtlicher Stelle einen Bescheid bekommen, als es sich um Enteignung mit hochpolitischem Hintergrund handelte.

Zunächst bei der Enteignung der deutschen Staatsbürger polnischer Nationalität in den Ostmarken. Bismarcks Verdrängungspolitik hatte die Polen mobilisiert und dabei einen kläglichen Mißerfolg erlitten. Bismarck, der die nationale Widerstandskraft der Polen viel höher eingeschätzt hatte als sein Dreiklassenparlament, dachte schon 1866 an Zwangsenteignung. Und als rechtliche Bedenken wegen Erschütterung der Eigentumsmoral und der Rechtssicherheit laut wurden, widerlegte Bismarck sie mit folgenden Worten:

> Im Kriege geschieht auch Manches, wobei man die Gleichheit vor dem Gesetz vollständig aus dem Auge verliert. Ein Staat, der um seine Existenz kämpft, ist schließlich im Kriege und im Frieden nicht immer in der Lage, sich in den gewohnten Gleisen zu halten; darin, daß er das nicht ist, besteht grade die Rechtssicherheit. Wenn wir das anders auffassen wollten, dann würden wir in die Lage kommen, wie sie ein französischer Staatsmann vor etwa zwanzig Jahren mit den Worten schilderte: „C'est la légalité qui nous tue! Wir halten an dem Gesetz fest, und wenn wir daran zugrunde gehen!" „La légalité qui nous tue" hat eben sein Gegengewicht in dem Notwehrrecht des Staates, wenn seine Existenz gefährdet ist und in Zweifel gerät.

Wer gerät in Zweifel, ob die Fürstenknechte, die die Existenz des republikanischen Staates in Frage stellen, von ihren Auftraggebern materiell und ideell unterstützt werden? C'est une légalité, die uns, die Republikaner, tötet. Dagegen hilft nur eins: Notwehrrecht der Republik durch entschädigungslose Enteignung.

Wir sind glücklicherweise von einem nicht weniger rede- und zitiergewandten Kanzler in unsern sittlichen Auffassungen bestärkt worden.

Als Fürst Bülow solche Enteignungsdrohungen zum Gesetz machte, wurde derselbe Einwand laut, daß das allgemeine Eigentumsgefühl und die Rechtssicherheit bedroht seien. Mit nichten! Fürst Bülow entgegnete am 30. Januar 1908:

> Ich glaube im Gegenteil, daß diese Vorlage und ihre Begründung einer zu weiten Auslegung des Begriffs Öffentliches Wohl, wie ihn das Enteignungsgesetz von 1874 aufstellt und zur Voraussetzung der Enteignung des Grundbesitzes gemacht hat, einen Riegel vorschieben... Wir haben aber offen anerkannt,

daß der Wortlaut des Gesetzes nicht genügt, daß das Gesetz nach seiner ganzen Entstehung enger ausgelegt werden muß, und daß wir deshalb vom Landtage der Monarchie besondere Vollmachten uns erbitten müssen, Vollmachten, die wir begründen mit besondern Gefahren, die den preußischen Staat in seinen höchsten Interessen, in seiner Existenz bedrohen. Nur weil nach der festen Überzeugung der Königlichen Staatsregierung so außerordentliche Gefahren vorliegen, fordern wir eine so außerordentliche, eine so einschneidende Maßnahme. Wir fordern sie für Ausnahmeverhältnisse als Ausnahmeregel. Stimmen Sie dieser Vorlage zu, so rütteln Sie nicht an der verfassungsmäßigen Grundlage des Privateigentums. Sie erteilen nur der Königlich Preußischen Staatsregierung außerordentliche Vollmachten zur Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten.

Kein Richter und kein Justizminister fand dieses Gesetz — ein Enteignungsgesetz — verfassungsändernd. Den Einwänden der fortschrittlichen Elemente, die die aufreizende Wirkung dieser chauvinistischen Anti-Polen-Gesetze kannten und fürchteten, diesem politischen Laienrichtertum von damals, das soviel mehr Einsicht bewiesen hat als das Staatspreußentum, rief Bülow folgende allgemein-rechtliche Begründung zu, die heutzutage eines gewissen Reizes nicht entbehrt:

Das deutsche Volk hat sich immer hervorgetan durch ein ausgesprochenes Rechtsgefühl. Das ist eine der schönsten Eigenschaften des deutschen Volkes, eine Eigenschaft, die wir Alle hochhalten. Aber, meine Herren, die Kehrseite dieses lebendigen und warmen Rechtsgefühls, das unser Volk auszeichnet, ist seine politisch oft gefährliche Neigung, sich in abstrakten Formalismus zu verirren, ist der uns Deutschen seit jeher eigne Trieb, auch öffentliche Fragen, große politische Fragen lediglich vom Standpunkte des Privatrechts zu beurteilen. Damit kommt man in politischen Existenzfragen nicht durch. Die erste, die oberste und vornehmste Pflicht des Staates ist es, sich selbst zu behaupten. So machen es alle andern Völker, und wenn wir es nicht ebenso machen, so kommen wir unter die Räder.

Die Kehrseite dieses lebendigen und warmen Plaidoyers für Ausnahmerecht nationalen Minderheiten gegenüber zugunsten des monarchistischen Großgrundklüngels scheint mir: daß die allgemeine Begründung außerordentlich einprägsam ist, und daß die theoretisch aufgeklärten Republikaner mit gutem Gewissen praktisch zeigen können, wie sie begriffen haben, daß politische Fragen gelöst werden — sans que la légalité nous tue — durch Notrecht, durch Notwehrrecht der Republik.

Armer Fürst Bülow! Der hat goldene Worte verstreut in seinen Verteidigungsreden für Dreiklassenwahlrecht und Junkertum, Weltpolitik, Flotte und Enteignungsvorlagen. Trotz seiner lebhaften Abneigung gegen jede Art Zuchthausstaat und Zukunftsmusik: hört es sich nicht wie Zukunftsmusik an, wenn er bei Begründung der zweiten monarchischen Enteignungsvorlage am 1. Mai 1907 zur Verteidigung Hohenzollernscher Hausinteressen gegen den entschädigungslos zwangsenteigneten Herzog von Cumberland markig spricht:

> In der Sache selbst ist davon auszugehen, daß das Reich eine Agitation **nicht dulden** kann, die gegen seine zu Recht bestehende politische Struktur gerichtet ist... Es ist keine ausreichende Bürgschaft, wenn Seine Königliche Hoheit erklärt, daß er sich auf den Boden der Reichsverfassung stelle, und daß er eine gewaltsame Änderung derselben nicht begünstigen würde. Ein solches passives Verhalten reicht nicht aus; der Herzog müßte positiv auftreten. Er müßte für sich und für sein ganzes Haus rückhaltlos und für alle Zeiten auf Hannover verzichten, und die Führer der welfischen Agitation müßten veranlaßt werden, sich einer solchen Erklärung ebenso rückhaltlos anzuschließen... Deutschland hat in der Vergangenheit unter innerm Zwist, unter Zwiespalt seiner Fürsten und Stämme zu sehr gelitten, als daß wir nicht darauf Bedacht nehmen müßten, Alles fern zu halten, was zu einer Wiederholung solcher Erscheinungen führen könnte.

Dem Fürsten war wohl der 1. Mai zu Kopfe gestiegen, als er so starke Töne anschlug.

Daß das deutsche Volk auch gegen die Hohenzollernschen Hausinteressen bedenklich werden und „Bedenk' ich die Sache ganz genau, so brauchen wir gar keinen Kaiser" — abzufinden, folgern könnte, vergaß er im Eifer des Gefechts. Daß die Republikaner aber verlangen könnten, von den Führern des Fürstenkreuzzugs solle ein Verzicht auf jede monarchistische Agitation durch schriftliches Versprechen gefordert werden, bevor man überhaupt mit den Fürsten verhandelt, ist freilich ein Bülowscher Gedanke, den der Laienrichter König Demos sich dankend zu eigen machen sollte. Für die Begründung jedoch sollte man Bülow zum Ehrengeneral des Reichsbanners mit Eichenlaub machen. Er sagte am 30. März 1909:

> Über dem formalen Recht steht das Recht des deutschen Volkes, seine Einheit, seinen innern Frieden und damit seine Weltstellung zu behaupten... Seitdem es eine Weltgeschichte gibt, haben Länder und Fürsten für die Folgen unglücklicher Entschlüsse büßen und die Konsequenzen auf sich nehmen müssen.

Die Fürsten werden die Konsequenzen der aufklärenden Tätigkeit ihrer übereifrigen Knechte auf sich nehmen müssen. Wir haben ebenfalls anerkannt, „daß das Gesetz nach seiner ganzen Entstehung enger ausgelegt werden muß", daß außerordentliche Gefahren für die Republik zu außerordentlichen Maßnahmen der Republik führen müssen, „daß es grade das Wesen des Rechtsstaates ist, die Legalität in solchen Momenten außer Acht zu lassen und zum Notwehrrecht zu greifen". Das Notwehrrecht der Republik ist in der Verfassung fest „verankert": es ist die Urabstimmung des Volkes, der Volksentscheid. Bei dem Volksentscheid aber wird mitentschieden, ob acht Jahre Republik im deutschen Volk die „politisch gefährliche Neigung" zu Untertanenschüchternheit und Begriffsstutzigkeit bei politischen Fragen erheblich gemindert haben, ob es politisch erzogen worden ist.

Es ist ein Kampf um den Kopf des Richters, des souveränen deutschen Volkes.

Pilsudski von Karl Radek

Am besten hat Pilsudskis Adjutant Wjenawoi-Dugoschewski den Diktator charakterisiert, als er den Vertretern der Auslandspresse erklärte: „Pilsudskis Auftreten hatte keinerlei soziale Ursachen. Der Marschall betrachtete den Sturz der Regierung Witos nicht als einen politischen, sondern als einen Akt der Ehrenrettung des Vaterlandes. Er steht auf dem Boden der absoluten Legalität. Er plante keine Revolution und wußte nicht, wohin ihn seine Aktion führen werde." In diesem Geflenne und diesen Beteuerungen steckt nicht nur das Analphabetentum eines Soldaten, sondern Pilsudski selbst.

Er verkörpert weder den Kampf gegen die Junker und die Klerikalen, deren Ketten das polnische Volk noch nicht abgeworfen hat, noch den tapfern Kampf des polnischen Proletariats um den Sozialismus. Aber ebensowenig verkörpert er den Kampf der polnischen Bourgeoisie gegen den Sozialismus. Ja, was stellt er nun eigentlich überhaupt dar?

Er verkörpert die Notwendigkeit einer historischen Legitimität, irgendeiner historischen Legende, ohne die der bürgerliche Staat nicht existieren kann. Die Legende der Engländer ist ihre Mission als Zivilisatoren und Weltgestalter. Frankreich lebt von der Legende der grande nation. Die Deutschen wollten anfangs ihr moralisches Recht auf die Herrschaft über die Seelen mit ihren filzigen Königen, die aus ostpreußischem Sand ein großes Reich zusammenflickten, begründen; später besannen sie sich und beriefen sich lieber auf ihre industrielle Rolle. Immerhin hatten alle diese Legenden einigen Boden unter den Füßen: Englands Macht stützt sich zwar nicht auf die Zivilisatoren, sondern auf die Conquistadoren; die grande nation ist der Ausdruck dafür, daß Napoleon ganz Europa das Knie auf die Brust gesetzt hat; Fridericus Rex hat wirklich existiert und war wirklich ein großer Heerführer und diplomatischer Gauner; und auch die Borsig, Thyssen und Krupp, die die deutsche Industrie geschaffen haben, gehören nicht dem Mythos, sondern der Wirklichkeit an. Welche Legende aber sollte die polnische Bourgeoisie zu ihrem Banner erheben?

Nach den Teilungen Polens schöpfte der polnische Messianismus seinen Glauben an die Zukunft des Landes aus seinen Leiden. Und die besten Elemente des polnischen Adels schlugen sich auf den Barrikaden sämtlicher Revolutionen Europas. Aber seither sind über fünfzig Jahre verflossen. Die polnische Bourgeoisie kann sich nicht darauf berufen, daß General Wrublewski in den Reihen der Pariser Kommune gegen die Versailler gekämpft hat, denn aus den Händen der Versailler hat die polnische Bourgeoisie ihren Staat empfangen. Die Legende des unentwegten Unabhängigkeitskampfes ist aber nicht entbehrlich. Und als ihre Verkörperung betrat Pilsudski, der letzte Mohikaner der polnischen Romantik, die historische Szene. Was seine Tragödie gewesen war, was ihn 1905 scheitern ließ, was ihn im Weltkriege zum Treueid für den Kaiser von Oesterreich trieb, die Tatsache nämlich, daß keine lebendige Klasse des kapitalistischen Polen für die Unabhängigkeit

kämpfte, das diente ihm nunmehr als Piedestal. Er besitzt das Monopol auf den Titel des Kämpfers für die Unabhängigkeit seines Landes. Er ist sozusagen der einzige Mensch im ganzen Volke, der für seine Unabhängigkeit gekämpft hat. Wie sollte er da nicht zum Helden werden! Und als dann Polen „geboren" wurde, oder wie man in Warschau sagt, als der Krieg und Polen „ausbrachen", da machten sich alle Dichter ans Werk und schufen aus ihm einen Helden. Polen, das nicht auf dem Boden des Klassenkampfes entstanden, sondern auf den Ruinen des zaristischen und des deutschen Kaiserreiches wie ein Brand ausgebrochen ist, brauchte ein nationales Fanal, und nur Pilsudski konnte ihm dazu dienen.

Nichts ist einem Helden abträglicher, als wenn er nicht auf weißem Roß ins Verderben geht, sondern auf einem krepierten Klepper am Mist landet. Pilsudski aber, den seine Romantik vom Sozialismus zum Soldatenspiel brachte, und den die oesterreichischen und deutschen Intendanturen der Sorge für die Verpflegung seiner Soldaten enthoben, machte aus dem realistischen Soldatenhandwerk eine neue, erweiterte Ausgabe der Heldenlegende.

Die Staatsgewalt empfing er 1918 aus den Händen einer elementar entstandenen, zu Kompromissen neigenden Arbeiter- und Bauernregierung. Er gab sie der Bourgeoisie zurück, um sich die Armee zu bewahren. Er begriff nicht, daß eine demokratische Armee in einem reaktionären Staat ein Unding ist. Und als die polnische Bourgeoisie zu der Überzeugung kam, daß sie die Pilsudski-Legende, die sie wie ein Panzer gegen die Forderungen der Volksmassen schützte, entbehren könne, warf sie ihn aus der Armee hinaus und säuberte diese gründlich von demokratischen und revolutionären Elementen.

Die Unfähigkeit der polnischen Regierung, der wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten Herr zu werden, schuf in den breitesten Massen eine tiefe Unzufriedenheit. Ein Teil der Armee stand Pilsudski zur Verfügung. Halten konnte er sie jedoch nur, wenn er zugleich die Staatsmacht in die Hand nahm. Dazu mußte er sich auf die Volksmassen stützen. Als die weißrussischen Soldaten zum Bajonettangriff gegen die Offiziersschüler, die das Belvedere verteidigten, vorgingen, da riefen sie: „Nieder mit den Panen!" Sie führte nicht die Legende von dem Magier Pilsudski, der das Vaterland aus der Luft geschaffen hatte, in den Kampf, sondern der Klassenhaß. Dieser Haß gegen die Bourgeoisie und die Junker fehlt aber Pilsudski. Und deshalb weiß er nicht, was er tun soll. Deshalb inszeniert er heute in Warschau ein Blutbad und ruft morgen die blutigen Gegner zur Bruderliebe auf.

Marx erzählt in seinem ‚18. Brumaire' von einem verrückt gewordenen Engländer, der im Irrenhause von Bedlam schrie: „Man zwingt mich, in den Bergwerken der alten aegyptischen Pharaonen zu arbeiten. Wie kann man das einem freien Engländer des 19. Jahrhunderts zumuten!" Die Geschichte des 20. Jahrhunderts hat dem Marschall Pilsudski die Rolle des Diktators in dem Bürgerkrieg der Klassen zugeschoben. Kann man von ihm, dem polnischen Adligen der napoleonischen

Kriege verlangen, daß er sich auf ein Proletariat stützt, das zu seiner Zeit noch nicht vorhanden ist? Aber die Geschichte ist kein Bedlam. Und deshalb wird sie Pilsudski von dieser unerträglichen Rolle befreien. Die Diktatur Pilsudskis ist ein Witz der Geschichte. Und Witze pflegen von kurzer Dauer zu sein.

Zu diesem Kriege von Anatole France

Herr Dubois sprach:

„In meiner Jugend entschied ein einziger Mann, Napoleon, über Frieden und Krieg. Zum Unglück Europas zog er den Krieg der Verwaltungstätigkeit vor, obwohl er in ihr großes Talent entfaltete. Aber der Krieg gab ihm den Ruhm. Zu allen Zeiten haben vor ihm die Könige den Krieg geliebt, und, wie sie, haben die Männer der Revolution ihm mit wahrer Wut gefrönt. Ich fürchte sehr, daß die Finanzleute und Großindustriellen, die allmählich die Herren Europas werden, ebenso kriegerisch wie die Könige und Napoleon sein werden. Sie haben nur ein Interesse daran wegen des Gewinns, den ihnen die Kriegslieferungen verschaffen, und wegen der Zunahme ihrer Geschäfte, wenn sie siegen. Und Jeder glaubt, daß er siegen wird: der Patriotismus hält es für ein Verbrechen, wenn man daran zweifelt. Die Kriege werden meist von einer ganz geringen Zahl von Menschen beschlossen. Die Leichtigkeit, mit der diese Menschen das Volk mit sich reißen, ist überraschend. Die seit langem bekannten Mittel, die sie anwenden, haben stets Erfolg: sie behaupten, die der Nation von dem fremden Lande angetanen Beleidigungen ließen sich nur mit Blut abwaschen, während doch die mit dem Kriege verbundenen Grausamkeiten und Gemeinheiten, weit davon entfernt, das Volk, das sie begeht, zu ehren, es mit unauslöschlicher Schmach bedecken; man sagt, es liege im Interesse des Vaterlandes, zu den Waffen zu greifen, dabei geht jedes Vaterland stets ruiniert aus den Kriegen hervor, die immer nur eine kleine Anzahl von Personen bereichern. Es ist nicht einmal notwendig, so viel zu sagen: es genügt, die Trommel zu rühren oder eine Fahne zu schwenken, und die begeisterte Menge rast zum Blutbad und in den Tod. In Wirklichkeit zieht in allen Ländern die große Masse sehr gern und mit Vergnügen in den Krieg, weil er sie der schrecklichen Langweiligkeit des häuslichen Lebens entzieht, ihnen Wein verschafft und sie in Abenteuer stürzt. Einen Sold beziehen, fremde Länder sehen, Ruhm ernten: das ist es, was einen allen Gefahren trotzen läßt. Wir wollen es noch deutlicher sagen: die Menschen lieben den Krieg. Er verschafft ihnen die größte Freude, die sie auf dieser Welt haben können: die, zu töten. Gewiß laufen sie Gefahr, selbst getötet zu werden; aber solange man jung ist, glaubt man kaum daran, daß man sterben kann, und der Mordrausch läßt die Gefahr vergessen. Ich habe den Krieg mitgemacht, und Sie können mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß das Treffen und Niederschlagen eines Feindes für neun Zehntel aller Menschen eine Wollust bedeutet, gegen die die süßesten Umarmungen reizlos sind. Vergleichen Sie den Krieg mit dem Frieden. Die Arbeiten des Friedens sind langwierig, eintönig, oft mühsam und ruhmlos für die Mehrzahl Derer, die sie auszuführen haben. Die Arbeiten des Krieges sind schnell erledigt, leicht und dem Fassungsvermögen der stumpfesten Gehirne angepaßt. Selbst von den Führern erfordern sie nicht viel Geist, vom Soldaten gar keinen. Jedermann kann Krieg führen. Der Krieg ist eine Eigentümlichkeit des Menschen."

Hassen wir England? von Felix Stössinger

Ich habe in der ‚Weltbühne' bereits mehrfach die Ereignisse der Außenpolitik vom Standpunkt der Kontinentalpolitik aus gedeutet und damit teils Zustimmung (Foerster), teils Widerspruch (Hiller) gefunden. Da mir der Herausgeber hoffentlich noch öfters Gelegenheit geben wird, von diesem Standpunkt aus Kritik zu üben, scheint mir doch sehr wichtig, zwischendurch einmal eine prinzipielle Grundfrage klarzustellen, damit ich mich später umso leichter verständlich machen kann: ich meine das Verhältnis der Kontinentalpolitik zu England.

Das ist ja nun für die Kontinentalpolitik die Frage aller Fragen und für die Gegner der Kontinentalpolitik nicht minder. Gibt es doch heute überhaupt nur noch Gegner der Kontinentalpolitik, die an unsrer Beurteilung Englands, das heißt: des englischen Imperialismus, Anstoß nehmen. Mit dem Zusammenschluß Europas sind sie alle einverstanden. Um so verwunderlicher ist ihnen unser Kampf gegen England. Sie haben für ihn nur eine Erklärung, nämlich eine falsche: die Kontinentalpolitiker „hassen" England.

Hassen wir wirklich England, so muß man schon sagen, daß unser „Haß" gegen England ein etwas sonderbarer Haß ist. Wir selbst wissen nämlich gar nichts von ihm. Im Gegenteil: wir glauben sogar, daß wir in der Bewunderung der englischen politischen Fähigkeiten und der britischen Kulturleistungen, unabhängig von unsrer Wertung dieser Leistungen vom kontinentalpolitischen Standpunkt aus, uns von den englischen Patrioten auf dem Kontinent durchaus nicht übertreffen lassen. Während ferner sonst Politiker, die mit der Hetze des Hasses arbeiten, die Massen mit ihm tüchtig aufzuputschen verstehen, ihn also gewiß nicht verbergen, leugnen wir ihn nicht nur ab, sondern wir würden ihn, wenn er sich etwa zeigte, energisch bekämpfen.

Also mit unserm „Haß" gegen England ist es nichts. Eines Hasses gegen England ist die Kontinentalpolitik schon deswegen nicht fähig, weil sie, und das ist nun das Wichtigste, überhaupt keine Politik „gegen", sondern nur und immer wieder: nur eine Politik „für" ist. Sie ist als eine sozialistische, weltumfassende Politik nach keiner Richtung einseitig gebunden, ja nicht einmal doktrinär-europäisch. Sie ist proeuropäisch, genau so wie sie proasiatisch, prorussisch, proamerikanisch, ja sogar — probritisch ist.

Das Pro unsrer Politik stellt nun allerdings keine Bejahung des liberalen „freien" Spiels der Kräfte dar, das stets auf eine Ausplünderung des Starken durch den

Schwachen hinausläuft, sondern hat die Umgestaltung und Durchorganisierung der Produktionskräfte der ganzen Erde zum Inhalt und zum Ziel. Eine solche Politik ist nicht nur der Form und der Phrase, sondern auch der Substanz nach revolutionär, und nur sie ist in der Lage, das Programm für eine wirkliche Linke zu stellen, wonach unsre Intellektuellen hier etwas hilflos herumgesucht haben.

Revolutionär und weit vorausschauend, hat die Kontinentalpolitik bereits in der Scheinblüte der Vorkriegszeit die Entwicklung der Erdwirtschaft zu fünf sich organisch gliedernden Wirtschaftskomplexen prophetisch erkannt. Diese fünf Wirtschaftskomplexe sind die inzwischen ja genügend oft genannten Kontinente: Panamerika, Britisches Weltreich, Vereinigter Europäischer Kontinent, Groß-Rußland und Ost-Asien. Zum ersten Mal sind sie vor etwa zwölf Jahren aus der Mitte der Sozialistischen Monatshefte heraus so formuliert worden.

Daß aus jedem — ich sage ausdrücklich: aus jedem dieser Kontinente, also auch aus dem englischen, ein mächtiges, zu friedlichem Schaffen zusammengeschlossenes, seiner Einheit sich bewußtes Ganzes werde, ist das eigentliche Programm der Kontinentalpolitik. Weit entfernt, die bisherigen Nationalegoismen durch Kontinentegoismen zu ersetzen, strebt sie eine Zusammenfassung aller, wirklich aller aufbauenden Kräfte der Erde an und erblickt in der kontinentalen Durchimperialisierung der Erde die oberste Aufgabe des Jahrhunderts. Kontinentalpolitiker sein heißt also nicht: die Einigung eines Teil der Erde auf Kosten eines andern Teils fordern — und daher „gegen" den andern Teil sein —, sondern auf jedem Punkt der Erde und für jeden Punkt der Erde die kontinentale Konzentration erstreben.

Eine solche Politik ist gewaltigste, auf weiteste Sicht wirkende Gestaltung. Jede Leistung, jede politische Handlung, die heute irgendwo auf der Welt geschieht, vom Standpunkt der Kontinentalpolitik aus betrachten, nicht davon ausgehen, wie sich die Dinge heute auf der Erde darstellen, sondern welche Form sie in hundert Jahren kraft unsres Wirkens haben sollen — mit dem stärksten Akzent auf dem „sollen" —: das ist der Inhalt der Kontinentalpolitik. Im übrigen ist aber auch die Kontinentalpolitik nicht um ihrer selbst willen da. Sie ist nicht die Grundlage jenes geistigen Weltbildes, das eine der umfassendsten Persönlichkeiten unsrer Zeit: Joseph Bloch seit dreißig Jahren in den Sozialistischen Monatsheften herangebildet hat, sondern auch sie ist wieder nur ein Mittel zur Erfüllung der sozialen und religiösen Postulate, die das Leben an uns stellt.

Die Bildung solcher Kontinente kann nun nicht durch Manifeste geschaffen werden, sondern ist das Produkt eines langsamen und riesigen Werdens. Dieses Werden kündigt sich durch das Zusammenwachsen des Zusammengehörigen, durch das allmähliche Ausscheiden des nicht Zugehörenden an.

In Europa vollzieht sich dieser Prozeß durch zwei große Tendenzen.

Die Staaten des Kontinents schließen sich allmählich zusammen, gleichen ihre, kontinental gesehen, so geringfügigen Differenzen aus und wachsen durch wirtschaftliche Kooperation nach und nach zusammen, wodurch übrigens die nationalen und kulturellen Besonderheiten nicht aufgehoben werden, sondern überhaupt erst die gesicherte, von Niemand bedrohte Form finden, in der sie sich unangetastet ausleben sollen.

Gegen dieses Zusammenwachsen leistet nun der Staat, nämlich England, der seit Jahrhunderten die Doktrin des europäischen Gleichgewichts zur Grundlage seiner Machtentwicklung ausgebildet hat, einen heftigen und unbeugsamen Widerstand. Daher wendet sich die Kontinentalpolitik notgedrungen gegen das imperialistische England.

Die englische Doktrin des europäischen Gleichgewichts hat zwei Voraussetzungen: die Furcht Englands vor einer militärischen Macht am Kanal und die Abneigung Englands vor einem überlegenen wirtschaftlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt. Der Zusammenschluß Europas bedeutet für England selbstverständlich eine Verstärkung dieser vermeintlichen Gefahr: denn wenn England schon aus Furcht vor dem Übergewicht eines einzelnen europäischen Staates einen europäischen Krieg organisiert — wie heftig muß dann nicht sein Widerstand gegen die Zusammenfassung und die sich daraus ergebende Vervielfachung aller europäischen Kräfte sein! Diese Zusammenfassung durch einen Krieg zu verhindern, ist England nicht unbedingt gewillt, aber es ist entschlossen, wenns gar nicht anders geht, es doch auch auf einen Krieg ankommen zu lassen. Zu einem europäischen Krieg gehören auf dem Kontinent zwei gegen einander aufs höchste erbitterte Partner. Diese Partner schafft England dadurch, daß es europäische Gegensätze schafft oder aufrecht erhält, so wie es etwa in Locarno den osteuropäischen Ausgleich zu verhindern suchte, wenn es auch nicht den Schutz Osteuropas durch Frankreich zu verhindern imstande war. Daher war Locarno ein Sieg Frankreichs, nicht Englands. Wir müssen uns auf eine dauernde geheime Unterminierung Locarnos durch England gefaßt machen. In jedem Fall enthält das Gleichgewichtsstreben der europäischen

Kräfte ein Ringen gegen einander (also Krieg!) und eine dauernde Fesselung Europas an Konflikte, die im Zeitalter der Weltwirtschaft einen gradezu beschämend niedrigen Charakter haben.

Die Kontinentalpolitik stellt nun der englischen Doktrin des Gleichgewichts „auf" dem Kontinent die Doktrin des Gleichgewichts „zwischen" den Kontinenten entgegen. Dieses Weltgleichgewicht wird dadurch erreicht, daß jeder der fünf Kontinente ein gewaltiges, in sich geschlossenes Wirtschaftsimperium wird und damit aufhört, Spielball eines andern zu sein. Diese Wirtschaftsimperien können aber nun nicht, wie die Gegner der Kontinentalpolitik befürchten, in einen Ichthyosaurerkampf der Zukunft zusammengeraten, da sie menschlichem Ermessen nach keine genügend großen, den ganzen Kontinent erregenden Differenzen unter einander haben werden. In jedem Fall wäre es aber Wahnsinn, aus Sorge um jenen vielleicht möglichen, zunächst unwahrscheinlichen Krieg des 21. Jahrhunderts einen totsichern europäischen Krieg des 20. hinzunehmen, der keine andre Ursache haben kann als den Widerstand Englands gegen die europäische Einigung.

Die Kontinentalpolitik zieht die Konsequenz aus diesen europäischen Tendenzen, indem sie unablässig den Zusammenschluß der europäischen Staaten propagiert und ebenso unablässig die englische Gegentendenz entlarvt.

Es ist begreiflich, daß sich der englische Wille, den europäischen Zusammenschluß zu verhindern, grade in unsrer Periode besonders aktiv auswirkt, wo allen Widerständen zum Trotz dieses Zusammenwachsen Europas immer deutlicher wird. England hat keine beliebig lange Zeit, sich diese Entwicklung anzusehen. Es muß heute, ja stündlich eingreifen. Und es tut dies. Alle Kontinentalstaaten haben dieses englische Wirken erkannt und Deutschlands Bereitschaft, sich von England zu einem Kriege gegen Europa gebrauchen zu lassen, durchschaut. Daher der lückenlose Zusammenschluß aller europäischen Staaten in allen europäischen Gemeinschaftsfragen in Genf. Uns vorzuwerfen, daß wir „immer" gegen England sind, heißt nichts Andres, als zu glauben, daß England nicht „immer" auf dem Posten ist, also die Aktivität der englischen Politik gewaltig unterschätzen. Ja, England ist wirklich immer, wenn ein Konflikt Europas Einheit bedroht, im Spiel. Und „immer" sind wir dann gegen England.

Entschieden bestreiten wir aber, daß wir bei der Bekämpfung der englischen Politik die wirklichen Interessen Englands auch nur antasten. Entschieden stellen wir in Abrede, daß das englische Weltreich der Gleichgewichtsdoktrin zu seiner Erhaltung bedarf. Dieser Doktrin be-

darf wohl ein englischer Imperialismus. Eine englische Kontinentalpolitik, das heißt: eine englische Politik der Konzentration des Empires auf sich selbst, bedarf dieser Tendenzen nicht. Nur durch eine englische Empire-Kontinentalpolitik ist aber auch die englische Wirtschaftskrise zu lösen, wie nur durch die europäische Kontinentalpolitik die Wirtschaftskrise Europas.

England wird, wenn nur die europäischen Mächte fest genug zusammenhalten, wenn nur alle Friedenskämpfer in den von England künstlich aufrecht erhaltenen Osteuropa-Konflikten die wahre Friedensgefahr erkennen, den europäischen Zusammenschluß nicht verhindern können und sich allmählich, zu seinem Wohle, diesem Zusammenschluß friedlich fügen müssen. Das und nichts Andres heißt es, wenn wir den Zusammenschluß Europas auch gegen England fordern. Das bedeutet nicht die Schaffung einer Kriegsgefahr, sondern die Verhinderung des sonst sichern Krieges, da ja grade der Zusammenschluß Europas die Staaten zum Frieden vereint, die von England als seine künftigen Kriegstrabanten gewaltsam auseinandergehalten werden.

So darf ich denn zusammenfassend sagen: Weit entfernt, daß wir Kontinentalpolitiker England hassen, wollen wir vielmehr sein Bestes. Der von uns geforderte Aufbau Europas erfolgt nicht auf Kosten Englands, sondern soll durch den Aufbau des englischen Kontinents ergänzt werden. Nicht was wir bekämpfen, sondern was wir wollen, wird des Empires neue Größe begründen. Wir Kontinentalpolitiker sind daher, so paradox es klingt, die eigentlichen Anglophilen! Ein Beweis mehr für die Richtigkeit der Weisheit Laotses: Wahre Worte klingen wie umgekehrt.

Reichswehr oder Stahlhelm? von Carl Mertens

Das Ergebnis der Abrüstungskonferenz in Genf? Die Welt hat, wie ‚Popolo d'Italia' richtig bemerkte, mehr zu tun, als sich um die Höflichkeiten großer Politiker zu kümmern. Niemand konnte auf die Abrüstungskonferenz hereinfallen, außer — Deutschland. Dieses aber gründlich.

Die Liga für Völkerbund hat die Absichten der deutschen Regierung in einer Denkschrift verraten. Um Gottes und der Kapitalisten willen keine radikale Abrüstung! Dann schon lieber defensive Wehrorganisation, die Deutschland ein 200 000-Mann-Heer und die allgemeine Wehrpflicht mit einem Heeresetat von über 1 Milliarde Mark einbringt! Horthy-Ungarn hatte sich die deutschen Vorschläge zu eigen gemacht. Sie scheiterten an den Bestimmungen des Versailler Vertrages. Das war eine Überraschung für das militarisierende Deutschland, das in seiner sprichwörtlichen Siegeszuversicht schon alle Vorbereitungen für die umgehende Verwirklichung und Legalisierung der defensiven Wehrorganisation getroffen hatte.

Als Rekrutierungskontingent für die erweiterte Reichswehr kam der „vom echten Frontkämpfergeist beseelte" ‚Stahlhelm' in Betracht. Eine große Anzahl seiner Offiziere wurden still und leise zu sogenannten Vertrauensleuten der Reichswehr gemacht und von ihr besoldet. Für unser Geld, von unsern Steuern, versteht sich. Ihre Aufgabe ist identisch mit den Obliegenheiten der Vorkriegs-Bezirksämter: Anlegung von Stammrollen und dergleichen. In einem Falle wurde eine höhere preußische Regierungsstelle von der Existenz solcher schwarzen Vertrauensstellen in Kenntnis gesetzt. Als sie darauf dem zuständigen Standortältesten mitteilte, daß sie solche Einrichtungen nicht anerkennen könnte, wurde ihr mit dienstlichem und gesellschaftlichem Boykott gedroht. (Dieser „Fall" Geßlers wird in nächster Zeit von der demokratischen Fraktion des Reichstags der Öffentlichkeit unterbreitet werden.) Neben solchen Vertrauensleuten sorgten Grenzschutzorganisationen für die notwendige Verbindung der Armee mit den Verbänden.

Auch diese Grenzschutzverbände leben mit dem ‚Stahlhelm' in Führerunion. Grenzschutzoffiziere sind Stahlhelmleute und Vertrauensleute der Reichswehr zugleich (Rittmeister v. Morosowics-Wuhden in Frankfurt an der Oder, Georg v. Schönberg in Neuenhausen). Die Einteilung des Reiches in Gaue und Landesverbände ermöglicht, daß der stärkste Rechtsverband in die Wehrkreise der Reichswehr aufgeht.

Wehrkreis	1 Königsberg	Stahlhelmkreis XXIII
„	2 Stettin	„ XXI und XXII
„	3 Berlin	„ XV, XVI, XVII, XVIII und VII
„	4 Dresden	„ VI, V, XIV, XII und XIII
„	5 Stuttgart	„ I, II, IV und XI
„	6 Münster	„ VIII, X, IX, XIX und XX
„	7 München	„ III

Die Ziele dieses ‚Stahlhelms' mit der Tradition des alten kaiserlichen Heeres sind, laut seinem Vereinsorgan vom 23. Mai 1926, „in der Tat für das jüdisch-demokratisch-marxistische Gesocks höchst gefährlich. Wir wollen nicht weniger als Das, was jene jetzt besitzen, nämlich die Macht im Staate!" Und diesen ‚Stahlhelm' machte die Reichswehr zum Mistbeet ihrer Pläne.

Gegen ein Verbot hat er sich geschützt, indem er eine „Sterbekasse" für seine Mitglieder schuf. Herrn Severing zum Schabernack wurde diese „soziale Neueinrichtung" in der Reklame ausdrücklich betont.

Nicht allein die Vororganisation der Armee hat der ‚Stahlhelm' übernommen, sondern auch die Sicherung für den Fall innerer Unruhen, mit denen bei der Wiedereinführung des allgemeinen Kasernendrills zu rechnen war. Arbeitsvermittlung des ‚Stahlhelms'. Aus roten Gewerkschaften ausscheidenden Arbeitern wird, wenn sie sich schwarzweißroten anschließen — zu denen, endlich, endlich, offenherzig die christlichen Ge-

werkschaften gerechnet werden —, Sonderzulage versprochen. Damit nicht genug, wird der Eintritt in die Technische Nothilfe gefordert. Jene Sesam-Organisation, der allein man verdanken könnte, bei Eisenbahn oder Post angestellt zu werden.

War die organisatorische Vorbereitung der erhofften Umgestaltung, dank der Einsicht bekannter Offiziere a. D., lückenlos, so wurde auch in waffentechnischer Beziehung umsichtig vorgearbeitet. Seit 1923 verbuddelte Waffen wurden ausgegraben und für das Mehr an Soldaten bereitgestellt. Selbst an die Fragen der Schwerbewaffnung und Flugzeugarmierung wurde herangegangen, sodaß die Deutschen Werke in Spandau, diese ewig fallierenden Überbleibsel der Kriegsindustrie, herrliche Zeiten voraussahen und die Aufstellung neuer Maschinen, darunter ein Dampfhammer besonderer Konstruktion, beschlossen.

Man blieb nicht etwa bei den Vorbereitungen stehen. Während der Genfer Verhandlungen wurden die ersten Einziehungen getätigt. Die Zitadelle Spandau, die 9 waffenreinigende Arbeiter beherbergt, wurde mit 90 „Arbeitern" belegt, und das Zeugamt, das ein paar Dutzend auf Zivilvertrag angestellten Arbeitern Brot gibt, erhielt eine Belegschaft von über 300 „Arbeitern", mit deren Hilfe man wohl den ersten Ansturm der Neurekruten einzupuppen hoffte.

Man rechnete eben mit einem Telegramm aus Genf: „Alles bewilligt!" Selbst Severings Glaube, daß die Vorbereitung einer legalen Umgruppierung der Wehrverhältnisse die Vorbereitung eines Rechtsputsches sei, und sein Entschluß, danach zu handeln, vermochten nicht, die Zuversicht der militärischen Pensionsbezieher auf Einberufung und Gehaltserhöhung zu brechen. Oder war, was die Öffentlichkeit als Putsch bezeichnete, nichts als die Vorbereitung einer diktatorischen Durchführung der von Genf erhofften Wehrerleichterungen?

Nachdem die Preußische Pressestelle eine Publikation der ‚Welt am Abend', die die wahre Zusammenhänge der putschlüsternen Verbände mit der Reichswehr schilderte, als „Dolchstoß" gegen Severings Aktion, Reichswehr und Verbände zu trennen, bezeichnet hat, darf man diese Frage fast bejahen.

Dann kam das Ende. Ein Hinweis auf die Akte, die den Friedensvertrag birgt, zerschlug die schönen Hoffnungen und besagte, daß der — wenn auch x-mal umgangene — Friedensvertrag noch bindendes Recht ist.

So haben wir wieder das Wort.

Und weil wir keine Lust haben, Deutschland durch die sinnlosen Experimente der Rekrutenhyänen in neues Wirrwarr gestoßen zu sehen, verlangen wir, daß

1. der Grenz- und Heimatschutz aufgelöst werde;
2. die besoldeten schwarzen Bezirkskommandos aufgelöst und die Vertrauensleute in das schmutzige Putsch- und Fememilieu, aus dem sie kommen, zurückgeschickt werden;
3. die Herren „Republikaner", die dieses System ohne Fug und Recht bereitet haben, zur Disposition gestellt werden;
4. die so notwendige Reform der Reichswehr in Angriff genommen werde. Reform ist: Entlassung der völkischen,

vaterländischen und landbündlerischen Acquisitionen in der Landser-, Unteroffiziers- und Offizierskaste.

Angegriffen wird Mitteleuropa nicht werden — Jeder hat mit sich zu tun. Die Kriege um Deutschlands Ehre aber können wir uns verkneifen, da das Barometer der deutschen Lebensbedingungen auf Frieden, nichts als Frieden steht. Und weil die Andern wahnsinnig sind in ihren Rüstungen, braucht Deutschland diese kostspielige Tollheit noch lange nicht mitzumachen.

Gegen die möglichen Versuche aber, so von hinten, über Genf und das Ausland her, die letzten Reste der „Revolutionserrungenschaften" zum alten Gerümpel zu schaffen, Absichten, wie sie mehr denn je in den Stahlgewitterschädeln teutscher Militärs spuken, gibt es in den Massen des Reichsbanners und des Roten Frontkämpferbundes Mittel, die, unter Umständen wider den Wunsch kompromiß-lüsterner Republikaner angewendet, ein zweites 1914 verhindern werden.

Unter uns! von Arnold Weiß-Rüthel

Also: ich bin ein Fürst.
Ohne Spott.
Tatsache! Und ohne mich herabsetzen zu wollen.
Wenn Du mich auch, S. Jott,
daraufhin nicht mehr anschauen wirst,
sehe ich mich genötigt,
meinen Stammbaum aufzurollen:
Ururgroßmütterlicherseits
stamme ich teils aus der Linie Schleiz,
teils aus der Schweiz
und teils sehr stark
aus der Aurora von Königsmark.
Urkundlich belegt!
Dann war — ich sage das ohne Erröten —
bei mir ein Kaiserwilhelmschnitt von Nöten.
Sind das Aspekten oder keine?
Keinen Neid. Jedem das Seine.
Was mich aber an der Sache eigentlich bewegt,
ist weniger diese symptomatische Entbindung
als die Fürstenabfindung.
Will bescheiden sein
und mich ohne Menkenke
der Situation
anpassen.
Eine Million
ich denke,
könnte man mir schon lassen.
Oder ein Schloß am Rhein.
Mit deutschen Liedern und Wein.
Was meinst Du, S. Jott . . .?
Beneidest mich . . .!
Und zürnst dem lieben Gott,
daß Du nicht so bist wie ich!
Adieu! Es zieht das Junkerhütel
Dein fürstlicher Gönner

Schwarz-Weiß-Rüthel.

Betriebsspitzelei von einem Privatdetektiv

Die Betriebsspitzelei ist eine Erscheinung der Nachkriegszeit und ein Zeichen der „Amerikanisierung" Deutschlands. Nach den Worten eines Überwachungsinstituts „dient sie dem Wiederaufbau der Moral und hat die Senkung der Kriminalitätsziffer als Ziel". Sehen wir uns an, wie der Wiederaufbau vollzogen wird.

Die geringe Entlohnung der Arbeiter und Angestellten steht nicht im Einklang mit ihren Lebensbedürfnissen. Kinder, Frauen, Männer und Familien hungern. Menschen wohnen in Erdhöhlen. Not!

Die Arbeiter schaffen Werte, bearbeiten Metall, montieren Maschinen, befördern Lebensmittel. Frauen stehen hinter dem Ladentisch. Angestellte zählen und verrechnen das Geld. Krankheit, Hunger und Not, bitterste Not „erzieht den Diebstahl". „Kultur und Zivilisation" grinst aus allen Winkeln. Gesetzbücher, Gefängnisse, Besserungsanstalten. Der „erzogene" Diebstahl wächst mit der Not.

Der Weizen der Betriebsspitzelei blüht. Werber von Sicherheitsinstituten, Wachgesellschaften und, vor allen Dingen, Pinkerton-Gesellschaften durchziehen Stadt und Land. Nicht für Gehalt, sondern für — Provision! Der Unternehmer abonniert bei einer Gesellschaft. Die Pinkertone und Spione halten ihren Einzug in Büro und Betrieb. Kommen als Arbeiter und Angestellte. Als Saaldiener, Büroboten, Metallarbeiter und Schreiber. In allen Berufen findet sich dieser Menschenschlag zurecht. Durh „Prämiensystem" interessiert man die Spione an der Aufdeckung von Unstimmigkeiten.

Im Betrieb und Büro, auf der Straße und in Versammlungen beobachten dich diese Pinkertone. Selbst vor deiner Häuslichkeit machen sie nicht Halt. Sie buhlen um deine Freundschaft und Kollegialität. Es ist ihnen zur Pflicht gemacht, festzustellen, unter anderm, ob sich etwas aus dem Lager oder von der Werkbank in deine Taschen verirrt. In Büro, Packerei und Lager sollen sie feststellen, ob Alles richtig gebucht und bescheinigt wird.

Damit nicht genug: der Unternehmer fragt seine Spione, wo der Arbeiter und Angestellte politisch steht; in welchem Verband und welcher Partei er ist; ob er Pfuscharbeiten macht; wieviel Geld er ausgibt. Über Führung und Arbeitsleistung läßt er sich, ohne daß dein nächster Vorgesetzter etwas weiß, gleichfalls berichten. Die Pinkertone stellen fest, ob ein Vorgesetzter gegen seine Arbeiter zu leutselig ist, und ob der Portier auch scharf kontrolliert. Oftmals denunzierst du dem „nachgemachten Kriminialbeamten" einen Kollegen, indem du zu offen sprichst. In den Versammlungen stellen die Spione fest, wer die Besucher und Sprecher sind. Am nächsten Tag ist der Unternehmer davon in Kenntnis gesetzt.

Die Spitzelei macht sich bald bemerkbar. Die so viel gerühmten Haussuchungen häufen sich. Dann kommen Entlassungen. Grund: Arbeitsmangel. Bei Diebstählen folgen oft noch

Gerichtsverhandlungen. Der meiste Wert wird auf deine politische Gesinnung gelegt. Paßt deine Gesinnung nicht in den Betrieb, dann tritt eben „Arbeitsmangel" ein.

Die Verfassung des Deutschen Reiches sagt im Artikel 157: „Die Arbeitskraft steht unter besonderm Schutz des Reiches." Die Moral ist gerettet.

Das sind Ausnahmen, sagt der Zweifler. Er hat recht. Zur Zeit sind es ungefähr zwei Millionen Ausnahmen in Deutschland. Das Geschäft der Betriebsspitzelei blüht.

Die Inseratenplantage des ‚Tag' meldet an einem beliebigen Tage des Jahres 1926:

> Tüchtige Werkbeamte für das Wachgewerbe gesucht.
> Fachleute und redegewandte ehemalige Offiziere bevorzugt.
> Festes Gehalt und hohe Provision.
> Vorzustellen: Dienstag vormittag 11—1 Uhr.
> Deutscher Schutz- und Wachdienst: A. Oppermann & Sohn. Berlin S.W. 48.

Die Geschäftspapiere von solchen „Gesellschaften"? Reklamematerial, Fragebogen, Befehle, Instruktionen. Darin steht zu lesen:

> Das Interesse der gesamten besitzenden Bevölkerung schreit nach Selbsthilfe.
> Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, einen Teil der Frontsoldaten zu menschenwürdigen Bedingungen
> 18—25 Mark die Woche
> unterzubringen und einem Berufe zuzuführen, der ihrer liebgewordenen bisherigen Tätigkeit fast entspricht.
> Unsre Angestellten sind durch Prämiensystem an der Aufdeckung von Unstimmigkeiten interessiert.

Aus einem Fragebogen:

> k. v.? Militärischer Dienstgrad? Aktiv? Welche Spezialausbildung, M.G.? Welche Kriegsorden und Ehrenzeichen? Waren Sie bei einer Zeitfreiwilligenformation? Sind Sie militärisch bestraft? Auch mit Arrest?

So also sieht die Schwarze Reichswehr der Zukunft aus.

Der neue Spießer-Spiegel von Rudolf Arnheim

Selten hat es einen liebevollern Haß gegeben, als ihn George Grosz gegen den Spießer hegt. Immer zwar knüpft der Haß ein ebenso festes Band zwischen den Menschen wie die Liebe; der Haß eines Künstlers auf sein Objekt aber ist von Liebe überhaupt nicht zu unterscheiden. Denn der fordert: sich hineindenken, sich vertiefen in das Wesentliche des verhaßten Gegenstandes, ihn zum Herrscher alles Strebens und Handelns werden lassen. Ja, es ist sogar nebensächlich, daß grade der Haß es war, der den Kontakt eines Dinges mit dem Künstler und so die Möglichkeit zu Kunstwerken schuf — mit Sicherheit stellt sich auf der andern Seite auch die Liebe des Schaffenden zu seinem Modell ein. Und da Grosz den Spießer haßt wie kein Zweiter, so behandelt er ihn zärtlicher als irgendwer. Solchen Affektwerken ist der Weg zu wirklicher Vollkommenheit versperrt, weil ihren Motiven die alles Leidenschaftliche und Gefühlswarme umhüllende Indifferenzschicht fehlt, die nötig ist,

damit ein Formprinzip Herr werde. Wiewohl in Groszens neuem Buch — ‚Der Spießer-Spiegel' (bei Carl Reißner zu Dresden) — die Zeichen eines gewissen Abklärungsprozesses nicht zu verkennen sind: seine Tendenzen sind weniger fanatisch geworden, und seinen Figuren guckt die unanständige Anatomie nicht mehr gar so deutlich durch die transparenten Kleider. Aus dieser Dominanz des Gegenständlichen erklärt sich leicht die Liebe zum Detail, der Drang, quantitativ möglichst viel herauszuholen und zu geben. Grosz ist ein typischer Detailleur. Seine großen Einfälle liegen immer im Spezialerlebnis.

Er konkurriert an Unerschöpflichkeit der Einzelformen mit der Natur. Auch bei ihm gibt es innerhalb des Typus Dirne, Schieber, Beamter die ganze Fülle reizvoll und sinnlos verbauter Visagen; Variationen über das eine Kinderschema: „Pünktchen, Pünktchen, Komma, Strich — fertig ist das Mondgesicht!", deren jeweilige Form gar nicht aus der sozialen Funktion ihres Trägers zu entnehmen ist. Es ist a priori nicht einzusehen, warum Jemand dicke Ohrwascheln, dazu dünne Löckchen auf dem Schädel, schief überhangende Oberlider und ein unmotiviertes Dauerlächeln um die Mundwinkel haben soll. Aber in der Natur gibt es so etwas und bei Grosz auch, und er nutzt die barocke Linienführung solcher Formen zu neuartiger Ornamentik aus, ergeht sich etwa mit Behagen in dem häutigen Faltenwurf, der im Doppelkinn-Komplex eines ältern Militärs zu erhaschen ist.

Man kann seine Blätter in vielerlei Annäherungen sehen: auf den ersten Blick sitzt da etwa ein vollendet gezeichneter halbangezogener Trottel vor einem Tisch, der mit allerhand Kram bestellt ist. Prüft man das Inventar aber näher, so ergeben sich neue Köstlichkeiten: eine Granate mit zackigem Rand als Aschbecher, ein gehäkeltes Deckchen, ein Zigarrenbehälter mit mittelalterlichen Zinnen, ein Kragenknopf im Chemisett, ein geschwungener Glasaufbau mit einem Kamm darin. Und wer noch genauer hinsieht, merkt, daß dem Kamm einige Zinken fehlen. Das Alles hat keinerlei Zusammenhang und keine große Linie. Es ist neben und über einander gebaut, sinnlos, ein purer Haufe, der ebenso gut noch ein bißchen reichhaltiger sein könnte — das Chaos philiströser Ordentlichkeit.

Alle Dinge sind scharf und schonungslos konturiert. Ohne alle persönliche Zugabe des Zeichners; peinlich genau in der Perspektive — wie ein Zeichenlehrer sowas darstellen würde, meint man, wenn er genau hinsähe. Und doch meckert ein Kobold hinter den toten Geschöpfen. Sie tragen ihre Leichenstarre zur Schau wie ein Komiker sein Hütchen. Ihr bloßes Dasein wirkt erleuchtend; der unkommentierte, objektive Tatbestand begeistert uns; das ungeschminkte Stenogramm irdischer Vorgänge wird zum Genuß. Wie charakteristisch eine Kokotte unter ihrem Hut hervorlugt, wie absonderlich ein „Akademiker" Messer und Gabel handhabt, das haben wir tausendmal gesehen. Und doch wirken dieselben Dinge in der Sphäre von Groszens Graphik herrlich wie am ersten Tag. Wie macht der Mann das nur?

Herr Schwejk von Ignaz Wrobel

Neulich habe ich hier davon erzählt, wie mir in den sechs so sehr zu empfehlenden Bänden des ‚Welthumors' von Roda Roda (erschienen bei Albert Langen) im letzten Band ein Mann aufgefallen ist, dessen Humor völlig neuartig erscheint: Jaroslav Hasek. Ein Pariser Leser der ‚Weltbühne' hat uns dann Einiges vom Lebenslauf dieses seltsamen Menschen mitgeteilt, der, vierzigjährig, vor drei Jahren gestorben ist, und auch davon, wie populär, ja, berühmt Hasek bei den Tschechen ist. Ich wäre schrecklich stolz auf meine Entdeckung, wenn die eine wäre, und wenn Hasek nicht so groß wäre, daß er sofort auffallen muß.

Das Kapitel im ‚Welthumor' ist der Anfang von Haseks Hauptwerk, dessen erster Band jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt. ‚Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges' (bei Adolf Synek in Prag). Zu diesem Buch ist mir in der gesamten Literatur kein Gegenstück bekannt. Deshalb will ich erzählen, was ich darin gefunden habe.

Herr Schwejk ist dumm-pfiffig, klein, völlig unbekümmert um Alles, was mit ihm geschieht, aber voll des größten Interesses für Alles, was um ihn herum vorgeht. Wo bei Andern Pathos ist, da blinzelt er treuherzig-gelassen, und oft fragt man bei so viel Unbekümmertheit, ob er spaße. Nein, es ist ihm nur leicht ums Herz.

Diesen Schwejk nun stellt der Verfasser in den Weltkrieg, und es begibt sich, daß der kleine Tscheche die gesamte oesterreichische Monarchie übers Ohr haut, wozu nicht viel gehört — mehr: daß er ihrer Herr wird, daß er sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt über sie lustig macht, und daß Alles vor diesem idiotisch-schlauen Kerl versinkt, Sieg, Niederlage, Ehre, Ruhm, General und Krankenschwester. Die Gespräche des Herrn Soldaten sind alle von leichter Blödelei angefüllt, an jeder Gesprächsecke überfallen ihn die Erinnerungen seiner Gasse, und wenns ernst wird, beginnt er, dem erstaunten Partner mit einer Geschichte aufzuwarten. So etwas von Pointenlosigkeit soll noch mal geboren werden. Aber um von dem Wesen des bekanntesten aller Soldaten einen Begriff zu geben, setze ich den Anfang des Buches hierher.

> „Also sie ham uns den Ferdinand erschlagen", sagte die Bedienerin des Herrn Schwejk, der vor Jahren den Militärdienst verlassen hatte, nachdem er von der militärärztlichen Kommission endgültig für blöd erklärt worden war, und der sich nun durch den Verkauf von Hunden, häßlichen, schlechtrassigen Scheusälern ernährte, deren Stammbäume er fälschte. Neben dieser Beschäftigung war er von Rheumatismus heimgesucht und rieb sich grade die Knie mit Opodeldok ein. „Was für einen Ferdinand, Frau Müller?", fragte Schwejk, ohne aufzuhören, sich die Knie zu massieren. „Ich kenn zwei Ferdinande. Einen, der is Diener beim Drogisten Pruscha und hat dort mal aus Versehn eine Flasche mit irgendeiner Haartinktur ausgetrunken, und dann kenn ich noch den Ferdinand Kokoschka, der was den Hundedreck sammelt. Um beide is kein Schad." „Aber, gnä Herr, den Herrn Erzherzog Ferdinand, den aus Konopischt, den dicken, frommen." „Jesus Maria", schrie

Schwejk auf. „Das is aber gelungen. Und wo is ihm denn das passiert, dem Herrn Erzherzog?" „In Sarajewo ham sie ihn mit einem Revolver niedergeschossen, gnä Herr. Er is dort mit seiner Erzherzogin im Automobil gefahren." „Da schau her, im Automobil, Frau Müller, ja, so ein Herr kann sich das erlauben und denkt gar nicht dran, wie so eine Fahrt unglücklich ausgehn kann... Der Herr Erzherzog ruht also schon in Gottes Schoß? Hat er sich lang geplagt?" „Der Herr Erzherzog war gleich weg, gnä Herr, Sie wissen ja, so ein Revolver is kein Spaß. Unlängst hat auch ein Herr bei uns in Nusle mit einem Revolver gespielt und die ganze Familie erschossen, mitsamt dem Hausmeister, der nachschaun gekommen is, wer dort im dritten Stock schießt." „Mancher Revolver geht nicht los, Frau Müller, wenn Sie sich aufn Kopf stelln. Solche Systeme gibts viel. Aber auf den Herrn Erzherzog ham sie gewiß was Bessres gekauft, und ich möcht wetten, Frau Müller, daß sich der Mann, der das getan hat, dazu schön angezogen hat."

Schwejk also setzt sich den Hut auf und geht ins Wirtshaus. Dort sitzt schon, beim Wirt Palivec, der Polizeispitzel Bretschneider, der auf Hochverräter aus ist. Es gelingt ihm, dem Wirt und dem eintreffenden Schwejk hochverräterische Redensarten gegen das kaiserliche Haus herauszulocken, und Schwejkn nimmt er gleich mit. So kommt Schwejk via Polizeigefängnis, Irrenhaus und Garnisonarrest als Bursche zum Feldkurat Katz, später zum Oberleutnant Lukasch. Was sich da unterwegs begibt, ist nicht aufzuzählen. Das völlig Absonderliche des Buches ist sein Humor, der aus Flaschenbier und Schnaps anmutig gemischt ist. Nicht nur Schwejk ist blöd, sondern auch die kleine Welt, die da vor uns aufgebaut wird: verzerrt, schief und krumm und schauerlich wahr. Es gluckert ein Hohn unter den Zeilen, eine solche hassende Verachtung Oesterreichs, des Militärs, der Kriege, dieses ganzen militärischen Gehabes, daß der Autor, wäre Ludendorff nicht nach Schweden ausgerissen, hätte alt werden müssen wie Methusalem, um Alles abzusitzen. Der Höhepunkt dieses Trubels ist Schwejk.

Dem kann nichts passieren: er hats gut, er ist blöd. Er sagts auch — und wenn ihn der Oberleutnant anbrüllt: „Kerl, ich glaube, Sie sind ein großer Idiot", dann spricht er sanft und freundlich: „Melde gehorsamst, Herr Oberlajtnant, jawohl. Ich bin sogar für völlig blödsinnig erklärt worden. Da hatten wir mal in der Gasse bei mir zu Hause..." Und dann wird er rausgeschmissen.

Dabei ist er dankbar und bescheiden und freut sich dessen, was das Leben beut. „Heutzutag ist eine Hetz, eingesperrt zu sein", sagt er. „Kein Vierteilen, keine spanischen Stiefel, einen Tisch hamr, Bänke hamr, wir drängen uns nicht Einer auf den Andern, Suppe kriegen wir, Brot geben sie uns, einen Krug mit Wasser bringen sie uns, den Abort hamr direkt vorn Mund. In Allem sieht man den Fortschritt." Und so ganz nebenbei erzählen die Zellengenossen Schwejks ihre Schicksale, und die sind in ihrer Unsinnigkeit, ihrer Qual, ihrem Wahnsinn die hohnvollste Satire auf das kaiserliche Oesterreich, die mir jemals unter die Augen gekommen ist. Vor Allem deshalb, weil gar kein Wesens aus diesem Bruhaha gemacht wird. Das Narrenhafte ist das Primäre.

Manchmal spricht Schwejk die gehobene Sprache kleinerer Provinzblätter, dann ist er besonders erheiternd. Wimmert ihm ein Arrestant etwas vor, so tröstet er ihn, und das macht er so, daß er dem die Folgen seiner Verhaftung recht grauslich schildert, immer ganz pomadig. „Ja, so ein Augenblick der Lust, wie Sie ihn sich vergönnt ham, zahlt sich nicht aus. Und hat Ihre Frau mit Ihren Kindern von was zu leben, für die Zeit, wo Sie sitzen wern? Oder wird sie betteln gehn und die Kinder verschiedene Laster lernen müssen?" Verschiedene... Schwejk denkt an Alles.

Und er ist gelehrig und ein Mann von Welt. „Zu mir kommen Damen zu Besuch," sagt der Oberleutnant, „manchmal bleibt eine über Nacht hier, wenn ich früh keinen Dienst habe. In so einem Fall bringen Sie uns den Kaffee zum Bett, wenn ich läute, verstehn Sie?" „Melde gehorsamst, daß ich versteh, Her Oberlajtnant, wenn ich unverhofft zum Bett kommen möcht, könnt es vielleicht mancher Dame unangenehm sein. Ich hab mir mal ein Fräulein nach Haus geführt, und meine Bedienerin hat uns grad, wie wir uns sehr gut unterhalten ham, den Kaffee ans Bett gebracht. Sie is erschrocken und hat mir den ganzen Rücken begossen und hat noch gesagt: ‚Guten Morgen wünsch ich!' Ich weiß, was sich schickt und gehört, wenn irgendwo eine Dame schläft."

Man sieht: durchaus nicht der Wurstl von Offiziersbursche, diese alte, tausendmal gebrauchte Figur, die dumm war zum Ruhm des so klugen Leutnants, schmutzig vor dem, ach, in allen Wassern gewaschenen General... Sondern etwas ganz Andres.

Es ist der kleine Mann, der in das riesige Getriebe des Weltkriegs kommt, wie man eben da so hineinrutscht, schuldlos, ahnungslos, unverhofft, ohne eignes Zutun. Da steht er nun, und die Andern schießen. Und nun tritt dieses Stückchen Malheur den großen Mächten der Erde gegenüber und sagt augenzwinkernd, leise, schlecht rasiert die Wahrheit. Man stellt alles Mögliche mit ihm an, man gibt ihm Klystiere und Arrest, steckt ihn zu den Verrückten und zu den Offizieren — nichts hilft. Er bleibt ernsthaft dabei, unmöglich zu sein — und hat das Gelächter einer ganzen Welt für sich, weil nur er ausspricht, was Alle gefühlt haben. Und es wird doppelt gelacht, weil sich die Würdenträger so anstrengen, ihn hinzumachen, und weil es nicht gelingt, denn er ist aus Gelatine, Gummi und Watte — ein runder Kullerball der Dummheit. Die — o, Hegel! – so gesteigert ist, daß sie in ihr Gegenteil umkippt.

Denn so ist dieser Humor beschaffen:

Schwejk, der nicht weiß, wo Gott wohnt, geschweige denn, was er mit ihm anfangen sollte, weil der liebe Gott ja keine Hunde kauft, Schwejk, der von seinem Feldkuraten im Kartenspiel gesetzt und an den Oberleutnant Lukasch verloren wird — Schwejk ist der einzige kleine Kreis unter Millionen Rechtecken. Sie trudelt so dahin, die kleine Kugel — und man muß unbändig lachen, weil in diesem gesalbten Trottel das letzte Restchen heruntergetretenen Menschenverstandes

inkarniert ist, der auf den Kasernenhöfen noch übrig war. Er ist der ewige Zivilist unter verkleideten Soldaten; die Uniform macht ihn nur noch ziviler, noch nie in seinem Leben hat er so wenig Paraden mitgemacht wie beim Militär. Er wirkt, wie wenn im feierlichsten Augenblick einer Fürstenbesichtigung der rechte Flügelmann einmal schnell in die Luft spränge — gezogen am Schnürl der Komik. Kasperle hat immer recht; vor ihm sind Stabsärzte, Feldintendanten, Obersten und Feldmarschälle nichts als putzige Figuren. Nur die Betrunkenheit des edeln Feldpredigers, der doppelt sieht, auf Schwejk zeigt und sagt: „Sie haben schon einen erwachsenen Sohn?", kann an Wahnsinn mit ihm wetteifern. Während Jener aber nur vom Alkohol angefüllt ist, lebt Schwejk klar dahin, besonnen, ein Tell im See des Militarismus, die letzte Hoffnung der Vernünftigen. Daher seine ungeheure Popularität, daher unsre Freude, und daher die knockout gehauten Vorgesetzten: ihre gereckte Würde wird völlig zuschanden vor diesem kleinen dicken Kerl. Es ist immer schön, wenn der Schwächere der Stärkere ist.

Es ist die urgesunde Volkskraft, die gegen die Brillen- und Monokelmenschen revoltiert. Schwejk hat einen entfernten Verwandten in Amerika, einen kleinen Mann mit Hütchen und Stock... Aber er ist verschmitzter als der, von einer bösartigen Harmlosigkeit, die da meldet, die Angorakatze habe den Schuhcrême gefressen. „Und ich habe sie in den Keller geworfen, aber in den von nebenan"... „aber" — eine der seltsamsten Schuldrechnungen, die jemals aufgemacht worden sind. Dieser Katze übrigens gibt Schwejk die drei Tage Kasernenarrest weiter, die ihm verliehen sind, er hat den Herrn Vorgesetzten so verstanden und führt getreulich einen Befehl aus, der gar keiner war. Die Katze kriecht wieder unter das Kanapee. Schwejk und die oesterreichische Würde bleiben oben sitzen.

Könnte der deutsch-nationale Student lesen und läse er dieses Buch, so wäre er schnell bei der Hand, etwa zu sagen: „Solch einen Feldkuraten hats sicherlich nicht einmal bei den Nazis gegeben." Vielleicht hats ihn nicht gegeben. Die schwerflüssige Besoffenheit dieser Figur ist himmlisch, wenn auch um eine Kleinigkeit zu gedehnt beschrieben, und im übrigen kommt es gar nicht darauf an, obs das gegeben hat. Was Hasek aber über die Offiziersburschen und die Gefängnisse, in denen ein Zigarrenstummel, sonntags aus einem Spucknapf aufgeklaubt, mehr galt als das ganze Evangelium, was er über die Kasernen sagt und über die Arreste — das klingt verdammt echt und wird schon stimmen. Schwejk sieht demgegenüber sanft darein, ihm ist der eine Vertreter der Militärmacht so viel wie der andre, und wir schließen uns dem vollinhaltlich an. Nur tut er etwas, was nicht Allen gegeben ist: er lächelt freundlich, ist noch eine Kleinigkeit gerissener als die Andern und nimmt nichts ernst. Und das ist das Klügste, was er tun kann.

Das Buch ist aus dem Tschechischen ins Deutsche übertragen worden — soweit ich das beurteilen kann, nicht sehr

glücklich. Vielleicht ist es gut übersetzt, aber der Eindruck dieses Jargons, den Schwejk spricht, ist nicht lustig. Seine Grammatik ist farblos und steht in gar keinem Verhältnis zu den herrlichen Sachen, die er zusammenphilosophiert — man ahnt, was einem da Alles verloren gegangen sein mag. Ich gebe zu: dergleichen überträgt sich nicht. „Du bist woll mit de Muffe jebufft?" heißt nicht: „Hat Sie Jemand unsanft mit einem Pelzmuff angerührt?" — sondern etwas anders. Und das bleibt freilich am Bodensatz des Dialekts kleben, es kommt nicht herauf, und hier steckt die Tragik des Buches.

Schwejk ist einen halben Millimeter von der Unsterblichkeit entfernt. Er ist nur zu lokal. Er fühlt tschechisch, was ein Vorzug ist — aber er fühlt nur tschechisch, was ein Nachteil ist. (Gegenbeispiel: Tolstoi.) Im Vorwort nimmt die Übersetzerin den Mund etwas voll und sagt, was der Leser sagen müßte: Tschechischer Cervantes . . . und dergleichen. Man kennt die Intensität der kleinen Staaten; Ungarn besteht ja nur aus „berühmtesten" Künstlern — und wenn sie die Landesgrenzen einmal verlassen haben, ist es nachher halb so schlimm. Hasek ist ein großer Satiriker — nur daß er das Unglück hat, in der tschechischen Sprache zu dichten, aus der man ihn erst herausholen muß, ist bitter. Hätte er englisch geschrieben, wäre der Mann eine Weltberühmtheit. Nicht nur, weil ihn Millionen automatisch verstünden — sondern weil Millionen in denselben Formen empfinden wie er. Die Gefühle Schwejks sind universal komisch — ihre Ausdrucksform kaum. Und erklären kann man da nichts. Er ist um den entscheidenden Hauch zu provinziell.

Noch zwei Bände stehen bevor, und ich freue mich, sie nicht zu kennen, den Genuß noch vor mir zu haben. Hoffentlich werden sie kräftiger übertragen, hoffentlich schreibt man nicht mit beharrlicher Bosheit „Sie" in der Anrede klein, und hoffentlich ändert sich die Ausstattung. Wenn Schwejk nur bleibt.

Schwejk, der unerschütterlich ruhig lächelt, wenn alle Andern vor oesterreichischem Weh aufstöhnen, Schwejk, der keinem Menschen Ungelegenheiten bereiten will: dem Polizeikommissar nicht, dem er Alles, Alles unterschreibt, was der nur will, um des lieben Kriegs willen; den Ärzten nicht, denen er schöne und lehrreiche Geschichten erzählt; und seinem lieben Feldkuraten nicht, dem er in den besoffensten Lagen des menschlichen Lebens hilft. Und käme, meinen Namen sollt Ihr nie erfahren, der Kaiser Franz Josef selber: Schwejk empfinge ihn freundlich und erzählte ihm sicherlich, er habe ein kleines Kind gekannt, das habe auch Franz Josef geheißen, es sei aber unrettbar blödsinnig gewesen, weil seine Aufwärterin es einmal habe vom Tisch fallen lassen ... Ja.

Hasek, du bist jetzt drüben, im Himmel, in dem es keine Prohibition gibt. Eine Frage, guter Hasek:

Wo wäre Schwejk heute —? Die oesterreichische Militärmonarchie, eines der schuftigsten Gebilde der Welt, malträtierte ihn nicht mehr. Sie ist dahin. Aber fände er um Prag gar keine Soldaten? keine Spitzel? keine Nationaltrottel?

Feldkuraten? Oberleutnants? Garnisonarreste? Was meinst du, Hasek?

Du wirst mich richtig verstehen, und in diesem Sinne ruf Schwejk her, hol die Flasche mit dem Nußschnaps und laß uns anstoßen: auf euch Beide, Hasek. Auf einen großen Dichter und auf den braven Soldaten Schwejk.

Ein Spiel von Tod und Liebe von Alfred Polgar

Von Romain Rolland. In der Tat: ein Spiel. Es schwebt, fast musikalisch gelöst, über den Boden grausamer Tatsachen. Eine heimliche Oper. Ihr Text rührt klagend an die Gebrechlichkeit hoher Lebensdinge: Pflicht, Tugend, Überzeugung, Liebe. Wo ist der Mensch, solang er lebt? Im Dilemma. Was ist er? Eine Fahne in tausend Winden. Will er nicht selbst des Todes sterben, muß seine Liebe verraten, seine Güte morden. Die Mittel entheiligen den Zweck, der sie heiligt, das Leben ist der Güter höchstes nicht, aber immerhin aller, auch der höchsten, Voraussetzung, und nichts rechtfertigt den Entschluß, es wegzuwerfen, als die Unmöglichkeit, es zu behalten (aber das steht nicht ganz genau so im ‚Spiel von Tod und Liebe'). Kurz: die Menschen sind beklagenswert, heillos verstrickt in die Netze ihres vielfachen Müssens und widerstreitenden Erkennens, zumal zu Kriegs- und Revolutionszeiten, wo die Abstrakta gegen einander rasen wie die Körper, und jeder Augenblick die Wahl stellt zwischen gemein leben oder ungemein sterben. Herr und Frau Courvoisier wählen dieses. Wenn man ihnen glauben darf — aber darf man? —, schöpfen sie innern Frieden, ja selbst etwas Glück aus ihrer Todesbereitschaft. Haben sie doch, indes die Guillotine schon an die Türe klopft, noch die Seelenruhe, sich ein wehes Liedchen am Klavier zu singen.

Weich wie das gemütvolle Herz, das diesem zart-schwermütigen Spiel den Takt schlägt, ist die Dialektik, deren es sich bedient. Alle behalten recht, das Leben und der Tod, das warme und das kalte Blut. Den Endsieg feiert zwar die Liebe . . . aber es ist ein trüber, ein akademischer Sieg, eingeläutet von Sterbeglocken. In den drei Akten steckt eine Fülle dramatischen Sprengstoffs. Er explodiert verhalten. Die Löcher, die er reißt, dienen dazu, Meditation einströmen zu lassen.

Karlheinz Martin stimmt das Spiel, im Wiener Deutschen Volkstheater, auf einen sanft-naturalistischen Ton. Grelles wird zwar hingesetzt, aber sofort verwischt. Das Ganze macht den Eindruck: Tragisches Idyll.

Stark und fein, Moll bis in die Wimpern, spielt Moissi den Courvoisier. Seine schwingende, mit Pathetischem durchflochtene Sanftmut taugt dem treuen Diener sittlicher Notwendigkeiten. Sehr schön das Aufflackern wie das Verlöschen der Schmerz-Flamme in seiner Rede (im Blick brennt sie kontinuierlich weiter). Feldhammers sanguinischeres, härteres Temperament gibt einen guten Gegensatz. Es ist so, wie wenn die gleiche Leidenschaft den Einen blaß, den Andern rot mache.

Französische Köpfe

III.

Daniel Serruys von Morus

Wenn man gefragt wird, wer in der letzten Zeit die französische Finanzpolitik „gemacht" hat, so wird man darauf die Antwort schuldig bleiben müssen. Innerhalb eines Jahres haben acht Finanzminister ihre Kunst versucht, und das einzig Gemeinsame aller dieser Versuche war: die Angst um die Popularität, das Bemühen, es dem zahlungsfähigen Publikum, insbesondere den Wählern des eignen Wahlkreises rechtzumachen. Doch nicht nur die Spitzen des französischen Finanzministeriums wurden ausgewechselt wie rostige Wetterfahnen, sondern auch bei den leitenden Beamten dieses Ministeriums herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Die Techniker, die etwas verstehen, werden, einer nach dem andern, von den Privatbanken weggeholt und verlassen ohne langes Zögern das schmerzensreiche Haus in der Rue de Rivoli, um anderswo für das zehnfache Gehalt den dritten Teil der Arbeit zu leisten, die sie im französischen Finanzministerium für 30—40 000 Francs im Jahr hergeben müssen.

In der französischen Wirtschaftspolitik aber gibt es seit Jahren nur einen Mann und einen Kopf, der regiert. Im Wirtschaftsministerium, das noch bescheiden und altmodisch Ministère du Commerce et de l'Industrie heißt, mögen die Chefs mit jedem Kabinett wechseln und Reinaldy, Chaumet oder Daniel Vincent heißen — es gibt einen Pol in der Erscheinungen Flucht, um den sich Alles dreht, und nach dessen Gesetzen gearbeitet wird: Daniel Serruys.

Herr Serruys gehört zu den Kriegsentdeckungen. Von Haus aus ist er Altphilologe. Bereits mit 27 Jahren dozierte er Griechisch an der Pariser Universität und hatte weite Reisen hinter sich und als Kulturhistoriker sich einen guten Namen gemacht, als die große Zeit anbrach. Glück muß man haben: von der Sorbonne landete er als Soldat nicht im Schützengraben, sondern in einer Schreibstube des Großen Generalstabs, wo die Wirtschaftsfragen bearbeitet wurden. Der sprachen- und völkerkundige Philologe verstand sich auch an dieser Stelle nützlich zu machen; er war bald den Fachleuten über und bildete sich zum Blockadespezialisten aus. 1917 im Ministerium Painlevé holte sich der Unterstaatssekretär für die Kriegsblockade den Professor Serruys als Adjutanten. Serruys erhielt den in den französischen Ämtern ungemein wichtigen Posten eines Kabinettschefs, und damit war auch offiziell der Schritt in die hohe Bürokratie getan.

Serruys brauchte nun nicht mehr für die Herren Vorgesetzten die geistige Arbeit zu leisten, sondern konnte selbst dirigieren und organisieren und kommandieren. Mit professoraler Gründlichkeit ging er an die ehrenvolle Aufgabe, Deutschland auszuhungern. Sein Hauptziel aber war, diesen hochnotpeinlichsten Zweig der Kriegführung, der bis dahin im Wesentlichen von London aus geleitet worden war, in Paris

zu konzentrieren, und in der Tat hatte er bald ein ganzes Blockade-Ministerium auf die Beine gestellt. Als Mann von Energie und Systematik bemühte er sich, den Mittemächten die letzten neutralen Zufuhrstraßen zu verbauen. Er ging selbst in die Schweiz, um dort die Blockade gegen Deutschland und Oesterreich zu organisieren. Er kündigte so drakonische Repressalien an, daß im Norden die Neutralen ungemütlich wurden und an Frankreich eine regelrechte Kriegsdrohung losließen, wenn man sie weiter so schikanierte. Die Erfolge des Herrn Serruys waren beträchtlich; zweifellos kann er den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, an dem deutschen Kohlrübenwinter des Jahres 1917 tüchtig mitgeholfen zu haben.

Mit dem Sturz des Kabinetts Painlevé mußte auch Serruys ein Häuschen weiterziehen. Er blieb aber bei der Branche, ging als Verbindungsmann für die alliierte Blockade nach London und sorgte auch dort dafür, daß die Deutschen nicht zuviel Fett ansetzten. Daneben beschäftigte er sich, halb privatim, mit der Frage, wie nach einem militärischen Siege die Gegner wirtschaftlich unterzukriegen seien. Während nämlich in Deutschland, abgesehen von der Annexionspropaganda der Verbände und der Industriematadore, noch im Kriege ein Reichsamt für Übergangswirtschaft eingerichtet und Herr Helfferich ob seiner genialen Anleihepolitik damit betraut wurde, nachzudenken, wie wir es uns hernach, selbsverständlich als Sieger, häuslich und bequem auf Kosten der Andern einrichten könnten — währenddessen ließ man sich in Frankreich für derlei Dinge keine Zeit. Clemenceaus Gewaltregiment erschöpfte sich in der Formel: „Je ferai la guerre!" Damit, was nach dem Kriege kommen sollte, die Zeit zu vertrödeln, galt schon als halber Defaitismus.

Die Folge war, daß man in Paris nach dem Waffenstillstand auf wirtschaftlichem Gebiet noch viel weniger als auf andern Gebieten wußte, was man eigentlich mit den Besiegten, besonders mit Deutschland, anfangen sollte. Da zog Herr Serruys das Programm aus der Tasche, das er in den letzten Monaten des Krieges entworfen hatte, und reichte es den großen Vier, die den Frieden machen sollten, ein. Clemenceau akzeptierte, und Serruys wurde zum Generalsekretär des Comité Economique der Friedenskonferenz ernannt. Der lange zehnte Teil des Versailler Vertrages über die wirtschaftlichen Bestimmunmungen, der in seiner pedantischen, minutiösen, querulantenhaften Art sich merklich von den oft liederlichen und brutalen, aber doch auch großzügig-konstruktiven politischen und militärischen Artikeln des Vertrages unterscheidet, ist ganz überwiegend das Werk des Herrn Serruys. Alle jene ausgeklügelten Zollmaßnahmen, die Einengungen der Ein- und Ausfuhr, die Sperrmaßnahmen und Freikontingente für die abgetretenen Gebiete, namentlich aber die fünfjährige einseitige Meistbegünstigung für die alliierten Staaten sind dem Geist des Kulturhistorikers Serruys entsprungen. Mit Hilfe dieses neuartigen Zwangswirtschaftssystems, das einer verfeinerten Blockade gleichkam, sollte das besiegte Deutschland für die nächsten Jahre in eine Art wirtschaftliches Kolonialgebiet ver-

wandelt und das siegreiche Frankreich das nutznießende Mutterland werden. Die wirtschaftlichen Bindungen waren gewissermaßen ein Ersatz dafür, daß man die Reparationsfrage vorläufig offenließ und für die nächsten zwei Jahre, bis zum 1. Mai 1921, Deutschland ein Moratorium zubilligte, währenddessen es nur die Lappalie von zwanzig Milliarden Goldmark aufzubringen hatte.

Die Hoffnung des Herrn Serruys ging offenbar damals dahin, daß Frankreich nach der Einverleibung Elsaß-Lothringens und unter dem Eindruck des Sieges ohne weiteres das führende Industrieland des europäischen Kontinents werden würde, das in jeder Beziehung stark und mächtig genug wäre, eine völlig autonome, autarktische Wirtschaft zu führen, und mit den andern Wirtschaftsstaaten nur so weit in Berührung zu treten brauchte, wie es ihm selbst paßte. Nur so ist jenes Zollgesetz zu erklären, das Serruys mit Herrn Clémentel, noch im Lauf des Jahres 1919, schuf, nachdem er sich im Handelsministerium ein eignes Amt errichten und zum Directeur des Accords Commerciaux hatte ernennen lassen. Das Kennzeichen dieser neuen französischen Gesetzgebung war, daß es darin keine allgemeine Meistbegünstigung für irgendein andres Land mehr gab, sondern nur noch nach dem Grundsatz der Reziprozität, Zug um Zug, Zugeständnisse an einen andern Staat gemacht werden durften. Die Zollpolitik sollte — nach der immer wieder vorgetragenen These des Herrn Serruys — nur die Ergänzung und das Widerspiel einer sorgfältig kontrollierten nationalen Produktionspolitik sein. Das war gewiß theoretisch ein richtiges und für einen Systematiker verlockendes Programm. Aber es war eben nur richtig und fruchtbar unter der Voraussetzung, daß eine planmäßige Produktionspolitik getrieben würde. Dieses schwierigste Problem in einem so individualistischen, traditionellen Wirtschaftslande, wie Frankreich es ist, vermochte auch Serruys nicht zu lösen. Es wurde weiter gewirtschaftet und produziert, wie jeder Unternehmer wollte. Selbst die hundert Wiederaufbau-Milliarden, die aus öffentlichen Anleihen in die zerstörten Gebiete gesteckt wurden, verwendete man nicht zur Durchführung eines einheitlichen Wirtschaftsplanes, sondern dieses unermeßliche Geld verkrümelte sich in dem klassischen Lande des Staatssubventionismus hierhin und dorthin, ohne daß ein planvolle moderne Produktion daraus erwuchs.

Neben dieser ziellosen Zufallswirtschaft aber blieb das starre Serruyssche Zollsystem bestehen. Die andern Wirtschaftspolitiker, die noch von der Kriegszeit her übriggeblieben waren, Seydoux im Außenministerium und Loucheur im Ministerium für die befreiten Gebiete, hatten inzwischen bereits eingesehen, daß Frankreich nur durch den Wiederanschluß an die andern europäischen Länder, vor Allem in der Zusammenarbeit mit Deutschland, seine wirtschaftliche Position behaupten kann. Serruys hielt an seinem Dogma und an seinem verbohrten Zollsystem fest, mit dem Erfolg, daß Frankreich heute — acht Jahre nach dem Kriege — noch ohne einen geregelten Außenhandelsverkehr dasteht. Im Wesentlichen ist es nur da

glatt gegangen, wo man die alten Vorkriegsverträge provisorisch verlängert hat, und selbst mit den kleinen Alliierten, wie mit der Tschechoslowakei, gibt es immer wieder handelspolitisch Reibereien. Daß ein deutsch-französischer Handelsvertrag nach zwanzigmonatiger Verhandlungsdauer noch nicht zustandegekommen ist, bildet gewiß keinen Ruhmestitel für die deutschen Unterhändler; aber ein Hauptteil der Schuld trifft dabei zweifellos Serruys und sein Zollsystem.

Serruys, der fast alle Handelsvertragsverhandlungen selbst führt, in allen jedenfalls der leitende Kopf ist, gilt unbestritten als der beste Kenner internationaler Zollsysteme. Die bemoostesten Professionels müssen zugeben, daß dieser Außenseiter gegenwärtig als Techniker seinesgleichen nicht hat. Aber mit all seinem Wissen und aller Technik hat er schließlich doch nicht erreichen können, daß Frankreich drinnen und draußen wirtschaftlich vorwärtsgekommen ist. Wenn es eine verhältnismäßig günstige Handelsbilanz aufweist und seit Jahren als einziges Land Europas keine Arbeitslosigkeit kennt, so ist dies das Ergebnis seiner langsam sinkenden Valuta und seiner stagnierenden Bevölkerungsziffer. Der bürokratische Wirtschaftsnationalismus hat sich auch hier als untauglich erwiesen.

Daimon von Alfred Grünewald

Er kann von Glück sagen, daß ihm geistige Getränke zuwider sind. Denn er hat alle Anlagen zum Alkoholiker.

*

Wer lebt mit sich selber im Frieden, ohne ein wenig Diplomatie zu gebrauchen!

*

Mir ahnt, daß ich ein paar Überraschungen für mich in petto habe.

*

Im Kreis. Heute verbrennt dich Begierde. Getrost! Vielleicht schon morgen wird Schaffensdrang stärker sein als Alles. Ehrgeiz wird wieder dein Herz bestürmen. Leere Tage und Tage der Fülle werden einander ablösen wie eh und je. Immer noch sind Schluchten und Gipfel da für Sturz und Flug. Ein Jeder, der du bist, kommt wieder an die Reihe.

*

Unsre Affekte sind nicht immer unser Wesentlichstes. Und wenn es sich etwa begibt, daß ein typisch Sanftmütiger seinen Großvater erschlägt, so wäre es verfehlt, aus dieser Tat unbedingt den „wahren Charakter" des „Mörders" erkennen zu wollen.

*

Wie traurig, wenn manchmal so der Abend kommt, und man hat für den Rest des Tages nichts mehr von sich zu erwarten!

*

So manchem Herrn seiner Leidenschaften sieht man den gewesenen Sklaven an.

Tiger von Paul Eipper

I.

Irgendwo im Südosten von Berlin wächst über Nacht eine Zeltstadt aus dem Boden.

Ingenieure, Techniker und Zimmerleute sind tags zuvor eingetroffen; ein Sonderzug bringt Lastautomobile, Lichtmaschinen und viele schwere Wagen.

Wohlgeübte Hände arbeiten ohne Geschrei und ohne Hast; jeder Handgriff sitzt. Nach exakten Plänen wird im Licht der Scheinwerfer gehämmert und gegraben, und vierundzwanzig Stunden später spielt der Zirkus in drei Manegen zugleich. Das Programm seiner Darbietungen umfaßt sechsundachtzig Nummern.

*

Hunderte von fremden Tieren leben in diesem wandernden Organismus; sie fahren von einer Stadt Europas in die andre, jahraus, jahrein. In Wagen, hinter Gittern, in Boxen hausen Elefanten, Eisbären, Kamele, Löwen, Tiger, Pferde.

*

Einer der Käfigwagen wird von vier schweren sibirischen Tigern bewohnt. Es sind ausgewachsene Exemplare im besten Mannesalter. Alles an ihnen ist schwer, der breite Kopf, die Füße, der Leib und der Schweif. Schwer auch die Farben des Fells: ein abgrundtiefes Schwarz, ein mattes Weiß, ein glutleuchtendes Gelb. Ihre Größe ist nicht einfach abzuschätzen. In dem niedrigen Käfigwagen wirken sie wie schwere Stiere. (Im Vergleich zu dem Rudel junger Tigerinnen, die — glatthaarig und aus Bengalen stammend — weiter unten, hinter den Eisbären, hausen.)

Man muß natürlich diese Tiger-Caesaren absondern vom Dunstkreis der jungen Weiber; sie werden sonst toll und sind abends nicht zu gebrauchen in der Manege.

*

Zu welcher Tageszeit du auch vor diesem Wagen stehst — es zeigt sich dir das gleiche Bild:

Die vier großen, schweren Tiger schreiten im Kreis, einer hinter dem andern, langsam, am Gitter entlang. Eine Wendung nach rechts bis zur Rückwand, diese herauf, wieder nach rechts, ewig im Kreis — einer hinter dem andern.

Und nie höre ich einen Laut aus ihrer Kehle. Stumm — einer hinter dem andern — durchschreiten sie den Kreislauf des Wagens, den Kreislauf ihres Lebens.

Vielleicht, daß einer von ihnen dabei leise denkt und spricht: Om mani padme hum!

II.

Ich habe einmal so geträumt:

Wir gehen durch den Urwald, du und ich. Der Weg führt hügelauf und hügelab. Die Bäume stehen dicht, und Schluchten führen quer über unsern Pfad. Die Sonne scheint durchs Laub. Sie zeichnet farbige Flecken auf das Grün: Flecken in rot, weiß, braun und gelb.

Wie ich mich im Traum darüber freue, daß ich so farbig träume, schieben sich aus den Schluchten kreuz und quer vor mir lauter langgezogene, farbig-leuchtende Tiger! Auf mich zu, von mir ab.

Keiner gibt einen Laut von sich. Es wird nur Alles noch leuchtender und strahlt in überirdischem Glanz.

Ich gehe — ebenfalls ganz still — meinen Weg. Und eine mattgelbe Löwin folgt auf meiner Spur.

III.

Eine Inseltigerin ist jungfräulich im Zoo eingetroffen. Sie hat etwas von einem hauchzarten, sehr, sehr vornehmen Burgfräulein und sieht in ihrer Zerbrechlichkeit zeitweise sogar etwas greisenhaft aus. Wenn sie still liegt.

Wenn sie aber geht, ist ihr Schritt elegant, federnd und sehr kokett. Ich sehe nie eine hastige Bewegung an ihr. Gibt man ihr Fleisch, so stürzt sie nicht, wie die andern Raubtiere, brüllend und hastig darauf los, sondern holt die Nahrung mit einem tänzerischen Wippen der Vorderpfoten hinter die Gitterstäbe.

*

Wenige Wochen nach ihrer Ankunft bekommt sie einen Bräutigam. Einen schweren Burschen, aus Quadraten aufgebaut. Sie kümmert sich wenig um ihn, läuft in ihrem Käfig weiter auf und ab oder liegt mit ausgereckten Vorderpfoten und blickt aus lichten Märchenaugen über den Ententeich hinweg, weit, weit hinaus.

*

Eines Abends aber sprang aus ihr die Bestie. Sie lag im Innenkäfig und spielte mit dem Rest ihrer Mahlzeit, frühzeitig satt geworden.

Da öffnete der Wärter die Verbindungstür zum Nebenkäfig, wo der robuste Freiersmann gespeist worden war. Der stürzte mit einem polternden Satz herein, einem Satz, der die Entfernung von drei Metern im Sprunge nahm, dicht vor das Fleisch.

Die Tigerin fuhr aus ihrer anmutig kauernden Stellung hoch wie eine Schlange. Unter ohrenbetäubendem Gebrüll standen beide Tiere auf ihren Hinterfüßen — Brust an Brust — und duellierten sich mit Tatzenhieben, die Funken aus dem Stein gehauen hätten. Der kleine, zierlich wirkende Kopf der Tigerin, dicht dem quadratischen Schädel des Tigers gegenüber, spie Feuer, und zornig starrten die Borsten des weißen Schnurrbartes gradeaus.

Zwei Fechter, klassische Faustkämpfer!

Der schwere Tiger beschränkte sich bald auf die Abwehr und bekam — noch ehe er wieder auf allen Vieren stand — den entscheidenden Hieb. Knurrend zog er sich in seinen Käfig zurück.

Das Edelfräulein aber putzte seinen weißen Halsfleck, spielte weiter mit dem Fleisch und blickte aus lichten Märchenaugen über uns Menschen hinweg, weit, weit hinaus.

Bemerkungen

Deutsche Justiz

Wir leben in der Zeit des Banditismus — so nennt man staatsrechtlich die Zustände, daß Fascistenbanden, Hakenkreuzler, Schwarze Reichswehr auf das öffentliche Leben Einfluß zu gewinnen suchen und die Behörden gedrängt werden, darauf Rücksicht zu nehmen. Ich weiß nicht, ob gegen den Landgerichtsdirektor Bombe ein Disziplinarverfahren eröffnet ist wegen seines merkwürdigen Verhaltens, das nicht nur die Schwarze Reichswehr, sondern vor allen Dingen die Meuchelmorde zu enthüllen ungeeignet war. Am schlimmsten das Ansehen der deutschen Justiz geschädigt zu haben scheinen die Herren der Staatsanwaltschaft bei dem aufgehobenen Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik. Wir haben im Herbst 1923 erlebt, daß Tausende strafbare Handlungen gegen die Republik vorbereiteten, ohne daß sie dort Ankläger fanden. Man darf als Organ der Rechtspflege wohl sagen, daß und wie man sich der Organe der Rechtspflege schämt, die fortgesetzt Kommunisten anklagen, ohne daß man etwas davon hört, was eigentlich den Hakenkreuzlerbanden geschah vor der Amnestie, und die einen Ehrhardt niemals finden konnten. Das nennt man eben Banditismus, wenn ebenso wie in Italien und Spanien bewaffnete Banden, die nachweisbar gelegentlich auch Verbrechen begehen, die Behörden in Schach zu halten versuchen. Das ist keine Klassenjustiz, sondern das ist Justizstillstand.

Von Bayern will ich nicht sprechen. Wer damals die Justizkomödie mit Ludendorff in der Zeitung gelesen hat, nimmt Vieles in Bayern nicht mehr ernst. Aber bei uns in Norddeutschland ist Manches viel schlimmer. Ich habe kürzlich als Verteidiger miterlebt, daß ein Bürgermeister, ein unbestrafter Mann, von der Strafkammer des Landgerichts Osnabrück zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde, weil seine Frau seinem Dienstmädchen für 2,50 Goldmark Schürzenstoffkattun geschenkt haben sollte, aus einem Paket, das seit Jahren aus Beschlagnahmungen herrührend im Amtszimmer des Bürgermeisters lagerte. Der Bürgermeister behauptet heute noch, daß er mit der Sache nichts zu tun habe, allerdings im Verdacht der Zugehörigkeit zur Sozialdemokrat stehe und deshalb seinen Feinden, den Großindustriellen ein Stein des Anstoßes sei. Als dieses Urteil verkündet wurde, rief man im Zuschauerraum: „Schiebung!"

Ich habe kürzlich erlebt, daß gegen einen sozialdemokratischen Amtmann, den die Schwerindustrie beseitigen will, ein Strafverfahren wegen Betruges eingeleitet worden ist, weil der Angeschuldigte bei Verhandlungen über ein Steuerabkommen eine falsche Zahl genannt habe über Ausgaben, die für den Wohlfahrtsetat gemacht sein sollten. Das Verfahren schwebt noch. In einer Landesverratswiederaufnahmesache weigert sich die Oberstaatsanwaltschaft Königsberg, mir als neuem Verteidiger die Akten vorzulegen, obwohl ich eine Vollmacht beigebracht habe, und empfiehlt, den bisherigen Verteidiger beizubehalten, ähnlich, wie man bei den Mördern aus der Schwarzen Reichswehr, Zeitungsnachrichten zufolge, gerichtlicherseits bestimmte Verteidiger auszuschalten sucht. Der Fall Jürgens redet Bände. Wo bleibt die moralische Sauberkeit, auf die man bei Beförderungen von Richtern doch früher mit Recht das größte Gewicht legte? Vor Allem machen sich die maßgebenden Persönlichkeiten gar nicht klar, wie sie grade deutschnationale ehrenhafte Richter schädigen, wenn Jemand befördert wird, gegen den eine Unzahl von Strafverfahren geschwebt

haben. Es gibt immerhin eine Unmenge scharf rechts gerichteter Richter, die sich die größte Mühe geben, objektiv zu urteilen und die Politik aus der Rechtssprechung fortzulassen. Es ist unbedingt nötig, flagrante Urteile zu sammeln, zu vervielfältigen und so lange den Herren Personalreferenten der Justizministerien zugänglich zu machen, bis keine Gefahr mehr besteht, daß unsre Justizzustände bayrisch werden.

Lothar Engelbert Schücking

An Werner v. d. Schulenburg

Sehr geehrter Herr
v. d. Schulenburg!

Sie haben am 5. Mai 1926 aus Ascona am Lago Maggiore — oder sagen Sie als guter Deutscher: am Langen See? — an H. G. Scheffauer einen Offenen Brief gerichtet, über den man, als über eine Buchbesprechung unter vielen, zur Tagesordnung übergehen könnte, wenn er nicht einen Schlußabsatz von fragwürdiger Größe enthielte.

Sie schreiben: „Wir möchten Eines erleben: — einen würdigen Abgang des ganzen Volkes von der Schmiere, die man Welt heißt: ohne eure Hilfe, ohne Humanitätsgeheul, nur aus letztem Besinnen auf unsre Kraft. Nach den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Daß nichts übrig bleibt als ein Riesenhaufen von Asche und Scherben."

Entschuldigen Sie eine Frage: Haben Sie sich eigentlich etwas dabei gedacht, als Sie dies schrieben? Wenn nicht, so ist es ein dummes Geschwätz; wenn ja, so ist es, gelinde gesagt, eine Dreistigkeit. Bilden Sie sich wirklich ein, Ihre Stimme sei die Stimme des deutschen Volkes? Für das deutsche Volk, das heißt: für 999 unter 1000 Deutschen, existiert das ganze blöde Geschwätz von Ruhm und Schande gar nicht; es hat gar keine Zeit für solche Ausgeburten müßiger Staatsbeamtengehirne; es muß heute sorgen, daß morgen etwas zu essen da ist, und daß Frau und Kind nicht an Tuberkulose verrecken. Wenn es wirklich ein Selbstbestimmungsrecht der Völker gäbe — in erster Linie sorgten Alle dafür, daß sie in Ruhe gelassen würden, daß Jeder seine Arbeit tun könnte, ohne von gedankenlosen Schwätzern belästigt zu werden.

Soviel ich weiß, liegt Ascona in der Schweiz, also in einem Lande, das durch die Gasschwaden aus Deutschlands letztem Heldenkampf wohl kaum erreicht werden dürfte. Und Ihr Wunsch, von diesem sichern Ort aus Deutschland sich in einen „Riesenhaufen von Asche und Scherben" verwandeln zu sehen, wirkt überaus „adlig" und sympathisch. Gasbomben werden blühende Städte in Trümmer legen und die Menschen dem qualvollsten Tode überliefern; Sie aber werden den Mond über dem Monte Tamaro heraufkommen sehen, werden Sonnenbäder nehmen und im Frühling Knoblauch essen und volltönend in Ihre Leyer greifen, um den würdigen Abgang des ganzen Volkes würdig zu besingen.

So stellen Sie sich das offenbar vor, wenn das Volk sich auf seine Kraft besinnt. Aber was mit Ihnen und Ihresgleichen dann geschieht, wenn das „Volk" sich einmal wirklich besinnt, ohne Humanitätsgeheul — das möchte nun wieder ich erleben!

H. Bronsart v. Schellendorf

Revolutionäre Evolution

In Nummer 20 stand ein Aufsatz gegen Revolution, für Evolution. Da er bedeutsam und da sein Verfasser kein Irgendwer, sondern ein Politiker hohen Rangs ist, nämlich Hellmut v. Gerlach, bedarfs einer Entgegnung.

Gerlach sagt wörtlich: „Eine Revolution ist ein politisches Naturereignis"; dann: „Die Natur macht keine Sprünge"; dann: „Revolutionen sind Sprünge". Also: Revolutionen sind naturwidrige Naturereignisse — sagt Gerlach.

Die formale Logik aber sagt: Entweder sind Revolutionen naturwidrig, oder sie sind Naturereignisse. Sind sie naturwidrig, dann ist die Forderung, man solle sie nicht vollführen, vielmehr „bewußt antirevolutionär" sein, so geistreich wie die, man solle beim Schweigen nicht sprechen; und sind Revolutionen Naturereignisse, dann ist die Forderung, man solle sie unterlassen — „bewußt antirevolutionär" sein —, so sinnvoll wie die, man solle die Sonne nicht aufgehen lassen. Im ersten Fall geht die Forderung von selbst in Erfüllung; im zweiten Fall ist ihre Erfüllung a priori unmöglich; und in beiden Fällen, also in jedem Fall, setzt der Fordernde, der Revolutionsfeind, sich selbst matt. Mattsetzt sich freilich auch der marxiotische — nicht der marxistische — Revolutionsfreund, der die Revolution propagiert, weil sie „naturnotwendig", „kraft oekonomischer Gesetze" kommen „müsse"; muß sie nämlich aus Naturgründen kommen, dann braucht sie nicht aus Geistgründen den Menschen empfohlen zu werden. Man sieht, daß Gerlachs Theorie, ihrer „Richtigkeit" nach, mit der Theorie seiner Gegner im Lager Paul Levis und andrer kümmerlicher Mißdeuter goldrichtiger Lehren des großen Karl Marx ... sich vollkommen deckt: indem vor dem Kritizismus die eine so haltlos ist wie die andre. Haltbar ist einzig die Theorie der revolutionären Evolution, wonach die Revolution weder „naturwidrig" noch „naturnotwendig", vielmehr unter Benutzung der Natur herbeiführbar ist. Alle Revolutionen der Geschichte bestätigen das: keine war nur „Sprung", keine war nur „Naturereignis", jede war Menschenwerk, errichtet auf der Basis einer Evolution, die nicht Menschenwerk war. Auch Gerlach hat, praktisch, diese Theorie vortrefflich bestätigt, als er — man lese das Kapitel ‚Drahtseilkunst' seines Buchs über ‚Die große Zeit der Lüge' — sich im Krieg erfolgreich mühte, die militaristische „Evolution" durch behutsame Revolutionierung seiner Leser ins Pazifistische zu ... revolvieren. „Bewußt" war er „antirevolutionär" — und unbewußt revolutionärer als alle Scheidemänner.

Wir hoffen, daß er eines Tages bewußt Das wird, was er unbewußt immer schon war: ein Gegner seiner Evolutions-Theorie.

Franz Leschnitzer

Der erstaunte Professor

Ein deutscher Universitätsprofessor, A. Gallinger, begibt sich nach Frankreich und berichtet in den Münchner Neuesten Nachrichten über seine Reiseeindrücke. Dabei ergeben sich zwei Kuriosa.

Erstens, daß ein deutscher Universitätsprofessor die Dinge so sieht und schildert, wie sie wirklich sind, und offenherzig zugibt, daß seine bisherige Meinung über die Gesinnung der Franzosen falsch war. Der erstaunte Professor schreibt:

> Eine große Ueberraschung war nun für mich, daß ich während meines ganzen Aufenthaltes auch nicht der geringsten Feindseligkeit begegnet bin. Auch wenn ich mit Deutschen deutsch sprach, sah ich niemals einen herausfordernden Blick oder eine Geste dieser Art. Obwohl ich mich überall, auch wo ich es leicht hätte verhüllen können, geflissentlich als Deutscher bekannte, habe ich nicht die mindeste Belästigung erfahren, sondern überall nur einwandfrei höfliche Menschen gefunden . . . Auch außerhalb Paris — hier hat man sich ja bereits wieder an den deutschen Besucher gewöhnt —, in den frühern Kampfgebieten, wo die Kriegsjahre noch deutliche Spuren hinterlassen haben, war es nicht anders Ich wanderte durch die Gegenden von Ypern und Lille, Lens und Arras, des Chemin des Dames und der Umgebung von Verdun, war meistens dort der einzige Deutsche und bin so unbehelligt geblieben wie in Dresden oder Stuttgart. An verschiedenen Plätzen besuchte ich auch Familien, mit denen ich während des Krieges bekannt geworden war, oder bei denen ich im Quartier gelegen hatte. Um ganz sicher zu gehen, fragte ich vorher schriftlich an ob mein Besuch angenehm sei. Ueberall wurde ich freundlich aufgenommen, reichlich

bewirtet, im Auto umhergefahren, je nach der wirtschaftlichen Lage meiner Gastgeber. Ausnahmslos aber zu meiner Ueberraschung mit einer Wärme begrüßt, wie ein alter Freund, der sich endlich einmal sehen läßt... Diese Erlebnisse stehen im Widerspruch zu der herrschenden, durch beredsame Leute verbreiteten, konventionellen Meinung über die Gesinnung der Franzosen, die auch meine Meinung war.

Aber nun kommt das zweite Kuriosum: die Schlußfolgerung, die der erstaunte Professor aus all diesen Tatsachen zieht — und die dokumentiert wieder so sehr die ganze Geistesschärfe und Tiefgründigkeit eines solchen Gelehrtenschädels, daß wir über den erstaunten Professor nicht weiter zu staunen brauchen. Er schreibt nämlich:

> Es kommt dem schärfer hinhorchenden Deutschen doch zum Bewußtsein, daß er in der Nähe eines Vulkanes sich bewegt, der, gegenwärtig in Ruhe, jeden Augenblick beginnen kann, Feuer zu speien. Er fühlt durch alle Höflichkeit und Liebenswürdigkeit doch eine Grundgesinnung hindurch, die zeitweise verdeckt, vielleicht sogar verdrängt wird. Und wenn man diese Gesinnung sehen oder hören will, so braucht man ... den Franzosen nur zu reizen.

Diese infamen Franzosen: all ihre Liebenswürdigkeit ist also nur Maske und Betrug! Und diese Gemeinheit: daß sie böse werden, wenn man sie reizt! Solange der Franzose nicht verbindlich und höflich lächelt, wenn du ihm eine Ohrfeige versetzest — so lange kann von einer wahrhaft friedlichen Gesinnung des französischen Volkes keine Rede sein.

Kisse Mons

Studenten von heute

In jedem Manne steckt ein Kind — und das will spielen." Die teutschen Studenten wollen rechte Männer sein, also: spielen. Sie spielen unter anderm „Parlament" und nennen es „St. V." oder „Studenten-Vertretung". Wie bei den Großen gibt es alle Fraktionen von den Völkischen bis zu den Kommunisten. Und wie richtige Kinder nehmen sie ihr Spielzeug höchst feierlich und tun Alles mit dem ernstesten Gesicht der Welt. Nur die Kommunisten betrachten und bezeichnen das Ganze als eine Kinderei — wie bei den Großen.

Das wichtigste Ereignis, mit dem dieses Parlament sich periodisch zu beschäftigen hat, ist: der durchgebrannte Kassierer. Es ist, selbstverständlich, immer ein andrer. In der Berliner Studentenschaft ists schon der dritte. Diesmal heißt er Willy Lehmann. Einmal ist anstelle der Akten zur Abrechnung von dem Durchgebrannten ein Koffer mit Sand und Steinen geschickt worden. Diesmal kams nicht so weit. Diesmal wanderte der kleine Dieb zu seinen Vorbildern nach Moabit. Aber die studentischen Korporationen verstehen meisterlich, zu vertuschen. Obwohl die Unterschlagungen noch während des Semesters entdeckt wurden, setzte man erst in den Ferien — als die studentische Öffentlichkeit ausgeschaltet war — einen Untersuchungsausschuß ein. In der „St.V."-Sitzung vom 6. Mai gab dieser im Verborgenen, auf mystische Weise zustandegekommene „Untersuchungsausschuß" einen völlig unzulänglichen Bericht. Willy Lehmann hat nämlich noch einen Tag, bevor man hinter seine Unterschlagungen kam, für den Waffenring „chargiert". Es waren also einige Feigenblätter vonnöten. Aus diesem Bericht ging aber immerhin endgültig und unwiderruflich hervor, daß die Unterschlagungen 54 000 Mark betragen, während der gesamte Etat für das abgelaufene Semester nur 43 000 Mark betrug. Auf Anordnung des Ministers löste sich dieses merkwürdige „Parlament" auf und ging ruhmlos auseinander.

Die Inferiorität des Korporationsstudenten ist übrigens bereits gerichtsnotorisch. In dem Prozeß gegen den Studenten Klingenberg in Danzig hat man die Zugehörigkeit zu einer studentischen Korporation als „mildernden Umstand" anerkannt. Es handelte sich um eine Körperver-

letzung mit tödlichem Ausgang, Unterschlagung und Urkundenfälschung! Die Zugehörigkeit zu einer Korporation als mildernder Umstand für Totschlag, Unterschlagung und Urkundenfälschung! O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden!

Heinrich Lang

Südsee

Auch dies haben die Götter mit den Sterblichen gemein, daß sie vom Bildnis Ähnlichkeit verlangen. Den spätgeborenen Betrachter der Heiligenbilder kümmert indessen die Forderung der Dogmatik, des Rituals und der Ikonographie nur wenig; es dünkt ihn einerlei, ob Mariens Mantel gemäß der Überlieferung blau ist, oder ob die Märtyrer richtig ihre Attribute tragen. Wurden die Bildnisse der Götter aus kultischem Apparat zum Kunstwerk, so wirken sie nicht mehr als Fetisch oder als Symbol, vielmehr durch ihre sinnliche Kraft, durch die Rhythmik ihrer Form und durch das Allgemeinmenschliche, das sie zu vergeben haben und auszulösen vermögen. Was als Heiligtum tot oder uns fremd ist, kann als Form aufpeitschen und entzücken. Wir fragen dann nicht, ob der Gott und seine Paladine so ausgesehen haben, wir akzeptieren belustigt oder erschüttert Malerei und Plastik. Es können uns neben dem blitzeschleudernden Zeus und dem himmelreisenden Christus auch die geilen und blutdürstigen, die rasselnden, grinsenden und zungebleckenden Popanze der Südsee in optischen Trubel bringen.

*

Was sie einst waren, diese grotesken Burschen, diese Nußknacker, die Urwaldgespenster und Nachtmahre — wie man sie, von Carl Einstein wirksam aufgestellt, bei Alfred Flechtheim und nächstens in dem neugeordneten Museum für Völkerkunde sehen kann —: was geht das uns an! Mögen die Ahnen durch sie gesprochen, mögen sie den Jungburschen die Mannbarkeit gesegnet, mögen sie Krankheit gebannt und Tod verkündet haben: uns sind sie eine sakrale Harlekinade, eine technische Überraschung, eine Orgie der Phantastik. Die Gelehrten werden diese verblüffenden Schnitzereien beklopfen, diese Schreck- und Scheuchlarven, diese Pendelfrederiche; die Südsee-Philologen haben bereits allerlei festgestellt. Das Rot, mit dem die geduckten Bauchwehpuppen angepinselt sind, sei die Wärme, die Farbe des Südens, das Schwarz die Kälte des Nordens, das Weiß aber bedeute das All. Um solche Insulaner-Mythologie und Menschenfresser-Theologie unbekümmert, sehen wir nur den Blut- und Seelenrausch, aus dem diese Grimassen und Verrenkungen, diese hakennasigen Gnomen und Fratzenknäuel herausgärten, auch wittern wir das Völkische, die kulturelle Einheit, den geballten Gefühlskomplex: die Insel, ihre glühende Natur, ihre dämonschwangere Luft, ihre Rasse, ihre ahnenumstandene Aristokratie. Jeder Mannbare war ein Tänzer, der Rhythmus war sein Adel.

*

Den Toten haben die Frommen von Neu-Guinea, Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg nach einiger Zeit der Grabesruhe den Schädel abgenommen, um ihn kultisch präpariert, mit einer naturalistischen Maske bedeckt, mit Kopfschmuck verziert, zur Verehrung zu stellen. Bei der funkelnden und im höhern Chor fanfarenden Parade der Reliquienschreine vergangenen Jahres in Köln sah man manchen Knochen, manche Calotte, manchen zahnlückigen Unterkiefer in Gold gefaßt und mit Edelsteinen umglitzert: die Menschheit von Polynesien bis Rom ist eine Einheit. Die Sprachforscher, nach Wurzeln grabend, fanden: Taufe — Taube und verweisen darauf, daß die Südsee-Insulaner an den Ahnenfiguren oft als Totem, als transzendentales Ornament, eine Vogelfigur anbringen. Eine Schä-

delpyramide, vom Palmenwein übergossen, ist wesenhaft verwandt den Schädeln auf den Kalvarienbergen. Die Totenmaske Beethovens, die wir verehren, ist die technisierte Form des plastisch behandelten Häuptlingsschädels. Auch in deutscher Sage wird das Herz gegessen, um des Feindes Kraft zu gewinnen, und in dem „zum Fressen gern" steckt zum mindesten ein verdächtiges Erinnern.

Hier enthüllt sich der Urgrund seltsamer Wirkung der Exoten auf europäische Kunst. Es kann kein Zufall sein, daß Gauguin und Picasso, Nolde, Kokoschka, Pechstein und manch Andrer von den Masken der Wilden ergriffen worden sind. Ein fötales Träumen, ein Zurückwollen zur magischen Kindheit.

Robert Breuer

Varianten

Angenommen, es ist von einem Auto die Rede, und zwar in komischem Zusammenhang, und neun verschiedene Lieblinge des Publikums hätten dieses Auto in den Mund zu nehmen.

Marcell Salzer würde es zwölfmal wiederholen, obwohl es vom Autor nur ein einziges Mal vorgeschrieben ist, und würde es (pädagogisch wie Thomas Mann, der bestimmte Figuren durch bestimmte Charakteristika schildert und sie immer und immer wieder mit ihnen verziert) zwölfmal mit der gleichen, lustigen Nuance flöten oder säuseln oder lispeln.

Curt Bois würde das Wort überhaupt nicht als Wort reproduzieren, sondern ausschließlich mimisch, sozusagen per pedes.

Thielscher würde das Auto zu einer Berliner Lokal-Angelegenheit adeln und sich einen Ausdruck zurechtlegen, der sich zu Auto verhält wie „Ehestands-Lokomotiven" zu Kinderwagen.

Paul Morgan würde in einem Roller angerollt kommen, hupend und im Kursbuch blätternd, und würde über die Postkutsche im Allgemeinen und über die gute, alte Zeit im Besondern höchst witzig und höchst gemütvoll plauschen, und sehr durch die Nase.

Bendow würde beleidigt sein und unter keinen Umständen von einem abgekürzten Auto klagend berichten, vielmehr sein ganzes Gekränktsein in den zweiten Teil des Wortes, nämlich „mobil" legen.

Otto Wallburg würde das Auto in angekurbeltem Zustand plastisch vorführen und vermöge Stotterns und Überstürzens die Illusion einer Autofahrt einschließlich Panne naturgetreu darbieten.

Paul Graetz würde mit unendlich mehr Pferdekräften, als sie ein Auto vertrüge, von Mitteltarif, Laubfröschen, Boschhörnern, ratenweiser Abzahlung, Chauffeuren und Kollegen ungemein penetrant und prestissimo schnattern und bis Verkehrsturm einen jiddisch angehauchten Abriß der Kulturgeschichte servieren.

Pallenberg würde mit einem Autoleinchen beginnen und über Limusine, Melusine, Melone, Limonade, Hofopernkakahäuschen und Maybach und Reibach in Eipotsdam landen.

Max Adalbert würde aus dem Auto einen Lastwagen machen und drei Minuten später, wenn der Lastwagen glücklich um die Ecke ist, einen Anhänger folgen lassen, ohne Aufhebens und ganz diskret.

Hans Reimann

Trocken oder feucht?

In jeder Kneipe hängt ein buntes Schild
mit einer grausig-grünen Vogelscheuche.
Apokalyptisch, rasend, feurig, wild:
Die Trockenheit, die abstinente Seuche!!

Da hängt sie drohend an der weißen Wand.
Ein Schreckgespenst. Und nicht nur für Budiker.
Denn schließlich ist der Brauereiverband
im wahren Sinn des Worts ein „Oberkieker".

Er sieht dem Bürger tief in das Gehirn
und durch die Kehle bis in die Gedärme.
Er hat die Mittel, Knoten zu entwirr'n.
Auch Kraft und Stoff, daß er die Seele wärme.

So schützt uns das Dreifarbendrucksymbol,
läßt uns nicht steuerlos zum Abgrund treiben.
Denn unserm Volke muß der Alkohol
und noch Verschiedenes erhalten bleiben.

Karl Schnog

Antworten

Heiratskandidatin. Du fragst mich, wo du dich über die Ehe, in die du zu treten gedenkst, bei Zeiten belernen könnest. Da ist jetzt eine Monatsschrift für Ehe-Wissenschaft, -Recht und -Kultur gegründet worden, und in deren Briefkasten läßt ein Dr. B. sich wie folgt vernehmen: „Meine Braut ist eine junge, sehr hübsche Dame, die ich wirklich aufrichtig liebe. Ihre Gefühle zu mir sind von der gleichen Aufrichtigkeit. Meine Angehörigen haben nun aber über das Vorleben der jungen Dame Auskunft eingeholt und festgestellt, daß sie bereits zweimal verlobt gewesen ist, die Verlobungen allerdings in beiden Fällen auf Veranlassung meiner Braut gelöst worden sind. Mir selbst hat meine Verlobte eingestanden, daß sie mit beiden Herren intim verkehrt habe. Dieses Geständnis berührt mich äußerst unangenehm, da ich den größten Wert auf ein makelloses Vorleben lege. Trotz meiner Liebe habe ich ernstlich erwogen, das Verhältnis zu meiner Braut zu lösen. Wie denken die werten Leserinnen und Leser darüber? Was soll ich tun?" Du zweifelst gewiß nicht, daß dir aus einem Blatt, worin so gefragt wird, auch diejenigen Antworten, Ratschläge und frommen Wünsche entgegenschlagen werden, deren dein Herze samt deinen andern edlen Organen bedarf.

Zeitungsleser. „Abgeordneter Dr. Körner (völkisch): ‚Sie haben immer Ihr angebliches völkisches Empfinden betont. Warum wandten Sie sich dann ausgerechnet an einen jüdischen Rechtsanwalt zu Ihrer Verteidigung?' Grütte-Lehder: ‚Ich lehne diese Frage ab, die gar nicht zur Sache gehört.'" Und die sich grade die Herren der Rechten verkneifen sollten. Ich erinnere mich jedenfalls deutlich, wie ich einmal einen Gesinnungsgenossen des Herrn Dr. Körner von keineswegs angeblichem, sondern unantastbar wahrem völkischen Empfinden zum Prozeßgegner hatte, für mein Teil mit einem waschecht knallblonden arischen Verteidiger im Gerichtssaal erschien und das hohe Vergnügen hatte, meinen Ankläger mit drei gänzlich ungetauften jüdischen Rechtsanwälten bewehrt zu erblicken.

Kampfbund für Volksrecht in Berlin. Du hast dich ins Leben gerufen, um der Justiz neuen Geist und dem Strafvollzug Humanität zuzuführen, um für volkstümliche Gesetze und verständliche Rechtsanwendung zu sorgen. Ich wüßte nicht, was in dem Deutschland der Fälle Wandt, Fechenbach, Hoelz und der unzähligen andern nötiger wäre. Glück auf den Weg, den hoffentlich viele meiner Leser durch Mitgliedsbeiträge leichter machen werden. Du hausest: Lessing-Straße 32. Nomen sit omen!

Rätselrater. Nachdem Einer Einen zum „Nummer-Drei-Mann" gestempelt hat, erklärt er huldvoll: „Bleibt außer einem im Ganzen achtungswerten männlichen Charakter und einer scharfen Intelligenz eine nicht unbedeutende schriftstellerische Fähigkeit bestehen". Wessen? Gotthold Ephraim Lessings. Und welcher Vollbart von Schulmeister verteilt solchermaßen Würden und Plätze? Adolf Bartels. Der mit beneidenswerter Sicherheit behauptet, „der neue Lessing würde, wenn er unter uns lebte, unbedingt Antisemit sein", und der erstaunlicherweise nicht aus der Tatsache, daß er selbst Antisemit ist, den Schluß zieht, daß er auch der neue Lessing ist, wohl aber „vielleicht" „der bescheidene Vorläufer des neuen Lessing". Nun, als Vorläufer braucht man offenbar weder über Intelligenz noch über schriftstellerische Fähigkeit zu verfügen und schon gar nicht über einen „im Ganzen achtungswerten männlichen Charakter", sondern kann ruhig eine Jahrhunderterscheinung wie Heinrich Heine für einen philosemitischen Verlag als höchst respektable Erscheinung und für einen antisemitischen Verlag als Erzlumpen bezeichnen und behandeln.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Junius von Carl v. Ossietzky

Herr v. Loebell hat der Sozialdemokratie ein paar Unzen Pfeffer unters Sitzfleisch gestreut und damit die holde Schläferin endlich in Bewegung gebracht. Dank ihm. Nur hat sich der rührige Greis diesmal verkalkuliert, indem er, beeinflußt durch selige Erinnerungen, die Segenskraft des Namens Hindenburg allzu sehr überschätzte. Ein Jahr Präsidentschaft hält in Deutschland auch der solideste Nimbus nicht durch. So lohnte den Loebell statt propagandistischen Effektes ein ungeheurer Skandal, der selbst das von Herrn v. Guérard geführte Zentrum jäh aufgerüttelt hat. Wir möchten hier dem volkstümlichen Irrtum entgegentreten, Loebells kleines Unternehmen als Intrige zu bezeichnen. Dieses Fremdwort weckt unwillkürlich Vorstellungen von Escorial und Trianon, Hochschulen verfeinerter Ränkekunst. Was jedoch der Häuptling des Bürgerrates gedreht hat, war hausgebackener deutscher Schwindel, frei von Laune und Talent welscher Tücke, entwaffnend in seiner blauäugigen Ahnungslosigkeit. Wir verfügen nicht über den psychologischen Scharfblick gewisser republikanischer Blätter, die profunde Untersuchungen anstellen über Herrn v. Hindenburgs Seelenleben, über die Überwindung, die es ihn gekostet haben soll, den alten Prätorianer-Chef aus dem Wahlkampf ritterlich zu decken. Die Frage scheint uns auch keine der Seelenkunde, sondern eine des Prinzips aller und jeder demokratischen Konstitution zu sein, abgewandelt allerdings auf den Sonderfall Hindenburg. Dieser Präsident ist weder ein Autokrat, wie es Herr Millerand war, noch ein glatter, vielerfahrener Lächler wie Herr Doumergue, noch ein physiognomieloser Amtsträger wie Herr Hainisch in Oesterreich. Er ist überhaupt nicht als Politiker gewählt worden, kaum als Persönlichkeit, sondern einfach als Denkmal einer angeblich ruhmvollen Zeit. Niemals, seit Saul auszog, um die Eselin zu suchen und ein Königreich zu finden, ging jemand so unvorbereitet — aber auch so unprätentiös — in ein Regentenamt. Nur wollten es seine Manager, daß dieser Mann emporgetragen wurde durch einen Wahlkampf, der seinesgleichen nicht hatte an Demogogie und Mißachtung aller Anstandsformen. So wurde der politikfremde Hindenburg Präsident als Garant der Rechten und kann nur Präsident bleiben, so lange die Strömung noch flutet, die ihn hochwarf, mag er schon auf fünf Jahre gewählt sein. Von vornherein war seine Amtszeit dadurch kürzer befristet; auch ohne den Loebell-Skandal neigt sie sich ihrem Ende zu: denn die Massen sind heute radikalisiert, und die aus der nächsten Wahl hervorgehende Regierung wird dem Rechnung tragen müssen. Die dann ans Ruder kommen, werden zwar noch immer keine großen Jakobiner sein, aber sie

werden doch dem Präsidenten tagtäglich zumuten müssen, was er nun einmal nicht schlucken kann. Daß er sich bisher der Verfassung beugte, entspricht seiner an Eingliederung gewohnten militärischen Art, daß er über die Stränge schlägt, wo ihm etwas so gründlich gegen sein Traditionsgefühl geht wie die Fürstenenteignung, das zeugt für seinen Charakter. (Das zeugt leider auch gegen den republikanischen Heiligenschein seines Amtsvorgängers, der bei der Zustimmung zum Ruhrkrieg und zum Marsch nach Sachsen den politischen Charakter aufgab zu Gunsten dessen, was er für Zweckmäßigkeit hielt.) Es ist deshalb auch herzlich müßig, zu klagen, der Streich des Loebell müsse zur Präsidentenkrise führen. Seit Wochen ist kein Geheimnis mehr, daß Herr v. Hindenburg bei einem Siege des Volksentscheids zurücktreten würde. Das verschweigt die republikanische Presse sorgfältig, anstatt zu applaudieren: „Bravo, Herr v. Hindenburg! Sie handeln wie ein Mann von Charakter!" Die Krise, die durch den Volksentscheid nur beschleunigt wird, war von Anfang an da, denn der konservative Monarchist als Präsident der demokratischen Republik ist nun einmal eine blanke Unmöglichkeit. Bis jedoch der Irrtum einer durch Mobilisierung aller Dummen erwirkten Wahl korrigiert werden kann, ist es die Pflicht der Regierung, den Mann, der nicht Politiker sein kann und will, so zu beraten und zu lenken, daß er weder eigenmächtige Handlungen begeht, noch sich kompromittiert, noch in einen Kampf gezerrt wird, dessen Sinn er gar nicht begreift. Der peinlich konstitutionelle Hindenburg von 1925, dem das voreilige Reichsbanner gleich Fackelzüge veranstaltete, das war der unbestreitbare Triumph des Kanzlers Luther. Der unberatene, mit nervösen, ungeübten Händen persönliche Politik machende Hindenburg, das ist die unerhörte Blamage des Republikaners Marx. Nicht dieser Präsident, der Kanzler ist zur Rechenschaft zu ziehen. Die Regierung Marx und Külz hat sich in ihrer Mischung von Hilflosigkeit und Hinterhältigkeit als Michaelis-Regierung von reinstem Wasser gekennzeichnet. Sie erweckt ungehemmte Sehnsucht nach den Zeiten Luthers und Schieles. Niemals können offene Reaktionäre der Republik so schaden, wie Republikaner, die vor der Republik Angst haben.

*

England hat eine gereizte Beschwerde nach Moskau gerichtet wegen der russischen Subsidien für streikende Bergarbeiter. Schon in früheren Jahren waren solche Unterstützungen für Streikende in andern Ländern oft Gegenstand erregter Auseinandersetzungen. Die Sozialdemokraten haben immer darauf verwiesen, daß sie international organisiert und die jenseits der Grenze ihre Genossen seien; deshalb sei es auch nicht berechtigt, von „ausländischen Geldern" zu reden. Diesmal allerdings steckt der russische Staat dahinter; das macht die

Angelegenheit für England heikel und reizt die Empfindlichkeit Die Moskauer verstehen es ja meisterlich, in den nicht grade befreundeten Ländern kleine soziale Gefahrzonen zu unterhalten, die für die Kapitalisten weit unangenehmer sind als die etwas zu allgemeine Drohung mit der Weltrevolution. Übrigens ist die hochmoralische Entrüstung über die russischen Umtriebe etwas komisch. Weiß man denn in London nicht mehr, daß die Miljukow-Revolution von 1917 unter dem besonderen Protektorat des englischen Botschafters Buchanan stattgefunden hat? Damals war der Zar zum Separatfrieden geneigt, und England setzte ihm dafür den roten Hahn aufs Dach. Die Russen revanchieren sich nur.

*

Die neue deutsch-russische Freundschaft hat bei der ersten Probe versagt. Während im Reichstag Alles von Reventlow bis Höllein den Russenvertrag feiert, kündigt Herr Rykoff die Lieferungsverträge, weil er genug hat von der Raffigkeit der deutschen Banken. Die Russen sind bitter enttäuscht. Sie haben bisher, außer mit ihren Parteigenossen, immer nur mit dem amtlichen Deutschland zu tun gehabt: mit Stresemanns Diplomaten und Seeckts Offizieren. Hier sind sie einmal an das andere Deutschland geraten, hier haben sie die harte deutsche Wirklichkeit kennen gelernt, die Freundschaft sofort in Prozente umrechnet. Das strittige halbe Prozent wird den Russen den Weg nach Paris sehr erleichtern ...

*

Die französische Politik zittert in nervöser Unruhe. Diese Nervosität ist berechtigt. Es handelt sich diesmal nicht um irgend eine „Affäre", sondern ums Geld. Die Position der Regierung ist sehr ungünstig: während sie über Sanierungsplänen schwitzt, fällt der Franc weiter, und Finanzminister Péret schlägt sich ehrlich und vergeblich mit den Banken herum. Die Hochfinanz wirkt auf orthodox-kapitalistische, massenfeindliche Lösungen hin; die Linke deklamiert und protestiert, doch ihre Pläne bleiben nebelhaft. Unglücksraben krächzen das Bänkellied vom Ende der Demokratie, und wie ein Vorschuß auf die Diktatur spuken Herrn Taittingers Blauhemden über die Boulevards. Briand jongliert zwischen Kartell und Nationalem Block, halb verlegen, halb berechnend. Einer steht wartend hinter der Tür: Raymond Poincaré. Das ist ein Name von gehässigem Klang, aber die Freunde des Mannes — und nicht nur die Freunde! — wissen Wunder zu erzählen von seiner Arbeitskraft und seinem unbeirrbaren Zielwillen. Selbstverständlich dürfte eine Wiederkunft Poincarés in Deutschland furchtbaren Radau hervorrufen, und auch die sonst vernünftigsten demokratischen Blätter würden wohl der seit dem Sieg des Kartells sichtbarlich fortschreitenden Verständigungspolitik Totenmessen zelebrieren. Besteht wirklich Grund zur

Annahme, Poincaré könnte Das, was in zwei Jahren geschaffen wurde, einfach für nichtig erklären und wieder Außenpolitik in Geist und Sprache von 1923 machen? Die deutsche Presse hat immer den Fehler begangen, ihn entweder zur blutigen Kriegsfurie oder zum komischen Tartarin zu verzerren. Der wirkliche Poincaré ist weder ein gallsüchtiger Ränkeschmied, noch ein nationalistisch erhitzter, philiströser Gernegroß. Auch seine Gegner von der französischen Linken behandeln ihn mit Respekt. Für die war die Gipfelung des Maisieges von 1924 nicht sein Sturz, sondern die Verjagung Millerands aus dem Elysée. Wer ein wenig mit dem verwickelten französischen Parteileben vertraut ist, weiß, daß Poincaré sich nicht auf die Reaktion, sondern auf die Mittelgruppen stützt. (Sein gehässigster Gegner ist André Tardieu, der rechts von ihm steht.) Grade die Presse der Herren Marx und Külz sollte für einen ausgesprochenen Mann der Mitte doch einiges Verständnis aufbringen. Poincaré nimmt unter den Prominenten der französischen Politik eine besondere Stellung ein, die er nicht einer fortreißenden Beredsamkeit oder, wie Briand, einer Diplomatie voll verschlagener Konzilianz verdankt. Seine Stärke liegt vielmehr in einer gewissen strukturalen Festigkeit, eine geschätzte Seltenheit neben rhetorischen Temperamenten und zappeligen Nervenmenschen. Als Valutaretter könnte er nützlich wirken; man darf ihm auch die Unerschrockenheit zutrauen, seinen dicken Kopf den Herrschaftsgelüsten der Banken entgegenzusetzen. Wahrscheinlich würde er zunächst danach trachten, die finanzielle Aufgabe von den Schlinggewächsen des Parteigeistes zu befreien und auf einen rein wirtschaftlichen Generalnenner zu bringen, was keinem seiner Vorgänger bisher gelungen ist. Bleibt nur die besorgte Frage nach seiner Außenpolitik. Wird er die Ergebnisse von Locarno lieblos auf ein totes Gleis schieben oder gar zerschlagen? Wir glauben, daß mindestens die Hälfte des Problems nicht mehr bei ihm, sondern in der Wilhelmstraße liegt.

*

Die Gerüchte wollen nicht verstummen, die Regierung beabsichtige als Nachfolger des verstorbenen Dr. Pfeiffer den früheren bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Lerchenfeld zum Gesandten in Wien zu ernennen. Herr Graf Lerchenfeld ist grade für dieses Amt denkbar ungeeignet. Die oesterreichischen Sozialisten und Demokraten sehen in ihm den Verbindungsmann zwischen der bayrischen Reaktion und den Wiener Christlich-Sozialen, zwischen Münchener Legitimisten und Partikularisten und Wiener Anschlußgegnern. In Berlin zaudert man. Da aber die Forderung von der Bayrischen Volkspartei ausgeht, also das Kabinett Held dahintersteht, also bayrische Belange auf dem Spiele stehen, so wird Berlin, daran ist kein Zweifel, kapitulieren. Abgesehen von den aktuellen

politischen Bedenken, sind auch die Erinnerungen an Lerchenfelds Ministerpräsidentschaft nicht grade glänzend. Aber wenn ein deutscher Politiker gründlich abgewirtschaftet hat, schickt man ihn eben zur Repräsentation ins Ausland. Das erweckt dann einen Eindruck von deutscher Politik, der im Allgemeinen... durchaus nicht ganz unrichtig ist.

*

Am 15. Juni 1888 wurde Wilhelm II. deutscher Kaiser. Am 20. Juni 1926 wird das deutsche Volk wenigstens einen geringen Teil der 1918 versäumten Abrechnung nachzuholen haben. Da erscheint grade jetzt eine einst berühmte, dann fast legendär gewordene Schrift von 1894 in neuer Auflage: Ludwig Quiddes „Caligula". Da hat Einer den faulen Zauber der wilhelminischen Glorie schon nach dem ersten Jahrfünft durchschaut. Es liest sich amüsant und auch ein wenig erschütternd, daß ein Mann, der im kaiserlichen Deutschland die Wahrheit künden wollte, ins Schalkskleid steigen mußte, ebenso wie die weisen Narren, die Shakespeares Despoten Unannehmlichkeiten sagen. Wie scharmant aber ist Quiddes Vermummung! Wie lustig, daß es eigentlich gar keine Vermummung ist, sondern der Autor nur von seinem Historikerberuf Gebrauch macht und mit allem professionellen Drum und Dran, wie Fußnoten und Quellennachweisen, über einen vermoderten Cäsaren eine hochgelahrte Abhandlung schreibt, die ein Stück Gegenwart unfreundlich spiegelt. Schlimm für Wilhelm, daß in Caligulas Porträt Alle mühelos sein erhabenes Herrscherantlitz erkannten. Schlimm aber auch für das deutsche Volk, das für einen Scherz nahm, was bittere Wahrheit war, Warnung und Prophetie. Ludwig Quidde hat in einem tapfern, arbeitsvollen Leben bestätigt, daß es ihm um mehr zu tun war als um eine kecke Herausforderung. Lange zweifelte er, ob das Werkchen Ausgrabung verdiene. Heute, wo es wieder da liegt, weiß man, daß seine Aktualität nicht allein von Wilhelms Verrücktheiten lebt. Es gehört in die erste Reihe politischer Streitliteratur: in die Nachbarschaft jener klassischen englischen Junius-Briefe, die ein tyrannisches und korruptes System in unvergänglichen Linien festgehalten haben. Nicht das war Quiddes echte politische Psychologenleistung, daß er allerhand mögliche Gefahren angesagt, sondern daß er einen seelischen Zustand entlarvt hat:

> „Der spezifische Cäsarenwahnsinn ist das Produkt von Zuständen, die nur gedeihen können bei der moralischen Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch der höher stehenden Klassen, aus denen sich die nähere Umgebung der Herrscher zusammensetzt."

Mit dieser moralischen Degeneration haben wir noch heute zu tun. Ihr, nicht den Tresors der Fürsten, gilt die Junischlacht von 1926. Caligula ist entwichen. Seine Prätorianer, Favoriten und Affen sind geblieben.

Justiz im Kaiserreich von Hellmut v. Gerlach

In Mecklenburg gibt es seit Jahrzehnten eine ganz kleine Partei, die sich „Rechtspartei" nennt und etwa die Grundsätze der Hannoverschen Welfen vertritt. Die Partei, die großenteils aus Adligen besteht, muß, da sie streng legitimistisch und kirchlich orthodox ist, als die äußerste Rechte bezeichnet werden. In der Praxis geht sie oft mit der Linken, weil sie alle Politik unter dem Gesichtspunkt des Rechtes ansieht.

Eigentlich ist sie in erster Linie ein Protest gegen die Vorgänge von 1866. Sie erblickt in Bismarcks damaliger Politik, die in der Provokation des Bruderkrieges, in der Annexion deutscher Staaten durch Preußen und in der Schaffung eines Kleindeutschland unter großpreußischer Führung gipfelte, einen Verstoß gegen göttliches und menschliches Recht, eine unsühnbare Sünde.

Sie ist stark anti-preußisch. Und da Preußen nur durch seinen Militarismus seinen — wie sie meint, unheilvollen — Stempel auf Deutschland drücken konnte, hat sie viel Verständnis für pazifistische Gedankengänge. Einer ihrer Anhänger, ein Herr v. Plessen, war es, der im Kriege die wundervolle Schrift ‚Um des teuren deutschen Blutes willen' für den Bund Neues Vaterland schrieb. Er protestierte darin gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens, worin er ein Seitenstück zu Bismarcks Rechtsbrüchen erblickte.

Die kleine Partei gibt in Lübtheen ein kleines Monatsblättchen heraus, das sich ‚Der Mecklenburger' nennt. Dies Blättchen stellt, ganz wie die Partei selbst, eine merkwürdige Mischung von mittelalterlichem mecklenburgischen Feudalismus und modernstem „Kampf ums Recht" dar.

Vor einiger Zeit ist in Hildesheim eine Welfin, die verwitwete Frau Rittmeister Thekla v. Petersdorf, gestorben. Ihr Mann war der königlich-hannoversche Rittmeister a. D. Otto v. Petersdorf gewesen, der sich mit den Ereignissen von 1866 nicht abfinden konnte und deshalb ein Asyl an dem Hof des auch nicht über die Annexionen begeisterten Großherzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz suchte. Von Alter und Kummer gebeugt, lebte er dort von dem Ehrensold, den ihm der Großherzog ausgesetzt hatte.

Über die letzten Lebensschicksale dieses Herrn v. Petersdorf berichtet der ‚Mecklenburger':

> Am 18. Juni 1870 — also vor der Kriegserklärung, mithin im tiefsten Frieden — an einem Tage, an welchem sich der Großherzog außer Landes befand, erteilte der preußische Ministerpräsident Graf v. Bismarck-Schönhausen den Befehl, Petersdorf in Neustrelitz zu verhaften und auf preußisches Gebiet zu verschleppen. In der Nacht zum 19. Juni umstellten dazu kommandierte Grenadiere des Strelitzer Bataillons das Haus, in welchem der alte Herr wohnte. Mochte man nun an der Zuverlässigkeit der Strelitzer Grenadiere zweifeln, mochte man Bedenken haben gegen die Verwendung mecklenburgischer Truppen zu einem derartig gesetzwidrigen Verfahren, jedenfalls wurde noch in der Nacht ein Kommando preußischer

> Kürassiere aus Pasewalk herbeigeholt, welche in das Haus eindrangen und den nichtsahnenden Siebzigjährigen aus seinem Krankenbett rissen und ihn sogleich per Schub über die Grenze und weiterhin nach der Festung Stettin schleppten.
>
> Die Behandlung, welche er hierbei erfuhr, spottet jeder Beschreibung. Er wurde auf das roheste mißhandelt, mit Stöcken und Fäusten geschlagen, angespieen und gemein beschimpft. Der seit langer Zeit an einer unheilbaren Augenkrankheit Leidende erblindete hierdurch auf beiden Augen. Die Unterbringung in einer feuchten Kasematte ohne ausreichende Beköstigung und Pflege untergrub seine Gesundheit völlig.
>
> Alle Proteste gegen diese im Frieden und unter Bruch der großherzoglichen Landeshoheit erfolgten militärischen Aktion waren vergeblich. Als Frau v. Petersdorf sich nach Berlin begab, um beim Grafen Bismarck zugleich im Namen des Großherzogpaares eine Milderung des Schicksals des Gefangenen zu erbitten, wurde sie schroff abgewiesen. Graf Bismarck entließ sie mit den Worten: „Sagen Sie dem Großherzog und der Großherzogin, ich werde Höchstdieselben auch noch verhaften lassen, wenn sie welfische Gesinnung zeigen.'
>
> Irgendeine Untersuchung ist gegen Petersdorf niemals eingeleitet worden. Am 20. April 1871 bat Petersdorf dringend um Untersuchung und gerichtliche Aburteilung. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Drei weitere Gesuche um Untersuchung an den Bundeskanzler und ein am 3. März 1872 an den Kaiser direkt gerichtetes Gesuch blieben ohne jede Antwort. Ein letztes Gesuch am 29. April 1872 an den Reichstag blieb unerledigt. Petersdorf ist dann gestorben, ohne irgendeine Untersuchung erreicht zu haben.

Dieses bisher unbekannte Kapitel aus Bismarcks Politik scheint mir wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Namentlich deshalb, weil es Republikaner gibt, die manchmal über die Sünden der Gegenwart die doch noch erheblich schlimmern Sünden der Vergangenheit zu vergessen geneigt sind. Wir Republikaner werden gewiß heute oft von unsrer Justiz mit Ruten gezüchtigt. Aber wer unter Bismarck anders wollte als der Allmächtige, für den hatte die damalige Justiz Skorpione zur Verfügung.

Sommerwolken von Ernst Huth

Nicht, als ob direkt Gewitter drohten —
nein, der Himmel lacht im Augenblick.
Völker wechseln Händedruck statt Noten
in der warmen Luft, die etwas dick.

Tönt vom Rif das friedliche Geläute,
ist Aegypten mäßig autonom.
Knurrend streifen um die Siegesbeute
treue Wächter aus Paris und Rom.

Zwar die Völker ringen, wie die Völkchen,
zäh in Genf um Heer und Drahtverhau,
doch die Voß hält das für Lämmerwölkchen:
und die lösen sich im Morgentau.

Allerdings, eins läßt sich nicht verhehlen:
Königshimmel scheinen nicht besonnt.
Und ein Ja aus Millionen Kehlen
droht wie ferner Schrei am Horizont.

Die Freie Stadt Danzig von Erwin Lichtenstein

Die Freie Stadt Danzig ist ein recht merkwürdiges Gebilde. Noch weit merkwürdiger aber sind die Ansichten, die in Deutschland über sie existieren. Von der Auffassung, daß Danzig nach wie vor zum Deutschen Reich gehöre, bis zu dem Schreckensruf: „Müssen die Kinder in den Danziger Schulen polnisch lernen?" kann man allen Variationen in den Anschauungen über dies künstlich zur Welt gebrachte Kind der europäischen Staatenfamilie begegnen. Das wäre ja nicht weiter schlimm, wenn sichs um irgendeine obskure Stelle des Erdballs handelte. Aber Danzig liegt immerhin im deutschen Sprachgebiet und spielt in den osteuropäischen Problemen keine ganz unwichtige Rolle.

*

Eine Reise von Berlin nach Danzig gehört bestimmt zu den kompliziertern Auslandsreisen, schwieriger als eine Fahrt nach Paris, die man, bewaffnet mit französischem und belgischem Visum, immerhin im durchgehenden Zuge, nur wenig von Zollförmlichkeiten belästigt, zurücklegen kann. Nach Danzig führen viele Wege; aber vor jeden haben die Götter den Schweiß gesetzt. Wählt man, im Vollbesitz des polnischen Visums, den Weg über Stettin—Stolp, so verläßt man Berlin am frühen Morgen und erreicht Danzig grade noch bei Eintritt der Dunkelheit. Der Seeweg über Swinemünde erspart einem wohl das Visum, fügt aber der Reisedauer acht Stunden hinzu. Und der Luftweg ist zwar kurz, aber teuer. So wählen die Meisten die Nachtfahrt, und das heißt: entweder müssen sie in Dirschau, heute Tcew geheißen, den Rigaer Zug verlassen und ein paar nächtliche Stunden vor der Weiterreise nach Danzig auf dem schlafenden Bahnhof verbringen, oder sie fahren über Marienburg, entsteigen dort dem Königsberger Zug und vertrauen sich dem Autobus oder dem Personenzug nach Danzig an. Jetzt aber beginnt das Unheil. Auf der Strecke Marienburg—Danzig, Friedensentfernung 1 Stunde, haben sie 6, sage und schreibe: sechs Paß- oder Gepäckkontrollen und zwar in folgender Reihenfolge: 1. deutsche Kontrolle beim Verlassen des deutschen Staatsgebiets, 2. Danziger Kontrolle beim Eintreffen auf Danziger Gebiet, 3. Danziger Kontrolle beim Verlassen dieses Danziger Gebiets und Übergang auf den in Danziger Gebiet hineinragenden Zipfel Dirschau (Tcew), 4. polnische Kontrolle beim Eintreffen auf polnischem Gebiet, 5. polnische Kontrolle beim Verlassen des polnischen Gebiets, 6. Danziger Kontrolle beim (endgültigen) Einzug in das Gebiet der Freien Stadt Danzig!

Man wird zugeben, daß eine Reise nach Danzig einer gewissen Romantik nicht entbehrt. Der Danziger Senatspräsident hat diese Verkehrsverhältnisse neulich „mittelalterlich" genannt. Sie sind nicht allein auf das Konto Polens zu buchen, sondern entstammen der heute herrschenden Atmosphäre von Paß- und Zollunfug. Aber diese Reiseschikanen sind zweifellos ein Haupthindernis der deutsch-polnischen Verständigung.

*

Denn bei der Ankunft in Danzig erfährt der Reisende, daß er mit einer polnischen Eisenbahn gefahren ist. In der Tat: die gesamte Eisenbahn im Gebiet der Freien Stadt Danzig untersteht Polen, und hier beginnt bereits ein kennzeichnender Konflikt. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, ist Danzig froh, daß die Eisenbahn aus seinem Etat heraus ist, da eine eigne Danziger Verwaltung ein so kleines Verkehrsnetz unmöglich rentabel gestalten könnte. Und vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ist man auch ganz einverstanden damit, daß die polnische Eisenbahndirektion in Danzig ihren Sitz behält, obgleich sie auch die polnischen Strecken in Pommerellen mitdirigiert. Der Ruf der Deutschnationalen, die Polen sollten ihre Eisenbahn von einer polnischen Stadt aus leiten und Danzig nicht mit ihren Beamten behelligen, findet in Danziger Kaufmannskreisen keinen Widerhall, da Handel und Verkehr am Verbleiben der Eisenbahndirektion in Danzig interessiert sind.

Dieser Konflikt zwischen Wirtschaft und Nationalismus ist typisch; er läßt sich durch die Danzig-polnischen Beziehungen wie ein roter Faden verfolgen. Er stellt schließlich das Grundproblem der Danziger Politik dar, mit dem die beiden bisherigen Danziger Regierungen, der alte Rechtssenat und der neue Halblinkssenat, sich auf verschiedene Weise auseinandergesetzt haben.

*

Die Danziger Regierung ist ein halbparlamentarisches Gebilde, der Magistratsverfassung nachgebildet. Acht Senatoren im Hauptamt werden auf vier Jahre vom Volkstag gewählt, vierzehn Senatoren im Nebenamt stellen die eigentliche politische Regierung dar und sind dem Volkstag verantwortlich. In der Praxis sieht das so aus, daß bei der ersten Senatswahl eine Rechtsmehrheit sowohl die beamteten wie die parlamentarischen Senatoren gestellt hat. Die parlamentarischen Senatoren haben Herbst 1925 einer — sagen wir: Weimarer Koalition Platz machen müssen, während die Senatoren im Hauptamt, das Herz bei dem gestürzten Rechtsblock, geblieben und zwar recht kräftig geblieben sind. So kommt es, daß die Kundgebungen des hauptamtlichen Senatspräsidenten, des „unpolitischen" Herrn Sahm, zwar nicht im (redigierten) Inhalt, wohl aber in der Tonart sich bisweilen recht erheblich von den Reden des parlamentarischen Senatsvizepräsidenten, des Sozialdemokraten Gehl, unterscheiden.

Wobei sogleich hinzugefügt werden muß, daß in einer Beziehung Deutschnationale und Sozialisten durchaus einig sind: in der Frage der Deutscherhaltung Danzigs. Das ist im Grunde gar kein Problem. Unter den 120 Volkstagsabgeordneten befinden sich 5 Polen — kein Mensch, auch kein vernünftiger Pole, bestreitet, daß die Bewohner Danzigs nach Sprache und Kultur Deutsche sind.

*

Eine andre Frage aber ist, wie Danzigs Kultur deutsch zu erhalten ist, und hier scheiden sich die Wege rechts und links. Die Deutschnationalen haben zur Zeit ihrer Regierung so argumentiert: Je mehr Beamte aus Deutschland, national „zuver-

lässige" Beamte wir in Danzig anstellen, umso besser für das Deutschtum. Die Folge dieser Politik war, daß Danzig nicht nur einen rein deutschnationalen, sondern — was schlimmer ist — einen unmäßig aufgeblähten Beamtenapparat bekam, dessen Erhaltung, zumal bei hoher Besoldung, die kleine Danziger Wirtschaft unerträglich belastet. Heute erliegt die Wirtschaft dieser Steuerlast, und die Beamten pochen auf ihre wohlerworbenen Rechte.

Hier hat die Linksopposition den Hebel angesetzt und nachgewiesen, daß Danzigs ganze deutsche Kultur zum Teufel geht, wenn die Wirtschaft zusammenbricht, dagegen erhalten werden kann, wenn der Beamtenapparat der Tragfähigkeit der Danziger Wirtschaft angepaßt wird. Gesagt — aber schwer getan. Die Koalition aus Zentrum, Liberalen und Sozialdemokraten, die den Versuch unternahm, das lecke Staatsschiff in den Hafen zu bringen, sieht sich einer wahren Sisyphusarbeit gegenüber. Denn dieser ganze Danziger Staatsapparat ist so kostspielig und großmächtig aufgezogen, daß er von Grund auf neugebaut werden müßte, und daß mit kleinen Reformen wenig geholfen ist. Es wird gestrichen, es werden Neubesetzungen und Beförderungen vermieden, es wird auch diese und jene Steuer abgebaut: aber selbst wo der Widerstand der reaktionären Beamtenschaft überwunden wird, ist dies Alles wie ein Tropfen auf den heißen Stein der Wirtschaftskatastrophe.

Die polnische und die deutsche Wirtschaftskrise wirken in gleicher Weise auf dies kleine Freistaatgebiet ein, und die deutschnationale Beamtenpolitik hat die Krisenerscheinungen verschärft, anstatt sie nach Möglichkeit zu mildern. Danzig ist heute wirtschaftlich mit seinem polnischen Hinterland auf Gedeih und Verderb verbunden; es hat im Wesentlichen polnisches Getreide, seit dem polnischen Weizenausfuhrverbot polnische Kohle exportiert. Der Hafen untersteht internationaler Verwaltung, bestehend aus einer Danziger und einer polnischen Kommission mit einem Schweizer als Präsidenten. Die frühere Kaiserliche Werft ist von einem englisch-französischen Konsortium übernommen. So ist es eine wirtschaftliche Lebensnotwendigkeit für jede Danziger Regierung, Polen gegenüber gewissermaßen „Erfüllungspolitik" zu treiben. Danzigs heutige Regierung gibt das zu und tut es freiwillig; die frühere wollte es nicht zugeben und tat es unter dauernden Konflikten mit Warschau. Seit Grabski durch Skrzynski abgelöst worden war, hatte Polen den gleichen Verständigungswillen wie Danzig.

*

Aber von Skrzynski ist ein schwerer Fehler seiner Vorgänger nicht korrigiert worden, und auf diese Wunde muß grade von pazifistischer Seite immer wieder hingewiesen werden: das Munitionslager am Eingang zum Danziger Hafen. Nicht die Explosionsgefahr, nicht die Wache von 88 Mann sind entscheidend, sondern die Tatsache, daß ein Handelshafen zu Kriegszwecken mißbraucht und durch die Vernichtung eines Seebades Haßgefühle des einfachen Mannes erweckt wurden. Man entferne diesen Stachel, und man wird die Danzig-polnische Situation um vieles erleichtern.

Junkers von Larissa Reißner

Dieser Aufsatz ist nach einer Reise entstanden, die Larissa Reißner während des Sommers 1925 durch Deutschland gemacht hat. Er hat sich im Nachlaß der wundervollen Frau gefunden, die Jakob Altmaier hier am 13. April 1926 charakterisiert hat, und ist für die ‚Weltbühne' aus dem Russischen übersetzt worden.

Wie jeder echte Gelehrte mußte Professor Junkers sich von der Hochschule losreißen und sie für immer verlassen, um sich der Wissenschaft zu widmen. Er tat dies im Jahre 1909 mit seinem Assistenten Mader, dessen starrer und etwas schiefer Blick damals genau so leidenschaftlich auf die Motoren mit innerer Verbrennung gerichtet war wie heute nach fast zwanzig Jahren.

Aber nicht wegen der Luftfahrt verließen die beiden Gelehrten die Hochschule von Aachen. Die Flugmaschine interessierte sie nicht mehr als irgendeine andre. Sondern die Hochschule verlangte, daß sie vor unreifen Knaben über irgendwelche Fächer vortrügen, und deshalb ließen sie das Lehrhandwerk und gingen mit ihren Erfahrungen in die Einsamkeit.

Wenn jemals die Luftfahrt eine Kunst war und kein Gewerbe, so wars in jenen Jahren. Damals beschäftigten sich Schwärmer, Sportsleute und wahre Märtyrer mit ihr. Sie bastelten irgendwelche lächerlichen Sachen aus Segeltuch mit zerbrechlichen Brettchen und Drähten zusammen und flogen auf diesem Papierdrachen oder fielen herunter, wie es sich traf, genial und analphabetisch vom Standpunkt des sorgfältig kalkulierenden Jahres, das wir heute zählen. Keine Luftkonkurrenz endigte ohne Malheur. Zwei bis drei Mal am Tage kletterten die Zuschauer über die Barriere und stürzten zu der Stelle, wo mitten auf dem Feld ein Häufchen Trümmer rauchte. In wenigen Tagen kamen so viele Flieger erster Ordnung um wie heute in einem vollen Jahr. Auf papiernen, mit Blut zusammengeklebten Flügeln schlug sich die Menschheit eine Bresche in die Luft.

Professor Junkers hatte mit dieser edlen Tollheit allerdings nichts gemein. Nach langjähriger Arbeit in seinem Studierzimmer besetzte er eine der Höhenstellungen der Technik, und diese Eroberung gab ihm rein mechanisch eines der interessantesten unerforschten Gebiete in die Hand. Als er seine Gefangenen musterte, stand völlig unerwartet unter ihnen die launenhafte, bisher unzugängliche Luftfahrt. Da beschloß Junkers, ihr eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung zu geben.

Einer der Grundgedanken des Gelehrten, der eine Revolution in der Luftfahrt hervorrief, war höchst einfach. Denn welcher Vogel, Schmetterling oder Fisch, welches der Tiere, nach deren Ebenbild Aeroplane gebaut werden, treibt sich ohne Haut mit nackten Knochen und Nerven herum? Wo ward gesehen, daß ein lebendes Wesen seine Eingeweide außen trägt? Aber das vorsintflutliche Flugzeug hatte das getan. Sein Herz lag ungeschützt oben, der Wind pfiff darüber weg, trug in seine Falten Staub hinein, beschmutzte es mit Regenwasser und sandte ihm dörrende Sonne. Alle diese Häutchen, Seilchen,

Bretterchen, die so leicht schienen, verzehnfachten die Oberfläche und den Widerstand, auf den sie traf. Junkers beschloß, die Nacktheit des Flugzeugs zu kleiden. Er machte eine Brust um sein Maschinenherz, einen Bauch um seine Eingeweide. Die riesigen Zigarren des Grafen Zeppelin beherrschten noch die öffentliche Meinung und den kaiserlichen Hof. Wilhelm, dem ihre riesigen Ausmaße großartig gefielen, und dem der kriegerische Ausdruck ihres Zubehörs behagte, ließ sie zu Dutzenden herstellen, als Professor Junkers grade das Patent auf den ersten Apparat nahm, der ganz aus Metall gemacht war. Der Pilot, der Benzinbehälter — Alles befand sich im Innern des langen, silberglänzenden Aluminiumkörpers. Der Krieg gab dem Professor Mittel und Weltberühmtheit. Zufrieden mit der Möglichkeit, endlich arbeiten zu können, unbekümmert um Pfennigfuchserei, schleuderte der humane Mann, einem Priester ähnlicher als einem Gelehrten, einen neuen Typ nach dem andern, ein Geschwader nach dem andern an die Front. Seine Luftzerstörer waren, mit den Panzerschiffen, die Lieblinge des Admirals Tirpitz. Im Gedächtnis von Millionen noch lebender Menschen wie von Millionen, die jetzt in Massengräbern liegen, ließ das Schwirren seiner silbernen Libellen eine Narbe unauslöschlichen Schreckens zurück.

Nach dem Frieden von Versailles kamen die Kommissare der Entente in das ruhige Städtchen Dessau und zertrümmerten mit ihren Hämmern Alles, was Kriegszwecke haben konnte. Die Pläne der unerbauten Luftzerstörer wanderten nach Paris. Das Werk stand still. Auf dem Höhepunkt der Inflationszeit scharten sich die großen Haifische, Stinnes und die A.E.G., um die Junkers-Werke. Es war die Zeit, wo man Herr einer beliebigen Fabrik werden konnte, wenn man im rechten Moment seine Visitenkarte mit einem größern Dollarscheck hinschickte.

Der Professor hatte schon genug Ärger mit den Beamten des Kriegsministeriums gehabt, um sich Illusionen über das Schicksal zu machen, das ihn aus der Tasche eines Privatunternehmers erwartete. Der Händler ist der Feind von Neueinführungen, zu denen ihn die Konkurrenz nicht zwingt. Er muß eine Idee, die sich den Markt bereits erobert hat, bis zum Äußersten auspressen. Aber er dachte nicht daran, Experimente zu bezahlen, die schon das ganze Vermögen des Professors und die Zuschüsse der Regierung verschlungen hatten.

In diesem schweren Augenblick schickte der liebe Gott dem Professor zwei Schutzengel, um ihn vor dem offenen Rachen der Haifische zu retten: den Badeofen und den Sachsenberg. Jeder Don Quixote hat seinen Sancho Pansa. Um die Gedanken des Professors umherschweifen zu lassen, um ihnen Dummheiten und Fehler zu gestatten, mußte ihnen die friedliche und treue Eselin der praktischen Vernunft folgen.

An der Peripherie der Fabrik hatte sich die Werkstätte der vervollkommneten Aluminiumöfen eingenistet. In den Tagen der Revolution, als die Soldaten ihren Leutnants die Epauletten abschnitten, kam der Ofen fertig heraus, und nur seine breiten Schultern und die Fäuste der Arbeiter trugen die zerbrechliche Luftlibelle aus dem Elend der Zeit davon. Bis zum

heutigen Tag hat der friedliche Ofen alle teuern Extratouren des Professors ins Reich des Unbekannten bezahlt.

Nach dem Kriege machte die deutsche Schwerindustrie eine große Krisis durch: die Umstellung auf Friedenswirtschaft. Krupp erzeugte statt Kanonen Hackepeter und künstliche Zähne. Stumm, der König der Panzerplatten, beschäftigte sich mit Kinderspielzeug. Den Junkers-Werken fiel die Umstellung leichter. Versailles zwang sie nur in eine andre Richtung ihrer Entwicklung. Der kleine Raubvogel, der am Horizont des Krieges kaum merkbar dahinzog, tauchte näher zur Erde, und sein ganzer Körper wurde mählich neu geboren: es wuchs der Kopf, es verlängerte sich der Rumpf, die Flügel spreiteten sich zu einem riesigen Metallkreuz. Vom Hunger bezähmt ließ der Kriegsadler sich dienstbereit vor dem Postamt nieder.

Blieb er allein? Die Wellen der Revolution gingen hoch, und den blondhaarigen Jungens mit den rassigen scharfen Gesichtern wurde das Leben schwerer und schwerer. Sie gingen in die Fremdenlegionen, sie vermieteten sich als Soldaten an die Zwergstaaten am Baltischen Meer. Sie krampften ihre Herzen zusammen, versenkten ihren Stolz als Offiziere der ehemaligen Kaiserlichen Flotte und verrichteten für Lettland und Esthland die schmutzige Arbeit der Jagd auf Bolschewisten. Aber die Regierungen der Kleinkrämer und Advokaten beabsichtigten keineswegs, diese auserwählte Garde des deutschen Imperialismus dauernd bei sich zu beherbergen. Gar gut gedachten die lettischen Muschiks der Agrarunruhen des Jahres 1905, wo die baltischen Barone die Bauern hatten hängen lassen, dieselben Herren, die die Schlüssel der Stadt Riga übergeben hatten und Wilhelm mit Herzogshüten nachgelaufen waren. Man nützte die deutschen Landsknechte aus und verabschiedete sie dann mit einem Fußtritt. Tausende deutscher Bauern, denen man Land und Heimstätte versprochen hatte, wenn sie nur noch ein wenig mit den Bolschewisten kämpften, zahlten mit ihrem Leben für das Abenteuer des „Baltikums".

Im Jahre 1919 kehrte eine dieser Freischaren nach Deutschland zurück, fast den ganzen Weg zu Fuß. Die narbigen Kriegswölfe wollten sich als Landarbeiter verdingen, um nur nicht der verfluchten Republik dienen zu müssen, die sie damals noch für revolutionär hielten. Sie pflanzten Kartoffeln, fuhren Dünger, und wenn sie das Haupt vom Pfluge oder von der Schaufel emporrichteten, geleitete ihr sehnsüchtiger Blick wohl die Junkers-Maschine, die über ihnen die Lüfte zerteilte. Der Begründer des Wirtschaftsbundes der Offiziere, Sachsenberg, ein Organisator von seltenen Fähigkeiten, wandte sich nach Dessau, bot dem Professor seine Dienste an und arbeitete einen Plan für internationale Luftverbindungen aus. Keinem erwünscht und nötig, gehaßt von Proletariat wie von Großfinanz, wanderte ein Häuflein des alten kaiserlichen Offiziercorps nach dem Himmel aus. Die russischen Emigranten in Paris galten als die besten Friseure, Kellner und besonders Chauffeure. Diese da wurden bald die besten Kutscher an den Horizonten Europas und Asiens — und sie fuhren ebenso sicher wie ihre Kollegen über die Pariser Boulevards.

Die kommerzielle Seite des Unternehmens verlangt, daß der gute Bürger sich ins Flugzeug ebenso seelenruhig setzt wie in den Fahrstuhl oder ins Auto. Die Luftfahrt mußte also aller ihrer romantischen Federn entkleidet werden, um den frommen Bürger nicht einzuschüchtern. Der moderne Aeroplan muß deshalb in seinem Innern von einer gemeinen Allerwelts-Urbanität sein. Seine Klubsessel müssen aus dem Zimmer des Bankdirektors stammen, seine Spiegel müssen einem bessern Restaurant entnommen sein, das ganze Abteil muß den gewohnten Luxus der großen D-Zug-Wagen ersetzen. Die Toilette mit dem weißen Brettchen an der Tür kommt so wohltuend bekannt vor, und die Papiersäckchen für Seekranke baumeln dienstfertig an ihren Haken. So selten sind Unglücksfälle, so sicher ruht der Arm des Piloten auf dem Höhensteuer, daß die Passagiere ihm nicht einmal mehr vor dem Einsteigen die Hand geben. Noch ein Schritt, und er steht auf derselben Stufe wie der Lakai und der Chauffeur. Der Bourgeois wird endgültig von der Furcht zu fliegen befreit sein, wenn er den Piloten in Livree sieht.

Es liegt eine besondere Ironie darin, daß diese Entzauberung der Luftfahrt die letzten Romantiker des alten Regimes besorgt haben. Mit unbeweglichem Antlitz lassen sie ihre Maschine besteigen und wischen nachher von den silbernen Flügeln die Spuren der Seekrankheit ihrer Passagiere ab. Es gibt Piloten, die im Kriege mehr als einmal ihre Beine verloren haben, erst die eignen, dann die hölzernen. Man trägt sie jetzt auf ihre Maschine. Aber...

Das Land gehört der Republik. Es ist vollständig aufgeteilt, zerschnitten auf Jahrzehnte hinaus. Die Läuse, die Versailles in den Pelz gesetzt hat, wird man nicht so bald aufs Bajonett spießen können. Aber der Himmel, der riesige blaue Kontinent ist nicht ganz entdeckt und nicht ganz erobert. Hier gibt es noch unberührte Tiefen, unbeschrittene Wege. Wie reich beladene Karawanen, fett vom Raube, ziehen die Wolken darüber hin. Aber Haben ist noch nicht Halten. Die Herrschaft in der Luft ist ein Spiel wechselnder Kräfte. Selbst der kühnste Flug läßt nicht den Wellenschaum hinter sich, den der Dampfer über den Ozean breitet. Die Entente-Mächte werfen Flotte auf Flotte in die Lüfte, aber ihre Schiffe versinken im unendlichen Raum, verlieren sich in den Millionen Kilometern, die es zu durchziehen gilt. Der nächtliche Himmel ist der Hintergrund künftiger Kriege. Um Dynamit-Bomben über die schneeigen Flächen Rußlands zu streuen, um China zu bändigen, müssen die Luftkräfte des Gegners wie die Sterne dicht gesät sein.

Die Junkers-Maschine, die fremde Luft durchfurcht, führt die Expansion des deutschen Kaiserreichs weiter, das zertrümmert ist. Afrika ist verloren, Kiautschou genommen, die Bagdad-Bahn den Deutschen entrissen. Aber ist nicht der Himmel Chinas allen Winden offen? Die Flagge der Festung des stillen Ozeans wird man in den Wolken wieder auftauchen sehen. Hoch in den Lüften werden sich die feindlichen Linien bekämpfen. Der Kampf um diese Kolonien ist erst eben entbrannt.

*

Es geht über Italien, Skandinavien, die Schweiz. Sachsenberg hat den Balkan; und hat Vorderasien in Angriff genommen. Manchmal summt das kleine Dessau wie ein erregter Bienenschwarm. Die Fliegerschar, die sich aus allen Richtungen getroffen hat, sitzt düster hinter dem Tisch im Wirtshaus, streng geordnet nach militärischem Rang. Der Eine kommt aus Persien, der Andre aus der Wüste Gobi, am Dritten haftet noch der Hauch der russischen Wälder.

„Wie geht es dem Kronprinzen?"

„Danke sehr, Kaiserliche Hoheit haben ein neues Auto gekauft."

„Haben Sie schon gehört: Junkers hat einen Vertrag mit Polen unterschrieben. Wir werden eine Luftflotte für diese Kerle bauen."

Eine Woche lang sitzen die Leutnants mürrisch hinter den Biergläsern. Nichts zu machen. So ist das Gesetz der kapitalistischen Welt. Das Geschäft ist parteilos und international.

Bei Freund und Feind bürgert der heimatlose deutsche Imperialismus die Ableger seiner frühern Luftzerstörer ein, in der Hoffnung, daß die Schüler sich nicht so bald zu Lehrern auswachsen, daß in der entscheidenden Minute die richtigen Leute am Steuer sitzen, und daß über deutsche Fluren niemals der Schatten der Maschinen gleiten wird, die von deutschen Ingenieuren erbaut sind. Vergebliche Hoffnung.

Die Kriegsindustrie der fremden Staaten lernt gierig bei Junkers. Kaum, daß sie ausgelernt hat, jagt sie die Deutschen, in denen sie unversöhnliche Feinde verspürt, von den führenden Posten. Vergeblich bleiben die Versuche, durch ehrliche, uneigennützige Arbeit die Stellung zu festigen. Je besser die Schule, desto schneller erreicht der Schüler die Reife. Je gewissenhafter Junkers seine Verpflichtungen erfüllt, desto schneller wird man sich seiner entledigen. Die Türen der von ihm gebauten Fabriken werden sich seinen Leuten verschließen. Selbstüberhebung und jugendliche Flegelei der Schüler beschleunigen das Werk.

Keiner spürt diese Katastrophe schmerzlicher voraus als der Professor selbst. Bei dem ersten Alarmtelegramm verdoppelt er seine Anstrengungen, immer neue Mittel steckt er in die bedrohten Unternehmungen hinein. Oft schon sind sie an den Rand des Untergangs geraten, und immer wieder erscheinen an der Schwelle des stillen Dessauer Häuschens arbeitslose Konstrukteure.

Junkers ist der Gelehrte in Reinkultur. Luftverbindungen sind für ihn schließlich nicht notwendiger als Badeöfen. Er verfertigt seine Apparate, um seine Erfahrungen weiterzuführen, und denkt nicht an ihre ungeheure politische Bedeutung. Er gibt seinen Abnehmern selbstverständlich mehr als sie ihm. Und doch sind sie unzufrieden und undankbar.

Alles in Allem kann sich der Professor über Mißerfolg nicht beklagen. Unter welchen Flaggen seine Schiffe auch fliegen: kein Staat verfügt über einen solchen Stab vollendet ausgebildeter und trainierter Piloten, Ingenieure und Arbeiter. Die meisten von ihnen haben den Dienst freiwillig begonnen, haben

monatelang keinen Lohn erhalten, haben gehungert und gedarbt. Sie sind zusammen mit ihren Maschinen aufgewachsen. Jeder Schritt vorwärts, jede neue Erfindung ist von ihnen erprobt. Die Piloten sind der sorgfältige Kontrollapparat geworden, ohne den der Professor nicht arbeiten könnte. Wie nützlich für ihn ist der kleine Jüterbog, der unermüdliche Luftkutscher, der ewig im Osten herumfährt! Er hält sich immer hart an der Erde. Die Stürme des Kaspischen Meeres peitschen die Wellen über seine Flügel, im Nebel stößt er an Telegraphenstangen des ostindischen Drahtes — aber niemals haben ihn Wind und Nebel auf halbem Wege aufgehalten. Er schläft nächtelang nicht — aber regelmäßig liefert er seinen Postsack und zwei oder drei vor Geschüttel und Furcht krank gewordene persische Kaufleute ab. Wer weiß außer dem kleinen Jüterbog etwas vom Einfluß des Morgentaus, des Wüstenstaubs und der Sonne auf den Organismus des Aeroplans? Oder ein Andrer, der sich vom Mechaniker hinaufgedient hat und heute einer der besten Junkers-Piloten ist. Ihn zieht es nicht nach dem Osten. Er kreist immer über demselben fetten, feuchten und fröhlichen Klumpen Europas. Als alter Seemann fühlt er sich im Nebel und in den feuchten Winden Hollands wohl. Auf hundert Meilen tanzen durch den dicksten Rauch vor seinen Augen die goldenen Feuer der Amsterdamer Wirtshäuser. Oder da ist Einer — der Nachtpilot. Seine vorquellenden Augen sehen im Finstern. Er spürt die nächtliche Erde unter sich wie der Fischer die Wellen unter seinem Boot.

*

Aber nicht in neuen Luftlinien, nicht in den Fahrtbüros der großen Städte, nicht in den Flughallen und selbst nicht im Hauptgebäude der berühmten Fabrik zu Dessau sitzt das Herz dem Werkes. Es birgt sich in dem unscheinbaren einstöckigen Häuschen, seitwärts vom Hauptbüro, wo Sachsenberg mit seinen jungen Leuten schaltet. Dort ist das wissenschaftliche Untersuchungsinstitut, das chemische Laboratorium und das Archiv. Kenner sagen, seinesgleichen gebe es nicht in Europa.

Die ganze Arbeit der hier tätigen Gelehrten ist begründet auf dem tiefsten Mißtrauen gegen das Material. Ihr Laboratorium ist der Kampfplatz, wo die Metalle um die Vorherrschaft streiten. Jedes darf am Kampf teilnehmen. Von den Mustererzeugnissen der berühmtesten Firmen bis zu den Neulingen, die grade auf den Markt kommen. Der stolze Kruppstahl muß hier Tag für Tag seinen Vorzug erweisen. Irgendein eiserner Landstreicher kann ihn herausfordern. Das Metall, das im bescheidenen Laboratorium von Junkers prämiiert ist, gewinnt am nächsten Morgen Weltberühmtheit.

Das helle, weiße Aluminium hat alle Konkurrenzen aus dem Felde geschlagen, und erst nach diesen Versuchen hat Junkers beschlossen, seine Maschinen aus Aluminium zu machen. Zwölf Nebenbuhler streiten um die Festigkeit des Motors, um das Rad, das Wärme erzeugt, um die Achsen, die nicht brechen, um die Leichtigkeit der Flügel. Ein Metall ist wie die Haut des Eskimos, die keine Kälte spürt, ein andres wie der Neger, der afrikanische Luft atmet.

Die Erforschung des Rohstoffs beginnt bei den Atomen. Das Metall wird unters Mikroskop gelegt, wird mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, die geringste Unregelmäßigkeit in der Lagerung seiner Kristalle genügt, um eine ganze Sendung in altes Eisen zu verwandeln. Der Stahl wird wie ein ertappter Dieb behandelt. Ein kleiner Apparat im Laboratorium zwingt ihn, Alles, was er geklaut hat, aus den Taschen zu holen. Unrechtmäßiger Kohlenstoff verbrennt als mitschuldiger Hehler. Ein neues Mitglied der Kommunistischn Partei Rußlands kann nicht genauer geprüft werden.

Jahre hindurch wird so unschätzbares wissenschaftliches Material gesammelt. Die Ergebnisse wachsen zu ganzen Bibliotheken an. Die jungen Praktiker studieren zunächst die ganze Literatur durch und stehen unmittelbar auf den Schultern ihrer Vorgänger. Die Chinesen können ihre Vorfahren nicht höher ehren als die Gelehrten des Laboratoriums die während der Versuche verbogenen Eisenstücke. Sie werden in größter Ordnung aufbewahrt als eine Reihe unvergeßlicher Warnungen auf dem Wege der Fliegerei. Ein Fehler kann verbessert werden — aber das zähe Gedächtnis der Wissenschaft bewahrt den Schreck, der von einem ungünstigen unter tausend glücklichen Versuchen verursacht wird.

Das Flugzeug ist sehr jung. Die Dauer seines Lebens ist noch nicht festgestellt. In Dessau gibt es eine Maschine, die seit 1919 fliegt; und Niemand weiß, wie lange sie noch fliegen wird. Was frißt sie, welche Nahrung ist am gesündesten für ihren zarten Körper? Seit Jahren gehen die Chemiker sorgfältig mit ihr um. Aber keine Fürsorge, keine Warnungen konnten helfen. Die alten erfahrenen Männer wurden genasführt durch das leichtsinnige veränderliche Benzin. So kam ihnen in vorgerückten Jahren der Gedanke auf Scheidung der Ehe. Sie wandten ihre Blicke dem schwergewichtigen, aber standhaften Öl zu, das keine Launen kennt. Das sind die fetten Liköre, die der Motor in den Alpen, in der russischen Schneesteppe, in den Polarländern trinkt.

Jeden Tag referiert ein alter gelehrter Herr dem Professor Junkers, wie sich das Öl in dem Behälter benommen hat.

„Das sind nur Anhaltspunkte. Wir wissen noch nichts!"

Nichts? Nach so viel Jahren der Arbeit, der Erfindung, der Vervollkommnung? Man blickt auf den Chemiker, der mit Röntgenstrahlen ein kaum sichtbares Metallhäutchen beleuchtet, und es läuft einem kalt über den Rücken. Und wie sind sie geflogen, jene Ersten, die noch keine „Anhaltspunkte" hatten außer ihrem eignen Willen? Junges mutiges Volk ist bei Junkers — aber wer würde heute wagen, sich auf Flügeln aus schwerem Eisen zu erheben, wie sie hier an die Wände gelehnt stehen, gleich den Harnischen mittelalterlicher Ritter!

*

Bei aller Vollendung gleicht das Junkers-Werk mehr einer Universität oder einer Musterwerkstätte als einer Fabrik. Die Herstellung ist fast nirgends mechanisiert. Die Maschine ist wie eine Reservehand des Arbeiters: sie übernimmt einen seiner vielen Handgriffe, aber sie führt keine schwierige Operation

bis zu Ende. Bei Handarbeit ist es äußerst schwierig, die Einheit der Typen zu bewahren. Jede Rille des Steuers muß absolut gleich der andern sein. Ein Haken, auf den sich der Schwanz der Maschine stützt, darf sich vom andern in nichts unterscheiden. Die Menschen können sich während der Arbeit nicht eine Minute von ihrem Objekt ablenken lassen. All ihre Intelligenz ist erforderlich für jede einzelne Naht, für jede Schraube, Mag der Ingenieur soviel er will herumgehen und seine kurzsichtigen Augen ganz dicht heranhalten, mag man jedes die Werkstätte verlassende Stück rundum beklopfen und befühlen: die geringste Unaufmerksamkeit eines Arbeiters führt, wenn nicht nach Tagen, so nach Monaten oder Jahren zur Katastrophe. Das Gefühl der Verantwortung verlangsamt die Arbeit ungeheuer. Stundenlang sitzt ein Mensch über einer Kleinigkeit und wagt nicht, sie aus den Händen zu geben. In sich verschlossen, scharfsinnig, gewohnt, sich nur auf sich selbst zu verlassen, werden die Arbeiter ebenso zu Individualisten wie die Flieger. Jeder Hammer spricht seine eigne Sprache — die Nachbarn am Tisch verstehen einander nicht.

Warum fallen mir die hellen Zimmer im Hause des Professors, erfüllt vom Rufen und Getümmel der Kinder, grade in der Abteilung des Werkes ein, wo die tiefste andächtige Stille herrscht, wo nur selten das Zirpen der Reißfeder das Schweigen bricht, wie ein Riß durch gespannte Seide? Die Kinder des Professors! Nicht erst im Zeichnerraum erinnert man sich an sie, nein, schon früher, in der Flughalle, wo zwanzig Apparate wie die Schwanenhemden auf der Wiese liegen. Keiner gleicht dem andern. Jeder ist aus dem Keim einer besondern Idee entsprossen; man hat sie nicht gehindert, zu wachsen und ihre Kräfte zu erproben. Ungeheure Geduld des Gelehrten war nötig, um Kinder, Maschinen, Ideen so zu erziehen, wie es Junkers getan hat. In seinem Haus gehts zu wie in der Hölle; kommt einer seiner Assistenten mit Papieren zu ihm, so läßt sich mit Mühe eine Ecke ausfindig machen, wohin nicht das lebensfreudige Geschwatz der prächtigen, sich selbst erziehenden, nach ihrer innern Logik heranwachsenden Kinder-Modelle dringt. Kein ernsthaftes Gespräch ist an diesem Tisch denkbar. Immer ist irgendwo ein Nachwuchs da, dem die ganze Situation unglaublich lächerlich erscheint. Und er tanzt seine wilden Tänze über dem weisen Haupt seines Erzeugers. Aber seht nur genauer hin: dasselbe Prinzip findet Ihr auch im Zeichnersaal. Ein paar Dutzend hochbegabter Konstrukteure sind engagiert, um nachzudenken, um zu schreiben oder nichts zu tun an ihren Tischen. Man quält sie nicht mit Aufgaben — jeder kann ein beliebiges Detail oder Grundprinzip vornehmen. Das Werk übt die kunstvollste Auswahl seiner Leute; es scheut nicht die Selbständigkeit des Gedankens.

Über den schweigsamen Zeichenbrettern, vor denen wie die Anatomen des Gedankens die Konstrukteure in ihren weißen Kitteln stehen, ist eine Kuppel für neugeborene Ideen errichtet: das Büro, das die Erfindungen registriert. Als begabtester unter den jungen Ingenieuren gilt ein früherer Arbeiter, der

alle seine diplomierten Nebenbuhler in tollen Sprüngen überholt hat. Es ist ein ehrgeiziger, beweglicher, stark nervöser Mensch. Junkers hat nicht nur sein Talent erkannt, sondern auch seine eigentümliche psychische Organisation, seine Abneigung gegen rohe Kraft, gegen grobe physische Arbeit. Keiner wird mit solchem Genuß die letzten Reste tierischer Natur an der Flugmaschine vertilgen, wie dieser Sproß des Arbeiterstandes, der seine Klasse verachtet. Die Zukunft gehört dem Gehirn, Aeroplane, Ingenieure, Gelehrte, alle Wesen einer höhern gebieterischen Rasse, werden körperlos sein. Und auf einem Blatt Zeichenpapier vollendet sich bereits des Professors Lieblingsgedanke: die kastrierte, abgeschnittene Flugmaschine. Vorbei ist es mit dem libellengleichen, langen Rumpf, ebenso wie mit dem kurzen, dicken, bienengleichen. Alle Passagiere, das ganze Innere des Apparats ist verborgen im Flügel, ist unter die Achsel geklemmt.

Auf der Luftwerft stehen fast vollendet diese neuen Flieger. Ein berauschender Geruch von Farbe steigt von ihnen empor, und der Tag ist nicht fern, wo sie trunken von Spiritus und den Fetten, mit denen man sie während der letzten Operationen einreibt, über das Feld gondeln werden. Das Klopfen der Hämmer dröhnt wie ein Triumphmarsch. Die armlose Maschine mißt ihre Flügel, fühlt zum ersten Mal die Schwere, Festigkeit und Biegsamkeit ihrer Schultern, weiß noch nichts mit ihnen anzufangen, errät plötzlich, was das Stückchen Himmel bedeutet, das im Viereck der Türe sichtbar wird. Mit Nägeln zwischen den Zähnen klettern die Werkmeister noch durch die leeren Augen in den Schädel, kleiden ihn innen mit weichem Leder aus, und unter ihm auf dem nackten Boden bildet sich eine Lache von tropfendem Benzin. Er macht sich naß — er lebt.

Die fehlende Generation von Ignaz Wrobel

Denen, die sich nicht getroffen fühlen

Die deutschen Jahrgänge 1890 bis 1900 haben im Kriege schwer gelitten — in ihrer vollen Stärke sind sie nicht mehr da. Ersetzt wurden sie durch Frauen, durch ganz junge Leute und durch die Alten; man hat das Alter sozusagen „gestreckt". Noch nie ist so viel Geschrei um die junge Generation gemacht worden, und noch nie waren wir so überaltert wie heute.

Es ist immer verdächtig, wenn um eine so selbstverständliche Sache, wie es die nachrückende Folge der Geschlechter ist, gar zu viel Lärm geschlagen wird — und der Spektakel täuscht auch nicht. Es kommt ja nicht darauf an, welches Alter die Dramatiker haben, auch bin ich für mein Teil lieber mit Raabe alt als mit Herrn Unruh jung — es kommt nur darauf an, wer in den maßgebenden Stellen sitzt. Wer —? Geistig überalterte Leute.

Der Krieg hat sie in ihren Stellen belassen, und niemals waren alte Leute so alt. Zwischen Vater und Sohn liegt ein

Weltgeschehen, und weil es ja nicht wahr ist, daß man sich mit der Zeit wandelt, sondern unwandelbar die Bahn zu Ende läuft, getreu der Schulung, in der man angetreten, so sitzt an hunderttausend Stellen noch eine Generation, die den guten alten Walzer tanzt, als gäbe es kein Saxophon auf der Welt.

Der außerordentliche französische Schriftsteller Bainville hat neulich auseinandergesetzt, daß der Fascismus neben andern Entstehungsmotiven eins habe, das besonders für Frankreich bemerkenswert sei: die italienische Politik wird von einer jungen Generation gemacht. Das ist aber leider nicht nur für Frankreich ein bizarrer Gedanke, sondern auch für uns.

Deutschland wird heute auf tausend Gebieten von Leuten geführt, die den Krieg als einen ärgerlichen Zwischenfall ihrer graden Lebensbahn ansehn. (Thomas Mann hat ihn in Paris zu den „wüsten Ereignissen" gerechnet.) Die wüsten Ereignisse haben diese Leute selbstverständlich nicht wandeln können — sie leben ihr Leben zu Ende, wie der Pfeil vom Bogen schnellt. Daher ihre gradezu kindische Sehnsucht nach der alten Zeit; daher die Bezeichnung „Friedensware"; daher ihre Ankündigungen, die etwas als „im Stil der Vorkriegszeit" anzeigen, was ein Lob sein soll; daher ihr alberner Gesichtsausdruck, der schafsromantisch in die Vergangenheit stiert. „Alles kommt einmal wieder" sang ein aufs Podium verschlagener Konfektionär.

Nein, es kommt nichts wieder. Welch eine Erinnerung, die zwölf Jahre zurückdrehen will —! Welch eine Vertrottelung, die da glauben machen will, es sei nun Alles vorüber; jetzt regnets nicht mehr, spannen wir die Regenschirme wieder zu, und kehren wir zu den friedlichen Beschäftigungen von damals froh und strebsam zurück —! Das ist Verkalkung.

Und weil man in entscheidenden Jahren diese alten Leute in den entscheidenden Stellen faute de mieux hat arbeiten lassen, so sitzen sie heute noch da, sind viel tausend Jahre alt und sind schon lange tot und wissen es noch gar nicht. Nun hat der Alte eine unverwüstliche Zähigkeit, wenn er jüngere Leute hindern will, nachzurücken, und was da an Energie, Kampf, Intrigue, Kraft ausgegeben wird, wäre einer bessern Sache würdig. Sie kleben, sie sind da, sie weichen nicht.

Wobei eines Typus gedacht werden mag, der mir immer als besonders schrecklich erschienen ist: das ist der Greis in kurzen Hosen. Es gibt, allerdings hauptsächlich in der Kunst, wo es nichts kostet, eine Menge alter Leute, die den letzten Schmarren der Saison ehrfurchtsvoll umtanzen, damit um Gottes willen Keiner glaube, sie seien schon über sechzehn. Von diesem Mißverständnis leben manche jüngern Dichter.

Wo es aber ernst wird, wie etwa im Gerichtswesen, in der Schule, in den Arbeitshäusern, in den Gefängnissen: da weht kein frischer Hauch. Da sind sie noch Alle da — und sie unterdrücken die Jugend, von der sie rund zweitausend Jahre entfernt sind, mit Gewalt.

Mehr.

Es ist ihre Schuld, es ist die Schuld dieser vierfach überalterten alten Leute, wenn die Jugend den großen Schritt rückwärts tut. Sie haben die Kinder in den Krampfaderhänden; sie leiten die Mädchen; sie überwachen die jungen Menschen. Da kommt Keiner auf. Mag der einzelne junge Lehrer mit den besten Absichten den riesigen „Lehrkörper" angehn, mit den schönsten Vorsätzen, mit den jüngsten Theorien —: er wird erbarmungslos niedergeknüppelt. Und weil es der Schulrat ist, der über Avancement, Versetzung, Titelverleihung entscheidet, so fügen sie sich. Tun sies nicht, fliegen sie.

Wer nicht grade eine Kunst ausübt, hats als junger Mensch in seinem Beruf außerordentlich schwer. Denn er trifft heute nicht nur auf den alten Mann, der ihn hindernd belehrt, wie das immer der Fall gewesen ist, sondern er hat einen Saurier vor sich, der noch übrig geblieben ist, und den sie nicht ins Museum gesperrt haben, sondern der fröhlich grunzend umherkriecht. Das ist ein schwerer Kampf.

Diese Karikatur des Alters schadet dem Alter. Vor Leuten, die etwas in ihrem Leben geleistet haben, die etwas gewesen sind, soll man Achtung haben. Als ich Anatole France ein paar Monate vor seinem Tode noch einmal sprechen hörte, rieselte mirs über den Rücken. Das war Einer. Aber Der hat ja auch Keinen gehindert hochzukommen, weiterzuarbeiten, sich seinen neuen Weg zu suchen. Greulich ist nicht das Alter. Schauerlich sind nur diese geschäftigen alten Leute, die jede Eingangstür abschließen.

Und sie sind auch gefährlich.

Denn was sie leisten, ist nicht nur gänzlich wertlos — es ist auch unsinnig, verfault, eine anachronistische Onanie. Ich will nicht mehr vorgekaut haben, daß „wir" vor dem Kriege das immer so und so gemacht haben, daß die alten guten Grundsätze wieder zu Ehren gebracht werden müssen. Die alten guten Grundsätze haben neuen guten zu weichen, und meistens waren die alten nicht einmal gut. Eine Generation, die den Jüngeren diesen Krieg gebracht hat, hat jedes, aber auch jedes Recht verloren, uns in irgendeiner moralischen Frage zu belehren. Schlimmer konnte sich ihre völlige Impotenz nicht erweisen. Und wenn ein Tor aus Lust an der Opposition von Allem das Gegenteil wie diese machte, käme er noch gar nicht einmal zu schlechten Resultaten.

Die alten Leute von heute haben Glück gehabt. Es fehlt hinter ihnen eine ganze Generation. Die ist dezimiert, auseinandergetrieben, direktionslos gemacht, in schlechtem Gesundheitszustand und selbst um Jahre nach vorn geworfen. Die Alten sitzen fester denn je, weil Keiner nachdrückt und Keiner nachrückt, weil der natürliche Wechsel der Generationen gestört ist — und so dürfen sie ihren geordneten Wahnwitz ruhig weiter betreiben. Man sollte Tausende von ihnen aus den entscheidenden Stellen hinauswerfen, und ihnen, die das Morden mit weisen Reden von hinten begleiteten, einen Kampf liefern, wie ihn bis jetzt nur die Theater, die Kunstausstellungen und die Buchverlage siegreich durchgepaukt haben.

Meine Lieblinge von Kurt Hiller

I.

Die Zwar-abristen

Wir sind zwar alles andre als weichliche Pazifisten, aber wir erstreben die Verständigung zwischen den Völkern, die Ersetzung der Gewalt durch das Recht, die Schiedsgerichtsbarkeit, das Aufhören der Kriegsgreuel.

Wir sind zwar alles andre als gleichmacherische Sozialisten, aber wir erstreben die gesellschaftliche Gerechtigkeit, die Beseitigung der Klassengegensätze, die Niederzwingung des kapitalistischen Übermuts, die Einführung der Plan- und Bedarfswirtschaft anstelle der profitwirtschaftlichen Anarchie, die Kontrolle der Wirtschaft durch die Werktätigen, die Verstaatlichung der wichtigsten Produktionszweige und der Banken.

Wir sind zwar alles andre als verstiegene „Aristokraten", aber wir erstreben für Gesetzgebung und Verwaltung die Auslese der Besten, die Übertragung der politischen Macht an die hervorragendsten Köpfe und Charaktere, statt der öden Mehrheits- und Mittelmäßigkeitsherrschaft von heute.

Wir sind zwar alles andre als platte Rationalisten, aber wir erstreben den Sieg der uralten großen Ideen der sittlichen Vernunft in der Welt.

Wir sind zwar alles andre als Parteigänger einer utopischen „Neuen Ethik", aber warum sich die Leute so aufregen, daß Lehmanns Trude acht Tage nach der Verlobung Zwillinge gekriegt hat, begreifen wir nicht.

Wir sind zwar alles andre als Fanatiker à la Kuczynski, aber wir erstreben die entschädigungslose Enteignung der Fürsten, denen es nicht besser gehen soll als uns.

Wir sind zwar alles andre als Menschen, die so handeln, wie sie reden; aber indem wir immer grade die Gruppe verächtlich zu machen suchen, die für Ziele arbeitet, für die wir selber zu arbeiten vorgeben, immer grade Den beschimpfen, der den Mustopf füllte, dem wir treuherzig entsteigen, immer grade Den berümpfen, der uns die Gedankenkastanien aus dem Feuer holte, dementieren wir uns selbst, und das ist auch etwas wert. Wir „erstreben" ja nur, wir tun nicht.

II.

Die Ja-abristen

Ja, wir sind voll und ganz Pazifisten. Aber die erste Pflicht des Bürgers ist Gehorsam gegen den Staat! Deshalb lehnen wir die Agitation für Kriegsdienstverweigerung mit Entrüstung ab.

Ja, wir sind voll und ganz Sozialisten. Aber die Demokratie über Alles! Deshalb müssen wir mit dem Sozialismus warten, bis die Mehrheit der kapitalistisch erzogenen und kapitalistisch gelenkten Gesellschaft ihn beschließt.

Ja, wir sind voll und ganz Anhänger einer aristokratischen Weltanschauung. Aber wie anders als durch Wahl, durch allgemeines gleiches Stimmrecht soll man zur Herrschaft der

Besten gelangen? Deshalb organisiert euch in der Deutschen Demokratischen Partei!

Ja, wir sind voll und ganz Gegner eines verschwommenen Irrationalismus. Aber die mystische Moral der Musik härtet uns durch die Demut des verhaltenen Rhythmus und den Rhythmus der verhaltenen Demut erst so recht zur innern Transzendenz der Form! Deshalb widmen wir uns, folgsamend Laotse und den keuschen Plastikern vom Kongo, vorbeigehend an sogenannter Politik, „Humanität" und andern eudämonistischen Flachheiten, dämonistisch dem einzigen Gestalt-wirken, welches des schweigenden Weisen würdig ist: Dienst und Abfluß.

Ja, wir sind voll und ganz für freie Liebe. Aber Moral muß sein! Deshalb gehört Lehmanns Trude in Zwangserziehung.

Ja, wir sind voll und ganz dafür, daß den gierigen Fürsten, die uns erst ins Unglück gestürzt haben und uns nun unser Letztes rauben wollen, vom Volke kräftig eins draufgegeben wird, zumal der Reichstag so kläglich versagt. Aber Gerechtigkeit muß sein! Deshalb werden wir, wenn der Tag des Volksentscheids kommt, bieder zuhause bleiben.

Ja, wir sind voll und ganz für konsequentes Denken und Handeln. Aber unsre Liebe zur Konsequenz ist eine unglückliche Liebe! Deshalb landen wir immer beim Gegenteil: beim Abschwenken auf halbem Wege, beim madigen Kompromiß, beim Verrat, bei der mauen Flaute, daß das Herze bricht.

Le roi s'amuse! von Arnold Weiß-Rüthel

Man hatte die ganze Szenerie
aus Latten und Sperrholz aufgebaut —
und ein Hilfsregisseur lief herum und schrie:
Majestät! Monsieur le Kaiser, beschaut
euch den Schauplatz
mit Kennermiene!
Majestät saß noch in der Kantine
und übte mit einem hölzernen Schwert:
wie man es am besten aus der Scheide
ziehen könnte — und umgekehrt.
Zu photographischen Zwecken.
Auf daß ihn ein Jannings beneide . . .
Und übte auch Milde und Schrecken.
Da intonierte das Glashausorchester
den Song an Aegir. Das packte den Mann:
er griff zum Schwert und schritt in fester
und stolzer Haltung die Treppe hinan
zum kaschierten Balkong.
Eine kleine Französin, ein quickes Ding,
warf ihm ein niedliches Abführbongbong
geschickt in den Mund — und der Kaiser fing
es mit sicherer Ruhe auf, schluckte es gleich
und dachte dabei an ein deutsches Reich:
an Wälder und Triften und fällige Summen . . .
Seine Seele wurde leise und weich.
Jupiterlampen brummen.
Der weiße Mann am Kasten dreht.
Die Sonne — wie sie durchs Glasdach späht —
verhüllt sich mit sieben Wolken und geht . . .
. . . .
Tag aus dem Leben von Majestät.

Eine Lösung für § 218 von Jenny Brünn

Eine Radikallösung für die ganze Abtreibungsfrage ist gegeben in der Anwendung der Suggestionsmethode von Coué auf die Empfängnisverhütung und Schwangerschaftsunterbrechung.

Asien kennt dieses Machtmittel der Frau, den Sieg ihres Geistes über ihren Körper seit jeher. In den ‚Kegelschnitten Gottes' von Sir Galahad — Pseudonym einer europäischen Frau — wird geschildert, wie eine schwarze Frau ganzen Mädchengenerationen Asiens diese Kunst lehrt.

> Unter allen Tropenstämmen verstehen die Suaheli-Weiber sich am besten auf die glühende Kunst: frei sein. Auf das Frauenrecht: Mutter aus Wahl — nicht Zwang, Herrin, nicht Sklavin der Generation. Und das durch Überhöhung, nicht Hemmung der Hingabe.

Und als diese Menschen Asiens nach Europa kommen und das sexuelle Elend der europäischen Frauen sehen, fragen sie entsetzt:

> Woher die furchtbare Abhängigkeit der „weißen Frauen", der Herrinnen der Erde, von Gynäkologen, also Männern, in ihrer eigensten Frage, ja der Frauenfrage überhaupt, selbst von Suaheli-Negerinnen längst gelöst?

Eine Frage, die heute gegenüber unsern Ärzten und Juristen sehr aktuell erscheint.

Auch die zünftige medizinische Wissenschaft Europas hat etwas von dieser naturgegebenen Möglichkeit der Geburtenregulierung gemerkt und sie bereits registriert. In Heft 2 des I. Jahrgangs (1924) der Vierteljahrsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen schreibt Dr. med. Margarete Stegmann:

> Eine Tatsache muß neu ins Bewußtsein der Ärzte und der Gesetzgeber gehoben werden: bei sensitiven Frauen gibt es natürliche Aborte aus seelischen Gründen. Hier denkt Niemand an ein Verbrechen gegen das keimende Leben; kein Gesetzgeber kann hier eingreifen. Nun wohl: alle mit künstlichen Mitteln herbeigeführten Aborte können angesehen werden als nicht qualitativ, sondern nur gradweise von diesen natürlichen verschiedene: der unterschiedliche Grad von Bewußtheit bei den Frauen zwingt die einen, den innern Willen durch äußere Mittel zu realisieren, während die andern ihn allein durch unbewußte Umwandlung seelischer Vorgänge in körperliche zu verwirklichen vermögen.

Bei „sensitiven Frauen", das heißt: bei denjenigen, denen von der Natur gegeben ist, durch ihr Unterbewußtsein auf ihren Körper einzuwirken — Methode Coué. Mit dem Wert oder Unwert dieser Methode an sich hat das — so seltsam es klingen mag — wenig zu tun. Unabhängig davon, wie weit diese als Heilmittel bei funktionellen oder organischen Störungen des menschlichen Organismus bereits erprobt oder noch zweifelhaft ist, besteht die Tatsache der großen Empfindlichkeit der Mutterschaftsorgane gegenüber Gehirneinwirkungen. Sie ist erwiesen durch die Veränderungen am Embryo infolge von Angst- oder Schreckvorstellungen der Mutter während der Schwangerschaft, beim sogenannten „Versehen" schwangerer Frauen und dergleichen. Charles Baudouin, der bekannte

Schüler Coués, schildert als Maximalleistung der Autosuggestion eine Geburt während eines leichten Schlummers der Gebärenden, die durch eine Suggestion auf die Stunde vorher festgesetzt worden war und sich exakt vollzog. Diese Einwirkung des Gehirns auf die sexuellen Organe als Maximalleistung der Suggestionslehre Coués ist kein Zufall. Die Voraussetzungen dieser Methode selbst schaffen hier die größte Wirksamkeit und Erfolgswahrscheinlichkeit. Bei der Autosuggestion wird an die Einbildungskraft appelliert. „Nicht der Wille ist die Triebfeder unsres Handelns, sondern die Einbildungskraft", sagt Coué. Und: wenn Wille und Einbildungskraft gegen einander stehen, das heißt: wenn ich mir einbilde, irgendetwas nicht tun oder erreichen zu können, und meine Willensanstrengung verdopple, um es doch durchzusetzen, so siegt immer die Einbildungskraft, das heißt: ich erreiche unfehlbar das Gegenteil dessen, worum ich mich bemühe.

Es handelt sich also um die Ausschaltung des kritischen, analysierenden Bewußtseins zugunsten des Unterbewußtseins, der Intuition. Und hier sind die intuitivern Naturen der Frauen, der Kinder, der Künstler von vorn herein im Vorteil vor dem Durchschnitt der Männer und den reinwissenschaftlichen Denkern. Die drei Grundgesetze, wonach sich die Autosuggestion von der intuitiven Einstellung her abrollt, sind:

1) die vertiefte Konzentration (die gegeben sein muß),
2) die das Gegenteil bewirkende Anstrengung (die vermieden werden muß),
3) die unschätzbare Hilfskraft der Erregung, die den Erfolg jeder Autosuggestion in jedem Falle sicherer und umfassender gestaltet.

„Erregung erhitzt eine Vorstellung sofort bis zum Siedepunkte, von welchem Punkte an sie eine wirksame Kraft wird." Die Anstrengung zu vermeiden, um nicht das Gegenteil dessen, was man wünscht, zu bewirken, läßt sich erlernen — ebenso eine Vertiefung der Konzentration, die schon von selbst eintritt, wo ein starkes Interesse an dem Gegenstand der Autosuggestion vorliegt. Eine Erregung dagegen kann nicht willkürlich hervorgerufen werden, und man muß auf sie bei den absichtlichen Autosuggestion verzichten. Umso wertvoller, wo sie sich von selbst einstellt! Das ist der Fall bei der suggestiven Einwirkung der Frau auf ihre Mutterschaftsorgane. Bei dem Abort der sensitiven Frauen ergibt sich diese Hilfskraft der Erregung durch den Widerwillen, ja Haß gegen das zu gebärende Kind (oder dessen Vater).

Noch bestimmter aber, weil aus dem Vorgang selbst sich ergebend, kann diese erfolgsichernde Erregung bei der Konzeption berechnet und angewendet werden zur — Verhütung dieser Konzeption. Warum sind Nachtgeburten so viel häufiger als Taggeburten?, fragt Coué. Und er antwortet: weil die meisten Frauen sich vor der unbequemen Nachtgeburt fürchten und sie durch diese Furcht (Gesetz der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung) erst herbeiführen. Nach demselben Gesetz kann man behaupten, daß ein großer Teil der unehe-

lichen und der ehelich unerwünschten Kinder grade aus der Furcht vor der Empfängnis konzipiert werden.

Die Gesetze der Autosuggestion wirken blind: nach der negativen Seite bei den Vielen, nach der positiven Seite bei Wenigen. Es gilt, sie zu erkennen, ihre Anwendung zu erlernen, um sie nur positiv zu gebrauchen.

Der Maximalerfolg ist gesichert in der größern intuitiven Begabung der Frau, er ist gesichert in der starken Konzentration aus der Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf ein starkes vitales Interesse, wie es die Empfängnisverhütung ist; er wird unerschütterlich durch die Erregung, die sich aus der Situation ergibt. Um zu dieser positiven Einstellung, zu dieser letzten Beherrschung des Körpers zu gelangen, müssen die Gehirne der Frauen greinigt werden von den verbrauchten, abgespielten Grammophonplatten Jahrtausende alter Geschlechtsknechtschaft und verkalkter Wissenschaft. Die Frauen müssen, nach einem Wort der Aufklärungszeit, „den Mut finden, ihren Verstand zu gebrauchen", das heißt in diesem Falle: ihre Vernunft, ihre Intuition.

Damit hätte die Frau nicht nur die geheiligte „Naturgebundenheit des Weibes" aufgehoben, die Herrschaft des Geistes bis zu einem Punkt ausgedehnt, wo bisher die Natur am schrankenlosesten und willkürlichsten herrschte: sie brächte auch in das erotische Zusammensein der Geschlechter eine Feinheit und Unbeschwertheit, die weder in dem Schlafzimmer der schrankenlosen Kindererzeugung möglich ist noch in dem Schlafzimmer der konzeptionsverhütenden Mittel, — das, wie Jemand treffend gesagt hat, „auch nur ein Stall ist, in dem kein Heiland geboren wird". Nicht einmal „Irreligiosität" könnten die kirchlich denkenden Kreise den Frauen bei dieser Lösung der Geburtenfrage vorwerfen. Denn sie besiegen die von „Gott" gesetzten Schranken durch den von Gott geschaffenen Geist. Hat sich die Einbildungskraft einmal von dem Ammenmärchen der unbeeinflußbaren Konzeption abgewandt und das furchtlose „richtige Denken" erlernt, so genügt es, an diese empfängnisverhütende Autosuggestion zu glauben, um sie zu verwirklichen. Und dies ist viel leichter und einfacher, als manche von Geburten und Aborten geschwächte und verzweifelte Frau denkt.

Aurora musis amica von Ossip Kalenter

So hab ich denn die lange Nacht gewacht.
Schon schwingt die Morgenröte ihren Pinsel.
Vor mir von Tinte ein Gerinnsel
Und Tag statt Nacht.

Ich bin allein. Im Kreise der Papiere.
Noch ist es still.
Doch hell schon, und ich spüre
Gelärm, das ich nicht hören will.

Ich werfe die Papiere in die Lade.
Bald kommen Zeitung, Milch und Post ins Haus.
Bald kommt der Tag, grell, ohne Gnade,
Und löscht mich aus.

Das Erbe am Rhein von M. M. Gehrke

In der ersten Auflage hieß René Schickeles neuer zweibändiger Roman (erschienen bei Kurt Wolff in München 1925): ‚Ein Erbe am Rhein'. Weil im unbestimmten Artikel Maskulinum und Neutrum sich nicht von einander unterscheiden, setzte man den Titel mit dem Helden des Buches gleich, und deshalb kündigt der Verlag neuerdings ‚Das' Erbe an. Will der Autor hierdurch bekunden, daß es ihm nicht so sehr um Claus von Breuschheim zu tun ist wie vielmehr um Schloß Breuschheim und um Rheinweiler, um den elsässischen Familiensitz und alles Gedanken- und Gefühlsgut, das miterbt, wer verurteilt ist, am Oberrhein beheimatet zu sein, zwischen zwei Völkern? Aber mir scheint viel kennzeichnender, daß diese Zweideutigkeit des Titels überhaupt geschehen konnte, kennzeichnend für die tiefinnere holde Sorglosigkeit dieser Liebesgeschichte.

Schickele möge mir verzeihen, daß ich sein Buch in eminenter und charmanter Weise problemlos finde, und daß ich ihm unendlich dankbar bin dafür. In diesem Roman fährt man in Privatautos und Staatsgondeln; man liegt in der südlichen Sonne und schlendert durch nördliche Wälder; man reist im Schlafwagen, schminkt sich, wohnt im Danieli, am Cap d'Antibes, trägt Brillantdiademe, badet im Mittelmeer. Alle haben Geld, das Buch demzufolge keinerlei soziale Probleme, und Peter Panter, der jüngst hier Mauriacs „jungem Mann" eins um die Ohren gegeben hat, dürfte es bei all seiner Liebe zum Verfasser nicht gelten lassen. Es hat wohl auch keinerlei politische Probleme, trotzdem die einzelnen Mitglieder einer elsässischen Adelsfamilie, mit ihrem teils deutschen, teils französischen Anhang, subtil geschildert sind; trotzdem die französelnden Elsässer Kleinbürger sehr schlecht und die Franzosen sehr gut wegkommen; und trotzdem endlich der rauschende Einzug der französischen Armee ins Elsaß in allem jauchzenden Glanz und Pomp, der uns ja doch weh tut, mit einer nahezu provozierenden Tapferkeit genauest geschildert ist. Claus geht dann nach Deutschland hinüber, nicht wegen der Franzosen und Elsässer, sondern wegen Familienzwistigkeiten, und am Schluß, durch Schuld und Schicksal seiner zwei Frauen beraubt, kehrt er dennoch wieder übern Rhein, wie weiland Hans im Schnakenloch.

Ha, aber die zwei Frauen, die Germanin und die Romanin — das ist doch wohl das Problem! Vielleicht soll es das sein, zugegeben; aber es wird nicht recht fühlbar. Denn Doris, die Deutsche, bleibt allzu sehr im Schatten; sie lebt, ein schmerzliches Paradox, nur in ihrer Todesszene, die zu dem Schönsten gehört, was je über Sterben und Liebe gedichtet worden ist; und diese Szene steht gleich zu Anfang des ersten Bandes, wie denn überhaupt die ganze Geschichte mit großer Kunst aus der Retrospektive erzählt ist. Lebendig und im Hellen ist nur die ewige Geliebte — Italienerin, nicht Französin — Maria Capponi; aber daß sie Italienerin ist, scheint Zufall und ist auch nicht sehr glaubhaft, schon weil eine wasch-

echte dreizehnjährige Marchesina sich kaum ohne weibliche Aufsicht, nur mit einem eben erwachsenen Bruder, wochenlang in Venedig umhertreiben dürfte (das nebenbei). Auch die süße Hemmungslosigkeit ihrer Leidenschaft ist nicht spezifisch italienisch zu nennen, und noch weniger der tragische und sozusagen deutsche Untergrund ihres Wesens, wie er sich am Schluß enthüllt. Aber schließlich ist das gleichgültig. Maria muß Italienerin sein, damit diese Geschichte in Venedig spielen kann, und zum andern Teil an der Côte d'Azur, und aus der Luft des „Olivenlandes mit der himmlischen Küste", aus der blauen Wärme dieses porphyrgesäumten Landstrichs, aus den Rosenstürzen und Mimosendüften von Mentone und Antibes, aus der schwirrenden Eleganz von Monte und Cannes, aus aller Heiterkeit des südlichen Himmels und des südlichen Volkes — die nur ein einziges Mal, und zwar am Kampf zweier Nordländer, sich zum vernichtenden Gewitter wandelt —: aus all dem heraus muß man das Buch des zwischenrassigen René Schickele begreifen, lesen, lieben. Ach, es ist ein Buch der Liebe, nichts weiter — aber was denn wäre mehr, am Ende aller Dinge? Ja, er kommt vom Rhein; aber auch er, den wir als Bekenner, als Politiker stets geachtet haben, auch er vergißt „sein kaltes Land und steiles Werk in Lied und Segen der Zypresse", wie der apollinische Genoß es nennt und — „seitdem ich auf der Welt bin, solange ich denken kann, habe ich beglückt sein wollen!" drückt er selbst es aus. Damit hinwiederum hat er uns beglückt, hat er unsre Achtung verwandelt in Zärtlichkeit, mit diesem Buche, das an zauberhafter Anmut kaum seinesgleichen hat in unsrer Sprache.

Italienisches Theater von Hans Siemsen

„Kindern unter drei Jahren ist der Eintritt nicht gestattet", steht auf den Plakaten und den Theaterzetteln.

Ich gehe nicht sehr oft ins Theater. Aber was Kinder unter drei Jahren nicht sehen dürfen, das möchte ich doch gern mal sehen. Es ist: ‚Il piccolo santo', ein ‚dramma' in fünf Akten von ... ja, das habe ich nun leider vergessen. Von irgendeinem modernen, das heißt: lebenden, italienischen Dichter.

Ruggero Ruggeri, der mit seiner Schauspieler-Gesellschaft, wie das in Italien so Sitte ist — feste Ensembles, Stadt- und Staatstheater gibts hier ja nicht — von Stadt zu Stadt zieht, spielt es im Teatro Paganini von Genua.

Ruggero ist, so sagen die Zeitungen, einer der bedeutendsten modernen Schauspieler Italiens. Es wird ihm hier (in Genua) hoch angerechnet, daß er unter anderm auch ‚Amleto' von Shakespeare spielt. Damit ist (für die Genueser Zeitungen) erwiesen, daß er ein ernster Künstler und kein Geschäftsmann ist; einer, der keine Rücksicht auf den Geschmack des Publikums nimmt.

‚Amleto' habe ich leider nicht gesehen. „Il piccolo santo" ist ein katholischer Pfarrer, dessen Konflikt eben darin besteht, daß er katholischer Pfarrer ist. Er möchte wohl, aber er

darf ja nicht. Unsereinen interessiert solch ein Konflikt nicht sonderlich. Wir haben uns unsre Moral in puncto puncti so zurecht gemacht, daß uns ein ‚dramma' da überhaupt nicht mehr groß was erzählen kann. Nicht einmal, wenn es von Strindberg ist. Wir denken immer: Ja, wie kann ein Mensch auch auf die Idee kommen, katholischer Pfarrer zu werden! Aber das nützt dem „piccolo santo" verflucht wenig. Er ist nun mal katholischer Pfarrer. Für ihn ist es ein Konflikt. Und dieser Konflikt wird dadurch verschärft, daß nicht nur „er" „sie", sondern noch viel mehr „sie" „ihn" liebt. Trotzdem verkuppelt er sie (wie sich das für einen Pfarrer gehört) mit einem netten, eleganten, jungen Mann. Darüber geht sie beinahe kaputt. Er aber betet sie gesund.

Und nun? Was soll nun werden? Ja, das wußte der Dichter auch nicht. Und deshalb hat er eine Art Märchenfigur erfunden, einen halbblöden, halbstummen Dorf-Idioten, der sowohl das geliebte Mädchen als auch den geliebten und liebenden Pfarrer wie Gottheiten liebt und anbetet. Ein Menschen-Bruder, eine Art „andres Ich" des Pfarrers. Der sticht das geliebte Wesen, als es mit dem angetrauten jungen Schnösel davonfahren soll, einfach tot. „Assasino!" ruft ihm der Pfarrer zu. Er aber antwortet, so schwer ihm auch das Sprechen wird: „Per te! Für Dich!" Und damit fällt der Vorhang.

Weshalb so ein Stück?, meinen Sie. Aber erstens: es gibt in Italien sehr viele katholische Pfarrer. Und zweitens: grade diese Hilfsfigur des Halb-Idioten ist dem Dichter sehr gut gelungen. Wie er so guckt und mit Blumen spielt und immer guckt und guckt und nichts sagt — das ist sehr schön und ergreifend. Und man wünschte nur, die Andern sagten auch nichts. Aber das wäre nun doch wieder schade! Denn grade reden, sprechen, das können diese italienischen Schauspieler auf eine Art und Weise, mit einer Kunst, von der wir in Deutschland uns kaum noch eine Vorstellung machen. Ich habe so etwas von Sprechen nur ganz früher mal, als ich noch ein Junge war, von Matkowsky und von Rosa Poppe gehört. Das kann heute — so sehr ich die Art des Sprechens an manchen Schauspielern liebe, zum Beispiel an Werner Krauß, auch an Moissi noch immer — das kann heute bei uns kein Mensch mehr.

Bei den pointiert dramatischen Stellen werden sie pathetisch und deklamieren. Auch das noch: ein musikalischer Genuß. Aber wir mögen das nicht so recht. Jedoch: wenn sie wirklich „sprechen", wenn sie einen Dialog (oder auch Monolog) hinlegen — das ist einfach hinreißend! Da merkt man erst, was das für eine Kunst ist: zu sprechen. Mit einer irrsinnigen Schnelligkeit geht es vor sich. Dabei von einer Klarheit, von einer Deutlichkeit, von einer Schönheit, daß man denkt: man sitzt in einem Konzert. Und das können sie Alle. Der Bote, der auf die Bühne kommt und drei Sätze sagt, spricht so, wie in Deutschland kein Schauspieler sprechen kann. Der Ruggeri allerdings schießt den Vogel ab. Man kann ihm stundenlang zuhören. Wie einem Sänger. Selbst wenn man nur die Hälfte, selbst wenn man nichts versteht.

Man „versteht" aber doch. So wunderbar sprechen diese Schauspieler.

Das Andre, das eigentliche „Spiel" — das ist bei uns besser, raffinierter, komplizierter, menschlicher, in einem guten Sinn: moderner. Ganz oberflächlich könnte mans vielleicht so ausdrücken: Bei uns ist die Zukunft, hier ist die Tradition. Aber die „Tradition" hat so viel Schönheiten, daß man wünscht, die Zukunft möchte etwas mehr Tradition haben. Die Technik der Bühnen- und Schauspiel-Kunst entwickelt sich hier (in Italien) offenbar sehr, sehr langsam, aber sie (die Technik) ist fabelhaft.

Solche Dinge bringen Völker auseinander. Ich kann mir denken, daß ein Italiener Berliner Theaterabende „scheußlich" findet, überhaupt nicht versteht. Er hat bestimmt nicht ganz recht. Aber er hat bestimmt auch nicht ganz unrecht. Europäische Verständigung? Lieber Himmel, wie schwer ist das! Wenn schon das Theater so verschieden ist.

Aber weshalb nun grade in dieses Theater Kinder unter drei Jahren nicht hinein dürfen, das ist mir nicht klar geworden. In jedes Varieté, in jede Operette dürfen sie hinein. Und sind auch drin, wenn auch manchmal an der Mutterbrust. Hier sah ich nur ein einziges Baby. In der Loge neben mir, mit seiner schönen schwarzen Mama. Aber es (das Baby) war unbestreitbar fünf Jahre alt. Das muß ich zugeben. Und es klatschte begeistert Beifall. Es schien den Konflikt des „piccolo santo", der zwar möchte, aber nicht darf, sehr gut zu verstehen.

Was Ihr wollt von Alfred Polgar

Im Wiener Deutschen Volkstheater. Regie: Dr. Beer.

Kritik der Nachbarin: „Ich weiß nicht, was die Leute daran zu nörgeln haben. Die Bühne sieht reizend aus. Schöne Menschen in schönen Kleidern. Gefühl, Spaß, Liebe, holde Unwahrscheinlichkeit, Sommer, leichte Welt, in der auch der Schmerz nicht wiegt, Jugend, hie und da Shakespeare, Narretei, Musik, Melancholie, Übermut. In raschem Wechsel, unangestrengt, fließt das Spiel vorüber. Die Steinsieck ist bezaubernd in ihrer fraulichen Noblesse und Milde. Über Ehmann als versoffenen Tobias muß man sehr viel lachen. Edthofers Bleichenwang ist ein liebenswerter Kretin, so sanft, arglos, still vergnügt, man möchte sagen: bekränzt mit Schwachsinn, die Koeppke ein feiner Wurstel, ein kluges, immer erstauntes Marionettchen, das sich selbständig gemacht hat: es bewegt sich ohne Fäden. Forest habe ich noch nie so deutlich sprechen gehört wie diesmal als Malvolio, die zierliche Lvovsky wickelt, ohne sich zu verhaspeln, ein paar Kilometer Lachtriller ab, der begabte Paryla . . ."

Kurz: Alles und Alle gefielen ihr, der guten Nachbarin. Auch Moissis konzertanter, sehr herablassender, leutseliger Narr. Sie hat ein weiches Herz und kann Niemand wehtun. Wenn immer sie die Kritiken schriebe, hättens die Schauspieler gut, und ich auch.

Straußenpolitik und Kleiderständer

‚Hatrack' hat es wirklich nicht leicht gehabt auf dieser Welt. Seit sie im Aprilheft des ‚American Mercury' — wohl der besten amerikanischen Monatsschrift — das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, tobt ein kleiner Aufruhr in den Vereinigten Staaten. Man wollte H. L. Mencken, den Herausgeber verhaften, wenn er wagte, ein Exemplar seines schmutzigen Blattes auch in Boston zu verkaufen. Mencken fuhr mit einem Troß von Reportern und Freunden eigens hinüber, verkaufte unter dem Halloh der Bostoner ein Exemplar auf der Straße, ließ sich arretieren und am nächsten Tage vor den Richter laden. Der Prozeß wegen Vergiftung der Jugend verlief gnädig: zwar sei ‚Hatrack' eine sehr schmutzige Geschichte, aber der ‚American Mercury' koste 50 Cents und würde nicht von Kindern gelesen. ‚Hatrack' sei also sozusagen Schmutz höherer Ordnung, und dagegen sei nichts einzuwenden. Als Mencken so leichten Sieg davonzutragen glaubte, stellte sich unerwartet noch die Post auf dem Venushügel der amerikanischen Sittlichkeit ein und erklärte den Versand des ‚American Mercury' bei 500 Dollars Geldstrafe oder Ein Jahr Gefängnis für verboten, weil der Inhalt unanständig sei. Und nach dem Postgesetz ist die Beförderung oder der Empfang unanständiger Sachen mit der Post verboten. Freilich war die Nummer schon drei Wochen vorher an sämtliche Abonnenten versandt worden; aber der Kampf geht fröhlich weiter. Die tragischste Gestalt ist der Verfasser von ‚Hatrack' selbst: er darf sich nie wieder in Farmington, seiner Heimatstadt, sehen lassen — man würde ihn kurzerhand steinigen. Was ist seine Schuld? Er macht uns in herzerfrischender und kameradschaftlicher Weise mit einigen Damen des horizontalen Gewerbes bekannt und konfrontiert sie mit einigen gewerbsmäßigen Herren des beschränkten Horizonts — den Pastören. Und da die Geschichte nach lauterer Wahrheit schmeckt, und da sie ein typisches Bild von amerikanischer Kleinstadt gibt, und da sie so herrlich amoralisch und positiv geschrieben ist, verfällt selbst der impotente Aesthet, der über ‚Hatrack' die Stirne runzelt, dem Fluche der Lächerlichkeit.

Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers Herbert Asbury erscheint hier ein Stück von ‚Hatrack', diesem raren Produkt seiner Art aus dem Lande des geheiligten Muckertums, zum ersten Mal in deutscher Übersetzung von

Rolf Jungeblut

Als ich noch ein kleiner Junge war, pflegten unsre Pastöre laut und unaufhörlich zu schreien, daß die Moral unsres Städtchens aus einem Stück Gomorrha und einem Scheibchen Sodom zusammengesetzt sei, mit einem Schuß Babylon versetzt, um dem Ganzen die richtige Würze zu geben.

In ihren leidenschaftlichen Predigten wiesen sie die Frauen an, sich auf der Straße nur bis zu den Zähnen bewaffnet zu zeigen, um ihre Unschuld mit Erfolg zu verteidigen. Das führte so weit, daß ein junges Mädchen, die solch einen Prediger hatte rasen hören, auf die Frage der Lehrerin: „Was ist eine Jungfrau?" die Antwort gab: „Eine weibliche Person unter fünf Jahren."

In allen kleinern Städten des mittlern Westens waren diese Gegenstände der beste Handelsartikel im Geschäft Derjenigen, die ihre Brüder zur Verehrung des grade gangbaren

Gottes aufforderten. Ich erinnere mich nicht, je einen Evangelisten gehört zu haben, der nicht seinem Auditorium versicherte, daß die Stadt mit Huren überlaufen und öffentliche Häuser engros betrieben würden, in denen die ersten Bürger der Stadt schamlose Orgien feierten.

Der Nettoerfolg solcher Gottesdienste war, daß stets Scharen furchtloser junger Burschen des Abends mit Fleiß die Stadt absuchten, um die Teufelshöhlen aufzuspüren. Aber Niemand entdeckte sie, weder in Farmington noch in einer der benachbarten kleinen Städte. Es gab nämlich keine Bordelle. Und unsre Städte waren nicht mit Huren überlaufen aus dem einfachen Grunde, weil das Geschäft sich in einer kleinen Stadt nicht rentiert. Auch hätten die armen Mädchen zuviel Konkurrenz von jenen gemütvollen Damen befürchten müssen, die zwar den beruflichen Geist mitbrachten, aber ihren Amateurstand durch die verschiedensten Kniffe zu wahren verstanden. Und Freudenmädchen müssen, wie wir Übrigen, leben; ihnen ist die gleiche Art Kleidung und Nahrung recht, wie ihren tugendhaften Schwestern billig ist.

Vielen Männern, die in einer größern Stadt die Beruflichen protegiert hätten, waren in diesen kleinen Nestern die Hände gebunden. Es war zu gefährlich! Eine Frau, auf die der Verdacht fiel, sie könnte sich weggeben, wurde vom selben Augenblick an eifrig beobachtet, und der Name eines Jeden, der mit ihr sprach oder sie nur ansah, ging leise von Mund zu Mund. Ein Haus, in dem das Geschäft einmal blühte, wurde Tag und Nacht von jungen Burschen, die begierig waren, in die verbotenen Mysterien einzudringen, bespitzelt wie von heiligen Brüdern und Schwestern, die hoffnungsfreudig herumschnüffelten.

Es war keiner Hure möglich, ihre Klientel geheim zu halten, denn das Sexualleben einer kleinen Stadt ist wie ein offenes Buch.

Mitbürger, die gelegentlich in die größern Städte kamen und es für durchaus angemessen hielten, 10 bis 15 Dollars in den Großstadtbordellen auszugeben, waren über die Maßen geizig, wenn sie mit der eignen Stadthure ein Geschäft abschlossen. Sie erklärten 1 Dollar für eine fürstliche Bezahlung oder weigerten überhaupt jede Abfindung.

Viele kleine Städte waren nicht einmal in der Lage, auch nur eine auf Zeit beschäftigte Hure zu unterhalten, weshalb ein paar Mitglieder der Zunft von Ort zu Ort fuhren und in jedem so lange blieben, bis die unausbleibliche Geschäftsdepression zum Weiterziehen zwang. Ich erinnere mich einer, deren Atelier stets ein leerer Güterwagen auf einem Rangiergleise war, sie pflegte darin Tag und Stunde des Abenteuers und das Honorar zu verzeichnen. Es war nicht ungewöhnlich, in solchem Wagen die Notiz zu finden:

8. Juli 10 Uhr abends, 50 Cents.

Unter diesen Bleistift- und Kreidenotizen stand: Box Car Molly.

Unsre Stadthure in Farmington wurde allgemein Hatrack, der Kleiderständer genannt, denn wenn sie mit ausgestreck-

ten Armen dastand, hatte sie viel Ähnlichkeit mit einem dieser hohen Gestelle, die damals unsre Wohnungen zierten. Sechs Tage in der Woche arbeitete Hatrack schwer im Hause einer der besten Familien, aber am siebenten hatte sie Ausgang. Jeden Sonntag abend um halb Acht sah man sie die Straße herunterkommen, immer in ihrem besten Kleid, um zur Kirche zu gehen. Es standen dann stets ein paar Männer gegenüber an der Post und sagten zu einander: Da kommt sie! Aber sie schritt an ihnen vorbei, als ob sie sie nicht bemerkt hätte, und ging in die Methodistenkirche, wo sie in der letzten Reihe Platz nahm. Alle Sitze um sie herum waren leer. Waren sie es nicht, so wurden sie sehr bald frei. Niemand sprach sie an. Niemand forderte sie auf, zu Jesus zu kommen. Niemand reichte ihr ein Gesangbuch. Es war mir peinlich, sie zu beobachten. Sie hörte den Worten von der Kanzel mit so gespannter Aufmerksamkeit zu, sie sang die Lieder mit so fanatischer Inbrunst — aber von den Christen und ihrem Gott erntete sie nichts als Verachtung. Von allen Sündern der Stadt wäre Hatrack am leichtesten zu bekehren gewesen, so sehr war sie hinter ihrer Rettung her. Es hätte der Priester nur ein Wort zu ihr zu sprechen brauchen: sie wäre in die Knie gesunken und hätte ihren Geist aufgegeben. Aber Niemand nahm ihr ihre Last ab, denn Niemand wollte mit ihr etwas zu tun haben. Vor dem Schlußgesang und dem Segen verließ sie die Kirche.

Ich entsinne mich, wie sie einmal entsetzlich unglücklich aussah, als der Geistliche eine Predigt über die Vergebung von der Kanzel herunterschrie und von den verschiedenen Huren aus der Bibel erzählte, denen Gott vergeben hatte.

Hatrack wurde nicht vergeben. Maria Magdalena war eine Heilige im Himmel, aber Hatrack blieb eine Hure in Farmington. Das ging durch Jahre hindurch. Jeden Sonntag hoffte sie etwas von der Gnade und dem Segen des lieben Gottes abzubekommen, aber diese Hoffnung trog sie.

Und deshalb ging sie wieder auf die Straße, hinüber zur Post, und bot sich Jedem an, der sie wünschte. Die Männer, die auf sie gewartet hatten, sahen sie von der Seite an und beschimpften sie mit gemeinen Worten und Gesten. Sie gab die Blicke zurück, kicherte über die gemeinen Redensarten und zeigte mit dem Kopf nach der Straße, die zu den Friedhöfen hinausführt. Die beiden Friedhöfe, der protestantische und der katholische, lagen neben einander auf einem Hügel. Dorthin nahm sie ihren Weg. Ein wenig später verließ ein Mann die Gruppe mit dem Bemerken, er müsse nachhause gehen. Er folgte Hatrack. Und so gingen sie alle nach einander in gewissen Abständen hinter Hatrack daher. Jeden fragte sie, sobald er sie anredete, ob er Protestant oder Katholik sei. War er Protestant, nahm sie ihn auf den katholischen Kirchhof, war er Katholik, so gingen sie auf den evangelischen Friedhof. Sie zahlten ihr, was ihnen recht schien, oder auch nichts, und sie war dankbar für Alles, was sie erhielt.

Bemerkungen

Die Flagge

Der Reichskunstwart im zinnengekrönten Turmzimmer entwirft die unwiderruflich letzte Flagge des Reiches, und selbstverständlich gibt er ihr ein „Ritterkreuz". Das Kreuz ist nämlich ein Symbol und findet sich in einigen der ältesten europäischen Flaggen.

Muß die jüngste europäische Flagge die ältesten nachmachen?

Die schwerste Sorge der Deutschen Republik war 1918, sich einen neuen schönen Adler anzuschaffen. In der ‚Gebrauchsgraphik' (Zweiter Jahrgang, zweites Heft) hat der Reichskunstwart seine rund 75 Adler zusammengestellt. Geben wir zu, daß alle diese Adlerkrallen, Adlerschnäbel, Adlerblicke Werkbund-Niveau halten: waren sie notwendig? Kann man nicht einen neuen Staat ohne mittelalterliche Embleme und verstaubte Heraldik aufmachen?

Soweit diese Zeichen überhaupt praktische Bedeutung haben, gehören sie zu den Geschäfts-Marken. Dann müssen sie alle neuen Erfahrungen des Marken-Wesens beachten. Ich könnte mir eine staatliche Marke etwa von Deffke vorstellen, die nicht mehr paläontologisch, sondern ingenieurhaft-einfach und unrenommistisch-eindrucksvoll wäre.

Soweit diese Zeichen nur zur Dekoration degradiertes Symbol sind, sollte man sie streichen, weil jedes Fabelwesen heute lächerlich ist und bar aller Autorität.

Ist es nicht mit der Flagge ebenso? Müßte nicht ein Staat, der 1926 an diese Sache herangeht, anders arbeiten als der Staat von 1357 oder von 1648? Was ist denn — von allem Brimborium und allem Expressionismus einmal abgesehn — die praktische Leistung einer Flagge? Soweit ich verstehe: die Kennzeichnung von Reichsstellen (Bauten, Schiffen und so weiter) auf möglichst weite Entfernung hin. Ist es dann nicht das Richtigste, einen erfahrenen Signal-Fachmann zu Rate zu ziehen? Die Wappentiere waren ja ganz brauchbar, solange es keine Krimstecher, Fernrohre und Episkope gab. Nicht Kunsthistoriker und Heraldo-Zoologen sind hier berufen, sondern Werbe-Techniker.

Vielleicht ist das Richtigste eine Flagge aus farbigen Lichtbündeln? Jedenfalls kann eine lebensfähige Fahne nur aus unsern letzten technischen Möglichkeiten entwickelt werden, nicht aus alten Scharteken und Museums-Kuriositäten.

Die einzige Fahne, die wirksam ist, die mit der Kraft eines Symbols wirkt, ist über dem Kreml die rote Fahne ohne jedes Emblem, wenn der Scheinwerfer sie nachts bestrahlt.

Gelingt eine technisch kühne und phantasievolle Lösung aus der Sache, aus der faktischen Leistung heraus, dann kann sie sehr bald die Kraft eines Symbols erhalten, die dem künstlich ausgedachten Symbol immer versagt bleiben wird. Ich glaube, daß, zum Beispiel, die Marke der Ufa-Theater schon eher zu einem Symbol geworden ist als der adligste Adler, um den 75 deutsche Künstler sich bemüht haben.

Adolf Behne

Die preußisch-ungarische Freundschaft

Vor einem Jahr wurde der ungarische Minister für Kultur und Unterricht, Graf Kuno Klebelsberg, von seinem preußischen Kollegen, dem Minister Becker, eingeladen, in Berlin einen Vortrag über die Ergebnisse ungarischer Kulturpolitik zu halten.

Herr Minister Becker wurde über das Verhältnis des Grafen Klebelsberg zur Kultur so zeitig unterrichtet, daß er dessen Berliner Reise hätte rückgängig machen können.

Nicht nur, daß dies nicht geschehen ist, nicht nur, daß Berlin die Schande angetan wurde, den

schwärzesten unter den magyarischen Reaktionären als Repräsentanten einer befreundeten Kultur innerhalb seiner Tore dulden zu müssen — noch Ungeheuerlicheres ist geschehen:

Herr Minister Becker vom Kabinett Braun, Kollege Karl Severings, stattete Klebelsberg einen Gegenbesuch in Budapest ab und brachte in Interviews und Vorträgen Ansichten zum Ausdruck, die ihm den lebhaften und aufrichtigen Beifall Klebelsbergs und seines Anhangs eingetragen haben.

In einem Kollektivinterview beruhigte er zunächst die Horthy Journalisten darüber, daß sie seine Zugehörigkeit zum einigermaßen sozialistischen Preußen-Kabinett nicht tragisch zu nehmen brauchten. Er sei kein Politiker, er gehöre keiner Partei an, er sei Fachmann, und als solcher mache er — mit Unterstützung der Parteien, die gegenwärtig am Ruder sind — Kulturpolitik.

Man beachte die Nuance: „die gegenwärtig am Ruder sind"; die Budapester Auguren merkten sie und lächelten verständnisvoll.

In einem Vortrag über die deutsche Kulturpolitik der Nachkriegszeit vermied der Herr Minister Becker peinlichst, über die Rolle der deutschen Sozialdemokratie auch nur ein Wort zu sagen. Wäre er minder vorsichtig gewesen, so hätten ihm die ersten Bänke im Delegationssaal des ungarischen Parlaments nicht fast unaufhörlich Beifall geklatscht. Eine einzige Stelle des Vortrags wurde von Klebelsberg und seiner Claque mit eisigem Schweigen übergangen. Es hat sich um die neue preußische Lehrerausbildung gehandelt, die das System der Lehrerseminare abzubauen und die Lehrer durch akademische Ausbildung auf ein höheres Niveau zu heben versucht. Das hat Klebelsbergs Mißfallen erregt. Ob Herr Becker hieraus die Konsequenzen im Sinne der Wiederherstellung der alten Ordnung in der preußischen Lehrerausbildung ableiten, ob er überhaupt endlich den Numerus clausus in Preußen einführen wird? Auch müßte er sich entschließen, den ‚Völkischen Beobachter' und die Organe Reinhold Wulles aus dem preußischen Staatsfonds zu subventionieren, um sich der Freundschaft Klebelsbergs, der die ganze ungarische völkische Presse am Leben hält, würdig zu erweisen.

Was aber sagt Karl Severing zu diesen mehr politischen als kulturpolitischen Extratouren seines Fachmann-Kollegen?

Walter Weide

113 109

Was, denkt Ihr, bedeutet diese Ziffer? Die nächstjährige deutsche Auto-Produktion? Die Zahl der Bälle oder der Vereine oder der in einem Jahr getretenen Fußballtore in Deutschland? Der Knockouts? Oder der Theaterskandale? Oder der Mitglieder der Schwarzen Reichswehr? Der niegelesenen Frühlingsautoren? Der Redaktionspapierkörbe? Der Verhandlungstage im Kutisker-Prozeß? Oder wird gar der Bestand der Reichswehr um 113 109 Mann erhöht, nach erfolgreicher Abwicklung jener Genfer Abrüstungsverhandlungen? Nein — gewiß ist es die Zahl der Arbeitslosen, in einem Jahr, selbstverständlich nach einer Regierung der Großen Koalition? Oder die Summe der gewesenen deutschen Minister?

Ach, Ihr ratets nicht. Es ist etwas viel Simpleres. Es war anmaßend, euch deshalb auf die Folter zu spannen. Es ist nichts als die Zahl der letztjährigen Unfälle im preußischen Bergbau. Im preußischen, nicht etwa im deutschen überhaupt. Also da fehlt noch allerlei: das bitterböse sächsische Revier mit dem brüchigen Lugau-Oelsnitzer Gestein. Die Altenburger Braunkohle. Die Saar.

Ungefähr 700 000 Bergarbeiter gibts in Deutschland. Vielleicht drei Viertel davon in Preußen. Keiner von ihnen hat sein sonntägliches Huhn im Topf; aber pünktlich jeder fünfte hat seinen

jährlichen Unfall auf dem Kopf. Übrigens verlaufen nur 1564 dieser Steinschläge, Brände, Explosionen, Gaswellen und Seilrisse tödlich. Nur! Mein Gott, die Spesen, von denen eben die Bälle und die Vereine, die Minister, die Redaktionspapierkorb - Bediener und die Dichter da oben alle leben.

Die wohlgeordnete kapitalistische Welt ist das, mit ihrer Arbeitshetze. Da keine Gefahr besteht, daß die bei uns in absehbarer Zeit abgeschafft wird, bliebe den Bergarbeitern mit ihrer zwanzigprozentigen Unfallquote vielleicht die näherliegende Hoffnung, daß ja allgemach die Kohle überhaupt durch Öl ersetzt wird — nicht?

Ja, da kommt aber der Geheimrat Duisberg mit der genialen Erfindung, Öl aus Kohle herzustellen. Und für ein paar hundert Jahre langen unsre Kohlenlager noch, wie die Sachverständigen versichern. In sechs Monaten sind die Aktien des Farbentrusts um 100 Prozent gestiegen. Wer weiß, bis wohin sie übers Jahr geklettert sind!

113 109 wird deshalb kaum sinken ...

Axel Eggebrecht

Ritterliche Vorbilder

Das ‚Deutsche Offiziersblatt' macht sich Gedanken. (Was dort „Gedanken" heißt.) In einer der letzten Nummern fragt ein Müller sich ängstlich: „Kann es so weitergehen?" Man weiß nicht recht, welche Antwort er haben will, weshalb er überhaupt fragt. Kann er den Leichengeruch auf dem Döberitzer Exerzierplatz nicht vertragen, stören ihn die 26 Millionen, die das Reichswehrministerium nachträglich noch bewilligt haben möchte? Er erregt sich wegen der Fürsten, die er „Kameraden" nennt

Die „Kameraden", meint der Müller, haben ihr ... „schweres Los still getragen" (bei 50 000 Mark monatlich — es dürfte zu ertragen sein), die „Kameraden" (Kameraden? bisher pflegte man doch in jenen Kreisen Deserteure nicht Kameraden zu nennen), also die Kameraden haben die „Kreise ihrer Nachfolger an der Regierung nie ernsthaft gestört" — der Satz ist bestes Diplomatendeutsch: nun wissen wir, daß es sich im Falle Rupprecht von Wittelsbach nur um „lustige Störungen" gehandelt hat, und Wilhelm hat wahrscheinlich mit Class auch nur zum Spaß hochverräterische Briefe gewechselt.

Müller propagiert weiter in verschwommenen Sätzen die „Führung der Offiziere", er hält sie „für ritterlich, für tapfer, für unbedingt zuverlässig und sauber, und noch einmal für ritterlich, selbst gegen ihre grimmigsten Feinde" (wörtlich: „ritterlich, selbst gegen ihre grimmigsten Feinde").

Nun weiß man, wie man die Handlung jener Offiziere zu nennen hat, die den Leichnam der Rosa Luxemburg ins Wasser geworfen, die Karl Liebknecht „auf der Flucht erschossen" haben, die — warum die Geschichte Deutschlands erzählen!

Ja, Müller hat Recht: die Offiziere können führen — den Bürgerkrieg, Massakres unter Arbeitern. Vorbildlich haben sie das gemacht, „ritterlich", wie sie es verstehen. Man wundert sich, daß sie noch keinen Bürgerkriegsorden gestiftet haben. Vielleicht zerbrechen sie sich darüber die Köpfe, wenn sie tausend Flaggenentwürfe hinter sich haben.

Kurt Kersten

Aufstand der Leser!

In Nummer 8 der ‚Weltbühne' habe ich geschrieben: „Noch fehlt ein leistungsfähiges republikanisches Korrespondenzbüro. Reichsbanner, Republikanischer Reichsbund, Friedenskartell ziehen werbend im Lande umher, sind aber blind für die Hauptgefahr der reaktionären Presse." Dieser Satz ist völlig mißverstanden worden, wenn mich daraufhin ein Kollege

händeringend vor der Gründung eines neuen Büros warnt, als ob ich das Reichsbanner zu einem solchen Windmühlenritt hätte animieren wollen. Nein: die Aufgabe des Reichsbanners im Kampfe gegen Hugenberg ist nicht mit Geld und Redakteuren zu lösen. Sie ist ungleich schwieriger, denn sie erfordert nichts weniger als: die Massen der Leser zur Rebellion zu bringen.

Noch nie ist dieser Kampf im Reichsmaßstabe aufgenommen worden. Wer hätte ihn führen sollen? Die Parteien, die sich allwahltäglich pflichtschuldigst raufen? Oder die Gesellschaften, die auf Friedenskongressen einen vergnüglichen Boxkampf vorführen? Nun aber ist das Reichsbanner da, mit seinen Millionen, die gemeinsame Gegnerschaft zusammengeführt hat. Es muß den Kampf beginnen.

Mindestens eine Million Reichsbannerleute lesen die „neutrale" Presse. Eine Million Leser — das ist eine ungeheure Macht, die ungenutzt zu lassen fast verbrecherisch wäre. Die Bundesleitung muß diesen Kampf organisieren: es gilt, die „neutrale" Presse zu erobern. In 50 von 100 Fällen wird der Angriff abgeschlagen werden, in 50 Fällen aber zum Erfolg führen. Und das lohnt den Kampf. Die Zeitungen sollen Farbe, sollen sich positiv zur Weimarer Linken bekennen, nicht zu einer Partei. Straff geführt gelingt der Kampf. Auch der schwerindustrielle ‚Dortmunder Generalanzeiger' ist republikanisch.

Im ganzen Reich muß der Kampf gleichzeitig beginnen. Leicht sind in jeder Reichsbanner-Gruppe die Leser der „neutralen" Presse zusammengefaßt. Sie werden schon längst auf das reaktionäre Blatt geschimpft haben und werden auch noch Bekannte kennen, denen die Richtung der Zeitung unangenehm ist. Dann geht es los. Ein Leserausschuß wird gebildet, der sich von den Lesern schriftlich zur Führung des Kampfes autorisieren läßt. Der Ausschuß stellt fest, ob das Blatt hugenbergt (in Zweifelsfällen wird die nächste republikanische Redaktion behilflich sein können). Der Ausschuß ersucht dann — Höflichkeit ist die größte Gemeinheit — den Verlag, in Zukunft statt der TU-Korrespondenzen die republikanischen Dienste zu benutzen, besonders für die Berliner Vertretung und den Auslandsdienst. Weigert sich der Verlag, auf die Vorschläge des Ausschusses einzugehen, so werden die im Ausschuß vertretenen Abonnenten und Inserenten die Konsequenz zu ziehen haben und auf das Blatt verzichten. Aufgabe des Reichsbanners ist dann, andre republikanische Zeitungen der verschiedensten Farben nachzuweisen und zu propagieren und die Inseratenwerber entsprechend zu instruieren. Doch dieser äußerste Fall wird äußerst selten eintreten. Bei vielen Blättern bewirkt schon der Massenprotest der Leser, daß der verschleierte Rechtskurs verlassen wird.

Es ist nichts unmöglich in der Politik für unbeirrbare Zähigkeit. Wenn das Reichsbanner die vielen kleinen Bäche, die den Turm des Zeitungskönigs umfließen, zu einem mächtigen Strom zusammenfaßt, dann hat die Rechte in absehbarer Zeit ausgespielt. Auf dem Reichsbanner-Tag in Hamburg ist „geistige Vertiefung" der Organisation gefordert worden. Hier ist eine Möglichkeit. Die Flammen des Volksentscheids haben das Eisen zum Glühen gebracht, auch der Hammer ist da, es zu schmieden. Wird Hörsing ihn schwingen?

Walter Aub

Schwarz-Weiß-Rot

Mein Asconeser Nachbar ist ein deutscher Greis. Ein Greis, der seinen Garten betreut. Er legt ihn trocken, gibt ihm zu trinken, strählt und putzt ihn, kurz: der Garten ist sein Augapfel. Sowas kommt vor.

Verwunderlich wurde es erst, als der Frühjahrsregen begann.

Es regnete, wie es eben nur im Tessin regnen kann. Es schüttete. Es goß. Aber auch er goß. Jawohl! Im Ölmantel, mit Schirm schleppte er keuchend Gießkannen und sprengte seine regentriefenden Beete. Grollend blickte er zuweilen unterm Schirm hervor, den Regen offensichtlich als — wenn schon himmlischen, so doch unbefugten — Eingriff in seine alleinigen Rechte empfindend: „Bitte, das ist mein Garten! Wer hat hier zu gießen!"

Die Regenzeit ging vorüber, und zartes Grün entsproß den zierlichen Rabatten, und Alles schien in Butter. Doch neue Gefahren bedräuten des Greises Kohl. Es kamen Spatzen. Viele Spatzen. Die sprachen: „Hier laßt uns Hütten bauen!" Der Greis jedoch mißbilligte dies Unterfangen und schritt zu Gegenmaßregeln. Zuerst mußte die obligate Vogelscheuche her. Die Spatzen sahen gar nicht hin. Nun kam er mit fascistischen Gebärden. Was die Spatzen nur lächerte. Sodann mit „ksch, ksch", wobei ihm das Gebiß in die Levkojen fiel und deren prächtigste knickte. Die Spatzen kreischten vor Lachen. Aufs Tiefste verbittert und zum Äußersten entschlossen stürzte jetzt der Greis ins Haus und — was, glauben Sie, tat er? Hinausstürmend entrollte er ein Banner Schwarz-Weiß-Rot. Und — was kann man in diesem Zeichen anders als siegen! Als das freche welsche Spatzenvolk diese Fahne sah, stob es in panischem Entsetzen davon. Stolz pflanzte der Greis die sieghafte Flagge auf.

Trutzig knattert sie nunmehr im Winde, der über den See aus Welschland weht, und das Gemüse wächst üppig wie noch nie. Wundert Sie das? Stets gedieh unter dieser Fahne der Kohl. Und die dicksten Kartoffeln.

Grete Wels

Fürstenenteignung

Die von manchen Potentaten vorgefaßte Meinung, daß alles Vermögen des Landes Eigentum der Regenten sei, ist irrsinnig. Auch der Regent ist nur Sachwalter und darf nur so das Vermögen seiner Untertanen ansehen. Mit dem Augenblick, wo er seine Stellung verliert, hört auch sein Recht an dem ihm anvertrauten Vermögen der Nation auf. So haben wir es in Pommern mit den Schweden und in Schlesien mit der Kaiserin gehalten. Und dies allein ist natürliche Logik. Komme da ja Keiner mit Recht. Das Recht leitet sich nur aus der natürlichen Überlegung ab. Die natürliche Überlegung aber sagt, daß es unmöglich ist, den Hohenstaufen oder Karolingern oder ihren etwaigen Erben Vermögen zu geben, weil sie einmal Kaiser waren. Sie hätten ihre Rechte bei Zeiten besser wahren sollen. Aber nachträgliche Juristenprozesse lehne ich ab.

Friedrich der Große

Liebe Weltbühne

Das kleine Karlchen sieht ein Regiment Reichswehr am Haus vorbeiziehen.

„Das ist aber fein, Mama!", ruft er und klatscht in die Hände. Und dann: „Mama, wozu sind denn die Männer da, die gar keine Musik machen?"

Der alte Häuptling

Bei einem ziemlich wilden Völkerstamm
— Ich weiß nicht, unter welchem Breitengrade —,
da stehn die Ureinwohner immer stramm.
Mit kurzem Kinn und durchgedrückter Wade.

Das schwere stumpfe Kriegsbeil schwingen gern
die starken Männer dieses schwarzen Stammes.
Wenn ihre Stellung auch nur subaltern.
(Wir in Europa sagen: „Schlattenschammes".)

Ihr fragt: warum? Hier wars schon immer so.
Ein Dutzend brüllen, und das Gros ist stike.
Und Keiner wird des Lebens richtig froh.
Ich sag' euch: eine dunkle Republike!

Die haben einen Häuptling, ganz verknorrt,
den Alle wie ein Götzenbild verehren.
Ihm ist der Krieg nur Badekur und Sport,
und rings das Volk lauscht seinen weisen Lehren.

Es hofft auf ihn und wartet, daß er winkt.
Man führt ihn gern — doch was führt er im Schilde?
Er raucht die Friedenspfeife! Wenn die stinkt??
Du lieber Gott, die Leute sind halt Wilde.

Karl Schnog

Antworten

Zeitungsleser. ‚Kultur-Jubiläen' ist der Titel einer Zeitungsrubrik, die an jedem Tage des Jahres mindestens eins verzeichnet. Und welches ist das Kultur-Jubiläum des 31. Mai? Darauf kann Keiner kommen. „Die große Seeschlacht am Skagerrak zwischen deutschen und englischen Seestreitkräften."

Major a. D. Karl Mayr. Sie schicken mir einen Artikel über ‚Kriegsteilnehmer und Fürstenabfindung', den Sie im ‚Argentinischen Tageblatt' veröffentlicht haben, und schreiben dazu: „Der Aufsatz ist in Buenos Aires zur gleichen Zeit erschienen, da Stresemann sich die Schwindelmeldungen erstatten ließ, daß draußen Alles stramm schwarz-weiß-rot sei. In Argentinien ist die Mehrzahl der deutschen Sympathien auf der schwarz-rot-goldenen Seite. Die schwarz-weiß-rote ‚La Plata-Zeitung' kann weder inhaltlich noch ihrer ganzen Aufmachung nach mit dem ‚Argentinischen Tageblatt' konkurrieren. Alle Stänkereien des Gesandten a. D. Freiherrn von dem Bussche-Haddenhausen, der Luxburgs Tradition aufrechtzuhalten sucht, helfen nichts. Auch das von Großhandel und Schwerindustrie deutscherseits angewandte Druckmittel des Annoncenentzugs hat das ‚Argentinische Tageblatt' nicht mürbe machen können." Das hoffentlich jederzeit mehr Charakter bewahren und zeigen wird als...

Erich Mühsam. Sie schreiben mir: „Sie haben den Lesern der ‚Weltbühne' in Nummer 22 durch einen Auszug aus meiner Schrift ‚Gerechtigkeit für Max Hoelz!' Einblick in die Methoden gegeben, wie in der deutschen Republik gegen linke Revolutionäre Belastungszeugen angeworben werden. Man erließ ein Preisausschreiben, um aus Max Hoelz einen Mörder machen zu können. Wenn gegen Verschwörer von der rechten Seite stärkster Verdacht besteht, daß sie zum Morde angestiftet haben, schlägt man das entgegengesetzte Verfahren ein. Der junge Grütte-Lehder versuchte, aus dem Gefängnis einen Kassiber an die Abgeordneten Wulle und Kube hinauszuschmuggeln, worin eindeutig die Behauptung aufgestellt war, sein Opfer Müller sei im Auftrage dieser Herren ermordet worden. Der Kassiber versank mit anderm schwer belastenden Material gegen Wulle, Kube und Ahlemann in den Akten des die Anklage gegen Grütte-Lehder vertretenden Oberstaatsanwalts Dr. Jäger. Er lädt keinen der Herren auch nur als Zeugen zur Verhandlung. Die von der Verteidigung gestellten Beweisanträge, die die Anstiftung des Mordes durch die völkischen Abgeordneten dartun sollen, werden auf den Widerspruch des Oberstaatsanwalts Dr. Jäger vom Gericht abgelehnt. Vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß erzählt Grütte-Lehder, Oberstaatsanwalt Dr. Jäger habe ihn auf alle Art einzuschüchtern und dazu zu überreden versucht, die Beschuldigungen gegen die Abgeordneten zurückzuziehen. Er habe ihn sogar direkt gefragt, ob er denn wünsche, daß die völkischen Abgeordneten bestraft würden. Schließlich habe Dr. Jäger wahrheitswidrig behauptet, Grütte-Lehder hätte ihm zugegeben, sich nicht angestiftet zu fühlen. Tatsache ist, daß dieser Oberstaatsanwalt das ganze Anklagematerial gegen die drei Abgeordneten in Händen hatte und seine Mühe allein darauf verwandte, es nicht an die Oberfläche gelangen zu lassen. Tatsache ist ferner — und das, lieber Siegfried Jacobsohn, bitte ich Sie den Lesern der ‚Weltbühne' mitzuteilen —, daß Herr Oberstaatsanwalt Dr. Jäger identisch ist mit jenem Staatsanwaltschaftsrat Dr. Jäger, welcher im Jahre 1921 die Anklage gegen Max Hoelz führte und auf Grund mit einer Auslobung von 50 000 Mark herbeigeschaffter Zeugenaussagen die Todesstrafe beantragte." Was Sie nicht überrascht hat, mich nicht überrascht und keinen meiner Leser überraschen wird.

Neutraler. Es hat Sie oft mit staunender Bewunderung erfüllt, woher die Schmierfinken der Deutschen Zeitung, der Kreuz-Zeitung,

des Berliner Lokal-Anzeigers und der ganzen gleich gesinnten Journaille die Phantasie zu ihren Morgen- und Abend-Lügen hernehmen? Aber doch noch fassungsloser steht man immer wieder vor dem Maß von Dummheit und Unkenntnis, das eine Leserschaft aufbringen muß, um den Fälschungen dieser Sorte Blätter überhaupt erst zur Wirkung zu verhelfen. Ich entdecke einen Artikel vom 4. Juni 1926 und darin, zum Beispiel, folgende Sätze: „Hindenburg war fast in wenigen Tagen der wirkliche Präsident des ganzen deutschen Volkes geworden"; „Gestützt auf ... hat die Linke Position auf Position in dem parlamentarischen Ringen der Parteien wiedergewonnen"; „... mit der sinnlosen Behauptung, daß ein Rechtsputsch drohe"; „Deutschland wurde ... durch überaus zarte Schonung der Kommunisten wieder zum Tummelplatz jenes ... Bürgerkrieges gemacht, der nach Auffassung der angeblichen Vorkämpfer der Demokratie offenbar Inhalt und Zweck der Staatspolitik ist"; „Die Sozialdemokratie versuchte gar nicht ernsthaft, eine parlamentarische Regelung der Frage (der Fürstenabfindung) zu erreichen, sondern organisierte zunächst mit Hintermännern den Volksentscheid"; „Die Parteien der Mitte im Reichstag ... haben ... all den politischen Parteigruppen Deutschlands, die die unbedingte Aufrechterhaltung des Rechts als der wichtigsten Grundlage des Staates sich als festes Ziel gestellt haben, es unmöglich gemacht, sich ernsthaft mit dem Kompromißgesetz und mit dem Versuch einer parlamentarischen Regelung der sogenannten Fürstenabfindung zu beschäftigen". So hirnverbrannt geht es ellenlang; und die Begründung steht durchweg auf der Höhe der Behauptung. Autor: Herr v. Loebell, der sich Staatsminister, aber nicht etwa a. D. nennt. Das wird gedruckt, zitiert, für wahr gehalten; und beeinflußt Be- und Entschlüsse, obgleich dem Mann ein paar Tage später nachgerühmt werden kann: er sei „als Fälscher und Lügner öffentlich gestäubt worden"; er mache sich einer „glatten Verleumdung" schuldig; er sei ein „schofler Intrigant", „perfide", „zu feige, die Wahrheit zu sagen"; er habe „in der unverschämtesten Weise gelogen". Und da soll Deutschland anders aussehen als Sie es bei Ihrer Wiederkehr entsetzt vorgefunden haben.

Deutschnationaler. Sie gehören, schreiben Sie mir, trotz aller Abneigung gegen die Politik der ‚Weltbühne' zu ihren eifrigsten Lesern, weil ... Aber nun müsse sich erweisen, ob ... Die Sozialdemokraten und Kommunisten des Thüringer Landtags wünschen, daß dieser und, durch ihn gezwungen, die thüringische Regierung, sich mit den 31 Professoren von Jena befasse, und Sie hoffen, daß dagegen ich „ein kräftig Wörtlein" sagen werde, weil nach der Verfassung jeder Deutsche in Wort und Schrift seine Meinung frei äußern dürfe. Da werd' ich Sie nun leider enttäuschen. Es gibt ja doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder haben die viri obscuri ihre eigne Behauptung von den herrlichen Zuständen unter den preußischen Königen geglaubt — dann ist ihre Unbildung himmelschreiend. Oder sie haben diese Behauptung wider besseres Wissen aufgestellt — dann hat man die Wahl, was man größer nennen will: ihre Schamlosigkeit oder, da sie sofort mit einem Schock von Exempeln zu widerlegen waren, ihre Borniertheit. Im ersten Fall sollte man sie auf Pfeifers Abendschule schicken. In jedem Fall sollte man sie ohne Anspruch auf Pension aus dem Amte jagen. Das hätten, mutatis mutandis, die preußischen Könige getan und damit, trotzdem der Grund Machtwahn gewesen wäre und nicht die geistige und moralische Minderwertigkeit solcher Jugendbildner, einmal wider Willen Deutschland und der Kultur genützt. Die Republik? Du lieber Himmel!

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

. . . à la Bratianu von Carl v. Ossietzky

Abends um zehn Uhr liefen die ersten Stimmenzahlen aus dem Reich ein. Wer viele Wahlnächte in Redaktionen miterlebt hat, bekommt eine gewisse Witterung für diese ersten Resultate. Diese Zahlen rochen nicht nach Sieg. Um 12 Uhr beginnt der ungewisse Eindruck sich zu runden. Um 1 Uhr ist kein Zweifel mehr an der Schlappe.

*

Die Schlappe. Wir werden sie morgen spüren. In Millionen Exemplaren bedruckten Papiers wird ein Jubelgeheul durchs Land gehen und dreist einen Sieg des Monarchismus verkünden. Dabei war das Ja beim Volksentscheid für Unzählige nicht mehr als ein sozialer Notwehrakt oder Wunsch nach gleichem Recht für Alle.

Umsonst ist die Mühe von Monaten. Umsonst die Arbeit der prächtigen jungen Menschen, die, ob zu Rotfront, Reichsbanner, Windthorst-Bund oder Sozialisten-Jugend gehörig, die Beschwerden der Kampagne allein getragen haben, während die Parteien entweder dösten oder sich in lauer Neutralität zu salvieren versuchten. Diese jungen Leute, tags im Beruf, abends werbend und helfend in Versammlungen und auf der Straße, nachts Zettel klebend, dazu überall von Gegnern bedroht, von der Polizei kuranzt, sind die wirklichen Helden dieser Wochen. Umsonst.

Gewiß, es ist keine Schande einer Übermacht zu unterliegen, aber, trösten wir uns nicht mit Redensarten über Bitterkeiten hinweg, es ist auch kein Vergnügen.

Ja, es war eine Übermacht, trotzdem hinter uns die Parteien der arbeitenden Massen standen. Auf der einen Seite war das Recht, auf der andern — — die Peitsche.

*

Ein Leipziger Maueranschlag:

> Große
> Kommunistenmusterung
>
> wird uns der 20. Juni bringen.
>
> Wer unsere Staats- und Wirtschaftsordnung erhalten will, bleibt zuhause. Wer der Abschaffung des Privateigentums vorarbeiten und damit das deutsche Volk in schwere Wirren stürzen will, macht beim Volksentscheid mit.
>
> Diese klare Scheidung hebt das Wahlgeheimnis auf.
>
> Ein jeder, der am 20. Juni zur Wahl geht und dabei in der Wählerliste angezeichnet wird, gibt sich als Freund und Helfershelfer der sozialistisch-kommunistischen Internationale zu erkennen. Wen es angeht, der wird es sich merken.
>
> Auch wir werden Musterung halten.

Das ist schon in Leipzig möglich, einer alten Zitadelle des Sozialismus. Überall sind Kratz- und Klebekolonnen tätig, die Werbeplakate nachts zu beseitigen. In Berlin lacht man über die kümmerliche Agitation der Fürstenfreunde, über ihre albernen Affichen mit Fridericus und zwei anderen Altpensionären der Weltgeschichte, die den Beschauer wehleidig fragen: ‚Ist das der Dank für unser Werk?' Die Rechte ver-

steht sich sonst auf Propaganda. Diesmal verzichtet sie darauf. Sie hat kein Interesse, die Leute auf die Straße zu locken, sondern zu Hause zu halten.

Sie proklamiert den Boykott. ‚Kommunisten-Musterung!' Das ist die Zauberformel. Wer zur Abstimmung geht, ist Genosse des Bolschewismus. Ein sonst sehr liberal tuender, sehr leisetreterischer volksparteilicher Deputierter fordert auf, sich die Leute genau anzusehen, die heute stimmen gehen. Und so ist es geschehen. Das Gesetz selbst erweist sich als nicht wasserdicht: es entlarvt, anstatt das Wahlgeheimnis zu schützen. Wer den Weg zur Urne trotzdem nicht scheut, ist wie mit der roten Lilie gezeichnet. Alle Angeber-Instinkte, grade im Kleinbürgertum tief wurzelnd, sind rege geworden. Kontrolle vor den Wahllokalen: Spitzel, von den Rechtsparteien ausgesandt. Schlimmer noch: Nachbar wird Nachbars Spion. In einem friedlichen Berliner Villen-Vorort, sonst in Gemütlichkeit gepökelt und fern aller Politik, steht der Amtsrichter vor dem Portal und paßt auf, ob seine Beamten etwa kommen. Wenn das an der Peripherie der roten Hauptstadt möglich war, was mag dann in Mecklenburg, in Bayern gefällig gewesen sein?

Wahlgeheimnis, Staatsbürgerrecht auf freie politische Betätigung? Niemals wurden in Deutschland brutaler Bürgerrechte gemetzelt als bei diesem Plebiszit. Flugzettel und private Briefe flattern in die Häuser, mündliche Bestellungen werden ausgerichtet, immer und überall wird dem zittrigen, stets um das Urteil der Andern bibbernden Kleinbürger eingehämmert: ‚Wenn Du mit den Kommunisten gehst, bist Du des Kaisers Freund nicht mehr!' Jeder in abhängiger Stellung ist gefährdet.

Dazu kommt eine Flut der Verleumdung und Fälschung. Dazu kommt die geschickte Ausmünzung lokaler Kümmernisse und Skandale. In Breslau tischt ein rassekämpferischer Schmutzbold der Bevölkerung, die eben durch eine furchtbare Bluttat in Schrecken versetzt wurde, das Ritualmord-Märchen wieder auf. Selbst der Lustmörder wird für die Fürsten verwendbar.

Schließlich, damit es der Schande auch nicht am staatlichen Sigillum gebreche: — die Wahllisten sind lottrig geführt, vollgestopft mit ‚toten Seelen'; die Zahl der Wahlberechtigten ist mit 39½ Millionen um vieles zu hoch angesetzt. Tschitschikows lustiger, privater Gaunertrick feiert eine ungeahnte, erzamtliche Auferstehung.

Wir hatten früher das Dreiklassen-Wahlrecht. Doch das waren geruhige Zeiten, ohne politische Erhitzung. Und es gibt heute noch ein Land, das durch die Art, wie dort Wahlen geschoben werden, in europäischen Verruf geraten ist. Das ist Rumänien. Diese rumänischen Wahlen mit perfider Fälschung und zielbewußter Niederbüttelung von Oppositionen sind sprichwörtlich geworden. Durch viele Jahre hat sich der notorische Herr Bratianu so seine Mehrheiten zusammengetrogen.

Wir Bürger der Republik mit der bekanntlich freiesten Verfassung der Welt werden noch lange mit Grauen und

Scham an diesen 20. Juni 1926 zurückdenken. Wir haben an diesem Tag unter Methoden à la Bratianu abgestimmt.

*

Vor der Reichsverfassung prangt in beamteter Hüterschaft die Liedertafel-Schönheit des Herrn Külz. Hier ist der Verantwortliche für das fatale rumänische Gastspiel.

Sicherlich hat es Herr Külz nicht so gewollt. Er hat ja auch Sicherung der Wahlfreiheit feierlichst zugesagt. Aber Herr Külz ist nicht nur geschworener Gegner einer gründlichen Entfettung der Fürstenwanste, sondern hält auch von der direkten Gesetzgebung durch das Volk nicht viel:

> „Nachdem wir aber seit acht Jahren die Revolution hinter uns haben, und nachdem inzwischen in den meisten Staaten die Auseinandersetzung mit den Fürsten durch die Volksvertretungen geregelt ist, geht es nicht an, sich zu einer Maßnahme zu entschließen, die ihrem Charakter nach revolutionär ist."

Und Reichskanzler Marx sekundiert:

> „Die großen Veränderungen, die in politischer, staatsrechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung nach der Staatsumwälzung eingetreten sind, können gewiß die vermögensrechtlichen Beziehungen zwischen den Ländern und den ehemals regierenden Fürstenhäusern nicht unberührt lassen. Indessen müssen nach der verfassungsmäßigen Überwindung der Revolution die Grundlagen des Rechtsstaates unversehrt bleiben."

Und, damit neben dem grauen Ärger auch der goldene Humor zu seinem Rechte komme, die Demokratische Partei:

> „Die entschädigungslose Enteignung der Fürstenhäuser wäre ein revolutionärer Akt. Die Revolution ist aber durch die Verfassung vom 11. August 1919 zum Abschluß gebracht."

Das ist sicherlich sehr heiter, aber die Herrschaften vergessen nur das Eine: daß es keine Demokratie in der Welt gibt, wo die Ausübung verfassungsmäßig verbürgter demokratischer Rechte als revolutionärer Akt gilt. Der dickschädeligste englische Tory verweigert heute der Demokratie, deren Mittel er sich bedient, nicht mehr die Reverenz. An der Demokratie den Ludergeruch revolutionärer Herkunft aufzuspüren, und zu brandmarken, das ist ausschließlich eine Eigentümlichkeit deutscher Demokraten.

Nun behaupten aber die Koch- und Külz-Republikaner, daß auch sie eine Abfindung der Fürsten wünschen, die diesen nur das ‚unbestreitbare Privateigentum' beläßt. Wäre es ihnen ernst damit, so hätten sie mit verdoppelter Energie den Volksentscheid betreiben müssen, schon allein um ein Druckmittel gegenüber der Rechten in der Hand zu haben. Das hat viel klarer als das Führeringenium Koch die um die Abgeordneten Nuschke gescharte tapfere Gruppe erkannt, das hat in trefflicher Formulierung der demokratische Arbeitervertreter Erkelenz ausgesprochen: — die parlamentarische Behandlung der Abfindungsfrage ist eben so unrettbar versackt, daß kaum damit gerechnet werden kann, etwa im November endlich ein Kompromiß zustande zu bringen. Das heißt: die Fürsten werden mit einigen bescheidenen Abstrichen Alles bekommen, was sie fordern. Erkelenz hat Recht: auch der

Gegner des odiosen Wortes ‚Enteignung' unter den Republikanern mußte mit Ja stimmen, einfach, weil kein anderer erträglicher Ausweg mehr da war.

Nun, das Verständnis des Parteimannes Külz für ‚revolutionäre Akte' soll uns gleichgültig bleiben, aber der Minister Külz hätte die volle Autorität seines Amtes aufbieten müssen, um die gegen die Durchführung des Volksentscheides mobilisierten terroristischen Kräfte zu bändigen. Das war Amtspflicht, mehr noch: persönliche Ehrenpflicht eines Mannes, der sich zu einer demokratischen Partei rechnet.

*

So ist wieder ein großer Aufwand vertan. Übrigens, liebe Freunde, es ist auch in eignem Hause reichlich gesündigt worden. Warum mußte dieses törichte Wort ‚Enteignung' auch mitten auf die Fahne geschrieben werden? Es traf in diesem Falle gar nicht zu und stammt zudem aus dem vulgär-marxistischen Vokabularium, da, wo es am tristesten ist. Es kam auf einen politischen Erfolg an, nicht auf eine Demonstration. Hätte der Kuszynski-Ausschuß eine bessere Formulierung gefunden, der Volksentscheid wäre mit fünf, vielleicht zehn Millionen Majorität durchgegangen.

Wären nicht auch die lieben Kommunisten etwas zu zähmen gewesen? Die haben noch in letzter Stunde im Rheinland, wo Alles auf die Stimmen der katholischen Arbeiter ankam, Flugblätter verbreitet, an denen ein alter nationalliberaler Kulturkämpfer seine Freude gehabt hätte, die aber unzählige katholische Republikaner verbitterten. Ich wende mich durchaus nicht gegen eine Zusammenarbeit mit den Kommunisten in weitern Aktionen. Aber man muß dann eben die Energie aufbringen, ihnen die Kindsköpfe gehörig zu waschen.

Nun ist der ganze Effekt des Unternehmens, daß Wilhelm sein Geld nicht auf Grund verschimmelter Pergamente erhält, sondern auf ein Volksurteil pochen kann. Es muß der stolzeste Augenblick seines Lebens gewesen sein, als er von diesem Votum erfuhr. Die Wolken um Doorn lichten sich. Wieder klingt ein munteres Tatü-Tata, wie ein Gruß an die Kriegskrüppel und Inflationsopfer. Der Boche berappt Alles.

Aber auch bei uns im Land kehrt wieder Ruhe ein. Die ‚zweite Revolution' ist beendet; in den Parteibureaus wird wieder das alte Pensum im gewohnten Gleichmaß abgewickelt. Und der brave Spießer, nach acht Tagen Seelenspannung schließlich doch zu Hause geblieben, schlägt das Blättchen auf und liest:

> „Samson scheint in dieser ersten Runde eine sichere Beute für die übersprühende Jugend seines Gegners. Aber wer kennt den Samson nicht, der groggy sich von neuem zum Fight hinreißt, auch diesmal ist gegen Ende der ersten Runde der alte Samson wieder da. Zwar kommt er nur recht stolpernd über die zweite Runde, fällt in seiner eigenen Ecke zu Boden, von einem links-rechten Trommelfeuer auf das Kinn getroffen, reißt sich aber wieder zusammen und landet gegen Ende dieser Runde sogar noch einen Respekt einflößenden Leberhaken."

Der große Sturm ist vorüber. Der deutsche Alltag ist wieder da.

Der deutsche Zusammenbruch 1918

von Veit Valentin

Der Weltkrieg hat nur vier Jahre gedauert: sechs Jahre hat die Untersuchung über die Ursachen der deutschen Niederlage gebraucht.

Drei starke Bände (in der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. zu Berlin, 1925); Parlamentarier, Offiziere, Professoren; Reden, Gutachten, Debatten, Entwürfe, Gegenresolutionen, Zwischenberichte, „Deckblätter" zu Entschließungen — alle Achtung!

Wir haben den Krieg gründlich verloren; diese noch gründlichere Untersuchung über die — Gründe ist ein wahrhaft deutscher Trost.

Das Werk hat zwei Titelblätter mit einer Gesamtzahl von 151 Worten. Ich bin außerstande, diesen Titel nach braver Referenten Sitte bibliographisch genau anzugeben. 151 Worte — nur auf den Titelblättern! Vielleicht hab' ich mich sogar verzählt. Alle Vorsitzenden, Sekretäre, Generalsekretäre, Kommissionäre, Herausgebende, Mitwirkende und sonst tätige Personen mußten aufgeführt werden: nur die drei Leute, die die Hauptarbeit taten — die Gutachter, sind auf den Titelblättern ungenannt geblieben. Wunderlich!

*

Solch Untersuchungsausschuß ist eine Art Theater: Zwischenfälle, Szenenwechsel, plötzlicher Fall des Vorhangs, Verschwinden und Auftauchen unerwarteter Personen — so steht denn billig erst ein Theaterzettel da mit Ort der Handlung und einer Liste der personae dramatis. Der Aufwand ist wirklich nicht gering.

Und das Ergebnis?

Die Entschließung, die der vierte Unterausschuß in seiner Sitzung vom 26. Mai 1925 angenommen hat als „Ergebnisse der Untersuchung betreffend die Ursachen des deutschen Zusammenbruches im Jahre 1918" — diese Entschließung ist wissenschaftlich völlig wertlos. Denn sie setzt sich aus einer Reihe von Einzelthesen zusammen, die nur zum einen Teil einstimmig angenommen worden sind: zum andern, wichtigern Teil ist die Annahme mit „Mehrheit" erfolgt — das heißt: die Vertreter der bürgerlichen Parteien haben fast durchweg die Vertreter der Sozialdemokratie niedergestimmt; Vertreter der Bayrischen Volkspartei und der Deutschen Demokratischen Partei waren aber stimmberechtigt nicht beteiligt!

Das Bild ist also völlig schief: die einstimmig angenommenen Thesen sind verwaschene Kompromißformeln über selbstverständliche und verhältnismäßig unwichtige Dinge; die Mehrheitsentschließungen aber dienen der militärischen Legende.

Geschichtliche Wahrheit ist höchstens in einigen Einzelheiten, keinesfalls in dem Gesamtergebnis zu finden. Wie konnte man auch den plumpen Versuch machen, mit einer parteimännisch zusammengesetzten Kommission subtilste Fragen jüngsten historischen Geschehens zu lösen!

Ein Glück noch, daß die drei Sozialdemokraten und der eine Kommunist je eine Minderheitsentschließung zustande gebracht haben, die wenigstens in sich eine geschlossene Gesamtauffassung darstellen. Beide Minderheitsentschließungen legen starken Nachdruck auf die Annexionsforderungen der politisch und wirtschaftlich einflußreichsten Kreise, deren Exponent die dritte Oberste Heeres-Leitung Hindenburg-Ludendorff geworden ist. Beide Entschließungen erweisen ferner, jede auf ihre Art, die Möglichkeit des Verständigungsfriedens und kommen zu einer harten Verurteilung der Personen und Mächte, die einen rechtzeitigen erträglichen Kriegsabschluß verhindert und das deutsche Volk durch die schlecht vorbereitete und durchgeführte Offensive von 1918 ins Unglück gestürzt haben.

*

Der Gang der Verhandlungen des Unterausschusses gibt allerhand zu denken.

Strategische Finessen sind den Teilnehmern der Sitzungen und uns Lesern von heute wahrhaftig nicht erspart worden — obgleich doch eine ausreichende militärische Ausbildung als Voraussetzung völligen Sachverständnisses nur bei Wenigen vorhanden ist (wie auch ein sozialdemokratisches Ausschußmitglied einmal sehr treffend ausgeführt hat).

Aber der Bericht des Sachverständigen Katzenstein über die Mißstände in der Armee (Band I., Seiten 76 und 77) ist in überraschender Weise gekürzt; oder vielmehr weit schlimmer: er bricht ab in dem Moment, da der Sachverständige von einer allgemeinen Einleitung aus zu den Einzelheiten kommt. Seite 84 heißt es: „Es folgt in etwa sechsstündigen Darlegungen, die auch die Vormittagssitzung vom 10. Juli größtenteils in Anspruch nehmen, eine Darstellung der wesentlichen Mißstände nach den Auszügen aus dem Material des Berichterstatters. Er schließt mit dem Erlaß der O.H.L. . . ."

„Im Auftrage des deutschen Reichstages" ist das Werk herausgegeben. Was sagt der Reichstag zu dieser Taschenspielerei?

*

Etwas Andres. Der Abgeordnete der Bayrischen Volkspartei Dr. Deermann hatte einen ausgezeichneten Entwurf für eine Resolution des Untersuchungsausschusses gefertigt (Band I, Seite 204). Deermann hat sich in ausführlichen Berichten mit den Gutachten der Sachverständigen auseinandergesetzt; seine Arbeit war gründlich, umfassend, vor Allem klar und entschlossen. Und dieser Entwurf ist sang- und klanglos unter den Tisch gefallen — nicht etwa allein deshalb, weil Deermann bei den Neuwahlen nicht mehr in den Reichstag zurückgekehrt ist; Deermanns Auffassungen waren offenbar zu „links"; die Bayrische Volkspartei war in der zweiten und dritten Wahlperiode gar nicht mehr im Ausschuß vertreten; der Schwerpunkt des Ausschusses ging nach rechts, Deutsche Volkspartei und Deutschnationale Volkspartei waren stärker vertreten als vorher, dazu kam noch ein Vertreter der Wirtschaftlichen Vereinigung, Dr. Bredt — und grade er hat über-

nommen, einen völlig neuen Resolutionsentwurf zu verfassen. Der Zentrums-Vertreter schloß sich fast immer den Rechtsparteien an: so klaffte der Ausschuß auseinander. Und mit einer Art Husarenstreich wurde eine neue Lage geschaffen: aus dem Nichts sprang plötzlich am 7. März 1925 der Generalmajor Wetzell in die Arena. Ludendorff hatte dem Ausschuß mitgeteilt, man möchte ihn mit der Zusendung von Material verschonen, er beabsichtige nicht, dazu Stellung zu nehmen. Wetzell erschien. Er war im Kriege bis kurz vor dem Zusammenbruch Chef der Operationsabteilung im Großen Hauptquartier gewesen: einer der Hauptverantwortlichen also! Und die Denkschrift dieses Mannes, der Mit-Angeklagter war, also am wenigsten als Sachverständiger in Betracht kam, der auch gar nicht vereidigt wurde, überhaupt persönlich nicht auftrat — die Denkschrift dieses Mannes gab den Verhandlungen des Ausschusses eine ganz neue Wendung und übte entscheidenden Einfluß auf die Meinung der Mitglieder der Rechtsparteien aus! Eine Arbeit ganz pro domo — verfaßt in dem bekannten Ton anmaßender Überheblichkeit. Das Zivil aber kuschte — wenigstens zum größten Teil. Der Kommissar des Reichswehrministeriums hat den Theatercoup Wetzell arrangiert!

*

Der Hauptwert des Werkes liegt in den Gutachten der drei Sachverständigen: Oberst Schwertfeger, General v. Kuhl, Professor Hans Delbrück.

Schwertfeger

Der fleißigste, gründlichste. Sein Gutachten umfaßt allein einen Band von 466 Seiten. Aus den Archiven der Zentralbehörden hat er eine große Anzahl Urkunden aufgestöbert und druckt sie im Text und als „Anlagen" ab: alles sehr kompendiös, solide, gewissenhaft. Beispiel: Eine Denkschrift der Frankfurter Zeitung aus der Mitte Februar 1918 wird ans Licht gezogen, worin auf ganz überzeugende Art nachgewiesen wird, warum der vaterländische Wille des deutschen Volkes brüchig geworden ist. Das politische Vertrauen, das die Heerführer genossen hätten, sei dahin — infolge der Arbeit der Vaterlandspartei und ähnlicher Verbände. Entsetzenerregend ist — nur noch diese Einzelheit! — ein Briefwechsel Wahnschaffe-Ludendorff. Der Unterstaatssekretär möchte vom Generalquartiermeister ein Dementi der Ludendorff zugeschriebenen Äußerung: „Wenn Bethmann Hollweg Kanzler bleibt, verlieren wir den Krieg." Ludendorff verweigert das Dementi! Und Michaelis findet Wahnschaffes Schritt „ungehörig". Nun — Ludendorff hat auch ohne Bethmann fertiggebracht, den Krieg zu verlieren.

Respekt vor Schwertfegers Fleiß! Aber der Glaube an die Akten ist noch nicht Alles. Es fehlt bei Schwertfeger der Mut und die geistige Selbständigkeit, letzte Folgerungen zu ziehen. Er spricht gern vom „Schicksal": es sei Deutschlands Schicksal gewesen, nun grade diese Krisen, nun grade solche Reichskanzler und Staatssekretäre gehabt zu haben. Schicksal?! So bleibt eine Anklage unausgesprochen, die aus Schwertfegers

Material nur allzu vernehmlich schreit. Die Feldherren will Schwertfeger nicht schuldig nennen: die Volksgenossen aber, die die Revolution vorbereitet haben, sind „gewissenlos"! Seltsame Unkenntnis geschichtlicher Vorbedingungen von Revolutionen! Schon mancher Umsturz ist von Wenigen geplant worden. Das Gelingen einer Revolution ist geschichtlicher Durchbruch, politisches Erlebnis, Wille zu einer Daseinsgemeinschaft. Wenn man Schwertfeger und Andre hört, muß man glauben, die Revolution sei ein Akt persönlicher Bosheit gegen das Militär gewesen — das wohl grade im Stadium der siegreichen Abwehr war?

v. Kuhl

Stärkstes Generalstabskaliber, Akademiker von Jugend an, geschmeidig, bewußt, beherrscht, ein versachlichter Waldersee-Typ; maßgebender und verhängnisvoller Mithandelnder schon beim Vormarsch 1914, Chef bei Rupprecht 1918 — also viel weniger objektiver Sachverständiger als der professionelle Kriegshistoriker und Archivmann Schwertfeger. Kuhl ist Meister darin, die Wahrheit, die er genau erkennt, zu verkapseln, in Nebensätzen geheimnisvoll durchschimmern zu lassen, um sich dann mit entrüsteter Ehrlichkeit doch immer wieder zur Ludendorff-Legende zu bekennen.

Hätten wir den Rücken gegen Rußland völlig frei gehabt, dann wären die Aussichten unsrer Offensive erheblich günstiger gewesen; völlige Ausschaltung Rußlands ist nicht gelungen — so lesen wir. Und trotzdem wird der Friede von Brest-Litowsk verteidigt!

Im November gab es nach Kuhls Statistik über zwei Millionen Amerikaner im Westen. „Truppentransportschiffe sind durch unsré U-Boote nicht versenkt worden." (Seite 55.) „Zweifellos ist für uns die außerordentliche Steigerung der amerikanischen Truppensendungen seit Mai eine Überraschung gewesen." (Seite 56.) Im Juli 1919 hätten die Amerikaner fünf Millionen erreicht. Und trotzdem wagt Kuhl, wenige Abschnitte später den Anschein zu erwecken, als wäre im November 1918 durch Herausziehung von einer halben Million Arbeiter der Kriegsindustrie möglich gewesen, bessere Waffenstillstandsbedingungen zu erzwingen!

Kuhl druckt auf Seite 97 (Band IV) gesperrt: „Mißlang die Offensive, dann war freilich der Krieg verloren." Aber es heißt weiter: „Dann konnte nur noch um einen leidlichen Abschluß weitergekämpft werden." Was soll das bedeuten: „leidlicher Abschluß"? Der Waffenstillstand bewahrte die deutschen Heerführer vor dem fürchterlichsten Kampf bei Metz und in Belgien Mitte November — ein Kampf, dessen Ausgang die militärische Niederlage in der grausamsten Weise besiegelt hätte.

Das soll aber das deutsche Volk nicht wissen: es soll an den leidlichen Abschluß glauben — den selbstverständlich die böse Revolution verdorben hat!

Kuhl sagt von dem großen Michael-Angriff im März 1918: „Die Anlage der Operation stand nicht ganz im Einklang mit

den verfügbaren Kräften." Wie vorsichtig! Alles wird sorgfältigst abgeschliffen, einwattiert, mit einer Art heuchlerischer Sachlichkeit verschachtelt und zurechtgedreht: so ist man gerecht bis — zur Selbstlosigkeit. Sieht die Wahrheit wirklich so aus?

Hans Delbrück

Delbrück hat es gegenüber Schwertfeger und Kuhl nicht leicht gehabt: Fleiß und Raffiniertheit waren hier verbündet; die Sache Ludendorffs verfügte über eine Verteidigung, die an Materialreichtum, Schlagfertigkeit, Wortgewandtheit ihresgleichen suchte. Delbrück hat sich auch hier manchmal wieder verhauen. Aber aus jedem Satz klingt eine eherne Männlichkeit, die wahrhaft erfrischt, nach all der Stoffhuberei, nach all dem Klügeln, Wägen und Feilschen. Manches ist bei Delbrück zu sehr vergröbert — so, wenn er aus Haeftens feiner psychologischer Studie über das doppelte Gesicht der Obersten Heeresleitung die „Unehrlichkeit" des Generals Ludendorff folgert. Aber man darf wohl sagen: in dieser welthistorischen Frage des Zusammenbruchs ist der derbe Holzschnittstil besser als minutiöse Kleinmalerei, bei der Format und Geist zum Teufel gehen. Delbrück hat den Instinkt des echten Geschichtsschreibers und den prachtvollen Wahrheitsmut der politischen Kampfnatur: wenn er vom Leder zieht, dann gibts kein Parlamentieren und Verkriechen mehr. Die Oberste Heeresleitung, das heißt: Ludendorff, hat nach Bethmanns Absägung alles Politische an sich gerissen und dies Politische mit verblendeter Verständnislosigkeit geführt: östliche Friedensschlüsse, Kriegszielfrage, Verständigungsmöglichkeiten. Sie hat aber auch militärisch die schwersten und verhängnisvollsten Fehler gemacht: statt die Ukraine aufzugeben und Italien völlig niederzuwerfen, statt die Westfront durch Einzelschläge zu erschüttern und rechtzeitig den möglichen Verständigungsfrieden zu schließen (Aktion Kühlmann, Haeftens Haager Bedingungen), hat sie durch einen strategisch nicht durchführbaren Gewaltangriff die deutsche Armee ruiniert und damit die militärische Niederlage entschieden. Sie hat dann über diese Hoffnungslosigkeit der militärischen Situation die politische Reichsleitung in Unkenntnis gelassen, um zuletzt im schlechtesten Augenblick ein überstürztes Angebot zu erpressen. An der höchsten Aufgabe der deutschen Geschichte ist so Ludendorff tatsächlich aus Mangel an politischen und strategischen Fähigkeiten gescheitert. Größer noch — so würde ich hinzufügen — als Beschränktheit und Hochmut ist freilich die Erbärmlichkeit der Gesinnung bei Ludendorff und den Seinen, die ihre furchtbare geschichtliche Schuld durch bösartige Verdächtigungen andrer Volksgenossen vertuschen wollen.

Delbrücks Gutachten ist am kürzesten — es schlägt aber durch, es ist wirkliche Geschichte: es ist in der Majestät der Anklage, der großartigen Rücksichtslosigkeit, der Urkraft tieferschütterter Vaterlandsliebe allein ebenbürtig den furchtbaren Schicksalen unsrer Nation, um die es sich handelt.

Die alten und die neuen Römer von Valeriu Marcu

Die Schatten römischer Toten haben länger als ein Jahrtausend den Lebendigen den Sinn für die Realität getrübt. Grade Das, was der Stolz Italiens nicht sein kann, wurde durch die Erinnerung an die von Plutarch beschriebenen Zeiten die Phrase des Tages. Die reiche, üppige Kultur Italiens ist nicht kriegerisch, und grade, daß die Italiener die gewöhnlichen, banalen, nach der Meinung der Schulbibel notwendigen Soldatentugenden nicht besitzen, könnte ihr Stolz sein. Palermo, Florenz, Genua, Mailand, Pisa und Bologna — der Kranz dieser Städte, ihr Sinn und ihre Vergangenheit kennt zumeist keine kriegerischen Lorbeern. Selbst während des Risorgimento, dieser heroisch scheinenden Periode, haben die kämpfenden Heere Italiens auf dem Schlachtfeld versagt. Radetzkis Soldaten waren Kroaten, Pollacken und Bosniaken, halbleibeigne Bauern und tapferer als die Jugend der Städte Turin, Florenz und Mailand, die gegen Papst und Kaiser kämpfte.

Doch die Geschichtslegende hat kein Erbarmen mit der Realität, und römische Tradition kapitolinischer Tempel entstand alle paar Jahrzehnte von neuem, um den Lebendigen Bilder vergangener Zeiten zu zeigen. Die Legenden des Kapitols wurden das Stimulans der Politik. Inzwischen konnten die Ruinen selbst der Lebendigen spotten. Die Menschen gewöhnlicher Arbeit, die mehr von Brot als von Tradition lebten, benannten die Stätte ihres Daseins nach der Nützlichkeit, die sie ihnen gewährte, und lange Zeit hieß das Kapitol: Monte caprino — der Ziegenberg. Denn die Hirten der Campagna weideten da ihre Ziegen. Das Kapitol gehörte Mönchen, die fleißig Kohl pflanzten. Indessen gingen die Römer des dreizehnten Jahrhunderts, die sich vom Papst und Kaiser befreien wollten, in schönen Mondnächten auf dem Kapitol zwischen Ziegen und Altertümern spazieren. Sie hatten nur eine dunkle Vorstellung, daß von hier aus einst die Welt beherrscht worden war. Und diese nächtlichen Spaziergänge formten dann am Tage die Hoffnungen politischer Wünsche. Die Römer waren in einem Zauberkreis gefangen. Die Träumerei war erhaben, sie kannte keine geographische Grenze, und mit Ruinen meinte man die Welt zu führen.

Noch im vierzehnten Jahrhundert, als die Bürger Roms sich in den Kastellen der Stadt verschanzten, um gegen einander und gegen den Papst zu kämpfen, meinten sie, den Kaiser krönen zu dürfen, und die senatorischen Familien verlangten die Macht der Senatoren Caesars. So heißt es in einem Brief der Senatoren an Konrad den Dritten:

> Das Reich der Römer, welches Gott Eurer Leitung anvertraut hat, wieder zu der Macht zu erheben, die es unter Konstantin und Justinian besaß, da es aus Vollmacht des römischen Senats die Welt beherrschte, ist auch unser Wille für Euch. Wir gewähren Recht und Frieden allen Denen, die es wollen.

Dieses Schreiben des römischen Senats wiederholte sich während zehn Jahrhunderten in mehr oder minder veränderter

Form immer wieder. Die Macht dieser Tradition ist Das, was man die politische Idee des Mittelalters nennt. Die römischen Kaiser auf dem Throne Deutschlands, der Papst und der Senat in Rom — sie Alle beanspruchten, die Nachkommen römischer Legitimität zu sein.

Und der Fascismus, der nach der Ergreifung der Macht krampfhaft eine politische Idee sucht, will, als ein groteskes Spiel der Renaissance, die altrömische Idee zur neuen politischen Realität gestalten. Diese Idee wird Staatsreligion. Die offizielle Presse monopolisierter Meinung behauptet:

> Es ist nicht wahr, daß alle Wege nach Rom führen. Nein, wahr ist vielmehr, daß die Straßen Roms bis ans Ende der Welt gehen.

Und:

> Rom, Rom und nur Rom ist das wahre Vaterland. Rom gehört nicht zu Italien, denn Rom ist keine Stadt. Italien gehört zu Rom, denn Rom ist die Idee, es ist die Kraft. Es ist die Kraft des Universums, und wenn Rom schweigt, so werden die Menschen zu Bestien. Rom schlief lange; es bedurfte der Ruhe, um heute wieder aufzuerstehen.

Dies erklärte der offizielle Dichter des Regimes Valerio Ratto unter begeisterten Hymnen vor den offiziellen Parteikreisen des Fascismus. Und der Bürgermeister der Hauptstadt verkündete an einem Aprilmorgen des Jahres 1926 den römischen Plakatlesern:

> Rom fühlt die Kraft und den Ruhm der Vergangenheit. Römer! Das Liktorenbündel und der Adler der Legionen sind unsre Zeichen. Das eine verkündet die Ordnung und die Erhabenheit der Gesetze; es verkündet die Kraft und die Harmonie. Der andre erhebt sich zum Himmel und erblickt die fernsten Horizonte. Rom erwartet von der Begeisterung seiner Söhne eine Aera neuer Herrlichkeit.

Am gleichen Tag erließ die Fascistische Partei folgenden Aufruf:

> Römer! Der Geburtstag der Hauptstadt, der früher nur eine ferne Erinnerung an vergangene Größe war, bedeutet heute, unter dem fascistischen Regime, den Willen zur Macht und zum Imperium.

Das fascistische Organ ‚L'Impero' meint, daß Alles bereit sei — denn, so frohlockt es:

> Die Silhouette Caesars ist am Horizonte der sieben Hügel wieder zu erblicken.

Der so apostrophierte Duce ist zufrieden, denn Rom ist nach seiner Meinung die einzige Stadt der Welt, die eine universale Geschichte befähigt, die Welt zu führen.

Das Ganze wird nicht so sehr der Welt wie den Römern selbst gesagt. Denn der italienische Imperialismus, der kein Imperialismus, sondern eine Romantik ist — der wahre Imperialismus schweigt und nimmt —, gilt für die Innenpolitik, und die Innenpolitik gehört den schwarzen Hemden, den jungen Burschen, die sehr hübsch aussehen und als Einzelne freundlich und unbelesen sind. Nun aber sagt man ihnen, sie sollen das sein, was ein Jeder von Natur aus am liebsten und

am leichtesten ist: roh, eingebildet, alles Feindliche verprügelnd und keine Diskussion duldend. Die Jungens sind das mit Begeisterung, und nach großen Reden, die eigentlich der Welt, den fünf Kontinenten gelten sollten, wird — ein Passant verhauen...

Welch ein Volk! von H. Avold

Eine der Hauptsünden, die das Konto des Deutschen Reiches belasten, ist die Schuld gegen die Grenzland- und Ausland-Deutschen. Das deutsche Volk trägt daran bereits sieben magere Jahre; aber da ein großer Teil nicht weiß, wie mit seinen Volksgenossen Schindluder getrieben wird, trägt es daran leicht.

Das große rote Gebäude in der Oranienburger Straße, Reichsschuldenverwaltung genannt, wo in über 600 Räumen von einem entsprechenden Beamtenapparat die Schulden des Reiches „verwaltet" werden, steht in sich so gefestigt da, daß es noch viele sieben Jahre weiter Schulden verwalten kann.

Die Opfer aber, die es getroffen hat, daß sie ihres Eigentums, ihrer Heimat beraubt, von Haus und Hof verjagt und als ungebetene Gäste in ihr geliebtes Deutschland befördert wurden: für sie bedeuten diese sieben Jahre geduldigen Wartens eine Zeit der Enttäuschungen, der Entmutigung, der Verbitterung, der Verzweiflung.

Der Grenzland-Deutsche war nationaler als national. Er fühlte auf vorgeschobenem Posten in sich die Verpflichtung, sein Deutschtum dem Auslande gegenüber hoch zu halten. Treue, Echtheit, Wahrhaftigkeit, Herz und Gemüt — all diese Dinge sah er dem Deutschen auf den Leib geschrieben, all diese Eigenschaften waren für ihn von den Deutschen allein gepachtet. So stand er an der Grenze, der „deutsche Mann"!

Als nun die Herrlichkeit ein Ende hatte, als er dem deutschen Volke zurückgegeben wurde — da tat er, was der Deutsche tut: die Leidensgenossen gründeten Verbände, gaben ein Mitteilungsblatt heraus, hielten Versammlungen ab und sangen „Deutschland, Deutschland über Alles". Der Fall lag klar: ihr Eigentum war vom Ausland liquidiert; der Erlös ward dem Deutschen Reich auf Reparationskonto gutgeschrieben; das Deutsche Reich wird seine Gläubiger befriedigen.

Das Deutsche Reich versah seine Gläubiger zunächst mit Gesetzen, Richtlinien, Zusatzbestimmungen und andern papiernen Dingen. Oberster Grundsatz: Ich muß Dich nicht befriedigen — ich kann es — aber jetzt kann ich nicht! Und es gab 2, 3, 4, 5 Prozent des Liquidationserlöses.

Der nationale Deutsche las und las und wußte nicht, wie ihm geschah. Männer, die zwanzig und mehr Jahre an die Spezialeigenschaften des Deutschen geglaubt hatten, sahen sich in ihrem Glauben betrogen. Das, was sie das Schwerste hatte ertragen lassen: der Glaube an das begnadete Deutschtum — dieser Glaube stürzte zusammen. Sie konnten nunmehr ihr Los, das Los der Vertriebenen, nicht mehr ertragen: sie starben.

Der Rest wartete weiter Jahr um Jahr. Da kam mit Hilfe des Ruhrskandals eine Nachentschädigung; für die Toten leider zu spät. Es mutet merkwürdig an, wenn das Reichsentschädigungsamt in den Elsaß-Lothringischen Mitteilungen bekanntgibt:

> Nachfolgenden Personen sind Nachentschädigungen bewilligt worden. Die Auszahlung konnte nicht erfolgen, weil die Geschädigten selbst oder ihre Erben sich im Auslande befinden ...

Folgen die Namen der Toten und Verschollenen.

In allen Teilen des Deutschen Reichs sitzen die Vertriebenen in Dachstübchen, in Baracken, geduldet bei irgendwelchen Verwandten, und starren nach dem großen roten Gebäude in der Oranienburger Straße, von wo endlich das Heil kommen soll.

Dort aber wird alle vier Wochen die Abteilung A vom 3. in das 5. Stockwerk, die Abteilung B vom 5. in das 3. Stockwerk, die Abteilung C vom 2. in das 4. Stockwerk und so fort verlegt. Wagen, bis zum Rand mit Aktenstücken beladen, rollen durch die Korridore, schwanken im Aufzug auf und nieder. Was tut man? Man zieht um!

Die Elsaß-Lothringischen Mitteilungen aber bringen „Aus Briefen des Elends" folgenden von F. E. C. im Rheinland:

> Und wenn es auch nur wieder ein Tropfen ist: ein Verschmachtender hascht und giert auch nach dem Tropfen! Der Gekreuzigte nahm selbst die Galle, und wir Vertriebenen sind nicht minder ans Kreuz geschlagen! Er — von seinen, wir — von unsern lieben Stammesgenossen! Hätte ich die Zeit zur Verfügung, ich wollte einmal die traurige Tragödie der Vertriebenen beschreiben, die härter, grausamer, erbarmungsloser und mit niederträchtigern Mitteln zu Boden geschmettert wurden, als selbst der Feind sie auf den Feind häuft. Und das am eignen Volke erleben müssen, würgt ständig an der Kehle. Zu Sklaven hat uns unser Volk gemacht. Gehören wir noch zu ihm?

Welch ein Volk!

Professoren von Max Schill

Mit Regenschirm und Brille,
harmlos in Wort und Schrift.
Bis sie der deutsche Wille
aufrief zu Gall' und Gift.

Bis tausend Pharisäer
sich übers Pult gebückt,
gen Feindbund und Hebräer
das Tintenfaß gezückt.

Bis eine heil'ge Woge
von Bonn bis Insterburg.
Bis jeder Philologe
sich fühlte als Lykurg.

Habt Acht, Ihr Bücherkisten!
Hört andre Zeiten nahn,
die gegen Humanisten
nicht so borniert human!

Aufstand gegen den Marxismus

von Wilhelm Michel

Hendrik de Man, seit Kriegsende in Darmstadt wohnhaft, hat ein Buch: ‚Zur Psychologie des Sozialismus' geschrieben (und bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen lassen). Es behandelt, es predigt den sozialistischen Menschen. Es ruft zum Aufstand des Menschen gegen den Marxismus auf. Die sächsische Parteipresse bedenkt das Buch daher mit Spott und Indignation. Aber Viele im Reich jubeln ihm zu als dem erlösenden Wort.

Man erwarte von mir keine regelrechte Besprechung; nur brennendes Interesse an der Fragestellung, aus persönlicher Verflochtenheit in das Geschick des Sozialismus und unsres Landes, ruft mich zum Wort. Auf unsereinen wirkt das Buch Hendrik de Mans wie der Frühling an der Bergstraße. Unser Fall liegt ja so beschämend einfach. Warum sind wir Sozialisten? Aus Leidenschaft für die Gerechtigkeit. Woher kommt diese Leidenschaft? Aus der rebellischen Grundhaltung gegen das blinde historische Gebilde. Und woher kommt diese Rebellion? Aus der entscheidenden Bindung an den Geist, der die große Gegenkraft gegen die augenlosen Mächte des „Blutes" und so weiter (siehe Spengler) ist. Wir hängen am Menschen. Wir können nur da atmen und leben, wo der Mensch gilt.

Es gab eine Zeitlang eine Psychologie ohne Seele. Es gab eine Naturwissenschaft ohne Natur. Es gab auch eine Menschenbefreiungstheorie ohne Menschen. Ihr Name war: Marxismus. Am Marxismus mag Marx so wenig schuld sein wie Laotse am Taoismus (um von näherliegenden Beispielen zu schweigen). Aber es ist nicht zu leugnen, daß er, Marx, damit begonnen hat, den wirklichen Menschen aus seinem System zu eliminieren. Er hat den Menschen theoretisch der Sachwelt untergeordnet, Seine große Entdeckung war ja grade, daß die oekonomischen Dinge das Bewußtsein, also den Menschen bestimmen. Er hat als Erster die Knechtung des Menschen durch die Maschine vollzogen: durch die Denkmaschine, durch die Maschine eines gesetzlichen, naturwissenschaftlich ergründeten Zusammenhangs. Von selbst kommen die oekonomischen Verschiebungen, von selbst die Revolutionen. Wenn Marx solchermaßen ohne den Menschen auskam: was Wunder, daß der Marxismus ihn schließlich vergaß und, da der Mensch immerhin nicht zu existieren aufhörte, mit ihm zusammenstieß? Überall ist dieser Zusammenstoß erfolgt; wie eine Zwangsjacke schließen die marxistischen Vorstellungen die menschliche Realität der Arbeiterbewegung ein. Wer tiefer blickt, sieht einen wahren Verzweiflungskampf des Menschen gegen eine rettungslos überalterte Theorie im Gange. Der Marxismus muß fallen, damit der Sozialismus leben kann; damit der Mensch leben kann. Der Marxismus ist heute, um in seiner eignen Sprache zu reden, in der Lage jener Ideologien, die dem realen Zustand der Dinge nicht mehr entsprechen: daraus erwachsen revolutionäre Kräfte und richten sich konzentrisch gegen ihn.

Hendrik de Man hat jahrzehntelang im belgischen Sozialismus eine führende Stelle eingenommen. Er hat am eignen Leib erfahren, was es mit dem Marxismus auf sich hat. Er wirft

ihm auf 450 Seiten seines Buches die Realität entgegen, die psychologische Realität des heutigen Arbeiters, und diese erweist auf Schritt und Tritt die marxistische Denkweise als überwunden, die marxistischen Methoden als unzweckmäßig und schädlich. Wenn ich aus seinem Buch dafür Belege anführen wollte, würde ich nicht fertig werden. Der stärkste Beleg ist darin geliefert, daß faktisch der Marxismus überall preisgegeben wird, heute schon, wo Sozialisten aus der bloßen Opposition heraustreten. In der Opposition kann man ungestraft allerlei guten und schlimmen Illusionen nachhängen; die Erprobung fehlt, und so wird der Unsinn nicht entlarvt. Wo praktische Aufgaben kommen, Macht, Verachtung, wo der Mensch anfängt, da gibt es keinen Marxismus mehr. Protestiert, soviel Ihr wollt: dabei bleibt es. Der Marxismus ist eine Geburt der Opposition; zum Herrschen hat er keinerlei Fähigkeit. Da wird er zur Verhinderung des Sozialismus. Es gibt seine Bedingungen nicht mehr, er ist ein Aberglaube geworden, aus dessen Grab allein sich die Macht und Würde und Wirksamkeit des Gedankens der sozialen Gerechtigkeit erheben kann.

Man hat Hendrik de Man vorgeworfen, er untergrabe den Marxismus, ohne einen Ersatz, also offenbar eine zielgebende Lehre an seine Stelle zu setzen. Wozu braucht es denn einer Lehre, solange es soziale Not gibt? Soll mir ein Professor der Nationaloekonomie erst beibringen, daß ich mich über dies und jenes zu entrüsten habe? Es ist doch nur eine riesengroße Täuschung, daß der Sozialismus oder die Rebellion überhaupt bisher von einer soziologischen Lehre gelebt habe. Der Sozialismus hat davon gelebt, daß eine Anzahl von Menschen gelitten haben, und daß es unter ihnen und neben ihnen eine Anzahl von Menschen gab, die das nicht dulden wollten. Wie viele sind bei den Rebellen, die nicht einmal anerkennen mögen, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel die unerläßliche Arznei sei! Was gilt ihnen Vergesellschaftung, wenn die Entwürdigung der Menschen fortdauert? Auf keinen Fall ist eine Lehre zu brauchen, die den Menschen im Enderfolg zum bloßen Erdulden der Geschichte erzieht, statt zum Leisten, zum Gestalten. Die letzten Jahre haben nicht nur uns Deutschen, sondern der Welt die große Wahrheit wieder erschlossen, daß alle Formung menschlicher Dinge ein Leisten ist: daß sie gesehen, gewollt und dem Chaos abgerungen werden muß. „Von selbst" kommt immer nur die Gestaltlosigkeit. Die Aegypter verehrten Tiere als Götter, und schon den Griechen war das ein Ärgernis. Der Marxismus erweist dem „Von selbst" göttliche Ehren, und das heißt ebenfalls: das Unterste zu oberst kehren, das Blinde zum Führer des Sehenden machen, den Menschen ausschalten und erschlagen. Sozialismus beginnt mit Geist: mit der Gegenwehr des Gewissens gegen einen historischen Skandal. Der Marxismus ist der Versuch, den Geist aus dem Sozialismus zu entfernen und den Menschen mit gebundenen Händen einem untermenschlichen, nämlich naturgesetzlichen Ablauf auszuliefern. Er verkehrt den Sozialismus (der doch überall vom Geist aus gegen die bloße „Natur", gegen das blinde Gewährenlassen vorgehen muß) fast in sein Gegen-

teil. Folgerichtig muß jede Reïntegration, jedes Durchstoßen des Sozialismus zu seinem geistigen Ursprung, zunächst mit dem Marxismus abrechnen.

Lest das Buch von Hendrik de Man. Es ist eine der letzten Abrechnungen mit dem neunzehnten Jahrhundert, das mit der weit vorgeschobenen Bastion des Marxismus frevelhafter Weise noch tief in unsre Gegenwart hereingreift; eine altertümliche Zwingburg, die ihre Schuldigkeit ohne Zweifel getan hat, deren Formen aber heute nicht mehr verstanden werden, deren Mauern niedergelegt werden müssen, weil das Leben über ihre Vorbedingungen längst hinausgegangen ist.

Schwerer Dienste tägliche Bewahrung — Sonst bedarf es keiner Offenbarung: mit diesem Goethe-Wort endet das Buch von Hendrik de Man. Es ruft den Menschen aus; es ruft das ewige „Heute und Hier" aus, die Kraft, den Glauben, das Gewissen, den Geist, das Leben. Es tut dies in einer schönen, noblen, vorsichtigen, gelassenen Sprache; in ihr wirken jahrzehntelange Zweifel und Kämpfe nach, aber es lebt in ihr auch fortglühende Begeisterung aus Jugendtagen, die einwandfrei erweist, daß dieser Mann einer der besten Sozialisten ist, die je im Meinungskampf das Wort genommen haben. Denn Sozialismus ist nie etwas andres gewesen als Geltendmachung des unverkürzten Vollmenschentums gegenüber der Verstümmelung und Zerbrechung durch unkontrollierte dämonische Kräfte der Geschichte.

Alte Wandervögel von Ignaz Wrobel

Sagen Sie ihm,
Daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird —

Seit etwa sechsundzwanzig Jahren gibt es in Deutschland eine „Jugendbewegung", ihre geschichtlichen Anfänge sind von dem seligen Blüher in einem recht gespreizten Buch dargestellt worden; der Deutsche protzt ja gern mit sich selbst, indem er sich als großgedrucktes Kapitel im Lamprecht oder Ploetz schildert. Was die deutsche Jugendbewegung ist, hat man uns zur Erschöpfung mitgeteilt; ich will heute einmal fragen, was sie bewirkt hat.

*

Die jungen Leute, die um das Jahr 1900 die Wandervogelbewegung ins Leben riefen, fingen intellektuell schwer bepackt an, und das hat sich seitdem unaufhaltsam gesteigert. Die Subtilität des Denkens hat die Jugendbewegung bis ins Lächerliche gespalten: es gibt hunderte von Vereinen und Grüppchen, Bünden und EVs — und jede Gruppe hat eine eigne Weltanschauung, eine ihr eigne Theorie, ihre Grundsätze, und alle sind verwaschen oder unnachgiebig. Verwaschen: dann sind sie militärfromm und gute Kinder — oder unnachgiebig: dann gibt es keine Weltanschauung außer der ihren, und Fluch der Konkurrenz!

So weit ist das ihre eigne Angelegenheit, und wir haben uns nicht in Familienstreitigkeiten zu mischen. Aber was

haben nun diese geistigen Bewegungen ausgerichtet, wie ist die Generation, die durch sie hindurchgegangen ist, im praktischen Leben beschaffen, was ist aus den jungen Leuten geworden?

Nichts.

Alte Wandervögel — wie sieht das aus?

Die Klampfe hängt an der Wand, ein Band Dehmel und ein Hans Thoma daneben — aber viel mehr ist nicht geblieben. Hat der Wandergefährte die Wandergefährtin geheiratet, so gibt es wohl noch gemeinsame Spaziergänge, eine gewisse Anhänglichkeit an den Verein, die umso größer ist, je mehr Möglichkeit zum Vereinsknatsch sich bietet. (In diesen Kreisen sagt man nicht „Schriftführer" — sondern „Führer" schlechthin.) Aber wo sind die oft besungenen Ideale, die Prinzipien, die reine Luft von den Waldbergen, das neue Leben?

Diese jungen Leute sind Telegraphensekretäre geworden oder Zahnärzte, Schreiber auf irgendeinem Amt oder Volksschullehrer — Werkmeister oder Ingenieure . . . Und wo, wo in aller Welt ist die Wirkung des so bewegten Rummels, die Wirkung, also das Einzige, worauf es schließlich ankommt? Ich sehe sie nicht.

Es handelt sich selbstverständlich nicht darum, zu sagen: Wieviel große Dichter oder bedeutende Maler hat die deutsche Jugendbewegung hervorgebracht? Die Beantwortung dieser Frage beweist nichts für sie oder gegen sie. Dazu ist sie nicht da. Wenn sie aber überhaupt einen Sinn hat, so ist es doch der, eine neue Generation zu schaffen, ein neues Geschlecht, das im Leben, in der Praxis anders, besser, neuer, sauberer denkt, als die Alten es oft vermocht haben. Wo ist diese Generation —?

In den Krieg ist das gelaufen wie alle Andern auch. Sie sangen ein paar hübschere Lieder als die Andern, das ist wahr, wie man überhaupt so oft das Gefühl hatte: von diesen Kreisen her wird der Krieg kunstgewerblich verniedlicht, es war das Bild im Unterstand Der deutschen Heimat Unterpfand, oder dergleichen. Und ein Büchelchen mit einem blondbezopften Mädel ließ wenigstens für einsame Stunden vergessen, daß die eigentliche Aufgabe des durch Europa wandernden Vaterlandsverteidigers immerhin darin bestand, seinem Miteuropäer ein Stück Eisen durch den Bauch zu jagen oder ihm mit Gas die Sehkraft zu nehmen . . . Also Pazifisten waren es kaum.

Aber man soll nicht immer gleich das Äußerste verlangen, sie konnten ja etwa zur Entschuldigung ihrer Instinktlosigkeit sagen, sie seien Evolutionäre . . . Wo aber ist die Wirkung dieser ins Abstruse angeschwollenen Vereinsmeierei im Leben von heute —? Sie ist nicht da.

Auf den Ämtern sitzen junge Mädchen, die sich die Köpfe mit etwas heißgeredet haben, was sie „Probleme" nannten — auf den Kathedern der Schulen sitzen sie (wo sie noch am ehesten Gutes wirken), in tausend Geschäftszimmern . . . Wo ist der neue Geist? Wo ist die gewandelte Lebensführung, das Neue grade in jenen tausend Kleinigkeiten, deren Ablauf das eigentliche Leben ausmacht — denn keineswegs besteht das

Leben aus drei pathetischen Augenblicken, auf die allein es ankommt. Wo sind gereifte Menschen unsrer Generation, denen der neue Geist aus den Augen strahlt, Menschen, vor denen man fühlt: diese sind anders —? Sie sind nicht da.

Ich weiß, daß es kleine Fortschritte gibt; ich weiß, daß weniger gesoffen und mehr Sport gemacht wird — aber zur Erreichung dieser nüchternen Ziele braucht man nicht so viel geistige Wellen, die nur scheinbar dem Ufer zueilen: in Wahrheit bewegen sie sich auf- und abwärts, am selben Platz. Welche tote Last! Wer sich den Fusel nur durch die Lektüre schlechter Romane des Herrn Popert abgewöhnen kann, sei trotz Allem gesegnet für und für — aber eine Jugendbewegung scheint mir das nicht. Und daß emsiges Training in irgendeinem Stadion nicht immer eine neue Geistesverfassung hervorbringt, wird verständlich, wenn man bedenkt, daß es da des öftern an Geist gänzlich gebricht.

Also wo sind die Neuen? Wo ist diese vielbeschriebene neue Generation? Ich sehe nur Folgendes:

Außerhalb eines zu nichts verpflichtenden Kunstbetriebes, der dem „Jungen" neben der Reklame pekuniären Erfolg bringen kann, schlüpft eine ganze Generation, problematisch maßlos überfüttert, in die Apparatur und das feste Gefüge einer bestehenden Welt und wird dort anstandslos verdaut. Man assimiliert sich. Die Torheiten der Jugend sind dahin, die Ideale halbvergessen, nur hier und da summt noch ein altes Wanderlied durch den Kopf ... „der Ernst des Lebens" hat gesiegt.

Er hat über eine Jugend gesiegt, die Alles gewollt und so wenig erreicht hat. Über eine Jugend, die eine Welt stürmen wollte, was löblich, und die nicht die Atmosphäre auch nur eines Landratsbureaus hat ändern können, was weniger löblich ist. Wo seid Ihr, vom Hohen Meißner? Verrauscht die schönen Reden, gedruckt und gelesen die schönen Zeitschriftenartikel, zerplatzt die Diskussionen ... Und nun? Nun haben euch die Alten unterbekommen, sie waren stärker als Ihr, Ihr habt sie nicht besiegt.

*

Alles will ich gelten lassen, nur Eines nicht: „Sie stehen nicht in der Jugendbewegung, und Sie wissen nicht ..."

Eben das scheint mir ein deutscher Irrtum zu sein, der da glauben machen will, nur der Fachmann könne ein Urteil über die Wirkung der Arbeit von Fachleuten abgeben. Um zu sehen, ob die Schiffe einer bestimmten Werft schon nach der dritten großen Fahrt sinken, braucht man kein Schiffsingenieur zu sein. Die Ursachen der Katastrophe kann nur er untersuchen — die Katastrophe festzustellen hat Jeder das Recht.

Und ich will gar nicht wissen, daß der linke Flügel der Freideutschen sich der Mitte der Jungdeutschen genähert hat, ich will gar nicht wissen, daß die Stellung Mahrauns sich gegen Ende des Jahres 1925 leicht nach links verschoben hat — ich brauche das auch gar nicht zu wissen, um als Zuschauer, grade als Zuschauer zu sehen: Hier ist etwas nicht in Ordnung.

Hier stehen Inszenierung, Menschenauftrieb, Lärm, Terminologie, geistiger Spektakel in einem bizarren Mißverhältnis zur Wirkung, zur Wirkungslosigkeit. Diese entwachsen ihrer Jugendbewegung, sie tummeln sich darin, wie in einem Schwimmbade, aber irgendeine Wirkung für lange Zeit ist nicht zu spüren. „Mensch! Wie sehen Sie aus!" „Aber ich habe in meiner Jugend fleißig gebadet!"

Wenn Jugendbewegung überhaupt einen Sinn hat, so ist es doch der: Männer zu schaffen. Neue Menschen, anders gesinnte Männer, ein umgestaltetes Geschlecht.

Aber hier ist der stehende Teil der Jugendbewegung dauernd in großer Bewegung, die Tropfen spritzen nur so, fröhliches Geschrei erfüllt die Stätte der Badenden — und dann steigen sie auf die Holztreppen, trocknen sich ab, gehen nach Hause... Und Neue plantschen im Teich, aber die Alten vergessen.

Alte Wandervögel — was ist das? Was ist sie, diese Jugendbewegung, was ist sie in ihren überwiegenden Teilen, was stellt sie dar, wenn wir die Wirkung betrachten —?

Das, was deutsche Organisationswut, Reglementstorheit, Gruppenspielerei immer gewesen sind: Selbstzweck.

---

§ 175 von Hans Hyan

Es hat den Anschein, als sollte selbst das jammervolle Machwerk von Strafrecht, das unter Bismarck Gesetz wurde, unter dem Banner der Republik in Deutschland noch hundertfach verschlechtert und verbösert werden. Der uns zugedachte Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches ist die Inkarnation aller Juristenweisheit und Justizhärte. Er überteufelt das geltende Straf-Unrecht. Das Wort stammt aus Johannes Werthauers zündender Streitschrift: ‚Strafunrecht, Beitrag aus der Praxis' (im Verlag Alfred Pulvermacher & Co. zu Berlin W 30)). In dem Abschnitt ‚Sittlichkeitsdelikte' sagt Werthauer mit voller innerer Berechtigung: „Der Geschlechtstrieb darf nicht Objekt der Gesetzgebung sein . . . Nur, weil das Rechtsgut einer andern Person verletzt wird, darf Bestrafung angedroht werden . . . Wenn beide Personen freimündig, im vollen Bewußtsein sind, so hat die Strafgesetzgebung den Eingriff in die Rechtssphäre zu verneinen . . ."

Was will nun der neue Entwurf? Er sagt unter § 267:

> Ein Mann, der mit einem andern Mann eine beischlafähnliche Handlung vornimmt, wird mit Gefängnis bestraft. Ein erwachsener Mann, der einen männlichen Jugendlichen verführt, mit ihm Unzucht zu treiben, wird mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten bestraft. Ebenso wird ein Mann bestraft, der mit einem Manne gewerbsmäßig oder unter Mißbrauch einer durch Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründeten Abhängigkeit Unzucht treibt. In besonders schweren Fällen ist die Strafe Zuchthaus bis zu fünf Jahren.

Das heute geltende Gesetz sagt dagegen unter § 175:

> Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen, auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Die die Sodomiterei bestrafende Bestimmung ist danach fortgefallen. Und von einem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sagt der neue Entwurf in § 267 nichts mehr. Aber damit, daß er eine Strafverschärfung bis zu fünf Jahren Zuchthaus festsetzt, ist nach Abschnitt XXVIII § 31 der Preußischen Prozeß-Ordnung die dauernde Unfähigkeit, in Heer und Marine zu dienen, sowie die dauernde Unfähigkeit, öffentliche Ämter zu bekleiden, verbunden. Auch kann nach Abschnitt XXVIII § 32 neben der Zuchthausstrafe auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Von einer Besserung der Bestimmung zugunsten des Verurteilten ist also keine Rede.

Im neuen Entwurf soll erstens der Mann, der mit einem Manne beischlafähnliche Handlungen vornimmt, mit Gefängnis bestraft werden... Die Dauer der Strafe ist nicht begrenzt, wird also ins richterliche Ermessen gestellt.

Und in Abschnitt XXVIII § 16 der Straf-Prozeß-Ordnung heißt es:

> Der Höchstbetrag der Gefängnisstrafe ist fünf Jahre, ihr Mindestbetrag ein Tag.

Was sind nun „beischlafähnliche Handlungen"? Der Kommentar von Dr. A. Dalke sagt darüber:

> Eigentliche Päderastie (coitus in anum) oder immissio seminis ist nicht notwendig. Immer aber wird Berührung des männlichen Gliedes mit dem Körper der andern Person verlangt (also zum Beispiel coitus in os oder inter genua). Der Körperteil der passiven Person braucht nicht entblößt zu sein. Wechselseitige Onanie fällt nicht unter § 175.

Wenn also in der Begründung zum neuen Strafgesetzentwurf behauptet wird, der neue § 267 stelle die Tragweite der Bestimmung dadurch klar, daß er nur die „beischlafähnlichen Handlungen" mit Strafe bedrohe, so ist dies eine neue Tartüfferie. Das Einzige, was § 267 nicht bestraft, die mutuelle Onanie, war und ist auch nach dem jetzt geltenden § 175 nicht strafbar.

Zweitens wird in § 267 von dem „erwachsenen Mann" gesprochen, „der einen männlichen Jugendlichen verführt", mit ihm Unzucht zu treiben. Er soll mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten bestraft werden. Als „Jugendlicher" gilt der Mensch bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr, mithin bis zu einer Zeit, wo der Durchschnittsdeutsche — nicht nur der Arbeiter! — seine Lehrjahre absolviert hat und bereits seinen Lebensunterhalt erwirbt, also auch schon selbständig ist. Daß ein solcher Mensch einen besondern Hüter im Gesetz braucht, der seine Unschuld beschirmt, das kann keinem lebendig Fühlenden und Denkenden einleuchten. Es kommt aber hinzu, daß das tiefste Wesen der Männerfreundschaft damit doppelt getroffen wird. Vielleicht das Schönste und am meisten Anerkennenswerte in der Männerliebe ist grade das Verhältnis des ältern zum jüngern Manne. Ich habe solche Verhältnisse beobachtet und gefunden, daß hierbei reife, gebildete, oft bedeutende Männer von ihrem Wissen, ihrer Erfahrung, aber auch von ihrer materiellen Besserstellung an den jüngern abgaben, daß sie ihn bildeten, ihn aus niederer Lebensstellung emporhoben. Zweifellos gibt es unter solchen Jünglingen auch nicht

homosexuell veranlagte; doch gehen diese später auf die Lebens- und Liebesseite, die ihnen die Natur angewiesen hat, zurück. Sie schließen Ehen, gründen Familien, und es kommt nicht selten vor, daß ihnen der einstige „Freund" auch dann noch hilfreich zur Seite steht, obgleich die Liebesbeziehungen längst aufgehört haben . . . Ich bin durchaus der Ansicht, daß man das Schutzalter beim jungen Mann bis zum sechzehnten Lebensjahr festsetzen soll (also ebenso wie beim jungen Mädchen) — was darüber ist, das ist vom Übel. Und dies „darüber" wird dem Erpressertum in ungeahnter Weise Vorschub leisten. Dem Jugendlichen gegenüber wäre nämlich schon die mutuelle Onanie strafbar; ja, es ließe sich wohl denken, daß ein besonders heikles Gericht in gegenseitiger Umarmung und im Kuß bereits den Tatbestand des § 267 oder doch den Versuch dazu erblicken könnte. Und die Strafe soll hier wenigstens sechs Monate betragen. Man stelle sich einen Gerichtshof etwa von der Art der bekannten Siegert-Kammer vor: da werden die Jahre Gefängnis nur so herabhageln auf die Unglücklichen, denen Stiefmutter Natur eine verkehrte Einstellung mitgegeben hat.

Drittens heißt es in dem neuen Paragraphen:

> Ebenso wird ein Mann bestraft, der mit einem Manne gewerbsmäßig Unzucht treibt.

Hier zeigt die Bestimmung einen groben Denkfehler und liefert den Beweis, wie wenig der Herr Gesetzgeber selbst tatsächlich in die Materie eingedrungen ist. Man will nämlich mit diesem Satz dem männlichen Prostituierten, dem Lustknaben zu Leibe gehen. Der Paragraph aber sagt: der „Mann" wird bestraft. Die urnische Dirne ist sehr oft unter achtzehn Jahre alt, also kein Mann, sondern ein Jugendlicher, der logischer Weise nicht bestraft werden dürfte. Ist er doch nach Auffassung des Gesetzes „schutzbedürftig" und jetzt oder vorher verführt worden. Aber die juristische Logik und Das, was wir Andern darunter verstehen, sind diametral entgegengesetzt. Die sogenannte „Begründung" klärt uns darüber auf, wenn sie sagt:

> Die Strafe trifft beide Teile, auch wenn nur der eine tätig wird und der andre die Tätigkeit nur duldet. Insoweit bedeuten die Worte: „mit einem andern Manne vornimmt" das Gleiche wie die Worte: „mit einander vollziehen" in § 263 Absatz 2 Satz 2.

Also bei der „Verführung" ist der Jugendliche unmündig, aber der Rache des Gesetzes gegenüber — denn nur darum handelt es sich — ist er mündig, vollverantwortlich und strafbar! Übrigens, sagt man uns zur Beruhigung, sind unter Jugendlichen (§ 11 Nummer 1) nur Personen zu verstehen, die vierzehn, aber noch nicht achtzehn Jahre alt sind. Das heißt: ein vierzehn Jahre alter Junge, der in der Tat verführt worden ist, kommt dafür ebenfalls in Gefängnis . . . Ich meine: grade in diesem Absatz liegen so schwere und tragische Gesetzessünden, daß sie in ihrer Anwendung und Wiederholung nur denkbar und erklärlich werden durch die einfach unbelehrbare Überheblichkeit und die erschreckende Unbildung des Justizbeflissenen, an dem die Jahrhunderte der biologischen und

psychologischen Entwicklung leer und tonlos vorübergerauscht sind... „Uns ist die Wissenschaft Hekuba," sagte mir nach hitziger Debatte ein Richter, „wir sind Juristen".

In den beteiligten Kreisen wird fälschlicher Weise vielfach angenommen, der § 267 des neuen Entwurfs wolle nur noch Den treffen, der sich gegen Entgelt zur urnischen Liebe hergebe. Dieser an sich verhängnisschwere Irrtum wäre nebenbei ein grausames Unrecht, das sich allerdings dem kapitalistischen Charakter unsrer ganzen Gesetzgebung einfügen würde. Laufen etwa die Kinder der wohlhabenden Bürger als Strichjungen herum? Allerdings hat der Krieg der Männerliebe Tausende von Adepten auch aus den Kreisen des Besitzes zugewandt. Denn es ist eine von den zahllosen Auswirkungen des „Stahlbades", daß es die im Heereskörper zusammengepferchten, meist noch jungen Soldaten aus reiner Geschlechtsnot zu allerlei Verirrungen „erzieht", daß es sie der Verführung durch Kameraden und besonders durch Vorgesetzte leichter zugänglich macht. Aber im Frieden sind es die Söhne der Armut, die sich für Geld mißbrauchen lassen. Und das ist die Pflicht des Staates, die Abirrenden körperlich und seelisch zu ertüchtigen, nicht sie durch sinnlose Bestrafung immer weiter ins Dunkel zu treiben.

Viertens soll straffällig sein, wer durch Mißbrauch einer im Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründeten Abhängigkeit einen Andern sich gefügig macht. Diese Bestimmung hat gewiß Vieles für sich. Nur wird sich der Richter dabei fast stets auf die Beschuldigung durch den „Verführten" verlassen müssen, dem dadurch allzu nahe gelegt wird, seinen frühern Freund, in dessen Geschäft er vielleicht angestellt war, und der ihn wegen Faulheit oder Unbotmäßigkeit entlassen mußte, ins Gefängnis zu bringen . . . Auch dieser Teil des neuen Paragraphen, so beachtenswert er an sich sein mag, bedarf einer gründlichen Durcharbeitung und Substanziierung, ehe er Gesetz wird.

Am furchtbarsten ist der Schluß des Artikels:

> In besonders schweren Fällen ist die Strafe Zuchthaus bis zu fünf Jahren.

Was sind „besonders schwere Fälle"? Liegen sie in der Wiederholung des Delikts? Das würde grauenvolle Perspektiven eröffnen. Man denke nur an die kniffligeUnterscheidung von „fortgesetzter Handlung" und von mehreren „selbständigen Handlungen". Es könnte leicht dazu kommen, daß ein Gleichgeschlechtlicher, der im Lauf der Jahre mit verschiedenen Personen zu tun hatte — im Gegensatz zu einem Andern, dem nur Ein „Verhältnis" nachgewiesen ist —, als „besonders schwerer Fall" mit Zuchthaus bestraft wird. Zwar wird am Schluß der Begründung des § 267 gesagt, daß bei Androhung der Zuchthausstrafe insbesondere an die männliche Prostitution gedacht ist, die eine Brutstätte des Verbrechertums sei und die gleichgeschlechtliche Unzucht vornehmlich fördere. Aber abgesehen davon, daß auch hier wieder Ursache und Wirkung mit einander verwechselt werden — denn nicht die gleichgeschlechtliche Unzucht wird durch die Prostitution ge-

fördert, sondern das Bedürfnis nach Männerliebe ruft die männliche Prostitution hervor! — zeigt sich deutlicher als irgendwo der Pferdefuß der kapitalistischen und antisozialen Gesinnung des Gesetzes, dessen mitleidloseste Härte nicht den Veranlasser der gesetzwidrigen Tat, sondern sein Opfer treffen soll. Und außerdem kann diese Begründung keinerlei Gewähr schaffen für die Auslegung, die die eifrigen Jünger der Themis dem Paragraphen später in praxi geben werden.

Die Begründung des neuen Paragraphen sagt selbst, daß die stete Gefahr einer Bestrafung für die Gleichgeschlechtlichen eine Härte bedeutet, und daß die Bestrafung unter Umständen geeignet ist, die Existenz des Betroffenen zu vernichten. Sie gibt zu, daß das Gesetz ungleichmäßig wirkt, weil die große Mehrzahl der Strafhandlungen unentdeckt bleibt. Auch daß der § 175 in besonderm Maße zu gefährlichen Erpressungen Anlaß gibt. Aber weit entfernt, aus diesen Prämissen den einzig richtigen Schluß zu ziehen, nämlich den gegen Natur und inneres Recht gerichteten Paragraphen aufzuheben, verschanzt sie sich hinter der Schranke, die dieses Gesetz für die „Gesundheit und Reinheit unsres Volkslebens" bedeute. Zwar sei der gleichgeschlechtliche Trieb oft angeboren, doch ebenso oft entsprängen die gegen § 175 gerichteten Handlungen der Verführung und Übersättigung. Oder die gemeinten Personen verfielen aus Gewinnsucht dem Laster.

Und da sind wir endlich an dem Punkte, aus dem dieses total verkehrte Gesetz verständlich wird. Der „moderne" Jurist steht heute noch unter der Fiktion, daß die Geschlechtsbefriedigung nach dem von ihm verfaßten Kodex vor sich zu gehen habe. Was dieser nicht sanktioniert, ist „Laster" und deshalb strafbar. Bewußt oder unbewußt entspringt diese mittelalterliche Vorstellung religiösen Begriffen, die die Geschlechtlichkeit am liebsten ganz ausmerzen würden. Der Jurist verwechselt, wie Werthauer richtig sagt, den Geschlechtstrieb, der niemals Objekt der Gesetzgebung sein dürfte, mit der unrechtmäßigen Betätigung des Triebes, durch welche das Rechtsgut einer andern Person, in diesem Falle sein Körper, verletzt wird. Diese Betätigung sollte bestraft werden, nicht der Trieb an sich. Wenn also zwei freie, lebensmündige, vollbewußte Personen, gleichgültig welchen Geschlechts, mit einander in sexuellen Verkehr treten, so hat die Justiz nichts hineinzureden.

Ergo: der § 267 des neuen Entwurfs ist ebenso wie der § 175 des alten abzulehnen. Für den Schutz der Jugendlichen bis zum sechzehnten Jahr genügen vollauf die dahingehenden Strafbestimmungen.

Das Meisterstück von J. G. Fichte

Ihr unterwieset Millionen — und das ist das Meisterstück, worauf Ihr euch am meisten zugute tut — in der Kunst, sich auf einen Wink rechts und links zu schwenken, an einander geschlossen wie Mauern, sich plötzlich wieder zu trennen, und in der fürchterlichen Fertigkeit, zu würgen, um sie gegen Alles zu brauchen, was euern Willen nicht als sein Gesetz anerkennen will.

Friedrich und der Kammerdiener

von Arthur Eloesser

Im vorigen Jahr ging ein groß Gemunkel zwischen deutschen Verlegern, daß ungemein aufschlußreiche, heute noch sensationelle, heute noch auf moralische Duldung angewiesene Briefe von Friedrich dem Großen an seinen Kammerdiener Fredersdorff aus altadeligem Besitz angeboten seien. Daß aber der altadelige Besitz — wie es sich auch gehört — seinen großen König nicht anders als zu einem königlichen Honorar ausliefern würde. Einmal wurde mir eine sechsstellige Zahl genannt, von der ich fürchte, daß sie inzwischen eine Stelle verloren hat, da sich die Physiognomie unsres Verlagswesens inzwischen einige schwere Sorgenfalten zugelegt hat. Die ‚Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorff' sind schließlich bei Hermann Klemm A.G. Berlin-Grunewald herausgekommen, von Johannes Richter mit Vorreden, Zwischenreden und Nachreden begleitet, die von einer guten Sachkenntnis allzu reichen Gebrauch machen und auch das Selbstverständliche noch einmal zu verstehen geben. Der Herausgeber, der leider auch eine verständige Menschenkenntnis in Salbaderei schwimmen läßt, besteht mit Minna von Barnhelm darauf, daß der König, der ein großer Mann sei, wohl auch ein guter Mann gewesen sein müsse. Und für sein Buch hat der Herausgeber zweifellos recht.

In einem früher schon veröffentlichten Briefe schreibt Friedrich, der bekanntlich so wenig wie Fridericus Rex deutsch schreiben konnte, an seinen treuen Diener:

> Wohr heute gegen Mittag die Sone Scheint, So werde ich aus-reiten. Kome doch am fenster! ich wolte Dihr gerne Sehen; aber das fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark feuer Seindt! ich Wünsche von hertzen, dass es sich von tage zu tage mit Dihr besseren Möhge.

Diese Zeilen, die der ebenso loyale wie skeptische, aber vor Allem neugierige Theodor Fontane für seine Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht übersehen hat, sind mir früher etwas verdächtig gewesen. Ich liebe meine Freunde auch und werde ihnen ebenfalls empfehlen, sich warm zu halten, wenn sie krank sind. Aber ich werde nicht das Bedürfnis haben, sie am Fenster zu sehen, wenn ich ausreite. War Friedrich so viel gefühlvoller — oder ...? Es gibt selbstverständlich Leute, die sich sofort für das Oder ... entscheiden oder längst dafür entschieden hatten. Wir wissen, daß Friedrich als Prinz so gut wie ein Kronprinz, sogar wie drei Kronprinzen bummelte; daß er außer zu seiner Mutter und Schwester alle Beziehungen zum weiblichen Geschlecht grob oder höhnisch kündigte; daß er mit der durchaus nicht unechten Überschwänglichkeit der Zeit zu einigen Jugendfreunden, Leuten von Geist und Form hielt, die ihm fast alle wegstarben. Die literarischen Freundschaften des Philosophen, Schriftstellers und dilettierenden Poeten sind anders anzusehen.

Was man dem früh Vereinsamten, dem bösen und boshaften Zyniker an Lasterhaftigkeit nachsagt, hat ihm eben die

Legende nachgesagt, um die leeren Stellen auszufüllen, die sie nun einmal nicht leiden mag. Ich habe Leute genug gekannt, denen es nicht anders gegangen ist, von denen die Entfernten, die Neugierigen, die gern Aufgeregten immer mehr wußten als die nächsten Freunde. Die Sache liegt wohl so, daß Friedrich in physischer Hinsicht vorzeitig gealtert ist, wie ja der elegante, rundliche, auf frühen Bildern weichlich anmutende Prinz schon von dem Siebenjährigen Kriege in seinen podragischen Falten unheimlich schnell zusammenschrumpfte. Außer den Vergnügungen des Regierens blieben ihm seine Bücher, seine Briefe, seine Gedichte, sein Schnupftabak, seine Flöte, seine Windspiele und nicht zuletzt die spaßigen Katzbalgereien, die der treue Fredersdorff im Einzelnen inszenieren mußte, mit dem schwer zu bändigenden Volk der Acteure, mit den „Huren" von Tänzerinnen und Opernsängerinnen. Zwischen dem Autokraten auf dem Throne und denen auf den Brettern hat es immer eine hübsche, so oder so ergänzende Beziehung gegeben. Das fängt mit Alexander dem Großen an und hat mit Napoleon nicht aufgehört. Ein zeitgenössischer Franzose, der den Hof Ludwigs XV. und der Pompadour zum Muster der großen Repräsentation nimmt, macht sich über den Kammerdiener und Kabinettssekretär lustig, der in einer Person die Funktionen eines Oberhofmeisters, Oberjägermeisters, Oberstallmeisters und Generalintendanten erfüllt. Der Franzose scheint nicht einmal zu wissen, daß Fredersdorff als Inwärtigstes des Auswärtigen Amtes auch die Spione besorgt hat. Das Regime war jedenfalls billig und zu einem Könige gehörig, der sich eine neue Weste machen läßt, ohne sie vom eignen Einkommen gleich bezahlen zu können. Eine Enteignung der Hohenzollern hätte sich damals noch nicht gelohnt. Ihre Ansprüche wuchsen erst später mit abnehmender Begabung.

Wie verhielt es sich mit diesem Fredersdorff, was besagen uns diese, auch für ihre Zeit besonders unorthographischen Briefe? Daß Friedrich den anschlägigen, tüchtigen, verschwiegenen Kerl gern hatte; daß der Mißtrauische sich in unbedingtem Vertrauen ausruhen konnte; daß er mit ihm nicht nur ohne alle Vorsicht, sondern auch ohne alle Formeln verkehren konnte wie irgendein märkischer Gutsbesitzer mit seinem Verwalter, der grade so viel lesen gelernt hat, wie jener schreiben kann. Überdies pflegt das elegante, geistreiche, tändelnde, schnörkelnde Rokoko nicht nur in diesem sich der Zivilisation nähernden Preußen die gewisse andre Seite einer plebejischen Derbheit, auf der es sich von Anstrengungen des Geistes erholen kann. Es ist reizvoll, wie unser märkischer Dialekt in seiner erhabenen Nüchternheit, in seiner für Bauern, Gendarmen und Torschreiber ausreichenden Gefühlssparsamkeit aus diesem sozusagen Deutsch herausklingt, das Friedrich von seinen Soldaten, von seinen Dienern und Kutschern gelernt hatte.

Nimb Dihr nur Sehr in acht und mach Dihr nicht zu tzeitig auf die Beine! Ich kan noch nicht So fort, als ich gern wolte. Der alte Dessauer ist verreket. nimb Dihr wohl in acht; Gott bewahre Dihr.

Und ein ander Mal:

Du kanst nicht p... und ich kan nicht gehen, wihr Seindt allebeide nicht mehr Nutz, als das uns der Schinder holet.

Friedrich hat von seinem Vater, dem Feldwebel und Dorfschulzen, dem außerordentlichen Straßenbauer und Verwalter nicht nur das Podagra geerbt. Ich lese diese Fritzische Prosa lieber als die Verse voll edler philosophischer Resignation, die er seinen französischen Freunden zur kollegialen Beurteilung vorlegte. Es ist ein Mann im Anfang der Vierzig, der diese Billets-doux schickte, und der durchaus den Eindruck eines Siebzigers, eines pensionsbedürftigen Greises macht. Ein merkwürdiger Liebhaber jedenfalls, der sich in hunderten Briefen so genau um die Galle, die Blase, die Haemorrhoiden seines Freundes kümmert, der sich von dem Leichtsinn, von der Ungeduld eines wundergläubigen Patienten nicht ermüden läßt, ihm immer wieder seinen Arzt, seine Kuren, seine Tränke zu empfehlen. Der gute Fredersdorff, der ein ausgezeichneter Verwalter war, der seiner Witwe außer vorbildlich bestellten Gütern eine noch im neunzehnten Jahrhundert florierende Brauerei hinterließ, glaubt nur zu gern an Charlatans und an Goldmacher. Der allzu besorgte Herausgeber hätte seinen aufgeklärten Despoten nicht so weitläufig zu entschuldigen brauchen, wenn der sich nach scherzenden Vorbehalten schließlich auch auf so verlockende „Träumereien" einläßt. Wir sind im Zeitalter Cagliostros und des Grafen Saint Germain, in dem Freigeisterei und Aberglauben so verträglich zusammenspielen. Je näher der Krieg rückt, den Friedrich in den Knochen spürt, umso mehr verlockt ihn die Versuchung, sich eine geheime Chance vor seinen politischen Widersachern zu sichern: Corriger la fortune. Eine alte Hexe, der das Goldmachen leider mehr kostet als einbringt, wird dem König diskret in Mannskleidern vorgeführt und nach mißtrauischer Besichtigung wieder an die Luft gesetzt. Aber ein klügerer Charlatan macht mit Friedrich einen Vertrag und muß mit einer Pension beruhigt werden, damit er seinen freigeistigen Auftraggeber nicht vor dem spöttischen Zeitgeist kompromittiert. Der König findet sich anständiger als etwa sein braunschweigischer Schwager, der „zehn falsche Goldmachers", die ihn getäuscht hatten, auf Festung setzen ließ. Die deutschen Fürsten, weshalb ihre Nachkommen bis ins zehnte und aberzehnte Glied schon enteignungsfähig scheinen, fanden ja bald ein sichereres System Gold zu machen, das sie aus den Knochen ihrer Landeskinder holten. Friedrich braucht seine Soldaten selbst und „accuraht wie ein Torschreiber", wie er einmal sagt, rechnet er sich schon aus, daß er aus dem Stein der Weisen, sobald der im Großen arbeiten kann, über siebzehntausend Mann an Grenadiers, Dragonern und Husaren herauszaubern wird. Schließlich muß es auch ohne diese Verstärkung gehen, wenn auch einige von unsern unerbittlichen Pazifisten dem Könige nachrechnen, daß er im Siebenjährigen Kriege mit bedauerlich zurückgebliebener Strategie nichts als Fehler gemacht habe. Was für ein Genie muß er dann gewesen sein! Wenn es einen alten Fritz überhaupt gibt, der immer un-

auffindbarer wird, so steckt er in diesen Briefen eines richtigen alten Märkers, eines genauen, knickrigen, in seinem Fuchsbau versteckten Gutsbesitzers, von dem man aber auch weiß, daß er sich eine Oper gehalten, daß er mit feinem Instinkt lauter gute Kunstwerke gekauft, daß er sich eines der graziösesten Schlösser der Welt gebaut und mit seinen französischen Freunden über Gott und Unsterblichkeit medisiert hat. Das Eine wie das Andre, die Sparsamkeit wie die Geistigkeit ist seinem letzten Nachfahren verloren gegangen, der trotz allen Jubiläumsfeiern vom Märkischen gar nichts mehr hatte, der keinen gescheiten Menschen zu Worte kommen ließ und immer nur Drommeten hörte, wenn er, bis zu seiner Götterdämmerung, täglich in Walhall einzog.

Der Traum ein Leben von Alfred Polgar

Hier ist der Traum nicht nur Wunsch-Erfüllung; er stöbert auch Charakter-Geheimnis aus der Tiefe des Schlafenden auf.

Grillparzers Rustan, vom Traum in viele Abenteuer und Verse verstrickt, bringt aus ihnen die Erkenntnis in sein Wachsein, daß er besser tue, die Finger von der Welt zu lassen. Seine sittliche Konstitution taugt nicht für die Freiheit. Er könnte den dunkeln Mächten in sich (verkörpert durch Herrn Zanga), der Neigung, das Glück zu korrigieren, List und Gewalt zu brauchen, wo der redliche Anspruch nicht ausreicht, kaum widerstehen. Tugend ist: Vermeidung der Gelegenheiten zur Sünde. Das ist die, gut oesterreichische, Moral des Gedichts. Begib dich nicht in Situationen, lehrt es, die deine Talente zum schlechten Kerl wecken. Es sagt: Im Idyll wirst du am glücklichsten sein, aber es meint: Im Idyll laufen deine Unzulänglichkeiten geringste Gefahr, manifest zu werden.

Bella gerant alii, tu felix Austria nube: der Spruch trifft tiefer als ins Politische.

Der zur Vorsicht gemahnte Rustan zieht sich mit innigen Versen an die Brust des guten Mädchens zurück. Er entsagt der Liebe zur Welt, um der Welt der Liebe willen. Er ist seelisch saniert. Der Teufel wird abgebaut, das heißt: Zanga mit einer netten Abfindung entlassen. Die Schlaf-Visionen, die den Rustan läutern, fließen in logischer Verbindung ab; vom Recht des Traums, der Kausalität zu spotten, Zeiten und Räume durcheinanderzuschütten, wird kein Gebrauch gemacht. 1827 notiert Grillparzer: „... haben die mittlern Akte das Traumartige verloren, das in der ursprünglichen Intention lag. Das Ganze bekommt immer mehr die Farbe einer Kriminalgeschichte."

Über den Inhalt der Verse hilft dem Hörer die Melodie der Verse hinweg. Herrlich schön sind die Zeilen: „Denn ein Traum nur ist das Leben, Und die Träume selbst sind Traum." Aber, j'adoube, das ist Calderon.

Als Rustan des Burgtheaters läßt Herr Hartmann die Flamme seines schönen Temperaments lodern; viel Text verbrennt in der prasselnden. Wie sehr schon fehlt diesem Feuer

der Regisseur-Mensch, der es bezähmt, bewacht, dieser Leidenschaft der Plastiker, der sie formt! Herrn Andersens Zanga hat, wenn auch nicht den Teufel, so doch mancherlei Teufelei im Leibe und in der kalt-hitzigen Rede. Herr Siebert ist ein milder Ohm und König, Frau Wohlgemut als Mirza und Prinzessin stattlich vorhanden (womit auch der dichterische Inhalt der Rollen völlig ausgeschöpft erscheint). Als Sprecher wie als Turner bewährt sich Herr Treßler. Sein Sturz von der Brücke über einen Felsenkaprizepolster in den Strom hat artistischen Reiz.

Die Inzenierung brachte als Neuheit projizierte Hintergründe. Man kann sie, nach Bedarf, im Nu weglöschen und wieder herschaffen. Vor ihnen entwickelte sich kindische Märchenpracht, eine rührende Phantastik der Phantasielosigkeit. In anderm Sinn, als der Spielleiter meint, ist dieses pathetische Kasperltheater „unwirklich". Traumhaft war gar nichts, gespenstisch nur die Hexe der Frau Senders: sie sprach ganz laut, und man verstand doch kein einziges Wort! Echte Gespensterakustik.

Film im Mai von Axel Eggebrecht

Bois und Arno

Das Niveau der Kino-Programme sinkt im Sommer wie das der Flüsse. Wenn nur noch unbedeutende Rinnsale übriggeblieben sind, sieht man freilich kleine Einzelheiten und Nebensachen besser als im strudelnden Betrieb der Saison. Das heißt: manchmal sind es gar keine Nebensächlichkeiten, auf die man da kommt.

Zum Beispiel diese beiden Schauspieler — das ist sogar eine große Hauptsache, die uns lange gefehlt hat, nach der wir uns die Hälse verdreht haben, einen, zwei, drei Winter lang. Mal herhören: Wir haben im deutschen Film zwei ausgezeichnete Komiker! Wißt Ihr noch, wie Ihr aus den Kinos weglieft, weil euch die Albernheiten der Dammann, Karlchen und Konsorten zum Halse heraushingen? Jetzt könnt, jetzt müßt Ihr wieder hineinlaufen — sogar in diese beiden Durchschnittsfilme; denn man kann ja leider nicht so ganz sicher wissen, ob die deutsche Filmindustrie auch merkt, was ihr da der Himmel geschenkt hat, und ob sie von nun an diese Beiden nach Gebühr (also vor Otto Gebühr) beschäftigen wird.

Bois im Film ist der Bois, den man vom Theater kennt: mit den dalbernden Händen, durch und durch verschnörkelt ist der Mann in die Welt gesetzt, um mit jeder Bewegung den Tanz zu parodieren, und ein melancholischer Schlemihl dazu. In einem Henny-Porten-Film, dessen Titel allgemeine Losgelassenheit unnötigerweise androht, ist er der einzige Losgelassene.

Aber der Siegfried Arno — Leute, Leute, das ist ein ganz andrer, ein viel dollerer, viel knorkerer Arno als in den Operetten oder bei Robitschek. Der Film-Arno ist das Meisterwerk eines humorbegabten lieben Gottes, der Theater-Arno nur der Entwurf dazu. Wie er mit den schläfrigen Leuten umspringt, die allesamt nach dem Titel dieses Filmchens „Provinz-

onkel" sind! Scharf ist er, von dieser falschen „Schnittigkeit" wie ein deutsches Protzenauto mit Spitzkühler. Und wie der sich anzieht! Und was der mit seinen Augen macht — Leute, Leute: das kann er ja auf dem Theater nicht. Das ist ein Favorit der Großaufnahme, ein Rekordmann der sichtbar gewordenen großen Schnauze. So was konnten eigentlich bisher nur Die da drüben, die zur Zeit den Rest unsrer Filmerei beim Kragen halten. Mir schwant, dieser Arno-Siegfried würde da ein viel wirksamerer Siegfried sein als der Nibelungen-Siegfried. Hoffentlich merkens die zuständigen Burgunderfürsten auch.

Ein verbotener Russenfilm

Den Erfolg des Potemkin-Films konnten die Behörden nachträglich ja nicht mehr verbieten. Gehetzt wurde genug dazu, von der Rechtspresse und auch von der Konkurrenz. Nun läuft der Film mit demselben stürmischen Erfolge wie in Berlin durch die deutschen Städte. Den halten sie nicht mehr auf.

Aber da wird den Filmprüfern ein neuer Russenfilm eingereicht. Na, den wollen wir uns mal vornehmen, denkt der erschreckte Bürokratismus. ‚Die Bärenhochzeit', nach einer ältern russischen Novelle bearbeitet von Lunatscharski. Aha, also ein neuer bolschewistischer Propagandafilm? Der russische Bär umarmt seine Geliebte Revolution oder so? Aber nein, diese abgefeimten Russen, da schicken sie einem eine ganz und gar unpolitische Sache ins Haus! Wie soll man das verbieten?

Ein altrussischer Gutsherr hält sich in der Liebesraserei für einen Bären und tötet seine Geliebten. Tötet zuletzt auch die Frau, die ihn durch reine Liebe erlösen will. Ein psychopatischer Blaubart also, eine Art feudaler Haarmann, in die dunkeln, wilden, fackelbeleuchteten, zigeunerdurchtanzten Nächte und Tage eines längst verschollenen Rußland gestellt. Zuletzt wird er wie ein tolles Tier gejagt und erschlagen. Auch ein mit vortrefflichen Riechorganen für revolutionäre Symbolik begabter Beamter findet da schwerlich einen Grund zum Einschreiten — was?

Tut nichts: der Russe wird verboten. Grund? Die Filmprüfstelle sagt, in diesem Werk, das „auf einer hohen künstlerischen Ebene liegt", wird „der Zuschauer die Unentrinnbarkeit dämonischer Mächte anerkennen, während der wesentliche Kampf des sittlichen Menschen in der Abwehr dieser Gewalt bestehen muß. . . . Das ist einer entsittlichenden Wirkung gleichzusetzen"

Den Ton kennen wir. Hier wirkt er besonders lustig, weil wir in Deutschland einen Film ‚Nosferatu' hatten, worin von A bis Z alle Finessen des Vampyrismus haarmannklein geschildert wurden; und einen Welterfolg ‚Caligari', der ein hohes Lied der Psychopathie war; und weil sogar wohl diese selbe Filmprüfstelle einen Haarmann-Film zunächst laufen lassen wollte und erst auf Proteste hin nachträglich verbot.

Nein, hier ist ganz was Andres am Werk. Schulmeisterliche Moralisterei und Bevormundung führt die Geschäfte für die politische Reaktion, die sich durch den Erfolg des ‚Potemkin' gedemütigt fühlt. Und über diese Prokura ist ja Niemand erstaunt. . .

Französische Köpfe

IV.

Louis Loucheur von Morus

Frankreich ist das Land der mittlern Wirtschaft und der mittlern Wirtschafter. Die über das Mittelmaß hinausragen, stammen in der zweiten, dritten Generation fast alle aus dem Ausland oder von der Peripherie: Finaly kommt aus Ungarn, Citroën aus Holland, Coty aus Korsika, die Schneiders kommen aus dem Saargebiet, die de Wendels aus Lothringen, Peyerimhoff, Dreyfuß und die Warenhaus-Könige aus dem Elsaß, Rothschild und Lazard aus Frankreich.

Auch Louis Loucheur, der international bekannteste unter Frankreichs Wirtschaftsgrößen, ist ein Grenzfranzose aus dem äußersten Norden, wo der Menschenschlag nicht anders aussieht als in irgendeiner deutschen Arbeiterstadt, aus dem schwärzesten Revier dieses lichten, luftigen Landes. Sein Heimatsort ist das Webernest Roubaix bei Lille, wo man viel Arbeit und wenig Lohn gewöhnt ist. Da ist er im Jahre 1872 geboren. Sein Großvater hat noch am Webstuhl gesessen, sein Vater hat sich zum Baumeister hochgearbeitet. Louis Loucheur darf schon höher hinaus. Es reicht eben bis zum akademischen Studium; aber er muß sich noch beeilen. Mit einundzwanzig Jahren hat er die technische Hochschule mit Glanz absolviert, kommt als Ingenieur bei der Nordbahn unter, schwenkt aber bald zur Elektrizitätsindustrie ab und macht sich im belgisch-französischen Grenzbezirk, dem Herrschaftsbereich des Barons Empain, als tüchtiger Spezialist bald einen Ruf. Ein junger Industrieller, Giros, der Loucheur schon vom Polytechnikum her kennt, nimmt ihn in seine Firma auf, und nun geht es im Geschwindschritt vorwärts. Loucheur kann Bauaufträge von Wasserleitungen und Elektrizitätswerken im Norden, im Osten und an der Loire, schließlich auch in den Kolonien ausführen. Neben technischen Musterleistungen versteht er sich aber auch aufs Geschäftliche. Die Firma Giros & Loucheur findet Anschluß an die Banque Française pour le Commerce et l'Industrie und bekommt mit deren Hilfe große Baukonzessionen auf dem Balkan und in Syrien. Der vierzigjährige Loucheur ist bereits ein Großunternehmer und ein Techniker, dessen Namen man auch in Pariser Wirtschaftskreisen kennt.

Zu Anfang des Krieges macht er von sich reden, weil er in seinen Werken, als Erster, Frauenarbeit zu organisieren versteht. Und als der sozialistische Gewerkschaftsführer Albert Thomas, 1915, sich das Armierungsministerium aufpacken läßt, holt er sich den Fabrikherrn Loucheur als technischen Beirat. Aus dem technischen Ratgeber wird sehr rasch der Organisator und der Beherrscher der französischen Kriegsindustrie. Im Ministerium Briand wird er offiziell zum Unterstaatssekretär für die Bewaffnung ernannt, unter Ribot bekommt er dazu die Leitung der Kohlenwirtschaft, und Painlevé macht ihn, 1917, zum Armierungsminister. Aber auch nach dem politischen Um-

schwung in der Aera Clemenceau versteht er sich zu halten; seine technischen Fähigkeiten und Erfahrungen glaubt kein Ministerpräsident entbehren zu können. Seine Leistungen sind in der Tat beträchtlich: er hat verstanden — freilich unter dem Druck des Kriegspatriotismus —, die eigenwillige, schwerorganisierbare französische Industrie unter einen Hut zu bringen und die unternehmerischen Kräfte, die sich in Frankreich nicht sehr reichlich finden, zur Schaffung von Hilfs- und Ersatzindustrien anzuspornen. Wenn Frankreich ohne den wirtschaftlichen Beistand Englands und ohne das unerschöpfliche Reservoir Amerikas oekonomisch gewiß auch nicht hätte diesen Krieg führen können — was geleistet worden ist, kommt zum größten Teil auf das Konto Loucheurs.

In der Form ähnelt die französische Kriegswirtschaft, die Loucheur einrichtet, der deutschen. Da die Zufuhr, trotz Tirpitzens U-Boot-Ziffern, nicht abgeschnitten ist, braucht man nicht so ängstlich hauszuhalten und kann sich für die meisten Gegenstände den umständlichen Apparat der Rationierung schenken. Aber was unmittelbar zur Produktion von Kriegsmaterial gehört, namentlich Kohle, Eisen und Kupfer, ist auch einer strengen Zwangswirtschaft unterworfen. Die einzelnen Industriezweige sind, genau wie bei uns, zu „Konsortien", das heißt: zu Zwangssyndikaten mit bestimmten Lieferverpflichtungen, zusammengefaßt und der Kontrolle des Armierungsministeriums unterstellt. Loucheur als Leiter dieses Ministeriums gewinnt also nicht nur auf die bequemste Weise Einblick in die Betriebe der Konkurrenz, sondern als Schlüsselhalter sämtlicher Heereslieferungen kann er über Leben und Tod der Industriellen wie der Arbeiter entscheiden. Die Unternehmer schimpfen zwar darüber, daß ihr Kollege Loucheur, um sich bei den Politikern und Militärs beliebt zu machen, Preise drückt. In Wirklichkeit können die meisten mit dem System Loucheur zufrieden sein.

Aber Louis Loucheur ist auch menschlich genug, um sein eignes Unternehmen leben zu lassen. Während in Deutschland die Elektrizitätskonzerne auf der Liste der Kriegsgewinnler erst sehr weit unten stehen, marschiert in Frankreich die Loucheur-Gruppe mit an der Spitze. Allerdings ist es nicht die Stammfirma Giros & Loucheur, sondern die Société Générale d'Entreprise, die Loucheur kurz vor dem Kriege, als erste ihrer Art, in Frankreich gegründet hat. Sie ist, wie der Name sagt, ein Mädchen für Alles, was Geld einbringt; wie geschaffen für die Kriegswirtschaft. Sie etabliert neue Unternehmungen, besorgt ihnen Bankkredite und, was ihr bei ihren Beziehungen zu Herrn Loucheur nicht allzu schwer fällt, Heeresaufträge. Selbstverständlich läßt sie sich diese Tätigkeit reichlich bezahlen. Die Provisionen, die sie sich für das Gründungsgeschäft geben läßt, gehen bis zu fünfzehn Prozent, die Gewinne, die dabei abfallen, in die vielen Millionen. Loucheur hat später, als man ihm seine Kriegsgewinne öffentlich vorwarf, sich bereit erklärt, vor einem Ehrengericht der Deputiertenkammer genauestens Rechenschaft darüber abzulegen. Das Ehrengericht ist nie zustandegekommen, Tatsache aber bleibt, daß Loucheur

als einer der reichsten Männer Frankreichs aus dem Kriege hervorgegangen ist.

Zugleich auch als einer der einflußreichsten. Neben dem Politiker Tardieu war der Wirtschaftstechniker Loucheur Clemenceaus erster Berater bei der Festsetzung der Reparationsbestimmungen aus dem Versailler Vertrag. Als Großindustrieller und Deputierter der zerstörten Nordgebiete galt er selbstverständlich auch als der gegebene Mann, den Wiederaufbau in die Hand zu nehmen. Daß es mit diesem Wiederaufbau anfangs recht langsam ging, wird von Vielen Louis Loucheur zur Last gelegt, auf dessen Betreiben die englischen und amerikanischen Bauofferten abgelehnt wurden. Herr Loucheur hielt im Interesse der französischen Volkswirtschaft für notwendig, daß die französische Industrie den Wiederaufbau durchführte. Glücklicherweise stimmten die Interessen der französischen Volkswirtschaft auch diesmal wieder genau überein mit den Interessen der Société Générale d'Entreprise und deren Tochtergesellschaften, die sich dann wacker und erfolgreich an der Wiederherstellung der zerstörten Gebiete beteiligten. Daß Loucheur nach der Ablehnung der amerikanischen und englischen Hilfe dann als Erster im Oktober 1921 das Wiesbadener Sachlieferungsabkommen mit Deutschland abschloß, steht dazu nicht in Gegensatz. Sicherlich hatte der Politiker Loucheur schon damals den ernst gemeinten Wunsch, eine wirtschaftliche Verständigung mit Deutschland herbeizuführen; aber auch dem Privatwirtschafter Loucheur kam die Hinzuziehung Deutschlands gelegen. Denn als Bauunternehmer und Elektrizitätsindustrieller, hauptsächlich aber als Kommissionär großen Stils hatte Loucheur alles Interesse daran, daß die französischen Materiallieferanten keine Monopolstellung bekämen. Als aktivster Repräsentant der verarbeitenden Industrie Frankreichs hat Loucheur, versteckt und auch offen, in den letzten Jahren einen zähen Kampf gegen die Machtansprüche der französischen Schwerindustrie und gegen das Comité des Forges geführt und deshalb auch die Ruhrbesetzung nur widerwillig mitgemacht.

Man hat den immer rührigen, immer aktionsbereiten Kriegs- und Reparationsgewinnler Loucheur bei uns bisweilen den französischen Stinnes genannt. Man hat seine vaterländische Gesinnung dem Geschäftspatriotismus der Firma Stinnes gegenübergestellt: man hat ihn mit Rathenau verglichen, dem deutschen Unterhändler in Wiesbaden. In beiden Vergleichen steckt etwas Richtiges und viel Falsches. Loucheur, an kaufmännischer Kapazität dem alten Hugo Stinnes weit unterlegen, hat gewiß etwas von dem neudeutschen Reißertum, von dem rücksichtslosen Wirtschaftsegoismus, mit dem Männer wie Stinnes sich hochgebracht haben. Aber ihm fehlt der fatale Wille und die Spannkraft, den Staat nur als Geschäft zu betrachten und dieses Geschäft, wenn möglich, allein zu machen. Loucheur ging, wie Rathenau, im geeigneten Augenblick als Techniker in die Politik, doch ohne die Ambitionen des theoretisierenden Weltbeglückers. Seine Konstruktionen standen vorher nicht, aesthetisch abgezirkelt, auf dem Papier

und blieben dafür auch nicht auf dem Papier. Als praktischer Unternehmer hat er sich bemüht, das zertrümmerte Europa wirtschaftlich wieder zusammenzuleimen, ganz gleich, ob durch Sonderabmachungen einzelner Völker oder, wie er es jetzt versucht, durch eine Art Weltwirtschaftssyndikat, zu dem die Genfer Wirtschaftskonferenz nur der erste Auftakt sein sollte.

Für einen Wirtschafter solchen Gepräges ist die politische Stellung von selbst gegeben. Er muß sich in der Mitte halten, um ohne großen Meinungs- und Richtungswechsel stets dorthin gehen zu können, wo grade die Macht und die Aussicht auf praktischen Erfolg liegen. Der Wirtschaftstechniker, der die Kriegskabinette aller Schattierungen überdauert hat, wußte sich auch nach dem Kriege in alle politischen Konstellationen hineinzufinden. Es bedurfte für ihn keiner innern und äußern Wandlungen, um unter Clemenceau Wiederaufbauminister, unter Briand Minister für die befreiten Gebiete, unter Poincaré Handelsminister und, nach dem Sieg des Linkenkartells, abermals unter Briand Finanzminister zu sein. Wenn Loucheur auch nicht die Sanierung der Finanzen und die Stabilisierung des Franc gelungen ist, so hat er doch wenigstens von allen Finanzministern der letzten Jahre den klügsten, energischsten und sozialsten Versuch dazu gemacht. Aber daß grade er als Großkapitalist gewagt hat, auch das Kapital ein wenig zum Steuerzahlen heranzuziehen, das hat ihm den Hals gebrochen. Wie immer, wenn es ans Portemonnaie geht, stellte sich zur rechten Zeit ein Grund zur moralischen Entrüstung ein. Die Bank- und Börsenfronde warf Loucheur vor, er habe die Einführung einer sofortigen fünfzigprozentigen Bareinzahlung bei Effektenkäufen angekündigt, und die dadurch hervorgerufene Baisse auf den Effektenmärkten habe der Herr Finanzminister benutzt, um sich selbst billig einzudecken; denn die von ihm kontrollierte Thomson - Houston - Gesellschaft brauchte eben dringend einen Zuschuß. Was an diesen Gerüchten wahr ist, läßt sich schwer sagen; aber tatsächlich haben sie zu seinem Sturz erheblich beigetragen.

Der Politiker Loucheur ist mit diesem letzten Débâcle gewiß nicht erledigt, so wenig, wie es trotz manchen Schwierigkeiten wirtschaftlich der Loucheur-Konzern ist. Loucheur hat seitdem schon wieder als Vertreter der französischen Regierung an der Völkerbundstagung in Genf teilgenommen. Er hat eine Kammergruppe von fünfzig Deputierten hinter sich, verfügt in seinem Heimatbezirk über das einflußreiche Blatt ‚Le Progrès du Nord', in Paris über das weitverbreitete ‚Le Petit Journal', hat so ausgezeichnete Berater und Wegbereiter wie Marcel Ray, einen der ganz wenigen französischen Kenner Mitteleuropas. Sicherlich wird auch Louis Loucheur wieder einmal an die Reihe kommen. Aber man darf ihn, was immer wieder in Deutschland geschieht, deshalb nicht für den maßgebenden Vertreter der französischen Wirtschaft halten. Wenn Loucheur eine Ansicht äußert, so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Gros der französischen Industrie andrer Meinung sein wird, und wenn Loucheur in ein Komitee hineingeht, so genügt das, damit die Prominenten der

Großindustrie sich davon fernhalten. Der Regierungsbürokratie ist er unbequem, weil er sich für einen Industriellen zuviel in Staatsgeschäfte mischt, bei seinen Kollegen von der Industrie ist er unbeliebt, weil er nicht genügend die Interessen der eignen Kaste vertritt und zu weit nach links gegangen ist, den Sozialisten und Arbeitern ist er als Unternehmer und unsicherer Kantonist verdächtig, und dem französischen Kleinbürger ist er zu robust und betriebsam. Um trotz alledem immer wieder obenauf zu schwimmen, dazu muß man schon Einer sein.

Battlefields von Arnold Weiß-Rüthel

„Ladies and Gentlemen!
Wir befinden uns hier
auf den Schlachtfeldern von Verdun.
Dieser Boden
ist mit Blutjauche gedüngt:
Beachten Sie, bitte,
den stellenweis üppigen Wuchs der Artischocken.
Hier sehen Sie
die Reste eines ehemaligen Massengrabs,
in dem dreiundsechzig
zerschossene Soldaten modern.
Lauter unbekannte Soldaten.
Verdammte Hitze."

Der Himmel ist stoisch blau.
Die Sonne geht wie ein glühendes Tier,
eine Riesenspinne aus Feuer und Brand,
über das zerhackte Land.
Hier kämpften wir.
Hier explodierten die Menschenleiber
wie gasgefüllte Schweinsdarmblasen,
vier Jahre lang.
Hier fetzte das Fleisch
von Brüdern und Gäulen herum . . .
Irgendwo flennten die Weiber.
Gatten, Söhne deckt der kühle Chlorkalk-Rasen.
Hier zersprang
Herz um Herz.
Warum?
Eingeweide, die in der Sonne verdorrten,
stanken aus diesen Leichenaborten
angeblich zum Himmel empor.
hier herum!
Hier herum muß es gewesen sein
wo man Leben, Augenlicht, Arm und Bein
für Kaiser Wilhelm und die Rundreisefirma Cook verlor.

Die Sonne geht wie ein glühendes Tier
über dieses Terrain.
Genau wie damals.

„Ladies and Gentlemen!
Wir befinden uns hier
auf den Schlachtfeldern von Verdun . . .
. . . . !

Bemerkungen

Der geohrfeigte Minister

Der ungarische Ministerpräsident, Graf Bethlen, wurde während der letzten Tagung des Völkerbundes vom Generalsekretär der Ungarischen Republikanischen Partei, Iwan von Justh, geohrfeigt.

„Im Namen von Millionen unterdrückter Brüder", erklärte der Attentäter, „habe ich beschlossen, diesem Tyrannen öffentlich einen Denkzettel zu geben. Ich verurteile den politischen Mord. Deshalb habe ich diese Methode gewählt."

Die Delegierten des Völkerbundes hatten nicht den Mut, diese außerordentliche Proklamation auf die Tagesordnung zu setzen und ihr im Namen der demokratischen Regierungen ihren Beifall auszusprechen. Sie nahmen den Mörder und Fälscherhäuptling der ungarischen Räuberregierung mit sonoren Entschuldigungen in Schutz. Das war ihr gutes Recht. Obwohl der Grundsatz der europäischen Staatsordnung, daß Macht vor Recht gehe, sie in diesem Ausnahmefalle, wo das Recht durch die Macht verteidigt wurde, zur Billigung der Ohrfeige hätte hinreißen sollen.

Ein großer Aufwand wird kostspielig in Genf vertan. Das erste positive Resultat dieser akademischen Vereinsversammlung, in der sich brave Seminaristen um ihre Plätze streiten, scheint mir einzig und allein jene Ohrfeige zu sein. Das ist für sieben Jahre konzessionierten Kuhhandel nicht viel. Aber es ist immerhin etwas. Es ist der Anfang eines neuen Gesetzes in Europa: der Prügelstrafe für Minister.

Die höchsten und höchstbesoldeten Beamten eines Staates sollten für ihr System zur Rechenschaft gezogen werden. Da sie innerhalb der Landesgrenzen jene bewaffnete Immunität genießen, die wir Verfassung nennen, sei es erlaubt, ihnen an den sanften Ufern des Genfer Sees, die kein Maschinengewehr erwachender Ungarn bestreicht, die Meinung aller anständigen Menschen in Europa zu sagen. Das ist durch die Ohrfeige geschehen.

Wenn der Völkerbund, der diese Aufgabe erfüllen müßte, jedesmal wartet, bis ein inoffizieller Besucher eingreift, um dessen Aktion, obwohl sie der allgemeinen Meinung entspricht, mit diplomatischem Jargon zu vertuschen, so dürfte der nächste Krieg ausbrechen, bevor sich die Delegierten schlüssig geworden sind, ob sie die Kriegserklärung der einzelnen Völker billigen sollen oder nicht. In diesem Falle wäre es angebracht, die erste Bombe in den Genfer Sitzungssaal zu werfen; denn, wenn schon etwas zu Grunde gehen soll, dann im ehesten diese Versammlung von Friedensaposteln, von denen keiner sagt, was er denkt.

Zum Glück ist Hoffnung vorhanden, daß irgendein mutiger Outsider rechtzeitig handelt. Die Genfer Ohrfeige ist die Rettung des Völkerbundes. Erneut richten sich unsre Augen auf den schönen, festgegründeten Palast, und wir fragen erschüttert: Wer wird die nächste kriegen?

Walter Hasenclever

Der Kanzler

Der weder „eisern" noch mit „Nilpferdhaut",
kennt nicht Erklärungen, „wie er sie auffaßt".
Kein Philosoph, auch nicht zu schlank gebaut,
scheint sein Charakterbild ein wenig flau fast.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
schwankt er im Kreise ohne viel Talent 'rum.
Ob er von Hörsing bis zu Hitler irrt:
er landet schließlich, Gott sei Dank, im Zentrum.

Er gab der Karre einen Ruck nach rechts.
Weil er das tüchtig, ohne viel Gekreisch, tat,
scheint er den Tanten beiderlei Geschlechts
der rechte Kanzler für den deutschen Freistaat.

Ernst Huth

Studenten-Linksblock

Wir brauchen einen Linksblock im Deutschen Reich — und im Reich der deutschen Hochschulen. Daß wir an der Berliner Universität einen brauchen, hat zuerst die Kommunistische Studentenfraktion erkannt. Durch ihre Initiative ist entstanden, was bei der Wahl zur Studenten-Vertretung als Liste 8 figuriert: eine gemeinsame Liste fast aller revolutionären Republikaner. Fast aller; die sozialdemokratische Gruppe brät, versteht sich, die Extrawurst einer sozialdemokratischen Liste (zum Glück unter der Unglückszahl 7). An den jungen Sozialdemokraten ist Hopfen und Malz halt genau so verloren wie an den alten — sofern glattrasierte Mumien überhaupt jünger sind als bärtige Trottel. Was der Kommunistischen Studentenfraktion, dem Sozialistischen und sogar dem Pazifistischen Studentenbund recht ist, ist diesen greisen SPD-Jungchen unbilligerweise nicht billig — diesen ‚Vorwärts' lesenden Rückwärtsern, die den zu gemeinsamer Aktion einladenden Kommunistenbrief mit einem Wisch beantwortet haben, dessen Form an Schundigkeit nur vom Inhalt untertroffen wird.

Zwischen den Zeilen des Fetzens liest man und in Gesprächen hört man zwei „Gründe"; welcher der dümmere ist, steht nicht fest. Der erste: „Wir Sozialdemokraten arbeiten nur mit staatserhaltenden Gruppen; die Kommunistengruppe ist keine staatserhaltende; folglich ..." O Schwachsinn! Die Kommunisten sind doch nur gegen Erhaltung des alten, schlechten Staates der „alten guten Zeit" — und für Gestaltung und Erhaltung des neuen, bessern. Sie träumen, wie wir Andern auch, vom Nicht-Staat als von einem Ziel; sie wissen aber, daß der Weg zu diesem Ziel nur durch den Staat führt. Durch den besten Staat oder, wie sie meinen, durch den Sowjetstaat — gegen den man sagen kann, was man will, nur eben Das nicht: daß er kein Staat sei, und daß die Kommunisten ihn nicht erhalten wollen. (Übrigens gibts deutsche Kommunisten, die beten: „Gott erhalte unsern heutigen Staat!" Wie woanders und zu andrer Zeit Mancher dachte: Gott erhalte Franz den Kaiser — aber bald!) Zweiter „Grund": „Wir Sozialdemokraten wollen unsre Anhänger zählen; dazu brauchen wir eine eigne Wahl-Liste." Anhänger zu zählen, ist ihnen wichtiger, als die Reaktionäre über den Haufen zu werfen!

Sozialistische Kommilitoninnen und Kommilitonen, pfeift endlich auf „Sozialisten", die, unter anderm, die Technische Nothilfe auf dem Kerbholz haben, und was ihnen sonst noch Hans Bußmann in Nummer 1 der ‚Weltbühne' zum Vorwurf gemacht hat. Wollt Ihr, daß wirklich Revolutionäres geschieht: wollt Ihr Schutz der links stehenden Dozenten und Studenten gegen die Beeinträchtigung der Lehr-, Lern- und Koalitionsfreiheit; Kampf gegen den Mißbrauch der Hochschulen zu reaktionären und arbeiterfeindlichen Zwecken; Kampf gegen die korrupte Herrschaft der nationalistischen Verbände, gegen Suff und Festedruff; wollt Ihr Ermöglichung des Studiums für minderbemittelte Studenten; Gleichberechtigung aller Studierenden ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit; Aufhebung der Disziplinar- und „Ehren"-Gerichtsbarkeit; wollt Ihr, was Karl Kraus will: daß „an der Hochschule mit Köpfen studiert wird und nicht mit Kappen um sie herumspaziert wird" — dann geht am 22. oder 23. Juni zur Alten Aula und stimmt für Liste 8!

Franz Leschnitzer

Wort und Bild

Der Direktor einer Sprechbühne, die für eine der literarisch anständigsten in Deutschland und deren Leitung für unbeirrbar gilt, erzählte kürzlich, daß Pallenberg bei ihm ‚Familie Schimek' nach dem ersten Abend

vor leeren Häusern gespielt habe, denn das Publikum ginge in jener gesegneten Stadt — sie heißt keineswegs Berlin — nicht mehr in Stücke solcher Art: es verlange Kunst und Probleme für sein Geld. „Schließlich", sagte der Direktor, „haben wir dafür ja auch zwanzig Jahre gearbeitet und müssen uns im Grunde freuen über solche leeren Häuser."

Diese Geschichte fiel mir ein bei der Lektüre von Adolf Behnes Preisaufsatz (in Nummer 20 der ‚Weltbühne'), der auf die Doktrin hinausläuft, es müsse die Masse die Wenigen lehren, die umgekehrt bisher der Anschauung gewesen sind, zu Lehrern und Führern der Vielen berufen zu sein. Voraussetzung für Behnes Ausführungen ist aber die Unerziehbarkeit der Masse, ja die Ansicht, daß nicht nur die Versuche einer Erziehung, sondern sogar ihr mögliches Gelingen sinnlos, wenn nicht gradezu schädlich seien. Verstand sei stets bei Wenigen gewesen, haben wir bisher gedacht. Behne ist der Ansicht, daß Verstand, Urteil, Geschmack und vor allen Dingen das Recht bei der Mehrheit sei. Darüber läßt sich streiten; der Fall jenes Theaters, zum Beispiel, scheint Behnes Anschauung zu widerlegen. Aber unterstellen wir sie selbst einmal als theoretisch richtig.

Wie sieht es dann mit der Praxis aus? Ist es tatsächlich so, daß sich der Wille der Menge, dem wir uns zu beugen haben, von der Literatur in ihrer bisherigen Form abwendet? Behne, der von der Malerei herkommt, verkündet den Tod des Wortes zugunsten des (bewegten) Bildes. Der Film sei das moderne Buch.

Wir wollen gar nicht von der immerhin in die Hunderttausende gehenden „Exklusivität" Derer reden, die den ‚Zauberberg' lesen oder sonst ein Modebuch. Aber wie ist das mit den Millionen, die die Courths-Mahler verschlingen? Und mit den Millionen, die ‚Tarzan' lesen, obgleich das als Film zu haben war? Es wird doch Niemand behaupten wollen, daß zwischen dieser Lesemasse und den Besuchern der Kinos ein wesentlicher Unterschied bestünde; sie sind identisch.

Item geht der Konsum des Wortes, der Wortkunst weiter, neben dem Film. Man kann vielleicht prophezeien, daß das Radio das Buch verdrängen wird, wenn es weiter ausgebildet und das Publikum erst einmal in der Lage sein wird, auch da zu wählen, was es hören will, so wie es ein Buch wählt. Aber verdrängen wird es der Film auch bei der Menge höchstens vorübergehend. Vorübergehend mag ein Sinn dem andern, das Auge dem Ohr, das Bild dem Wort überlegen werden. Aber am Ende siegt immer wieder die Totalität.

M. M. Gehrke

Katja Kabanowa

Gottes Mühlen mahlen ... Zumal an den Berliner Opernhäusern. Da ist Leos Janacek. Die Staatsoper entdeckte seine ‚Jenufa' zwanzig Jahre nach der Brünner Uraufführung. Und Berlin erkannte plötzlich einen Erzmusikanten. Nun bringt die Städtische Oper Janaceks drittletztes Bühnenwerk. Wieder Erfolg. Janacek dürfte somit aus seiner Brünner Vergessenheit erweckt sein. Inzwischen ist er 72 Jahre geworden.

„Ehebruch und Tod einer romantisch veranlagten Frau, die den Druck ihres kleinlichen, widerwärtigen Milieus nicht mehr länger ertragen kann." Trotz der psychologisierenden Stellen ein wirksames Opernbuch. Starke Dramatik, Gegensätze, breite lyrische Stellen. Janacek hat die Hand dafür, wie schon die ‚Jenufa' gezeigt hat.

Die Musik setzt sich aus zwei Elementen zusammen. Einmal aus ihrem direkten Verhältnis zur rhythmischen und dramatischen Linie der Sprache: daher ihre knappe, oft zerrissene Phrasierung; daher — unter Verzicht auf alle intellektuellen Mätzchen

— ihre gesunde, schnelle Wirksamkeit. Zum andern aus dem breiten Strom, der sich aus dem Volkslied in sie ergießt. (Janacek ist leidenschaftlicher Sammler und Interpret mährischer Volkslieder.) So entsteht die zarte Lyrik, die so leicht ins Ohr und ins Blut geht. Eine sparsame, durchsichtige Instrumentierung und reine, nur äußerst selten gebrochene Orchesterfarben sind dem Allen Unterstützung. Die (orchestrale) Motivik ist klar und einfach. In der Schlüsselszene (eine ganze Szene über einem Motiv) meisterhaft. Hochgespannt die Szenenschlüsse. Sie zeigen den Dramatiker.

Janacek ist nicht mit einem der klassifizierenden Schlagworte einzufangen. Hier geht ein Musikant unbekümmert um Naturalismus, Impressionismus, Expressionismus seinen Weg. Und schreibt eine gesunde, naturhafte Musik, deren Stärke, trotz zwingender Dramatik, in ihrer Zartheit liegt.

Die Aufführung war gut. Das Bühnenbild ein wenig sehr Teubner-Wandschmuck. ‚Katja Kabanowa' dürfte Repertoire-Oper werden. Freuen wir uns.

Albert K. Henschel

Die Vaterländischen

Wir auf der Rechten stolpern über Strohhalme, beschimpfen uns gegenseitig, urteilen überheblich und pharisäerhaft über Andre und denken nur an den eignen Verband und nicht an Deutschland. Besonders widerlich wirkt diese Überheblichkeit, wenn man andern Verbänden Mangel an Zukunftsidealismus nachsagt, aber selbst eine anfänglich vorhandene hehre Idee nicht weiterentwickelt hat, jetzt nur noch hohle Phrasen braucht und selbst nicht nach seinen eignen Worten lebt. Stoßen wir das in allen Ständen leider noch vorhandene Standesvorurteil, jeden Bildungs- und sonstigen Hochmut ab, werden wir als Deutsche Kameraden und Brüder!

General Graf v. d. Goltz

Das tote Mitglied

Statt Karten

Da es mir unmöglich ist, für die vielen Kranzspenden und Beweise herzlichster Teilnahme beim Heimgange meines lieben Mannes, meines guten Vaters, jedem einzelnen zu danken, sagen wir hiermit allen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten, allen, die unserem so früh Dahingeschiedenen das letzte Geleit gaben, unsern innigsten Dank, insbesondere dem Reichsbanner „Schwarz-Rot-Gold", Ortsgruppe Altona, dem 7. Distrikt, dem Sozialdemokratischen Verein Altona, den Bezirken 70-71 der SPD., dem Verein Altonaer Gastwirte, dem Nahrungs- und Genußmittel-Arbeiterverband, Bezirk Altona, der Liedertafel Amicitia-Concordia, dem Holzarbeiter-Verband Bezirk Altona, dem Bund erblindet. Krieger, Ortsgruppe Altona, dem Sparklub „Ameise" von 1895, der Liedertafel Lortzing von 1902, dem Chorverein Altona, der Brauerei „Schultheiß-Patzenhofer, dem Verein ‚Up ewig ungedeelt" von 1895, der Belegschaft der Brotfabrik Elbe, dem St. Pauli Hafen - Verein, der Liedertafel Victoria, dem Kegelklub „Lustige Brüder" von 1898, dem Arbeiter-Radfahrerbund, der Kapelle für die Trauermusik sowie den Vertretern der Vereine für die trostreichen Worte am Grabe, Herrn Pastor Stälmann für die trostreichen Worte und Herrn Beerdigungsübernehmer Chr. Wichmann für die gute Ausführung.

Frau Margarethe Sauer, geb. Bock und Tochter Alma.

Hamburger Fremdenblatt

Heimliche Helfer

Ob Vaterlandspartei, ob Stahlkonzern,
ob Liebesmahl, ob Herrenhausmandate:
es bildeten die kaisertreuen Herrn
in jeder Form den eignen Staat im Staate.

Wenns Pfründe, Steuern oder Kronen galt
den Herrn vom Bergwerk oder Schweinekoben,
ward augenblicks mit sanftester Gewalt
ein alter treuer Eckart vorgeschoben.

Für uns Statisten bleibt sichs immer gleich,
ob uns ein Tirpitz oder Loebell neppe.
Denn es regiert seit je im Deutschen Reich
die Politik der offnen Hintertreppe.

Karl Schnog

Antworten

Münchner. Du schreibts mir überglücklich, daß dir gelungen sei, am 13. Juni in die Sonntagsnummer der Münchner Neuesten Nachrichten, die mit überlebensgroßer Verlogenheit gegen den Volksentscheid gehetzt haben, ein sozialdemokratisches Flugblatt für den Volksentscheid einzuschmuggeln. Bravo! Aus deinesgleichen sollte man eine Garde bilden, die den Lesern der nationalistischen Presse die Wahrheit, von der sie alle Tage hermetisch abgesperrt sind, auf diese Weise wenigstens am Sonntag zuzuführen hätte.

Victor K. ‚Schöne Literatur' heißt eine Zeitschrift des Verlags H. Haessel in Leipzig, und Hans Brandenburg heißt ein deutscher Schriftsteller. Und der schreibt dort: „Es blieb der deutschen Gegenwart vorbehalten, nur noch schlechte Instinkte zu zeigen, um... namentlich der Dostojewski-Seuche zu verfallen." Und: „Nur geborene Herrenvölker können Kulturen hervorbringen, die Russen dagegen sind ein geborenes Sklavenvolk, unfähig zur Kultur, ja kulturfeindlich." Und: der „Sklaven- und Sträflingskopf Dostojewskis". Und: „Die Russen haben nur Sprache gewonnen durch die verdorbensten Formen des Westens: den psychologischen Roman und das Ballett." Und: „Das endlose Geschwätz über die letzten Dinge, über dies Einzige, das nie beschwatzt werden sollte, ein Geschwätz, worin allein die russische Menschenliebe zu bestehen scheint..." Was man zu diesem Kunst- und Völkerkenner sagen solle, fragen Sie? Es muß auch solche Käuze geben.

Otto Wächter in Naumburg, Bahnhof-Straße 45. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser von Apolda, Erfurt, Jena, Naumburg, Weimar, Weißenfels Ihnen ihre Adresse angeben und einen Treffpunkt mit Zeitangabe vorschlagen.

August Grusa in Treuenbrietzen. Sie schreiben mir: „Ich habe mir vor längerer Zeit, wohl als die Affäre Gärtner spielte, das Buch ‚Levisite' von Johannes R. Becher gekauft, um den Autor kennen zu lernen. Vor einigen Tagen sah einer meiner Bekannten, Inhaber eines Zigarrengeschäfts in Treuenbrietzen, dem ich bereits des öftern Bücher geborgt habe, dieses Buch bei mir, der Umschlag erweckte seine Neugierde, und er bat mich, es ihm zu borgen, was ich ohne jeden Arg tat. Mein Bekannter las das Buch in seinem Laden und zeigte den Umschlag einem Wehrwolf aus der Nachbarschaft. Der hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem hiesigen Polizisten einen Wink zu geben — sie haben mich wegen meiner pazifistischen und sozialistischen Gesinnung bereits lange auf dem Kieker —, und der kam keck und beschlagnahmte das Buch in der Wohnung meines Bekannten. Ich legte sofort Verwahrung gegen die Beschlagnahme ein, natürlich ohne Erfolg, erhielt vielmehr nach zwei Tagen eine Ladung auf 7½ Uhr morgens zu meiner Vernehmung wegen einer gegen mich ergangenen Anzeige. Als gehorsamer Staatsbürger erschien ich pünktlich und wurde gefragt: 1. Wo und wann haben Sie das Buch, das verbotene, gekauft? Diese Frage konnte ich nicht beantworten, weil ich mir im Laufe des Jahres eine erkleckliche Anzahl Bücher zulege und natürlich kein Verzeichnis führe, bei welchem Buchhändler und wann ich meine Bücher kaufe. 2. Haben Sie das Buch gelesen? Ja. 3. Hat Ihre Frau das Buch gelesen? Das weiß ich nicht. 4. Wem haben Sie das Buch geborgt? Nur Herrn Lüderitz, bei dem es beschlagnahmt wurde. Quittung über das Buch erhielt ich nicht. Auf Grund dieses Tatbestandes ist eine Anzeige gegen mich beim Staatsanwalt in Potsdam erstattet worden, weil ich verbotene Bücher verbreitet und mich gegen das Gesetz zum Schutze der Republik vergangen habe. Der Anzeigende ist Wehrwolf-Mitglied oder sogar -Führer, der verhörende Beamte Monarchist, desgleichen der die Anzeige erstattende Polizist. Und die zeigen mich als Republikaner an, um die Republik vor mir zu schützen. Ich möchte nun gern wissen,

ob man verbotene Bücher aus Privatbesitz — weder ich noch mein Bekannter haben jemals mit Büchern gehandelt — einfach beschlagnahmen und im Falle der Weigerung, sie herauszugeben, mit Haussuchung drohen kann. Darf man sie verborgen? Sodann wüßte ich gern, auf Grund welches Paragraphen aus dem Gesetz zum Schutze der Republik man mich belangen will." Da müssen wir einen Gelehrten fragen. Aber indem ich Ihren Brief abdrucke, tun wir das ja bereits. Und wahrscheinlich wird mindestens einer Ihnen antworten.

Hamburger Leser. Das Inserat der ‚Namenlosen Helden' in den Bemerkungen der Nummer 22 war nicht erfunden — „erfinden Sie das mal, lieber Spittal" —, sondern aus dem Inseratenteil einer Zeitung buchstabengetreu übernommen.

Ausländer. Sie haben den Reichskanzler Luther seinerzeit auf der Konferenz kennen gelernt, seien von seiner Ruhe und Klugheit angenehm überrascht gewesen und fragen jetzt mich, ob ich wisse, weshalb der Mann in der Flaggenfrage Fehler gemacht habe, die ihm das Amt kosten mußten — ein Amt, an dem er, Ihrem Eindruck nach, zärtlich hing. Soviel ich weiß, haben ihn Hochmut und Torheit seines Staatssekretärs in die Patsche geritten. Der Berliner Justizrat Kempner war ein urbraver Mann. Dafür ist er nun tot. Sein Sohn kann infolge von Taufe nicht schneidig genug sein. Mit deutschnationalem Fortissimo übertäubt er die echten leisen jüdischen Untertöne — wie so viele Juden, die es, im oder vorm Kriege, zum Offizier gebracht haben. Wenn man Max Naumann heißt und gar bayrischer Hauptmann geworden ist — Reisende, meidet Bayern! —, so fühlt man die Pflicht, gleich einen Verband nationaldeutscher Juden zu gründen. Vielleicht gehört Kempner zu dessen Mitgliedern. Jedenfalls würde er nicht aus dem Rahmen fallen. Was einen Augenblick als Verdienst erschien: zu Luthers Sturz beigetragen zu haben, das hat sich in Schuld verwandelt, seit Marx immer deutlicher offenbart, wohin es ihn zieht. Kein Zufall, daß er — statt, wie es Brauch, den Staatssekretär zu wechseln — Herrn Kempner noch immer amtieren läßt. Und kein Wunder, daß dieser den deutschnationalen Herrn v. Schlieben, weiland Reichsfinanzminister, mit einem hohen Posten in Sachsen, das der Rechten seit jeher zu republikanisch ist, entweder beglücken möchte oder schon beglückt hat.

Brandenburger. „Umjubelt von den Bewohnern zogen die ehemaligen 35er im strammen Soldatenschritt" durch deine Stadt, „die Reichswehr voran, der Stahlhelm am Ende der Marschkolonne." Carl Mertens hat hier neulich gefragt: Reichswehr oder Stahlhelm? Dies ist die Antwort auf seine Frage: Reichswehr und Stahlhelm.

Asconeser. In Nummer 23 hat H. Bronsart v. Schellendorf einen Offenen Brief an Werner v. d. Schulenburg gerichtet, den Sie in Schutz zu nehmen wünschen. Was jetzt mit ihm los sei, wüßten Sie nicht — sofern Sie es nicht aus eben dieser Nummer 23 erfahren haben —: aber im Krieg sei er eine Art Revolutionär gewesen. Er habe auf der Deutschen Gesandtschaft in Bern gesessen und die Obliegenheit gehabt, Propaganda für Deutschland zu machen. Zu diesem Behuf seien auch einmal aus Berlin zehntausend Exemplare von Chamberlains ‚Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts' eingetroffen. Und als Sie Werner v. d. Schulenburg fragten, wie er die Ladung denn nun verwendet hätte, erwiderte er: „Wir haben drei Wochen damit geheizt." Wofür ihm viele Sünden verziehen seien.

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Gastspiele von Carl v. Ossietzky

Der Genosse Hilferding wurde kürzlich in London vom Vertreter des ‚Oeuvre' interviewt. Selbstverständlich kam man auch auf Frankreichs Valutakrise zu sprechen. Der gewesene Finanzminister äußerte sich sehr von Oben herab, gönnerhaft, so etwa: ‚Nun seht zu, Leute, wie Ihr damit fertig werdet...'

Der Genosse Hilferding ist nicht damit fertig geworden. Wenn der Mann vom ‚Oeuvre' nicht so höflich gewesen wäre, hätte er den Nachfolger des Herrn Hermes wohl gebeten, ein paar Stückchen aus seinen eigenen trüben Erfahrungen zum Nutzen Frankreichs zu erzählen.

Mit Autorität und Vertrauen ging Hilferding in sein Amt, als Retter begrüßt. Einige Wochen später schon wurde er bei stürzender Mark still ausgebootet. Der Erforscher des Finanzkapitals ist nicht sein Bändiger geworden.

*

Joseph Caillaux hat dem Finanzkapital nicht nur schwere Steuerwunden zugefügt, sondern auch der Rüstungsindustrie die Aussicht auf einen gewinnbringenden Krieg vermasselt. Niemals ist ihm das verziehen worden. Man kennt seine finanzpolitische Überlegenheit, seine Ellenbogenkraft; zähneknirschend duldet man seine Vorzüge. Viel bewundert, mehr noch gehaßt, nirgends geliebt: das ist der Mohr, der jetzt seine Schuldigkeit tun soll, und von dem man nicht weiß, ob er gehen wird, wenn es ihm wider Erwarten gelingen sollte.

Übrigens ist Verlauf und Ausgang dieser letzten französischen Kabinettskrise wunderbar genug: das Pendel schwang nach Rechts — seufzend richteten sich die europäischen Ministerien schon auf Poincaré ein — und das Ende war Caillaux. Briand hatte Poincaré zum Finanzminister ausersehen. Aber der alte Grimmbart zeigte wenig Neigung zu einer halsbrecherischen Spezialaufgabe. Er verlangte das Justizressort, um sich von da aus übers ganze Ministerium zu verbreiten. Briand winkte ab und bildete ein ausgesprochenes Linkskabinett, während in allen Redaktionen grade dem Kartell die wirklich endgültigen Nekrologe geschrieben wurden.

Die Entscheidung wird indessen nicht bei der Rechten, sondern bei den Sozialisten liegen. Die haben seit dem Maisieg vor zwei Jahren eine Politik der Enthaltsamkeit geübt, die der Mandatszahl bekömmlicher war als der gemeinsamen Sendung der Linken. Wäre es wirklich für Sozialisten so schwer gewesen, in ein Kabinett Herriot zu gehen? So waren alle Ministerien seitdem gezwungen, Unterstützung zu suchen bei duckmäusigen Mittelgruppen, bei halber und ganzer Reaktion. Gewiß versteht man auch die Abstinenz der Sozialisten. Sie fürchteten den Lärm Derer um Cachin und Doriot, haben auch in der Vergangenheit mit ihren Ministrablen ungewöhnliches Pech gehabt. Nach Millerand, Briand, Viviani und Albert Thomas lockt auch ein Experiment mit dem mecklenburg-montenegrinischen Hofadvokaten Paul-Boncour nicht

grade. Aber mangelndes Vertrauen zur Gesinnung der Führer als Argument gegen Regierungsbeteiligung wäre bei der größten, der einzigen wirklich organisierten Partei Frankreichs ein zu groteskes Armutszeugnis. Die leitenden Taktiker, voran der dünnblütige Theoretiker Léon Blum, möchten gern der Wirklichkeit gerecht werden, aber andrerseits auch den Anschein eherner Prinzipientreue wahren (keine Teilnahme an einer „bürgerlichen" Regierung!); sie möchten den Genuß der Macht haben in privater Konsultation und offenem Pronunziamento, aber, um Himmels willen, nicht die Unbequemlichkeiten. Aber Zünglein an der Wage zu sein, das ist nicht die Rolle der größten Partei.

Eine so superklug ausgedachte Sonderstellung mußte sich in zwei Jahren oft genug selbst widerlegen. Das hat dazu geführt, daß die Sozialisten zwar im vorigen Jahre Caillaux fallen ließen, weil ihnen seine Lösung der Sanierungsfrage zu ‚kapitalistisch' war, daß sie aber nachher Mittelmäßigkeiten wie Doumer und Péret Burgfrieden wahrten, daß sie sogar drauf und dran waren, einen Finanzminister Poincaré abwartend hinzunehmen und erst ‚nach seinen Taten' zu beurteilen, als ob Poincaré etwa weniger kapitalistisch wäre denn Caillaux. Die sozialistische Politik des Halb und Halb sieht gründlich verfahren aus. Ganz davon zu schweigen, daß die Partei nicht grade reich ist an wirtschaftlich denkenden Köpfen; auch ihre eignen Finanzpläne wirken nebelhaft und nicht überzeugend. Hilflosigkeit maskiert sich radikal.

Mit der Berufung Caillaux' stellt Briand die Sozialisten vor die Entscheidung. Bekennen sie jetzt nicht Farbe ist das Kartell verwirkt, der Maisieg annulliert. Dann wird die Stabilisierung von Poincaré oder Tardieu gemacht werden, eine Stabilisierung unter dem Patronat der Banken, denen ein Caillaux Schritt für Schritt vom beherrschten Gelände abtrotzen würde.

Mit Joseph Caillaux spielt der alte wirtschaftliche Liberalismus in Frankreich seinen letzten großen Mann aus. Briand mag lange gezögert haben, ehe er zu dieser Karte griff: denn der beherzteste Demokrat war auch stets der unglücklichste. Ein Politiker von kühler Schärfe aber eruptivem Temperament und ausgestattet mit der gefährlichen Begabung, sich Feinde zu machen. Eines ist sicher: er wird seine Pranke wieder bewähren. Er wird mit alter Brisanzkraft in die mittelalterliche Gemütlichkeit der französischen Wirtschaft hineinfahren. Aber verunglückt er dabei, dann gibt es auch Brandspuren, wie sie ein Geringerer niemals hinterlassen würde. Frankreich steht vor einem großen Vielleicht.

*

Die französische Krise ging nach Rechts, um plötzlich Links zu enden. Wenn die Anzeichen nicht trügen, wird es in Deutschland genau umgekehrt werden.

Die 14½ Millionen Stimmen für den Volksentscheid genügten nicht zum Sieg, bedeuteten aber ein sehr ansehnliches Druckmittel. Die Regierung erklärte denn auch sofort, daß sie die Warnung durchaus verstünde und nun das Fürsten-

kompromiß mit Dampf betreiben wolle. Was sie auch getan hat. Zunächst äußerte sich die Presse sehr skeptisch, verwies auf den zu erwartenden Widerstand sowohl der Deutschnationalen als auch der Sozialdemokraten und prophezeite, daß man um die Reichstagsauflösung nicht herumkäme.

Heute scheint diese Sorge beseitigt zu sein. Denn das Unerwartete ist geschehen: die Sozialdemokraten beteiligen sich treu und brav an den Beratungen im Rechtsausschuß, und die gouvernementalen Blätter drücken die Hoffnung aus, daß sie das Kompromiß schließlich doch schlucken werden.

Die Sozialdemokraten werden sich darauf herausreden wollen, daß, wenn sie streikten, eben die Deutschnationalen in die Bresche treten würden. Dazu ist zu sagen, daß eine solche Haltung begreiflich sein könnte bei einer Vorlage, die den Volkswünschen weiter entgegenkäme wie die der Regierung Marx. Sicherlich finden sich unter den 14½ Millionen viele, die gegen die entschädigungslose Enteignung sind und nur dafür stimmten, weil Regierung und Parteien nicht in der Lage waren, etwas Andres zu präsentieren. Aber dieses dem deutschen Volke zugemutete ‚Gesetz über die vermögensrechtliche Auseinandersetzung zwischen den deutschen Ländern und den vormals regierenden Fürstenhäusern' würden 14 Millionen von den 14½ wohl mit Hohngelächter ablehnen. Der Gesetzentwurf ist eine selbst für Juristen ungewöhnlich komplizierte Häkelarbeit in 29 Paragraphen, ohne Mittelpunkt und Leitmotiv, ein ängstlicher Versuch, zu enträtseln, was Staatseigentum, was Privateigentum der Fürsten ist. Über Das, was strittig bleibt, soll schließlich das berühmte Sondergericht entscheiden, bestehend aus neun Reichsgerichtsräten, die der Reichspräsident zu ernennen hat. Womit wir also wieder bei dem famosen „Rechtsweg" angekommen wären, der seit 1919 so gründlich ins Dickicht geführt hat. Nachdem die servile Parteilichkeit der Juristen, den Fürsten Alles zugeschanzt hat, was sie nur verlangten, bedeutete die Politisierung des Problems den ersten wirklichen Fortschritt seit Südekum. Heute besteht die Gefahr, daß da, wo selbst dieser Reichstag zaudert ein Stück Fürstenbesitz als Staatseigentum zu erklären, das Tribunal der neun Auserlesenen dem Kaiser geben wird, was es nach seiner Auffassung rechtens für des Kaisers hält.

Auch nach dem negativen Ausgang des Volksentscheids, dessen Warnung die Regierung so wohl beachtet haben will, gab es für sie nur die eine Möglichkeit: eine Vorlage einzubringen, die den Fürsten eine Rente aussetzt und mehr nicht. Statt dessen wird das unmögliche und herausfordernde „Kompromiß" nochmals serviert.

Hier hätte die Sozialdemokratie konsequent ablehnen, nötigenfalls mit Obstruktion drohen müssen. Nicht einmal das wäre nötig gewesen: die Regierung selbst rechnete kaum damit, das Elaborat aus dem Reichsjustizministerium durchzubringen und war auf Neuwahlen gefaßt. Ein Fingerstoß würde genügt haben, den nur noch scheinlebigen Reichstag in die Grube zu befördern.

Die deutsche Sozialdemokratie hat nichts von der mimosenhaften Unnahbarkeit der französischen Genossin. Manchmal fährt der Geist der Radikalität in sie, dann sieht es so aus, als wollte sie die Wolken stürmen. Doch, keine Sorge, es ist nur ein kurzes Gastspiel.

Und jetzt ist alles wieder denkbar. Sogar die Große Koalition.

*

Großer europäischer Abend in der Aula der Universität Berlin: John Maynard Keynes spricht:

Es ist ein seltsames Arrangement. Der Herr aus Cambridge, umrahmt von den Gott-strafe-England!-Professoren von Berlin. Die Regie liegt in den oft bewährten Patriotenhänden des Herrn Ludwig Bernhard, bei dem jüngst wegen Verschwörungsverdachtes gehaussucht wurde, was den Protest der 31 Herren in Jena zur Folge hatte. Dann spricht noch Jemand etwas von der Wissenschaft, die erhaben über den Nationen thront. Dieser gute Europäer ist der Rektor, Herr Professor Pompecki, der vor ein paar Wochen noch mit zwei andern Europäern der Universität die gröhlenden und steinewerfenden Studenten von Hannover sympathisch begrüßte.

Der Professor aus Cambridge verdient jeden Lorbeer, diesen nicht. Aber gefeiert zu werden, ist wohl ebenso Schicksal wie gestäupt zu werden. Wenn die Herren Universitätslehrer sich nicht so sehr als wissenschaftliche Leibgarde der Hohenzollern fühlten, so würden sie angesichts der Weltgeltung ihres Ehrengastes vielleicht begreifen, warum er als politische und moralische Macht über die Grenzen seines Landes hinaus wirken darf, während sie in einem subalternen Nationalismus vermiekern. Sein Ansehen verdankt Keynes der Standhaftigkeit, mit der er Vorurteilen entgegentrat, die von fast allen seinen Landsleuten geteilt wurden. Unerschrockenheit und Überzeugungstreue, diese beiden guten Geister, beflügelten seinen Ruhm.

Es würde sich lohnen, die Hintergründe der Festivität zu durchleuchten. Fühlte die Universität Berlin, in deren Räumen der Pazifist Nicolai niedergebrüllt wurde und wo sonst verhorntestes akademisches Philistertum seinen Stammsitz hat, wirklich nur das Bedürfnis nach kosmopolitischer Illumination? Oder sieht man in dem Gegner des Versailler Vertrages etwa einen Freund deutscher Aufrüstung und Revanche an Frankreich. Spekuliert man immer noch auf den englisch-französischen Gegensatz, in der vagen Hoffnung, Albion würde einmal unsre Nibelungentreue benötigen? Wäre das der Sinn der feierlichen Veranstaltung, dann dürften die Hoffnungen bitter enttäuscht werden. Nichts ist übrigens komischer als diese Anglomanie der deutschen Jingoes, die Zeter schreien, wenn Einer die Franzosen sozusagen für Menschen erklärt.

Europäertum für einen Abend. Gastspiel aus Cambridge. Ein Star wurde in die Schmiere verschlagen, Bassermann nach Tripstrill.

Italien und die Porosität von Ernst Bloch

Man reist hier meist falsch ein. Nimmt schiefe Wünsche mit oder wenigstens einseitige. Folglich geht den Augen Vieles an italienischem Leben gar nicht auf. Der Wille von Schule und üblicher Bildung macht unsichtbar, was ihm nicht gemäß ist.

Aber es lebt noch Andres hier als das sogenannte klare Maß, ja, es lebt allein. Nicht nur stehen die starken Klassenkämpfe aller edeln Einfalt, stillen Größe im Wege, sondern auch schon, was Goethe sah, und was bis heute sich erhalten hat, ist mit Pinie und Würfel nicht abgetan. Da ruht durchaus nicht jede Sache fest im Licht, antike Gestalt rund herum und schön entschlossen. Walter Benjamin hat Italien bereits „porös" genannt; wirklich, damit ist etwas gesehen, um das man sich nicht weiter betrügen mag.

Also schon die Weine gleiten hier zwischen Fruchtsaft und Blume dahin. Selbst in guten Häusern werden Kartoffeln, Gemüse, Braten auf einer Schüssel serviert, eine namenlose Sauce läuft quer dazwischen. Die Menschen schlafen oder wachen nicht in einem Stück, das eine nachts, das andre des Tags, sondern die Tage sind so von Schlaf durchzogen wie die Nächte von Wachen. Ferner, auch der kleine Mann nimmt am großen Stil teil, zieht sich abends schwarz an, aber auch der feine Mann speist mit dem Messer, mischt derart den Abenddreß mit dem Volksbrauch oder umgekehrt. „Eigentlich" kindlich oder „eigentlich" erwachsen ist fast Niemand; die Kinder sind bereits sehr zweckhaft in ihrem Tun, geldgierig und berechnend, die Erwachsenen wiederum offen und hemmungslos, Suggestionen und Situationen unterworfen, singen sich ein Stück oder treiben, auf der Piazza des Dorfs, fast Kinderspiele. Überhaupt zeigen gar viele Italiener Cuore im schönen Sinn; jedoch auch dieser Grund wankt, kann anders, gleitet über: auf vierzig Menschen kommt fast schon ein Advokat, und die Verschmitztheit, der Betrugswille ist keine Legende. Die Gestalt ehren heißt weiterhin: Distanz wahren; jedoch wie die Neapolitaner der niedern Klassen sich fast unbegreiflich nahe auf der Haut sitzen, so kleben sie sich, so drängt sich die gesamte Fremdenindustrie dem Gast an, stupfend und betastend, zerrend, knallend und schreiend, beliebig in die andre Person hineingreifend, ohne jedes Gefühl für die trennende Aura. Eine Gesellschaft Neapolitaner ein Lokal betreten, sich über die Tische, auch schon die halbbesetzten, verbreiten zu sehen, die Anknüpfung und Mischung der Gespräche zu beobachten, ist eine wahre Lehrstunde in Porosität; da ist nichts etwa aggressiv, wie das deutsche Mitbeschlagbelegen, sondern Alles eben freundlich-offen, ein diffuses, ein kollektives Gleiten. Privatheit, Abgrenzung einer eignen Sphäre bleibt überall fast unverständlich; so ist heute noch das Verlangen nach getrennten Schlafzimmern unvereinbar mit dem italienischen Begriff der Ehe als einem ebensosehr verschmelzenden wie öffentlichen Institut. Die Sprache, die Vokalbildung namentlich, ist gleichfalls nach allen Seiten offen,

weithin schallend, ausströmend, aufs Freie und Bemerktwerden gestimmt, rasche Gesten laden das Wort noch weiter aus, reichen es herum, und so wird aus Dialogen bald ein Chor. Die Sprache strömt, wie die Fontäne aus dem Mund einer Brunnenfigur, und die Vokale haben ein verwandtes Metall wie die Farben auf dem Stanniol der Pralinés, wie das grüne, goldene, blaue Erz eines italienischen Feuerwerks, dieses geliebtesten aller Spektakel, dieser Grunderscheinung von fließendem Glanz. Häuser werden nicht so sehr nach einem festen, nur für dieses Haus bestimmten Plan gebaut, sondern entstehen fast sorglos, Zimmer neben Zimmer und derart, daß immer neue Zimmer nach Bedarf darüber oder lieber noch daran, daneben gebaut werden können. Daraus und nicht etwa aus dem antiken Sinn für die Horizontale — als welche in Pompeji gänzlich andre, nicht in die Breite, sondern in die private Eigenheit und Tiefe gerichtete Hausanlagen sehen läßt — ist auch das sich breit Erstreckende der meisten italienischen Häuser zu erklären, ihr Ineinander von Ruine und Neubau, oft nicht zu unterscheiden; ja, selbst die Renaissance-Paläste haben kein solch eignes Format, keine solch unangreifbare Symmetrie, wie sie das isolierende Lichtbild vortäuscht. Das Hausinnere zeigt keinerlei Sinn für schöne, feste Wohnlichkeit, sondern die Stücke im Zimmer sind beliebig, umstellbar und variabel wie das Straßenbild; die Wohnung nimmt teil am Freien, ist gleichfalls eine Mischung aus Interieur und Öffentlichkeit. So bildet die Tür, auf die Straße oder einen, wenn auch noch so kleinen Balkon führend, oft das einzige Fenster; die Lichtöffnung ist also kein Teil der Wand, selber raumschließend, sondern eine pure Einmischung der Straße, mit der Gewalt des Lichts darauf hinzwingend. Umgekehrt hat aber das Freie nun wiederum viel vom Zimmer, besonders an den fast durchweg, selbst in neuen Anlagen schön geschlossenen Plätzen. Von der Piazza in Capri bis zum venezianischen Markus-Platz ist Italien übersät mit solch ungedeckten Fest-, ja Tanzsälen; in sie eingemischt aber, ja hier fast allein zuhause ist die warme Geschlossenheit des Interieurs. Glaubt man freilich mit solch einfacher Umkehrung von Drinnen und Draußen hier wenigstens die Porosität zu umgehen, so belehrt wiederum das Straßenleben Neapels, wie leicht eine italienische Stadt auch ohne Piazza auskommt, wie kräftig sich grade doch auch das Durcheinander des italienischen Zimmers im Straßenbild Platz schlägt. Da werden abends Ziegenherden durch die Hauptstraße getrieben, durch die von weltstädtischem Lärm berstende, oder auch Kühe an den Ecken gemolken. Hart nebendran rast und schaukelt der modernste Autobus, wie er freilich wieder Mühe hat, an einem erlauchten Pompe funêbre vorüberzukommen, mit gläsernen Galakutschen, unmäßigem Leichenwagen aus Blumen, Schnitzwerk, Sensenmännern und Krone des ewigen Lebens, mit hundert Priestern, Musik in hyazinthfarbenen Röcken, Klageweibern, unendlichem Raum, unendlicher Zeit und allen Attributen des Barockjahrhunderts. Bilder sieht man, von Künstlern mit farbiger Kreide aufs

Straßenpflaster gemalt, die Virtuosen werden beklatscht, sammeln ein, und nach wenigen Minuten schon ist der Indianer im Federschmuck oder das himmlische Jerusalem wieder zertreten, eine Malerei, dahingleitend, ohne Rahmen, wie Straßenmusik. Auch die ernste Kunstwelt, das Theater etwa, ist ja nirgends in sich geschlossen; es wird geraucht, Kommen und Gehen ist ungestört, Gespräch, Gesellschaftsleben spielt in den Logen auch während der Vorstellung, Mißfallen oder Dacapo unterbrechen beliebig, machen das Publikum zum Mitspieler im Stück, den Akteur wiederum sehr oft zum porösen Rampenheld. Dies Übergleitende von Nähe und Ferne, von bedenkenloser Verführung und inselhafter Paradoxie, von Kirchen-Theater, aber doch auch Theater-Kirche ist zugleich ja ein Kennzeichen des italienischen Katholizismus, von ihm her des Katholizismus der ganzen Welt. Im Glockenläuten ist bimmelndes Ausschellen und Ruf zur Andacht zugleich, an den wächsernen Madonnenpuppen in ihren Glasgehäusen, nachts erleuchtet, hat der Jahrmarkt mit dem Mysterium sein Stelldichein, seine unbedenklichste Vertauschbarkeit. Die Prozession der heiligen Rosalie in Palermo leistet das Höchste an solcher Mischung von Gewalten, aber auch schon neapolitanische Abendumzüge zur Adventzeit geben davon ein genügend quirlendes Bild: Polizisten tragen die Madonna, bräutlich geschmückt steht sie in einer Art Himmelbett, an der Decke ein rotes Samtherz, auf dem Herzen mit Goldbuchstaben gestickt: Amore, und alles Jungvolk treibt Liebesspiel unterm Schutz der göttlichen Puppe, das Glück des ehelichen Schlafzimmers zusammen mit der Heiligen Nacht verbreitend. Oder der Dom von Amalfi, wo der Apostel Andreas begraben liegt, in der Andreas-Nacht selber: ein rascher Zug durch die Kirche, mit der Bronzestatue des Apostels hoch über den Köpfen, phantastisch von Fackeln und Kerzen beschienen, getragen bis vors Tor und allem Volk auf der Piazza wundertätig, von dort unten her wieder mit Trommelwirbeln begrüßt; zu alldem aber ein heiter-triviales Rokokolied, einstimmig von der Menge gejubelt inmitten der wenig geheuern, tibetanischen Nachtprozession. Bänkelrhythmus und hohe Melodie, Leierkasten und großartigste Gefühle, das ist ja schließlich auch eine häufige Form der italienischen Musik, kulminierend im neunzehnten Jahrhundert, in Verdis Opern bis zur ‚Aida'. Die Todesmusik im ‚Troubadour' enthält genau so viel poröses Nebeneinander, bazarhafte Allheit wie die Prozession des Apostels, wie die gesamte ungeteilte, auch unentschiedene Tuttilitá. Pirandellos Technik gehört unter anderm dazu: auch hier ja haben Dinge und Menschen keine Ränder, tauchen verschiedenste Sphären in einander ein, diesmal bewußt porös.

Das Alles wollte man nicht sehen, kam man von Norden her. Suchte ein völlig klares, an jedem Punkt geschlossenes Leben, anders als im dämmernden Zuhause. Viel zu Wenige reisen nach Italien von Süden ein, sich von Palermo, besser noch von Tunis her das Land aufrollend; da fiele der billige und ganz subjektive Kontrast zu den Alpen weg. Grade Goethe, von dem doch der ausschließliche Wille zum klassi-

schen Italien, dieser fast nur medizinisch richtige Kontrastwille übernommen worden, gibt den unverstandenen Rat: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele; hier ist der Schlüssel zu Allem." In Süditalien ist am stärksten jene späte, nicht-antike, orient-gesättigte Mittelmeerkultur zu verspüren, wie sie Volk und Kunst ganz Italiens überströmte. Von Arabien, vom Normannenhof her versteht man besser die gebogenen Gassen, die Musik der Ausrufer, die Wachttürme, das Minarett als Campanile, die polychromatischen Teppich-Dome, Verona, Genua, Venedig noch hoch im Norden; und Florenz, die bisherige Regel, wird zur Ausnahme. Noch heute aber ist das neapolitanische Volksleben dem Baedeker genau so ärgerlich wie die Brunnenschale vor der Spanischen Treppe in Rom, wie das „geschmacklose" Tabernakel Berninis in der Peters-Kirche. Grade heute aber auch hat doch neue Malweise den Sinn für Wildes, Buntes, Geheimes, Tiefes erschlossen, für eine nicht nur antikische Haltung und den Adel andrer Kulturen, in Italien prächtig versammelt. Wie aber nun wieder die Renaissance — hat sie wirklich die Antike, wenigstens als Kunstwille, Kulturwille dazu, wiedergeboren? Im italienischen Süden ist ihr Einfluß kaum zu spüren, man wurde dort fast unmittelbar spanisch barock, und der arabische Hintergrund blieb. Im Norden aber: gar Vieles, was man hier fortwirkende antike Tradition nennt, und was in der Tat das gotische Wesen hindert, ist in Wahrheit arabisch-byzantinische Tradition, nur mit antiken Elementen. Die Renaissance spielte freilich mit allerlei antiken Bauordnungen in Säule, Pilaster, Giebel, Frontbild, und insofern dämpfte sie die in ihr ausbrechende Gotik. Aber stärker als die Antike blieb darin doch der arabische Traumglanz, der byzantinische Rundbogen, die byzantinische Kuppel und vor Allem eben eine ausgebrochene Innigkeit, eine in „Klassisches" nur eingekleidete Stärke des aktuellen Lebens, die tausendmal mehr befreite Gotik zeigt als befreite Antike. Eine aus dem Goldgrund, aus der byzantinischen Klammer „naturalistisch" anhebende Gotik, folgerichtig auch sogleich fast als Barock erscheinend; mit einiger Übertreibung also: die italienische Renaissance ist wesentlich die verspätete Gotik aus den Elementen und gegen die Elemente des Goldgrunds, des Bogens und der Kuppel. Italien holte damit gleichsam den Norden ein, wie er dem arabisch-byzantinischen Kulturherd viel ferner lag, wie er also auch viel früher das gotische Espressivo erscheinen ließ.

Und von hier aus lassen sich vielleicht auch die porösen Züge besser verstehen. Sie sind in Italien stärker als bei uns, grade dort also stärker, wo man am meisten noch statuarische Gestalt erwartet. Sucht man den Erzeuger dieses Strömenden, Mischenden, so denkt man vielleicht gern an die Sonne, ans „Freie"; dieses soll erklären, was der klassischen Gestalt so sehr im Wege steht. Aber die Griechen und Römer hatten dieselbe Sonne; sie müßte viel eher die Konturen schärfen, weit besser stimmte grade das nordeuropäische, das atmosphärische Licht zur Porosität. Statt dessen ist umgekehrt

im Norden das Abgeteilte, die bürgerlich klare Fassade und maßvolle Ratio zuhause; ja welches sind denn überhaupt die genauen Gegensätze zur Porosität? Es ist die Arbeitsteilung statt des Handwerks, das Detailgeschäft statt des Bazars, die in sich begrenzte Geste statt des Überschwangs, der mathematisch gliedernde Verstand statt des Sinns für Bewegung, für geprägte Form, die lebend sich entwickelt; kurz: das Bürgertum und seine Kultur ist der Gegensatz zur Porosität, als solcher in der griechischen Antike und sodann in der nordeuropäischen Renaissance vor Allem zuhause. Die italienische Renaissance ist, so sehen wir, viel mehr die Umleitung des arabisch-byzantinischen Mittelalters ins Barock als die Wiedergeburt der Antike; maurische Art, nie ganz überwunden, und Barock sind auch heute noch die stärksten Bestimmtheiten des italienischen Kulturkörpers. Beides aber konstituiert auch die Porosität, beides auch stammt aus einem Willen zur Fülle und Ganzheit, nur fälschlich in der Antike gesucht. Der Orient kennt noch heute das Ineinander, die Verkettung aller Lebensäußerungen, Schriftzüge, Lebenslinien, die Arabeske, wie sie vom Haus zur Werkstatt, zum Markt, zur Moschee, vom Einen zu Allem und von Allem wieder zu jedem beliebigen Punkt unterwegs führt. Wieder anders und doch mit gleich unstatuarischem Wesen ist das Barock auf das Übergehende, das Espressivo, die Transparenz jeder Erscheinung gerichtet, auf die Spiegelkraft jeder Monade, damit sie auf ihre Weise das ganze Weltall vorstelle und enthalte. Dies Barock wirkt zugleich als letzte Reaktion des mittelalterlichen Gesamtgeistes gegen die bürgerliche Spezifikation, ja ist noch weniger rational als das Mittelalter mit seinem byzantinischen Stufenbau. Dies Barock ist auch nicht unbedingt „Formlosigkeit", sondern nur eine andre, vielleicht eine tiefere Form, eine solche wenigstens, in der nichts Chaotisches ausgeschieden bleibt wie in der klassischen Kunst, sondern grade das Chaotische seine Form, sein „Magazin" erfährt, gegebenenfalls seine allsymbolische Ordnung.

Auch im Süden zwar sind davon heute nur noch Reste zu finden. Das Poröse ist die schließlich doch nur arg verkommene Erscheinung einer hier nachwirkenden Glut. Auch diese Barockglut selbst, an Ort und Stelle, hat das Chaos oft nicht besiegt, sondern einfach nur eingelassen, und es erscheint: diffus, rülpsend und bombastisch. Aber die antike Form eben stellte sich dem Leben noch nicht einmal zur vollen Schlacht, geschweige denn, daß ihr Tempel die Barbarei besiegt hätte. Und so erscheint denn das Chaos antik gleichfalls unüberwunden, nicht mehr oder besser: noch nicht als Bombast, sondern umgekehrt als Armut, als Abstraktheit der Form, als ängstlich edle Fassade, die auf ihrer Hut ist, was kaum der Haltung des Siegers entspricht. Das italienische Wesen jedenfalls ist noch vom Reis der Statuen Berninis, der bewegten und tauschenden Tuttilitá des Jesuitenstils. Fühlt man in diesem so Übergehenden wie Sammelnden noch ein gültiges Problem, so ist in Italien manch Abschreckendes, manch Eingedenkendes dazu zu lernen.

Französische Köpfe

V.

Alexandre Millerand von Jean Piot

Millerands Leben ist vielfarbig gewesen. Ein starrer Ehrgeiz war sein Wappenschild. Millerand kannte nur eine Leidenschaft in seinem Leben — jene, die ihn schon von Jugend an gefangennahm: das Streben nach Macht.

Als Gustave Théry und ich einmal die alten Reden dieses Tribunen durchstöberten, meinte Théry, es sei schwer, darin Stellen zu entdecken, die seine, Millerands, neuste Erklärungen widerlegten. Nein, sie besagten nicht das Gegenteil. Sie besagten, genau genommen, überhaupt nichts. Ein allzu verschwommenes Geschwätz, allzu unentwirrbar, als daß das nicht gewollt gewesen wäre. Also ergab sich zwangsmäßig die Schlußfolgerung, daß dieser positive Mann sich stets bemüht hat, nicht Positives zu sagen, das man ihm später hätte vorhalten können; daß er stets auf seiner Hut gewesen ist; daß er von Beginn seiner politischen Laufbahn an seine Entwicklung vorausgesehen, festgelegt und dirigiert hat, wie man eine Partie Domino spielt. (Er spielt augenscheinlich oft dieses Spiel, das unter dem Schein der Harmlosigkeit geduldfordernde Kombinationen verbirgt.)

Vieleicht war er wirklich aufrichtig, als er anno 1924 zu Marseille in einer Form, die den Widerspruch weckte, erklärte: „Seit ich im öffentlichen Leben stehe, bin ich Sozialist gewesen und bleibe es." Hatte er doch in Saint-Mandé am 30. Mai 1896 gesagt: „Bürger, ich erhebe mein Glas auf die Vereinigung der sozialistischen Partei, auf die Eroberung der öffentlichen Gewalt durch den Sozialismus, auf den Triumph der sozialen Republik . . ." Hatte der Sozialismus nicht anno 1924 in seiner Person die öffentliche Gewalt erobert? Und wenn die sozialistische Partei, davon dispensiert, überhaupt noch sozialistisch zu sein, nicht hinter Millerand einig geblieben ist, so wird Millerand überzeugt sein, daß die Schuld die Partei und nicht ihn trifft.

Er für sein Teil ist seine Ackerfurche entlanggezogen wie ein Ochse.

Vom Ochsen hat er die Zähigkeit. Man hat mit Steinen nach seiner Pflugschar geworfen. Er hat den Weg erzwungen.

Auch die Passivität dieses Tiers ist ihm eigen. Im Augenblick der Präsidentenkrise, die ihn schließlich gestürzt hat, nahm er eine ausharrende Haltung ein. Man hat ihm geraten, einen Staatstreich zu wagen. Er hat nicht darauf gehört. Gewiß nicht, weil ihm die Lust dazu gefehlt hätte. Aber es lag nicht in seiner Natur. Der Ochse ist zäh, ist widerstandsfähig, aber er überspringt keine Gräben. Und vom Eber hat Herr Millerand nur die körperliche Konstitution.

Vom Ochsen hat er die düstere Unempfindlichkeit. Als er im Jahre 1923 zur Einweihung des Denkmals für die Toten der Ecole normale eintraf, hatten fromme Hände einen Kranz

zu Ehren des ersten Opfers: Jean Jaurès an dem Stein niedergelegt. Er blickte mürrisch hin, verneigte sich mechanisch, machte Kehrt und entfernte sich — schien nicht zu begreifen. Sollte er ein Herz haben, so ist die Hülle jedenfalls sehr dicht.

Vom Ochsen — den ich vielleicht verleumde — hat er die Dummheit. Unter sämtlichen Renegatengesichtern gebührt Millerand der Preis. Nicht, daß seine Entwicklung rascher oder zynischer als die andrer Personen gewesen wäre: aber es fehlt ihm an Urteilskraft — was die eigentliche Definition der Dummheit ist —, oder, wenn man so will, er hat sehr langsame Reaktionen. Daher hat er jedesmal, wenn sichs für ihn darum handelte, seinen Ehrgeiz den Ereignissen anzupassen und den Schritt zu ändern, das mit umso heftigerm Eifer getan, als er immer Verspätung hatte. Da wurde es offenbar: seine große Kraft bestand darin, daß ihn die Verspätung nicht hinderte, seinen Weg fortzusetzen. Es liegt in Millerands Charakter, dem Sieg zu Hilfe zu eilen, in seinem Schicksal, kaum angelangt, diesen in eine Niederlage sich verwandeln zu sehen, und in seiner Richtlinie, trotz Allem einen persönlichen Vorteil daraus zu ziehen. Aber eines Tages ist er, da er nicht mehr vorwärts gehen konnte, gefallen. Das ist die ganze Erklärung für den weithin tönenden Sturz des Herrn Millerand. Er hat sich selber in die Schlingen verwickelt und sie dabei so fest zugezogen, daß er hängengeblieben ist. So vielseitig auch seine Vergangenheit gewesen war: er war doch imstande, sich das Ansehen eines konstitutionellen Präsidenten zu geben. Aber er hatte die Warnungen von Cannes nicht begriffen. Er hatte nicht geglaubt, daß Frankreich, ermüdet von vier Kriegsjahren, endlich irgendetwas begehrte, das einem Friedensversprechen ähnelte. Er war noch immer der Mann der Zapfenstreiche und machte kaum ein Geheimnis daraus. Er vollführte in Evreux ein Geschwätz und stellte sich als Parteiführer in Positur. Warum? Weil ihm unbedingt nötig schien, daß diese Partei oder die Vereinigung von Parteien — der nationale Block — bei den Wahlen vom Mai 1924 siegte. Er marschierte, marschierte, marschierte . . . Der nationale Block wurde geschlagen.

Was tat Millerand? Er erklärte Herrn Herriot, den er zu sich bitten ließ (und der sich für diese Gelegenheit einen steifen Hut gekauft hatte) — er erklärte Herrn Herriot seine Bereitwilligkeit, mit der neuen Mehrheit zusammenzuarbeiten, die Verfassung zu achten und den republikanischen Institutionen freies Spiel zu sichern. Er unterwarf sich. Aber es war zu spät. Er mußte demissionieren. Und wie er sich vorher auf die Verfassung gestürzt hatte, um sie zu verhöhnen, so stürzte er jetzt sich auf sie, um sie zu verteidigen — und da er nicht länger Präsident der Republik sein konnte, machte er sich zum Opfer.

Die Rolle eines Opfers ist in der Politik vielleicht die schönste. Aber sie erfordert eine sympathische Persönlichkeit. Millerand ist nicht sympathisch. Zwischen der Menge und ihm stellt sich keine Verbindung her. Er hat womöglich Bewun-

derer. Er schafft sich aber keine Anhänger, oder er schafft sie sich doch nicht mehr. Ist das die gerechte Sühne für ein ganzes Leben kalter und unzufriedener Berechnungen?

Man wird mir entgegenhalten, daß Millerand wenigstens zweimal das Ansehen eines Propheten gehabt und den Massen ein Evangelium verkündet habe: in Saint-Mandé anno 1896 und auf der Bühne von Ba-Ta-Clan anno 1919. Nun: weder hier noch dort hat Millerand, wie Jaurès getan hätte, das Volk gewonnen, gepackt, bezwungen, mit sich fort gerissen. Er hat sich nach dem Winde gerichtet und seine Sätze zubereitet und ausgehöhlt (damit sie schön leer wären). Andre hatten die Bewegung geschaffen, die Ideen verbreitet, die Leidenschaften erhitzt. Millerand ersann die Formeln für das Lebendige. Er studiert das Stück nicht ein, aber er verkauft das Programm und macht dabei so viel Getöse, daß man einen Augenblick lang ihn ganz allein hört. Er ist kein Religionsstifter, auch kein Apostel, sondern der Redakteur des Katechismus.

Was hat er Neues in die Galerie der Politiker gebracht außer einem eisigen Bildnis des „Arrivismus"? Der Sozialismus ist für ihn nur ein Sprungbrett gewesen, der Antiklerikalismus nur eine einträgliche gerichtliche Liquidation und die nationale Verteidigung Demagogie mit Fanfarengeschmetter.

Es ist angebracht, hinzuzufügen, daß er ein guter Familienvater ist.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Frender

---

Einmaleins von Alfred Grünewald

Dein Weltschmerz kann viel und wenig bedeuten. Es kommt auf deine Welt an.

*

Wenn ich weiß, was Einer imstande ist, weiß ich auch immer, was er nicht imstande ist.

*

Nicht Jeder braucht das gleiche Quantum Klugheit, um kein Dummkopf zu sein.

*

Die Meisten sind mehr oder weniger auf der Flucht vor sich selbst. Der Unterschied liegt in der Route, die ein Jeder dabei nimmt.

*

Wer sich finden will, muß sich verlieren können.

*

Man hat den schärfsten Blick für Das, was man nicht sehen kann.

*

Immer wieder erleben wir das Paradoxon, Beschränktheit ins Maßlose wachsen zu sehen.

*

Ehe man sich dessen versieht, wird aus dem Reiz der Neuheit die Macht der Gewohnheit.

*

Merkspruch des Genialen: Es ist nie zu spät.

Kleinkaliberschießen von Carl Mertens

Es gab einmal ein Verbot Karl Severings, ein Verbot für die sogenannten Kleinkaliber-Vereine, deren Tätigkeit auf die Vorbereitung des Bürgerkriegs ging. Hätte der Minister das Verbot 1922 oder 1923 erlassen: es hätte vielleicht Erfolg gehabt. Aber im achten Jahre der Republik, nachdem die längst aufgehört hat, eine auch nur scheinen zu wollen, kann das Verbot nichts weiter sein als ein Beweis treuster Pflichterfüllung, eine Geste, die die Retterglorie um seinen Sessel neu aufpoliert, ihm die Anerkennung seiner Gesinnungsgenossen garantiert und ihm ein vielsagendes Grinsen, wenn nicht offenen Hohn seiner Gegner einbringt. Die Antwort auf Severings Erlaß? Eine erschreckende Zunahme der Kleinkaliber-Vereine. Heute gibts keinen Ort, und sei er noch so klein, der nicht stolz auf seinen Schießstand weisen könnte, in dessen Straßen nicht mindestens ein Mal die Woche das bewehrte Heer zum „Schuß auf die bewegliche Proleten-Scheibe" marschiert. Findet sich der Wirt des Schützenhauses, das in keinem Nest fehlen darf, zur Herstellung eines 200-Meter-Bahn-Schießstandes, der gleichzeitig seine Einnahmen steigert, zufällig nicht bereit, so nimmt man entweder die alten Schießstände, auf denen das Gemorde des Weltkriegs eingeprobt wurde, oder die Stahlhelm-Leitung richtet den Idealismus ihres jugendlichen Gefolges auf diese nationale Notwendigkeit und ... tausend fleißige Hände regen helfend sich im muntern Bund. Die Gewehre zu beschaffen, ist nicht immer die größte Sorge der neuen Kulturvereine. Alte Militärgewehre werden unter den Betten hervorgezogen und zum Schmied getragen, der schmunzelnd die Felder des Laufes ausfeilt und die alten A.K.-Stempel entfernt. Damit ist die Büchse fertig. Wo solche Schwarzbestände fehlen, hilft die Reichswehr gerne aus. Finanziell gut gestellte Verbände aber machen Sammelbestellung bei der Fabrik in Suhl und helfen so die heimische Rüstungsindustrie erhalten. Diese Gewehre sind Militärgewehre, und die Ausbildung mit ihnen ist die Ausbildung am Gewehr 98. Das heißt: die Vereine gehören nach der Rechnung eines jeden objektiven Rechners zur Landesverteidigung, zum Wehrstand, zur Reichswehr. Der Friedensvertrag verbietet solche Rüstungen; der Schutz der Republik verbietet sie den Reaktionären. Aber man kümmert sich nicht darum: die Reichswehr ist Helferin, und der Sport gibt die neutrale Fassade. Unsre Gefängnisse sind überfüllt — wenn auch mit Männern von links — und die Kassen der Ertappten so leer, daß jede Androhung einer Strafe lächerlich ist und macht.

Es bleibt ein andres Mittel: Besteuerung.

Der Kaiser, dem die Kleinkaliber-Vereine dienen wollen, hat einmal gesagt: „Die Hunde sollen zahlen, bis sie blau werden." Nichts hindert, das schöne Wort anzuwenden auf diejenigen Kreise, denen es höchste Ehre ist, solche Hunde zu spielen.

Zwar würde eine Besteuerung der Waffen eine ungerechtfertigte Schädigung der Waffenindustrie sein, die so schon —

nach den ungeheuern Gewinnen der Vorkriegs- und Kriegs-Zeit — über die Jahresabschlüsse betrübt ist. Niemand aber kann die Besteuerung der Schießstände, deren Anlage das Landschaftsbild verschandelt, und deren Betrieb die Sonntagsruhe stört, verurteilen, und am wenigsten dann, wenn große Grundbesitzer, um sich den Dank der Nation zu sichern, solche Schießstände auf eignen Grundstücken errichten. Die Besteuerung müßte sich nach der beschossenen Bodenfläche, den baulichen Anlagen und der wechselnden Benutzung richten. Es gibt kleine Dörfer mit einem Schießstand von fünf Bahnen zu 100, 150, 200, 300 und 400 Metern, ja, es gibt Städte, mit drei schießenden Vereinen, die alle ihren eignen Stand haben.

Die Folge einer solchen Besteuerung wäre eine Abwanderung der örtlichen Schießvereine zur nächsten Reichswehrgarnison, die nie unterlassen dürfte, ihren Schützlingen kostenfreie Beschießung der Scheiben zu ermöglichen. Solchen auch jetzt schon festgestellten Unartigkeiten ließe sich — wenigstens glaubt Geßler das — mit einem nicht allzu schlappen Tagesbefehl abhelfen. Übertretungen aber würden leicht entdeckt werden und willkommene Gelegenheit zur Säuberung einer Armee bieten, die längst nicht mehr ihren Soldzahlern dienstbar ist.

Gewiß fänden sich Orte, wo Spender zur Zahlung solcher Steuer bereit wären. Dann ist diese Mehreinnahme des Staates, zumal wenn man sich dazu verstehen könnte, sie zur Besserung der wirtschaftlichen Lage unsrer Kriegsopfer anzuwenden, kein Schade. Auch böte die den Proleten und kleinen Leuten so oft bewiesene Existenz der Steuerschraube Gelegenheit, die Hunde — nach dem Wort ihres Kaisers und Herrn — zahlen zu lassen, bis sie blau werden.

Unzweifelhaft würde ein Wort des Finanzministers mehr zur Sicherung der Republik beitragen als das zwecklose Verbot aus dem Reiche Karl Severings, auf den Niemand mehr hört.

Die antisemitische Weltfront von Bruno Artolt

Der Budapester Antisemitische Weltkongreß im Herbst 1925 hat das Schlagwort von der „Antisemitischen Weltfront" geprägt. Gibt es dergleichen überhaupt?

Nein. Es gibt wohl gewisse, in den verschiedenen Ländern mehr oder minder deutliche Strömungen — aber allein aus dem völligen Fiasko dieses Kongresses ist zu folgern, daß zu einem wirklichen Zusammenschluß der einzelstaatlichen Strömungen alle Voraussetzungen fehlen. Die Abgründe zwischen ihnen sind allzu tief.

Scharf sondert sich schon beim ersten Anblick der Rassen-Antisemitismus vom religiösen Antisemitismus. Indes jener den Juden eben seiner Rasse wegen a priori ablehnt, richtet sich die Gegnerschaft des religiösen Antisemitismus gegen den „jüdisch-materialistischen Geist", ist aber wenigstens so ehrlich, zuzugestehen, daß dieser „Geist" sich auch oft in Individuen von unverdächtiger Rasse offenbart.

Nun wäre allerdings nichts verkehrter, als aus der Ziellosigkeit dieser Bewegung auf ihre Ungefährlichkeit zu schließen. Der Antisemitismus ist vielmehr gefährlich, weil er ziellos ist. Gleich jeder sittlichen Anarchie treibt er unerbittlich zu den letzten Konsequenzen und wird sich unzweifelhaft katastrophal auswirken, wenn die kulturschützende Gegenseite sich als zu schwach erweisen sollte.

Der deutsche Antisemitismus ist in seinem tertiären, in seinem exzessiven Stadium. Er ist schon beim Meuchelmord als völkisch-sittlichem Faktor angelangt. Sein Ende? Es wird auf alle Fälle ein Ende mit Schrecken werden. Entweder der Antisemitismus vernichtet die deutsche Kultur, oder eine kräftige Kulturwehr vernichtet eine Kulturschande.

In Oesterreich ist die Gefahr bei weitem nicht so akut wie in Deutschland. Die mächtigste der ehemaligen antisemitischen Parteien, die christlich-soziale, ist heute nur mehr traditionsantisemitisch. Ihr Führer Seipel ist sogar ausgesprochener Philosemit. Die Nationalsozialisten bilden nur einen, wenn auch sehr geräuschvollen, Stammtisch, der zwar gelegentlich eine tüchtige Prügelei zu inszenieren imstande ist, aber gleich seinen neuesten Freunden, der konservativen Volkspartei, einer geistig und organisatorisch einigermaßen befähigten Führung gänzlich ermangelt. Aussichten? Bleibt Oesterreich oesterreichisch, dann droht keine Gefahr — der Oesterreicher ist zum Antisemiten im Grunde zu kultiviert. Gefahr droht erst von dem Anschluß an ein militarisiertes Großpreußen.

In der Tschechoslowakei gibt es keinen Antisemitismus. Der Tscheche ist viel zu demokratisch, altruistisch und kultiviert dazu. Das deutsche, meist irredentistische Element in diesem Staate möchte wohl, aber darf nicht.

Ähnlich liegen die Dinge in Jugoslavien. Auch hier vollständige Ablehnung antisemitischer Phrasen. Nur in Slovenien pöbelt in letzter Zeit die Slovenische Volkspartei. Die vorjährigen Demonstrationen in Agram sind auf das Konto ihres Blattes ‚Slovenec' zu schreiben.

Schlimm liegen die Dinge in Rumänien. Hier dominiert der Rassenhaß, die Unkultur, hier dominiert Professor Cuza mit seiner Liga der „christlich-völkischen Verteidigung". Hier segnet der Metropolit die Fahne dieser Liga, die den sinnigen Fahnenspruch trägt: „Tod allen Juden!" Hier muß Europa, muß der Völkerbund beweisen, daß man nicht gesonnen ist, Europa aufs Spiel zu setzen — sonst siegt der Atavismus.

In Polen sind die Juden staatsrechtlich Minorität. Die antisemitische Organisation des „Rozwoj" bleibt hier auf das Analphabetentum des Landes beschränkt. Gefahr droht erst, wenn Polen eine abermalige Teilung erlebt. Das ist nur möglich bei einem militaristischen Deutschland und einem weißen Rußland.

In Ungarn hat der Antisemitismus trotz seinem moralischen Bankerott, oder vielleicht grade deshalb, nicht an Schlagkraft eingebüßt. Imponderabilien wie „Moral" sind für den ungarischen Rassenschützler eine jüdische Erfindung, also... Wie ist dieser drohenden Gefahr eines neuen weißen

Schreckens überhaupt zu begegnen? Ich stelle eine andre Frage: Muß dieser Staat, dieses Überbleibsel überwundener Begriffe, überhaupt noch existieren? Serbien, die Tschechoslowakei und Oesterreich könnten sich gut in die Verwaltung seiner Ländereien teilen.

Italien? Antisemitenfrei — trotz Mussolini.

Spanien und Portugal? Sprichst du dort das Wort Antisemitismus aus, so fragt dich Jeder: Was ist das?

Hitler-Emissäre versuchen in jüngster Zeit, verschämt eine „Schweizer Christenwehr" aufzuziehen. Die Christen der Schweiz wissen nichts von dieser höchst unchristlichen Organisation.

Frankreich — das Land des historischen Antisemitismus! Es war einmal. Dreyfus, Edouard Drummont und die famose ‚Libre Parole'. Wieviel Antisemiten gibt es heute in Frankreich? Da ist der verkalkte Abbé Duperron und einige andre verstaubte Museumstücke mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Gehrock, Schnitt 1882. Auch Léon Daudet ist ungefährlich.

Dänemark, Schweden und Norwegen? Zwischen Kopenhagen, Stockholm und Oslo herrscht große Rivalität. Jede Stadt will den arischen Erretter Europas geboren haben: Hauptmann Arilskov, Ludendorff-Typ en miniature; Brunoe, Dorfschulmeister und Hitler-Kopist; Saxlund, der Organisator der ‚Nordisk Liga', der sogar dichten kann.

Rußland? Heute noch nicht antisemitisch. Hitler und Fritsch hoffen auf übermorgen, wenn Kyrill...

Nimm ein Licht, deutscher Bürger, und einen Scheuerlappen! Damit leuchte in alle Winkel, wische den Dreck aus, der sich darin festgesetzt hat, und stäube zum Schluß gehörig Insektenpulver!

Aus einer kleinen Residenz von Heinz Pol

Von der Tatsache, daß jüngst die Bürger des Staates Schaumburg-Lippe den geplanten Anschluß an den großen Nachbarstaat Preußen mit einer ziemlich erheblichen Mehrheit abgelehnt haben, ist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Tatsache ist ja auch so winzig.

Nein: diese Tatsache ist riesengroß. Denn selten, vielleicht nie ist in den letzten Jahren das wirkliche Deutschland erschreckender und zugleich lächerlicher zutagegetreten als hier.

*

Der Staat Schaumburg-Lippe ist rund 200 Quadratkilometer groß. Das ist genau der vierte Teil von Berlin. Auf dieser Fläche wohnen 48 000 Menschen. Sie werden verwaltet und regiert von einem Landtag, der ein prächtiges Amtsgebäude in der Hauptstadt Bückeburg sowie 15 Mitglieder hat: 7 Sozialisten links, 7 Bürgerliche rechts, das Demokraten-Weltkind in der Mitten. Der Vorsteher des Ganzen nennt sich „Staatsrat".

Der größere Teil der Bückeburger Einwohnerschaft ist außer pensionierten Generälen und Obersten, die dort das

Geld der Republik bis an ihr spätes Grab verzehren, die ehemalige Hofgesellschaft der Fürsten von Schaumburg-Lippe. Diese Fürsten waren die reichsten von ganz Deutschland, reicher als das Haus Hohenzollern. Der letzte regierende Fürst Adolph wurde kurze Zeit vor dem Kriege auf weit über 200 Goldmillionen geschätzt. (Man schätzt ihn heute, nach vollzogener Abfindung, auf immer noch 80 Goldmillionen.)

Dieser Fürst Adolph war ein fabelhafter Kerl. Er ließ sich die Welt etwas kosten. Raum genug, um seinen Reichtum zu zeigen, hatte er, denn fast das gesamte Land von Schaumburg-Lippe war sein Privateigentum. Er baute das Schloß seiner Väter vollständig um. Was dabei herauskam, war zwar eine Geschmacklosigkeit, aber eine teure. Wie sich der kleine Adolph ein deutsches Versailles dachte. So mit großem Festsaal aus rosa und gelbem Marmor, vastehste, und mit einem Park, in dem man stundenlang spazieren gehen kann.

Das Schönste aber, was sich Adolph leistete, war ein Mausoleum, das er sich und seinen Ahnen mitten im Park errichtete: ein Steinhaufen, fünfzig Meter hoch, achtzig Meter breit, zehn breite Stufen führen zum Heiligtum, innen gleißt es von Marmor. Das Grab der Medici ist ein Dreck dagegen.

Heute lebt Adolph, dieser Sonnenkönig von Bückeburg, in einem Schloß bei München. Er hat eine Wut auf seine Untertanen und die auf ihn. Weswegen wohl? Nicht etwa, weil wir jetzt eine Republik haben, sondern weil Adolph, dieser Teufelskerl, nach dem Kriege eine Dame geehelicht hat, die nicht in feine Gesellschaft paßt. Adolphs Braut wurde einfach boykottiert. Worauf er schnell mit seinen ehemaligen Untertanen über seine Abfindung verhandelte. Die fiel ganz passabel aus: er behielt etwa die Hälfte seiner Domänen sowie alle seine Schlösser und bekam noch eine recht erkleckliche Summe Bargeld in die Tasche gesteckt.

*

Einige Jahre gings ohne Adolphen ganz gut. Dann aber geriet der Staat Schaumburg-Lippe in Geldkalamitäten. Man kam nicht aus mit den paar Steuern, die die Schaumburg-Lippischen Staatsbürger zahlen mußten. Deshalb beschloß die hohe Regierung, einen Volksentscheid über den Anschluß ihres Landes an das finanzkräftige Preußen herbeizuführen. Ein höchst einfacher Vorgang.

*

Was aber geschah? Mächtig begann die Volksseele nach beiden Seiten hochzukochen. Es bildeten sich Abwehrvereine gegen und Kampfausschüsse für und Oppositionsstammtische einerseits für, anderseits gegen. Und es hagelte gesellschaftliche Boykotts. Und die Presse des Landes regte sich entsetzlich auf. Und viele Redner zogen durch die Lande. Und es regnete Resolutionen und Protesttelegramme.

Und als ich am Vorabend der Wahl durch die Straßen Bückeburgs ging, drückte man mir ein Flugblatt in die Hand. Und ich las eins der erschütterndsten Dokumente der modernen deutschen Geschichte:

SCHAUMBURG-LIPPER!

Die Stunde der Entscheidung ist da!
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!

Wahrt die Selbständigkeit als altererbtes Gut, um sie Euern Kindern ungeschmälert überliefern zu können Unsre Nachbarn, die Hannoveraner, Niedersachsen wie Ihr, gäben viel darum, wenn sie von Preußen loskämen; sie kämpfen seit 1866 darum, und wir sollten ohne Not auf eine tausendjährige Selbständigkeit verzichten und uns freiwillig an Preußen anschließen?

Ein solcher Anschluß bleibt uns immer noch!

Außer Preußen öffnen auch andre Staaten liebend ihre Arme. Wir wissen also, daß wir nicht alleinstehen. Bangemachen gilt nicht!

Ist die Entscheidung aber einmal zu Gunsten Preußens gefallen, dann ist es für alle Ewigkeit um unser geliebtes Heimatland geschehen,

die Reue kommt dann zu spät!

Was der preußische Aar hat, hält er mit eisernen Klammern fest. Eine zweite Abstimmung gibt es nicht! Heute haben wir unser Geschick noch selbst in der Hand und können uns mit unsern Staatsausgaben nach der Decke strecken, wie das jeder Einzelne von uns muß. Nach dem Anschluß wird unser Geschick ohne unsre Mitwirkung im fernen Berlin entschieden.

Schaumburg-Lippe bedeutet in Preußen einen Tropfen im Meer, es stellt im preußischen Landtag noch nicht einen ganzen Abgeordneten!

Heute liegt uns unsre Hauptstadt mit dem Sitz der Behörden vor der Nase. Berlin aber ist weit und für die große Masse unsrer Bevölkerung unerreichbar! Noch sind die preußischen Versprechungen billig wie Brombeeren. Aber Versprechen und Halten ist zweierlei. Mit nicht einmal sehr günstig lautenden Anschlußbedingungen suchte man uns zu ködern, heute bröckelt schon manches ab.

Wer bürgt uns denn dafür, daß in der Zeit, wo man **Fürsten enteignet,** nicht auch **unser Kreis vom preußischen Landtag enteignet wird.** Dann ade Dominialbesitz. **Dann hilft aber kein Klagen, dann heißts nur: Maul halten und Steuern zahlen. SCHAUMBURG-LIPPER! Hoch unsre Fahne BLAU-ROT-WEISS! Gedenkt des Wappenspruchs in unserm Schilde: Noli me tangere** (d. h.: Rühr' mich nicht an).

Wer die alte Fahne herunterholen will und unser Wappenschild besudeln durch den Verrat an unsrer Selbständigkeit, der soll sich die Finger verbrennen! Wir warnen ihn und rufen ihm zu: **„Rühr' mich nicht an!"**

Ich flüchtete mich aufatmend in den Ratskeller. Dort überreichte mir der Pikkolo den ‚Bückeburger Anzeiger'. Und ich las:

> Wir denken an die kulturelle und künstlerische Blüte verschiedener Zeiten in München, Heidelberg, Darmstadt, Dresden, Weimar, Lübeck, Danzig, Hildesheim usw. Und nun soll all diesen Kunststätten von Berlin, ausgerechnet von Berlin, die künstlerische und kulturelle Erleuchtung kommen?! Und war nicht auch Schaumburg-Lippe eine befruchtende Kunst- und Kulturstätte, und sind wir es nicht noch heute?
>
> Heute gehen wir sicherlich nicht am Partikularismus, der, man mag sagen, was man will, etwas Knorriges und Trotziges an sich hat, zugrunde, wohl aber ist die Gefahr riesengroß, daß

wir der Zeit des absterbenden kaiserlichen Rom entgegeneilen mit ihrem Feldgeschrei „panem et circenses".

Heute sollte man jedes auf germanischen Instinkten erwachende bescheidene Sondertum (bescheiden, denn was bleibt dem Lande neben den Rechten des Reiches noch?) ängstlich schützen und bewahren. In den Bergen Bayerns und Schwabens, in den norddeutschen Ebenen Mecklenburgs, Oldenburgs, in Braunschweig, den beiden Lippen u. a. Orts erhalten sich wertvolle Kräftereservoire, aus deren selbstbewußtem Menschenmaterial uns allein der Führer geboren werden kann, den wir Alle herbeisehnen.

Danach hatte ich noch so viel Kraft, ein wenig der Rede des Vorsitzenden eines Stammtischs neben mir zu lauschen. Er wurde mit Major tituliert und trug das Stahlhelm-Zeichen. „Was," schrie er, „da kommen die landfremden Elemente daher und predigen uns Anschluß? Kommunisten sind das, Spartakisten, die Alles gleichmachen wollen! Heute vormittag war ich im Schloßgarten zwei Stunden einsam spazieren. Da habe ich mein Gewissen gefragt, und es sagte mir: Erwin, Treue mußt du deinem Lande halten, Schaumburg-Lippe heißt dein Land, und Blau-Rot-Weiß ist die Flagge, die du zu verteidigen hast. Erwin, du mußt hingehen und gegen den Anschluß stimmen. Und so fordere ich Sie auf, meine Herren, ebenso sorgsam Ihr Gewissen zu fragen. Aber ein Hundsfott, meine Herren, wem sein Gewissen nicht das Selbe sagt wie mir. Sehen Sie das herrliche Schloß unsres edlen Landesoberhaupts, sehen Sie die Schwäne im Schloßteich, sehen Sie das wundervolle Mausoleum aus echtem Backstein, und sagen Sie sich dann selbst, meine Herren: das Alles soll an Preußen fallen? Das sollen wir aufgeben? Nie und nimmer!"

*

Und so wurde dann gewählt. Mit feierlichen Mienen und im Bratenrock. Und spät am Abend, als das Wahlresultat noch nicht bekannt war, da saß ich wieder neben dem Stammtisch. Der sang ein gar wundersames Lied. Es lautete:

Stehst Du denn wirklich auf der Kippe,
Mein Heimatland, mein Schaumburg-Lippe?
Kann denn der Deinen treue Hand,
Die ewig sind mit Dir verwandt,
Nicht fest und sicher halten,
Was wir ererbten von den Alten?
Vor 50 Jahren fandst Du Kraft,
Von Frondienst und Leibeigenschaft
Dich selber zu befreien;
Und nun will man Dich reihen
Als Untertan an größ're Macht,
Und Schaumburg-Lippe wär verkracht?!
Beweise Deinen alten Stolz!
Im Dulwald wächst noch Eichenholz,
Um Keulen draus zu drehen;
Die Lust wird dann vergehen,
Zum Knecht zu machen einen Herrn!
Hörst Du's: Verlaß nicht Deinen Stern,
und halte fest mit Herz und Hand
Dein Schaumburg-Lipp'sches Heimatland!

Wie das klang, wie das rauschte, wie die Männerbrüste schwollen, wie der Schaum in den Biergläsern stieg! Da wurde das Resultat bekannt. Alle umarmten sich. Wieder hielt der Major eine kurze Rede: „Fürwahr, meine Herren, wenn ich nicht so ein eisgrauer Kriegersmann wäre, mir würden die Tränen kommen. Die Tränen, deren sich kein echter Deutscher schämen soll. Und echte Deutsche, meine Herren, sind wir trotz alledem, wenn auch unser Heimatland an diesem Orte hier ist und ewig bleibt, und wenn wir auch nie auch nur einen Deut von unsern Belangen aufgeben werden. Denn was heißt Deutsch sein? Deutsch sein heißt Stark sein. Und als stark haben wir uns doch grade heute erwiesen. Es lebe Schaumburg-Lippe! In Staub mit allen Feinden Schaumburg-Lippes!"

*

Da floh ich denn zum nahen Bahnhof, wo grade der D-Zug Köln—Berlin für einen Augenblick hielt. Keuchend stieg ich ein, der Zug fuhr ab, ich sah heraus: Sei mir gegrüßt, du mein Schilda! murmelte ich zum Abschied. Als ich aber hinsah, merkte ich, daß wir schon längst wieder auf dem landfremden preußischen Boden waren.

Die Traumwillige von Friedrich Markus Huebner

Für Louison

Wir sind, enthoben aller Zeit,
Im Raum zu Zwei'n.
Wie Du war Keine so bereit,
mir Traum zu sein.

So süchtig-scheu kommt Deine Hand,
daß ich sie fasse
und meinen Willen bis zum Rand
in sie entlasse.

Aus mir holst Du Dir Sinn und Halt
und lebst das Bild,
das ich von Dir hab ausgemalt —
darin gestillt.

Du wirst Dir selber nur gewahr
im Sein des Scheins.
Ein zweites Ich, erdacht, doch wahr
wuchs und ward Deins.

Die fremd erzauberte Figur,
die Dich beschlich,
sie ists, die küßt. In ihr auch nur
noch liebst Du Dich.

Wir sind, enthoben aller Zeit,
im Raum zu Zwei'n.
Wie Du war Keine so bereit,
mir Traum zu sein.

Das Bild im Topf von Robert Breuer

Jedes Karnickel, das in der Laube oder auf dem Balkon geboren wird, lähmt den Revolutionswillen des Proletariats. Besitz macht behäbig und vermindert die Lust an Barrikade und Tod. Besitz macht aber auch begehrlich: wer hat, möchte mehr haben. Wenn die deutsche Arbeiterschaft nicht allein nach dem Huhn im Topf oder der Karbonade in der Pfanne trachtet: wenn sie nach dem Bild in der Stube verlangt, so ist das ein Kennzeichen ihres Aufstiegs. Neue Bedürfnisse bedeuten neues Wollen. Die Frage ist nur: Fordert das Proletariat wirklich und von sich aus Kunst und Kunstwerk — oder wird ihm solch Anspruch eingeredet von guten Menschen, aber müden Kämpfern? Eins ist gewiß, und selbst der begeistertste Prophet der Parole: „Die Kunst dem Volke!" wird zugeben, daß nicht die kompakte Masse des Proletariats, nicht die Arbeitslosen, nicht die Kurzarbeiter, vielmehr nur eine Oberschicht, nur die Besitz- und Geistesaristokraten des Proletariats für das Experiment der billigen und auf Abzahlung zu gebenden Bilder in Betracht kommen.

Das Experiment wird zur Zeit von der Deutschen Kunst-Gemeinschaft und von einigen Warenhäusern unternommen. Es ist immerhin möglich, daß der neue Typ des gutverdienenden, kulturwilligen und selbstgewissen Qualitätsarbeiters, noch mehr die Bürokratie der proletarischen Organisationen, die gehobenen Führer und Spitzenfunktionäre von solcher Gelegenheit, der Wohnung, die vielleicht ein Siedlungshaus ist, besondern Schmuck und freudvolle Würde zu geben, Gebrauch machen. Geschieht dies, so werden die Avantgarden des Proletariats durch das Kunstwerk im besten ihrer drei Zimmer sich nicht die Fesseln der Sättigung anlegen; sie werden vielmehr erleben und erwirken, daß der Sozialismus keineswegs die Nivellierung der Lebenshaltung will, sondern die Zugänglichmachung aller Genüsse für Alle. Das Huhn im Topf muß ein überwundener Zustand werden, das Bild im Zimmer ein Ziel.

*

Heute und morgen dürfte das billige, auf Abzahlung zu erwerbende Bild vor Allem dem Mittelstand und dem kleinen Überfluß willkommen sein. Wer zwanzig, hundert, zweihundert Mark im Monat entbehren kann und an Bildern oder Plastiken Vergnügen hat, wird die neue Verkaufsmethode begrüßen. Es kommt darauf an, daß deren Sinn auch die Künstler zum mindesten begreifen, was wiederum eine gewisse Ernüchterung der Unsterblichen, erst recht der Vergänglichen und Allzuvergänglichen voraussetzt. Der heute übliche Bilderpreis ist zumeist ein Unfug, eine Plünderung, oft genug eine Desinteressierung des Publikums, ist ein Selbstbetrug des Künstlers, eine Fälschung der Kunstgeschichte und ein Profit einzig für den Kunsthändler. Dem Händler gibt der Künstler, wenn er Miete und Brot braucht, das Bild für einen Hunderter — vom Atelier besuchenden Kunstfreund verlangt er das Zehnfache. Der gehandicapte Händler ist verurteilt, neunhundert Mark draufzuschlagen. Solch Preisbildungsprozeß ist grotesk, aber typisch.

Die systematische Steigerung der Preise besorgen die Händler erst dann, wenn ihre Lager mit einer bestimmten Ware vollgestopft sind und womöglich der Künstler sich ihnen verschrieben hat. Selbstverständlich: der Ausbeutungsprozeß, um den sichs hier handelt, ist vielfältiger und komplizierter; er führt oft genug zu den seltsamsten und peinlichsten Zuständen. Hans Thoma hat im höchsten Alter dürftig leben müssen, während seine Bilder mit jeder Auktion stiegen. Von Bildern, die das Atelier verlassen haben, mögen sie noch so sehr von echter oder inszenierter Hausse gesegnet werden, hat der Künstler gar nichts. Darum ist begreiflich, daß er von vorn herein — wenigstens dort, wo er es versuchen kann: beim Publikum — seine Preise heraufschraubt. Dennoch ist solche Übersteigerung falsch. Sie ist es unbedingt für den Durchschnitt, für 999 Bilder von 1000, für all die Bilder, deren Erwerb nicht eine sichere, gar eine spekulative Wertanlage ist, sondern allein die Befriedigung eines aktiven Bedürfnisses nach einer schönen, das heißt: gefallenden oder irgend sentimental oder symbolisch erregenden Malerei. Auf solch Bedürfnis und dessen Verallgemeinerung zu setzen, ist die einzige aussichtsreiche Spekulation der Künstler. Solch Bedürfnis zu reizen, zu fördern und durch ein verständiges Geschäftsprinzip zu befriedigen, ist die Aufgabe der Deutschen Kunst-Gemeinschaft und der andern, auf niedrige Preise und bequeme Zahlungsbedingungen begründeten Verkaufsorganisationen. Für den Erfolg der Versuche ist Voraussetzung, daß die Künstler die Preise ihrer Werke der Geldkraft dieser Käufernovizen anpassen, daß sie auf alle fiktive Eigenbewertung, auf alle Illusionen und alle Großmannssucht verzichten. Ausgenommen wenige Exemplare, ist das Schicksal des Künstlers: Proletarier zu sein, Lebensgenosse jener Aristokratie der Nichtbesitzenden, die das Reservoir der neuen Käufer bilden.

*

Wonach verlangt der neue Käufer? Die erste Ausstellung der Deutschen Kunst-Gemeinschaft — der Poelzig ebenso manierlich wie architektonisch wirksame Räume im Berliner Schloß hergerichtet hat — gibt eine umfassende Antwort: nach Allem. Nichts wäre falscher, als die Naivität der kunstfreudigen Massen und ihrer kaufenden Exponenten zu vergewaltigen. Das Beste wäre, wenn sie sich, frei nach Scherl, hinaufsähen, wenn sie beim Bildinhalt anfingen, um sich Schritt um Schritt dem Erlebnis der Form zu nähern. Eine snobistische Überspitzung dieser Jungliebhaber würde das Ende vor dem Anfang sein.

Als auf einer Ausstellung von Arbeitermöbeln im Berliner Gewerkschaftshaus das später weit bekannt gewordene Blatt der Käthe Kollwitz ‚Märzgefallene‘ den künstlerisch zum mindesten erweckten Besuchern angeboten wurde, lehnten sie es ab und wählten Steinzeichnungen von Voigtländer oder Teubner; besonders begehrt war das sommerlich lyrische rotbemohnte Ährenfeld von Volckmann. Herzenskitsch. Inzwischen ist der Proletkult propagiert worden und das Bild als gehobener Haussegen, als Instrument des Klassenkampfs.

Alles zugegeben und gepriesen: wo aber wären die Liebhaber und Käufer solcher sozialistisch armierten Kunst? Sie würden, abgesehen von einigen reichen Snobs, zu zählen sein. Es wäre hinterhältig, den neuen Kunstfreund mit Tendenz zu füttern, mit Programm, mit Dogmatik. Mag sein, daß der Eine oder der Andre ein rotes Thema wünscht oder etwas Abstraktes: die Meisten, die Arbeiter wie die Oberlehrer, die Bankbeamten wie die Bibliothekare, die Ingenieure wie die Kaufleute, werden zufrieden sein, zum obligaten Huhn als geistige Hausmannskost das Bild im Topf zu erhalten.

Summa summarum von Gottfried Benn

Es wird wieder so viel für die Kunst getan, kein Bierabend ohne ihre Vertreter, schriftstellernde Herren werden ins Ministerium berufen, es lebt und webt, man zitiert die Ufer des Arno. Da möchte ich mit einem numerischen Beitrag erscheinen, einem Kalkül, einer verstandesmäßigen Betrachtung darüber, wieviel ich durch mein Dicht- und Schriftstellertum summa summarum während meines Lebens verdient habe. Bei meiner ersten Publikation war ich 25 Jahre alt, in diesem Monat wurde ich 40, es handelt sich also um 15 Jahre, und ich zählte vollkommen genau Alles zusammen, was ich je an Honoraren für Bücher, einschließlich Gesammelte Schriften, Feuilletons, Nachdruck, Übernahme in Anthologien, mit einem Wort infolge der Papier- und Verlagsindustrie vereinnahmt habe: es sind 975 Mark.

Was speziell die Gedichte angehen, so verdiente ich 1913 für ein lyrisches Flugblatt bei meinem Freund Alfred Richard Meyer 40 Mark, während des Krieges für Gedichte in den Weißen Blättern von Schickele 20 Mark, nach dem Krieg im Querschnitt für zwei Gedichte 30 Mark, das macht zusammen für Lyrik 90 Mark. Ich will nun keineswegs aufräumen, wie es Else Lasker-Schüler tat, meine fachärztliche Tätigkeit hat mich bis heute ernährt. Und obschon die Geschlechtskrankheiten vom Erdboden zu verschwinden scheinen und der internationale Syphilidologenkongreß in Paris 1925 den Rückgang der Lues für Europa für die letzten fünf Jahre auf 50% schätzt, will ich im Interesse des Allgemeinen Ehrlich-Hata nicht verklagen. Es ist wie gesagt nur ein Kalkül über Dichten und Denken, ein Gedankengang hinsichtlich Kunst und Leben und den kastalischen Quell.

Zu den weitern Betrachtungen muß ich eine Vorbemerkung machen. Es spielt für die Frage gar keine Rolle, ob ich als schriftstellerische Persönlichkeit geschätzt, über- oder unterschätzt werde. Es handelt sich hier ausschließlich um Statistik, nämlich um Folgendes:

Mit diesen 975 Mark bin ich übersetzt ins Französische, Englische, Russische, Polnische und in lyrische Anthologien Amerikas, Frankreichs und Belgiens übergegangen. Im letzten Jahr sind in Paris Aufsätze oder Bemerkungen über mich erschienen in Nouvelles littéraires, Volonté, L'opinion républicaine, soweit mir bekannt. In einem Aufsatz des Franzosen

Reber las ich eine Kritik über ein französisches Buch, das sich mit deutscher Literatur befaßte, und das er abfällig beurteilte, weil es sich beispielsweise mit Figuren wie mir nicht beschäftigte. In einem Vortrag in der Sorbonne rechnete mich Herr Soupault zu den fünf größten Lyrikern nicht nur Deutschlands, sondern Europas. In Einer Woche dieses März erhielt ich ein Essay aus Paris über mich zugeschickt, erhielt den Besuch einer Warschauer Journalistin wegen eines Interviews und wurde von Moskau aus aufgefordert, ein Bild mit Biographie für eine internationale Kunstausstellung einzusenden. Soll ich mich vielleicht genieren, das aufzuzählen? Wo wäre die Öffentlichkeit, der man den Vortritt lassen müßte? Pas de quoi! In Deutschland gelte ich den Literaturgeschichten als einer der prominenten Lyriker des Expressionismus, der Rundfunk widmete mir eine Stunde der Lebenden mit und im Gegensatz zu — sit venia comparationi — Stefan George, eine Zeitung bemerkte über mich bei dieser Gelegenheit: „einer der Größten unsrer Zeit".

Nun vergleiche ich diese 975 Mark mit den Verdiensten andrer Kunst- und Geistestätiger. Eine gute Solotänzerin erhält in der Staatsoper 300 Mark pro Abend ihres Auftretens, eine mittlere Prominenz beim Film verdient am Tag 400 Mark, der erste Geiger einer Sommerkapelle von einigem Niveau wird mit 1500 Mark im Monat bezahlt, der Dirigent der Kinokapelle im Marmorhaus mit 4000 Mark. Ohne mich mit einigen fest engagierten Schauspielerinnen von großem Namen, aber begrenzten Talentes vergleichen zu wollen, die 2000 Mark im Monat garantiert erhalten, ohne an das Geld der Chefredakteure, Intendanten, Bankpräsidenten, die Aufsichtsratstantiemen der Abgeordneten zu denken, wenn ich nur den lyrischen Tenor aus Königsberg und den Wotansänger aus Karlsruhe mit ihren 2—3000 Mark Monatsgagen heranziehe, so steht einer der Größten dieser Zeit mit 4,50 Mark im Monat entschieden ungünstig da.

Aber, wie gesagt, ich beklage diesen Zustand nicht. Ihn beklagen hieße die Gesellschaftsordnung beschuldigen, aber die Gesellschaftsordnung ist gut. Man bedenke doch diese Rasse, die aus dem Dunkel ins Helle strebt ganz ohne Revanchefurcht vorm Licht. Diese Politiker und Minister, was verjauchen sie nicht alles rhetorisch vom Pfingstwunder bis zur Apokalypse, und wenn sie gestorben sind, welche wunderbaren und tiefgeschlagenen Firmen inserieren ihnen einen Nachruf. Diese literarischen Heros, jeden Tag ein Interview, glaubt irgend Jemand, daß sie, nach Kukirol oder Haemorrhoidalblutungen befragt, etwa weniger wichtigtuerisch sich aussprechen würden? Diese künstlerischen Journale: „Woran arbeiten Sie?", und dann antworten diese Biedermänner über ihre Gestaltungsideale, daß demgegenüber die Antwort eines anständigen Schusters, nach seinem Leisten befragt, ein menschlich tiefes Gebilde wäre. Diese feingeistigen Rundfragen: „In welchem Kapitel lassen Sie ihn im Allgemeinen ihr das Du anbieten?", und keiner der Befragten sendet dem Rundfrager eine Streichholzschachtel mit Bronchialabsonderung zu — nein, ich will

weiter meine Tripper spritzen, zwanzig Mark in der Tasche, keine Zahnschmerzen, keine Hühneraugen, der Rest ist schon Gemeinschaft, und der weiche ich aus.

Oder was spricht für Gemeinschaft? Etwa Kleist, als er sich bei Machnow der Repetierpistole bediente, oder Onkel Fritz an seinem Lebensabend, Willkommen aus Sils Maria, als er sich bei seiner Schwester den Vollbart stehen ließ, oder Weininger oder die Morituren auf der Schädelstätte, Essig auf den Mandeln und die Füße von zwei alten Weibern beweint —: auf die Bierabende mit den Herren! Machnow, Golgatha, alles für 4,50 Mark pro Monat, aber ich zu meinen Trippern und jeden Monat ein Gedicht! Gedicht ist die unbesoldete Arbeit des Geistes, der fond perdu, eine Art Aktion am Sandsack: einseitig, ergebnislos und ohne Partner —: evoë!

Sexualprobleme und Rechtsprechung

von Ferdinand Nübell

Eine Reihe großer Prozesse der letzten Zeit — namentlich der gegen den Freiherrn v. Lützow und gegen den frühern Polizeiwachtmeister Bruno Gerth — zeigen aufs neue, wie sehr richtige Rechtsfindung bedingt ist durch Kenntnis der gerichtlichen Medizin, in Sonderheit der sexuellen Psychologie und Soziologie.

Wäre man an die sexual-psychologischen Probleme, die der Fall v. Lützow nicht nur in Bezug auf den Lehrer, sondern mehr vielleicht noch in Bezug auf die Schüler bot, von Anfang an mit dem erforderlichen Rüstzeug der modernen Sexualwissenschaft herangegangen, so hätte vielleicht dem Angeklagten die weit über ein Jahr dauernde Untersuchungshaft und eine monatelange Gerichtsverhandlung, dem Fiskus eine gewaltige Kostenlast erspart werden können. Bei einem sogenannten Lustmord aber, wie Gerth zur Last gelegt wurde, gibt die gerichtliche Psychiatrie überhaupt erst den Schlüssel zum Verständnis und damit zu objektiver Beurteilung des Falles.

Was ein „Lustmord" eigentlich ist, davon hat selbst der gebildete, normal empfindende Laie kaum eine Vorstellung. Wulffen bezeichnet in seinem Buch ‚Der Sexualverbrecher' als echten Lustmord einen solchen, bei dem „das Motiv zur Tötungshandlung in einem entarteten Geschlechtstrieb liegt". Viel ist freilich mit dieser ziemlich allgemein gehaltenen Definition nicht gewonnen; sicher ist wohl, daß der sogenannte Lustmord entsteht aus einer sadistischen Veranlagung heraus, die im Affekt so gesteigert erscheint, daß sie selbst vor der äußersten Konsequenz der körperlichen Mißhandlung: der Tötung nicht zurückschrickt.

Es ist erstaunlich, wie lange selbst die ärztliche Wissenschaft gebraucht hat, um auf dem Gebiet menschlicher Triebstörungen allmählich alte Vorurteile zu überwinden und zu erkennen, daß sichs hierbei, wie bei Geistesstörungen, mehr oder weniger um echte, wirkliche Krankheiten handelt.

Zu begrüßen, weil auch dem Laien ein Verständnis für die Verirrungen und Verfehlungen auf sexuellem Gebiet vermit-

telnd, ist daher eine — soeben im Verlag A. H. Payne zu Leipzig erschienene — Schrift: „Sexualkatastrophen, Bilder aus dem modernen Geschlechts- und Eheleben".

Das Buch will — wie Dr. Levy-Lenz, der es unter Mitwirkung des Leipziger Untersuchungsrichters Dr. Otto Goldmann herausgegeben hat, im Vorwort betont —, ebenso wenig erschöpfend sein wie „trockene Agitationsreden zu Papier bringen, sondern sich bemühen, mit lebendiger Gestaltungskraft das heißfiebernde Sexualleben unsrer Zeit in all seinen seltsamen, grotesken und furchtbaren Formen und Schattierungen so zu schildern, wie es ist", und dies „durch ein buntes Aneinanderreihen der verschiedensten Probleme auf dem Gebiete der sexuellen Psychologie und Soziologie". Dementsprechend bringt es zunächst von Magnus Hirschfeld interessante, teilweise in Form gerichtlicher Gutachten gekleidete Abhandlungen über sexuelle Abarten wie den erst neuerdings als solchen erkannten Transvestitismus (die Sucht, Kleider des andern Geschlechts zu tragen), über Homosexualität sowie den sexuellen Entwicklungsgang eines spätern Lustmörders (Bruno Gerths).

Es folgt von dem Botschaftsarzt Dr. Leo Klauber eine eingehende Studie über die Abtreibung, ihre soziale Grundlage, ihre Verbreitung und kriminelle Behandlung — eine Arbeit, die einen vorzüglichen Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung abgeben würde, wenn, ja wenn nicht grade in dieser Frage die alten, in ihrer innern Unwahrhaftigkeit oft phantastischen Vorurteile gar zu fest eingewurzelt wären. Neu und von besonderm Interesse sind in dieser Darstellung die Mitteilungen über die Erfahrungen in Sowjet-Rußland. Dort ist durch Dekret der Volkskommissare von 1919 bestimmt, daß die Unterbrechung der Schwangerschaft straflos bleibt, wenn sie in staatlichen Krankenhäusern durch Ärzte vorgenommen wird, nachdem der Gesundheitszustand, die soziale Lage und dergleichen der Schwangern festgestellt worden sind. Verboten und strafbar ist aber in jedem Fall der Eingriff durch „weise Frauen", wenn er heimlich, das heißt: ohne Arzt erfolgt. Diese Regelung soll nun, während in andern, mit schweren Strafen vorgehenden Ländern, grade auch in Deutschland der Geburtenrückgang erheblich zugenommen hat, in Rußland genau das Gegenteil bewirkt haben. Das Ergebnis wird nachzuprüfen sein; immerhin klingt es von vornherein nicht so unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, in welcher Anzahl Krankheiten durch die unendlich vielen heimlich und unsachgemäß ausgeführten Aborte hervorgerufen werden, deren Häufigkeit leider von keiner Statistik bei uns erfaßt wird.

Was das Buch noch enthält? Eine anregende sozialpsychologische Studie über die Prostitution von dem Kriminalkommissar Lehnerdt, eine ausführliche Abhandlung über Verbreitung, Bekämpfung und Vorbeugung der Syphilis vom Herausgeber und schließlich einen Beitrag zur Reform des deutschen und internationalen Eherechts von Johannes Werthauer. Auch der geht, nach der Absicht des Herausgebers, den Lesern nicht mit „trockenen Agitationsreden", mit gelehrten juristischen Deduktionen zu Leibe, sondern greift aus der Fülle des prak-

tischen Lebens eine Reihe besonders prägnanter Fälle heraus, die so recht zeigen, wie juristische Zwirnsfäden in der Gesetzgebung der verschiedenen Staaten geeignet sind, Ehe, Leben und Glück der Menschen zu stören, ja für immer zu vernichten.

Alles in Allem: ein Buch, das dem Fachmann zwar nicht allzuviel Neues bietet, aber die diskutierten Probleme in lebendiger, auch dem Laien leicht faßlicher Darstellung behandelt.

Zurück vom Erbfeind von Morus

Bar-Transfer

Zurück vom Erbfeind, findet man schon fünfzig Kilometer hinter der Grenze Empörung. Was hat er jetzt wieder getan, der Bösewicht? Ein redefreudiger Konfektionär, der sich eben in Paris vierzehn Tage gallische Liederlichkeit angesehen hat, verrät es mir, zwischen Aachen und Köln. Der Reparationsagent will die deutsche Währung und die deutsche Wirtschaft ruinieren, nichts weiter. Anstatt den deutschen Export zu fördern — auf Konto Sachlieferungen, versteht sich —, will er jetzt für die einlaufenden Reparationsgelder Devisen kaufen und sie ins Ausland schicken. Meinem Gewährsmann vom Hausvogteiplatz kommt das Wort „Bar-Transfer" schon ganz geläufig über die Lippen. Es muß also bereits in den deutschen Saisonsprachschatz aufgenommen sein. Und nach ein paar Tagen ist man denn auch von den Experten aller Richtungen darüber belehrt, daß die Überweisung einiger zehn Reparationsmillionen in bar eine ungeheure Gefahr für das ganze deutsche Volk heraufbeschwören würde.

Der Tenor kommt mir nicht ganz unbekannt vor. Die Ängstlichen brauchen, falls sie noch Argumente nötig haben, nur nachzulesen, was vor anderthalb Jahren in Deutschland geschimpft und gestöhnt wurde, als Frankreich, nach englischem Vorbild, die Erhebung der 26 prozentigen Reparationsabgabe auf deutsche Einfuhrwaren beschloß. Auch damals hieß es, die Importabgabe, die in der Wirkung einer unkontrollierten Bartransferierung von Reparationsgeldern gleichzusetzen ist, würde die deutsche Währung zerstören, die Wirtschaft zerrütten. Die subversiven Tendenzen, die gegen die herrschende Meinung in der ‚Weltbühne' geäußert wurden, erschienen so staatsgefährlich, daß ein Legationsrat vom Auswärtigen Amt sich eigenhändig bemühte, mich eines Bessern zu überzeugen.

Inzwischen ist das Unglück geschehen, und der Reparationsagent legt seine Rechnung vor. In den letzten neun Monaten sind von England 150.8 Millionen, von Frankreich 33.8 Millionen Mark im Wege der Reparationsabgabe erhoben worden. Der Reparationsagent hat für diesen Zweck 181 Millionen Mark in fremder Währung ins Ausland transferiert. Außerdem hat er 72,5 Millionen für die Verzinsung der Dawes-Anleihe in Devisen umgewandelt und 10 Millionen für einige andre Zwecke. Alles in Allem sind annähernd 30 Prozent der gesamten Reparationsgelder in bar transferiert

worden, ohne daß die deutsche Mark aus dem Gleichgewicht gebracht worden ist.

Die offiziösen und privaten Warner sollten also ihre Klagerufe über den Bar-Transfer einstellen. Einmal kann man sich irren; das zweite Mal blamiert man sich.

Die Wirtschafts-Enquête

Ich sehe sie vor mir, achtundzwanzig Bände, gewichtig und inhaltsschwer, in Halbleder gebunden: „Sitzungsprotokolle des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft". Sie werden in den großen Bibliotheken gar nicht einmal so leicht zu haben sein, denn viele nationaloekonomische Doktoranden werden sie sich nach Hause holen und daraus ihre Dissertationen abschreiben. Und manchmal wird auch ein Syndikus kommen und nachstöbern, was er davon für die nächste Denkschrift seines Verbandes verwerten kann. Aber ich frage mich: kann das genügen, um sechzig Männer, von denen die meisten auf ihre Weise Wichtiges zu tun haben, wie es geplant ist, auf anderthalb Jahre im Reichswirtschaftsrat festzunageln und dazu noch einen Troß von Beamten, Sachverständigen und Auskunftspersonen in Betrieb zu halten? Wird der Aufwand an Zeit und Geld sich bezahlt machen?

Die Frage haben andre Leute sich selbstverständlich auch schon vorgelegt, und gleich in einer der ersten Enquêtesitzungen platzte der alte Professor Siering, den die Mitglieder des Ausschusses kooptiert hatten, mit der Frage heraus: Sagt mal erst, was soll ich eigentlich hier, wozu habt ihr mich gerufen? Selbst der sehr gewandte Vorsitzende, der Rechtsanwalt Lammers, vom Reichsverband der deutschen Industrie, konnte darauf nur antworten, man sei halt noch vor der Aufstellung des Programms, und in der nächsten Sitzung werde man den Arbeitsplan festlegen.

Und dann wurde festgelegt. Das Ergebnis sieht so aus: Der Ausschuß hat „a) durch Tatsachenuntersuchung die seit der Vorkriegszeit eingetretenen wesentlichen Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft klarzustellen; b) soweit bei grundlegenden Faktoren der deutschen Volkswirtschaft solche Wandlungen nicht eingetreten sind, auf dem gleichen Wege den tatsächlichen Zustand auch dieser Faktoren zu ermitteln". Aus der gelehrt klingenden Phrase ins Hochdeutsche übersetzt, bedeutet das: die Enquêtekommission setzt sich zum Ziel, die deutsche Wirtschaft statisch und dynamisch, kreuz und quer, hoch und tief, grün und gelb zu untersuchen, und im übrigen wird man schon sehen, wo man hingerät. Der Entente-Ausschuß hat also nicht fertiggebracht, aus der kindlich unklaren Aufgabe, die ihm der Reichstag zugedacht hat, eine klare herauszuschälen.

Selbst wenn das in den nächsten Wochen einigermaßen nachgeholt werden soll, bleibt die gefährliche Selbsttäuschung, daß sechzig Männer — Männer aus den verschiedensten Weltanschauungs- und Interessensphären — glauben, so etwas wie eine objektive Analyse der gesamten deutschen

Wirtschaft schaffen zu können. Man kann wohl, wie es die englischen und amerikanischen Enquêten tun, ein einzelnes, möglichst technisches Spezialgebiet durch statistische Erhebungen, durch Sachverständigen- und Zeugenvernehmungen einigermaßen widerspruchslos, das heißt: objektiv klären; aber wer sich einbildet, ein so komplexes Gebilde wie die gesamte deutsche Wirtschaft, deren Beurteilung an tausend Ecken und Enden vom Weltanschaulichen und Persönlichen abhängig ist, objektiv klären zu können, der ist ein Komödiant oder ein deutscher Professor. Grade weil es in der Enquêtekommssion sehr stark nach „Bildung" riecht, soll man sich davor hüten, auf die Abwege des Strukturwandlers Sombart zu geraten. Wertfreie Volkswirtschaft gibt es nicht, sowenig wie es wertfreie Allerweltsenquêten gibt. Aber dafür kann es sehr leicht wertlose geben.

Das Fürstengesetz im Reichstag

Der Sklavenaufstand ist niedergeschlagen. Die rote Flut — so heißt sie doch wohl in deutschen Nachtausgaben — hat sich am Hugenberge gebrochen. Schön wars nicht. Aber nachdem bei halboffener Wahl, mit geringen Geldmitteln und fast ohne Zeitungen die Hälfte aller Reichstagswähler an den Zettelkasten gebracht worden ist, liegt auch kein Anlaß vor, nun im Reichstag klein beizugeben und zu schlucken, was Marx und Külz dem Parlament aufoktroyieren wollen.

Die Regierungsvorlage über die Fürstenabfindung ist fast noch ungeheuerlicher, als das, was man bisher in Ausgleich- und Prozeßverfahren erlebt hat. Der wesentlichste Unterschied gegenüber dem bisherigen Zustand: daß anstatt der „ordentlichen" Gerichte neun, von Herrn v. Hindenburg ernannte Reichsgerichtsräte über die Forderungen der Fürsten entscheiden werden. Der preußischen Regierung ist trotz vieler Bemühungen nicht einmal gelungen, einen Passus in den Gesetzentwurf hineinzubringen, durch den die hohenzollernsche Zivilliste ohne Entschädigung Wilhelm von Doorn abgesprochen werden kann. Ob Cilly ihre geliebten Sèvres-Vasen entführen kann, wird davon abhängen, ob die Vasen früher im Schlafzimmer oder im Empfangssalon gestanden haben, und ob Herr Becker sie künftig ausstellen will. Wenn die Watteaus, die Wilhelm früher unter Verschluß hielt, künftig gegen Eintrittsgeld gezeigt, oder wenn in den Schlössern jetzt Büros untergebracht werden, können die Hohenzollern sich den Ertragswert bezahlen lassen. Und ähnliche Lieblichkeiten zu Dutzenden. Damit nur ja das furchtbare Wort ‚Republik' vermieden wird, darf die Fürstenrente nicht etwa entzogen werden, wenn die Fürsten damit politische, antirepublikanische Propaganda treiben, sondern nur, wenn sie die Gelder anders als „für ihre privatwirtschaftlichen Bedürfnisse oder zu wohltätigen oder kulturellen Zwecken" verwenden. Und auch diese Klausel gilt nur für die nächsten vierundzwanzig Jahre.

So ist der Wortlaut, so ist der Geist dieses Gesetzes. Was jetzt der Rechtsausschuß des Reichstags hinzugeliefert hat, ist eine Mischung von Verbesserung und Verschlimmerung. Wer dieses ‚Kompromiß' für tragbar hält, den wollen wir nicht stören. Aber mitgemacht darf nicht werden.

Sätze, Grundsätze von Alfred Polgar

Von den ‚Schriften des Kritikers' in drei Bänden unter dem Gesamttitel ‚Ja und Nein' erscheint jetzt der dritte: ‚Noch allerlei Theater'. Es ist der letzte. Und damit muß endlich auch der große Mangel des Werkes festgestellt werden: daß es nicht zehn, nicht zwanzig, nicht fünfundzwanzig Bände umfaßt. Polgar hat seine Selbstkritik zu weit, viel zu weit getrieben: er hat geglaubt, daß nur diese Auslese aus seinen Kritiken und aus jeder einzelnen Kritik Bestand haben werde. In Wahrheit hätte er seine ganze kritische Produktion, vom ersten Tage bis heute, unangetastet herausgeben können. Denn vom ersten Tage an hat er keine überflüssige Silbe geschrieben. Dieser Kritiker ist die Verkörperung des Kelterers. Schon was er zum Zeitungsdruck zuläßt, ist firner Wein. Und daß er in beispielloser Selbstunterschätzung aus einer Edelernte von einem Vierteljahrhundert ungefähr sieben Achtel als Wasser ausgeschieden hat, ist ein Verlust für Mitwelt und Nachwelt, der auf eine einzige Art wiedergutzumachen ist: so nämlich, daß der Verlag Ernst Rowohlt, wenn diese Auswahl vergriffen ist, sie nicht neudruckt, sondern die Redaktion einer Gesamtausgabe mir überträgt. Ich würde kein Honorar verlangen: ich würde nötigenfalls mit Freuden — Honorar kommt von „Ehre" — eins dafür zahlen.

Neuere Inszenierung. Früher machten die Dekorationen Stimmung, jetzt macht die Stimmung Dekorationen. Das Seelische wird Leinwand, und auf der Kulisse klebt schon das halbe Innenleben der handelnden Personen.

*

Kritik. Leg' an, drück' ab. Und wo der Pfeil stecken geblieben ist, dort male, um seine haftende Spitze als Mittelpunkt, eine Scheibe. So werden dir lauter Kernschüsse gelungen sein.

*

Französischer Schwank. Der Einfall ist nicht groß. Aber er sitzt wie das Spundloch im vollen Faß. Von allen Seiten strömt, drängt, stürzt es dem einen Punkt zu und mit fröhlichem Schaum und Gesprudel ins Freie.

*

Französisches Konversationsstück. Nichts, aber in Seidenpapier.

*

Unausstehlicher als offene Sentimentalität ist jene, die hinter einer spanischen Wand von Ironie sich bemerkbar macht.

*

Verse von Kleist. Sprachmusik, so voll und farbensatt berauschend und stark, daß das Ohr genösse, auch wenn es dem Gehörten gar keinen Sinn entnähme.

*

Von den zeitlichen Dingen allzu sehr belastet, flüchtet der Geist der Russen in die ewigen. Aus Räumen, die ihn durch ihre Enge erdrücken, flieht er in Räume, die ihn durch ihre unbegrenzte Weite zermalmen. Aus einer unendlichen Trostlosigkeit in eine trostlose Unendlichkeit.

*

Wie aus Schicksalen ein Charakter wird: Sache des Romans; wie aus Charakteren ein Schicksal wird: Sache des Dramas. Es baut von der Erde aufwärts, nicht unter die Erde hinab.

*

Kritik. Die Kritik übt ein öffentliches Amt auf Grund privater Mandate: das macht ihre Position zweideutig. Der Kritiker ist weder gewählt, noch ist ihm sein Amt als reife Frucht irgendwelcher, zu diesem Zweck besonders qualifizierender Schul- und Lernzeit in den Schoß gefallen, noch besitzt er irgendein Diplom für die Ausübung seiner Tätigkeit, das von irgendwem respektiert werden müßte. Mit Recht dürfen Autoren und Schauspieler fragen: Wer oder was legitimiert denn grade Euch, in Eurer Gesamtheit, als unsre Richter, Wert- und Schicksalsbestimmer? Ihr übt eine Tätigkeit, zu der Ihr nur dadurch berechtigt erscheint, daß Ihr sie eben übt. Ihr seid Publikum wie die Andern, nur mit dem einen Unterschied, daß Euer Beifallklatschen oder Zischen sich in Druckerschwärze auf Zeitungspapier manifestieren darf.

*

„So ein Schwein!", rief die Schauspielerin, als der Direktor ihr sagte: „Sehr verehrte Meisterin, ich bitte Sie, das Stubenmädchen im dritten Akt zu übernehmen", und: „Direktorchen, Sie sind zum Küssen!", rief sie, als er sagte: „Sie Schlampen, da haben Sie die Lady Macbeth."

*

Der französische Schwank-Mensch ist aus Staub des code civile gemacht.

*

Die Lebewesen, die in einer Operette durch Gesang, durch teils langsame, teils rasche rhythmische Bewegungen oder durch andre feierliche und fidele Zeremonien mit einander sich verständigen, sind eine Geheimsekte, über deren Tun und Lassen ein Schleier gebreitet ist, wie etwa über das Seelenleben oder die Verständigungsmethoden der Goldfische.

*

Deutscher Sprech-Chor. Es ist ihm schwer musikalische Schönheit abzugewinnen, weil das Klangverhältnis der Laute zu einander durch deren Vervielfältigung sich wesentlich ändert, wenn man — wie es naturgemäß geschehen muß — jeden Laut mit derselben Zahl multipliziert. Zwanzig gleichzeitig gesprochene a bleiben immer noch a, zwanzig gleichzeitig gesprochene s aber werden durchdringendes Schlangengezisch. Die Zischlaute allein schon machen jedes deutsche Chorsprechen einem empfindlichen Ohr zur Marter.

*

Ein minderer Gedanke, gereimt vorgebracht, nimmt an Gewicht um etwas zu. Dem geistigen Anreiz gesellt sich da gleichsam auch ein mechanischer. Es ist, wie wenn dir Jemand einen Witz erzählt und dich gleichzeitig, zur sichereren Wirkung, ein wenig kitzelt.

*

Tradition des Burgtheaters. Von ihr lebt es, an ihr stirbt es. Über den Inhalt des feierlichen Begriffs gehen die Meinungen auseinander. Einige verstehen als Tradition des Burgtheaters eine Schauspielkunst von großem, festlichem Format. Andre die Pflege eines pathetischen Darstellungsstils, der, sein Gesetz in sich tragend, der Zeitläufte nicht achtet. Andre eine feudale Ausstattungstechnik, echte Möbel und Stoffe, tadelloses Gesellschafts-Zeremoniell. Wieder Andre ein vornehm gemäßigtes Klima der Geistigkeit, das nicht unter ein bestimmtes Niveau sinken, nicht über ein bestimmtes Niveau sich erheben dürfe. Zur eisernen Tradition des Burgtheaters gehört jedenfalls: der Hinweis auf die Tradition zwecks Deckung von Rückständigkeiten und Ängstlichkeiten. Ebenso ist Tradition die Anrufung der Tradition bei freudigen Anlässen, wie Direktionswechsel oder Absterben hartnäckiger Rollen-Inhaber.

Alle Deutungen des Begriffs Burgtheater-Tradition sind durch die Praxis so durchlöchert worden, daß es angezeigt schiene, als ersten Programmpunkt eines neuen Burgtheaters aufzustellen: Abkehr von der Tradition.

Das romantische Märchen von der alten „Burg" ist aus. Les dieux s'en sont allés. Mögen ihnen die Gespenster folgen.

*

Es ist furchtbar schwer, Humor zu parodieren und sich über Lustigkeit lustig zu machen. Denn der Humor, der verspottet wird, und jener, der verspottet, sind, zumindest auf die Dauer, kaum von einander zu scheiden, der Witz ersten und der Witz zweiten Grades fließen in einander, und von dem schalen Spaß färbt auf den geistreichen Spaß, der über ihn gemacht wird, die Schale ab.

*

Nicht minder als dem Guten behagt dem Bösen (auf dem Theatersitz) der Triumph des Guten. Ein Phaenomen, das nicht als moralisches, sondern als mechanisches Phaenomen verstanden werden will. Der Zuschauer eines Kampfes ist mit seinen Sympathien unwillkürlich auf Seite der geringern Sieges-Chance. Und nicht, weil es eben der Bessere ist, der siegt, freut der Sieg des Bessern auch die Lumpen im Zuschauerraum, sondern weil der Bessere als solcher naturgemäß auch der Schwächere ist. Der Bosheit kommt im sittlichen Weltgefüge die überlegene Position zu. Deshalb wird ihre Niederlage im dramatischen Ring, nach Papierform nicht zu erwarten, vom Publikum jeglicher moralischer Schattierung als reizvolle und prickelnde Überraschung empfunden.

*

Es gibt Stücke, insbesondere französische, deren Tiefe an der Oberfläche liegt. Das ist ein Effekt ihrer Klarheit. Solche Komödien entzücken den Zuschauer, weil er bis auf den Grund sieht und die psychologischen Fischlein mit der Hand fangen kann.

Der Deutsche meint, nur trübe Wasser sind tief.

*

Auf dem Theater wirkt zuweilen grade das Natürliche unnatürlich, und es ist dort gar nicht so einfach, einfach zu sein.

Dies kommt daher, daß Bühnenluft ihre eignen mysteriösen Brechungsgesetze hat, daß also keineswegs, was als „natürlich" in sie tritt, als „natürlich" wieder aus ihr hinaus und zum Ohr des Zuhörers gehen muß.

*

Maeterlincks Stücke sind Luftspiegelungen von Dramen.

*

Das Genie geht glatt durch Mauern und stößt sich wund an der Luft.

*

Posse. Sie darf die absurdesten Voraussetzungen haben, aber in der Entwicklung und Verspinnung dieser Absurditäten muß mathematische Exaktheit herrschen, eine strenge Logik der Unlogik.

*

Wahrheiten sind die Spitzen von Lügenpyramiden. Was uns sicher und gültig scheint: ein Kartenhaus von Fiktionen; und der Tisch, auf dem das Kartenhaus steht, auch Fiktion; und der Boden, der den Tisch trägt, nicht minder.

*

„Witz ist das Niesen des Gehirns." Und ein immer witziger Mensch so was Unausstehliches und Unappetitliches wie ein Kerl, der einen chronischen Schnupfen hat, aber kein Taschentuch.

*

Allzu fest sitzt der finstere alte Lustspiel-Aberglaube, daß der freundliche Ausgang einer Liebesgeschichte die Heirat sei. Künftige Zuschauergeschlechter werden beklommen schluchzen, wenn Held und Heldin einander kriegen, und Stücke mit solchem Ausgang empfinden wie unsre Väter das naturalistische Theater: „peinigend".

*

Der Geist Maeterlinckscher Dichtungen ist an ihr Stoffliches so zart gebunden wie der Duft an die Blüte. Aber das Theater arbeitet mit Leim und Kleister.

*

Ganz ohne „Technik" geht die Sache doch nicht. Wie die unsterbliche Seele an den schmutzigen Leib, ist die heilige Kunst gebunden an die schnöde Kunstfertigkeit.

*

Die ungarischen Bühnenschriftsteller sind nicht dramatisierende Erzähler, sondern Dramatiker. Ihre Roheit ist Hyperämie wie unsre Feinheit Blutarmut. Sie schreiben Theater, nicht fürs Theater. Sie werben sozusagen mit allen Finessen der Brutalität um die Bühne, und, ein zweifelhaftes Frauenzimmer wie diese nun einmal ist, ergibt sie sich ihnen und nicht den Schwächlichen, Kränklichen.

*

Ein schlechter Komödiant ist wie ein Mann, der eine fremde Sprache sprechen will und sie nicht beherrscht. Eine schlechte Komödiantin ist eine Frau, die in ihrer Muttersprache stottert.

*

Seit langem schon sagt kein dramatischer Gatte mehr: „Ha, Elende!" oder: „Mein Herr, Sie werden mir Rechenschaft geben", sondern er spielt sich in weltmännisch bittern Wendungen über oder in traurig-resignierten neben die Situation. Ein Bühnen-Ehemann, der dem erwischten Liebhaber oder der erwischten Gemahlin eine Backpfeife gäbe, würde heute als Figur von sprühender Originalität gelten.

*

Mit seinen Träumen von Vollkommenheit betrügt ein großes Herz das Leben. Und in den Pakten, die es mit dem Leben schließt, betrügt es seine Träume. Ach, der höhere Mensch lebt immer in sündiger Doppelehe mit dem Ideal und mit der Wirklichkeit! Das ist seine tragische Schuld.

Miesbacher Brief von Arnold Weiß-Rüthel

Hier ist noch Alles primitiv,
mehr ländlich fast als sittlich;
das Lokushäuschen wackelt schief
und riecht nicht appetitlich.
Im Städtchen gibt es Alles schon:
Gas, Radio, viel Kinder,
zehn Kirchen, eine Redaktion,
die riecht vielleicht nicht minder.
Stadtbücherei: Vom Fels zum Meer,
Daheim und Falsche Schwüre . . .
Ich schätze solche Sachen sehr,
als ländliche Lektüre.
Urwüchsig ist der Dialekt!
Man wundert sich nicht wenig,
wenn man, zum Beispiel nur, entdeckt:
Der Rupprecht heißt hier König.
Bedenklich scheint mir das Odeur
der braunen Düngerpfützen . . .
ein Pfarrer und ein Redakteur
sind kulturelle Stützen.
Im Wirtshaus an der Eisenbahn
gibts Fliegendreck und Biere,
Am Stadtplatz kräht ein Gockelhahn
just vor der Rathaustüre.
Ein junger Schutzmann hebt — oho! —
die Hand, ganz unvermutet:
ihm ist, als hätte irgendwo
ein Kraftfahrzeug getutet.
Dann schläft er wieder langsam ein
und träumt von Leuchtmanschetten . . .
Im Blättchen steht: es sei der Rhein
von Miesbach aus zu retten.
Sonst ist hier Alles wunderlich,
Milch, Wiesen, Himmelsbläue . . .
Und Niemand ahnt, wie sehr ich mich
auf Honolulu freue.

Bemerkungen

Die Herren Gastgeber

Fast die ganze deutsche Presse — die eine strenge, aber ungerechte Überwachung fremder Korrespondenten als eine ihrer politischen Aufgaben ansieht — erteilt dem Berliner Korrespondenten des ‚Petit Parisien' die Note: mangelhaft. „Ein gewissenloser Korrespondent." Was gabs —?

Pierre Loutre, der übrigens nicht nur den ‚Petit Parisien' in Berlin vertritt, und der zu den bestunterrichteten französischen Journalisten in Deutschland gehört, hat nach Frankreich unter den zahllosen richtigen, wahren und gut informierten Berichten der letzten Zeit telegraphiert, man frage sich in Berlin, was aus den deutschen Generalstabsoffizieren werden solle, die den Kampf der Kabylen gegen Frankreich und Spanien geleitet hätten.

Ich halte diese Information für falsch. Übrigens nicht für falscher als die hundert deutscher Korrespondenten auch ... solche Irrtümer sollen vorkommen, und wenn sie nicht vorkommen, werden sie manchmal durch Streichungen in den Berichten verursacht. Nun mischt sich aber WTB ein und dementiert.

Dementis des Wolffschen Telegraphenbüros sind wertlos und keine Diskussionsbasis. Auch diese offiziöse Auslassung enthält die knüppeldicke Lüge, niemals hätten deutsche Blätter in dem Sinne geschrieben, daß Afrika vom französischen Joch befreit werden müsse. Nachweislich falsch: nicht nur kommunistische, sondern auch nationale Blätter haben das geschrieben. Das Dementi enthält aber einen Satz, den man diesen aufrechten Patrioten doch nicht durchgehen lassen soll.

„Bedauerlich ist, daß Herr Loutre die ihm gewährte Gastfreundschaft dazu benutzt .... gegen Deutschland aufzuhetzen."

Hier wird gar keine Gastfreundschaft gewährt, Herr Loutre bezahlt seine Wohnung und sein Essen, und Steuern zahlt er wahrscheinlich auch. Dieses Fibelgeschwätz, als sei ein Land heute noch eine Kinderstube, das die braven Kinder einlädt und die unartigen nicht, hat zu verstummen. Wenn dieser infame und dumme Satz eine Anspielung darauf sein soll, daß Fremde in Europa heute rechtlos sind, daß Ausweisungen nach Gutdünken der beamteten Lügner vorgenommen werden können — wenn dieser Satz eine Drohung sein soll, so protestiere ich dagegen, nicht nur, weil ich ein Kollege des Herrn Loutre bin. Es ist eine Taktfrage, ob ein Fremder in einem fremden Land in die dortige Politik eingreift, wozu er selbstverständlich das Recht hat — es ist aber gar keine Diskussionsbasis, daß ein Korrespondent das Recht hat, nach Hause zu berichten, was er will. Hier gibt es keine Gastfreundschaft, und hier gibt es keine guten und schlechten Zensuren — diese traurige Demokratie sollte wenigstens den Mut aufbringen, in derart nebensächlichen Fragen so zu tun, als sei sie eine.

Pierre Loutre möge sich das Dementi des WTB nicht zu Herzen nehmen. Man möchte beinah glauben, die Nachricht sei wahr.

Ignaz Wrobel

Max Hoelz Anarchist?

Den Abdruck aus Erich Mühsams Broschüre über Max Hoelz in Nummer 22 der ‚Weltbühne' leitet der Herausgeber mit der Bemerkung ein, daß „an diesem Anarchisten" (Hoelz) ein Justizmord verübt worden sei.

Max Hoelz Anarchist?

Es kommt selbstverständlich nicht darauf an, hier das Recht einer Mitgliederstammrolle oder eines Parteibuchs zu reklamieren. Das wäre eine Forderung, die heute zu schweigen hätte, wo es gilt, Anteilnahme über irgend-

welchen Parteirahmen hinaus zu wecken. Aber notwendig ist, das Bild dieses Mannes zu zeichnen, wie er ist. Ohne Legende. Befreit von den Schlacken der Verkennung, im Freundes- wie im Feindeslager.

Max Hoelz ist ein Arbeiter. Behaftet mit den Schwächen der deutschen revolutionären Bewegung. Aber auch ein Repräsentant dessen, was groß und begeisternd an ihr war. Und wenn wir sein Leben bis an die Schwelle des Zuchthauses verfolgen: seine kleinbürgerlich-strebsame Entwicklung bis in die letzten Kriegsjahre, sein revolutionäres Erwachen beim ersten Zusammentreffen mit einem Sozialisten, seine Kämpfe 1919, 20 und 21, in denen er, stets organisiertes Mitglied der U.S.P., K.P.D. oder K.A.P.D., niemals individuelle Terrorakte beging, sondern stets in revolutionären Massenbewegungen stand und selbst in den heißesten Kampftagen Verbindung mit den politischen Organisationen aufrecht erhielt und von ihnen Direktiven anforderte! — wenn wir dieses Kämpferdasein betrachten, so werden wir zwar auch Züge des individuellen Rebellen, des heißen, oft kühn vorstoßenden Tatmenschen entdekken. Doch hinter all dem steht — man lese nur sein prächtiges ‚Gefechtstagebuch' — so viel nüchterner Tatsachensinn, so viel realpolitische Abschätzung der Klassenkräfte, daß Jeder erkennt, wie fern Max Hoelz allen anarchistischen Illusionen war.

Und in dem Jahrfünft seines bittern Zuchthausdaseins vertiefte er, stets ein Lernender, sich in die Fragen der revolutionären Taktik, lehnte in Briefen an seine alten Kameraden jede Verschwörer-Utopie, jedes Sektentum entschieden ab, legte ihnen, um ein charakteristisches Beispiel zu erwähnen, die Notwendigkeit zäher, beharrlicher Gewerkschaftsarbeit dar. Weit von sich wies Hoelz, grade unter dem Einfluß seiner Zuchthauserfahrungen, alle anarchistischen Illusionen von Gewaltlosigkeit und die doch von anarchistischen Gruppen so heftig betriebene Agitation gegen die „rote Klassenjustiz" in Rußland. Grade sein Verhältnis zu Sowjet-Rußland — überhaupt die Scheidelinie inmitten der babylonischen Ideenverwirrung der sogenannten „deutschen Linken" — zeigt, daß Max Hoelz kein Anarchist, sondern ein revolutionärer Klassenkämpfer ist, im besten Sinne dieses Wortes, den es seit Marx und Lenin hat.

Max Rudert

Potemkin-Film und Pazifisten

Allen Militaristen, die den Potemkin-Film sehen, dreht sich der Magen um, hoff' ich. Aber manchen Pazifisten hoffentlich auch. Manchen, nicht allen; denn in Deutschland gibts selbstverständlich nicht Eine Art Pazifisten, sondern mindestens drei: Absolutisten, „rechte" Relativisten, „linke" Relativisten.

Die Absolutisten oder Tolstoianer oder Gandhisten verwerfen in jedem Fall jede Gewalt ... und werden in jedem Fall von jedem Gewalttätigen vergewaltigt. Sie haben frische, tapfere Führer; aber das Gros der Geführten bilden Mucker und Memmen, die schuld daran sind, daß selbst kluge und eigentlich kriegsfeindliche Leute an der dummen Vorstellung kleben, echte Pazifisten müßten waschechte Waschlappen sein. Ergo: wenn im Potemkin-Film die gepeinigten Matrosen endlich mit dem Ruf „Zu den Waffen!" ihre prachtvollen „Ausschreitungen" gegen das Offizierspack beginnen, dann ist die Leinwand, auf der jener Film rollt, kaum blasser als die sie beäugenden absolutistischen Tanten beider Geschlechter.

Die „rechten", also unrechten, Relativisten verwerfen nur Klassenkämpfe und „Angriffskriege"; „Verteidigungskriege", mithin auch Völkerbund-Exekutionskriege — als Angreifer des Völkerbunds gilt seit der fünften Bundesversammlung, gemäß der These Herriots und des Lords

Parmoor, jeder Staat, der ein Schiedsverfahren des Völkerbundrats ablehnt —... diese Kriege lassen sie zu, ja: machen sie mit. Daß man alle Kriege in „Verteidigungskriege" umlügt, daß man selbst sogenannte „echte Verteidigungskriege" nur zur Verteidigung der „heiligsten Güter" von Geldmachern und Säbelraßlern verbricht, und daß der Kampf Ausgebeuteter gegen Ausbeutende, zum Beispiel ausgebeuteter Matrosen gegen ausbeutende Seeoffiziere, der einzig gerechte Verteidigungskampf ist; das will den „rechten" Relativisten nicht in den Deez. Die „Pflicht" des Staats-Sklaven zum Töten und zum Getötetwerden steht ihnen höher als das Recht des Menschen auf Leben. Je „konsequenter" sie denken, umso stummer sind sie, wenn begeisterte Massen den im Potemkin-Film um ihr Leben kämpfenden Meuterern applaudieren.

Begeisterte Massen — worunter auch wir sind, wir „linken", also rechten, Relativisten, die wir jeden Kampf zwischen Nationen verwünschen... und den Endkampf in den Nationen ersehnen: den Sieg der Lohnknechte über Fabrikanten und Händler, der Kriegsknechte über das „vorgesetzte" Geschmeiß. Uns entzückt der Potemkin-Film, schon weil vor ihm die Geister sich scheiden, will sagen: die Geistigen von den Halbgeistigen und Ungeistigen, die Pazifisten von den Pseudopazifisten — und die Kunstkenner von den Banausen, die grandiose, „doch" russische Schöpfungen für „Potemkinsche Dörfer" erklären, weil ihnen selber die ganze Kultur ein böhmisches Dorf ist.

Franz Leschnitzer

Deutsche Justiz

1924 war Herr Jürgens noch Untersuchungsrichter an einem Gerichtshof, der, einem On dit zufolge, die Aufgabe hatte, die deutsche Republik zu beschützen. Damals hatte dieser Herr zusammen mit einem Referendar Schulz vom Landgericht in Stargard den politischer Vergehen bezichtigten Arbeiter Lamp zu vernehmen. Wie sowas von Herrn Jürgens gemacht wurde, zeigt ein Brief, den Lamp jetzt aus dem Zuchthaus Sonnenburg an seinen Rechtsbeistand Dr. Herzfeld in Berlin richten konnte.

Am 9. Mai 1924 ließ Jürgens mich zur Vernehmung rufen und erklärte mir . . .: „Lamp, die Sache steht nun auf des Messers Schneide, wenn Sie noch weiter leugnen, von dem Sprengstoff zu wissen, dann verhafte ich sofort Ihre Frau."

Auf Grund dieser Drohung hielt ich es für geraten, einzugestehen, vom Sprengstoff im Laden gewußt zu haben, trotzdem ich nie Sprengstoff gesehen, auch nie etwas von Sprengstoff gehört hatte. Am 10. Mai, also am Tage darauf, wurde meine Vernehmung vom Referendar Schulz, Jürgens Gehilfe, fortgesetzt, der mich mit folgenden Worten begrüßte: „Der Direktor (Jürgens) ist sehr ungehalten, wenn Sie Ihre Aussagen nicht ergänzen, wird er Ihre Frau doch noch verhaften lassen."

Ich sollte nun angeben, wo der Sprengstoff geblieben ist, den ich ja am Tage vorher unter Druck zugegeben hatte, der aber meines Wissens nie dagewesen ist. Ich war nun gezwungen, der ersten Lüge eine zweite folgen zu lassen, und gab an, eine Kiste Sprengstoff aus dem Laden geschafft zu haben und sie am „Deutschen Berg" vergraben zu haben. Ich machte diese falschen, mich belastenden Aussagen in der Meinung, daß, wenn ich dem Staatsgerichtshof die Untersuchungsmethoden schildern würde, das Gericht mich unmöglich auf Grund solcher unter Druck zustandegekommener Aussagen verurteilen könne Im August 1924 wurde ich wieder von Jürgens in Gegenwart von vier Berliner Kriminalbeamten ... nach dem Verbleib des Sprengstoffes mit folgenden Worten gefragt: „Lamp, wenn Sie nun nicht die Wahrheit sagen, wo der Sprengstoff geblieben ist, dann muß ich doch noch zu Ihrer Frau greifen."

Trotz der eifrigen Nachforschungen der Stettiner Polizei hat sich damals nicht der geringste Verdachtsmoment gegen meine Frau gezeigt, also lediglich zu meiner Einschüchterung dienten diese Drohungen des Untersuchungsrichters Jürgens. In dieser von mir geschilderten Weise ist das Sprengstoffvergehen, wegen dem ich... verurteilt worden bin, vom Untersuchungsrichter Jürgens künstlich konstruiert worden . . . Meine Beweisanträge wurden vom Gericht abgelehnt.

Und nicht nur vom Gericht. Das Material dieses Prozesses wurde dem republikanischen Reichsjustizminister Marx über-

mittelt: doch auch dieser Mann mit dem doppelten — dem schwarz-weiß-roten und dem schwarz-rot-goldnen — Hosenboden, auch Marx hat eine Überprüfung dieses Falles verweigert.

Lamp sitzt als politischer Gefangener im Zuchthaus. Warum? Weil es Herrn Jürgens damals, vor zwei Jahren, so in den Kram gepaßt hat, und weil dieser Lamp kein so skrupelloser Lump ist wie der „Direktor", der jetzt, im Gefängnis in Stettin, für alle seine Schweinereien und Verbrechen sehr gern seine Frau verantwortlich machen möchte.

Lamp sitzt noch immer in Sonnenburg. Weil ein Minister in dieser Republik einen Untersuchungsrichter und sogar einen Herrn Jürgens und einen Referendar, Beamte also, für glaubwürdiger hält als einen Proleten... Die haben hinter Schloß und Riegel zu sitzen, damit die Andern ihre Sprengstoffvergehen gegen die Republik so ungestört wie möglich vorbereiten und ausführen können. Deutsches Recht...

Arthur Seehof

Hymnus auf die Polygamie

Es ist immer mißlich, heutzutage über die Sexualität zu schreiben, denn erstens liest das kein vernünftiger Mensch mehr, und zweitens weiß man noch nicht, welche Art die Herbstmode bringen wird. Immerhin verdient es, ethisch verankert zu werden, daß ein neuer Sowjetrekord auf dem Gebiet der Scheidungen angekündigt worden ist. Die Eheschließung dauert dort nach den eingeführten Erleichterungen etwa 3—4 Jahre, wobei die Komintern ihre leicht marxistisch angetrauten Bettgenossinnen auf jenem nicht mehr ungewohnten Wege entfernen, den man im römischen Recht als System des repudium zu bezeichnen pflegte. Aber auch diese fortgeschrittene Methode scheint mir noch kein Endziel und, wie alle Arbeiterkunst, übertrieben bürgerlich. Jener Hamburger Gassenkomiker, den ich einmal im Rauch eines Vorstadt-Tingeltangels singen hörte, stand der Weisheit letztem Schluß viel näher. Dieser begeisterte Naturknabe sang:

Ich möchte, die Frauen glichen den Sternen,
die Abends kommen und sich morgens entfernen.

Welch tiefer Sinn in diesen unscheinbaren Worten! Ich weiß nicht, ob man nach diesem hohen Flug noch ein Buch erwähnen darf, das über denselben Gegenstand bei unsern französischen Erbfeinden erschienen ist. Wenn diese Erwähnung doch erfolgt, so nur deshalb, um die Bibliothek der vielen Kleriker, die dieses Blatt lesen, zu bereichern und das preußische Kunstministerium auf ein höchst geeignetes Volkslesebuch aufmerksam zu machen. Das Buch heißt: ‚La Maîtresse Légitime' von Georges-Anquétil, mit einem Vorwort von Victor Margueritte und mit dem Untertitel: ‚Über die kommende polygamische Ehe'.

Also dieser Mann weist politisch, soziologisch, medizinisch, fetischistisch und nach jedem x-beliebigen andern -ismus nach, daß die Vielweiberei, die ungesetzlich ja doch allgemein besteht, auch gesetzlich verordnet und eingeführt werden muß. Da gibt es so und so viele Millionen Frauen, die sonst keinen Mann bekämen, und was derlei Konfektionsgründe mehr sind. Außerdem hat der Verfasser sein Meisterwerk, das beinahe 500 Seiten stark ist und mir bereits im 326. Tausend vorliegt, einer Anzahl von Kapazitäten vorgelegt, die es wissenschaftlich beleuchtet, beurgrunzt und gebilligt haben. Die Rechnung wird somit schon stimmen. Einer der Beurteiler — man braucht nicht besonders zu erwähnen, daß es diesmal eine Frau ist — gibt das unbestochene Urteil ab, daß heutzutage mancher Mann nicht einmal eine Frau erquicken könne, geschweige denn mehrere. Worauf der Autor diese feminine Erkenntnis durch den Hinweis entwaffnet, daß nach den Ergebnissen der neuern Wissenschaft

dem Mann die Kraft beim Anblick einer zweiten Frau wachse. Ein andrer zu Rate Gezogener, wahrscheinlich eine Leuchte der Geometrie, findet, daß jede Frau, wenn einem Manne mehrere Frauen zugestanden würden, konsequenterweise auch mehrere Männer haben dürfe, und die dadurch sich ergebenden Verwandtschaftsgrade erscheinen ihm auf den ersten Blick etwas kompliziert. Der Verfasser weiß auch darauf Antwort zu geben. Er will die gesetzliche Polygamie nicht zur Pflicht machen, sondern die freie Ungesetzlichkeit daneben bestehen lassen. Dieser letzte Hinweis ist es, der einen mit dem sonst immer noch etwas reaktionären Volkslesebuch versöhnt und den Hamburger Sterngucker wieder in seine Rechte einsetzt, die droben am Himmel hängen, unveräußerlich wie eine Mitgift bei Gütertrennung.

Cazotte

Regierung und Adel

Ob es gut ist, daß die ersten Stellen im Staate dem hohen Adel zuteil werden? In Deutschland, ja. Denn in diesem Lande sind die Einsichtigen und Wissenschaftlichen zugleich unpraktisch und unschlüssig. Nur der Tor und der Aufgeblasene ist zugreifend und rasch; da aber im Staate doch notwendigerweise die wichtigen Geschäfte vorwärtsgebracht werden müssen, so schicken sich die Vornehmen am besten dazu. In Frankreich und England ist das freilich anders. Ihre Unfähigkeit zu denken nennen die deutschen Großen: Takt, und gewissenlosen Leichtsinn: Entschlossenheit.

Grillparzer

Die Talentprobe

„Das Ufa-Darsteller-Besetzungsbüro sucht begabte Damen und Herren, die sich dem Film widmen wollen. Schriftliche Anmeldungen, denen ein kurzer Lebenslauf, ein Photo, sowie Rückporto beizufügen ist, sind ... zu richten. Persönliche Anmeldungen können nicht entgegengenommen werden."

Der zukünftige Richter

4. „Sie haben ja in voriger Nacht schon wieder fünf Nachtwächter geprügelt, dafür kommen Sie vier Wochen ins Karzer." „Ew. Magnifizenz, ich mache mir nichts draus." „Sie werden so lange Nachtwächter prügeln, bis man Ihnen das Consilium abeundi gibt!" „Jugend muß austoben, das ist eine alte Regel; Ew. Magnifizenz sind doch auch einmal jung gewesen, freilich schon lange her; hoffe trotzdem, meinem Vaterlande mal als ein tüchtig braver Kerl recht nützlich zu werden und Ihrem Prorektorate dann besondere Ehre zu machen."

Allgemeines Deutsches Kommersbuch Nummer 755: „Ungeheure Heiterkeit"

Treue um Treue.

Welches schlichte, sonnige

Germanenmädel

mit idealer Gesinnung. Rohkostlerin bevorzugt. kein Bubikopf. möchte mir auf 10täg. Schwarzwaldfahrt und späteren Wanderg. Gefährtin sein? Bin 28 Jahre alt, in ges. Stellung. Spätere Ehe nicht ausgeschl. Treue um Treue. Gefl. Zuschriften mit Bild unter Nr. H. 558 an die Badische Presse.

Badische Presse.

Liebe Weltbühne!

„Sie werden verzeihen, wenn ich mich in einer sehr traurigen Angelegenheit an Sie wende. Mein Sohn ist Schriftsteller und wohnt in München."

Das ist der Anfang des Briefes einer unglücklichen Mutter an den Schutzverband deutscher Schriftsteller.

Internationaler Schauspieler-Kongreß.

Euch kann es künftig doch an nichts mehr fehlen.
Begrüßt von Becker, Külz und Gustav Rickelt!
Zumal Euch, wortgewandte Feuerseelen,
der andre Gustav schön beleitartikelt.

Euch kann ein Zungen-R ja noch versöhnen.
Ob Dieser schmettert, ob ein Andrer stammelt:
es muß nur schwungvoll sein und mächtig dröhnen
(weiß auch kein Mensch, warum Ihr Euch versammelt).

Und Papa Rickelt läßt Euch gerne leben.
Von A bis Z: von Zickel bis zu Arno.
Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben.
Ein jeder Stand braucht heute sein Locarno.

Karl Schnog

Antworten

Enteigner. Der Kampf, den Ihr geleitet habt, war der Aufstand der Sklaven gegen die Lakaien. Und dieser Aufstand hat so geendet, wie er in Deutschland, selbst bei unvergleichlich besserer Leitung als Eurer, immer geendet hätte, einfach enden mußte. Nietzsche hat auch das vorausgewußt. „Der Mond hat seinen Hof, und der Hof hat seine Mondkälber: zu Allem aber, was vom Hofe kommt, betet das Bettel-Volk und anstellige Bettel-Tugend. Ich diene, du dienst, wir dienen — so betet alle anstellige Tugend hinauf zum Fürsten. Aber der Mond dreht sich noch um alles Irdische: so dreht sich auch der Fürst noch um das Aller-Irdischste: das aber ist das Gold der Krämer." Also sprach Zarathustra.

Ausländer. In Nummer 25 hat meine Antwort auf Ihre Bitte um Aufklärung des Falles Luther Sie befriedigt. Jetzt soll ich Ihnen auch den Fall Marx aufklären. Der Mann habe als Minister doch vor ein paar Jahren intelligent und vertrauenerweckend angefangen und sei jetzt nicht wiederzuerkennen. Nun, hier liegts genau umgekehrt wie bei Luther. Dem hat man seinen bösen Geist: Kempner nicht beizeiten weggenommen. Und Marx hat man seinen guten Geist nicht beizeiten wiedergegeben. Wie Hindenburg ohne seinen Generalstabschef Ludendorff, so wäre Marx ohne seinen Pressechef Spiecker niemals bekannt oder doch niemals vorteilhaft bekannt geworden. Ohne Spiecker ist Marx ein willenloses Werkzeug der Reaktion. Und die weiß, was sie will, und was sie mit ihm will; und kann es, im Gegensatz zur Opposition, durchsetzen.

A. Degenhart in Essen-Ruhr, Henrici-Straße 61. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Anständiger Mensch. Du fragst mich, obs stimme, daß Tirpitz seine Kriegserinnerungen in der keineswegs deutschfreundlichen ‚Morning Post' publiziere. Ich weiß nicht. Aber es wird schon wahr sein. Pfunde sind besser als Rentenmark. Und wenn man sie auf der Bank von England deponiert, kann man hier seelenruhig den Krieg gegen Polen wünschen.

Anekdotenerzähler. Als Herrn Cunos Außenminister, der Herr v. Rosenberg — Gott hab' ihn selig, das war eine Hausfrau! — zum ersten Mal den Auswärtigen Ausschuß besuchte, da gabs so etwas wie eine Aufregung. Fast Niemand kannte den neuen Mann. Er ging also von einem Abgeordneten zum andern und stellte sich vor. Als er an Eduard Bernstein gelangt war, die Hacken mit dem vorschriftsmäßigen Geräusch zusammengeklappt und seinen Namen genuselt hatte, blickte der Alte mit seinen großen Kinderaugen auf und sagte leutselig: „Ihr Name, Herr Minister, ist mir sehr vertraut. Meine Mutter war auch eine geborene Rosenberg."

Verantwortlich Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.